Gräfin und Marquise. Roman in zwei Abtheilungen von Gustav vom See. (G. v. Struensee.)

Wien, 1864.
Hermann Markgraf.
Breslau, 1865.
Eduard Trewendt.

Erster Band.

Erstes Capitel.

Es war ein trüber, regnerischer Sommermorgen und noch sehr früh. Die tiefziehenden schweren Wolken hingen an den waldbewachsenen Bergen, sie bald ganz verhüllend, bald hier und da einzelne Stellen, höhere Kuppen oder finstere Schluchten für kurze Zeit entschleiernd, ohne jedoch jemals das ganze Gebirge mit seinen sonst so schönen malerischen Linien dem Auge sichtbar werden zu lassen. Selbst an den untern, ziemlich steil in das enge Thal abfallenden Bergwänden zogen dünne, graue Schleier hin, bald verschwindend, bald wieder so plötzlich entstehend, als wenn sie aus den Kronen der feuchten, dunkelen Bäume herausgewachsen wären. Die Stimmung der Natur glich derjenigen eines Menschen, aus dessen Seele immer wieder trübe and düstere Gedanken aufsteigen, ohne daß er weiß, woher sie kommen, die er gern verscheuchen möchte, aber ihrer nicht Herr werden kann. Der Stoff dazu hat sich, wie in der Natur, in schönen, anscheinend sonnenhellen Tagen gesammelt und sich allmälig verdichtet. Der belebende Hauch, der die Nebelmassen zerstreut, will nicht erscheinen, und dem Wechsel verfallen wie alles Irdische, muß er ruhig ausharren, sich tröstend in der trüben Gegenwart mit der Erinnerung dessen, was vergangen ist, und mit der stets bereiten freundlichen Hoffnung des wiederkehrenden Sonnenscheines.

Ein alter Mann, welcher mit besorgten und ängstlichen Blicken aus dem kleinen Fenster eines niedrigen, aber freundlichen Bauernhauses blickte, schien jedoch ganz anderen als diesen melancholischen Betrachtungen obzuliegen, denn er lauschte mit fast athemloser Spannung auf den Schall des aus der Ferne herübertönenden, jetzt schon deutlich zu vernehmenden Schießens. Das, was er hörte, war nicht, der Wiederhall einzelner Schüsse, wie dies etwa eine Jagd in ihrem Gefolge hat, sondern das oft wiederholte Knattern eines lebhaften Gewehrfeuers, und jetzt eben, als er sich zurücklehnte, um seinen Kopf aus dem offenen Fenster zu entfernen, erdröhnten auch die ersten dumpfen und an den Bergen hinrollenden Donner von abgefeuerten Geschützen.

Margot, sagte der Mann, indem er heftig das kleine Fenster fest zuschloß, als ob er sich dadurch hätte sichern wollen, Margot, mein Kind, die Sache fängt an, sehr bedenklich zu werden!

Das junge Mädchen, zu dem der alte Mann diese Worte sprach, schien noch weit mehr von Furcht ergriffen, als er selbst. Sie stand bebend an einem Tische, und die Blässe ihres jugendlichen, kindlichen Gesichtes und der angstvolle Blick ihrer grauen, dunkeln Augen hätten allein genügt, um die Besorgnisse ihres Innern zu bekunden.

Was könnte geschehen, Herr Viorne? sagte sie kaum hörbar; Sie belehrten mich doch noch gestern, der Krieg sei nur hinten weit in Oesterreich, der Kaiser habe gesiegt und der Friede sei jetzt gewiß.

So ist es auch, mein Kind, erwiederte der alte Mann, indem er wieder angstvoll auf das immer an Heftigkeit zunehmende Schießen lauschte; der Kaiser hat gesiegt, die Oesterreicher sind bei Wagram geschlagen, es ist längst ein Waffenstillstand geschlossen, aber dieser Marodeur, dieser Herzog von Braunschweig hat ihn ja nicht angenommen und setzt auf eigene Hand den Krieg fort. Es wird ihm zwar nichts helfen, er wird bald vernichtet sein, aber hier, hier, so weit im Rücken der Armee, hier, wo Niemand an die Möglichkeit eines feindlichen Ueberfalles dachte, wird es ihm vielleicht gelingen, Unheil genug anzurichten!

Glauben Sie, Herr Viorne? fragte in neuer, sichtbarer Angst das junge Mädchen. Aber uns kann doch nichts geschehen?

Wer kann das wissen; sie scheinen es auf unser Dorf abgesehen zu haben, und solche Dorfgefechte sind in der Regel sehr heftig und blutig; man brennt die Häuser nieder und bekümmert sich wenig um die armen Einwohner!

Das wäre ja schrecklich, schrecklich! Was sollen wir dann anfangen?

Vor allen Dingen müssen wir uns jetzt ganz ruhig verhalten, denn wollten wir unser Haus verlassen und in die Berge flüchten, so könnten wir leicht mitten in das Gefecht gerathen!

Nein, nein, um Gottes wilen nicht! Lassen Sie uns ruhig hier bleiben, wir können uns in den Keller flüchten! Der liebe Gott wird Alles zum Besten wenden!

Es bleibt uns weiter nichts übrig, wir müssen hier bleiben, wiederholte der Alte, obgleich es schien, als sei er noch nicht recht mit sich einig, und Sie haben Recht; wir können uns schlimmsten Falls in den Keller flüchten, obgleich – aber das wird hoffentlich nicht nöthig sein – doch hören Sie, hören Sie, es kommt Cavallerie!

Beide eilten bei diesen Worten rasch an das Fenster, sich jedoch so stellend, daß sie von Außen nicht gesehen werden konnten.

Ein größerer Trupp grüner westfälischer Hußaren sprengte die Dorfstraße herauf und machte unmittelbar vor dem Hause, worin sich die beiden beschriebenen Personen befanden, Halt. Der Officier, welcher die Hußaren commandirte, ertheilte mit lauter Stimme Befehle, die durch den raschen Ritt etwas in Unordnung gekommenen Glieder schlossen sich wieder, und der Zug Hußaren hielt darauf mit ausgehakten Carabinern erwartungsvoll in der Dorfstraße.

Treten Sie zurück, treten Sie zurück! rief der alte Mann mit noch weit angstvollerer Stimme als vorher. Treten Sie um Gottes willen zurück, man darf Sie nicht sehen!

Das junge Mädchen, welches ungeachtet ihrer Angst neugierig auf die Hußaren und namentlich auf den jungen, stattlichen Officier geblickt hatte, konnte dieser Weisung kaum nachkommen, denn der Alte hatte sie gewaltsam vom Fenster fortgerissen.

Es sind aber doch unsere Freunde, Herr Viorne, sagte sie dann; sie sind gekommen, um uns zu beschützen!

Alle Soldaten sind jetzt unsere Feinde, erwiederte der Alte rasch und in gedämpftem Tone, als ob man seine Stimme hätte draußen hören können; Niemand weiß mehr, wer Freund und wer Feind ist! Treten Sie zurück, sage ich Ihnen! fuhr er heftig auf, als sich Margot unwillkürlich wieder dem Fenster um einen Schritt genähert hatte; wir sind verloren, wenn Sie gesehen werden!

Aber ich begreife Sie nicht ....

Das ist auch gar nicht nöthig – ich befehle es Ihnen!

In dem Augenblicke, als der Alte diese harten, ihm sonst nicht eigenen Worte sprach, ertönte das Commando des Officiers wieder, und die Hußaren ritten in raschem Trabe vorwärts, dem Schauplatze des sich offenbar nähernden Gefechtes zu.

Die geringste Unvorsichtigkeit kann für uns die schlimmsten Folgen haben, fuhr er dann, wie sonst, in rücksichtsvollem Tone fort, während das junge Mädchen ihn noch immer, erschreckt wegen seiner ganz ungewöhnlichen Heftigkeit, ansah, und es macht keinen Unterschied, Fräulein Margot, ob wir von Feinden oder sogenannten Freunden gesehen werden. Die Soldaten sind allesammt ein rohes, rücksichtsloses Volk, und ein so schönes und auffallendes Gesicht wie das Ihrige lockt sie an, wie die Wölfe ein Lamm. Ich will in den Keller gehen und die nöthigen Vorkehrungen für den schlimmsten Fall treffen. Bleiben Sie hier, aber gehen Sie niemals nahe an das Fenster, niemals, was auch vorüberkommen möge. Setzen Sie Sich hierhin, hinter den großen Ofen; man kann nicht

wissen, es könnte immerhin leicht eine Kugel durch das Fenster fliegen.

Während der alte Mann in den Keller hinabstieg und Margot mit angsterfülltem Herzen und Blicken schweigend hinter dem dunkeln, großen Kachelofen daß, wollen wir den Leser näher mit dem Schauplatze bekannt machen, auf welchem unsere Erzählung beginnt.

Es war ein großes, lang gezogenes Dorf im Harze, zu welchem das beschriebene kleine Haus gehörte, eines von jenen volkreichen und wohlhabenden Dörfern, deren Einwohner zugleich vom Walde, von der Landwirthschaft und von den in der Nähe befindlichen Eisenwerken auskömmlich leben. Es lag in einem romantischen, engen Thale, ziemlich entfernt von größeren Städten, und unterhielt nur so viel Verkehr nach Außen, als der Absatz des Eisens und die Beschaffung von mancherlei Bedürfnissen mit sich brachte. Zur Zeit, von welcher wir reden, gehörte; es zum Königreiche Westfalen, dessen Dasein damals eine zweijährige Vergangenheit aufzuweisen hatte, also so ziemlich in der Blüthe seines kurzen Lebens stand. Die Gewalt des französischen Kaisers, welche dieses Königreich gleichmehreren andern auch den Trümmern alter, im raschen Anlaufe vernichteter Staatenverbände hatte entstehen lassen, konnte doch nicht eben so plötzlich auch die Gesinnungen der darin zu einem Ganzen vereinten Menschen ändern; diese gehörten vielmehr nach wie vor noch immer ihren alten, jetzt

versagten Fürsten und denjenigen Einrichtungen und Anschauungen an, unter welchen sie geboren und aufgewachsen waren. Das Zusammenwürfeln in ein neues, bisher nicht dagewesenes Königreich unter einem fremden Herrscher hatte nur den Erfolg gehabt, daß die Bevölkerung ein gemeinsames Band und ein gemeinsames Streben zu erfüllen begann, nämlich das: vor Allem wieder Deutsche zu werden. Denn der Deutsche bedarf immer erst eines starken Druckes, ehe das Gefühl des großen gemeinsamen Vaterlandes recht lebendig in ihm wird; erst dann; verschwinden die kleinlichen Sonderinteressen, welche, nach dem auf Deutschland ruhenden alten Fluche, seine Bruderstämme trennen und ihre Kraft und Macht lähmen; dann erwacht in ihnen das Verlangen der Einigung, das Streben, Ein Volk, das mächtigste der Erde zu sein – aber wenn das Ziel erreicht, das Joch der Fremden abgeschüttelt, die Freicheit errungen, der graue, einfarbige Kriegermantel ausgezogen ist, dann läßt sich das große, starke Volk wieder die alten Weisen vorsingen, bei denen es sorglos einschlummert, um bei dem Erwachen mit dem gewohnten buntfarbigen Kinderspielzeuge fortzuspielen und dabei zu plaudern, wie schön die Einigkeit gewesen, daß nur in ihr Heil liege, aber Hessen doch einmal nicht Preußen, Württemberg nicht Baiern und Sachsen nicht Oesterreich, kurz, Deutschland nicht Ein Reich sein könne, sondern ein jedes Ländchen zuerst vor Allem das, was es sei, und nebenbei auch noch Deutschland! –

Doch wir verfallen in denselben Fehler, den des Redens und Klagens um unabänderliche Dinge; was wir gesagt haben und noch sagen könnten, weiß ein Jeder, so weit die deutsche Zunge klingt, und obgleich ein Jeder es weiß, bleibt es doch wie es ist, und wird auch wohl noch lange oder immer so bleiben!

Der Tag, welcher mit einem so trüben, regnerischen Morgen begann, fiel in das Ende des Juli im Jahre 1809; die Schlacht bei Wagram war bereits geschlagen und der Waffenstillstand zwischen Napoleon und Franz I. abgeschlossen. Nur in Tyrol währte der Aufstand noch fort, und auch der Herzog von Braunschweig, der bis dahin gemeinschaftlich mit den Oesterreichern in Sachsen gekämpft hatte, war dem Waffenstillstande nicht beigetreten, sondern setzte den Krieg auf eigene Hand fort, weniger, weil er einen Erfolg davon absah, als aus Haß gegen den Gewaltigen und in der Absicht, sich nach dem Meere durchzuschlagen, um sich nach England einzuschiffen, was ihm bekanntlich auch gelang. Das Hauptcorps des Herzogs, im Ganzen bestehend auch 500 Mann Cavallerie, 1500 Mann Infanterie und vier Geschützen marschirte an demselben Tage von Quedlinburg nach Halberstadt, wo es ein westfälisches Infanterie-Regiment nach hartnäckigem Widerstande gefangen nahm, und hatte ein Seitencorps durch das Gebirge entsandt, welches in dem Dorfe, in dessen Bereiche unsere Erzählung beginnt, auf einen unerwarteten und überlegenen Widerstand gestoßen war.

Einige Compagnien westfälischer Infanterie hatten die Ausgänge bejetzt, und, wie wir bereits gesehen, war auch eine Schwadron Hußaren zu ihrer Hilfe erschienen. Die Braunschweiger, der Zahl nach die Schwächern, führten zwei Geschütze und fochten außerdem mit dem Muthe der Verzweiflung. Als der alte Mann, den das junge Mäden mit dem Namen Viorne anredete, nach kurzer Zeit wieder in das Zimmer trat, hatte das Schießen sich noch mehr genähert, und aufsteigende Rauchsäulen verkündeten, daß bereits an mehreren Stellen des Dorfes Feuer ausgebrochen sei. Die Angst des Alten nahm bei diesen bedrohlichen Erscheinungen immer mehr zu. Gott weiß, wie dies enden soll, sagte er mit einem raschen Blicke durch das Fenster; das Feuer nimmt überhand, wir wohnen leider nahe am Anfange des Dorfes, und wenn die Unserigen geschlagen oder auch nur zurückgeworfen werden, ist das Schlimmste zu befürchten!

Wir möchten zu dem Apotheker flüchten! rief das junge Mädchen; es ist der Einzige, den wir hier kennen, wir würden doch nicht so ganz allein und hülflos sein!

kleinen Sie? bemerkte unschlüssig der Alte – es wäre vielleicht gut – aber – nein, nein, es geht nicht – ach, ich dachte nicht an die Hußaren!

Weßhalb gerade die Hußaren – ach, mein Gott, sehen Sie! Ich glaube, sie tragen dort einen Todten!

Zwei Soldaten trugen einen anderen auf zusammengelegten Gewehren vorüber, die Arme hingen ihm schlaff herab und die weiße Tuchweste der Uniform war von Blut überströmt.

Ja, so scheint es, sagte der Alte tonlos.

Es ist schrecklich, schrecklich! rief händeringend das junge Mädchen. Lassen Sie uns in den Keller eilen!

In demselben Augenblicke stürzten eine Menge Dorfbewohner an dem Hause vorüber, wehlklagend und mit bleichen, angstvollen Gesichtern. Die Weiber trugen Kinder oder zogen sie hinter sich her, die Männer flohen, einen Theil ihrer ärmlichen habe mit sich forttragend. Auch verwundete Soldaten suchten sich zu flüchten, das Schießen ertönte in der nächsten Nähe und das gegenüberliegende hölzerne Haus begann zu brennen.

Retten wir uns, retten wir uns, rief das junge Mädchen mit erneuerter Angst, retten wir uns! oder wir sind verloren!

Der alte Mann stand noch immer unschlüssig. In den Keller? sagte er dann; er wird uns keinen Schutz gewähren, wenn das Haus in Flammen aufgeht!

So kommen Sie, kommen Sie nach der Apotheke!

Nun denn, in Gottes Namen, Gott möge Ihr Schutz sein – ich kann nicht mehr thun! Nehmen Sie mit, was Ihnen das Werthvollste ist – den kleinen Kasten – warten Sie – wo ist die Schatulle? Ich darf sie nicht zurücklassen – ah hier – nun – so kommen Sie! Eilen wir, eilen wir!

Der Weg, den sie zurückzulegen hatten, mochte vielleicht zweihundert Schritte lang sein. Kaum befanden sie sich auf der Dorfstraße, als die westfälische Infanterie in wilder Flucht zurückstürmte, dazwischen sagten

die Hußaren, dicht verfolgt von den schwarzen braunschweigischen Reitern, Alles wild durch einander. Die Infanteristen suchten Häuser, Hecken oder Bäume zu erreichen und schossen von da auf die Braunschweiger; diese aber flogen in wilder Verfolgung hindurch, Alles vor sich niederrennend. Die Hußaren hielten wieder einen Augenblick Stand, und die beiden Flüchtlinge befanden sich bald mitten in der wilden Verwirrung dieses Dorfgefechtes. Pferde stürzten, Pistolen und Gewehre knallten und überrittene und zusammengehauene Menschen bedeckten den Boden. Der alte Mann hielt krampschaft die Hand des jungen Mädchens und sie mit sich fort, wohin, wußte er selbst nicht mehr, er suchte nur aus diesem furchtbaren Gewirre zu entkommen.

Sie folgte ihm, längst der eigenen Willenskraft beraubt.

Da fühlte sie plötzlich die sie bis dahin fest umschlingende Hand sich lösen, und der alte Mann sank mit einem leisen Aufschrei zu Boden.

Fliehen Sie, fliehen Sie, stammelte er – mit mir ist es aus!

Herr Viorne, Herr Viorne! schrie das junge Mädchen, indem sie sich verzweiflungsvoll zu ihm herabbeugte und vor seinen erstarrenden Augen erbebte. Erholen Sie Sich – o, stehen Sie doch auf – nur noch ein paar Schritte!

Seine Lippen bewegten sich, ohne daß er sprach, sie knieete zu ihm nieder, aber in demselben Augenblicke sprengten Pferde über sie fort, sie fühlte einen heftigen Schmerz am Kopfe und verlor das Bewußtsein. Ehe sie

die Augen schloß, kam es ihr vor, als ob eine schwarze Reitergestalt neben ihr stände und schützend den Degen über sie halte; dann verschleierten sich ihre Blicke und sie sah nichts mehr. Das letzte ihr bewußte Bild war keine Phantasie gewesen, ein braunschweigischer Reiter-Officier war vom Pferde gesprungen, um das hülflose Mädchen zu beschützen; ehe er jedoch diesen Vorsatz ausführen konnte, traf ihn der Kolbenschlag eines westfälischen Infanteristen, er taumelte und lag wenige Minuten später ebenfalls ohne ein Zeichen des Lebens neben den leblosen Körpern des alten Mannes und des jungen Mädchens. Das Gefecht zog sich rasch das Dorf hinab, die Braunschweiger verfolgten die geschlagenen Westfalen, und bald wurde es wieder still und öde auf der Stelle, wo kurz vorher ein so wildes und mörderisches Getümmel geherrscht hatte.

Zweites Capitel.

Wie bereit angeführt, stand unfern der Stelle, wo der alte Viorne und das junge Mädchen von einem so unglücklichen Geschicke betroffen worden waren; die Apotheke. Sie bildete, obgleich ebenfalls, wie alle Häuser des Dorfes, von Holz erbaut, doch eines der stattlichsten Gebäude, auch dessen Aeußerem die Wohlhabenheit des Eigenthümers leicht zu erkennen war. Dieser selbst genoß nicht nur bei den Dorfbewohnern, sondern in der ganzen Umgegend eines großen Ansehens, welches seinen Grund hatte, eines Theils in der leutseligen und oft aufopfernden Weise, mit welcher er sich armer Kranken

annahm und ihnen unentgeltlich oder auf langen Credit Medicamente verabreichte, anderentheils und Hauptsächlich in seiner ganzen Persönlichkeit. Er war der Rathgeber und Vertraute Aller derer, die eines solchen bedurften und überall half er, so weit es möglich war, auch mit der That, kurz, er war ein Mann, den man allgemein hochschätzte und verehrte und der dies auch im vollsten Maße verdiente. Dazu kam, daß er seiner Gesinnung nach dem neuen Regimente entschieden abhold war und aus dieser Gesinnung auch kein Hehl machte, ein Umstand, der noch besonders dazu beitrug, ihn in den Augen der ähnlich fühlenden Bevölkerung hochzustellen.

Da das Dorf noch vor wenigen Jahren zum Herzogthum Braunschweig gehört hatte, so ist die Aufregung leicht erklärlich, welche seine Bewohner durchzuckte, als plötzlich so ganz unerwartet die Kunde von dem Anmarsche des geliebten Fürsten sich verbreitete. Zwar war es mehr ein freudiger Schreck, als eine wirkliche und wahrhafte Freude, denn selbst der Unerfahrenste konnte darüber nicht im Zweifel sein, daß irgend ein Erfolg nicht zu erwarten, wohl aber für die Person des Herzogs das Schlimmste zu fürchten sei, wenn er seinen Feinden in die Hände fallen sollte.

Als die schwarzen braunschweigischen Reiter mit den Todtenköpfen an den niedrigen Czakos dann die Dorfgasse hinabsprengten und im wilden Anlauf die westfälischen Truppen vor sich hertrieben, da konnte der patriotische Apotheker, ungeachtet der damit verbundenen Gefahr, es doch nicht unterlassen, am Fenster zu bleiben

und sogar den vorübersprengenden Reitern ein freudiges »Willkommen!« zuzurufen. So stand er noch und blickte ihnen nach, als das kurze Gefecht bereits vorüber und unmittelbar darauf eine unheimliche Stille eingetreten war. Seine stattliche, große Gestalt – er unterschied sich auch hierin von vielen seiner Amtsgenossen – lehnte sich weit aus dem jetzt geöffneten Fenster heraus und lauschte aufmerksam den noch vereinzelt fallenden, sich immer mehr entfernenden Schüssen, um daraus den Gang des Gefechtes zu erforschen.

Sie haben gesiegt, sie haben gesiegt! rief er dann, obgleich er sich ganz allein in dem vorderen Zimmer befand, in dem er sich freudig umblickte; aber, setzte er ernst und traurig werdend hinzu, was kann es nützen – was kann es nützen, jetzt wo Oesterreich abermals und wohl für lange Zeit darniedergeworfen ist und Preußen, Gewehr beim Fuß, dies geduldet hat! – Armer, braver Herzog, Du hast Dich einmal wieder von Deinem wilden Blute bethören lassen! Die Würfel sind an der Donau gefallen! Alles Blut von Aspern ist vergebens geflossen – und noch vergeblicher dasjenige, welches jetzt unsere friedliche Straße benetzt. – Gott möge ihn beschützen und ihn seinen Feinden entrinnen lassen – ihn und all die Braven, welche sich um ihn geschaart haben!

Du wirst nie vernünftig werden, Wilhelm, unterbrach die noch immer vor Schrecken bebende Stimme seiner Frau dieses Selbstgespräch, indem sie ihren Kopf in die halbgeöffnete Thür schob; da stehst Du sogar am offenen Fenster, wo so leicht die Kugeln hereinfliegen können! Es

ist unverantwortlich! Meinst Du, es sei vorüber und man könne ohne Gefahr sich in diesem Zimmer aufhalten?

Es ist vorüber, Marie, Du kannst immerhin ganz hereinkommen; die Unserigen haben gesiegt, aber ....

Führe nicht so gottlose Reden, sprich wenigstens nicht so laut, damit Dich Niemand hört; denke an Frau und Kinder! setzte sie flehend hinzu. – Ach, mein Gott, sie schießen immer noch – wenn sie zurückkehrten!

Ich glaube es nicht; aber mag dem sein, wie ihm will, wir dürfen die Hände jetzt nicht müssig in den Schooß legen, es brennen mehrere Häuser, und es muß Hülfe geschafft werden! Heda, ihr Burschen, wo steckt Ihr? rief er jetzt, rasch die Thür öffnend, Fort! Du laufe zum Küster, er soll die Feuerglocke läuten, Du, laß den Kutscher mit den Pferden sofort zur Spritze eilen! Fort, sage ich Euch! Starrt mich nicht so an, macht Lärm, daß die Leute herauskommen, die sich in ihrer Angst versteckt haben, wir, müssen vor Allem des Feuers Herr werden!

Während die Apotheker-Burschen, obgleich mit innerem Widerstreben, dieser Weisung folgten, ergriff er seinen Hut, um selbst nach der Brandstätte zu eilen.

Du wirst doch nicht selbst gehen wollen? fragte voller Angst seine Frau; bedenke, wie leicht der Kampf sich erneuern kann; es ist sogar mit Sicherheit anzunehmen, daß die wenigen Braunschweiger wieder zurückgetrieben werden, und dann geht noch einmal Alles drunter und drüber! Warte wenigstens noch eine Zeit lang, bis wir darüber Gewißheit haben – bedenke ....

Würdest Du das auch wünschen, wenn unser Haus in Flammen stände? Schäme Dich, Marie, der Nachbar muß dem Nachbar helfen in der Noth, das erfordert schon die einfachste Christenpflicht! Laß mich, sage ich Dir, es ist ohnehin keine Gefahr ....

Aber ....

Laß mich – ich würde mich vor mir selbst schämen, wenn ich noch einen Augenblick zögerte!

Er war bei diesen Worten eilig der Thür zugeschritten, als einer der ausgesandten Gehülfen athemlos und leichenblaß wieder in das Zimmer stürzte.

Ach, mein Gott, rief er, die Hände ringend, ach, mein Gott, es sieht schrecklich auf der Straße aus; überall Todte und Verwundete, Pferde und Menschen durch einander, und auch der alte Mann, den sie Viorne heißen, und das junge hübsche Mädchen, welches bei ihm wohnt, liegen todt mitten auf der Straße, dicht neben einem jungen braunschweigischen Officier – es ist schrecklich mit anzusehen – ich kann nicht weiter!

Was sagst Du, Bursche, rief der Apotheker jetzt ebenfalls in großer Bestürzung, der alte Viorne und sein hübsches Pflegekind? Todt? Beide todt und mitten auf der Straße? Es ist nicht möglich!

Ach, ich habe es mit meinen eigenen Augen gesehen – die seinigen standen halb offen und er stierte mich so gläsern an, und sie – ach, sie war voller Blut ....

Genug, genug, rief der Apotheker aus dem Zimmer stürzend; folgt mir Alle sogleich nach, damit wir sie in

das Haus schaffen können – Ich jage Denjenigen fort, der einen Augenblick zögert!

Für den rasch eilenden Mann bedurfte es nur eines sehr kurzen Zeitabschnittes, um ihn an den Schauplatz jenes traurigen Ereignisses zu bringen.

Erschüttert blieb er einen Augenblick stehen, ehe er sich zu thätiger Hülfe entschließen konnte, denn das, was er sah, war wohl geeignet, auch die Nerven eines starken Mannes erbeben zu machen.

Der alte Viorne lag etwas zusammengekrümmt, das Gesicht nach oben, mit halbgeöffneten, gläsernen Augen da, die Hände krampfhaft geballt. Seine Brust war von Blut überströmt, er schien tödtlich von einer Kugel getroffen. Neben ihm lag das junge Mädchen, dessen schönes, bleiches Gesicht auf des Alten blutiger Brust ruhte, daß es zweifelhaft blieb, ob ihr oder sein Blut die dunkeln Flecken auf ihren Kleidern hervorgebracht habe. Ihre Augen waren geschlossen und eine ihrer kleinen Hände hielt noch diejenige ihres Beschützers lose umfangen. Dicht dabei lag der braunschweigische Officier, dessen bleiche Züge die Aufregung des Kampfes festgehalten hatten, denn die Augenbrauen waren finster zusammengezogen und der festgeschlossene, von einem leichten dunkeln Barte umränderte Mund trug den Ausdruck des Zornes, während eine seiner Hände den Säbel, die andere eine Pistole noch fest umschlossen hielt.

Der Apotheker beugte sich zu den Daliegenden hinab, und, war es Zufall oder war es ein anderes, wohl natürliches Gefühl, seine prüfende Hand berührte zuerst diejenige des jungen Mädchens.

Sie ist nicht todt, sagte er dann mit einem erleichterten Athemzuge, vielleicht nur eine Ohnmacht – doch nein – der Arm ist gebrochen, vom Hufe eines Pferdes zerschmettert. Hebt sie leise auf, ganz leise, und tragt sie in mein Haus – nicht so hastig – halte den Arm oben und unten, Franz, – legt sie auf ein Bett, ich werde bald dort sein! – Aber hier scheint keine Hülfe mehr möglich, sprach er dann nach einiger Zeit, während sich mehrere Dorfbewohner um ihn versammelt hatten, indem er den alten Viorne sorgsam untersuchte – die Kugel ist aus nächster Nähe in die Brust gedrungen, zwar ist der Tod noch nicht eingetreten, aber er wird nicht lange auf sich warten lassen. Holt eine Bahre und tragt ihn vorsichtig, sehr vorsichtig zu mir hin – er soll wenigstens nicht hülflos sterben! Armer, junger Mann, wandte er sich dann dem Officier zu, so fern von der Heimath, fern von den Deinen, und ohne Nutzen, ohne Vortheil für die Sache, der Sache, der Du dientest, mußtest Du so früh auf fremder Erde den Tod finden! – Doch nein, er lebt noch! Schwach, schwach pulsirt noch das Leben in diesem Körper, aber vielleicht ist es dennoch darin zu erhalten. Ein Kolbenschlag auf den hinterkopf hat ihn niedergeworfen – es wird Alles darauf ankommen, ob das Gehirn verletzt ist! – Er zog ein Fläschen hervor, hielt ihm dies unter die Nase und rieb die Schläfe ein.

Der Verwundete begann sich leise zu regen, ein tiefer Athemzug hob seine Brust; dann öffnete er die Augen, blickte träumerisch um sich und schloß sie wieder.

Der Apotheker hatte inzwischen die Uniform aufgeknöpft und seine Untersuchung fortgesetzt.

Er hat keine weitere Verletzung, sagte er dann, und athmet jetzt regelmäßig; es ist hoffentlich nicht so schlimm, wie es anfänglich schien. Wir müssen ihn ebenfalls nach Hause tragen.

Der junge Mann schlug bei diesen Worten die Augen wieder auf und blickte verwundert um sich.

Wo bin ich? sagte er dann; ah, ich erinnere mich – haben wir gesiegt?

Sie erinnern Sich? Das ist ein sehr gutes Zeichen! Fühlen Sie Sich sehr schwach?

Ja, sehr schwach; aber ich werde gehen können.

Ungeachtet man ihn daran hindern wollte, machte er einen Versuch, aufzustehen, welcher mit Hülfe des Apothekers und der Umstehenden auch gelang, so daß er, unterstützt von hülfreichen Händen, schwankenden Schrittes bis zur Apotheke gehen konnte.

Hier hatte man bereits für die beiden Verwundeten, so viel es die Umstände zuließen, Sorge getragen, denn die Apothekerin war, abgesehen von ihrer Aengstlichkeit, eine sehr brave Frau, ebenso bereit wie ihr Mann, ihren Mitmenschen zu helfen. Sie hatte nicht nur die beiden Kranken, und zwar einen jeden in einem besonderen Zimmer, auf ein Bett legen lassen, sondern auch sofort nach dem in der Nähe wohnenden Arzte geschickt,

einem Manne, welcher der zum Theil gefährlichen Beschäftigung der dortigen Bevölkerung wegen in der Behandlung schwer Verletzter Erfahrungen gesammelt hatte und außerdem im Rufe eines tüchtigen Arztes stand.

Hier, legen Sie Sich einstweilen auf das Sopha, sagte der Apotheker zu dem Officier, als dieser das Zimmer erreicht hatte; machen Sie keine unnöthigen Umstände, legen Sie Sich nieder. Sie befinden sich hier unter Freunden, die es gut mit Ihnen meinen, unter Braunschweigern, mein Herr, die immer Braunschweiger bleiben, wenn man sie jetzt auch Westfalen getauft hat. Seien Sie deßhalb ohne Sorgen und machen Sie sogleich kalte Umschläge um den Kopf. Franz, besorge schnell Alles, immer kaltes Wasser, das wird einstweilen das Beste sein – ich kehre bald zurück, für jetzt muß ich jedoch nach den Anderen sehen, die leider schwerer verwundet sind, als Sie.

Er hatte mit diesen Worten den jungen Mann genöthigt, sich auf das Sopha niederzulegen, und war, ehe derselbe, dem es noch wirr im Kopfe herumging, zu danken vermochte, eilig aus dem Zimmer fortgegangen.

Der alte Viorne, den man auf ein Bett gelegt hatte, war noch vollständig besinnungslos, und nur ein kaum bemerkbares Athmen bekundete, daß das Leben noch nicht entwichen war. Die Wunde wurde mit einer festen Compresse geflossen, um die fernere Blutung zu verhindern; dann mußte man aber den alten Mann vorläufig sich selbst überlassen und das Weitere abwarten, und es schien fast, als ob das nur noch unmerklich in diesem

Körper zuckende Leben bald und ohne sichtbaren Uebergang ganz aufhören werde.

Der Apotheker eilte daher, nachdem er auch hier die den Umständen gemäße Hülfe getroffen hatte, zu dem jungen Mädchen, welches in dem Zimmer seiner Frau auf deren Bett gelegt worden war.

Als er eintrat, schlug sie eben die Augen auf, und es war offenbar ein beruhigendes Gefühl, das sie erfaßte, als sie die ihr bekannte Gestalt des Apothekers vor sich stehen sah.

Bin ich hier? fragte sie mit schwacher Stimme – bei Ihnen? O, dann ist es gut – aber wo ist Herr Viorne? Ach, es war schrecklich, setzte sie hinzu, indem ein Schauer über ihren Körper lief – mitten unter den Pferden und Reitern – mein Arm schmerzt sehr!

Seien Sie ruhig, sagte der Apotheker, Sie sind jetzt ganz sicher und Herr Viorne auch; er hat eine nicht gefährliche Wunde und liegt drüben in der Stube. Lassen Sie mich vor Allem den Arm untersuchen, Fühlen Sie ich sonst noch Schmerzen? Sie dürfen mir jetzt nichts verschweigen – auch wird der Arzt sogleich hier sein.

Nein, erwiederte sie, ich fühle keine anderen Schmerzen, als an dem Arme – ich kann ihn nicht bewegen, er – ist wie todt. Herr Viorne ist verwundet, sagten Sie? – Ach, mein Gott, jetzt erinnere ich mich, er war mit Blut bedeckt, als er niederfiel, ich vermochte ihn nicht aufzurichten!

Es ist nur eine unbedeutende Fleischwunde, denken Sie jetzt nicht daran und lassen Sie mich Ihren Arm untersuchen. Ja, ja, wie ich dachte – so, fuhr er fort, indem er den Arm auf die Decke des Bettes ausstreckte – es hat weiter nichts zu sagen, Sie müssen ruhig und still liegen, der Arzt wird hoffentlich bald kommen.

Der Arm ist wohl gebrochen? fragte sie.

Wenn Sie es wissen, mein Kind, so habe ich nicht nöthig, es Ihnen zu sagen – aber in Ihrem Alter ist das nicht von Bedeutung. In sehs Wochen können Sie den Arm wieder vollständig gebrauchen, und die Cur ist nur langwierig, durchaus nicht schmerzhaft.

Ach, denken Sie nicht an mich, lassen Sie mich zu Herrn Viorne, daß ich ihn sehen, ihn trösten kann!

Sie müssen Sich jetzt ruhig verhalten, sagte der Apotheker, indem er das junge Mädchen an dem Versuche aufzustehen hinderte, es ist durchaus nöthig ihres Armes wegen; Herrn Viorne geht es den Umständen nach wohl; später, wenn Ihr Arm verbunden und geschient sein wird, werden Sie ihn vielleicht sehen können, aber jetzt ist es unmöglich. – Doch ich höre den Arzt. Bleibe hier, Marie, und sorge dafür, daß sie ruhig liegen bleibt; ich komme bald zurück. Mit diesen Worten verließ er eilig das Zimmer, um den Arzt zuerst zu dem alten Manne zu geleiten, wo dessen Hülfe jedenfalls am nöthigsten war.

Die Wunde ist absolut tödtlich, sagte der Arzt, nachdem er den Kranken längere Zeit sorgfältig untersucht

hatte; es findet eine innere Verblutung Statt. Menschliche Hülfe ist hier vergeblich, der Tod wird wahrscheinlich sehr bald und unmerklich eintreten, und das ist auch das Beste, was wir ihm wünschen können.

Läßt sich gar nichts weiter thun?

Meine Kunst ist hier zu Ende!

So kommen Sie, sagte der Apotheker mit einem tiefen Athemzuge, sehen Sie Sich zuerst den Officier an, obwohl ich glaube, es hat nicht viel auf sich; und dann verbinden Sie dem jungen Mädchen den Arm, der durch den Schlag eines Pferdes zerbrochen ist.

Sie haben ja ein ganzes Lazareth hier, lieber Freund!

Wollte Gott, es wäre nicht der Fall, aber es ließ sich doch nicht ändern!

Fahren Sie mit den kalten Umschlägen fort, Sie verstehen das so gut wie ich, bemerkte der Arzt, nachdem er auch den Officier untersucht hatte, dies, schmale Kost und Ruhe werden Sie in kurzer Zeit wieder vollständig herstellen, denn bei der Klarheit, mit welcher Sie meine Fragen beantwortet haben, ist eine Gehirnverletzung nicht zu befürchten.

Ich danke Ihnen von ganzem Herzen, meine Herren, sagte der Officier, der sich schon längst in eine sitzende Stellung gebracht hatte, daß Sie Sich eines Fremden hülfreich angenommen haben; aber wie Sie selbst sagen, ist meine Verletzung unbedeutend, Darum lassen Sie mich fort, meine Gefährten aufzusuchen, wie es Pflicht und Ehre mir gebieten!

Das ist unmöglich, bemerkte der Arzt ruhig. Die Geschwulst ist sehr stark, die Verletzung überhaupt nicht unbedeutend, jede heftige Bewegung könnte eine gefährliche Erschütterung hervorbringen; Sie müssen Sich einige Tage Ruhe gönnen.

Einige Tage? Dann würde ich sie nicht mehr erreichen können – nein, heute ist der Herzog noch in Halberstadt, dahin werde ich nöthigenfalls fahren können – morgen schon würde es zu spät sein!

Wenn Sie nun aber, wie wahrscheinlich, unterwegs wieder bewußtlos werden, oder, wie noch wahrscheinlicher, in Gefangenschaft gerathen? fragte der Apotheker. Wissen Sie auch, daß Gefangenschaft bei Ihnen gleichbedeutend mit einem schimpflichen Tode ist, daß man Ihr Corps außerhalb des Kriegsrechtes gestellt hat und Napoleon der Mann dazu ist, seine Befehle ausführen zu lassen?

Sie dürfen jetzt nicht fort, sprach der Arzt in seiner bestimmten Weise; Sie würden sehr bald umkehren müssen, wenn man Sie nicht vorher ergriffen hätte, was ziemlich gewiß ist. Morgen wollen wir weiter darüber reden. Für heute Ruhe, kalte Umschläge und Wassersuppe – und nun kommen Sie zu dem jungen Mädchen.

Der Officier, im Begriffe, dieser Weisung abermals zu widersprechen, begann zu fühlen, daß er seine Kräfte überschätzt habe; eine eigenthümliche Schwere lagerte sich auf sein Gehirn, die Vorstellungen fingen wieder an, undeutlicher zu werden, er lehnte sich zurück, und

während er vergeblich mit einem betäubenden Schlummer kämpfte, verließen die beiden Männer leisen Schrittes das Gemach, den Kranken unter der Aufsicht eines Apotheker-Gehülfen zurücklassend.

Drittes Capitel.

Der Arzt hatte den Verband um Margot's Arm vollendet, und sie lag nun, noch immer mit heftigen Schmerzen kämpfend, bleich und ermattet da. Ihre großen, dunkeln Augen richteten sich ängstlich bald auf den Arzt, der in rücksichtsloser Weise an ihrem kranken Arme gezerrt und geruckt hatte, bald auf den Apotheker, welcher ihm bei dieser Operation geholfen.

Es ist jetzt vorüber, mein Fräulein, sagte freundlich der Arzt; ich konnte Ihnen leider diese Schmerzen nicht ersparen, denn von dem ersten Verbande hängt die ganze Cur ab. Aber nun sollen Sie auch Ruhe haben. Trinken Sie, Sie sind durstig, dann nehmen Sie einen Löffel von dieser Arznei, und der Schlaf wird sich einstellen, der Ihnen jetzt vor Allem noth thut.

Während die Kranke dieser Weisung nachkam und dann ermattet, aber zugleich beruhigt, daß die schmerzhafte Operation zu Ende war, die Augen schloß, war leisen Schrittes ein Gehülfe in das Zimmer getreten und hatte einige Worte mit dem Apotheker geflüstert. Die beiden Männer verließen darauf das Zimmer und begaben sich wieder zu dem kranken alten Manne, welcher nach des Gehülfen Aussage unruhig geworden war.

Als sie eintraten, erkannten sie, daß allerdings eine Veränderung in dem Zustande des Kranken eingetreten sei. Er bewegte die Hände und murmelte unverständliche Worte vor sich hin.

Es ist das legte Aufflackern des Lebens, flüsterte der Arzt; der Tod wird bald eintreten.

Margot, stöhnte jetzt der Kranke – Margot, sind Sie hier?

Sie ist in Sicherheit, Herr Viorne, sprach der Apotheker, sich zu ihm herabbeugend, und Sie auch. Sie befinden sich in dem Hause Ihres Freundes, des Apothekers.

Es blieb zweifelhaft, ob der alte Mann den Sinn dieser Worte verstanden habe, denn er antwortete nicht.

Auch die beiden Männer schwiegen.

Dann schlug der Kranke plötzlich die Augen auf und blickte starr, aber die in umgebenden Gegenstände nicht erkennend, um sich.

Wo ist sie? fragte er mit sichtbarer Anstrengung – ich muß – muß sie noch sprechen, ehe ich sterbe –

Denken Sie nicht an solche Dinge, Herr Viorne, Sie werden genesen.

Dieser hatte die Augen wieder geschlossen und lag ruhig, nur seine Lippen bewegten sich hin und wieder, als ob er sprechen wolle.

Hören Sie, Margot – mein armes Kind – sagte er dann leise in langsamen Pausen – ich bin nicht werth, daß Sie mich lieben – ich gehöre auch zu denen, die .... Fliehen Sie, fliehen Sie – verbergen Sie Sich, daß Niemand Ihren

Aufenthalt erfährt, denn – man hat es böse, böse mit Ihnen vor – und ich – ich war ihr Werkzeug – fliehen Sie – sagen Sie Niemandem, wo Sie hingehen – die Schatulle – darin finden Sie Alles – Alles – Alles –

Seine Stimme stockte plötzlich, ein hohler, röchelnder Athemzug hob seine Brust, während ein blutiger Schaum seine Lippen färbte – dann war der schwache Kampf des Lebens mit dem Tode vorüber, und der letztere stand als unsichtbarer, finsterer Sieger zu Häupten seines bleichen Opfers. –

Es waren räthselhafte, unverständliche Worte, die der Todte zuletzt gesprochen, sagte der Apotheker zu dem Arzte, als sich Beide kurze Zeit darauf allein in einem Zimmer befanden; ich weiß nicht, was ich davon denken soll. Er sprach ich mit klarem Bewußtsein. Ist Ihnen etwas Näheres über die beiden Personen bekannt?

Nicht das Mindeste. Sie wohnen seit einem halben Jahre hier im Orte und haben mit Niemandem verkehrt.

Außer mit Ihnen.

Nur zuweilen am der Alte und äußerst selten das junge Mädchen herüber. Ueber ihre Verhältnisse ist nie ein Wort gesprochen worden. Der Alte wich sichtlich jeder Mittheilung darüber aus, und ich bin nicht der Mann, mich in Anderer Geheimnisse einzudrängen.

Er sprach von einer Schatulle, haben Sie dieselbe bemerkt?

Nein, wahrscheinlich ist sie in ihrer Wohnung zurückgeblieben – ich will sogleich selbst nachsuchen. Ich muß

überhaupt jetzt hinaus, denn das Feuer scheint noch immer nicht abzunehmen – hier ist für jetzt nichts mehr zu thun, aber dort bin ich vielleicht sehr nöthig.

Kommen Sie, kommen Sie, ich werde Sie begleiten.

Die beiden Männer verließen bei diesen Worten das Zimmer und begaben sich eiligen Schrittes zur Brandstätte.

Hier war die Verwirrung wie gewöhnlich, sehr groß. Auch das kleine Haus, in welchem der alte Viorne gewohnt, stand in lichten Flammen, und bei der leichten Bauart desselben war es unmöglich, noch in das Innere zu dringen. Erst nach mehreren Stunden angestrengter Arbeit wurde man des Feuers Herr, ohne jedoch die von ihm ergriffenen Gebäude retten zu können. Die Schatulle, von welcher der Viorne gesprochen, konnte, ungeachtet der Apotheker sorgfältige Nachforschungen anstellte, nicht aufgefunden werden.

Am dritten Tage nach den so eben erzählten Ereignissen befanden sich der Arzt und der Apotheker wieder in dem Privatzimmer des Letzteren und sprachen, dicht neben einander sitzend, leise zusammen. Man hatte den alten Viorne vor einer Stunde still und ruhig begraben, damit Margot, welche oben in einem Zimmer nach dem Hofe lag, nichts davon erfahren solle. Sowohl in ihrem wie in dem Ergehen des Officiers war keine Veränderung eingetreten, beide befanden sich vielmehr den Umständen gemäß wohl, nur hatte sich bei Beiden, wie der Arzt vorausgesagt, ein Wundfieber eingestellt, das jedoch regelmäßig und ohne Besorgniß zu erregen verlief.

Aeußerlich hatten sich jedoch die Dinge wesentlich geändert und machten die größte Vorsicht nöthig. Das kleine Corps des Herzogs war von Halberstadt wieder abgezogen, hatte nach einem siegreichen Gefechte mit dem westfälischen General Reubel die Stadt Braunschweig genommen, war aber, von den verstärkten westfälischen Truppen verfolgt, wieder nordwärts gegangen. Diese bereits bekannt gewordenen Nachrichten ließen darüber keinen Zweifel mehr, daß es die Absicht des Herzogs sei, das Meer zu gewinnen, um sich nach England einzuschiffen. Dieser an sich nutzlose Kriegszug war mithin seinem Ende nahe und konnte im glücklichsten Falle nur noch die Rettung des Herzogs und seiner tapferen Schaar zur Folge haben. Dies zu verhindern, wurde französischerseits Alles aufgeboten, da man im höchsten Grade ergrimmt war, daß ein abenteuernder, abgesetzter Fürst es wage, während der Kaiser siegreich in Wien stand, hier, weit im Rücken der großen Armee und im Herzen von Deutschland, einen Parteigängerkrieg zu führen, nachdem der Waffenstillstand mit Oesterreich bereits längst abgeschlossen war.

Man bot daher nicht nur Alles auf, das Corps des Herzogs und wo möglich ihn selbst gefangen zu nehmen oder zu vernichten, sondern man fahndete auch nach allen versprengten oder verwundeten Soldaten dieser »Brigands«, mit welchem ehrenvollen Worte man sie bezeichnete, um an ihnen ein wohlverdientes Exempel zu statuiren.

Der Herzog schiffte sich jedoch, wie bekannt, dessen ungeachtet wohlbehalten mit dem Reste seines Corps nach England ein, und die überall deutsch gesinnte Bevölkerung sorgte dafür, daß die Verwundeten und Versprengten ihren Verfolgern entgingen. Dennoch mußte mancher Brave, der damals in dem Wahne, die Zeit der Befreiung sei bereits gekommen, jener Schaar sich angeschlossen hatte, seinem dunkeln Geschicke erliegen und durch einen ruhmlosen Tod enden.

Die ersten Tage nach dem stattgehabten Gefechte, welches wir zu beschreiben versucht haben, waren ungestört vergangen, denn man hatte vor Allem nöthig gehabt, sämmtliche disponible Truppen gegen den Herzog selbst zu verwenden. Jetzt fing man jedoch an, nach den Verwundeten zu spähen, und kleine Patrouillen und Gensd'armen durchforschten die Orte, wo man deren habhaft zu werden glaubte. In dem Dorfe, welches der Schauplatz jenes Gefechtes gewesen, hatten, weil es sehr abgelegen lag, noch seine Nachforschungen Statt gefunden. Den Nachrichten zufolge, welche die von dem Apotheker ausgesandten zuverlässigen Späher überbrachten, war jedoch anzunehmen, daß dies sehr bald geschehen würde.

Sie werden zugeben, sagte daher der Apotheker mit besorgter Miene zu seinem Freunde, daß etwas geschehen muß. Wir dürfen den jungen, braven Mann nicht in die Hände seiner Feinde fallen lassen; ich würde keine ruhige Minute mehr deßhalb haben.

Nein, das darf in keinem Falle geschehen, erwiederte der Arzt, aber es fragt sich nur, wie wir ihn retten sollen. Daß er in Ihrem Hause sich befindet, ist eine allgemein bekannte Thatsache, und wenn die Leute auch wenig geneigt sein mögen, zu plaudern oder einen Verrath zu begehen, es findet sich doch immer Einer oder der Andere; wer weiß auch, ob nicht ein Spion unter uns lebt.

Sie haben Recht – ganz Recht – es ist eine böse, böse Zeit – hören Sie meinen Plan. Man wird nach ihm spähen und suchen, deßhalb muß er vor der Leute Augen mein Haus verlassen und an einen verborgenen Aufenthalt gebracht werden, bis diese Geschichte sich verblutet hat.

Sehr gut – aber wohin?

Ich dachte, nach dem Hammer in der Fichtenau. Dort muß er natürlich in anderen Kleidern und als ein bestellter Werkführer erscheinen, auch als solcher den Arbeitern vorgestellt werden. Wehring ist fest und treu, wie sein Eisen, und der Platz so verborgen und mitten in den Bergen gelegen, daß eine Entdeckung nicht zu befürchten ist.

Ihr Plan gefällt mir, Wehring müßte aber schleunigst benachrichtigt werden.

Das ist bereits geschehen. Ich habe ihm natürlich vertrauensvoll Alles mitgetheilt, und er willigt ein.

Der Doctor reichte seinem Freunde stumm die Hand. So lassen Sie ihn eilen, sagte er dann, jeder Zeitverlust könnte von den bösesten Folgen sein.

Ich habe bereits mit ihm geredet und mich gefreut, in ihm einen gebildeten und wohl unterrichteten jungen Mann zu finden. Bei seinem offenen Wesen hat er aus seiner Vergangenheit gegen mich wenig Hehl gemacht und mir mitgetheilt, daß er eigentlich Landwirth sei und aus Schlesien stamme. Im Begriffe, dort eine größere Pachtung anzutreten, kam der Krieg mit Oesterreich, von welchem, wie er mir sagte, man in seiner Heimath allgemein glaubte, daß Preußen sich daran betheiligen werde. Als dies jedoch wider Erwarten nicht geschah, hat er sich, hingerissen von einer begeisterten Vaterlandsliebe, verleiten lassen, bei dem Corps unseres Herzogs, für welches dort offen geworben wurde, Dienste zu nehmen.

Verleiten lassen? fragte der Arzt in vorwurfsvollem Tone, das sagen Sie?

Ich will seine Handlungsweise durchaus nicht verdammen, entgegnete der Apotheker, Sie wissen ja, wie ich in dieser Hinsicht denke – aber das Ende dieser tollkühnen Unternehmung konnte wohl von Anfang an nicht zweifelhaft sein. Mir ist der junge Mann deßhalb jedoch um so ehrenwerther, und ich will meinerseits Alles thun, um die Folgen von ihm abzuwenden.

Davon bin ich überzeugt, und Sie bedürfen wahrlich der Worte nicht, wo ihre Handlungen sprechen.

Nun, so lassen wir das. Ich habe einen passenden Anzug für ihn an einen verborgenen Ort im Walde bringen lassen; dort wird sich der braunschweigische Reiter-Officier in einen gewöhnlichen Menschen verwandeln, und während wir Alles, was sich auf seinen jetzigen

Stand bezieht, verschwinden lassen, begibt er sich nach dem Hammer in der Fichtenau und trat dort sein neues Amt an.

Es ist Alles gut und scharfsinnig erdacht – aber lassen Sie ihn eilen, es möchte sonst zu spät sein.

Er wird in einer Stunde aufbrechen – bis heute Abend ist nichts zu fürchten, ich habe sichere Nachrichten.

Wenn Sie meiner in irgend einer Beziehung bedürfen, ich stehe ganz zu Ihren Diensten.

Ja, ich bedarf Ihrer, lieber Freund – mich quält noch eine andere Sorge.

Es freut mich, daß Sie nicht hier wie überall allein Alles abmachen, sondern mir Gelegenheit geben, gleichfalls ....

Ja, rathen Sie mir, unterbrach der Apotheker, ich bedarf Ihres Rathes – was soll mit dem jungen Mädchen geschehen?

Mit dem jungen Mädchen? fragte der Arzt erstaunt.

Ja, mit dem jungen Mädchen. Die letzten Worte, welche der alte Viorne sprach, machen es unzweifelhaft, daß sie in irgend einer Beziehung zu Personen steht, welche Böses gegen sie im Schilde führen.

Es bleibt sehr zweifelhaft, bemerkte der Arzt, ob der Sterbende noch bei Bewußtsein war, als er jene Worte sprach.

Er war bei klarem Bewußtsein, entgegnete der Apotheker, und wenn der Tod nicht so plötzlich eingetreten wäre, würden wir weitere Aufklärungen erhalten haben. So ist es leider nicht geschehen, und die Schatulle, welche

ihm so viel Sorge machte und die wahrscheinlich werthvolle Documente enthielt, ist verschwunden.

Was sollte aber in dieser Hinsicht geschehen?

Viorne und das junge Mädchen haben während ihres halbjährigen Aufenthaltes in unserem Dorfe zuweilen mit uns verkehrt, und wenn dieser Verkehr auch sehr oberflächlich war, so habe ich doch so viel daraus entnommen, daß der Alte das junge Mädchen verborgen hielt, sie genau überwachte und in einem geheimnißvollen Verkehre nach Außen stand, wahrscheinlich mit denen, welche sie zu fürchten hat, da er sie selbst davor warnte und sie aufforderte, zu fliehen, da sie verfolgt würde.

Hierüber muß das junge Mädchen selbst doch mehr wissen und wird keinen Anstand nehmen, es mitzutheilen, wenn man sie fragt und sie zugleich von den letzten Aeußerungen ihres verstorbenen Beschützers in Kenntniß setzt.

Das habe ich bereits gethan.

Nun, und?

Der Tod des alten Viorne hat sie sehr erschüttert, denn sie hing an ihm mit großer Liebe, obgleich sie nicht in Abrede stellt, daß er sie stets mit Aengstlichkeit bewacht habe.

Nimmt sie Anstand, von ihrer Vergangenheit zu sprechen?

Nicht im mindesten; sie hat ein offenes Wesen, und bei ihrer großen Jugend ist es wohl natürlich, daß sie gegen Menschen, welche ihr mit Theilnahme entgegenkommen, Vertrauen gewinnt.

Darf ich erfahren, was sie Ihnen mitgetheilt hat?

Es ist zwar nicht viel, weil sie selbst nicht viel weiß, aber genug, um daraus zu erkennen, daß des alten Viorne letzte Worte einen tiefen und richtigen Sinn hatten.

Sie machen mich neugierig.

Sie stammt, wie dies wohl kaum zweifelhaft ist, aus Frankreich. Jetzt fünfzehn Jahre alt, ist sie zur Zeit der Schreckensherrschaft, ein Jahr nach des unglücklichen Königs Enthauptung, geboren. In Frankreich ist sie niemals gewesen. Mit ihren Eltern oder mit denjenigen, welche sie für ihre Eltern hielt – sie spricht von einer großen, stolzen Frau und einem alten Manne, der sie oft zärtlich geküßt – ist sie unter vielfachem Wechsel des Aufenthaltes bis zu ihrem neunten Jahre zusammengewesen. Man sprach nur französisch, da ihre Umgebung kein Deutsch verstand; sie lernte es natürlich, wie ihre Muttersprache, weil sie sich immer in der Schweiz oder Deutschland aufhielt, worüber sie jedoch keine andere Auskunft geben kann, als daß alle Leute, außer denjenigen, welche sie für ihre Eltern hielt, deutsch gesprochen hätten. Sie erzählt ferner von einem um mehrere Jahre älteren Knaben, den sie für ihren Bruder gehalten, bis ihr später der alte Viorne mitgetheilt habe, daß weder der Knabe ihr Bruder, noch jene beiden Personen ihre Eltern seien.

Das klingt ja Alles wunderbar.

Eines Tages ist sie dann nach einem sehr zärtlichen Abschiede von dem alten Manne und aufgelös't in Schmerz, daß sie von dem Knaben hat scheiden müssen, mit Viorne

fortgefahren und hat in dieser ganzen Zeit an drei verschiedenen Orten allein mit diesem eben so verborgen gelebt, wie hier.

Viorne wird ihr doch selbst über ihre Eltern und ihre Vergangenheit Mittheilungen gemacht haben.

Er hat ihr gesagt, daß ihre Eltern während der Revolution umgekommen seien, daß sie die Tochter eines armen französischen Edelmannes Namens de Larey sei, deren sich nach der Hinrichtung ihres Vaters jene Personen, die ich Ihnen beschrieben habe, mitleidsvoll angenommen und mit ihr dann Frankreich verlassen hätten. Diese, die man, wie sie sich erinnert, Villers genannt, seien jedoch selbst arme Emigrirte gewesen und hätten später nicht mehr die Mittel besessen, sie zu ernähren. Er, der alte Viorne, habe sie lieb gewonnen, und da er nicht, wie jene, nach Frankreich hätte zurückkehren wollen, weil er das neue Regiment haßte, habe er sie bei sich behalten. Er selbst müsse jedoch verborgen leben, um nicht von dem jetzigen französischen Gewalthaber, dem Kaiser, entdeckt zu werden, der alle alten Anhänger des Königs verfolgen lasse, und deßhalb hätten sie so abgeschlossen gelebt und auch öfter ihren Aufenthalt gewechselt.

Ich gestehe, bemerkte der Arzt, daß dies Alles etwas unwahrscheinlich und mystisch klingt. Was hatte denn der alte Viorne für ein Interesse an dem jungen Mädchen?

Er sei ein Freund ihres Vaters gewesen, hat er ihr oft gesagt, und könne Sie daher nicht verlassen.

Und sonst weiß sie nichts?

Sie spricht von dem alten Viorne mit großer Liebe und kann sich noch immer nicht über seinen Tod trösten. Jedenfalls hat er sie gut behandelt und auch, wie sie ferner erzählt, unterrichtet, obgleich ihre Kenntnisse den gewöhnlichen Elementarunterricht wenig überschreiten. Unaufhörlich hat er ihr aber eingeschärft, mit Niemandem weiter zu verkehren, weil sonst seine Freiheit, ja, selbst sein Leben gefährdet werde. Natürlich hat sie dies auch gethan, und so stets einsam mit ihrem Beschützer gelebt, Sie erzählte auf meine Frage weiter, daß sie zuerst in der Schweiz gewohnt, dann aber, als der Krieg auch dorthin gekommen, nach Deutschland gezogen seien, daß der alte Viorne von Zeit zu Zeit Briefe geschrieben habe, die sie jedoch niemals hätte lesen dürfen und die er selbst in der nächsten Stadt auf die Post gegeben. Er habe ebenso von Zeit zu Zeit Antworten und, wie sie wohl gemerkt, mit Geldsendungen erhalten, denn wenn diese Briefe, die zu regelmäßigen Zeiten eingetroffen, zuweilen länger ausgeblieben seien, hätten sie äußerst kümmerlich leben müssen. Auch unser Dorf hätten sie binnen kurzem verlassen wollen; die Leute fingen an, sich zu viel um sie zu bekümmern, hätte der Alte gesagt; an welchem Orte sie aber sich dann niederlassen wollten, wußte sie nicht, denn jedes Mal, wenn sie ihren Aufenthalt gewechselt, hat Viorne ihr nur gesagt, daß sie fortziehen würden, niemals aber vorher, wohin.

Schließlich könnte die Geschichte aber doch in ihren Hauptzügen wahr sein, bemerkte nachdenkend der Arzt; es treiben sich noch immer viele solcher französischer

Emigrés herum, welche auf die Auferstehung des Königthums und auf den Sturz des Kaisers hoffen. Die Zuneigung eines alten Mannes zu dem hülflosen Kinde seines hingerichteten Freundes ist außerdem in der Natur, selbst in dem Egoismus des Menschen begründet.

Sie vergessen aber Viorne's letzte Worte, entgegnete der Apotheker. In der Sterbestunde redet der Mensch die Wahrheit, und er sagte, man habe es böse mit ihr vor, sie solle fliehen, sich verbergen, er sei das Werkzeug ihrer Verfolger gewesen, sie solle Niemandem sagen, wo sie hinginge. – Kann es darnach einem Zweifel unterliegen, daß ihr Gefahr droht, wenn wir auch nicht wissen können, welche? Ist es nicht unsere Pflicht, das arme, unschuldige Wesen dieser Gefahr zu entziehen, so weit es in unserer Macht liegt?

Aber wie können wir dies? Wenn Ihre Annahmen richtig sind, was mir jetzt selbst wahrscheinlich ist, so wissen diejenigen, vor welchen Viorne warnte und als deren Werkzeug er sich bekannte, auch ihren jetzigen Aufenthalt, da der Alte jedenfalls mit ihnen in Verbindung gestanden. Man wird also nachforschen, und Ihr Haus wird der erste Ort sein, wo man diese Nachforschungen beginnt.

Das unterliegt keinem Zweifel, deßhalb kann sie auch keinesfalls in meinem Hause bleiben.

Was wollen Sie aber mit ihr beginnen?

Ich will sie einfach ebenfalls in die Fichtenau bringen.

In die Fichtenau? Und Sie glauben, man würde dies nicht erfahren?

Es muß mit großer Vorsicht in's Werk gesetzt werden.

Lassen Sie hören!

Sie fährt offen und vor allen Leuten in einem gemietheten Bauernwagen nach Halberstadt, wohin sie sich nach ihrem Willen begeben muß. Ich kenne einen zuverlässigen, treuen und verschwiegenen Mann. Man fährt gegen Abend auf diesem, der Fichtenau ganz entgegengesetzten Wege ab, und während sie oben im Walde, wenn es dunkel geworden ist, aussteigt und auf Umwegen in die Fichtenau gebracht wird, kehrt der Fuhrmann mit verbundenem Kopfe zurück, erzählt, daß er von versprengten Braunschweigern überfallen worden sei, welche das Mädchen, obgleich es sich gesträubt, mit sich genommen hätten.

Und wird man das glauben?

Was kümmert es mich; mögen sie es glauben oder nicht, ihre Spur ist verschwunden und möchte doch äußerst schwierig wieder aufgefunden werden!

Aber Sie selbst können in große Unannehmlichkeiten kommen, wenn es dennoch geschähe!

Nun, dies wäre erst abzuwarten!

Sie haben mich zum Mitwisser Ihres Geheimnisses gemacht, sagte der Arzt, seinem Freunde herzlich die Hand schüttelnd, kann ich in irgend welcher Weise mitwirken?

Ja, das können, das müssen Sie sogar. Sie müssen den Arm in solcher Weise verbinden, daß ihr die kurze Reise nicht schadet; bei der Frau Wehring ist sie gut aufgehoben, und Sie werden gewiß Zeit erübrigen, zuweilen unbemerkt hinüber zu reiten!

Das soll Alles geschehen. Der Bruch ist nicht gefährlich, und ich werde Sorge tragen, daß ihr die kurze Fahrt nicht schadet. Wann soll sie fort?

Morgen Abend und der Officier noch heute!

Nun wohl, so sei es, und so möge der Himmel Ihren menschenfreundlichen Plan gelingen lassen!

Das wollen wir hoffen, sagte der Apotheker nicht ohne sichtbare Bewegung, und nun kommen Sie, sehen Sie nach Ihren Patienten. Niemand, auch meine Frau nicht, kennt unser Geheimniß; sie würde später sich doch vielleicht verrathen, wenn die Nachforschungen kommen – überhaupt taugen die Weiber nicht zu solchen Geschäften!

Viertes Capitel.

Die Fichtenau ist eines jener wundervollen Thäler des Harzes, welche dieses Gebirge so anziehend machen und ihm den Charakter des Erhabenen und zugleich des Friedlichen verleihen. Hohe, steil abfallende, dicht mit Buchen bewachsene Wände, hier und da von aufstarrenden, nackten Felsen eingerahmt, welche die Einförmigkeit der wellenförmigen Berglinien malerisch unterbrechen, umschließen den grünen Wiesenteppich, der in anmuthigen Windungen sich bald verbreiternd und bald sich verengend, an ihrem Fuße hinzieht. Der Wanderer, indem er an dem rasch über weißgraues Gestein und zackige Felsen dahin rauschendem Bache fortschreitet, gewinnt immer wieder neue Ansichten, sobald er einen Bergvorsprung umgangen oder eine jäh bis in die Flut

sich hinabziehende Felswand hinter sich gelassen hat. Die Bilder, welche ich dem Auge des Beschauers darstellen, sind ähnlich und doch verschieden, bald lieblich, bald ernst und wild, bald beleuchtet von den mit Wellen kosenden Sonnenstrahlen, bald dunkel im Schatten der Bergwände ruhend, wie die heiteren und finsteren Gedanken der Menschen.

Man mußte von der Mündung des Thales fast drei Stunden aufwärts wandern, immer den Windungen des Baches folgend, bis man den Wiesenabschnitt übersehen konnte, wo der Eisenhammer lag. Die Berge hatten hier, zurücktretend, mehr Raum gelassen, das Thal breitete sich wieder aus, und der Bach, durch ein hohes Wehr in seinem Laufe gehemmt, bildete einen ruhigen, seeartigen Spiegel, um sich dann, unwillig wegen dieses Aufenthaltes, mit lautem Geräusch und weißem Schaum über das ihm entgegengesetzte Hinderniß hinabzustürzen. Den größeren Theil seines Wassers mußte er jedoch dazu verwenden, mehrere schwerfällige Räder in steter drehender Bewegung zu erhalten und dadurch seine jugendlichen Kräfte den Interessen des Menschen dienstbar zu machen. Erst dann war es ihm gestattet, sich wieder mit seinen getrennten Gefährten zu vereinigen und das gewohnte Spiel mit den Steinen, Blumen, Wurzeln und Pflanzen fortzusetzen – bis auch seine Jugend verrann und er, der einförmigen, verflachenden Gewohnheit des Daseins verfallen, vereint mit anderen Genossen und sein eigenes Selbst immer mehr verlierend, langsam dem ewigen Meere zufloß, um darin zu vergehen. –

Hier lag das Hammerwerk, dessen Besitzer der alte Wehring war. Von Jugend auf dieser Beschäftigung obliegend, hatte er durch Fleiß und Sparsamkeit, so wie durch Kenntnisse, welche er sich fast allein durch Erfahrung zu eigen gemacht, den früher kleinen und unscheinbaren Eisenhammer zu einem nicht unbedeutenden Werke umgeschaffen. Das Auge verweilte jetzt auf einer größeren Anzahl schwarzer, niedriger Gebäude, denen zum Theil hohe, rauchende Essen entstiegen, während die schweren, dumpfen Schläge der Hämmer bald eilig wie ein Mensch im Ausbruche des Zornes, bald langsam verhallend, als ob sie, von der Anstrengung ermüdet, ausruhen wollten, das Echo des Thales wachriefen.

Unfern dieser dunklen Gebäude und Schuppen stand ein zierliches sauberes, weißes Wohnhaus, umgeben von einem sorgfältig gepflegten Blumengarten, wie dies die Gebirgsbewohner lieben.

Dieses Haus hatte Wehring erst vor einigen Jahren erbaut, als seine Umstände anfingen, sich, wie er sich ausdrückte, nachhaltig zu verbessern. Die Mittel dazu hätte er zwar schon längst gehabt, aber er war nicht frei von einem gewissen Aberglauben, der ihn an das kleine, einstöckige hölzerne Wohnhaus band, in welchem er sein Geschäft begonnen und aufblühen gesehen hatte.

Es ist uns hier immer wohl gegangen, entgegnete er seiner Frau, die wiederholt zur Ausführung des oft besprochenen Neubaues drängte; man soll die Räume nicht verlassen, wo das Glück mit uns heimisch geworden ist –

wer weiß, ob es ihm in dem neuen Hause gefallen würde und es nicht auf und davon zöge. Wenn es hier auch eng und niedrig ist, für uns Beide reicht der Raum auch; wozu sollen wir ein neues Haus bauen?

Der unausgesetzte Einfluß seiner Frau, so wie auch wohl das eigene gesteigerte Bedürfniß hatten ihn jedoch endlich zur Ausführung des längst beschlossenen Vorhabens bestimmt, das neue Haus stand jetzt bereits Jahre, und er hatte die beruhigende Ueberzeugung gewonnen, daß das Glück es nicht verschmäht hatte, die alte, kleine Wohnung dicht an den rauchenden und polternden Hammerwerken mit der neuen, geräumigeren, etwas höher und entfernter gelegenen zu vertauschen.

Wehring selbst war ein fester, zuverlässiger und entschlossener Charakter, zäh und stark wie das Eisen, welches er bereitete, oft schwer zu überzeugen, aber auch der einmal gewonnenen Ueberzeugung unwandelbar treu bleibend. So war und blieb ihm das neue Regiment aus vollster Seele verhaßt, er hing vielmehr mit sich immer noch steigernder Liebe an dem vertriebenen Regentenhause und würde zu jedem Opfer bereit gewesen sein, um es in seine alten Rechte wieder einzusetzen.

Die unfern von dem Hammer früher sich hinziehende Landesgränze hatte das Gefühl der Abgeschlossenheit nach Außen stets bei ihm rege erhalten und das Aufhören Alles dessen, was mit einem derartigen Gränzverkehre verbunden ist, die Abneigung gegen die jetzigen Zustände noch vermehrt. Er haßte aus dem tiefsten Grunde seiner Seele die fremden französischen Eroberer und

Alles, was damit zusammenstand. Seinen jetzigen, ihm aufgedrungenen Landesherrn, Jerome, nannte er niemals ›König‹, denn er erkannte ihn einmal nicht an und glaubte fest daran, daß diese saubere, niederträchtige Wirthschaft, wie er sich ausdrückte, bald ein Ende nehmen müsse.

Dazu schien allerdings zu der Zeit, von welcher wir erzählen, am wenigsten Aussicht zu sein; Wehring ließ sich jedoch selbst durch alle Siegesnachrichten aus Oesterreich nicht irre machen, sondern blieb fest bei seiner Ueberzeugung, die Zeit sei noch nicht gekommen, aber sie würde kommen, und er hoffe, sie noch zu erleben. Daß dies geschehen möge, war sein tägliches Gebet.

Der Leser mag aus dieser kurzen Charakterschilderung ersehen, daß der Apotheker sich in der Wahl desjenigen Mannes, dessen Schutz er seine beiden Flüchtlinge anvertrauen wollte, keineswegs geirrt hatte.

Wir werden morgen einen neuen Inspector bekommen, Anna, sagte Wehring zu seiner Frau, als der Apotheker nach einem Besuche, bei welchem Beide viel und allein mit einander verkehrt, sich wieder entfernt hatte; Du kannst oben ein Zimmer für ihn zurecht machen.

Einen Inspector, fragte verwundert die Frau, Du willst Dir einen Inspector halten? Du bist ja rüstig und gesund, wozu brauchen wir einen Inspector? Bedenkst Du auch die Ausgaben?

Ich habe Alles wohl bedacht und überlegt, sonst würde ich Dir nicht sagen, daß der Inspector morgen kommt. Er soll die Versendungen besorgen, die jetzt meine Zeit

sehr in Anspruch nehmen und mich dem eigentlichen Geschäfte entziehen.

So? bemerkte die Frau, die wohl erkannte, daß ein weiterer Widerspruch vergeblich sein würde – Du mußt das freilich am Besten wissen. Und er soll hier im Hause bei uns wohnen?

Wo sollte er sonst untergebracht werden? In unserer alten Wohnung ist kein Raum, das weißt Du ja so gut wie ich; die Arbeiter mit ihren Familien haben kaum Platz darin. Er ist außerdem ein gebildeter junger Mann aus guter Familie, ein Patriot, setzte er mit erhöhter Stimme hinzu; mache das grüne Zimmer für ihn zurecht.

Wenn Du Dich nur nicht in Unannehmlichkeiten bringst, Wehring, bemerkte die Frau nach einiger Zeit, während sie ihren Mann forschend und besorgt angesehen hatte; wenn wir auch hier einsam und abgeschieden wohnen, böse Menschen und Spione kommen auch bis in unser Thal!

Laß sie immerhin kommen, sie wissen, was sie von mir zu halten haben, und an dem neuen Inspector werden sie nichts finden, als eben einen Inspector, dessen ich bedarf, den ich nöthig habe und haben will, setzte er mit lauterer Stimme hinzu – wer kann mich daran hindern? Es ist allerdings weit gekommen, aber daß ich mir Leute miethen kann, die ich zu meinem Geschäfte brauche, ist, so viel ich weiß, doch nicht verboten!

Nun, Du mußt das am besten wissen, und ich werde das Zimmer zurecht machen. Wann wird er eintreffen?

Heute Nacht; ich werde ihm mit dem kleinen Wagen entgegenfahren.

In der Nacht – und Du selbst willst ihm entgegenfahren? fragte in sichtlicher Bestürzung die Frau.

Es ist ja Mondschein; ich habe das Alles mit dem Apotheker verabredet – beruhige Dich darüber, ich werde nur wenige Stunden abwesend sein!

Du verbirgst mir etwas, Wehring, und es schmerzt mich, daß Du kein Vertrauen zu mir hast!

Wenn ich kein Vertrauen zu Dir hätte, würde ich nicht so handeln, wie ich handle. Mein Vertrauen zu Dir besteht darin, daß ich Dir sage, wir bekommen einen neuen Inspector, von dem ich weiß, daß Du Deine eigenen Gedanken hast, ohne daß ich Dir diese eigenen Gedanken zu benehmen versuche. habe sie immerhin. Diese eigenen Gedanken, aber vertraue mir auch darin, daß es besser ist, über alles Uebrige zu schweigen – meinetwegen, Deinetwegen und auch seinetwegen – und nun thue, wie ich Dir gesagt habe.

Die Frau, welche ihren Mann kannte, schwieg, weil sie wußte, daß eine weitere Erörterung doch nichts fruchten würse, und schickte sich an, seinem Wunsche nachzukommen und das Zimmer zu verlassen, als dieser sie daran hinderte und nicht ohne einige Verlegenheit weiter bemerkte: Ich habe Dir noch mehr mitzutheilen, Anna; Du wirst darüber vielleicht erstaunt sein, aber ich denke mir auch, daß es Dir Freude machen wird.

Du hast mir noch etwas mitzutheilen?

Ja, sieh', mein Kind, wir leben hier doch eigentlich sehr einsam, das heißt, Du lebst sehr einsam. Der liebe Gott hat uns keine Kinder geschenkt, ich bin den ganzen Tag im Geschäft und Du bist immer allein, ohne Gesellschaft und ohne Stütze.

Wie kommst Du auf diese sonderbare Idee? fragte verwundert die Frau. Hast Du bemerkt, daß ich in meiner Wirthschaft lässig werde – geht Dir etwas ab?

Nein, nein, nicht im mindesten, erwiederte Wehring, indem er sich verlegen abwandte; wie kannst Du so etwas denken! Ich will Dir reinen Wein einschenken, Anna; das junge Mädchen, welches auf einige Zeit bei uns wohnen wird, kommt nicht Deinetwegen, sondern ihretwegen, obgleich ich überzeugt bin, daß Dir ihre Gesellschaft von Nutzen sein wird.

Ein junges Mädchen soll bei uns wohnen? Vielleicht eine Verwandte des neuen Inspectors?

Nein, nein, sie steht mit diesem in gar keinem Zusammenhange. Vielleicht hast Du sie wenigstens einmal flüchtig gesehen, neulich, als wir in der Apotheke zum Besuche waren – ich glaube wenigstens!

Ich wüßte nicht. Ist es eine Verwandte des Apothekers? Nicht? fuhr sie fort, als Wehring verneinend den Kopf schüttelte; nun, wer ist es denn, weßhalb sperrst Du Dich so lange, mir den reinen Wein, wie Du Dich ausdrückst, einzuschenken?

Es ist das junge Mädchen, welches mit dem alten Franzosen drüben im Dorfe so einsam gewohnt hat; erwiederte Wehring in hastiger Weise, als ob es ihm darum zu

thun sei, möglichst Alles so kurz wie möglich mitzutheilen – ich glaube mich zu erinnern, daß Du sie gesehen, sogar mit Ihr gesprochen hast.

Die soll zu uns ziehen – eine Französin? Du willst eine Französin in Dein Haus aufnehmen? Und den Alten natürlich mit dazu – es wird ja recht lebhaft bei uns werden!

Ach, der Alte ist todt! Ja, todt, fuhr er fort, als seine Frau ihn erschreckt ansah, er ist umgekommen bei dem Gefechte, welches die Braunschweiger vorgestern drüben hatten; mitten auf der Straße hat man ihn erschossen und dem jungen Mädchen, seinem Pflegekinde, den Arm zerschmettert!

Das ist ja schrecklich; aber wie kann sie denn zu uns kommen? Und weßhalb soll sie gerade hieher, ich dächte, sie könnte nirgendwo besser aufgehoben sein, als in der Apotheke?

Dort darf sie eben nicht bleiben – es ist eine etwas mystische und verwickelte Geschichte, aber der Apotheker hat Recht, dort kann sie nicht bleiben, und hier wird man sie nicht suchen.

Also man sucht sie?

Höre erst den ganzen Verlauf, dann wirst Du mir beipflichten, bemerkte Wehring, ich bin davon überzeugt; es sollte mir wenigstens leid thun, wenn ich mich in Dir geirrt hätte!

Er erzählte ihr nun die dem Leser bekannten Thatsachen und schloß damit, daß er hinzufügte, hiernach sei

es klar, daß sie aus irgend einem Grunde von wahrscheinlich mächtigen Personen verfolgt würde. Er habe selbst zwar nicht das mindeste Interesse, eine Angehörige der ihm verhaßten Nation bei sich aufzunehmen, auch gehe ihn ja eigentlich das junge Mädchen und ihre Verfolgung gar nichts an – der Apotheker, welcher großen Antheil an ihr nehme, habe diese Gefälligkeit jedoch als einen Freundschaftsdienst von ihm gefordert, und da habe er sich nicht weigern können.

Ich habe zugesagt, Anna, fuhr er fort, weil ich Deiner Zustimmung gewiß war; außerdem hatte der Apotheker große Eile, hauptsächlich wegen des jungen Mannes ....

Welches jungen Mannes? unterbrach sie ihn.

Nun, des Inspectors!

Also der ist auch ein Schützling des Apothekers?

Lassen wir das, lassen wir das! sagte Wehring, ärgerlich, daß er sich verrathen hatte; und nicht wahr, Du wirst das arme, kranke Kind gern aufnehmen und es ihm nicht entgelten lassen, daß ich Dich nicht vorher darum befragt habe?

Wie kannst Du daran zweifeln, erwiederte sie, ihm herzlich die Hand reichend; sie ist jedenfalls unglücklich, und ich werde Alles aufbieten, um sie dies vergessen zu machen!

So habe ich es mir gedacht, erwiederte er erfreut, und wie es dann weiter kommen mag, wir erfüllen eine Menschenpflicht, das heißt, Dir, meine liebe Anna, Du, der ihre Pflege anheimfallen wird – ich bleibe allerdings sehr

unbetheiligt, und doch prahle ich schon jetzt mit Deinen guten Handlungen.

Ich werde Dir helfen, wie ich thun muß und es gerne thue, darin wird mein ganzes Verdienst bestehen; Dir aber fällt alles Andere zu, Dir, der Du sie hergenonmen und Ihren Verfolgern, wenn sie wirklich solche hat, entzogen hast!

Nun, das wird sich ja Alles finden. Aber wir müssen sie für eine Verwandte ausgeben und schon heute von ihrer Ankunft reden, damit die Sache so unverfänglich wie möglich aussieht. Später erzählt man dann, sie sei unterwegs mit dem Wagen umgeworfen und habe den Arm gebrochen. Die Leute gewöhnen sich dann an ihre Gegenwart und sprechen nicht mehr davon; denn was kümmert sie am Ende ein junges Mädchen, eine Verwandte, die in unserem Hause wohnt!

Aber wie soll sie herkommen?

Ich habe das Alles mit dem Apotheker verabredet; wir holen sie übermorgen Nacht ganz heimlich, und es heißt dann, sie sei ihres Unfalles wegen so spät eingetroffen.

Du mußt das am Besten wissen, lieber Mann, erwiederte die Frau; ich werde Alles zu ihrem Empfange zurecht machen, und, setzte sie lebhaft hinzu, ich will Dir nur offen gestehen, daß ich mich wirklich sehr auf diesen unerwarteten Besuch freue – denn es ist zuweilen doch recht einsam hier!

Nun, siehst Du, daß ich Recht habe, sagte er, ihr die Hand drückend; ich weiß, was ich an Dir besitze!

Fünftes Capitel.

Wir müssen dem geneigten Leser endlich den jungen Mann in Person vorführen, der bereits so vielfach der Gegenstand von Besorgniß und Theilnahme geworden ist, ohne daß wir ihn bis jetzt anders gesehen hätten, als in dem kurzen Momente, wo ihn der Arzt untersuchte und ihn für lebensfähig erklären mußte, weil natürlich der Held der Geschichte nicht schon im ersten Capitel sterben darf.

Es ist gegen Abend desselben Tages, an welchem Wehring das erzählte Gespräch mit seiner Frau führte; der Officier befindet sich mit dem Apotheker in der geräumigen Wohnstube des letzteren und scheint im Begriffe, Abschied zu nehmen. Dies hindert uns jedoch nicht, ihn näher zu betrachten, zumal die durch die Fenster hereinfallenden Strahlen der schon tief stehenden Sonne ihn in einer günstigen Beleuchtung erscheinen lassen. Es ist eine bekannte Thatsache, daß bei allen Dingen sehr viel auf die Beleuchtung ankommt. Die schönste Gegend verliert ihre Schönheit und Erhabenheit, wenn ein trüber und nebliger Himmel sich darüber aufspannt, des Menschen Antlitz, das Ideal und der Gipfelpunct irdischer Vollkommenheit oder Unvollkommenheit, bedarf des richtigen Lichtes von außen und von innen, um seine Aehnlichkeit mit untergeordneteren Schöpfungs-Producten zu verlieren und als ein Abbild des Göttlichen zu erscheinen, und selbst alle Erzeugnisse des menschlichen Geistes, die

Werke der Kunst, der Poesie und der Wissenschaft, wollen, um in ihrer Vollendung zu erscheinen, im richtigen Lichte betrachtet sein. Wir können daher nicht leugnen, daß wir der Sonne dankbar sind, daß sie gerade jetzt, ohne durch Wolken behindert zu sein, ihre röthlichen Strahlen in die Wohnstube des Apothekers sendet und der schwarzen, bereits abgetragenen Uniform mit dem dunkelblauen Kragen des jungen Officiers einen schimmernden Lustre verleiht. Seine etwas über die Mittelgröße hinausgehende schlanke Gestalt nimmt sich darin vortheilhaft aus, und selbst die Blässe, welche noch immer auf seinem Gesichte lagert, wird dadurch wesentlich gemildert.

Das Gesicht selbst, dessen dunkle Augen jetzt mit dem Ausdrucke des Dankes auf dem Apotheker ruhen, macht einen gewinnenden, angenehmen Eindruck. Der Inhaber desselben gehört zwar nicht zu den sogenannten schönen Männern, deren seelische und geistige Begabung so selten ihrem Aeußern entspricht, als ob die Natur hier ihre Schöpferkraft, sich im Geschlechte irrend, hauptsächlich der äußeren Form zugewendet habe; aber die hohe, gewölbte Stirn, die dunklen, etwas schwärmerischen Augen, die gerade, nur wenig gebogene Nase, der jetzt halbgeöffnete, von einem freundlichen Lächeln umspielte Mund und das feste, hervortretende Kinn lassen in dem Besitzer dieser den Geist verkörpernden Formen einen Mann von intelligentem, treuem und festem Charakter voraussetzen.

Wir können uns wenigstens dieser Ueberzeugung nicht verschließen, obgleich wir aus Erfahrung wissen, daß auch schöne, sanfte und glänzende Augen Haß, Neid und Gewöhnlichkeit verdecken, und der ganze Zauber eines noch so ideal geformten Gesichtes wie eine Fata Morgana in ein Nichts, in eine leere, traurige Täuschung verschwindet, wenn die Seele, der Geist, der dahinter wohnt, sich unserer Erkenntniß offenbart hat. Im Ganzen und Großen ist jedoch das menschliche Antlitz der Abdruck der Seele, und wenn der Beobachter erst einige Erfahrung gesammelt, einige jugendliche Illusionen zum Opfer gebracht hat, wird er selten irren. »In den Augen liegt das Herz«, beginnt ein schön componirtes Lied – im Blick des Auges, im Lächeln des Mundes liegt die Seele, und weil wir nun einmal immer noch an dieser Ueberzeugung festhalten, können wir auch nach dem Aeußern des jungen Mannes keinen ungünstigen Schluß auf sein Inneres machen. Der weitere Verlauf unserer Erzählung wird ja übrigens darthun, ob und in welcher Beziehung wir richtig geschlossen haben. –

Sie verpflichten mich zu lebenslänglichem Danke, sagte in sichtlich gerührtem Tone der Officier, indem er dem Apotheker die Hand drückte; ohne Ihre großmüthige, unverdiente Theilnahme würde mein Geschick wahrscheinlich ein sehr trauriges sein – Alles wäre vorbei – ein schimpflicher Tod mein Loos!

Sie machen viel zu viel Wesens aus der Sache, entgegnete der Apotheker, der seine eigene Bewegung hinter einem etwas gezwungenen Lächeln zu verbergen suchte;

Sie sind aus weiter Ferne hieher gekommen, um uns von einem verhaßten Joche zu erlösen – das Unternehmen ist gescheitert – es war vielleicht von Unfang an thöricht – aber uns, derentwegen Sie Blut und Leben in die Schanze geschlagen, uns liegt die Pflicht ob, Ihnen gegen Ihre und unsere Feinde beizustehen, so weit wir dies vermögen!

Ja, es war von Anfang an thöricht, wiederholte traurig und kaum hörbar der Officier; aber damals, als wir uns zusammenschaarten, damals stand Oesterreich noch in voller Kraft dem Eroberer gegenüber; damals hoffte man noch auf Preußen, dessen Kriegserklärung man nach den ersten siegreichen Ereignissen mit Gewißheit entgegensah; damals glaubten wir, und ich mit Allen denen, die zum Kampfe auszogen, daß wir, im Rücken des Feindes erscheinend, das gesammte Deutschland zum Aufstande fortreißen und so die Wogen von allen Seiten über den Gewaltigen hereinbrechen würden – es war leider Alles wieder Täuschung – Alles ist vorbei – Deutschland für immer geknechtet ....!

Geben Sie Sich nicht so trüben Betrachtungen hin, unterbrach ihn theilnehmend der Apotheker – der alte Gott lebt noch, und wenn er jetzt auch Dunkelheit und Nacht über uns sich lagern läßt, es wird auch wieder hell und Tag werden. Für jetzt bleibt die Hauptsache, daß Sie Sich in Sicherheit bringen, damit Sie später, wenn die Zeit kommt, auf dem Platze sein können!

Sie haben Recht, erwiederte der junge Mann, sich gewaltsam aufraffend; verzeihen Sie mir meine Muthlosigkeit und meinen Mangel an Vertrauen. Das gänzliche

Scheitern eines so hoffnungsreich begonnenen Unternehmens hat diese trübe Stimmung hervorgerufen – aber ich will sie verscheuchen und vor Allem darauf bedacht sein, daß Ihnen durch die aufopfernde Hülfe, welche Sie einem Unbekannten zu Theil werden lassen, kein Nachtheil erwachse. Lassen Sie mich ziehen – es ist die höchste Zeit!

Ja, es ist Zeit, mein junger Freund, erwiederte der Apotheker, wenn auch vielleicht nicht die höchste. Befolgen Sie genau meinen Rath. Sie gehen auf dem Fußwege, der oben am Dorfe links abführt, fort, bis Sie den Wald erreichen, Sie werden dazu vielleicht einer Stunde bedürfen. Richten Sie Sich so ein, daß es bis dahin dunkel ist. Im Walde werden Sie nach einer guten Viertelstunde einen Weg kreuzen, der den Ihrigen fast im rechten Winkel durchschneidet, dort wenden Sie Sich rechts, und wenn Sie wieder eine Stunde gegangen und die Landstraße überschritten haben, werden Sie zu einem verlassenen Köhlermeiler gelangen. Dort wird man Sie erwarten. Fragen Sie den Mann, den Sie dort finden: Wie weit bis Werdau? Und wenn er Ihnen antwortet: Zwei Stunden! so ist es der rechte und Sie können ihm unbedingt vertrauen. Sie finden dort einen vollständigen anderen Anzug und werden in der Fichtenau bei meinem alten, bewährten Freunde Wehring hoffentlich ungefährdet als sein Inspector Sich so lange aufhalten können, bis der Friede geschlossen ist und Sie sicher in Ihre Heimath zurückkehren.

Lassen Sie mich Ihnen nochmals ....

Wir sehen uns drüben bald wieder, also – versäumen Sie jetzt die Zeit nicht, ein längerer Aufschub könnte Ihnen und mir nachtheilig sein!

Sie haben Recht, Sie haben Recht! erwiederte der junge Mann, den der Gedanke, daß sein aufopfernder Wirth seinetwegen in Gefahr gerathen könnte, von Neuem in Unruhe setzte; so lassen Sie mich gehen – aber Ihrer Frau, der ich gleichfalls so sehr zu Dank verpflichtet bin, muß ich doch Adieu sagen!

So kommen Sie, bemerkte der Apotheker – aber wo Sie hingehen, ist und bleibt ein Geheimniß zwischen uns Beiden und dem Doctor natürlich – lassen Sie daher meiner Frau nichts merken. Je weniger Menschen um solche Dinge wissen, desto besser ist es!

Ich erkenne daraus immer mehr die Größe der Gefahr, der Sie Sich meinetwegen aussetzen!

Lassen Sie das, lassen Sie das! bemerkte abwehrend der Apotheker – es ist wirklich die höchste Zeit!

Nach einem kurzen, herzlichen Abschiede von der Frau des Apothekers und nachdem er diesem nochmals mit stummem Danke die Hand gedrückt hatte, wanderte der junge Mann einsam auf dem beschriebenen Wege fort. Als er die Höhe hinter dem im Thale sich hinziehenden Dorfe erreicht hatte, blieb er, sich umblickend, stehen, und traurige, trübe Gedanken bemächtigten sich seiner Seele.

Vor wenigen Tagen war er von hier aus auf seinem treuen Rosse, inmitten seiner Cameraden und erregt von

der Begeisterung eines heiligen Kampfes in wilder Carriere hinabgesprengt, mitten in die feindlichen Schützen hinein, und der Sieg schien noch einmal den kühnen, verzweifelten Kämpfern lächeln zu wollen – das war jetzt Alles vorbei! Sein Pferd, das ihn in so manchem heißen und wilden Gefechte getragen, war todt, alle die Seinigen fort, zersprengt, vielleicht ebenfalls todt oder gefangen – der Traum zu Ende – Alles vorüber! Er wanderte, ein einsamer Flüchtling, zu Fuß dem dunkeln Walde vor ihm zu, so dunkel, so hoffnungslos wie seine Zukunft. – Die Sonne stand tief unten im Dunst der Ebene, die sich im Westen ausbreitete, wie eine glanzlose, rothe Feuerkugel – selbst die Sonne hatte ihre Strahlen verloren und sank traurig und verschleiert hinter den dunkeln Rand des Horizonts hinab. – Er holte tief, tief Athem, blickte noch einmal hinab auf das Thal, aus dem jetzt leichte, weiße Nebel emporzusteigen begannen, und verschwand dann eilig im Dunkel des nahen Waldes.

Nachdem er ungefähr zwei Stunden weiter gewandert war, oft nicht ohne Mühe den beschriebenen Weg verfolgend, gelangte er zu dem verlassenen Köhlermeiler, welcher sich auf einer jetzt von dem verschleierten Lichte des Mondes unsicher erhellten Waldlichtung befand. Zweifelhaft, ob er an Ort und Stelle sei, blieb er stehen, denn er sah Niemanden. Die einsame Stelle schien ganz verlassen, und das lautlose Schweigen des Waldes wurde nur hin und wieder durch den unheimlichen Ruf eines Nachtvogels unterbrochen.

Es muß hier sein, sprach er leise vor sich hin, und ich werde warten, bis man kommt, mich abzuholen. Geschieht es nicht, setzte er hinzu – und es ist ja sogar wahrscheinlich, daß man sich die Sache anders überlegt hat, – nun, so ziehe ich gegen Morgen weiter, dem mir bestimmten Schicksale entgegen, das uns ja doch überall findet und dem wir niemals entgehen können.

In diesem Augenblicke lös'te sich eine dunkle Gestalt von den tiefen Schatten der Bäume ab und trat bis in die Mitte der Lichtung.

Guten Abend, Freund! sagte der Officier, wie weit nach Werdau?

Zwei Stunden, Herr, erwiederte der Unbekannte – ich bin der Rechte, setzte er, näher tretend, hinzu, und nun kommen Sie – wir haben hier zwar nichts zu besorgen, aber es ist immer besser, wenn wir unser Geschäft abmachen. Mein Name ist Wehring, und wie ich erfahren, wollen Sie Inspector bei mir werden.

Sie sind es selbst? fragte der Officier.

Es gibt Geschäfte, die man stets am besten selbst besorgt, erwiederte Wehring; zudem ist es eine warme, stille Sommernacht; wenn der Mond sich auch etwas verschleiert hat – das paßt uns gerade. Folgen Sie dicht hinter mir, denn der Pfad ist eng und nicht leicht zu finden.

Nachdem die beiden Männer so eine Stunde fortgegangen waren, gelangten sie zu einer Köhlerhütte, aus deren kleinem Fenster ein mattes Licht zu ihnen herüber schimmerte.

So, sagte Wehring, nachdem Beide den engen und niedrigen Raum betreten hatten, hier ist Alles, was Sie für jetzt bedürfen. Kleiden Sie Sich rasch um, ich will indeß nach dem Pferde sehen.

Der Officier fand, wie ihm der Apotheker bereits mitgetheilt hatte, einen vollständigen Anzug, und als nach kurzer Zeit der Hammerwerks-Besitzer wieder in die Stube trat, hatte sich der braunschweigische Reiter-Officier in einen gewöhnlichen Menschen verwandelt, und nichts, als vielleicht der leichte, dunkle Bart, welcher seine Oberlippe umsäumte, hätte in ihm den Krieger verrathen können. So ist es recht, bemerkte Wehring, indem er seinen Gast mit einem großen brennenden Kienspane beleuchtete – ich selbst würde Sie nicht wiedererkannt haben, so verändert sehen Sie aus. Christian, fuhr er zu seinem Knechte fort, der mit ihm eingetreten war, nimm die Sachen dort und vergrabe sie, wie ich Dir gesagt habe – denn der Krieg und Alles, was damit zusammenhängt, muß für jetzt leider begraben werden; – aber, halt, setzte er überlegend hinzu – den Säbel, die Tasche und den Czako wollen wir mitnehmen – vielleicht kommt die Zeit, wo man das Alles wieder gebrauchen kann, und dann würde es Sie auch wohl schmerzen, Sich von diesen alten, treuen Gefährten zu trennen?

Wenn ich sie behalten könnte, ohne befürchten zu müssen, Sie dadurch in Unannehmlichkeiten zu bringen, so würde mich das allerdings sehr erfreuen.

Ah, wir wollen Sie so versteckten, daß Sie so leicht Niemand finden kann. Als der Schmuggel noch herüber

und hinüber ging – jetzt ist das allerdings vorbei, – bedurften wir viele verborgene Orte; dort können Ihre Sachen ungefährdet ruhen.

Ich danke Ihnen, sagte der junge Mann.

So lassen Sie uns abfahren, entgegnete Wehring; der Wagen ist bereit – aber vorher wird es doch nöthig sein, daß wir unsere Angelegenheiten in's Reine bringen. Ich bedarf eines Inspectors, der mir hauptsächlich die Versendungen besorgt, ein einfaches Geschäft, und dem ich dafür zweihundert Thaler und freie Station gebe, Wollen Sie diesen Posten annehmen?

Sie beschämen mich, Herr Wehring ....

Also, Sie willigen ein, Nun, dann wird es auch nöthig sein, daß ich den Namen meines Inspectors erfahre, oder wenigstens einen Namen, mit dem Sie genannt sein wollen, fügte er lächelnd hinzu.

Ich heiße Rohneck – Walther Rohneck

Ist das Ihr wirklicher Name?

Mein wirklicher Name; mein Wohnort ....

Lassen wir das, behalten Sie das Alles für sich. Es wird auch besser sein, wenn Sie hier einen anderen Namen führen; man kann immerhin nicht wissen, ob die Namen der braunschweigischen Officiere den Franzosen nicht bekannt sind. Wir müssen einen anderen für Sie haben.

So nennen Sie mich Ruhland, nach dem Familiennamen meiner Mutter.

Gut. Also, Herr Inspector Ruhland, ich wünsche, daß mein Haus, in welches ich Sie jetzt führen werde, wenigstens für einige Zeit ein Ruheland für Sie werde und

diese Ruhe dort keinerlei Störung erleide. Unser Vertrag ist also abgeschlossen – und nun kommen Sie.

Die beiden Männer bestiegen den draußen haltenden leichten Wagen und fuhren, so rasch es die steinigen und steilen Wege zuließen, der Fichtenau zu. Schon aus der Ferne leuchteten ihnen die flammenden Essen entgegen.

Hier ist eigentlich niemals Ruhe, bemerkte Wehring, indem er dem Kutscher zu halten befahl; wir wollen absteigen und durch den Garten in das Haus gehen; es ist besser, daß die Nachtarbeiter Sie jetzt nicht sehen. Du, Christian, bringe Wagen und Pferd ebenfalls so geräuschlos wie möglich unter.

Bald darauf traten Beide durch die Hinterthür in das dem Leser bereits bekannte Haus. Wehring zündete ein Licht an und führte seinen Gast in das für ihn bestimmte Gemach. Dann wünschte er ihm gute Nacht und entfernte sich wieder, ohne das Gespräch noch einmal anzuknüpfen.

Der junge Mann blieb allein und sah sich in den Raume um, in welchen er auf eine so abenteuerliche Weise gelangt war und der nun vielleicht für längere Zeit ihm zum Aufenthalte dienen sollte. Es war ein nicht sehr großes, aber freundliches Zimmer, dessen Einrichtung vollständig allen seinen Bedürfnissen entsprach. Schweigend und nachdenkend trat er ans Fenster.

Aus den Essen der Hämmer flammte eine rothe Lohe, fast wie bei einer Feuersbrunst, empor, grell sich abhebend eben so wohl von den dunklen Schatten der Bergwände als von dem bläulichen, matten Lichte des Mondes, welches über einen Theil des engen Thales ausgegossen war, wie eine warme Decke auf den Wiesen ruhte und hier und da an den Fenstern der kleinen Häuser einen glitzernden Schein hervorrief. – Der Anblick war ihm neu und hatte etwas Unheimliches und zugleich Zauberhaftes – diese verschiedenartigen Lichtreflexe auf dem unsicheren, verschwimmenden Landschaftsbilde. Er stand lange in stummer Betrachtung versunken – das Bild da unten mit den rothglühenden Feuerscheinen und dem sanften, verschwimmenden Mondlichte hatte so viel Aehnlichkeit mit seinen eigenen Schicksalen. Denn der Mensch sucht und findet doch nur immer in den Gebilden, welche die Natur vor seinem Auge aufrollt, den Abglanz seiner eigenen Stimmung, und überträgt sie darauf. Nur in den wenigen glücklichen Momenten, wo die Seele sich losmacht von den quälenden Einflüssen der Gewöhnlichkeit, ist sie befähigt, die Stimmung der Natur; zu ihrer eigenen werden zu lassen und Alles außer der Gegenwart zu vergessen. – Darin liegt der große Reiz und der Zauber des Reisens.

Wie oft, sprach er vor sich hin, während sein Auge auf dem phantastischen Bilde draußen ruhte, wie oft habe ich, seit ich die Heimath verlassen, in Hütten und Schlössern oder auf der harten Erde unter freiem Himmel die

Nacht zugebracht – immer jedoch im Kreise meiner Cameraden. Wenn auch die Hoffnungen, die uns zusammengeführt, sich mehr und mehr trübten und für uns zuletzt nichts mehr das von übrig blieb, als ein freudiger Reitertod oder die Erzwingung eines Durchzuges bis über das Meer, um dem geknechteten Vaterlande Valet zu sagen – wir waren doch zusammen und uns verband und verfettete ein gemeinsames Geschick. Aber jetzt stehe ich hier einsam und vervehmt, mein Leben und meine Freiheit edlen, mir bis dahin ganz unbekannten Menschen verdankend – Leben und Freiheit, die mir beide irgend ein Zufall, irgend ein Verrath eben so leicht wieder rauben kann. Ob sie drüben in der fernen Heimath wohl jetzt an mich denken mögen? Ach, meine gute Mutter wird gewiß unablässig in Gedanken bei mir sein und nun auch wohl erfahren haben, daß ich mit den Braunschweigern gezogen bin! – Wer mir vor vier Monaten gesagt hätte, daß ich heute in einem unbekannten Thale des Harzes als Flüchtling mich verbergen müßte, um nicht einem ehrlosen Tode anheimzufallen! O, wie kleinlich, wie erbärmlich ist doch die menschliche Natur, setzte er mit einem bitteren Lächeln hinzu, Alles betrachtet sie im Lichte des Erfolges! Wäre unser Plan geglückt, hätten wir gesiegt, wie würde man uns, die schwarzen Reiter, als die ersten kühnen Befreier Deutschlands gepriesen haben, und mit welcher inneren Befriedigung und Genugthuung würden wir selbst auf unsere Thaten zurückblicken! Jetzt ist das freilich Alles anders – wir sind Narren und übelberathene

Thoren, die es gewagt haben, den Löwen durch Mückenstiche zu reizen! – Doch ich will schlafen gehen, um vielleicht für eine kurze Zeit alle die quälenden Gedanken los zu werden.

Sechstes Capitel.

Als Walther am anderen Morgen nach einem unruhigen Schlummer erwachte, sah das Thal und seine Umgebung ganz anders aus, wie in der nächtlichen Beleuchtung. Die rothlohenden Essen mit ihren unheimlichen Feuern erscheinen hatten sich in dunkle, rußige Schornsteine verwandelt, aus denen schwarze Rauchwolken emporstiegen, und das Thal, welches bei dem unsichern Scheine des Mondes so phantastisch und groß erschienen war, lag jetzt in der klaren, scharfen und nüchternen Beleuchtung der Morgensonne da, seine engen Gränzen unverhüllt dem Auge darbietend. Auch die trübe Stimmung der Nacht war mit ihr gewichen, die Wirklichkeit kam wieder zu ihrer vollen Geltung, und er fühlte, daß er den Kampf mit dem Leben und für das Leben fortsetzen und alle anderen Gedanken verscheuchen müsse. Rasch kleidete er sich an und ging hinab, um seinen Wirth, den er eigentlich noch gar nicht recht kannte, aufzusuchen.

Er fand Wehring mit seiner Frau beim Frühstücke. Der freundliche und herzliche Empfang, der ihm zu Theil wurde, that ihm besonders wohl, und als er in die festen,

entschlossenen und dabei klugblickenden Augen des alten Wehring sah, gewann er das wohlthuende und beruhigende Gefühl, daß er schwerlich einen besseren und sichereren Aufenthalt hätte finden können.

Guten Morgen, Herr Ruhland, sagte Wehring lächelnd – ich hoffe, Sie haben die erste, kurze Nacht gut geruht; ich bin ein wenig abergläubisch, und man sagt, die Träume der ersten Nacht in einem neuen Wohnorte wären von großer Bedeutung.

Ich habe vortrefflich geschlafen, wenn auch nicht geträumt, erwiederte Walther; vielleicht ist das auch am allerbesten!

Vielleicht! – Anna, wandte er sich zu seiner Frau, dies ist unser neuer Inspector!

Sie begrüßte Walther freundlich und schenkte ihm zu vorkommend Kaffee ein.

Nun, wie schmeckt Ihnen der Kaffee? fragte Wehring mit einem schalkhaften Lächeln; meine Frau kann sich einmal in die neuen Einrichtungen nicht finden und trinkt noch immer echten und unverfälschten Kaffee, ungeachtet der Continentalsperre oder wie das Zeug heißt. Sie hat noch immer ihre alten Verbindungen mit Leuten, die sich an diese Dinge wenig kehren und deßhalb mit dem Douaniers auf keinem besonders freundschaftlichen Fuße stehen ....

Aber Wehring! unterbrach ihn die Frau in sichtlicher Verlegenheit.

Du hast nicht nöthig, vor dem Herrn Inspector ein Geheimniß daraus zu machen, er gehört zu den Unsrigen

und wird uns nicht verrathen. Aber es möchte nöthig sein, jetzt von Geschäften zu reden, denn ich muß Sie in Ihr neues Amt einführen, damit die Arbeiter keinen Verdacht schöpfen. Sie sind zwar, wie ich glaube, treu und zuverlässig, aber man kann immerhin nicht wissen, und es würde auffallen, wenn Sie hier unbeschäftigt blieben!

Ich bin zu Allem erbötig, was meine Kräfte vermögen!

So sagen Sie mir denn offen, verstehen Sie etwas von der Eisenfabrikation?

Leider muß ich bekennen, daß dies nicht der Fall ist; ich bin Landwirth und habe mich niemals mit diesen Dingen beschäftigt.

So, Sie sind Landwirth? Haben Sie die Landwirthschaft praktisch geübt?

Allerdings; ich war, nachdem ich meine theoretische Ausbildung beendet, eine Zeit lang Inspector auf einem größeren Gute.

Sie waren also bereits Inspector? Nun, sehen Sie, dann ist Ihnen wenigstens der Titel nicht neu, und Geschäft bleibt am Ende Geschäft, wenn man nur praktisches Geschick hat. Vorläufig beaufsichtigen Sie die Versendung des Stabeisens, so wie den Ankauf der Rohproducte und der Kohlen. Wenn Ihnen etwas neu und unbekannt ist, so lassen Sie es Sich nicht merken, und scheuen Sie Sich nicht, mich deßhalb zu befragen, aber Niemanden anders. Sie werden Sich bald zurechtfinden und vielleicht später der ganzen Sache noch mehr Geschmack abgewinnen, als der einförmigen Beschäftigung, den Acker zu düngen, Heu zu schneiden und Getreide einzufahren.

Das macht der liebe Gott schließlich doch Alles allein, und wenn das Wetter, mit dem Sie ja ewig unzufrieden sind, nicht das Beste dazu thut, so helfen Ihre Anstrengungen doch nichts. Hier ist das ganz anders; ich weiß genau, wie ich das spröde Roheisen zu behandeln habe, um ein biegsames, zähes und starkes Schmiedeeisen daraus zu fabriciren. Wenn ich dabei aufmerksam und richtig verfahre und nicht am unrechten Orte spare, so kann es mir nicht fehlen und der Gewinn ist sicher, mag es regnen oder mag die Sonne scheinen. Doch Sie werden das ja Alles selbst sehen, lassen Sie uns jetzt gehen, damit ich Sie in Ihr neues Amt einführe!

Beide begaben sich darauf nach den Hämmern, den Magazinen, den Kohlen-Vorräthen, und Wehring theilte überall den Werkführern mit, daß Herr Ruhland von heute an bei ihm als Inspector eingetreten sei und sie seinen Anordnungen Folge zu leisten hätten.

Walther benahm sich bei diesem ersten Debut ganz so, wie es Wehring gewünscht und erwartet hatte. Durch seine frühere ähnliche Stellung war er in der Behandlung vieler untergeordneter Arbeiter erfahren, und wenn ihm auch das hiesige Geschäft noch durchaus fremdartig war und er sich über die Ausführung der Arbeiten kein Urtheil zu bilden vermochte, so gab er sich doch die Miene, als ob er vollständig dazu befähigt sei, und gewann auch zugleich die Ueberzeugung, daß er nur einer urzen Zeit bedürfen würde, um sich die nöthigen Kenntnisse und Erfahrungen zu eigen zu machen.

Der erste Tag, welchen Walther in seinem neuen Aufenthalte verlebte, verging ihm in unausgesetzter und anstrengender Thätigkeit, da er bemüht war, sich möglichst schnell mit seinem neuen Berufe vertraut zu machen. Wehring, obgleich er ihn genau beobachtete, ließ ihn ruhig gewähren und lächelte nur zuweilen beifällig vor sich hin, wenn er sah, wie richtig und praktisch sich sein neuer Inspector in seinem Geschäfte benahm. Als die Sonne unter gegangen und dem langen Sommertage ein warmer Abend gefolgt war, saßen Beide in der Laube zusammen. Das einfache Mahl war beendet, Wehring hatte sich seine Pfeife angezündet und man sprach über die Ergebnisse des Tages, wobei Walther bemüht war, seine noch so sehr mangelhaften Kenntnisse in Beziehung auf die Eisenfabrikation zu bereichern.

Ich will jetzt hinuntergehen in die Hämmer und die Nachtarbeiter beaufsichtigen, sagte Walther dann; Sie wissen, Herr Wehring, es ist mir das noch Alles fremd, und je eher ich es genau und vollständig kennen lerne, um so eher werde ich im Stande sein, Ihnen durch meine Dienste ....

Lassen Sie das jetzt, unterbrach ihn Wehring; es ist ganz gut und zweckmäßig, daß Sie diese Absicht haben, Sie können sie auch später ausführen. Heute aber möchte ich Ihre Thätigkeit zu einem anderen Dienste in Anspruch nehmen; er ist vielleicht gefahrvoller – aber ich habe einmal Vertrauen zu Ihnen!

Sie bereiten mir eine große Freude, befehlen Sie ganz über mich, erwiederte Walther, und wenn wirklich einige

Gefahr mit dem Auftrage, den Sie mir zu geben haben, verbunden ist, so wird er mir nur um so willkommener sein!

Immer noch der Reiter-Officier, lächelte Wehring – nun, ich hoffe, es wird Alles ruhig und still verlaufen, aber nehmen Sie immerhin Ihre Pistolen mit, es treibt sich jetzt mancherlei Gesindel umher; sonst glaube ich nicht, daß Ihnen etwas Außergewöhnliches begegnen wird.

Verlassen Sie Sich ganz auf mich!

Schön, schön, entgegnete Wehring in seiner kurzen, bestimmten Weise, und, fuhr er dann etwas weit ausholend fort, mein Freund, der Apotheker sagte mir, Sie seien in dem Gefechte drüben verwundet worden, weil Sie ein junges Mädchen hätten beschützen wollen ....

Ja, ich sah ein junges Mädchen neben einem alten, wie es mir schien, verwundeten Manne mitten auf der Straße am Boden liegen; ich sprang vom Pferde, um sie aus dieser gefährlichen Lage zu befreien, erhielt aber dann von jenem heimtückischen Schurken hinterrücks einen Kolbenschlag, der mich des Bewußtseins und damit auch der Fähigkeit beraubte, mein Vorhaben auszuführen.

Ich weiß, ich weiß, mein Freund hat mir dies Alles erzählt!

Später habe ich erfahren, daß der alte Mann, ich, glaube, ihr Vater, gestorben ist, sie selbst sich aber außer Gefahr befindet und nur den Arm gebrochen hat.

So, das Alles haben Sie erfahren?

Ja, denn mein menschenfreundlicher Wirth, dem ich Freiheit und Leben verdanke, hat sich auch des jungen Mädchens angenommen; sie wird in seinem Hause verpflegt.

Nun, es ist mir lieb, daß Sie das Alles wissen, ich habe dann nicht nöthig, es Ihnen mitzutheilen. Haben Sie das junge Mädchen später wiedergesehen?

Nein; sie lag oben in einem Zimmer, das ich natürlich nicht betreten konnte. Der kurze Augenblick, als ich sie mitten in der Aufregung des Gefechtes sah, hat nur eine sehr unvollkommene Erinnerung bei mir zurückgelassen – ich würde sie nicht wiedererkennen, wenn ich ihr nochmals im Leben begegnen sollte.

Es ist am Ende auch gleichgültig, ob Sie das junge Mädchen wiedererkennen oder nicht, bemerkte Wehring lächelnd, aber begegnen werden Sie derselben im Leben wohl noch öfter, und zuerst soll es in dieser Nacht geschehen.

In dieser Nacht? fragte Walther verwundert.

Ja, in dieser Nacht. Sie hat nämlich auch Ursache, sich zu verbergen und sich ihren Verfolgern zu entziehen – ich werde Ihnen die etwas dunkle Geschichte später erzählen, – kurz, sie wird ebenfalls hieher kommen und eine Zeit lang als meine Verwandte bei uns wohnen, bis man ermittelt haben wird – doch das wird sich ja Alles später finden.

Sie wird ebenfalls hieher kommen? fragte der junge Inspector, ohne die freudige Ueberraschung, welche er

bei dieser unerwarteten Mittheilung empfand, im Tone seiner Stimme unterdrücken zu können.

Ja, sie wird ebenfalls hieher kommen, wiederholte Wehring mit einem etwas tieferen Athemzuge – und zwar noch in dieser Nacht.

Und ich soll sie holen?

Sie sollen sie holen. Es wäre vielleicht am passendsten, wenn ich selbst führe, das heißt am passendsten für das junge Mädchen – aber ich habe mehrfache Gründe, nicht noch eine nächtliche Fahrt zu unternehmen – es ist jedenfalls weniger auffällig, wenn Sie fahren.

Ich bin gern bereit, Herr Wehring.

Daran habe ich keinen Augenblick gezweifelt – Sie haben einmal eine etwas abenteuernde Natur – nehmen Sie mir diese offenherzige Aeußerung nicht übel – Sie wären sonst schwerlich unter die Braunschweiger gegangen – aber es ist keine Zeit zu verlieren, setzte er wieder in gewohnter Weise hinzu. Der Wagen hält oben im Walde, und der Knecht, derselbe, welcher uns gestern Nacht gefahren, ist genau unterrichtet. Nehmen Sie Ihre Pistolen mit und beeilen Sie Sich. – Denken Sie auch daran, bemerkte er weiter, als Walther in der Absicht, sich zu entfernen, aufgestanden war – denken Sie auch daran, daß das junge Mädchen den Arm gebrochen hat, und lassen Sie mit der möglichsten Vorsicht auf den schlechten Wegen fahren. Sie werden dann wohl erst gegen Morgen zurückkehren – aber das schadet nichts, verheimlicht kann und soll ihr Aufenthalt ja nicht werden, und es ist am

Ende besser, sie kommt bei Tage, frei und offen vor allen Menschen, als bei Nacht.

Ich werde in allen Dingen genau nach Ihrem Willen handeln und hoffe, Sie werden mit mir zufrieden sein.

Er verließ mit diesen Worten eiligen Schrittes die Laube.

Wehring blickte ihm nach, bis seine schlanke Gestalt in der Thür des Hauses verschwunden war – ob ich doch nicht vielleicht besser selbst gefahren wäre – er ist fremd und unbekannt, sprach er dann nachdenkend vor sich hin – aber er ist ein verständiger junger Mann, vielleicht etwas rasch und unüberlegt – nun, es handelt sich ja hier eigentlich um eine sehr einfache Sache, und es würde doch bekannt werden, wenn ich zwei Nächte hinter einander abwesend wäre.

Kurze Zeit darauf fuhr Walther in demselben kleinen Korbwagen, in dem er vorige Nacht gesessen, wieder durch den Wald, bergauf, bergab, immer in der möglichst rascbesten Gangart und unbekümmert um den steinigen und holperigen Weg, auf welchem der Wagen sich bewegte.

Sie müssen entsdhuldigen, bemerkte der Kutscher, als der Wagen wieder durch einen im Wege liegenden Stein einen gewaltigen Stoß erhielt, es ist sehr dunkel hier im Walde, und der Herr hat mir befohlen, so rasch wie möglich zu fahren.

Sei ohne Sorgen, erwiederte Walther, ich bin an Derartiges gewöhnt, aber zurück ....

O, ich weiß, ich weiß, fiel ihm der Knecht in die Rede; zurück heißt es langsam und vorsichtig fahren – ich werde mein Möglichstes thun, wenn nur die schändlichen Steine nicht wären.

Wie weit haben wir?

Es sind fast drei Meilen, Herr Inspector, aber wir finden oben in der Waldschenke ein anderes Pferd; die braune Lise, die ist ruhig und vorsichtig, sie ist schon heute Morgen vorausgeschickt, damit sie wieder frisch und satt ist, wenn wir kommen.

Nun, so fahre zu, trieb der junge Mann, der Weg wird lichter und besser.

Schweigend fuhren sie weiter und gelangten nach einer Stunde an die erwähnte Schenke. Der Knecht sprang ab, und in sehr kurzer Zeit war das schweißtriefende Pferd mit der gerühmten braunen Lise vertauscht, von welcher das leichte Fuhrwerk bald wieder, wenn auch in etwas verminderter Geschwindigkeit, weiterbewegt wurde.

Sie fuhren nun durch offene, ebenere Gegenden, erreichten aber bald wieder einen dichten Wald und gelangten, auf einem engen, wenig betretenen Wege fortfahrend, auf eine etwas lichtere Stelle, wo ein Wagen ihrer harrte.

Das sind sie, flüsterte der Knecht, indem er stillhielt; Sie können jetzt das junge Fräulein holen, Herr Inspector.

Herr Wehring hat mir keine Losung, kein Erkennungszeichen mitgetheilt. –

O, ich kenne den Fuhrmann; kommen Sie nur, die Lise bleibt so lange ruhig stehen.

Beide schritten auf den haltenden Wagen zu, und Walther erkannte bei dem unsicheren Lichte des Mondes eine weibliche, darin sitzende Gestalt.

Ich bin von Herrn Wehring abgesandt, mein Fräulein, sagte er, an den Wagen tretend, um Sie nach der Fichtenau zu bringen. Sie können Sich mir sicher anvertrauen, obgleich ich Ihnen fremd bin.

Ach, Sie sind sehr gütig, erwiederte eine leise Stimme; soll ich aussteigen?

Sie werden Ihren Wagen mit dem meinigen vertauschen müssen – kann ich Ihnen behülflich sein, ich weiß, Sie sind leidend – nehmen Sie vor Allem Ihren Arm in Acht.

Er schmerzt nicht mehr – nur beim Fahren ein wenig. –

Kommen Sie, kommen Sie, sagte er theilnehmend, seien Sie vorsichtig – hier ist der Tritt, fuhr er fort, indem er sie halb aus dem Wagen hob – so – soll ich Sie führen?

Mir fehlt weiter nichts – nur der Arm – soll ich in Ihren Wagen steigen?

Ja, aber nicht so eilig – wir haben Zeit und nichts zu befürchten – sitzen Sie bequem und so, daß Ihr Arm gesichert ist? – Der Weg liegt voller Steine, und es wird nicht immer ohne einige Stöße abgehen.

Lehnen Sie Sich immerhin etwas mehr an mich, sagte er nach einiger Zeit, als der Wagen eine unsanfte Bewegung machte – bedenken Sie, daß Sie krank sind und

daß ich mich verpflichtet habe, Sie ungefährdet nach der Fichtenau zu bringen.

Ich bin eigentlich gar nicht krank, erwiederte sie schüchtern – nur der Arm, nur der Arm iist gebrochen.

Gerade deßhalb ist es nöthig, daß jede Erschütterung vermieden werde – liegt er auch gut? Lassen Sie mich meinen Mantel noch darunter legen – die Lehne ist so niedrig und der Weg so schlecht. –

Ich danke Ihnen, danke Ihnen sehr, sagte sie, während der junge Mann, ohne ihre Erwiederung abzuwarten, seinen zusammengelegten Mantel unter ihren Arm gebreitet hatte, so daß dieser so weich und geschützt, als es die Umstände gestatteten, darauf ruhte – der Arm hängt ja in dem Tuche und ist außerdem geschient – der Arzt und der gute Apotheker haben das Alles vorsorglich so eingerichtet,

Es hat mich sehr geschmerzt, daß es mir nicht vergönnt war, Sie vor diesem Unfalle zu bewahren, aber da ich selbst sogleich verwundet wurde ....

Sie? fragte sie, ihn mit ihren großen, kindlichen Augen überrascht ansehend – Sie sind selbst verwundet?

O, es war nur sehr unbedeutend, fuhr er fort, aber leider machte mich der Schlag sofort bewußtlos und setzte mich außer Stande, Sie zu beschützen.

Ich weiß wirklich nicht, was Sie meinen, sagte sie sichtlich verlegen, und erinnere mich nicht ....

Sie haben es in dem wilden Gewirre vielleicht nicht bemerkt, daß ein braunschweigischer Officier, als er Sie so hülflos am Boden liegen sah, vom Pferde sprang ....

O ja, das habe ich wohl gesehen, auch wie er unmittelbar darauf niederstürzte – ich glaubte ihn todt – ach, es war schrecklich damals – ich wurde ohnmächtig – und als ich wieder zu mir kam, war ich im Hause des Apothekers – aber der arme, gute Viorne, er mußte sterben – ich habe ihn nicht wiedergesehen!

Trösten Sie Sich, sagte er theilnehmend, Sie befinden sich unter Freunden, die es gut mit Ihnen meinen – in der Fichtenau wird es Ihnen gefallen, es ist ein freundliches, ruhiges, friedliches Thal.

Der Officier ist aber nicht gestorben, fuhr sie nach einiger Zeit fort, man hatte ihn auch in das Haus des Apothekers gebracht; dort ist er, wie man mir gesagt hat, bald wieder gesund geworden und ist dann fortgezogen, wohin, wußte Niemand.

So haben Sie Sich nach ihm erkundigt?

Natürlich, erwiederte sie mit einem etwas verwunderten Blicke ihrer großen, dunkeln Augen, die jetzt im vollen Lichte des darauf ruhenden Mondscheins unbefangen zu ihm aufblickten – ich hätte ihm gern gedankt für ....

Was er gethan hat, war nicht des Dankes werth, er hat ja Ihre Verwundung nicht einmal verhindern können.

Weil er selbst verwundet wurde, erwiederte sie erregter – er hatte aber die Absicht, mir beizustehen, und wagte dabei sein Leben!

Sie schlagen sein geringes Verdienst wirklich viel zu hoch an, sagte er lächelnd, und haben ihn durch diese Worte weit über Gebühr belohnt, mein Fräulein!

Ich verstehe Sie nicht ....

Wenn ich noch die Uniform anhätte, die ich an jenem Morgen trug, sprach er in scherzendem Tone weiter, so würden Sie mich vielleicht wieder erkannt haben!

Sie? Sie? sagte sie mit bebender Stimme, Sie wären ....

Ja, mein Fräulein, fuhr er absichtlich in demselben Tone fort, ich bin jener braunschweigische Officier, der zu ungeschickt war, um Sie vor jener Verwundung bewahren zu können, und der jetzt zum zweiten Male das Glück hat, Sie beschützen zu dürfen, eine Aufgabe, die er hoffentlich besser zu Ende führen wird, als jenen ersten verunglückten Versuch!

Wenn es wirklich wahr ist, sagte sie mit unverstellter und unverhohlener Freude, so lassen Sie mich Ihnen jetzt danken – recht herzlich danken, setzte sie leiser hinzu, als ihr Blick dem seinigen begegnete – und Sie sind wieder ganz hergestellt?

Körperlich gesund und munter – sonst aber ein armer, verfolgter Flüchtling, wie Sie, mein Fräulein! erwiederte er scherzend.

Wie ich? fragte sie erschreckt; glauben Sie, daß ich verfolgt würde?

Ich weiß es wirklich nicht, bemerkte er leichthin, fühlend, daß er vielleicht zu viel gesagt habe – ich dachte es mir nur, weil Sie Ihren jetzigen Aufenthalt so geheimnißvoll verlassen haben – aber beunruhigen Sie Sich deßhalb nicht – ich befinde mich ganz in Unkenntniß über Ihre Angelegenheiten und bin nur beauftragt, Sie ungefährdet nach der Fichtenau zu bringen,

Ja, dahin soll ich – der Apotheker theilte mir mit, daß es der gute Viorne auf dem Sterbebette so bestimmt habe – ich selbst weiß auch nicht, weßhalb dies geschehen und ich zu einer so ungewöhnlichen Zeit dorthin fahren muß, mein Arm ....

Ihr Arm schmerzt Sie? fragte besorgt der junge Mann – Sie sitzen nicht gut, der Wagen ist sehr unbequem, und Sie könnten den Arm leicht aus seiner Lage bringen – ich bitte dringend, lehnen Sie Sich mehr an mich – betrachten Sie mich als einen Theil des Wagens – gestatten Sie mir, Sie ein wenig zu unterstützen, der Wagen stößt und schwankt unaufhörlich. Es ist wirklich nothwendig, mein Fräulein, sprach er in ruhigem, ernstem Tone weiter, als sie verlegen eine versagende Bewegung machte, vertrauen Sie mir und denken Sie daran, daß Sie Ihres Armes wegen jetzt dieser Unterstützung bedürfen, welche ich Ihnen anzubieten mir sonst nicht erlaubt haben würde.

Sie hatte keinen weiteren Widerspruch, denn die Umstände rechtfertigten vollständig die Besorgnisse ihres Beschützers.

Die beiden Sitze des leichten Korbwagens, nur mit niedrigen Rücklehnen versehen, hingen in Riemen, worin die einzige Vorrichtung bestand, die Erschütterungen des Fahrens auszugleichen. Es war daher gewiß gerechtfertigt, daß der junge Mann mit seinem eigenen Arme das verwundete junge Mädchen unterstützt, um die Stöße des Wagens unschädlich zu machen, welche bei dem schlechten Wege unvermeidlich blieben, obgleich der

Kutscher sich alle Mühe gab, es zu verhindern, und die braune Lise im ruhigen Schritte weitergehen ließ.

Als sie die offene, ebenere Gegend hinter sich hatten und wieder in den dunkeln Waldungen weiterfuhren, auch der Mond, jetzt tief am Himmel stehend, sich dem Untergange zuneigte und nur noch hin und wieder an einer offeneren Stelle ein matter Strahl das einsame Fuhrwerk traf, lehnte sie sich unwillkürlich mehr an ihn an, denn die finstere, schweigsame Umgebung blieb nicht ohne Einwirkung, und sie empfand es, daß sie seines Schutzes bedürfe.

Er fühlte wohl, daß derartige Gedanken bei ihr Raum gewannen, und suchte daher durch ein heiteres Gespräch ihre Befürchtungen zu zerstreuen, immer dabei sorgsam bemüht, jede Erschütterung des Wagens, so gut es gehen wollte, von ihr abzuhalten.

Sie hörte ihm schweigend, aber aufmerksam zu, nur hin und wieder eine Frage einschaltend. Was er sprach, und mehr noch die Art, wie er sprach, war ihr so neu und so ungewohnt, ihr, die sie bisher nur an den Umgang mit dem alten Viorne gewohnt war, daß sie sich in eine andere Welt versetzt glaubte.

Bald fingen jedoch, so sehr sie auch dagegen ankämpfte, ihre Vorstellungen an, unklarer zu werden; sie hörte noch einzelne Worte von dem, was er sprach, aber der Zusammenhang war ihr entschwunden – ihr Kopf sank tiefer hinab – auf seine Schulter, an seine Brust – sie war entschlummert.

Das arme Kind, sprach er leise vor sich hin – sie ist noch krank und von der Anstrengung der Fahrt ermattet. Fahre recht vorsichtig, flüsterte er dem Knechte zu, recht vorsichtig, wiederholte er nochmals, als dieser schweigend mit dem Kopfe nickte, und dann bemühte er sich, ihre Lage so bequem als möglich zu machen.

So fuhren sie weiter; er fühlte an dem ruhigen Athem ihres sorglos an ihn gelehnten Körpers, daß sie fest eingeschlafen sei. Die Sterne begannen zu erblassen, der matte Schein im Osten wurde heller, und ein leiser, kühler Wind verkündete den baldigen Aufgang der Sonne.

Leise zog er den Schleier von ihrem Hute herab, damit der kältere Luftzug nicht ihren Schlummer störe. Es war inzwischen hell geworden, die ersten röthlichen Strahlen der Sonne beleuchteten die Gipfel der Bäume, und er konnte jetzt durch das durchsichtige leichte Gewebe ungehindert das liebliche, kindliche Gesicht des jungen Mädchens anschauen, das so vertrauensvoll an seiner Brust schlummerte. Die von dunkeln Wimpern eingesäumten Augen waren zwar geschlossen, aber um den leise geöffneten Mund spielte zuweilen ein freundliches, kindliches Lächeln – das Lächeln der Unschuld und des Friedens.

Er konnte sich nicht lossagen von diesem lieblichen Bilde. Möchten wir es ihm verdenken? Was kann es Schöneres geben, als ein im sanften Schlummer ruhendes junges, schönes, unschuldiges Mädchengesicht, wenn der erste Strahl der Sonne die Rosen des Schlafes auf ihren Wangen wachküßt? – In süßer Selbstvergessenheit gab er

sich diesem Anblicke hin und bemerkte es gar nicht, als der Wagen langsam aus dem Walde herausfuhr und sich das Thal der Fichtenau im hellen Lichte des Morgens vor ihnen ausbreitete.

Wir werden bald zur Stelle sein, sagte in leisem Tone der Knecht.

Erschreckt fuhr er empor, und die dadurch hervorgerufene plötzliche Bewegung ließ sie erwachen.

Ach, ich habe geschlafen, – sagte sie verschämt erröthend, indem sie sich schnell erhob – wirklich geschlafen – und bin Ihnen gewiß sehr zur Last gefallen?

Wie können Sie nur so etwas denken, erwiederte er ebenfalls befangen – aber das ist die Fichtenau – und dort, setzte er mit freudiger Stimme hinzu, dort werden Sie von nun an wohnen!

Siebentes Capitel.

Der edle Odysseus landete nach langen Irrfahrten schlafend an der Insel seiner Heimat, und ein altes Sprüchwort sagt: Das Glück kommt dem Menschen im Schlafe, was wohl so viel heißen soll, als: Der Mensch ist häufig selbst ganz unbetheiligt an den glücklichen Ereignissen, die ihn treffen. Es läßt sich dies zwar nicht in Abrede stellen, doch gibt es auch ein Sprüchwort, welches lautet: Ein Jeder ist seines Glückes eigener Schmied! – durch welchen Satz gerade das Gegentheil des ersteren ausgedrückt wird. Ungeachtet dieses anscheinenden Widerspruches kann man dennoch keines von diesen beiden Sprüchwörtern für unrichtig erklären, denn Sprichwörter

sind ja eben nur sich durch Kürze auszeichnende Aussprüche des gesunden Menschenverstandes, die »Weisheit auf den Gassen«, wie sie Sailer nennt, und da die menschliche Weisheit überhaupt höchst unvollkommen ist und sich in steten Widersprüchen gefällt und bewegt, warum sollte die Weisheit auf den Gassen nicht an derselben menschlichen Schwäche leiden? Die Fortuna ist eine Göttin, also ein Weib, welche es, wie alle Weiber, verlangt, daß man sich um ihre Gunst bemühe, dafür Opfer bringe, Anstrengungen mache, ihre Farben trage und offen oder heimlich, wie sie dies am meisten wünscht, ihr Verehrung und Anhänglichkeit zolle. – Sie belohnt aber alle diese Huldigungen ebenfalls nach Art der Frauen zuweilen nur mit einem freundlichen Lächeln, zuweilen auch wohl mit einer größeren Gunstbezeigung; aber – das Glück hat als Weib auch seine ganz besonderen Launen und bevorzugt oft gerade diejenigen am meisten, welche sich gar nicht um seine Gunst bewerben. Deßhalb sagt die Weisheit auf den Gassen sehr richtig: Das Glück kommt im Schlaf – und: Ein Jeder ist seines eigenen Glückes Schmied. In beiden Aussprüchen liegt Wahrheit, beide passen jedoch nicht für alle Fälle. Menschen, welche so viel als möglich schlafen wollten, um so sich des Glückes Gunst zu erringen, würden schwerlich zu dem gewünschten Ziele gelangen; auch gibt es leider solche, welche bei unermüdlicher, redlicher Thätigkeit es doch niemals dahin bringen, der launischen Glücksgöttin jemals ein freundliches Lächeln abzugewinnen. Aber die Letzteren gehören zu den Ausnahmen, und da auch

der thätigste Mensch des Schlafes nicht entbehren kann, also dem Glücke immer noch hinlängliche Gelegenheit gibt, sich in diesem Zustande von ihm Besuche abstatten zu lassen, so ist es gewiß gerathener, wachend nichts zu versäumen, um seine Gunst zu erlangen.

Margot kam schlafend nach der Fichtenau, und wenn wir sehr voreiliger Weise daran die vorstehende Betrachtung knüpften, so geschah es in der eigentlich durch nichts begründeten Absicht, daß der Aufenthalt des jungen Mädchens in diesem anmuthigen Thale unter biedern und braven Leuten für sie ein glückliches Ereigniß genannt werden müsse.

Wir sind zu dieser Annahme durch einen Rückblick auf ihr bisheriges Leben gekommen, so weit uns dies bekannt geworden ist. In Gemeinschaft mit einem alten Manne hat sie, öfter ihren Aufenthalt wechselnd, aber stets in völliger Abgeschlossenheit von anderen Menschen, diejenigen Jahre verlebt, welche bei jungen Mädchen die fröhlichsten und heitersten sind, in welchen sie, in der Pflege und im Schutze liebender Eltern, im Kreise von Geschwistern und Gespielinnen, des Daseins Morgens in harmlosem Frohsinne gleich den sich im Morgenwinde schaukelnden Blumenknospen verträumen, dem ahnungsvollen Erwachen entgegen, wo sie von der Liebe Sonne geküßt werden. – Wie anders waren die Jahre dieser schönen Mädchenzeit – eine Zeit, an welche auch die glücklichsten Frauen, im Kreise blühender Kinder, immer mit wehmuthsvoller Sehnsucht zurückdenken – wie ganz anders waren sie der armen Margot dahingeschwunden!

Derjenige, in dessen Gesellschaft sie allein gelebt, den sie so gern als Vater geliebt hätte – denn des Kindes Herz bedarf der Liebe eben so sehr, wie sein Körper der leiblichen Nahrung – er hatte diese Liebe, wenn auch nicht zurückgewiesen, doch in ihrer Entfaltung dadurch verkümmert, daß er sie davon in Kenntniß gesetzt, ihre Eltern seien gestorben, sie selbst ihm fremd und werde nur aus Mitleid bei ihm behalten. Selbst die einzigen lichten, sonnigen Erinnerungen ihrer frühesten Kinderzeit – der Knabe, mit dem sie gespielt, der alte Mann, der sie so oft geküßt und geherzt – auch diese waren ihr geraubt – denn alle diese Gestalten, welche sich so hell in des Kindes Erinnern erhalten hatten, waren ja zu fremden geworden – ihre Eltern todt – sie selbst ein verlassenes, nur vom Mitleide Anderer erhaltenes und geduldetes Wesen. – Wie ein erkältender Mehlthau waren diese und ähnliche Betrachtungen und solches vielleicht nicht einmal zum klaren Bewußtsein gelangtes Empfinden in ihre junge Seele gefallen und hatten die Entwicklung derselben, das Treiben und Erschließen der Knospe, gehindert. Sie liebte zwar den alten Viorne, der stets gütig und besorgt gegen sie war, sie auch im Lesen und Schreiben und selbst in einigen anderen Dingen, wenn auch sehr oberflächlich und rhapsodisch, unterrichtet hatte – das Kind bedarf eines Gegenstandes, auf den es seinen Ueberfluß von Liebe übertragen muß, – aber er blieb ihr doch immer nur ein Fremder. Er schien auch stets eifrig selbst bestrebt, ihr das zwischen ihnen obwaltende Verhältniß zu vergegenwärtigen, und benutze jede sich darbietende

Gelegenheit, um ihr in dieser Hinsicht so leicht vergeßliches Gedächtniß wieder daran zu erinnern. Das völlig abgeschiedene Leben, das Vermeiden jedes Zusammenkommens mit anderen Menschen hatte natürlich ebenfalls auf ihren Charakter und dessen Entwicklung einen sehr entschiedenen Einfluß gehabt. Die Freuden der Kindheit waren ihr fremd geblieben, niemals hatten harmlose Spiele sie erfreut, niemals hatte sie durch den Umgang mit Altersgenossen kindliche Anschauungen kennen gelernt – im steten und einzigen Verkehre mit einem alten, verschlossenen, wenn auch liebevollen und sanften, doch verbitterten und stets ängstlichen und besorgten Manne war sie aufgewachsen. –

In Berücksichtigung aller dieser Umstände mußten wir es daher für Margot als ein glückliches Ereigniß betrachten, daß sie die bisherige kleine und beschränkte Wohnung in der engen Dorfgasse mit dem freundlichen und lebhaften Thale in der Fichtenau, und den einseitigen und für sie wenig anregenden Umgang des alten Viorne mit demjenigen ihrer jetzigen Hausgenossen vertauscht hat. Zu unserer eigenen Genugthuung können wir hinzufügen, daß das Aussehen des jungen Mädchens, nachdem sie jetzt bereits eine Woche in der Fichtenau zugebracht hat, unsere Voraussicht vollkommen bestätigt. Ihre Augen leuchten in einem ihnen sonst nicht eigenen Glanze, und man sieht es an den so beweglichen Zügen ihres kindlichen Gesichtes, mit welcher tiefen Dankbarkeit sie die ihr zu Theil werdende liebevolle Pflege empfindet. Bisher hatten sie ja nur die Gewohnheiten eines alten

Mannes mehr oder weniger angenommen, jetzt befand sie sich zum ersten Male in der Gesellschaft einer Frau, welche alle ihre Wünsche, ja, weit mehr, als sie sich zu wünschen für berechtigt hielt, mit dem den Frauen angeborenen Mitgefühle schon vorher erkannte und auf die liebevollste Weise erfüllte.

Sie lag in einem bequemen Bette, in einer hellen, freundlichen Stube, und obgleich sie sich eigentlich durchaus wohl fühlte, so duldete man doch mehrere Tage nicht, daß sie aufstehe und sich bewege. Gleich als sie angekommen, war sie von Wehring und seiner Frau auf das herzlichste begrüßt und dann, nachdem sie gefrühstückt, in das sonnige Zimmer geführt und ungeachtet ihres Widerspruches zu Bette gebracht worden.

Was müssen Sie ausgestanden haben, armes Kind, hatte die Frau Wehring dabei gesagt, auf dem schlechten Wagen und bei den steinigen Wesen, mit einem gebrochenen Arme! Es ist eigentlich unverantwortlich, daß man Sie in solchem Zustande hat fahren lassen – aber ich hoffe, es wird Ihnen nicht schaden. Jetzt vor allen Dingen Ruhe; Ruhe ist jetzt die Hauptsache. – So, so liegen Sie gut, nicht wahr? Vielleicht nicht hoch genug mit dem Kopfe, ich weiß nicht, wie Sie es gewohnt sind – Sie müssen ganz offen gegen mich sein – und der Arm, liegt der auch gut? Heute Nachmittag kommt der Doctor, um nachzusehen, ob am Verbande noch Alles in Ordnung ist; hoffentlich wird Ihnen das Fahren nicht geschadet haben. Und nun schlafen Sie, schlafen Sie ruhig und ohne Sorgen, Sie haben hier nichts zu befürchten, und wenn

Sie irgend etwas bedürfen, so klingeln Sie nur, ich bin im Nebenzimmer. Sie haben die ganze Nacht gewacht, armes Kind, und gewiß viele Schmerzen ausgestanden – schlafen Sie jetzt, recht, recht lange, der Schlaf stärkt am meisten, und wenn Sie aufwachen, bin ich wieder bei Ihnen, wohl auch schon früher. –

Ach, wie war das so verschieden von ihrem bisherigen Leben – sie blickte der sich entfernenden Frau nach, die so leise ging, als ob sie jetzt schon ihre Ruhe zu stören befürchte, mit bisher nicht gekannten Empfindungen, und hatte so Vieles zu denken und immer wieder zu denken, daß der Schlaf, der sie auf dem unbequemen Wagen so unvorhergesehen überrascht hatte, jetzt, wo sie so weich und behaglich gebettet war, doch nicht erscheinen wollte. Ihre Augen schweiften immer noch in dem Zimmer umher, einen Gegenstand nach dem anderen betrachtend, denn so einfach das Alles auch sein mochte, es war doch ganz verschieden und anders, als ihre bisherigen Umgebungen, in welchen niemals eine weibliche, ordnende Hand, außer ihrer eigenen, thätig gewesen war. Endlich sanken doch die dunkeln, langen Wimpern über die Augen herab, tiefere, leise Athemzüge bewegten ihre Brust, und sie war sanft entschlummert.

Als sie dann nach mehreren Stunden die Augen wieder aufschlug, saß die Frau Wehring vor ihrem Bette, und sie schämte sich, daß sie so lange und so fest geschlafen und ihr Kommen gar nicht bemerkt hatte.

Fühlen Sie Sich wohl? fragte die freundliche Frau; der Schlaf hat Sie gestärkt, fuhr sie fort, ihre Hand nehmend;

Sie haben Sich hübsche rothe Backen geschlafen – aber nun werden Sie hungrig sein, nicht wahr? Wissen Sie auch, daß es schon vier Uhr Nachmittags ist? Ja, ja, so lange haben Sie geschlafen! O, Sie brauchen Sich deßhalb nicht zu entschuldigen, es ist das Beste, was Sie hätten thun können! Der Doctor ist auch schon seit einer Stunde unten, aber er befahl, Sie ja nicht zu wecken, der Schlaf sei für Sie die beste Medicin!

Ich bin tief beschämt, flüsterte, noch mehr erröthend, das junge Mädchen.

Das wäre recht thöricht von Ihnen – aber ehe ich Ihnen das Essen heraufbringe, wird der Doctor nach dem Verbande sehen und zugleich auch Ihre Diät festsetzen; ich gehe, ihn jetzt zu holen, wenn es Ihnen genehm ist.

Ea ist Alles gut und in Ordnung, hatte der Arzt gesagt, nachdem er den Verband sorgfältig untersucht; die Fahrt hat nichts geschadet, in vier bis sechs Wochen werden Sie den Arm wieder gebrauchen können und es kaum mehr wissen, daß er gebrochen war. Für jetzt ist es aber am Besten, Sie gönnen Sich einige Tage völlige Ruhe, bleiben im Bette und genießen nur leichte und nicht reizende Speisen. Wenn ich am Sonntage wiederkomme, hoffe ich Ihnen die Erlaubniß ertheilen zu können, das Bett zu verlassen und täglich ein paar Stunden im Freien zuzubringen.

Ich habe mir das so gedacht, bemerkte die Frau Wehring; hier ist eine leichte Hühnerbrühe, etwas Preiselbeeren oder Kirschen, was Sie am liebsten essen, und wenn

es der Herr Doctor gestatten, auch etwas weiches Fleisch von der Brust – ich dächte, das könnte nicht schaden.

Nicht im Mindesten, lächelte der Arzt; ich mache Ihnen in dieser Hinsicht gar keine Vorschriften und wünschte, daß ich bei allen meinen Patienten eine so sorgsame Unterstützung fände. Essen Sie Sich satt, mein Fräulein, fuhr er freundlich fort, und schlafen Sie viel als möglich – wenn der Arzt immer einen solchen Verbündeten hätte, wie Ihre jugendliche Natur, dann würde er stets als Sieger auch dem Kampfe mit der Krankheit hervorgehen, was leider nicht immer der Fall ist.

Als es dann Abend geworden, hatte die Frau Wehring sorgsam die Vorhänge an den Fenstern herabgelassen, sie auch noch besonders wegen des Feuerscheines der Essen beruhigt, woran sie sich rasch gewöhnen würde, dann eine Nachtlampe gebracht und die Thür nach dem anstoßenden Zimmer geöffnet.

Ich schlafe hier nebenan, bemerkte sie dann, und die Thür bleibt offen, Sie dürfen Sich durchaus nicht ängstigen, ich höre sogleich, wenn Sie rufen, sollten Sie irgend etwas bedürfen. Ich kann mir denken, mein Kind, daß Ihnen das fremde Zimmer ungewohnt ist – aber Sie sind nicht allein, ich bleibe bei Ihnen, seien Sie deßhalb ohne alle Sorgen – schlafen Sie ganz ruhig und ängstigen Sie Sich nicht wegen des Feuerscheines. Am Tage sieht man das gar nicht und es hat durchaus nichts zu sagen – wenn man sich erst daran gewöhnt hat, ist es sogar sehr angenehm.

Sie ließ Alles über sich ergehen und vermochte nur mit wenigen Worten und feucht gewordenen Augen für diese ungewohnten Beweise von Sorgfalt und Liebe zu danken.

Dann wurde es ganz still in dem matt erhellten Zimmer, in welchem der trübe Schein des verdeckt gestellten Nachtlichtes mit den röthlichen, durch die Vorhänge dringenden Lichtwellen der Feuer-Essen in phantastischen Reflexen spielte; die nächste, so ereignißreide Vergangenheit zog an ihrer Seele vorüber, und der Schmerz um den bisherigen Genossen ihres Lebens, dieser noch neue und erste tiefe Schmerz, der ihr junges Herz getroffen, gewann wieder die Oberhand. Still und ungesehen flossen ihre Thränen, und so sehr sie auch die liebevolle Pflege ihrer jetzigen Umgebung erkannte – es waren ihr dies doch alle fremde, bisher unbekannte Menschen. Sie hatte sich nie so einsam, so ganz verlassen gefühlt, und die Liebe zu dem alten, so plötzlich gestorbenen Führer und Gefährten ihrer Jugend, diese durch die Gewohnheit erstarkte Liebe brach jetzt mit erneuerter Kraft und Stärke hervor. Denn der Mensch schätzt und strebt immer dasjenige am meisten, was für ihn verloren und den Beweisen seiner Liebe, dem Ausdrucke seiner Zärtlichkeit für immer entrückt ist. Dann erst macht er sich Vorwürfe, daß er zu der Zeit, als es noch in seiner Macht stand, sie zu gewähren und zu geben, damit so karg und sparsam gewesen – er möchte jetzt, wo es zu spät und nicht mehr möglich ist, gern nachholen, was er versäumt hat, und seine Phantasie stellt das Bild des Verlorenen im hellen, strahlenden Lichte hin, welches die sonst oft darauf

gefallenen Schatten unsichtbar macht – bis die Zeit, die allheilende, die nivellirende Zeit, mit leiser aber sicherer Hand auch darüber einen besänftigenden, sich immer mehr verdichtenden Schleier zieht – wie über alle Bilder der Vergangenheit. –

Sie legte ihre rechte Hand auf die verbundene linke, denn sie konnte beide nicht, wie sie es gewohnt war, zusammenfalten, und betete. Ihre kindlichen Bitten flogen auf zu dem Vater der Liebe, der Schmerz Ihrer Seele begann zu ebben, und der Friede, welcher auf den Flügeln des Gebetes schwebt, senkte sich in ihr Herz.

Achtes Capitel.

Die ungewöhnliche Theilnahme, welche sowohl der Apotheker als die Wehring'schen Eheleute für den Officier und das junge Mädchen empfanden und bethätigten, hatte ihren natürlichen Grund theils in dem Charakter dieser Personen, theils in den damaligen Zeitverhältnissen. Der Apotheker und Wehring, durch eine langjährige und vielfach bewährte Freundschaft verbunden, waren beide enthusiastische Patrioten und haßten das französische Regiment auch dem tiefsten Grunde ihrer Seele. Es war daher sehr natürlich, daß sie für den jungen Officier, welcher so plötzlich im Gefolge ihres geliebten Landesherrn erschien, die Feinde des Vaterlandes im offenen Kampfe angreifend, eine lebhafte Theilnahme empfanden und Alles aufboten, um ihn vor dem traurigen Loose der Gefangenschaft zu bewahren, welche mit einem schimpflichen Tode gleichbedeutend war. Die Umstände

und die hülflose Lage steigerten noch diese Theilnahme und machten die Bethätigung derselben nothwendig. Was Margot betraf, so war sie während ihres Aufenthaltes in dem Gebirgsdorfe zwar nur einige Male und nur auf sehr kurze Zeit in dem Hause des Apothekers gewesen, das abgeschlossene Leben aber, welches sie mit dem alten Viorne geführt, hatte längst ein, anfänglich vielleicht nur durch Neugierde erregtes Interesse für sie hervorgerufen, ein Interesse, welches durch ihr schüchternes, kindliches Wesen, so wie durch ihre ganze Erscheinung neue Nahrung erhielt. Es war daher gewiß sehr natürlich, daß man sich in einem so schrecklichen Momente ihrer auf das Herzlichste annahm und sie nicht ihrem Schicksale überließ, als sich dieses durch Viorne's Tod so traurig und dabei so eigenthümlich gestaltete. Der Apotheker gehörte außerdem zu denjenigen Menschen, die bei Allem, wozu sie sich einmal entschlossen haben, nicht auf halbem Wege stehen bleiben, weßhalb er es jetzt auch hier für eine unabweisliche Pflicht hielt, das einmal angetragene Amt eines Beschützers so weit auszudehnen, als es zulässig und nöthig war. Zu dieser Maßnahme wurde er außerdem noch durch einen ihm von Jugend an beiwohnenden romantischen Zug seines Charakters bestimmt, eine Neigung, die, wie er sagte, ihn schon in mancherlei unangenehme Verwicklungen gebracht habe, die er jedoch einmal nicht mehr los werden könne, denn der Mensch liebe auch seine mit ihm alt gewordenen Fehler.

Etwas anders verhielt es sich mit den Wehring'schen Eheleuten. Wehring war ein durchaus praktischer, klarer,

vielleicht etwas nüchterner Kopf. Dabei hielt er fest an dem, was er einmal für recht erkannt hatte, und verfolgte, wenn auch zuweilen auf nicht in die Augen fallenden Wegen, seine vorgesteckten Ziele. Er hatte keinen besseren Freund, als den Apotheker, und da Beide hinsichtlich ihrer politischen Ansichten vollständig übereinstimmten, so ging er auf dessen Vorschlag hinsichtlich des Officiers sofort bereitwillig ein. Schwieriger zeigte er sich wegen des jungen Mädchens und hatte deßhalb mancherlei Einwendungen und Bedenken, welche erst durch des Apothekers Beredsamkeit beseitiget werden mußten. Sowohl ihre Abstammung aus einer guillotinirten französischen Aristokraten-Familie als ihre ganze mystische Vergangenheit war ihm zuwider, und er sprach sich dahin aus, daß er nicht absehe, warum man das junge Mädchen denen, die sie etwa aufsuchen möchten, entziehen solle. Hat sie noch Angehörige, welche sich um sie bekümmern, weßhalb wollen wir da hindernd in den Weg treten; es ist vielleicht gerade zu ihrem Nachtheile, wenn wir uns ihrer annehmen, und wir begehen ein großes Unrecht, von den Unannehmlichkeiten, denen wir uns dabei aussetzen können, gar nicht zu reden. Werden aber wirklich Nachforschungen angestelt, so können diese sehr leicht auch zur Entdeckung des Officiers führen, so daß wir, indem wir dem jungen Mädchen gar keinen Dienst leisten, dadurch nur die Sicherheit unseres anderen Schützlings gefährden!

Der Apotheker hatte es jedoch verstanden, diese Bedenken seines Freundes zu beseitigen, indem er an die

letzten Worte des sterbenden Viorne erinnerte, welche gar keinen Zweifel ließen, daß das junge Mädchen widerrechtlich verfolgt werde. Wehring hatte, wenn auch nicht völlig überzeugt, nachgegeben, besonders deßhalb, weil ihm der Aufenthalt eines jungen Mädchens in seinem Hause seiner Frau wegen erwünscht war. Das Leben der beiden kinderlosen Eheleute in dem abgelegenen Aufenthalte und bei der unausgesetzten Thätigkeit des Mannes war für die Frau in mancher Beziehung sehr vereinsamt, und er ging daher schon längere Zeit mit dem Plane um, für sie eine geeignete Gesellschafterin in sein Haus zu nehmen.

Die Frau, eine von jenen aufopfernden, mehr für Andere als für sich selbst sorgenden weiblichen Naturen, war diesem Plane jedoch stets entgegen gewesen, weil sie glaubte, ihr Mann vermisse mehr oder weniger etwas in der Führung ihrer Wirthschaft – als jedoch nun in unvorgesehener Ueberraschung plötzlich das bescheidene, schüchterne, anspruchslose, dazu unglückliche und kranke junge Mädchen erschien, bedurfte es nur des Anblicks ihrer Hülflosigkeit, um ihre ganze Theilnahme für sie zu erwecken. Je mehr sie diese ausübte und je mehr sie sich von der dankbaren Anerkennung, mit welcher ihr Pflegling dieselbe aufnahm, überzeugte, desto mehr steigerte sich ihre Theilnahme bis zur wirklichen, innigen Zuneigung, und bald empfand sie selbst darin ein größeres Glück als diejenige, welche diese empfing.

Ein solches Empfinden und Handeln liegt tief in der menschlichen Natur begründet, wir könnten sagen, im

unfaßlichen Egoismus, wenn wir dem bösen Principe mehr Gewalt einräumen wollten, als dem guten. Wollen wir für Andere Interesse gewinnen, wollen wir Theilnahme, selbst Liebe für sie empfinden, so müssen wir ihnen Wohlthaten erzeigen. Das ist ein Kitt, der uns sicher mit ihnen verbindet, denn wir betrachten sie dann mehr oder weniger als Wesen, deren Wohlergehen und Glück unser Werk ist, und durch eine Combination unseres Egoismus als unser Werk selbst. Je mehr Mühe, je mehr Arbeit wir auf dieses Werk verwenden, je mehr wir davon durchdrungen werden, daß wir Schöpfer davon sind – eine Annahme, zu der uns ich unsere Eitelkeit und Selbstüberhebung so leicht verleitet –, um so mehr identificirt sich der Gegenstand unserer Theilnahme oder unserer Aufopferung mit uns selbst, und wir übertragen auf ihn die mächtigste und uns stets beherrschende Gewalt – unsere Eigenliebe.

Nirgendwo mehr als hier kommt des Erlösers Spruch zur Geltung und zur Wahrheit: Liebe deinen Nächsten wie Dich selbst! – und je hülfloser derjenige ist, dem wir diese Liebe zuwenden, je mehr Opfer und Mühen deßhalb von uns gefordert werden, desto höher steigert sich diese Liebe. – Darin ruht auch das Geheimniß der Mutterliebe. Weil sie das hülflose Kind vom ersten Schrei an, mit dem es in das Leben getreten, gepflegt, genährt, geschützt, weil sie Tage und Nächte an seinem Bette gesessen und gewacht, seinen Schlummer gehütet, es vor Krankheiten bewahrt hat, deßhalb erwacht dieses größte aller Liebesgefühle so stark in ihrem Herzen. Hätte sie

Alles dies von Anfang an einem fremden Kinde gethan, auch wissend, daß es ein fremdes sei – sie würde es dennoch eben so lieben! –

Der verheißene Sonntag war gekommen. Obgleich sich Margot ganz wohl befand, und ihr Arm nicht im Mindesten schmerzte, hatte die Frau Wehring sie doch im Bette gehalten, weil der Arzt dies so angeordnet habe, und Margot, so gern sie auch aufgestanden wäre, sich eben so willig gefügt. Nun hatte jedoch der Arzt das Aufstehen erlaubt und dann den Arm sorgsam in die Schlinge eines schwarzseidenen Tuches gelegt, bei welcher Beschäftigung die Frau Wehring eine genaue Beobachterin gewesen war, um künftig in dieser Beziehung nichts zu versäumen.

Das Wetter ist schön, mein Fräulein, sagte er dann und Sie können sowohl heute als von nun an immer hinuntergehen und die frische Luft genießen, bis die Sonne ich untergeht und es anfängt, kühl zu werden, was hier in diesem Thale immer Abends mehr oder weniger der Fall ist.

Sorgen Sie nicht, sorgen Sie nicht, Herr Doctor, bemerkte die ängstliche Frau, ich werde genau Acht geben! Sobald der Thau fällt, es geschieht dies oft schon lange vor Sonnenuntergang, müssen Sie hinauf; aber heute wollen wir den ganzen Tag im Freien zubringen, denn Sie sind ordentlich etwas blaß geworden von der Zimmerluft!

Es war Sonntag, als sie zum ersten Male während ihres Aufenthaltes in der Fichtenau hinaustrat in's Freie –

Sonntag Morgen, der Tag des Herrn! »Der Himmel nah' und fern, er ist so klar, so feierlich, so ganz als wollt' er öffnen sich – das ist der Tag des Herrn!« Der Himmel lag blau und wolkenlos über dem sonnigen, ruhigen Thale, denn die immer beweglichen und polternden Hämmer standen still, die Eisen hatten aufgehört zu rauschen, und die sonst schwarz und schmutzig aussehenden Arbeiter gingen mit ihren Frauen und Kindern in ihren Sonntagskleidern nach der Kirche des nächsten, jedoch ebenfalls eine Stunde entfernten Dorfes. Eine feierliche Stille war über diesen abgeschlossenen, sonst so unruhig bewegten Thalabschnitt ausgegossen, und selbst die Kirchengänger sprachen leiser mit einander, als ob sie sich geschämt hätten, die Sonntagsfeier der Natur durch laute Worte zu entheiligen. Nur der Bach, jetzt im Besitze seines vollen Wassers, rauschte geräuschvoller über das Wehr, und der weiße Schaum seiner herabstürzenden Wellen leuchtete im Sonnenscheine wie ein wehender Schleier von den grünen Wiesen herüber.

Margot trat an der Hand der Frau Wehring aus dem Hause und wurde in den Garten zu einer Bank geführt, von welcher aus man das ganze Thal übersehen konnte. Ach, wie wohl that ihr dieser für sie so ungewohnte, fast neue Anblick, wie wohl that ihr die frische, balsamische Luft, welche schmeichelnd mit ihren Locken spielte und die sie mit Entzücken einathmete! Wie war das so anders, als der enge, dumpfe Raum der niedrigen Stube, in welchem sie sonst die Sonntage zugebracht und den

Kirchengängern nachgeschaut hatte, ohne mit ihnen gehen zu dürfen! Das vor ihren Augen sich öffnende Thal mit dem grünen Wiesenteppiche, den dunkeln, steil abfallenden Bergwänden und dem lichtblauen Gewölbe des Himmels darüber am ihr vor wie ein großer Gottestempel, und sie hätte niederknieen und beten mögen, wenn sie sich nicht geschämt hätte, so voll Andacht und Dankgefühl war ihre Seele.

Der Frau Wehring entging diese Stimmung ihres Pfleglings keineswegs; sie war eine gottesfürchtige, fromme Frau mit einem weichen leicht erregbaren Herzen, und freute sich, in Margot gleiche Empfindungen zu entdecken. Sie ließ ihr daher Zeit, sich ihren Gefühlen hinzugeben, ohne sie darin durch irgend eine Aeußerung zu unterbrechen.

Ach, wie schön ist es hier, sagte Margot dann mit leiser Stimme, und wie glücklich sind Sie, da Sie immer hier wohnen können!

Nun, ich denke, mein Kind, Sie werden recht lange bei uns bleiben und dann die Schönheiten unseres kleinen Thales vollständig kennen lernen – ich freue mich herzlich, daß es Ihnen bei uns gefällt.

Sehr, sehr! flüsterte Margot.

Mein Mann ist mit dem Inspector nach dem oberen Hammer gegangen, fuhr die Frau in der Absicht fort, der bewegten Stimmung des Mädchens eine andere Richtung zu geben – sie wollen eine Radwelle besichtigen, die schadhaft geworden sein soll; es kann das nur Sonntags geschehen, wo die Werke stillstehen, um doch auch

ihren Feiertag zu haben. Es ist ihnen das auch zu gönnen, setzte sie lächelnd hinzu, denn sie müssen während der Woche Tag und Nacht in Bewegung sein, aber wenn der Sonntag kommt, dann haben sie Ruhe, dann ist überhaupt Ruhe hier, die um so wohlthuender wirkt nach der unausgesetzten Thätigkeit und Arbeit der Woche.

Die Arbeiter freuen sich gewiß auch sehr auf den Sonntag?

Nicht so sehr, als Sie vielleicht glauben; wenn es von Ihnen abhinge, würden wenigstens viele auch Sonntags arbeiten, um mehr zu verdienen. Denken Sie deßhalb nicht nachtheilig von ihnen, fuhr sie fort, als Margot sie erstaunt ansah; manche haben zahlreiche Familien, und der Verdienst reicht in diesen schlechten Zeiten, bei den hohen Abgaben oft kaum hin, um die allernothwendigsten Bedürfnisse zu befriedigen. Mein Mann muß deßhalb, so sehr ich auch stets dagegen bin, doch zuweilen den Sonntag durcharbeiten lassen. Aber das geschieht nur sehr selten, und wir halten streng darauf, daß die Arbeiter Sonntags die Kirche besuchen, denn an Gottes Segen ist Alles gelegen! – Wenn Sie erst wieder ganz gesund sind, werden wir auch an jedem Sonntage zusammen in die Kirche fahren!

In die Kirche? fragte Margot, indem sie verlegen zu Boden blickte.

Sie ist nur eine Stunde von hier und der Weg gut; drüben hatten Sie es näher. Sie gingen dann wohl mit dem alten Viorne zusammen?

Ach nein, Herr Viorne hat mich niemals in die Kirche gehen lassen!

Niemals in die Kirche? rief Frau Wehring, sichtlich erschreckt; aber das ist ja unverantwortlich!

Wir lebten hier unter Ketzern, sagte er; ich müsse warten, bis wir wieder in einem katholischen Lande wären.

So sind Sie katholisch? fragte die Frau, noch mehr erschrocken.

Ich weiß es nicht, erwiederte Margot mit einem unbefangenem Blicke. Man hat mich niemals gelehrt, worin der Unterschied zwischen dem Glauben der Katholiken und der Protestanten besteht. Herr Viorne meinte, es sei mehr oder weniger dasselbe, und es käme überhaupt nicht viel darauf an. Er hielt im Ganzen nichts von dem Kirchengehen, und obgleich er sonst gewiß ein guter Mann war, so sagte er doch oft, die Priester hätten das größte Unheil über die Welt gebracht.

Wie konnte ein alter Mann, der dem Grabe so nahe stand, Ihnen solche Lehren ertheilen – aber Sie haben das doch nie für richtig gehalten und geglaubt, mein Kind?

O nein! Herr Viorne war sonst immer so gut und that Niemand etwas zu Leide – ich bin auch fest überzeugt, daß er es selbst nicht so meinte. Er muß wohl in dieser Beziehung sehr traurige Erfahrungen gemacht haben. Aber wenn ich den guten Pfarrer Sonntags nach der Kirche gehen sah und wahrnahm, wie ehrfurchtsvoll ihn die Leute grüßten, wie freundlich und lieb er mit Allen, besonders mit den Kindern war, da habe ich wenigstens erkannt, daß dieser nicht zu denen gehören könne, welche

Herr Viorne meinte, und habe oft gebeten, mich zu ihm gehen zu lassen, aber er hat es mir nie erlaubt.

So haben Sie niemals Religions-Unterricht genossen?

O ja! Her Viorne hat mich in der Religion unterrichtet.

Sie sagten aber doch, Sie wüßten nicht, ob Sie katholisch seien.

Davon hat er nie gesprochen, und wenn ich ihn deßhalb fragte, sagte er, darauf käme es nicht an, das sei Alles Menschenwerk, erfunden, um die Macht der Geistlichkeit zu befestigen.

Wie gut ist es, mein Kind, daß Sie nicht mehr bei diesem Manne sind – doch er ist todt und wird es jetzt bereuen, so gehandelt zu haben.

Ja, er ist jetzt todt, erwiederte Margot traurig, aber er war stets gut und freundlich gegen mich.

So sind Sie auch wohl noch nicht eingesegnet? fragte die Frau weiter und noch niemals zum Abendmahle gegangen? fuhr sie fort, als Margot leise verneinend mit dem Kopfe schüttelte, und wie alt sind Sie jetzt?

Ich werde im künftigen Monate sechszehn Jahre.

Nun, Sie sind noch jung, mein Kind, bemerkte die Frau wieder beruhigter, und es läßt sich dies Alles nachholen – ich weiß nur nicht, fuhr sie wieder zweifelhafter fort, ob .... und eine katholische Kirche gibt es hier weit und breit nicht.

O, machen Sie Sich deßhalb keine Sorgen; und wenn Sie mir gestatten, mit Ihnen zu gehen, so werden Sie mich sehr glücklich machen.

Das würde ich gewiß vom Herzen gern thun, aber – aber Sie imüssen doch jetzt ein Bekenntniß ablegen, eingesegnet werden, und dadurch würden Sie der lutherischen Kirche angehören.

Ja, ja, erwiederte das junge Mädchen erfreut, das will und werde ich, und dann kann ich an jedem Sonntage mit Ihnen zur Kirche gehen.

Gewiß, das können Sie; Sie würden es jetzt auch schon können, wenn Sie gesund wären; ich bin nur zweifelhaft – ob es recht von uns ist, ob – ich werde darüber mit meinem Manne sprechen, Ihre Eltern waren katholisch, nicht wahr, mein Kind?

Ich weiß es nicht, ich habe sie ja nie gekannt, aber ich glaube es.

Sie haben Ihre Eltern nie gekannt?

Nein, ich bin immer unter Fremden gewesen. Als ich noch jung war, befand ich mich bei einer Familie, die ich für die meinige hielt, bis ich später erfuhr, daß sie mich nur aus Mitleid bei sich behalten hatte.

Wie haben Sie das erfahren?

Herr Viorne hat es mir gesagt.

Und von Ihren Eltern hat er Ihnen nichts erzählt?

Sie seien todt, sagte er, und wenn ich ihn nach den näheren Umständen fragte, so bemerkte er, sie seien während der Revolution umgekommen, und daß mein Vater Larey geheißen – sonst wisse er selbst nichts. Dann sei ich, ein hülfloses Kind, von einem Herrn Villers und seiner Frau aus Frankreich gebracht, was ich mich aber natürlich nicht mehr erinnere.

Wie lange haben Sie denn mit dieser Familie gelebt, oder erinnern Sie Sich deren auch nicht mehr?

O gewiß, gewiß, erwiederte Margot mit bewegten Mienen. Die Stunde, wo ich von dem alten Manne Abschied nahm, der stets so freundlich gegen mich war und mich so oft geherzt und geküßt hat, und von meinem Gefährten, dem keinen Raoul, den ich für meinen Bruder gehalten und so sehr geliebt habe, werde ich nie, nie vergessen, denn wir Beide weinten unaufhörlich und er wollte durchaus nicht leiden, daß ich fortginge. Aber seine Bitten blieben vergebens, ich mußte doch mit dem Herrn Viorne in den Wagen steigen – und seitdem habe ich sie niemals wiedergesehen.

Und sind immer mit dem alten Viorne zusammengewesen?

Immer.

Stets mit ihm allein?

Immer allein. Wir haben dreimal unseren Aufenthalt gewechselt, wo wir aber eigentlich gelebt haben, kann ich wirklich nicht sagen, ich weiß nur die Namen der Dörfer und daß die Leute deutsch sprachen.

Das ist ja Alles recht sonderbar, bemerkte nachdenkend die Frau. Mit anderen Menschen sind Sie wenig in Berührung gekommen?

Sehr selten; Herr Viorne hat es mir stets verboten – er müsse sich verborgen halten, sagte er, denn wenn man in entdecke, würde er verhaftet, vielleicht getödtet werden, weil er ein Legitimist sei.

Ein Legitimist?

Ja, ein Anhänger des hingerichteten königs; diese Leute nennen sich Legitimisten, weil sie ihrem legitimen Könige treu und unverbrüchlich anhangen, bemerkte Margot, die in diesen Dingen ungewöhnlich unterrichtet schien. Während der Revolution sind sie hingerichtet worden, Alle, deren man hat habhaft werden können. Vielen ist es aber gelungen, Frankreich zu verlassen, während man ihr Vermögen confiscirt hat. Der jetzige Kaiser wünscht sehr, daß dieser alte Adel Frankreichs zurückkehre und ihm eben so treu dienen möge, als der vertriebenen königlichen Familie, und gibt denen, die das thun, sogar ihr Vermögen wieder und dazu hohe und ansehnliche Stellen – aber die echten Legitimisten, setzte sie mit einem gewissen Stolze hinzu, verachten diese Anerbietungen, sie wollen lieber arm und in der Verbannung leben, als dem Usurpator dienen, der dem Könige die Krone geraubt hat.

Das hat Ihnen Alles Herr Viorne erzählt? fragte verwundert die Frau.

Ja, und noch viel mehr, denn er sprach sehr häufig von diesen Dingen, und konnte dabei sehr lebhaft und zornig werden.

So hielt er also nicht viel von dem Kaiser Napoleon?

O nein, er haßte ihn und sprach von ihm mit der größten Verachtung. Er sei ein Emporkömmling, der durch die Revolution groß geworden, der aber bald von dem geraubten Throne wieder herabgestürzt werden würde, was noch zu erleben sein einziger Wunsch sei.

Er hat es doch nicht erlebt, bemerkte die Frau mit einem Seufzer, und Viele, die eben so oder ähnlich reden, werden es auch nicht erleben. Der liebe Gott, mein Kind, der diesem Manne die Gewalt und die Macht verliehen, wird sie ihm auch wieder nehmen, wenn es nach seinem Rathschlusse nöthig ist. Gottes Wege sind wunderbar, und wenn wir mit unseren kurzsichtigen Augen auch nicht sehen können, wohin sie führen, sie führen doch alle zu unserem Besten und zu unserem Heile. – Doch da kommt mein Mann und der Inspector; sie werden sich freuen, Sie hier unten im Garten zu sehen.

Neuntes Capitel.

Die beiden Frauen waren aufgestanden und gingen den Ankommenden entgegen. Margot hatte den Inspector seit der Nacht, in welcher sie mit ihm gefuhren war, nicht wieder gesehen, es war überhaupt das erste Mal, daß sie ihn bei Tage sah. Als sie ihm jetzt plötzlich gegenüber stand, erröthete er unbewußt, denn eine Erinnerung, welche jetzt zum ersten Male lebhaft vor ihre Seele trat, erweckte in ihr ein Gefühl der Scham und der Verlegenheit. Die herzliche Weise, in der Wehring sie empfing, gab ihr jedoch bald ihre Unbefangenheit wieder.

Nun, da sind Sie ja, sagte er, ihr die Hand reichend; schon mehrere Tage wohnen Sie mit uns unter Einem Dache, und ich habe Sie noch nicht einmal begrüßen und willkommen heißen dürfen – es geschieht hiermit, setzte

er mit herzlichem Tone hinzu, indem er mit Wohlgefallen die freundlichen, kindlichen Züge des jungen Mädchens betrachtete – wenn auch spät, deßhalb nicht weniger herzlich!

Sie überhäufen mich mit unverdienter Güte, erwiederte sie, von Neuem erröthend.

Nun, lassen wir das, fuhr er heiter fort, wenn es Ihnen bei uns gefällt, so freut uns das sehr; wir leben hier etwas einsam und verlassen, wenigstens entfernt von umgänglichen Menschen, und da werden Sie einsehen, wie willkommen uns, und namentlich meiner Frau, die Gesellschaft eines jungen, heiteren Mädchens sein muß. Der Vortheil dabei ist ganz auf unserer Seite, und heiter und fröhlich werden Sie auch schon wieder werden, wenn Sie erst ganz genesen sind und Sich hier bei uns eingelebt haben!

Ich habe mit großer Freude erfahren, daß Ihnen die nächtliche Fahrt nicht geschadet hat, bemerkte der Inspector.

O, nicht im Mindesten, erwiederte sie mit niedergeschlagenen Augen; der Arzt meinte, in einigen Wochen würde ich den Arm wieder völlig gebrauchen können!

Je mehr Sie Sich jetzt schonen, bemerkte Wehring, je eher und je vollständiger wird dieser Zeitpunnkt eintreten, und an Beschäftigung wird es Ihnen dann nicht fehlen. Wir bekommen heute Besuch, fuhr er, zu seiner Frau gewandt, fort, der Apotheker hat mir durch den Doctor sagen lassen, daß er am Nachmittage herüberkommen

werde. Es haben drüben Nachforschungen Statt gefunden!

Nachforschungen? fragte betroffen der Inspector; und hat man etwas ermittelt?

Ich glaube kaum, sonst würde mein Freund mir nicht einfach seinen Besuch angemeldet haben; der Doctor redete auch nur so obenhin davon.

Man besprach diesen Gegenstand noch ausführlicher, und Margot erfuhr dadurch zuerst den ganzen Umfang der Gefahr, in welcher sich der junge Mann befand. Ihre lebhafte Phantasie knüpfte daran Mancherlei, und der Gedanke, daß er eigentlich ihretwegen in diese Lage gekommen sei, erweckte für ihn ein erhöhtes Interesse. Sie erblickte in ihm ja außerdem einen Bekämpfer jenes Gewaltigen, welcher die Krone Frankreichs geraubt hatte, und identificirte ihn in ihrer Vorstellung mit denjenigen, welche Viorne ihr stets als die zwar unterdrückten, aber ruhmvollsten Helden hingestellt hatte, mit den Anhängern der vertriebenen königlichen Familie ihres Geburtslandes.

Der junge Inspector stieg durch diese höchst verworrene Anschauung in ihrer Vorstellung zu einem Helden ganz anderer Art, als es ihm lieb gewesen sein würde, wenn er davon eine Ahnung gehabt hätte. Diese lag ihm jedoch sehr fern. Er hatte in der Zeit von Margot's Anwesenheit unausgesetzt und emsig den Geschäften seines neuen Berufes obgelegen und nur hin und wieder, wenn es der Zufall fügte, des jungen Mädchens gedacht, dessen

Begleiter und Beschützer er in jener Nacht gewesen. Seine eigene Lage nahm seine Gedanken vollständig in Anspruch, denn er war darüber mit sich einig, daß sein Aufenthalt in der Fichtenau nur ein vorübergehender sein könne und aufhören müsse, sobald der Krieg beendet sei und die französischen Heere Deutschland wieder verlassen haben würden.

Als er dann Margot wiedersah, wurde zwar die Erinnerung an die etwas romantische nächtliche Fahrt mit ihr wieder lebendig, aber sie selbst schien ihm jetzt eine ganz Andere. Das im Lichte des Tages vor ihm stehende, schlanke, noch kindliche Mächen mit den etwas schüchternen, fast verlegenen Mienen war nicht mehr das Bild, wie es seine Phantasie von jener Nacht bewahrt hatte. Er war daher vollständig unbefangen gegen sie, ohne daß er nöthig gehabt hätte, sich irgendwie Zwang anzuthun, wodurch auch sie sehr bald ihr natürliches, offenes Benehmen wiederfand.

Man aß in der Laube, war heiter und guter Dinge und erfreute sich an den lebhaften und unverhohlenen Aeußerungen Margot's, die sich diesem ihr neuen und unbekannten Genusse mit Entzücken hingab.

Später, als die Frau Wehring den Kaffee besorgte, kam der Apotheker; er wurde wie immer herzlich begrüßt und dann sogleich mit der Frage, was es drüben Neues gäbe, von Wehring in Anspruch genommen.

Gott sei Dank nur wenig, erwiederte er, denn Alles, was jetzt neu ist, nimmt uns etwas vom Alten, und wir müssen daher froh sein, wenn es gar nichts Neues gibt!

Aber es sind Nachforschungen angestellt? So sagte wenigstens der Doctor!

Sehr oberflächlich. Zwei Tage hindurch war es ganz still. Man hatte sich begnügt, die verwundeten Westfalen abzuholen und die Todten zu begraben; dann zog das kleine Commando wieder ab, ohne sich um Weiteres zu bekümmern. Vorgestern rückte ein Hußaren-Officier mit ungefähr zwanzig Mann in das Dorf und nahm Quartier. Der Officier natürlich bei mir, und ich erfuhr von ihm, daß der Herzog und seine sämmtlichen Truppen sich zu Elsfleth und Brake nach England eingeschifft hätten, nachdem sie bei Braunschweig den General Reubel mit fünftausend Mann geschlagen hatten.

Ist es wahr? Ist es eine ganz sichere, verbürgte Nachricht? fragte mit leuchtenden Augen der Inspector.

Ich habe sie vom Feinde selbst, lächelte der Apotheker, er wird schwerlich zu seinem Nachtheile berichtet haben!

O, wie mich das freut, rief Walther, der seinen Gefühlen freien Lauf ließ, so sind sie gerettet, Alle gerettet, der tapfere Herzog und die braven Cameraden! Sie haben sich durchgeschlagen, die Feinde vernichtet – und sind jetzt frei, außerhalb des Bereiches des Unterdrückers und seiner Söldlinge!

Ruhig, ruhig – bemerkte Wehring, indem er sich besorgt umsah, sprechen Sie wenigstens nicht so laut, wenn Sie Derartiges sagen, am besten ist es aber, Sie denken es nur! Vergessen Sie nicht, daß Sie jetzt Inspector und nicht mehr braunschweigischer Officier sind!

Die gibt es ja ohnehin nicht mehr, sagte Walther mit einem wehmüthigen Tone; verzeihen Sie meine Unbedachtsamkeit – es soll nicht wieder geschehen!

Nun, es war gut gemeint und geschah Ihretwegen. Was wollten denn aber die Hußaren?

Sie fahndeten auf versprengte Braunschweiger. Ja, fuhr der Apotheker fort, als ihn die Andern etwas bestürzt ansahen, und sie hatten auch ziemlich genaue Nachrichten. Der Officier erklärte, es sei ein verwundeter braunschweigischer Officier in mein Haus gebracht und von mir verpflegt worden, er verlangte Auskunft und die Auslieferung desselben.

Das wußte er Alles? fragte Frau Wehring in sichtlicher Angst.

Ja, das wußte er Alles, erzählte der Apotheker, jedoch mit lächelnder Miene, weiter; ängstigen Sie Sich nicht, wir waren ja auf Derartiges vorbereitet! Herr Lieutenant, erwiederte ich, der Officier, nach dem Sie fragen, hat hier in demselben Zimmer gewohnt, in welchem Sie Sich befinden, und dort in dem Bette gelegen, in welchem Sie diese Nacht schlafen werden, sofern Sie bei uns übernachten wollen. Er wurde draußen, dicht vor meinem Hause, verwundet und leblos hereingetragen – Sie werden zugeben, daß es Menschenpflicht von mir war, ihn aufzunehmen und zu verpflegen! ich würde dies in gleichem Falle auch bei Ihnen gethan haben. Aber seine Wunde war nicht gefährlich und rührte nur von einem Kolbenschlage an dem Kopfe her, der ihn betäubt hatte. Am anderen Tage war er wieder frisch und gesund,

bedankte sich und ging seiner Wege, da er nicht mehr reiten konnte, weil sein Pferd erschossen war.

Und Sie wissen nicht, wohin er gegangen ist? fragte er weiter.

Darüber kann ich Ihnen keine Auskunft geben, erwiederte ich, und wenn ich offenherzig sein soll, so habe ich mich absichtlich nicht darum bekümmert, weil es mich nichts anging!

Weil es Sie nichts anging? fragte er finster.

Ja, weil es mich nichts anging! Ich würde gerade eben so verfahren haben, wenn Sie der Officier gewesen wären, fügte ich wieder hinzu, denn wir Dorfbewohner sind doch nicht Soldaten, die Krieg führen. Wenn wir gezwungen werden, Verwundete aufzunehmen, die wir doch nicht hülflos liegen und sterben lassen können, so ist das ein Werk der Barmherzigkeit. Ist der Verwundete genesen und will seines Weges weiter wandern, so haben wir kein Recht, ihn daran zu hindern, denn wir machen ja keine Gefangenen, und es wäre gottlos, einen armen Verwundeten nur deßhalb zu pflegen, um ihn seinen Feinden auszuliefern!

Ich will mit Ihnen darüber nicht streiten, erwiederte der Officier, der nicht zu den Schlimmsten gehörte und dem es, wie es mir fast vorkam, gar nicht unlieb zu sein schien, daß er den Gesuchten nicht mehr fand – aber Sie haben jetzt die Pflicht, mir Alles mitzutheilen, was die Wiederergreifung des Entflohenen herbeiführen könnte!

Ich bitte zu fragen, sagte ich, ich werde antworten!

Wann ist er gegangen?

Am Abende des folgenden Tages.

Allein?

Ganz allein.

In welcher Richtung?

In welcher Rigtung? – Er ging die Dorfstraße hinauf, wohin weiter, weiß ich nicht.

War er in Uniform?

Natürlich, er hatte keine anderen Kleider.

Und Sie haben nichts mehr von ihm gehört, Niemand hat ihn weiter gesehen?

Mehrere Leute haben ihn die Straße nach Halberstadt einschlagen gesehen; offenbar hatte er die Absicht, sich dem Corps des Herzogs wieder anzuschließen.

Das ist nicht möglich, dasselbe war in raschen Märschen weiter marschirt!

Nun, so muß er wo anders hingegangen sein – ich weiß es nicht.

Er ließ darauf einen Unterofficier kommen, welcher Bald mit einem Trupp Hußaren das Dorf verließ und die Richtung nach Halberstadt einschlug. Der Officier und die übrigen Hußaren blieben die Nacht bei uns, wahrscheinlich, um nähere Erkundigungen einzuziehen. Sie müssen aber wohl nichts erfahren haben, denn als die ausgesandeten Hußaren am andern Morgen unverrichteter Sache zurückkehrten, zogen sie Alle ab.

Sie wissen nicht wohin? fragte Wehring.

Nein, das weiß ich nicht, aber es schien mir, daß der junge Officier, mit dem ich den Abend verplaudert hatte, selbst wenig Gefallen an dem ihm übertragenen Commando fand.

War er ein Franzose?

Er sagte mir, er sei ein geborener Franzose, aber er sprach so geläufig deutsch, daß ich ihn nicht dafür gehalten haben würde. Der Umstand, daß er ein Franzose war, bemerkte der Apotheker weiter, ließ mich vertraulicher mit ihm verkehren, denn ein Franzose kann am Ende Deutschland als ein feindliches und erobertes Land betrachten, ohne daß es ihm verdacht werden darf – warum haben wir uns so erbärmlich benommen – aber Deutsche, die den fremden Eroberern sich verkauft haben und die Unterdrückung ihres eigenen Vaterlandes vollenden helfen, hasse ich von Grund meiner Seele!

Lassen wir das, lassen wir das, bemerkte Wehring finster, es nutzt ja doch nichts – wir reden die Franzosen nicht aus dem Lande hinaus, und zu gemeinsamen Thaten fehlt uns die Kraft und vor Allem die Einigkeit!

So lassen wir es denn für jetzt, sagte der Apotheker mit einem Seufzer, mit der Erkenntniß wird hoffentlich auch das Weitere kommen. Ich möchte Sie noch um etwas befragen, fuhr er aufstehend fort, es ist eine Geschäftssache, wenn Sie einen Augenblick übrig haben.

Die beiden Männer verließen die Laube, in welcher die Frau Wehring, Margot und der Inspector, das Gespräch fortsetzend, zurückblieben.

Ich möchte wegen des jungen Mädchens mit Ihnen reden, bemerkte der Apotheker; wir müssen Sie doch genau darüber befragen, was sie selbst von dem alten Viorne weiß, um unsere Maßregeln darnach zu treffen.

Sie weiß nichts. Dasselbe, was sie Ihnen erzählt, hat sie auch meiner Frau gesagt, und bei ihrem offenen Wesen ist nicht anzunehmen, daß sie uns irgend etwas verschweigt.

Der alte Viorne verlangte ängstlich nach einer Schatulle, die jedoch leider verloren gegangen ist; Niemand hat sie gesehen oder gefunden. Hat man Sie darüber befragt?

Nein, so viel ich weiß, nicht. Ich für meine Person zweifle nicht daran, daß sie die Tochter eines umgekommenen französischen Adeligen ist und daß der alte Viorne, ein starrer Legitimist, sie aus Mitleid zu sich genommen und dann, an sie gewöhnt, sie bei sich behalten hat.

Weßhalb aber dieses abgeschlossene Leben?

Seiner eigenen Person wegen.

Aber seine lesten Worte, seine Warnung?

Fragen wir sie wegen der Schatulle, sagte Wehring mit seinem etwas spöttischen Lächeln. Sie wird auch darüber nicht mehr wissen; aber es scheint mir fast, daß Sie selbst nun anfangen, in dieser Angelegenheit bedenklich zu werden, jetzt, wo es zu spät ist.

Zu spät, weßhalb?

Nun, jetzt ist sie einmal hier und ich habe nicht die Absicht, sie wieder fortzuschicken, denn sie gefällt mir, und meine gute Frau ist ganz glücklich, sie hier zu haben. Wenn sie erst wieder ganz gesund sein wird, soll

sie ihr fleißig in der Wirthschaft helfen, wozu sie, wie ich überzeugt bin, gern bereit sein wird. Warten wir daher das Weitere ab; finden sich Leute, die ein Anrecht auf sie haben und dies beweisen können, nun, so mag sie mit diesen gehen; finden sich, wie wahrscheinlich, solche Leute nicht, so bleibt sie hier, und wir werden weiter für sie sorgen.

Es freut mich, es freut mich, sagte lächelnd der Apotheker, daß Ihre Theilnahme für das arme Kind in der kurzen Zeit ihres Hierseins so an Wachsthum zugenommen hat – aber die Schatulle, die Schatulle; ich möchte doch wissen ....

Nun, so fragen wir sie, aber gelegentlich, ohne daß sie eine Absicht darin sieht. Kommen Sie, gehen wir zurück, meine Frau denkt sonst, Sie verheimlichten ihr doch noch eine unangenehme Nachricht.

Der Abend war sehr mild und schön, und man ging auf eine nahe gelegenen, etwas höheren Punct, der durch einen bequemen Fußweg mit dem Garten in Verbindung stand und von wo aus man eine freundliche Aussicht über das Thal genoß. Der Apotheker hatte die Gelegenheit nicht unbenutzt gelassen und Margot über die ihn so sehr interessirende Schatulle gefragt, aber, wie Wehring vorausgesagt, nichts erfahren. Sie wußte nur, daß Viorne in dieser Schatulle einige Papiere verwahrt, und von den Briefen, welche er zu Zeiten erhielt, diejenigen hineinlegte, die er nicht sogleich verbrannte. Niemals hatte er ihr von dem Inhalte der Schatulle Mittheilung gemacht und sie ihn auch niemals deßhalb gefragt.

Der obere Raum der kleinen Anhöhe, auf welcher sie sich befanden, war mit Bäumen bepflanzt und mit Bänken versehen, auf denen man sich niedergelassen hatte und im heiteren Gespräche die friedliche Stille des heraufziehenden Abends genoß. Es fängt an, kühl zu werden, sagte dann besorgt die Frau Wehring, der Doctor hat ausdrücklich befohlen, Sie sollten die Abendluft vermeiden; es ist die höchste Zeit, daß wir hinabgehen.

O, so ängstlich ist es nicht, bemerkte lächelnd der Apotheker, ich bin auch ein halber Arzt – aber was ist das? setzte er aufhorchend hinzu, ein Posthorn?

Kein Posthorn, erwiederte rasch der Inspector, eine Trompete!

Eine Trompete! rief die Frau; mein Gott, sollte ....

Da kommen wirklich die Hußaren! unterbrach sie Wehring, und nun, setzte er ruhig hinzu, heißt es vor allen Dingen ganz unbefangen und sorglos zu scheinen, hörst Du, liebe Frau – laß Du Dich überhaupt so wenig als möglich vor den Hußaren sehen.

Auffallend bleibt es immerhin, bemerkte besorgt der Apotheker, daß sie hieher in dieses abgelegene Thal kommen – doch wüßte ich wirklich nicht, wie und wodurch sie erfahren haben könnten ....

Das wird sich Alles finden, unterbrach ihn Wehring in seiner gewohnten ruhigen Weise; vielleicht nur ein Zufall – vielleicht auch nicht. Die Hauptsache ist, daß wir selbst unbefangen bleiben und ihnen keine Veranlassung zum Verdachte geben, wenn sie solchen haben sollten. Doch gehen wir jetzt. Sie, Herr Inspector, werden ganz

wie immer Ihren Geschäften obliegen, und wenn es dieselben vielleicht mit sich bringen, Sich vorzugsweise in den Hammerwerken aufzuhalten – so wird sich dagegen nichts erinnern lassen

Zehntes Capitel.

Als die kleine Gesellschaft unten anlangte, ritten die Hußaren – es mochten zwanzig Mann sein – in den geräumigen Hof, welcher sich vor den Hammer-Gebäuden befand. Sie saßen ab, und der Officier begab sich nach dem Wohnhause, vor dessen Thür ihn Wehring und der Apotheker erwarteten. Margot war mit der Frau Wehring auf ihr Zimmer gegangen und der Inspector hatte sich schon oben von der Gesellschaft getrennt. Um die Hußaren, welche plaudernd bei ihren Pferden standen, hatte sich ein größerer Trupp von Arbeitern nebst Weibern und Kindern versammelt, welche die unverhofften Gäste neugierig betrachteten.

Metn Beruf führt mich hieher, sagte grüßend der Officier – wir sind, wie ich glaube, im Walde etwas vom Wege abgekommen, aber die Pferde sind vom langen Marsche ermüdet und ich muß daher für die Nacht um Quartier bitten.

Es wird einige Schwierigkeiten haben, eine so zahlreiche Einquartierung unterzubringen, entgegnete Wehring; wir sind auf dergleichen hier nicht eingerichtet, wie Sie Sich selbst überzeugen können. Wenn der Herr Lieutenant daher den kurzen Ritt nach dem nur eine Stunde

entfernten Dorfe nicht scheuen wollten – ich würde Ihnen einen Boten mitgeben – so würden Sie dort –

Ich bedauere, erwiederte der Officier, darauf nicht eingehen zu können. Die Pferde sind zu ermüdet. Das Wetter ist außerdem schön, ein Theil der Mannschaft und die Pferde werden schlimmsten Fales bivouakiren können, wenn sich wirklich kein Unterkommen finden sollte.

Ganz nach Ihrem Belieben – was ich sagte, geschah nur, um Sie von vorn herein davon in Kenntniß zu setzen, daß ....

Wir Soldaten sind an Enthehrungen gewöhnt, unterbrach der Officier, es wird nicht die erste Nacht sein, die ich – und bei schlechterem Wetter – im Freien zugebracht habe – ein weiterer Marsch ist jedoch unstatthaft.

O, für Ihre Person soll gesorgt werden, lächelte Wehring mit einem leisen Spotte; so schlecht sieht es bei uns nicht aus, und man soll von dem Hammer-Besitzer Wehring nicht sagen, daß er einem königlichen Officier kein Obdach hätte geben können.

Sie sind Herr Wehring? fragte der Officier,

Zu dienen.

Nun, da ich meinen Gastfreund von der vorletzten Nacht hier finde, fuhr er, sich mit einem verbindlichen Lächeln gegen den Apotheker wendend, fort, so werde ich nicht nöthig haben, aus dem Zwecke meines Besuches ein Geheimniß zu machen.

Worin dieser auch bestehen möge – seien Sie mir willkommen und haben Sie die Güte, einzutreten und es Sich

bequem zu machen; Sie werden nach einem so angestrengten Ritte hungrig und durstig sein.

Sie sind sehr gütig – aber zuerst muß ich die nöthigen Anordnungen wegen des Unterkommens meiner Hußaren treffen; wenn das geschehen ist, werde ich von Ihrem Anerbieten gern Gebrauch machen.

Man ging zusammen hinab, und es fand sich denn doch noch ein geräumiger leerer Schuppen, wo die Pferde eingestellt werden konnten; es fand sich auch Stroh und Heu, so daß Mannschaft und Pferde bald mit dem Nöthigen versorgt waren, weit besser und ausreichender, als dies nach den ersten Aeußerungen Wehring's in Aussicht stand.

Er benimmt sich wenigstens höflich und rücksichtsvoll, flüsterte Wehring dem Apotheker zu, als sie nach dem Hause zurückgingen, nachdem vor dem Gebäude, worin die Hußaren übernachteten, eine Wache aufgestellt worden war; er hätte viel anmaßender auftreten können.

Ich sagte Ihnen ja schon, daß er keiner von den Schlimmsten sei, auch scheint er wirklich durch Zufall hiehergekommen zu sein,

Darüber läßt sich noch nicht urtheilen, aber wir werden es ja bald sehen.

Die Frau Wehring hatte inzwischen ein einfaches, aber schmackhaftes Abendessen bereitet, und der Officier nahm keinen Anstand, demselben alle Ehre anzuthun. Wehring sorgte, daß auch der Wein allen Anforderungen entsprach, und so saß man denn, von der anregenden Stimmung des Essens und Trinkens belebt, bald

in einem seiner Form nach heiteren Gespräche zusammen.

Es ist Zeit, daß ich aufbreche, bemerkte der Apotheker, ich habe noch zwei Stunden zu fahren, und die Nacht ist keines Menschen Freund.

O, Sie haben jetzt nichts mehr zu befürchten, lächelte der Officier; der Raubzug des ehemaligen Herzogs von Braunschweig hat sein Ende erreicht, die Gegend ist wieder ganz sicher.

Unsicher war sie deßhalb wohl eigentlich nicht zu nennen, bemerkte Wehring.

Wie man es ansieht. Wenn mitten im Frieden feindliche Banden eindringen, Dörfer in Brand stecken, Städte brandschatzen, Cassen stehlen – so kann man einen solchen Zustand doch keinen sichern nennen.

Das ist der Krieg, sagte Wehring.

Nein, da ist nicht der Krieg, erwiederte erregter der Officier, denn der Krieg ist aus, der Waffenstillstand längst geschlossen und der Friede vor der Thür. Krieg führen überhaupt nur Truppen der im Kriege begriffenen Staaten, solche die nicht dazu gehören, heißen Brigands und stehen nicht unter dem Kriegsgesetze.

Man kann über diese Dinge verschiedenen Ansichten haben, aber ich wüßte nicht, weßhalb ein souverainer Fürst, den man aus seinem Lande verjagt hat, nicht gegen seine Unterdrücker Krieg führen darf, und wenn er dies thut, er und seine Truppen zu den Räubern gerechnet werden sollen. Der Herzog von Braunschweig war aber souverainer deutscher Fürst, Herr Lieutenant, setzte

er mit etwas erhobener Stimme hinzu – er glaubt es noch zu sein und strebt wahrscheinlich danach, es wieder zu werden. Ist derjenige, welcher sich bemüht, sein Eigenthum wieder zu erlangen, ein Räuber, oder derjenige ....

Wozu wollen wir über diese Dinge weiter reden, fiel der Apotheker, da er sah, daß sein Freund im Begriffe war, sich zu einer unvorsichtigen Aeußerung hinreißen zu lassen; weder wir noch der Herr Lieutenant haben ja darüber zu entscheiden, sondern müssen uns den maßgebenden Ansichten fügen.

Sie haben Recht, bemerkte der Officier mit einem freundlichen Blicke auf den Apotheker. Lassen wir das Gespräch fallen. Wenn ich ein Deutscher, und besonders in dem keinen ehemaligen Ländchen Braunschweig geboren wäre, hätte ich vielleicht ähnliche Ansichten; ich habe aber das Glück, ein Franzose zu sein, setzte er mit Stolz hinzu, und dem großen Kaiser zu dienen.

Sie tragen aber doch die westfälische Uniform? fragte Wehring.

Allerdings, aber was schadet das; der König von Westfalen ist ein Vasall des Kaisers und sein Königreich nur eine Provinz Frankreichs, der man einstweilen einen andern Namen gegeben hat. Ich habe jedoch auch Hof nung, als geborner Franzose bald in ein französisches Regiment versetzt zu werden und so an den ruhmvollen Siegen meiner Landsleute Theil zu nehmen.

Der Officier sprach dies Alles mit einer nicht verletzenden Offenheit, so daß selbst Wehring im Stillen anerkennen mußte, es könne ihm eine solche Auffassung der

Verhältnisse von seinem Standpuncte aus nicht verdacht werden.

Aber ich muß jetzt wirklich fort, bemerkte der Apotheker, indem er aufstand; vielleicht führt Sie Ihr Weg über unser Dorf zurück, Herr Lieutenant, in welchem Falle ich bitte, mein Haus nicht zu vergessen.

Sie sind sehr freundlich, und es ist wohl möglich, daß ich Ihnen morgen einen kurzen Besuch mache – seien Sie unbesorgt, setzte er lächelnd hinzu, es wird dann nur ein ganz kurzer sein; Sie sollen nicht wieder mit Einquartierung, wenigstens durch mich, behelligt werden.

Sie werden mir stets angenehm sein, erwiederte höflich der Apotheker, indem er sich empfahl.

Also Sie haben keine Kinder? fragte der Officier im Laufe des Gespräches weiter, und leben mit Ihrer Frau Gemahlin allein hier in diesem abgelegenen Thale? Mir wäre das zu einsam.

Der liebe Gott hat mir diesen Wunsch versagt, erwiederte Wehring, sonst bin ich gegen die Langeweile durch angestrengte Thätigkeit geschützt; auch habe ich eine entfernte Verwandte zu mir genommen, ein junges Mädchen, das leider augenblicklich krank ist.

Krank? fragte der Officier mit erwachender Neugier; hoffentlich doch nicht gefährlich?

Sie hat vor ungefähr acht Tagen einen unglücklichen Fall gethan und den Arm gebrochen.

Ich bedauere dies von Herzen, obgleich ich nicht die Ehre habe, die junge Dame zu kennen – und dies ist Ihr ganzer Hausstand?

Mein ganzer Hausstand, erwiederte Wehring einsylbig, da ihm diese verdeckte Art von Inquisition nicht zusagte – es ist übrigens spät, Herr Lieutenant, wir müssen morgen schon wieder sehr früh in Thätigkeit sein, und auch Sie werden nach einem so angestrengten Marsche der Ruhe bedürfen; wenn es Ihnen daher genehm ist, zeige ich Ihnen Ihr Schlafzimmer.

Entschuldigen Sie, daß ich Sie so lange behelligt habe – aber ich muß zuvor noch einmal die Wache revidiren und nach den Pferden sehen; wenn Sie dann die Güte haben wollen; so werden Sie mich allerdings verbinden.

Beide verließen das Zimmer, um nach dem Schuppen zu gehen, in welchem die Soldaten untergebracht waren. Als sie vor das Haus in den hellen Mondschein traten, begegnete ihnen auf der Treppe der Inspector.

Guten Abend, sagte er, ruhig vorübergehend.

Guten Abend, Herr Inspector, erwiederte Wehring, ist Alles in Ordnung, so daß die Arbeit in der Frühe wieder beginnen kann?

Es ist Alles bereit; um drei Uhr werden die Feuer angezündet.

So wünsche ich gute Nacht.

Gute Nacht, wiederholte Walther, ging dann langsam die Treppe hinauf und verschwand in der Thür.

Wer ist der junge Mann? fragte der Officier, dessen Augen während der kurzen Unterredung forschend auf dem Unbekannten geruht hatten.

Mein Inspector.

Sie bemerkten vorhin, Ihr Hausstand bestehe nur auch drei Personen.

Meine Beamten und Arbeiter gehören nicht zu meinem Hausstand.

Aber er wohnt doch in Ihrem Hause?

Natürlich, wo sollte er sonst wohnen – aber weßhalb diese Frage.

Ist er schon lange in Ihren Diensten? fragte der Officier weiter, ohne sich an die finstere Miene seines Wirthes zu kehren.

Ich weiß es wirklich nicht genau, seit zehn bis vierzehn Tagen.

Ich werde jetzt die Wache revidiren, sagte der Officier, und in kurzer Zeit zurück sein; haben Sie die Güte, mich hier zu erwarten.

Mit diesen Worten ging er dem Stalle zu und verschwand bald in dessen Thür. Wehring blickte ihm finster und besorgt nach. Sollte er Argwohn haben, sprach er leise vor sich hin – es war recht unglücklich, daß wir uns gerade begegnen mußten, und wäre vielleicht am besten – doch nein, dann ist er vogelfrei und die Jagd auf ihn wird beginnen – wir müssen die Dinge ruhig gehen lassen!

Haben Sie den jungen Mann gesehen, der so eben in das Haus ging? fragte der Officier leise seinen Unteroffizier.

Nein, Herr Lieutenant; ich hatte seinen Befehl, mich draußen aufzuhalten!

Nun, das schadet auch nichts. Im Hause befindet sich ein junger Mann, etwas größer als ich, er ist Inspector hier und wird wahrscheinlich sehr früh, vielleicht sogar bald, das Haus wieder verlassen wollen. Daran ist er zu hindern. Stellen Sie eine Wache vor die Hausthür und eine vor die Hofthür und lassen Sie genau Acht haben, daß der junge Mann das Haus nicht verläßt. Sollte er sich in irgend einer Weise widersetzen wollen, so arretiren Sie ihn und machen mir sogleich Meldung, auch wenn es in der Nacht ist!

Wie der Herr Lieutenant befehlen!

Sie sind persönlich verantwortlich, daß der junge Mann das Haus während der Nacht nicht verläßt, wiederholte der Officier – seien Sie wachsam!

Hier bin ich wieder, Herr Wehring, sagte er dann in leichtem Tone, die Pflichten des Dienstes sind erfüllt, und wenn Sie jetzt die Gefälligkeit haben wollen, mir mein Zimmer anzuweisen, so werden Sie mich sehr verbinden!

Ich stehe zu Diensten, entgegnete Wehring, indem er dem Officier voranschritt und ihn nach dem für ihn bestimmten Zimmer führte.

So ermüdet der Letztere auch war und so einladend das welche Bett ihm entgegenlachte, es währte doch noch eine längere Zeit, ehe der Schlaf seine Augen schloß. In Gedanken versunken, schritt er im Zimmer auf und ab, und ein trüber Ernst ruhte auf seiner sonst offenen und freien Stirn.

Es ist ein schlechter Dienst, sprach er vor sich hin – ich komme mir fast vor wie ein Gensdarm, ein Polizeispion –

und warum soll der Herzog von Braunschweig am Ende nicht Krieg führen dürfen, wenn er es kann! – Während meine Cameraden an den Schlachten und Siegen des Kaisers Theil nehmen, muß ich hier ruhmlos mich umhertreiben und flüchtigen Soldaten nachspüren, die nichts gethan haben, als dasjenige, was ich vielleicht in ähnlicher Lage selbst gethan hätte! – Nun, hoffentlich verlasse ich bald dieses Land, wo ich nicht hingehöre – dies ist es wenigstens nicht, was ich gehofft habe – doch Dienst ist Dienst, setzte er mit einem Seufzer hinzu, der Soldat muß gehorchen und seine Befehle ausführen, wenn es ihm auch schwer wird!

Der Tag graute kaum im Osten, als der Unterofficier zu dem Lieutenant in das Zimmer trat.

Was gibt es? fragte dieser, aus dem Schlafe emporfahrend. Der Inspector, wie er sich nennt, wollte ungefähr vor einer Stunde das Haus verlassen, meldete der Unterofficier in militärischer Weise; als ihm dies untersagt wurde, fragte er, weßhalb? – er habe in den Hämmern zu thun. Geht uns nichts an, sagte ich, der Befehl lautet: Sie müssen im Hause bleiben, sonst arretiren!

Er blickte mich darauf eine kurze Zeit schweigend an, machte kehrt und ging wieder in das Haus zurück.

Also er befindet sich noch hier?

Zu Befehl!

So ist es gut. Die Wachen bleiben stehen und die Ordre lautet wie vorhin!

Der Unterofficier verließ das Zimmer, und der Officier überlegte, ob er aufstehen oder weiterschlafen solle, da

es noch sehr früh war, als es an die Thür klopfte und Wehring eintrat.

Entschuldigen Sie, Herr Lieutenant, sagte er, ich weiß nicht, ob es auf Ihren Befehl geschieht, daß man meinen Inspector behindert, seinen Geschäften nachzugehen, die sehr dringend sind?

Es geschieht allerdings auf meinen Befehl! erwiederte der Officier.

Darf ich denn die Ursache dieser auffallenden Maßregel erfahren? Der Inspector ist mein Beamter, wie ich bereits bemerkt!

Ich weiß das und werde Ihnen das Weitere mittheilen, wenn ich ihn verhört habe!

Verhört? fragte Wehring mit einem finsteren Blicke; ist er ein Verbrecher, der verhört werden muß?

Das wird sich finden, mein Herr, entgegnete der Officier in bestimmtem Tone, vorläufig weiß ich es selbst noch nicht!

Es würde mir lieb sein, wenn dieses Verhör bald stattfinden könnte, denn ich bedarf meines Inspectors heute sehr dringend, es ist Montag, die Feuer waren gestern gelöscht, und ....

Obgleich es noch sehr früh ist, unterbrach ihn der Officier, so will ich Ihnen doch keine Gelegenheit geben, Sich über meine Unwillfährigkeit zu beschweren, da Sie mich so gastlich aufgenommen haben. Ich werde sogleich aufstehen und bitte Sie, den Inspector alsbald heraufzuschicken.

Soll ich ihn begleiten?

Ich wünsche allein mit ihm zu sprechen!

Wehring verließ ernst und schweigend das Zimmer, der Officier aber stand auf und kleidete sich rasch an. Bald darauf trat Walther ein.

Sie wünschen mich zu sprechen, Herr Lieutenant? sagte er in ruhigem Tone.

Allerdings, erwiederte der Officier, ich habe mit Ihnen zu reden!

Beide junge Männer betrachteten sich einen Moment mit einem raschen, beobachtenden Blicke; dann fragte der Officier weiter:

Sie sind hier Inspector?

Ich glaubte, Herr Wehring hätte es Ihnen bereits mitgetheilt!

Ich bitte, meine Fragen einfach und bestimmt zu beantworten!

Ich bin hier Inspector.

Seit wie lange befinden Sie Sich in dieser Stellung?

Seit wie lange?

Ja, seit welcher Zeit?

Eine Woche.

Und wo haben Sie Sich vorher aufgehalten?

In meiner Heimath Schlesien.

Da haben Sie ja eine weite Reise gemacht, um hier eine Inspector-Stelle anzutreten!

Ich hatte keine Gelegenheit, in meiner Heimath eine solche Stellung zu erlangen, und da der Herr Wehring

sich an den Grafen von Loßlau gewandt hatte, auf dessen Eisenwerken ich bisher beschäftigt war, so bin ich mit dessen Empfehlung hieher gekommen,

Sie befinden Sich demnach im Besitze eines Passes, da sie eine so weite Reise gemacht; zeigen Sie mir Ihren Paß!

Meinen Paß? Ich habe wirklich nicht geglaubt, von einem Officier nach meinem Passe gefragt zu werden! erwiederte Walther mit einem gezwungenen Lächeln.

Es kommt nicht darauf an, was Sie geglaubt haben – ich handle nach meiner Ordre und wünsche Ihren Paß zu sehen!

Ich habe meinen Paß verloren.

Das ist sehr unglücklich für Sie, erwiederte der Officier, indem er Walther fest und forschend ansah, und kann r viele Weiterungen herbeiführen; aber Sie werden Sich doch im Besitze anderer Papiere, Dienstzeugnisse und dergleichen befinden?

Es thut mir leid, auch damit nicht dienen zu können, denn es ist mir unterwegs mein Koffer gestohlen worden.

Man pflegt sonst seine Papiere nicht im Koffer zu bewahren – aber Sie sprachen von einem Empfehlungs-Schreiben eines Grafen, auf Grund dessen Sie Herr Wehring als Inspector angenommen habe. Da Herr Wehring dasselbe gelesen haben muß, kann es nicht ebenfalls im Koffer gelegen haben!

Nein, es ist vielmehr direct von dem Herrn Grafen an Herrn Wehring mit der Post gesandt worden, wahrscheinlich wird es der Letztere aufbewahrt haben.

Ich will es In Ihrem Interesse wünschen! erwiederte der Officier, den vor ihm stehenden jungen Mann, der ruhig, fast stolz auf ihn blickte, nicht ohne Theilnahme betrachtend. – Sind Sie niemals Soldat gewesen? fragte er dann,

Niemals. In Preußen galt bis zu dem unglücklichen Feldzuge das Werbesystem, und zu Officieren konnten nur Adelige ernannt werden.

Das soll sich aber geändert haben!

Mehr dem Namen nach; außerdem ist die Armee so reducirt, daß sich eine große Anzahl verdienter Officiere auf halbem Solde befindet!

Sie sprechen vom Adel – ich habe Sie noch gar nicht einmal nach Ihrem Namen gefragt!

Ich heiße Ruhland – Walther Ruhland – ein friedlicher und nicht adeliger Name,

Sind Sie unterwegs vielleicht mit dem Corps des Herzogs von Braunschweig zusammengetroffen, Herr Ruhland? fragte der Officier weiter.

Zusammengetroffen nicht, aber ich habe Mancherlei von dem abenteuerlichen Zuge angehört.

Ich will ganz offen gegen Sie sein, Herr Ruhland, sagte der Officier mit der ihm eigenen Freundlichkeit – meine Ordre lautet, auf versprengte braunschweigische Officiere und Soldaten zu fahnden. Es ist keine angenehme Ordre für einen Soldaten, Sie werden das zugestehen, aber Befehl ist Befehl, und ich muß ihm nachkommen, Sie befinden Sich erst seit kurzer Zeit hier, können also zu

den Braunschweigern gehören, Sie sind ohne jede Legitimation und haben dazu ein soldatisches Aussehen und Benehmen. Es wird mich sehr freuen, wenn Sie Sich an geeigneter Stelle besser über Ihre Vergangenheit ausweisen können, als Sie dies mir gegenüber vermocht haben. In Schlesien ist das Corps des Herzogs hauptsächlich angeworben worden. Meine Pflicht gebietet mir, mich Ihrer Person zu bemächtigen und Sie denjenigen zu übergeben, denen die weitere Entscheidung über Sie obliegt!

Ich freue mich, Herr Lieutenant, sagte Walther mit einem bitteren Lächeln, mich nicht an Ihrer Stelle zu befinden, denn wenn ich wirklich wäre, was ich nicht bin, wofür Sie mich aber halten, so möchte ich mich nicht zum Henker eines Mannes machen, der mir im offenen, ehrlichen Kampfe gegenüber gestanden hat!

Sie sollten Sich mehr mit Ihrer als mit meiner Lage beschäftigen, erwiederte ruhig der Officier. Sie sind von diesem Augenblicke an Arrestant und werden das Haus nicht verlassen. Jeder Versuch, es dennoch zu thun, würde mich zu strengen Maßnahmen veranlassen.

Ich werde mich der Gewalt fügen!

So gehen Sie jetzt und seien Sie in einigen Stunden Obereit, mit uns abmarschiren; wenn Sie Sich ein Pferd verschaffen können, so habe ich nichts dagegen, daß Sie reiten.

Walther verließ schweigend das Zimmer, und der Officier blieb wieder allein. Er rief den Unterofficier herauf und ertheilte die nöthigen Befehle. Die Wachen an den

beiden Thüren des Hauses wurden verdoppelt und standen mit gespannten Carabinern. In zwei Stunden sollte abmarschirt werden.

Bald darauf kam Wehring, der jedoch nach einem längeren und ziemlich erregten Gespräche den Officier unverrichteter Sache verließ. Dieser hatte das Empfehlungsschreiben des schlesischen Grafen zu sehen verlangt, und als Wehring geäußert, daß er dasselbe nicht mehr besitze, weil er derartige Papiere nicht aufhebe, zuletzt kurz und entschieden bemerkt, daß es bei seinen Anordnungen verbleiben müsse.

Wehring war in sehr aufgeregter Stimmung herunter gekommen und hielt nur mühsam die Ausbrüche seines Zornes zurück. Das Geschick des jungen Mannes ging ihm sehr zu Herzen, aber er sann vergeblich auf Mittel, es zu ändern. Die einzige Hoffnung bestand darin, daß es Walthern gelingen könne, sich unterwegs durch die Flucht zu befreien, eine Hoffnung, die durch das Benehmen des Officiers selbst genährt wurde, indem man annahm, daß es ihm vielleicht selbst nicht unangenehm sein möchte, wenn ein solcher Fall eintrete. Walther benahm sich schweigsam und ruhig; die Blässe seines Gesichtes bekundete allerdings, daß er auf das Schlimmste gefaßt war, aber es lag nicht in seinem Charakter, den Zustand seines Inneren durch nutzlose Klagen und Erörterungen zu verrathen.

Eilftes Capitel.

In der Aufregung, welche dieser Vorfall hervorgerufen, hatte man an Margot bisher wenig gedacht, Wehring auch seiner Frau untersagt, ihr eine Mittheilung zu machen.

Sie wird es früh genug erfahren, sagte er, laß sie ruhig auf ihrem Zimmer, bis sie fort sind, helfen kann sie doch nicht, und es ist besser, wenn sie gar nicht gesehen wird.

Margot war jedoch von der ungewöhnlichen Bewegung, die im Hause herrschte, früher als dies sonst der Fall war, erwacht, und da der Morgen ungewöhnlich schön und warm war, hinab in den Garten gegangen. Es fielen ihr die vor der Thür stehenden Wachen auf, aber sie hielt dies für eine nothwendige militärische Anordnung und ging in die am Ende des Gartens gelegene Buchenlaube, wo sie sich niedersetzte. Der kühlende Morgenwind spielte mit den Blättern der Bäume, sie leise bewegend, die Vögel zwitscherten in den Zweigen und flogen harmlos dicht an ihr vorüber. Ihr Auge ruhte auf den wechselnden kleinen Lichtbildern, welche die Sonnenstrahlen auf dem Sande des Fußbodens hervorriefen – rings umher war es still und friedlich, und sie versank allmälig in jenes träumerische Denken, von dem uns, während die Einzelheiten verschwinden, nur eine angenehme Stimmung zurückbleibt.

Da knisterte der Kies des Weges, die Zweige der Laube bogen sich zur Seite und der Officier stand vor ihr. Erschreckt fuhr sie mit einem leisen Aufrufe empor.

Entschuldigen Sie, sagte der Officier, gleichfalls verlegen, entschuldigen Sie, mein Fräulein, ich wußte nicht, daß Sie hier waren, sonst würde ich mir nicht erlaubt haben – ich habe Sie gestört ....

O, nicht im mindesten, erwiederte sie mit niedergeschlagenen Augen; ich bin nur heute so früh hinausgegangen – aber Sie stören mich durchaus nicht!

So gestatten Sie mir zu bleiben? fragte er weiter, indem er sie überrascht, fast erschreckt ansah.

Sehr gern, erwiederte sie immer verlegener und sichtlich erröthend – aber ....

Sie verstummte und blickte auf, da der Officier ebenfalls schwieg; aber sie schlug die Augen gleich wieder nieder, als sie sah, mit welchem eigenthümlichen Ausdrucke dieser sie anstarrte.

Entschuldigen Sie mein vielleicht etwas auffallendes Benehmen, sagte er dann, ohne seinen Blick von ihr abzuwenden – aber Sie haben eine Aehnlichkeit in der Stimme, in den Augen mit Jemandem, den ich sehr lieb gehabt – nicht wahr, Sie sind eine Verwandte des Herrn Wehring? fragte er dann plötzlich.

Eine Verwandte? – Ja wohl, ich bin eine Verwandte, erwiederte sie, von Neuem verlegen und über diese Lüge erröthend.

Wie sonderbar, sprach er, mehr zu sich selbst redend, weiter, so, gerade so wie Sie, denke ich mir, müßte sie jetzt aussehen, meine kleine, liebe Margot!

Margot? fragte das junge Mädchen mit unsicherer Stimme, indem sie jetzt ebenfalls den Officier forschend ansah.

Ja, Margot hieß meine kleine Schwester, mit der ich einige glückliche Jahre meiner Kindheit zusammen verlebt habe – bis man uns trennte und mir sagte, sie sei gar nicht meine Schwester gewesen. Aber in meiner Erinnerung lebt sie dennoch als meine kleine Schwester fort, und nie, seit wir von einander geschieden sind, bin ich so lebhaft als in diesem Augenblick an sie erinnert worden.

Ich heiße Margot! sagte sie mit leiser, bebender Stimme.

Sie heißen Margot, rief er in neuer, heftiger Aufregung, wie ist das möglich?

Ich besaß auch einen Bruder, von dem man mich getrennt hat, sprach sie kaum hörbar weiter, den ich auch seit jener Zeit nicht wieder gesehen habe – er hieß Raoul ....

Margot! Margot! rief der Officier, indem er stürmisch ihre beiden Hände ergriff – meine liebe, verlorene Schwester – ich habe Dich wieder, ist es wirklich wahr, keine Täuschung? Ja, sieh mich nur so fragend und verwundert an, ich bin Raoul – bin Dein Bruder Raoul, der so oft mit Dir gespielt hat, als Du noch ein kleines Mädchen warst, in dem schönen, großen Garten mit dem alten Hector zusammen, den wir vor Deinen kleinen Wagen gespannt hatten.

Raoul! Raoul! jauchzte sie jetzt auf, indem sie, sich ganz ihren Gefühlen hingebend, ihre Arme um seinen

Nacken schlang – bist Du's, bist Du's wirklich, mein geliebter Bruder? – O, ich kann es immer noch nicht fassen, nicht glauben!

Ich bin es wirklich und wahrhaftig, sagte er, sie an sich pressend – Du hast mich nicht erkannt – aber ich – ich, setzte er triumphirend hinzu, ich kannte Dich sogleich wieder!

Du hast Dich sehr verändert, sagte sie, sich jetzt beschämt aus seinen Armen losmachend, aber ihn unverwandt mit leuchtenden Augen betrachtend, sehr – ich hätte Dich nicht wieder erkannt!

Das kommt daher, weil Du nicht so oft und nicht so viel an mich gedacht hast, wie ich an Dich – aber ich habe mir immer vorgestellt, wie Du jetzt aussehen und wie groß Du geworden sein müßtest, und das Bild, welches ich mir von Dir entworfen, war nur wenig anders, als es in der Wirklichkeit ist, meine liebe Schwester!

Ach, Raoul, sagte sie mit leiser Stimme, während der Blick ihrer dunkeln Augen dem seinigen auswich, Du vergißt – und ich habe es auch im Augenblicke der Freude vergessen – daß ich ja nicht Deine Schwester bin!

Sie sagen es, flüsterte er, als ob er befürchte, es könne Jemand seine Worte hören – sie sagen es, die Mutter sagt es und der Vater sagt es auch, obgleich er jedes Mal sehr traurig wurde, so oft ich ihn darum gefragt habe – aber glaube es nicht, glaube es nicht, Margot, Du bist doch meine Schwester!

Woher weißt Du das? fragte sie, indem ein Gefühl unendlicher Freude ihr Herz durchzuckte.

Woher ich es weiß? Ich glaube es – ich fühle es! Fühlst Du es nicht auch? Lieben wir uns nicht, wie sich Geschwister nur lieben können? Waren wir es nicht Jahre lang, in jener schönen Zeit, als wir täglich zusammen sein konnten, als ich Dich, ein Kind von sieben Jahren, im Garten umherfuhr, Dich durch meine Wildheit oft erschreckte und manchen Gefahren aussetzte? Weißt Du noch, als wir Beide einst in dem kleinen Boote nach der Insel im Teich hinüber gefahren waren, dann der Kahn vom Ufer abstieß und wir fast einen halben Tag allein und verlassen auf der Insel zubringen mußten?

O, ich werde das Alles nie vergessen! erwiederte sie, sich wieder selbst vergessend; Du pflücktest mir Beeren, weil ich sehr hungrig war, und weigertest Dich dann, selbst davon zu essen, weil es so wenige waren – aber ich aß auch keine, ich wollte es nicht besser haben als Du, setzte sie lächelnd hinzu, und darüber wurdest Du böse und wir sprachen lange Zeit kein Wort zusammen, obgleich wir sehr traurig waren, bis es anfing zu regnen.

O, wie Du das Alles behalten hast! sagte er mit einem Blicke voll inniger Zärtlichkeit; als wir dann endlich abgeholt wurden und ich bestraft werden sollte, weintest Du so lange und batest den Vater so sehr, bis mir die Strafe geschenkt wurde.

Ach, wir waren recht glücklich damals! sagte sie mit einem tiefen Seufzer.

Und wir wollen diese Zeit niemals vergessen, Margot, niemals!

Aber wie ist es Dir ergangen? fragte sie nach einiger Zeit, während welcher sie noch mehrere ihrer kindlichen Erinnerungen ausgetauscht hatten; Du bist jetzt Officier – ein Officier des Kaisers? setzte sie beunruhigt hinzu.

Leider bin ich es noch nicht, sondern stehe in Diensten des Königs Jerome; aber ich hoffe bald zur Armee des Kaisers versetzt und dieser ruhmlosen Thätigkeit enthoben zu werden.

Herr Viorne sagte mir doch, die Eltern – ich meine Deine Eltern – haßten den Kaiser, der unserem angestammten Könige seine Krone entrissen hat, wie kommt es denn ....

Der Ruhm des großen Kaisers hat alle diese veralteten Vorurtheile beseitigt, liebe Schwester; der Adel schließt sich nicht mehr ab gegen den Willen der Nation und den Ruhm Frankreichs. Die Eltern haben ihre Ansichten ebenfalls geändert und eingesehen, daß die Bourbons für Frankreich unmöglich geworden sind. Napoleon, bemüht, eine Versöhnung der Parteien herbeizuführen, sieht es gern, wenn der alte Adel Frankreichs die Vergangenheit vergißt und sich unter sein Banner reiht; der Vater hat einen Gesandtschaftsposten bei dem Könige Jerome erhalten und die Eltern leben zur Zeit in Kassel, nachdem ihnen ihre Güter, so weit das möglich war, zurückgegeben worden sind.

Deßhalb befindest Du Dich in westfälischen Diensten?

Ja, deßhalb; der Kaiser wünscht es, daß Franzosen Officiere in der westfälischen Armee werden, weil er ihr nicht traut – aber, wie gesagt, ich habe die bestimmte

Zusicherung, bald in ein französisches Regiment zu kommen.

Und welcher glückliche Zufall hat Dich hieher geführt?

Ach, es ist ein unangenehmes Commando, liebe Margot, erwiederte der Officier mit einem Seufzer – aber allerdings ein sehr, sehr glücklicher Zufall, denn sonst hätte ich Dich ja nicht wiedergefunden!

Mußt Du bald wieder fort? fragte sie voll Unruhe.

Ja, ich muß sehr bald abreisen, aber ich werde Urlaub nehmen und zu Dir auf längere Zeit zurückkehren.

Und weßhalb kannst Du jetzt nicht bleiben?

Ich habe den für mich sehr unangenehmen Befehl, versprengten Braunschweigern nachzuforschen, die sich hier in der Gegend noch aufhalten sollen – das ist ein Befehl, den ein Soldat nur ungern und mit Widerwillen ausführt – aber die erste Pflicht des Soldaten ist der Gehorsam!

Man betrachtet diese armen Leute ja nicht einmal als Kriegsgefangene, bemerkte Margot beunruhigt; so sagte mir wenigstens der Apotheker.

Er sagte die Wahrheit, obgleich ich es selbst nicht für recht halte.

Du hast aber doch Niemanden gefunden, nicht wahr?

Leider ist es mir nicht so gut geworden. Es befindet sich hier ein junger Mann, den man für den Inspector ausgibt – er ist aber offenbar ein braunschweigischer Officier, ohne alle Legitimation; ich habe ihn deßhalb arretiren lassen.

Arretiren, rief Margot in der höchsten Bestürzung – den Inspector? Und Du willst ihn mitnehmen und seinen Feinden ausliefern?

Leider kann ich nicht anders!

Nein, Raoul, rief sie mit einer ihr sonst nicht eigenen Heftigkeit, das kannst, das darfst Du nicht!

Das darf ich nicht? fragte er verwundert,

Nein, das darfst Du nicht, oder Du hast nie die geringste Liebe für mich empfunden, denn jener Officier hat mir das Leben gerettet und ist nur deßhalb verwundet zurückgeblieben! Willst Du den Retter Deiner Schwester dafür einem schimpflichen Tode überliefern?

Er, Dir das Leben gerettet – wie wäre das möglich?

Ich wohnte mit dem Herrn Viorne drüben im Dorfe, sprach sie in angstvoller Eile weiter; wir lebten auch dort, wie immer, einsam und von allen Menschen abgesondert, verkehrten mit Niemandem. Da kamen eines Morgens die Braunschweiger, das Gefecht zog sich in das Dorf, und da unser Haus in Brand gerieth, wollten wir nach der nicht fernen Apotheke flüchten. Draußen geriethen wir aber mitten unter die fechtenden Soldaten. Ach, es war schrecklich, fuhr sie, wieder lebhaft von der Erinnerung erfaßt, mit bebender Stimme fort – Herr Viorne erhielt einen Schuß in die Brust, ich wurde von einem Pferde niedergeworfen, das mir den Arm zertrat, und wäre sicher getödtet worden, wenn der braunschweigische Officier nicht vom Pferde gesprungen wäre und mich beschützt hätte. Das habe ich noch gesehen, dann verlor ich das Bewußtsein.

Meine arme Margot – deßhalb trägst Du den Arm ich in der Binde! unterbrach er sie voll Theilnahme. Und was geschah dann weiter?

Als ich das Bewußtsein wieder erlangte, befand ich mich in der Apotheke und erfuhr erst später, daß Herr Viorne gestorben und der Officier, der mich beschützt und gerettet hatte, gleichfalls verwundet worden war, so daß er bewußtlos fortgetragen werden mußte.

Und jener Officier?

Jener Officier ist der Inspector, erwiederte sie mit unsicherer Stimme. Du weißt es nun, Raoul, daß er ein braunschweigischer Officier ist – ich, die ihm das Leben verdankt, ich habe ihn Dir verrathen! O, nicht verrathen, fuhr sie angstvoll fort – ich habe es Dir gesagt, Dir, meinem Bruder, der den Retter meines Lebens nicht dafür einem schimpflichen Tode überliefern wird! – Könntest Du es, Raoul? Wäre es Dir möglich? fragte sie, ihn mit angstvoller Erwartung anblickend – ach, dann kannst Du nicht mein Bruder sein, dann hast Du mich niemals, niemals geliebt!

Und wie bist Du selbst hieher gekommen? fragte der Officier nach einiger Zeit, während er ernst vor sich hingeblickt hatte.

Man hat mich hier freundlich und gastlich aufgenommen, fuhr sie beredt fort, man hat mich verpflegt, mir so gar Kleider gegeben – denn ich stehe ja ganz allein in der Welt, ganz allein, ohne Eltern, ohne Verwandte – ohne Freunde!

Aber jetzt hast Du mich, Deinen Bruder, sagte er, sie bewegt umfassend.

Bist Du mein Bruder? fragte sie mit leuchtenden Blicken – ja, ja, Du bist es, Du bist es, Raoul – und kannst den Retter Deiner Schwester nicht verderben!

Er war sehr ernst geworden und kämpfte sichtlich mit einem Entschlusse.

Margot, meine liebe, theure Schwester, sagte er dann, mit dem Ausdrucke der innigsten Zärtlichkeit fest in ihre noch immer voll ängstlicher Besorgniß auf ihn gerichteten Augen blickend – weißt Du auch, was Du von mir forderst? Wenn es bekannt würde, daß ich wissentlich einem braunschweigischen Officier zur Flucht behülflich gewesen, so würde ich selbst vor ein Kriegsgericht gestellt und wahrscheinlich erschossen werden.

Aber Niemand wird es erfahren, sagte sie leise.

So vertraue mir ferner, wie Du es schon gethan hast. Ich muß fort, sprach er leise und hastig weiter, als sie ihn dankbar anblickte, ich darf nicht länger hier verweilen, aber ich werde bald, recht bald zurückkehren. Satze bis dahin Niemandem, daß wir uns kennen, verrathe Niemandem, daß Du in dem westfälisichen Officier Deinen Bruder wiedergefunden hast – es könnte mir und auch ihm zum Verderben gereichen. Versprichst Du mir das?

Gern, gern, sagte sie, Du kannst sicher darauf rechnen – aber nicht wahr, Du kehrst bald, recht bald zurück? Bedenke, wie einsam und verlassen ich hier bin!

So bald ich kann; ich habe keinen größeren Wunsch, als Dich wiederzusehen, Und nun leb' wohl, meine herzensliebe Margot, ich muß Dich verlassen, es könnte ohnehin auffallen, daß wir Beide so lange allein zusammen sind.

Leb' wohl, Raoul, mein theurer Bruder! rief sie, in dem Thränen ihre Augen füllten, vergiß Deine arme Margot nicht!

Leb' wohl, leb' wohl, sagte er, sie stürmisch an sich drückend – auf ein baldiges und frohes Wiedersehen!

Der Officier verließ die Laube, in welcher Margot zurückblieb, und ging noch einige Male in dem Garten auf und ab, sich den Anschein gebend, als ob dies zufällig geschähe. Dann trat er hinaus vor das Haus.

Die Hußaren standen aufmarschirt bei ihren Pferden, die Wachen noch immer bei den Thüren.

Die Wachen einrücken! befahl der Officier, indem er sich auf das Pferd schwang.

Während dieser Zeit waren Wehring und der Inspector vor das Haus hinausgetreten; der Letztere sah bleich aus, aber sein Auge blickte ruhig und gefaßt.

Das Pferd, welches ich Ihnen mitgebe, flüsterte Wehring, ist ein guter Renner, Sie können Sich darauf verlassen. Benutzen Sie die erste Gelegenheit – es thut mir herzlich leid, daß wir uns schon wieder und in solcher Weise trennen müssen.

Ich bleibe Ihr lebenslängliger – also wahrscheinlich nur noch eine sehr kurze Zeit Ihr Schuldner, erwiederte Walther – mein aufrichtiger, herzlicher Dank ist Alles, womit ich Ihnen vergelten kann.

Werden Sie vor Allem nicht muthlos und versäumen Sie ....

Aufgesessen! commandirte der Officier.

Dann ließ er sein Pferd bis dicht an die beiden Männer herantreten und sagte in leichtem, heiterem Tone: Herr Wehring, empfangen Sie meinen herzlichen Dank für Ihre aufopfernde Gastfreundschaft. Ich habe vielleicht Gelegenheit, Ihnen denselben später in weniger flüchtiger Weise als jetzt abzustatten. Sie, Herr Inspector, will ich nicht weiter behelligen; ich habe mich von Ihrer Legitimation vollständig überzeugt und bitte um Entschuldigung, Sie Ihren Geschäften so lange entzogen zu haben – leben Sie wohl, meine Herren!

Trab – Marsch! ertönte dann sein Commando – und wenige Augenblicke später hatten die Hußaren den Hof verlassen.

Die beiden Männer sahen sich sprachlos und erstaunt eine Zeit lang an.

Verstehen Sie das? fragte Wehring dann – ich weiß wirklich nicht, was ich davon denken soll.

Die ganz unerwartete Wendung seines Geschickes rief bei Walther eine Aufregung hervor, die er bis dahin mit männlichem Stolze unterdrückt hatte.

Ich glaube es zu verstehen, sagte er mit leuchtenden Blicken, indem sein Auge noch immer der Richtung folgte, in welcher die Hußaren verschwunden waren, er ist ein braver, edler junger Mann, der einen Cameraden, auch wenn er sein Feind ist, nicht einem schimpflichen Tode überliefern will.

Aber es bleibt immerhin unerklärlich, bemerkte Wehring; weßhalb dann vorher all' die Umstände – und er spielt ein hohes Spiel!

Sie sind ja mit einem Male so nachdenkend geworden, fuhr er dann fort, als Walther schweigend vor sich hinblickte, woran denken Sie?

Verzeihen Sie mir, sagte dieser, noch immer sichtlich mit seiner inneren Bewegung kämpfend – der Uebergang war etwas plötzlich – ich hatte mit dem Leben abgeschlossen, und nun tritt es plötzlich wieder in seine Rechte.

Ich sollte denken, für einen Soldaten wäre dies nichts Außergewöhnliches?

In dieser Weise doch – aber die Sache ist abgemacht, sprach er mit einem etwas gezwungenen Lächeln weiter, und es wird Zeit sein, daß ich an mein Geschäft gehe,

Wäre es nicht vielleicht besser, wenn Sie Sich auf und davon machten?

Nein, Herr Wehring, wenn Sie mich ferner behalten wollen, so werde ich nicht gehen; ich halte mich jetzt dazu für verpflichtet; ich muß hier als ein Pfand zurückbleiben, das einlösbar ist, wenn ihm seines Edelmuthes wegen Gefahr drohen sollte.

Diese Auffassung ist mir nicht recht verständlich, erwiederte Wehring; indessen ich glaube, daß Sie hier jetzt vollkommen sicher sind. Man wird nicht zum zweiten Male bei uns Nachforschungen anstellen. Aber da ist ja Margot, fuhr er verwundert fort, sein Auge auf das aus dem Garten kommende junge Mädchen richtend, Sind Sie schon unten, und so früh?

Der Morgen ist so schön, erwiederte sie mit einem verlegenen Lächeln.

Sie waren im Garten?

Ja, schon eine halbe Stunde habe ich in der Buchenlaube gesessen.

Haben Sie den Officier gesprochen? Er war auch im Garten.

Gesprochen nicht – aber gesehen, sagte sie, den Blick abwendend; er ging nachdenkend auf und ab.

Und hat Sie gar nicht gesehen?

Ich glaube nicht.

Es ist jedenfalls am Besten so. Die Ankunft der Frau Wehring, welche in diesem Augenblicke aus dem Hause trat und Margot mit Vorwürfen überhäufte, daß sie schon so früh ihr Zimmer verlassen habe, unterbrach dieses für sie peinlich gewordene Gespräch. Man begab sich zum gemeinschaftlichen Frühstücke, an dem sich jedoch Walther nicht betheiligte, indem er vorgab, die versäumten Geschäfte nachholen zu müssen.

Laß ihn, wehrte Wehring, als seine Frau ihn wiederholt vergebens genöthigt hatte – er wünscht allein zu sein, und ich finde das auch ganz natürlich. –

Der Officier ritt im ernsten Nachdenken vor den Hußaren hin und hatte wenig Acht auf ihr fröhliches Geplauder, und selbst als sie ein Lied anstimmten, eines von jenen herausfordernden Soldatenliedern, hörte er es kaum, sondern ritt sinnend seines Weges. Seine Gedanken beschäftigten sich ausschließlich mit Margot, die er so plötzlich und unerwartet wiedergefunden hatte und an der sein Herz noch immer mit allen heiteren und so festen Erinnerungen seiner Kindheit hing. Er überdachte Alles noch einmal, ihr plötzliches, fast heimliches Verschwinden mit dem alten Viorne, dessen er sich nur noch dunkel, als einer Art Haushofmeisters, erinnerte, er vergegenwärtigte sich wieder die große Theilnahme, mit welcher sein Vater zuweilen von dem jungen Mädchen gesprochen hatte, bis ihn die Mutter daran gehindert. Es schien ihm, je mehr er daran dachte, dann wohl zweifellos, daß sie seine Schwester nicht sein könne, und doch konnte er sich von dieser mit ihm aufgewachsenen Vorstellung nicht losmachen. Dazu ihr räthselhaftes Erscheinen hier, in einem abgelegenen Theile des Harzes – er hatte ja gar keine Zeit gehabt, sie nach ihrer Vergangenheit ausführlich zu fragen – die Geschichte mit dem braunschweigischen Officier war so plötzlich dazwischen getreten, und seine Gedanken wandten sich jetzt auch wieder diesem Gegenstande zu.

Ah, rief er dann vor sich hin, mit dem leichten Sinne der Jugend – anders konnte ich nicht handeln – ich würde keine ruhige Stunde mehr gehabt haben und hätte Margot nie mehr unter die Augen treten können! Sieh'

da, wir sind ja schon im Dorfe, fuhr er, sich verwundert umsehend, fort, weiß ich doch kaum, wie wir hergekommen – ich will meinen freundlichen Apotheker aufsuchen und bei ihm frühstücken, denn ich bin wirklich hungrig.

Der Apotheker empfing seinen Gast in gewohnter zuvorkommender Weise, obgleich es ihm keineswegs unangenehm zu sein schien, daß der Besuch nur ein sehr kurzer sein sollte.

Es ist auch ein Brief für Sie gekommen, Herr Lieutenant, sagte er dann, diesem ein mit einem Dienstsiegel verschlossenes Schreiben überreichend; eine Ordonnanz hat dasselbe schon gestern Abend gebracht und hier zurückgelassen, da ich sie benachrichtigte, daß Sie heute Morgen hier eintreffen würden.

Ah, rief der Officier, nachdem er den Brief geöffnet, indem seine Augen vor Freude glänzten, ich bin zu dem neunten kaiserlichen Hußaren-Regimente versetzt, welches unter dem General Suchet in Spanten steht, und soll mich Angesichts dieses dorthin begeben – endlich, endlich!

Ich wünsche von Herzen Glück, bemerkte der Apotheker.

Ich danke, danke, erwiederte eilig der Officier – aber ich will aufbrechen, meine Zeit drängt – grüßen Sie Herrn Wehring vielmals und sagen Sie ihm, daß ich nun leider meinen Besuch eine Zeit lang verschieben müßte; vergessen Sie es nicht, setzte er dringend hinzu, es liegt mir sehr viel daran, und ich werde – werde mich später selbst entschuldigen. Und nun leben Sie wohl – *à revoir*!

Er drückte dem Apotheker die Hand, und bald darauf verließen die Hußaren im raschen Trabe das Dorf.

Zwölftes Capitel.

Es waren seit jenem Tage zwei Monate vergangen. Die Verhältnisse auf der Fichtenau hatten sich in dieser Zeit wenig verändert, nur war Margot jetzt ganz wieder hergestellt und konnte daher der Frau Wehring thätig in der Wirthschaft zur Hand gehen, was sie auch mit großer Bereitwilligkeit that. Auf ihren dringenden Wunsch war sie bei dem Prediger des zunächst gelegenen Dorfes in den Religions-Unterricht gegangen und dort in den Lehren der protestantischen Kirche unterrichtet worden. Der Geistliche, ein wohlwollender, vorurtheilsfreier Mann, einer von denen, welche die erhabenen Lehren des Christenthums rein zu erhalten streben von dem Schmutze und dem Gehässigen sectirerischer Auffassung und Unduldsamkeit, wußte das kindliche Gemüth des jungen Mädchens leicht für alles Gute und Schöne zu begeistern, wozu hier, wie fast immer, ja nicht weiter nöthig ist, als den Keim, welchen Gott in jedes junge Menschenherz gelegt hat, nicht vom Lichte abzuschließen, sondern ihn in demselben fröhlich und ungehindert wachsen zu lassen.

Margot war bisher eigentlich gar nicht in der Religion unterrichtet worden. Viorne, in der frivolen Zeit vor der französischen Revolution aufgewachsen, in welcher man bemüht war, jeden Glauben an Gott und Unsterblichkeit als eine Lächerlichkeit, als eine Verleugnung der Vernunft

darzustellen, der dann später die Vergötterung und Anbetung dieser im unvollkommenen Menschen wohnenden Kraft folgte, einer Kraft, welche nach einer in der neuesten Zeit erfundenen, noch jetzt zum Theil angestaunten Weisheit lediglich dem Vorhandensein des Phosphors im Gehirne angehört, überhaupt aber nur diesem letzteren zuzuschreiben ist, – Viorne war durch alle diese verworrenen Ideen, deren vollständige Herrschaft er erlebt hatte, zu der Ueberzeugung gekommen, der Mensch sei lediglich ein Product der Natur, welches entstehe und vergehe wie alle übrigen, die Thiere, die Pflanzen und selbst die Steine, und hatte daher, wie das so viele Menschen thun, aufgehört, weiter über diese Dinge nauchzudenken. Er empfand jedoch eine natürliche Scheu, dem Kinde, welches allein auf ihn angewiesen war, diese seine Ueberzeugung, wenn sie überhaupt so genannt. werden konnte, ebenfalls zu eigen werden zu lassen, denn er gehörte zu denjenigen, welche gläubige Menschen um ihren Glauben beneiden, wie man den Reichen um seinen Reichthum beneidet, ohne sich aber zu bemühen, selbst reich zu werden. Er lehrte sie daher in großen Umrissen, was man ihn selbst unvollkommen in seiner Kindheit gelehrt hatte, aber bruchstückweise und unklar, so wie immer von dem Beigeschmacke seiner eigenen Zweifel und atheistischen Auffassung angefreffen. Daß er bei diesem sehr lückenhaften Unterrichte nicht bis zu dem Unterschiede der Confessionen und ihrer verschiedenen Auffassung des Christenthums kam, war sehr natürlich, da er überhaupt nicht an das Christenthum glaubte und jeden

Geistlichen als einen Heuchler und Verräther bezeichnete. In seiner Seele lag ein tiefer Haß gegen alle Priester, welche die Sache des Königthums in Frankreich eben so verriethen, wie die Jakobiner, und ihres eigenen weltlichen Interesse wegen dem neuen Usurpator sich unterordneten.

Margot hatte in der letzten Zeit selbst jede Erörterung und jede Frage in dieser Hinsicht vermieden, um nicht den Widerstreit, in welchem ihre Gefühle sich ohnehin befanden, dadurch noch zu vermehren.

So war es in ihrem Innern beschaffen, als sie den Religions-Unterricht bei dem Pfarrer begann.

Welch eine Beruhigung, welch ein inneres Glück empfand ihr Herz, als sie die Wahrheiten der Religion als feststehende, zweifellose, unumstößliche Glaubenssätze hinstellen hörte, welche die unendliche Liebe Gottes den Menschen durch seinen eingebornen Sohn selbst offenbart habe! Wie der Epheu sich an der starken Eiche emporrankt und, von ihr gehalten, den Stürmen und dem Wetter trotzt, so erhob sich ihre junge, kindliche Seele an der Erkenntniß jener ewigen Wahrheiten, welcher der Mensch nur befähigt ist durch die Macht des Glaubens theilhaftig zu werden, denn wo die Weisheit zu Ende geht – und wie bald ist dies der Fall –, da tritt der Glaube ein. Es gibt keinen einzigen Menschen, der nicht unendlich Vieles glaubt, was er mit seinem Verstande nicht zu erfassen vermag, denn alle menschliche Erkenntniß reicht nur bis an eine sehr nahe liegende Gränze; was darüber

hinaus liegt, muß er glauben, oder, um es anders zu nennen, seine Annahmen und Behauptungen ohne einen Beweis der Richtigkeit aufstellen, und so unterscheiden sich der Atheist und der orthodoxe Christ nur durch die Verschiedenheit ihres Glaubens, denn der Eine glaubt an das Nichtdasein Gottes, an eine Naturkraft oder dergleichen, der Andere an festgeschulte Glaubenssätze eines christlichen Katechismus, und Keiner von beiden ist im Stande, das, was er glaubt, positiv zu beweisen.

Am Tage, wo wir unsere Erzählung wieder aufnehmen, war Margot's siebenzehnter Geburtstag, sie wurde sechszehn Jahre alt. Sie sollte zugleich an diesem Tage confirmirt werden, und die Frau Wehring, als eine fromme Christin von der Wichtigkeit dieser Feier tief durchdrungen, hatte es nicht versäumt, mancherlei Vorbereitungen dazu zu treffen. Das Haus war festtäglich geschmückt, und als Margot am Morgen in feierlich bewegter Stimmung hinab in das Wohnzimmer kam, empfing sie ein mit Blumen umrahmter Tisch, auf dem mehrere Geschenke lagen, worunter ein schwarzseidenes Kleid.

Sie war so bewegt, daß sie nicht zu danken vermochte; sie hatte kaum an ihren Geburtstag gedacht, sondern sich nur mit der ernsten Feier der kommenden Stunde beschäftigt. Die Frau Wehring schloß das weinende junge Madchen, selbst mit ihrer Rührung kämpfend, in die Arme, bis sie es vermochte, wenn auch noch mit Thränen in den Augen, aber doch mit ihrem freundlichen, glücklichen Lächeln für die vielen Beweise unverdienter Liebe zu danken.

Mein Kind, sagte Wehring, bemüht, wieder eine weniger bewegte Stimmung herzustellen, machen Sie doch nicht so viel Wesens von diesen unbedeutenden Dingen; es ist bei uns Sitte, daß die jungen Mädchen an dem Tage, an welchem sie eingesegnet werden, in einem schwarzen Anzuge erscheinen, und da nun heute auch Ihr Geburtstag ist, so paßte das eben.

Ja, ich hoffe, daß es passen wird, ergänzte seine Frau, die in der Rührung, worin sie sich befand, die letzten Worte ihres Mannes falsch verstanden hatte; wir haben es nach einem anderen Kleide von Ihnen machen lassen.

Ja, ja, Alte, lächelte Wehring – es wird schon passen – aber jetzt schenke uns den Kaffee ein, denn wir müssen in einer Stunde fort nach der Kirche.

Ah, welch ein wundervolles Bouquet, sagte Margot, indem sie einen nur aus Feld- und Waldblumen, Gräsern und Farrenfräutern kunstvoll zusammengestellten Strauß vom Tische nahm, wie wunderschön!

Ja, ich hätte wirklich nicht geglaubt, daß man von den Blumen, die draußen in Feld und Wald wachsen, Derartiges machen könnte, bemerkte Wehring, denn es gefällt mir besser, als alle unsere prahlenden Gartenblumen – aber der Herr Inspector ist ein Tausendkünstler, der vielerlei versteht, wovon man gar keine Ahnung hat.

Es ist allerdings sehr unbedeutend, sagte Walther, und Sie müssen mit dem guten Willen fürlieb nehmen.

Ich danke Ihnen von ganzem Herzen, erwiederte sie unbefangen, aber immer noch unterthan der bewegten Stimmung, welche sie beherrschte – ich werde diese

schönen Blumen aufbewahren zur Erinnerung an den heutigen, für mich so wichtigen Tag.

Nachdem man endlich gefrühstückt, rüstete man sich zur Abfahrt, und Margot erschien bald darauf in dem neuen schwarzseidenen Kleide, welches ihr, zur großen Freude der Frau Wehring, vortrefflich paßte und ihre sylphenartige Gestalt noch schlanker und ätherischer erscheinen ließ. Ihre dunkeln Augen strahlten von dem reinen, schönen Glanze kindlich frommer Begeisterung, welche ihre Seele mit dem Gedanken erfüllte, nun bald vor Gottes Altar ein wichtiges und heiliges Gelöbniß abzulegen.

Die Hämmer ruhten an diesem Tage, und die Arbeiter waren zum großen Theile ebenfalls zur Kirche gegangen, da auch mehre Kirche von ihnen die gleiche Feier begingen. Walther begleitete den Wagen zu Pferde und war Zeuge jener für Margot so erhebenden Stunde. Statt deren näherer Beschreibung bitten wir Dich, freundliche Leserin, in Deinem Erinnern selbst zurückzugehen bis auf jenen Tag, wo Du in gleicher Begeisterung und Bewegung die Weihe des Christenthums empfangen hast.

Die Zeit hat vielleicht manche Deiner damaligen kindlich schönen und so beseligenden Anschauungen zerstört – Du bist klüger, erfahrungsreicher geworden, die goldenen Träume, die duftigen Hoffnungen des Kinderherzens haben sich nicht alle erfüllt – der Ernst, der Schmerz, auch wohl ein ungeahntes, ungekanntes Glück haben Dich verändert und Dir die Fähigkeit geraubt, so zu empfinden und so zu fühlen, wie damals – aber das Bild jener

Stunde wird in Deiner Seele geblieben sein, und wenn es auch im Strome des Lebens verblaßt ist, es wird Dir doch stets eine liebe, wehmuthsvolle Erinnerung gewähren. Schicke sie nicht fort, wenn sie zuweilen leise an die Kammer Deines Herzens klopft, sondern gewähre ihr immerhin Einlaß – Du wirst dabei nicht verlieren.

Ein nie gekanntes, unnennbares Glück erfüllte Margot's Herz, als sie nach dem Schlusse der heiligen Handlung wieder heimwärts fuhren. Wehring hatte es vorgezogen, zu Fuße zu gehen, um die beiden Frauen allein zu lassen. Der Inspector schickte sein Pferd zurück und begleitete seinen Brodherrn.

Es war recht hübsch, sagte Wehring in seiner gewohnten ruhigen Weise, und das Kind sehr ergriffen und bewegt; aber ich hoffe, wenn wir heimkehren, wird sich das gelegt haben, und wir werden heiter und fröhlich sein.

Es wäre unnatürlich, wenn sie anders gewesen!

Nun, ich will ihr nicht etwa einen Vorwurf machen, aber – doch sprechen wir von etwas Anderem. Haben Sie noch immer seine Nachricht von Hause?

Nein, Herr Wehring; ich bin deßhalb in großer Unruhe. Ich habe vor vor acht Wochen an meine Mutter und an meinen Freund geschrieben, aber ich erhalte keine Antwort.

Bei diesen unsicheren Verbindungen dauert es oft sehr lange, ehe ein Brief an seinen Bestimmungsort gelangt; ich würde aber doch noch einmal schreiben.

Das habe ich vor einigen Tagen bereits gethan und will nun noch einige Wochen warten; wenn dann aber keine

Nachricht kommt, so bin ich entschlossen, nach Hause zu reisen.

Es sollte mir leid thun, wenn Sie mich so bald verließen, obgleich ich Ihren Entschluß nicht tadeln kann, denn ich würde Sie ungern entbehren. Sie haben Sich in der kurzen Zeit vollständig in das Geschäft eingearbeitet und leisten mir wesentliche Dienste.

Sie beschämen mich!

Ich bin kein Mann, der mit seiner Ansicht hinter dem Berge hält, und würde Ihnen das nicht sagen, wenn es nicht wahr wäre – außerdem sind Sie hier jetzt ganz sicher.

Das ist allerdings richtig, und wenn ich befriedigende Nachrichten von Hause erhalte, so würde es mich sehr beglücken, wenn Sie mich noch eine Zeit lang behalten wollten.

Es freut mich, daß es Ihnen bei uns gefällt, und ich hoffe, daß die gewünschten Nachrichten bald eintreffen werden. Die Zeiten fangen ja wieder an, etwas ruhiger zu werden, wenn man sich dieses Ausdrucks bedienen kann, der Waffenstillstand ist verlängert worden und der Friede wird nicht lange auf sich warten lassen.

Aber welch' ein Friede – Oesterreich wird für immer darniederliegen!

So scheint es, sagte Wehring finster – doch die Zukunft bleibt ein Buch mit sieben Siegeln, wer kann wissen oder sagen, was die nächste Zeit uns bringt? Ein Mann von so unbezähmbarem Ehrgeize wie dieser Napoleon richtet

sich am Ende selbst zu Grunde – und außerdem ist er ein sterblicher Mensch.

Aber leider im kräftigsten Mannesalter!

Wir müssen es abwarten, bester Herr Inspector – denn ändern können wir es doch einmal nicht – Sie sind noch jung, Sie können es erleben!

Während die beiden Männer in solchem Gespräche den kurzen Weg nach der Fichtenau zurückwanderten, wurden die beiden Frauen von ganz anderen Gefühlen bewegt. Margot hatte niemals an dem Herzen einer Mutter geruht, hatte niemals jene Beweise von Zärtlichkeit und Liebe empfangen, deren die Seele des Kindes eben so bedürftig ist, wie die junge, zarte Pflanze des Lichtes und der Wärme; sie hatte selbst allen ihren Ueberfluß von Liebe in sich verschlossen und nicht mittheilen dürfen, was vielleicht für ein Kind noch schwerer und drückender ist, als das Nichtempfangen derselben – jetzt zum ersten Male wurde Ihr eine solche Liebe angeboten – das Empfangen und das Geben, denn die Frau Wehring fand in dem ihr von dem Geschicke zugewiesenen verlassenen jungen Mädchen einen vollen Ersatz für ihre längst aufgegebenen Hoffnungen. Es war daher sehr natürlich, daß Beide, jetzt durch einen zweimonatlichen Umgang vereint, am heutigen Tage ihren wechselseitigen Gefühlen keinen Zwang anthaten, sondern sich denselben unverhohlen hingaben.

Der liebe Gott, der Dich so wunderbar hieher geführt, sprach die Frau Wehring weiter, und vor dem Du heute in den Bund der Christen aufgenommen bist, mein Kind,

hat es selbst so bestimmt, daß ich Dir die Mutter ersetzen soll – ach, Du glaubst es nicht, wie glücklich mich das macht – und nicht wahr, Du willst auch gern meine Tochter sein?

Darf ich es? Darf ich es? stammelte Margot mit bebender Stimme und thränenerfüllten Augen, indem sie sich bemühte, die Hand der Frau zu küssen, welche so liebevoll zu ihr gesprochen wie noch Niemand – es ist zu viel heute – ich bin Alles dessen nicht würdig!

Sei nicht so bewegt, mein Kind, sagte die Frau, selbst mit ihrer Rührung in sichtlichem Kampfe, indem sie Margot umschloß und zärtlich küßte – warum solltest Du dessen nicht würdig sein? Sieh, ich bin eben so einer Tochter bedürftig, wie Du einer Mutter, und da wir nun Beide keine haben, so hat der liebe Gott, der Alles zum Besten lenkt, uns zusammengeführt, damit wir Beide erhielten, was uns so lange gefehlt hat! – Du bist heute confirmirt, mein Kind, fuhr sie nach einiger Zeit der Sammlung fort, Du bist in den Bund der Christen aufgenommen, an keinem besseren Tage hätte ich Dir sagen können, was ich Dir so eben gesagt habe. Und nun wollen wir für jetzt nicht weiter darüber reden, denn wir sind Beide zu bewegt und ergriffen, aber wir haben uns verstanden, und alles Uebrige wird von selbst kommen. Ach, wie schön wird es von nun an sein, da ich Dich habe, Dich, die mich lieben wird und die ich lieben kann wie eine Tochter!

Margot vermochte ihre Gefühle nicht durch Worte auszudrücken, denn sie bestanden in einem solchen Uebermaße von Glück, daß die Sprache dafür, wie immer, ihr Vermittleramt versagte.

Wehring sowohl als auch Walther bemühten sich, die feierlich und ernst bewegte Stimmung, welche die Frauen beherrschte, zu verscheuchen, und es gelang ihnen nach und nach, da die Freude doch eigentlich der Grundton war, der der in ihrem Herzen bebte, und so verging der Tag in still heiterer Weise, ruhig und friedlich und ohne ein weiteres besonderes Ereigniß; dennoch gehörte er für Alle zu denjenigen Tagen, welche aus der Zahl ihrer mehr oder weniger gleichmäßig vorangegangenen Brüder in unserer Erinnerung sich scharf abheben und niemals daraus verschwinden.

Dreizehntes Capitel.

Am anderen Tage erhielt Walther die ersehnen Briefe, welche lange unterwegs, endlich doch den Weg in das abgelegene Thal der Fichtenau gefunden hatten. Seine Mutter machte ihm zwar Vorwürfe, daß er heimlich und ohne ihr davon Kenntniß zu geben sich bei dem Corps des Herzogs habe anwerben lassen, aber die Empfindung der Freude war überwiegend, daß er glücklich als den vielen Gefahren entronnen sei – allen, die er wirklich bestanden, und vielen anderen, welche das besorgte und Herz einer Mutter hinzudenkt. – Sie bat ihn, jetzt noch eine Zeit lang in der Fichtenau zu bleiben, wo er ein so gutes Unterkommen gefunden habe, da es in Schlesien,

so lange die Franzosen in Oesterreich ständen, doch für ihn vielleicht nicht ganz sicher sei. Für Wehring und dessen Frau sandte sie nebst ihrem aufrichtigsten Danke eine Menge der herzlichsten Empfehlungen mit, kurz, der lange Brief war der Ausdruck der besorgten Zärtlichkeit einer Mutter, die mit ganzer Liebe an ihrem Sohne hängt.

Er faltete den Brief langsam wieder zusammen und saß dann noch eine längere Zeit in stummem Nachdenken, ehe er den anderen öffnete. Er wußte, daß derselbe von seinem Jugendfreunde, dem Baron von Wallfort sei, den er auf der Universität, welche er ein Jahr lang besucht, kennen gelernt hatte. Schon damals, noch mehr aber in der darauf folgenden Zeit, hatte die beiden Jünglinge eine innige Freundschaft verbunden, obgleich ihre Lebensverhältnisse und Aussichten sehr verschieden waren.

Walther, der Sohn einer Wittwe, welche von einer kleinen Pension und den Zinsen eines höchst mäßigen Capitals lebte, war lediglich auf sich und seine eigene Kraft angewiesen und mußte sich erst eine Stellung im Leben erringen, wie dies bei den meisten Menschen der Fall ist. Alfred, Baron von Wallfort, gehörte dagegen zu denjenigen Ausnahmen, welchen es vergönnt ist, von der Arbeit und dem Glücke ihrer Vorfahren zu zehren. Das von seinen Eltern ererbte Vermögen war zwar nicht ein solches, daß er dadurch zu dem reichen Adel Schlesiens gehörte, jedoch von dem Umfange, daß er mit nicht zu weit gehenden Ansprüchen sorgenfrei leben konnte. Dazu besaß er einen sehr reichen Verwandten, den Grafen von

Wallfort, dessen Großvater bei der Besitznahme Schlesiens von Friedrich dem Großen gegraft worden war. Der Graf hatte nur ich jetzt eine achtzehn Jahre alte Tochter, da aber der größte Theil seiner vielen Güter ein Majorat bildete, so lag es nicht außer der Möglichkeit, daß Vetter Alfred einst künftiger Majoratsbesitzer werden könne. Ungeachtet dieser verschiedenen Lebensstellung verband dennoch, wie bereits angeführt, die beiden jungen Männer eine innige Freundschaft, und Alfred hatte, wiewohl vergebens, Alles aufgeboten, um Walther von dem Vorhaben abzubringen, bei dem Herzoge von Braunschweig sich anwerben zu lassen.

Da der Brief Alfred's uns einen Einblick in die heimischen Verhältnisse seines Freundes gestattet, so wollen wir von der uns zustehenden Freiheit Gebrauch machen und den Brief gleichzeitig mit dem Empfänger lesen. Er lautete:

»Lieber Walther! Endlich, endlich hat mich Dein Brief von der großen Unruhe und Besorgniß befreit, in welcher ich mich unaufhörlich Deinetwegen befand, denn ich wußte ja nicht, sollte ich Dich in meinen Gedanken in England oder in irgend einem anderem Lande oder gar bei den Todten suchen. Nun, Gott sei Dank, Du lebst, bist wohl auf, und die Zeit ist ja nicht mehr allzu fern, wo ich Dich wieder habe! Es war eine schwere Aufgabe für mich, Deiner Mutter die kriegerische Laufbahn ihres Sohnes mitzutheilen, nachdem Du auf und davon gegangen warst, sie zu trösten und ihre Hoffnungen zu beleben, selbst als die meinigen sehr tief gesunken waren.

Du weißt, ich passe einmal nicht für Derartiges, und so sehr ich Deine Mutter. hochschätze, ich war doch immer froh, wenn ich diese Pflicht gegen Dich erfüllt hatte und mich von ihr verabschieden konnte. Als dann Dein Brief gekommen war, hatte meine Sendung ja ohnehin ein Ende, und ich habe mich darauf beschränkt, Deine Mutter hin und wieder zu sehen, damit ich Dir schreiben kann, daß sie wohlauf ist. Du fragst, ob Du jetzt ohne Gefahr für Deine Freiheit zurückkehren kannst. – Lieber Freund, ich sollte denken, Du könntest Dir diese Frage eben so gut selbst beantworten, wie ich. Noch ist ja nicht einmal Friede, aber das steht fest, daß Oesterreich für lange Zeit, wohl für immer, fertig geworden. Napoleon ist jetzt Herr von Europa, mit Ausnahme von England, und wir hier in Preußen werden gewiß Alles aufbieten, um den gefürchteten Herrn bei guter Laune .... zu erhalten. Das neue Regiment bei uns ist vollständig dazu angethan, und seit Stein geächtet ist, fängt die Karte wieder an, stehen zu bleiben, wenn nicht gar rückwärts zu gehen, – Daß Du die Thorheit begangen hast, Dich als Preuße bei dem Herzoge von Braunschweig anwerben zu lassen, ist hier allgemein bekannt, man weiß all die Namen dieser Heißsporne, und ich glaube, man würde sich auch nicht weigern, vielleicht es gar nicht einmal können, diese Verbrecher auf französische Requisition auszuliefern. Wir könnten Dich hier zwar irgendwo verstecken, wo man Dich so leicht nicht finden würde – aber da Du dort in ich der Fichtenau, wenn auch nahe am Rachen des Löwen, sicher lebst, so scheint es mir bei Weitem gerathener, daß

Du noch so lange dort bleibst, bis es hier völlig ruhig geworden ist, die Franzosen aus Oesterreich fort sind und die Geschichte sich verblutet hat. Die Ereignisse überstürzen sich ja so, daß bald eine andere Angelegenheit, ein anderer Krieg oder dergleichen diese Thorheit in Vergessenheit bringen wird. Bleibe daher vorläufig, wo Du bist, ich werde Dich sogleich benachrichtigen, wenn der Zeitpunct gekommen sein wird, wo Du ungefährdet zurückkehren kannst.

»Was mich betrifft, so lebe ich von einem Tage zum anderen weiter, ohne eigentlichen Plan und ohne eigentlichen Zweck. Es ist im Ganzen ein trauriges langweiliges Leben, aber ich kann es nicht ändern. In den Staatsdienst mag ich nicht treten; man nimmt mich vielleicht auch gar nicht einmal an. Was soll ich auch bei der jetzigen Misere noch an dem völlig lecken Staatsschiffe mitziehen helfen? – Ich bin einer von den Schwarzsehenden, Walther, es liegt mir einmal im Blute. Wenn nicht ein ganz besonderes Ereigniß eintritt, ein Ereigniß außer aller menschlichen Berechnung, so werden wir bald die Leichenfeier des Königreiches Preußen begehen und Preußen zu den Todten legen, ganz eben so, wie Preußen dies selbst einst mit Polen gethan hat. – Doch lassen wir das, ich weiß, Du denkst anders in dieser Beziehung, und ich will Dir Deine Anschauung nicht trüben, sie entbehrt ja ohnehin eines finsteren Hintergrundes nicht.

»Ich bin häufig in Wallfort bei meinem Herrn Vetter, dem Grafen. Er ist ein wunderlicher alter Herr und dabei schwer zu ergründen. Geizig und wieder verschwenderisch, hartherzig und mildthätig, stolz und leutselig – kurz, er ist der lebendige Widerspruch, und ich habe mich bis jetzt vergeblich bemüht, zu erforschen, welche von diesen Eigenschaften seine wahren und welche nur angenommen sind. Denn daß er manche nur zur Schau trägt, seines Interesses, oder irgend eines anderen Zweckes wegen, darüber bin ich jetzt völlig im Klaren. Aber, was ist echt und was ist falsch? – Das weiß ich nicht. Ueber Politik spricht er sich nie aus und nur zuweilen entschlüpft ihm ein verächtliches Beiwort, wenn die Namen unserer jetzigen Staatslenker genannt werden, woraus ich schließe, daß er mit ihnen unzufrieden ist. Auf seinen Gütern waltet er fast wie ein souverainer Fürst, nur daß er die Leute gerade nicht hängen lassen kann; es gibt jedoch eine Menge anderer Mittel, welche diese Lücke ausfüllen, und er nimmt keinen Anstand, davon Gebrauch zu machen. Das einzige menschliche Wesen, das ihm entgegentritt und zuletzt seinen Willen beugt, ist seine Tochter. Das klingt sonderbar, aber Hedwig ist auch ein sonderbares Mädchen. Schön wie eine Göttin – ach, ich sehe, Du lächelst – aber ich zeichne nur nach der Natur. Wenn ich sie mit einer Göttin verglichen habe und den Vergleich weiter fortfetzen will, so gerathe ich in Verlegenheit, denn es wird mir schwer, eine von den vielen herrlichen Göttinnen zu bezeichnen, die uns Vater Homer mit so vieler Liebhaberei beschreibt,

der sie ähnlich wäre, von der Göttin der Liebe hat sie wenig oder gar nichts, eben so von der schüchternen, jugendlichen Hebe, mit welcher die Dichter gewöhnlich alle halbwüchsigen, schlanken und hübschen jungen Mädchen vergleichen. Sie ist viel mehr etwas Diana und etwas Pallas Athene – wild, streng, klug, ernst – aber auch wieder ausgelassen, so daß einem ordentlich angst dabei werden kann – immer aber bleibt sie göttlich schön, ich kann nur nicht sagen, wie göttlich. Es freut mich, lieber Freund, daß Du jetzt so recht von Herzen lachst und Dir vielleicht einbildest, ich sei in diese unclassificirbare Götter-Cousine verlieht – Du thätest mir aber wirklich Unrecht, wenn Du Dich zu einer solchen Annahme verleiten ließest. Du solltest das Mädchen nur sehen – es lohnte sich schon der Mühe – wenn sie auf ihrem weißen Araber dahinjagt mit vor Lust noch mehr glänzenden und leuchtenden Augen, fliegenden Locken und fliegendem Gewande, wild dahin durch Wald und Flur dem fliehenden Wilde nach, und wenn die Hunde endlich den todmüden Hirsch gestellt haben und er angstvoll und stöhnend umherblickt – sie dann plötzlich das schon erhobene Gewehr sinken und die Hunde abrufen läßt um dem ermatteten, langsam zu Holze ziehenden Hirsche sinnend so lange nachblickt, bis er ihrem mit Traurigkeit auf ihm haftenden Auge entschwunden ist.

»Diese sentimentale Stimmung beherrscht sie jedoch nicht etwa immer; in der Regel tödtet sie erbarmungslos, und ihr Schuß trifft sicher und fehlt selten.

»Doch ich sehe, ich plaudere mit Dir von Dingen oder vielmehr von Personen, die Dich wenig interessiren werden, da Du sie gar nicht kennst; der Mensch spricht jedoch gewöhnlich von demjenigen, mit dem er fast täglich in Berührung kommt. Glaube aber wirklich nicht, daß ich, der arme Baron, in seine reiche Cousine verliebt wäre, darin würdest Du vollständig irren, Hedwig hat bei allen ihren körperlichen und geistigen Vorzügen nichts, was Liebe erzeugen könnte, wenigstens für mich nicht, und obgleich meine beschränkten Vermögensverhältnisse für sie nicht das geringste Motiv sein würden, mich etwa nicht zu lieben; denn sie besitzt zum großen Aerger ihres Vaters eine fast republicanische Mißachtung der Standesunterschiede, so glaube ich doch, daß sie schließlich eine Convenienzheirath schließen – oder auch eine ihrer ganz unwürdige Verbindung eingehen wird – je nachdem.

»Doch der Bogen ist zu Ende und Ich sehe jetzt, daß ich Dir recht viel überflüssiges Zeug geschrieben habe; sei mir deßhalb nicht böse – weiß ich doch selbst nicht, wie ich in dieses thörichte Geplauder hineingerathen hin; es mag wohl daher gekommen sein, daß wir so lange ohne gegenseitige Mittheilung geblieben sind. So leb' denn wohl, antworte bald und behalte lieb Deinen treuen Freund

Alfred.«

Um Walther's Mund hatte sich, während er den letzten Theil des Briefes las, längst ein eigenthümliches Lächeln gelagert, ganz so, wie es sein Freund erwartet zu haben schien. Nun, sprach er dann heiter vor sich hin,

indem er den Brief zusammenfaltete, wenn Du wirklich noch nicht verliebt bist, Alfred, was ich jedoch sehr bezweifle, so wirst Du es jedenfalls bald werden und bei der schönen Cousine auch noch Aehnlichkeiten mit anderen Göttinnen entdecken – übrigens hat ja auch die keusche Diana ihre Liebeshändel gehabt – bei der Pallas Athene bin ich meiner Sache in dieser Beziehung nicht ganz sicher; als eine Tochter Jupiter's spricht jedoch die Vermuthung auch dafür. – Also hier bleiben, fuhr er nach einiger Zeit ernster fort, hier bleiben, bis es daheim ruhiger wird und die Franzosen aus dem Lande sind – das kann noch lange, sehr lange währen – haben noch die meisten preußischen Festungen französische Besatzungen, damit die Besitzgreifung des ganzen Landes keine große Schwierigkeiten mehr mache. – Nun, ich kann es vorläufig nicht ändern, und da ich, Gott sei Dank, weiß, daß meine Mutter gesund und wohl ist, so wäre es eine Thorheit, wollte ich diesen jetzt sicheren und angenehmen Aufenthalt verlassen.

Wehring drückte seine unverhohlene Freude aus, als er von dem Entschlusse seines Inspectors in Kenntniß gesetzt wurde, denn Walther hatte sich wirklich so in das Geschäft eingearbeitet, dem er selbst großes Interesse abgewonnen, daß er Wehring jetzt wesentliche Dienste leistete, welcher dieser ungern entbehrt haben würde.

Walther begann nun, sich etwas mehr für die Dauer einzurichten, als dies bisher geschehen war, und da er

die Musik sehr liebte und selbst eine schöne Tenorstimme besaß, so kaufte er sich im nächsten Städtchen eine Guitarre, ein Instrument, welches zur damaligen Zeit noch überall zur Begleitung des Gesanges verwendet und erst später durch die in schreckenerregender Weise vermehrten Pianofortes verdrängt wurde. Als er dann an einem Abende einsam auf seinem Zimmer saß und die Lieder, welche er in der Heimath so oft gesungen, erst leise, dann aber auch von den Accorden der Guitarre begleitet lauter ertönen ließ und dabei in seinen Gedanken und seinem Erinnern sowohl nach Zeit als Raum in weiter Ferne schweifte, klopfte es leise an seine Thür, und das gutmüthige, freundliche Gesicht der Frau Wehring blickte hinein.

Wir haben Ihnen von unten schon lange zugehört, Herr Inspector, sagte sie – und das Herz ist mir dabei aufgegangen, denn als ich jung war, spielte ich auch Guitarre und sang ein keines Lied dazu – später ist das Alles eingeschlafen. Ihr Gesang hat mich jedoch recht in jene schöne Zeit zurückversetzt – aber Sie dürfen nicht so allein und für Sich singen. Kommen Sie herunter, Sie werden uns Allen eine rechte Freude bereiten. Es ist so lange her, daß hier im Hause keine Musik getrieben und gesungen worden ist – wollen Sie?

Von Herzen gern, erwiederte Walther, obgleich ihm diese Störung unangenehm war; ich bin jedoch ein nur wenig geübter Dilettant und muß von vorn herein um Nachsicht bitten.

Ach, wir machen keine großen Ansprüche, und ich habe lange, ich glaube noch niemals so schön singen hören.

Ich stehe in allen Dingen zu Ihren Diensten, sagte Walther, indem er die Guitarre nahm, und bin gern bereit, Ihnen einige kleine Lieder zu singen, wenn Sie damit zufrieden sind.

Unten wurde er von Wehring und besonders von Margot mit freudigen Blicken empfangen, die unverwandt an ihm, während er sang, haften blieben und sich nur senkten, wenn seine Augen sich zufällig auf sie richteten.

Walther hatte in Wirklichkeit eine Tenorstimme von seltener Schönheit, die sich besonders in den höhern Lagen durch jene Weicheit auszeichnete, welche mit unwiderstehlicher Gewalt auf die Herzen der Hörer einwirkt. Dazu spielte er die Guitarre meisterhaft, so daß die tiefe Erregung, in welche das junge Mächen durch seinen Gesang versetzt wurde, gewiß sehr natürlich war, wenn man neben der Unbefangenheit ihres ganzen Empfindens berücksichtigt, daß sie eigentlich noch niemals in ihrem Leben Musik und namentlich Gesang gehört hatte.

War es daher ein Wunder, daß ihre Augen sich mit Thränen füllten und ihre Seele von einer Empfindung ergriffen wurde, welche sie mächtig und unwiderstehlich beherrschte, ohne daß sie sich klar machen konnte, weßhalb und woher?

Geschieht doch uns Allen, die wir von Musik, guter und schlechter, übersättigt sind, ein Gleiches, wenn die Tonwelle einer schönen menschlichen Stimme mit unerklärter Zaubergewalt an unser Ohr schlägt! Es sind nur

Töne – nur etwas andere Töne, als diejenigen, welche wir so oft hören –, aber diese Töne haben eine Gewalt, eine Macht, die so unwiderstehlich unser Gemüth ergreifen und beherrschen, daß alle übrigen Kräfte unseres Geistes darin aufgehen und wir von dem Uebermaße des Empfindens fast erdrückt werden.

So geschah es auch Margot. Wie gern hätte sie m für diesen hohen Genuß gedankt, ihm wenigstens gesagt, daß sein Gesang sie entzückt habe – aber sie konnte es nicht, sie vermochte die Worte nicht zu finden, und ihr Dank lag allein in dem beredten Blick ihrer feuchten Augen. Er verstand jedoch diesen Blick und bemühte sich, durch heitere Worte die Wirkung seines Gesanges wieder aufzuheben, wobei er von Wehring bald unterstützt würde.

Sie könnten immerhin als Sänger durch das Land ziehen, scherzte dieser, wenn es einmal mit dem Eisen nicht mehr gehen sollte, und ich glaube fast, Sie würden mehr Geld damit verdienen, als jetzt, denn Sie haben wirklich eine verteufelt hübsche Stimme, und dabei verstehen Sie es, so etwas in die Lieder hineinzulegen – so ganz etwas Besonderes und Apartes – man kann's nicht sagen, worin es liegt, aber man fühlt's.

Ja, das ist das rechte Wort, sagte Wehring's Frau – wir sind Ihnen zu großem Danke verpflichtet, denn Sie haben uns einen seltenen Genuß bereitet, und ich freue mich unendlich darauf, daß Sie nun öfter singen werden. Nicht wahr, Sie schlagen uns diese Bitte nicht ab?

Ich stehe stets zu Ihren Diensten, lächelte Walther, ich befürchte nur, Sie werden sehr bald genug haben.

Ach, wer so singen könnte! sagte Margot mehr zu sich selbst.

Haben Sie Ihre Stimme schon versucht? fragte Walther.

Meine Stimme?

Ja, vielleicht besitzen Sie die Mittel, noch schöner singen zu können, was allerdings nicht viel sagen würde.

O, wie wäre das möglich?

Haben Sie denn niemals einen Versuch gemacht?

Nein, niemals. Herrn Viorne war es unangenehm, wenn ich auch nur leise ein Liedchen summte.

Wenn Sie es mir gestatten, einmal Ihre Stimme zu hören –

Ich habe aber niemals gesungen.

Darauf kommt es nicht an – wenn Sie, wie ich nicht zweifle, eine gute Stimme besitzen, so würde es nicht schwer halten, sie auszubilden.

Ach, das wäre herrlich, sagte sie mit kindlicher Unbefangenheit – aber daran ist nicht zu denken, setzte sie sogleich wieder betrübt hinzu.

Nun, es kommt auf einen Versuch an – wenn Sie mir gestatten, ihn zu machen –

O, sehr gern, sehr gern – aber –

Ach ja, Herr Inspector, fiel die Frau Wehring ein, machen Sie einen Versuch; warum solltest Du nicht eine hübsche Stimme haben, mein Kind; es wäre herrlich, Sie könnten dann Duetts singen.

Duetts? fragte Margot – was ist das?

Zweistimmige Lieder und dergleichen; das klingt gerade doppelt so schön, als wenn nur Einer allein singt.

Wenn Sie es mir gestatten, bemerkte Walther lächelnd, so will ich morgen einmal Ihre Stimme hören und Ihnen dann, so viel ich selbst davon verstehe, Unterricht im Gesange ertheilen, mein Fräulein.

O, thun Sie das, Herr Inspector! rief die Frau Wehring; Du hast gewiß eine schöne Stimme, mein Kind, und ich freue mich schon unendlich darauf, ein Duett zu hören!

Es wird ja dann recht musikalisch bei uns werden, bemerkte Wehring in seiner trockenen Weise; vielleicht suche ich meinen Baß auch wieder hervor, und wir bringen es dann noch bis zum Terzett. Jetzt aber dächte ich, wäre es Zeit, schlafen zu gehen, denn es ist schon sehr spät.

Vierzehntes Capitel.

Walther, der am andern Tage wirklich den Gesangunterricht mit Margot begann, überzeugte sich bald, daß sie eine ungewöhnlich schöne Altstimme habe. Selbst der Musik leidenschaftlich ergeben, war er von dieser Entdeckung im höchsten Grade erfreut und betrieb daher den Unterricht mit all dem Ernste und der Gewissenhaftigkeit, welche er der Ausbildung einer solchen seltenen Stimme schuldig zu sein glaubte. Er fand in Margot eine sehr gelehrige Schülerin, welche willig und pünktlich seine Lehren befolgte, obgleich ihr zuweilen das unaufhörliche Scalasingen nur wenig zusagte. Dazu kam der

Unterricht auf der Guitarre, den Walther gleichzeitig begann, weil er behauptete, die Erlernung eines Instrumentes sei nothwendig, und es sei zu bedauern, daß es nur ein so unvollkommenes wäre. Es waren in dieser Weise wieder zwei Monate verflossen, ohne daß sich die Sehnsucht der Frau Wehring nach einem Duett erfüllt hätte, Margot sang Uebungen und die unaufhörlichen Scalen, welche anzuhören die Frau Wehring längst aufgegeben hatte.

Erst muß Ihre Stimme geschmeidig sein, erst müssen Sie die ersten Schwierigkeiten überwunden haben, tröstete er, dann findet sich das Uebrige leicht und von selbst – und es wird sich nun bald finden.

Als dann Margot an einem Tage, und diesmal zur völligen Zufriedenheit des strengen Lehrers, ihre Uebungen und Scalen gesungen und sich selbst dazu auf der Guitarre begleitet hatte, schlug er zu ihrer großen Freude und Ueberraschung ein Liederbuch auf, blätterte eine kurze Zeit darin und sagte dann lächelnd: Nun singen Sie einmal dieses Lied; ich hoffe, Sie werden es, bis auf den Vortrag, ohne Fehler können.

Ein Lied? rief sie freudig – werde ich jetzt Lieder singen?

Wir werden sehen, oder vielmehr hören, erwiederte er lächelnd – also beginnen Sie.

Sie war sehr befangen, aber sie sang das kleine Lied richtig, ohne einen Fehler.

Sie haben die Noten richtig getroffen und auch im Tacte nicht gefehlt, sagte er. Ich will es Ihnen nun vorsingen – und dann singen Sie es noch einmal.

Mit verhaltenem Athem hörte sie ihm zu, und ihr musikalisches Ohr erkannte sehr wohl den großen Unterschied, der in seinem und ihrem Vortrage lag; aber als sie das Lied jetzt zum zweiten Male sang, war der Unterschied nur noch ein sehr unbedeutender. Sie ahmte nicht nur nach, was ihr scharfes Ohr gehört und sich eingeprägt hatte, sondern sie legte auch ihr eigenes und jetzt weit mehr erregtes Fühlen in den Ton ihrer Stimme, und er hörte ihr fast bewundernd zu.

Der Lehrer wird wohl bald überflüssig werden oder von seiner Schülerin lernen müssen, sprach er lächelnd, und wir können von jetzt auch immerhin Lieder, Arien und auch Duette singen – aber die Uebungen und die Scalen bleiben deßhalb doch unerläßlich.

Gern, gern will ich singen! rief sie, freudig in die Hände schlagend, wenn ich nun auch Lieder singen darf!

Ja, ja, das dürfen Sie, und wenn es Ihnen Vergnügen macht – hier ist noch ein anderes.

Herrlich, herrlich! rief sie – aber nun lassen Sie mich vorher erst einmal die Noten genau ansehen! – Sie summte leise die leichte Melodie vor sich hin und sang dann zu seiner großen Freude das Lied mit einem Vortrage, an dem er eigentlich nichts auszusetzen hatte, als die etwas von der seinen verschiedene Auffassung.

Es begann nun für Beide, aber namentlich für Margot, eine schöne, genußvolle Zeit – sie trieben Musik zusammen, und wenn er auch der Lehrer war – so lernte er selbst dabei mit. Alle Zeit, welche er seinen Geschäften abmüssigen konnte, verlebte er nun fast ausschließlich in ihrem Umgange, denn sie vereinte ja das gemeinsame Band der Liebe zur Musik. Es ist immer ein eigenthümliches Ding um so ein gemeinsames Band zwischen einem jungen Manne von sechsundzwanzig und einem jungen Mädchen von sechszehn Jahren, wenn jener auch der Lehrer und diese die Schülerin ist. Es treten leicht sehr unmerkliche Veränderungen in einem solchen Verhältnisse ein, so unmerkliche, daß sie, wenn auch täglich fortgehend, doch erst nach einer längeren Zeit als in steter Bewegung gewesen sich erkennen lassen.

Er wurde aber bald auch noch in vielen und ganz anderen Dingen ihr Lehrer. Es war dies sehr natürlich, da sie ihr Wissen und ihre Kenntnisse bisher lediglich von dem alten Viorne erhalten hatte, der, abgesehen von den eigenthümlichen Ansichten und Vorurtheilen, in denen er befangen war, niemals eine eigentliche Bildung genossen und außerdem noch einen Widerwillen gehabt hatte, dasjenige, was er im Laufe des Lebens erlernt und erfahren, seiner Pflegebefohlenen mitzutheilen. Es war ohnedies auch wenig dazu geeignet.

Wie bald traten diese Lücken in Margot's geistiger Ausbildung überall im Gespräche mit hervor! Ihr großer natürlicher Verstand erkannte das sogleich, und indem sie sich dessen schämte, suchte sie so viel als möglich ihre

Unkenntniß zu verheimlichen, zugleich aber sich unbemerkt zu belehren. Ihm entging dies nicht, aber er gab sich den Anschein des Gegentheils. Er kam ihr stets bereitwillig entgegen, und mit der Miene, als ob ich das im Laufe des Gespräches von selbst verstände, erörterte er diejenigen Gegenstände, über welche sie belehrt sein wollte. Sie hörte, ihm dann immer mit gespannter und zugleich schüchterner Aufmerksamkeit zu, weil sie befürchtete, er könne es doch merken, wie wenig unterrichtet sie in allen diesen Dingen sei, die er so als selbstverständlich voraussetzte, und von denen er so genaue Kenntniß hatte. Später, als sie dann vertrauter wurden, als sie sich sicherer darüber fühlte, daß er sie nicht verspotten, nicht auslachen, nicht geringschätzen würde, schaltete sie hin und wieder Fragen ein, und als sie sah, daß er sich darüber freute, daß er dieselben gern und mit Lebhaftigkeit beantwortete, fragte sie mehr, viel, Mancherlei und Verschiedenes.

Er wurde zuweilen sichtlich verlegen, wenn sie so plötzlich mit einer Frage über irgend einen Gegenstand oder dessen Ursache und Entstehung ankam, ohne daß er im Stande gewesen wäre, ihr darüber vollständigen Aufschluß zu geben. Seine Antwort, er verstehe von diesen Dingen nichts, ließ sie niemals gelten, denn er war für sie der Quell alles Wissens und aller Kenntnisse, und seine Versicherungen, daß er selbst nur sehr unvollkommen darin unterrichtet sei, hörte sie mit ungläubiger Miene an.

Sie wissen Alles, sagte sie dann, und wenn Sie nur wollen, so können Sie mir dies auch erklären.

Er wollte stets sehr gern und erging sich in allgemeinen Anschauungen, wenn ihre Wißbegierde Gegenstände traf, die ihm fremd waren; sie aber hörte ihm ebenso aufmerksam zu und überzeugte sich immer mehr, daß sie sich in ihrer Voraussetzung nicht geirrt hatte.

Es war ein eigenthümlicher Unterricht, den Margot so erhielt und Walther in dieser Weise ertheilte. Obgleich er in manchen Dingen wirklich Elementargegenstände umfaßte, so erging er sich gleichzeitig in schwierigen und nur der gereifteren Erkenntniß zugänglichen Materien, wurde überhaupt nie anders wie gesprächweise ertheilt und niemals in der ausgesprochenen Absicht, zu lehren und zu lernen. Und doch lernte wohl selten ein Schüler oder eine Schülerin in kurzer Zeit so Vieles und Verschiedenes, als Margot in den Wintermonaten, welche mit den langen Abenden besonders dazu geeignet waren. Sie fühlte das Bedürfniß, ihr Wissen zu erweitern, denn sie schämte sich jetzt, bei zunehmender Erkenntniß, schon seinetwegen, in vielen Dingen so vollständig ununterrichtet zu sein, und strengte daher die ganze Spannkraft ihres lebhaften Geistes an, um das Ziel recht bald zu erreichen.

Und er? – Es gibt wohl kaum einen größeren Genuß, als die Ausbildung einer jungen, lebhaften, wißbegierigen Seele, die in uns den Quell des Wissens erkennt, auch dem sie mit durstigen Lippen sich zu erquicken strebt. Wie gern sind wir bereit, diese Erquickung zu spenden

und Alles aufzubieten, um die Quelle selbst stets reichhaltig fließen zu lassen – besonders wenn jene Seele zufällig auch in einem schönen Körper wohnt!

Das Lehren ist ein Beruf, ein mühevoller Beruf, der seinen Lohn mehr oder weniger in sich selbst findet und nur selten die äußeren Vortheile erlangt, auf die er den vollgültigsten Anspruch hat; denn der Mensch ist und bleibt einmal ein undankbares und egoistisches Geschöpf. Diejenigen, welche mühevoll die Fundamente zu dem Gebäude unserer irdischen Ausbildung gegraben und ausgemauert haben, diese gewöhnlichen Arbeiter, ohne welche jedoch das ganze Gebäude nicht hätte ausgeführt werden können, vergessen wir bald, häufig allerdings nicht mit Unrecht, weil es eben nur gewöhnliche Elementar-Arbeiter waren, die lässig und oft sogar widerwillig an den Fundamenten gruben und mauerten, ohne jegliches Interesse an dem Baue, welcher darauf aufgeführt werden sollten. Diejenigen aber, welche weiter daran arbeiten, sich mit der Vollendung, mit dem Abputze, mit der Ausschmückung und Möblirung der verschiedenen Zimmer und Kammern beschäftigen, die das Gebäude zu demjenigen Gebrauche fertig machen, zu welchem es während seines kurzen Bestehens dienen soll, diese werden von uns beachtet und anerkannt, oft sogar in einer weit über ihr Verdienst gehenden Weise.

Es hat dies darin seinen Grund, daß der Mensch eben kein todtes Gebäude, sondern ein lebendiges, vernunftbegabtes Wesen ist, was erst mit der steigenden Erkenntniß den Werth derselben schätzen lernt und daher sich

in dankbarer Empfindung denjenigen zuwendet, welche ihm während des Bewußtwerdens dieser Empfindung die Schätze des Wissens erschließen.

In dieser Lage befand sich Walther. Er hatte sich nicht nur der vollsten Anerkennung seiner Bemühungen, sondern zugleich einer begeisterten Hingebung seiner gelehrigen und wißbegierigen Schülerin zu erfreuen, und der Unterricht selbst war dabei so eigenthümlicher und wechselnder Art, daß schon darin allein für ihn ein großer Genuß gelegen haben würde. Bald war es Musik und Gesang, worin sie jetzt schon längst die für den Lehrer mehr oder weniger mühevolle Gränze der ersten Anfänge überschritten hatte, bald verlor er sich in das Gebiet einer höheren Wissenschaft, der Astronomie, der Geschichte, selbst der Philosophie, so weit er selbst darin bewandert war; bald sprach er, durch irgend eine Frage veranlaßt, über Gegenstände des gewöhnlichen Elementarunterrichtes, aber auch hier in einer Weise, wie man mit Jemand sich über diese Dinge unterhält, den man nicht belehren, sondern mit dem man sich nur wie mit einem Ebenbürtigen unterhalten will.

Seine eigene Bildung erstreckte sich mehr auf das Reale; er hatte sich vorzugsweise mit demjenigen, was man Naturwissenschaften nennt, beschäftigt, und nur die Poesie gleichzeitig gepflegt, weil, wie sein Freund es nannte, er eine phantastische Natur sei.

So hatte er ihr zum Beispiel den trojanischen Krieg erzählt, erst ihr großen Umrissen, dann mehreres Einzelne,

desselben, die Kämpfe des Achilles und Hektor und die Irrfahrten des herrlichen Dulders Odysseus.

Aber woher weiß man das Alles so genau? fragte sie, wenn es vor dreitausend Jahren geschehen ist, wie Sie sagen?

Aus dem Homer, dem größten Dichter Griechenlands, und dem größten epischen Dichter, den es überhaupt jemals gegeben hat.

Was heißt episch?

Ein Epos nennt man diejenige Dichtung, welche großartige Begebenheiten von Helden u. s. w. schildert, wobei neben der menschlichen Kraft gewöhnlich auch die göttliche Einwirkung mithandelnd auftritt.

Und das geschieht im Homer auch?

Allerdings; die Götter, an welche die Grichen und später auch die Römer glaubten und die sie sich, nur mit höheren Fähigkeiten ausgestattet, rein menschlich dachten, spielen im Homer eine große Rolle und betheiligen sich an dem Kriege, indem sie einestheils für die Griechen, anderentheils für die Trojaner Partei ergreifen.

Aber wie konnten die gebildeten Griechen so etwas glauben?

Es liegt viel Poesie in dieser Verkörperung und Vereinzelung der Gottheit und deren Macht und Größe: ein noch so kindlich empfindendes und zugleich so poetisch fühlendes Volk konnte sich noch nicht zu der erhabenen Idee eines einigen Gottes emporschwingen.

Wie schade, daß ich nicht griechisch verstehe, sonst möchte ich gern den Homer lesen!

Er ist sehr gut in demselben Versmaße von Voß ins Deutsche übersetzt, und wenn es Ihnen Vergnügen macht, so wollen wir wenigstens einige Gesänge lesen.

Was heißt das, Versmaß, und warum nennt man das Gesänge? Wird es gesungen?

Vielleicht wurde es früher gesungen, und über das Versmaß will ich Ihnen das Weitere mittheilen, wenn wir den Homer selbst lesen. Sie werden außerdem die ganze Mythologie, das heißt die Götterlehre, der Griechen kennen lernen.

Ist das auch erlaubt? fragte sie zweifelnd; verstößt es nicht gegen die Lehren unserer Religion?

O, wir glauben ja nicht daran, erwiederte er lächelnd – die Griechen selbst hegten starke Zweifel in dieser Beziehung, und ihre späteren Philosophen und weisen Männer stellten Lehren auf, die in ihren Grundzügen viele Aehnlichkeit mit dem Christenthume haben.

Nun, so lassen Sie uns immerhin den Homer lesen.

Er las ihr dann mehrere Gesänge der Iliade und der Odyssee vor und erfreute sich an der lebendigen, tief empfindenden Auffassung, mit welcher sie die einfachen und doch so hochpoetischen Schilderungen des Vaters der Dichtkunst aufnahm. Dabei kam es natürlich zu einer Menge Fragen und Erörterungen, und als er ihr die rosenfingerige Eos und den Sonnengott Apollo beschrieb, geriethen sie auf ein neues Gebiet, das ihr Interesse so vorzugsweise in Anspruch nahm, daß selbst der Vater Homer darüber wieder in den Hintergrund trat. Er schilderte ihr die beschränkte und irrige Weltanschauung der

Griechen, die falschen Vorstellungen, welche sie von der Erde und dem ganzen Weltsystem gehabt, und berichtigte natürlich, wenn auch nur in kurzen Umrissen, diese Irrthümer. Da ihre eigene Kenntniß von diesen Dingen jedoch sehr unvollständig war, so mußte er bis auf die ersten Grundsätze der mathematischen Geographie und der Astronomie zurückgehen, wurde aber durch das lebhafte Interesse seiner gelehrigen und wißbegierigen Schülerin bald zu umfassenderen und genaueren Mittheilungen genöthigt. Da die Astronomie eine Wissenschaft war, die er selbst mit besonderer Vorliebe gepflegt hatte, so war er keineswegs sparsam in diesen Mittheilungen und erschloß vor ihrem staunenden Geiste alle die Wunder des Himmels, welche so viele Menschen täglich in bewußtloser Stumpfheit anstarren, ohne eine Ahnung davon zu besitzen.

Es ging ihr wie so Vielen, welche zuerst den ungeübten Blick in die Unendlichkeit der Schöpfung richten und in ihre, der menschlichen Fassungskraft unerreichbare Fernsichten – ihr Geist verwirrte sich, sie begann zum ersten Male an den Worten ihres Lehrers zu zweifeln.

Wie ist es möglich, das Alles zu wissen? fragte sie. Wodurch will man erfahren haben, da der Mond, wie Sie sagen, 50,000 Meilen von uns entfernt ist und daß diese Entfernung im Verhältniß zu derjenigen der Sonne so klein ist? Wie kann man die Größe der Sonne messen und sagen, sie sei so und so groß, millionenmal größer, als unsere Erde, die ja am Ende gar nichts mehr ist, als ein unscheinbarer Punct?

Ich kann Ihnen das nicht näher erklären, sagte er, einigermaßen verlegen, aber es beruht auf den genauesten Beobachtungen und Berechnungen, welche richtig sein müssen, weil die Bewegungen aller zu unserem Sonnensysteme gehörenden Himmelskörper ganz sicher darnach vorher angegeben werden können. Es sind durchaus nicht etwa Glaubenssätze, die sich nicht beweisen ließen; ich kann Ihnen den Beweis selbst nur nicht geben, einmal, weil ich in diesen Dingen nicht so erfahren bin, und dann, setzte er etwas verlegen hinzu, weil Sie es auch wohl nicht verstehen würden. Es sind sehr verwickelte Rechnungen.

Und alle jene Millionen Sterne, die am Himmel glänzen – sie standen zusammen am Fenster und es war eine klare, helle Wintersnacht – wären wieder Sonnen und so ungeheuer weit von uns entfernt, daß sie nur deßhalb wie kleine Sterne aussehen?

Jeder dieser unendlich vielen Sterne hat sein eigenes Licht, wie die Sonne, und ist deßhalb eine Sonne. Der nächste ist viel weiter von der Sonne entfernt, als die Sonne von uns, und jeder wieder eben so weit oder weiter von dem anderen. Es kann Sterne geben, deren Licht, ihrer weiten Entfernung wegen, noch nicht hat bis zu uns dringen können, die wir daher noch nicht gesehen haben, obgleich das Licht nur acht Minuten gebraucht, um von der Sonne zu uns zu gelangen.

Wie kann man das wissen? Es ist Niemand mit dem Strahle des Lichtes von der Sonne zur Erde gefahren.

Niemand, sagte er lächelnd; es ist eine sehr schwierige und verwickelte Lehre, die Lehre vom Licht, und es mag manches darin geben, was noch nicht hinlänglich erforscht ist; aber seine Geschwindigkeit läßt sich genau messen – Sie müssen das vorläufig ebenfalls als erwiesen annehmen.

Ach, sagte sie nach einiger Zeit, in welcher Beide geschwiegen hatten, indem ihr leuchtender Blick voll Bewegung an den Sternen hing, wie unendlich, wie unerfaßbar groß ist Gottes Schöpfung, und wie klein, wie nichtsbedeutend klein ist der Mensch!

Und doch vermag der Geist des winzig kleinen Menschen diese Größe der Schöpfung zu erkennen und zu erfassen.

O, nicht zu erfassen, erwiederte sie abwehrend; ich kann es wenigstens nicht, mir schwindelts bei diesen Vorstellungen, und ich komme mir unbedeutender vor als der Wurm, der im Staube kriecht!

Der Wurm hat keine Vorstellung von Gott und seiner Größe; je größer und erhabener die Schöpfung ist, desto größer und erhabener erscheint uns Gott selbst, und je mehr wir befähigt sind, diese Größe zu erkennen, mag unsere Erkenntniß auch unvollkommen und mangelhaft sein, desto mehr wird sich in uns die trostvolle Ueberzeugung befestigen, daß Gottes Allmacht den erkennenden Geist nicht zum Vergehen mit seiner irdischen Wohnung bestimmt hat.

O, darüber haben wir ja die volle Gewißheit durch Gott selbst, der es uns durch seinen eingeborenen Sohn offenbart und die ewige Seligkeit verheißen hat! sagte sie freudig.

Die haben wir, erwiederte er mit etwas leiserer Stimme; halten Sie stets fest, unerschütterlich fest an dieser trostreichen Ueberzeugung, denn: was der Verstand der Verständ'gen nicht sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth![1]

Fünfzehntes Capitel.

In solcher Weise verfloß der Winter. Sie bedauerten es fast, daß die Tage zu längen begannen und die Abende sich verkürzten, diese Abende, welche so genußreich gewesen waren für Lehrer und Schülerin. Jede Uebergangszeit hat ihr Unangenehmes, und so war es auch für sie, als das Wetter draußen noch immer rauh und stürmisch blieb und doch der heranziehende Frühling die Sehnsucht nach dem Aufenthalte im Freien erweckte. Es kamen jedoch auch bald freundliche und warme Tage, welche wenigstens Spaziergänge gestatteten, hinaus in den zwar noch blätterlosen, aber doch schon zur Frühlingsfeier sich vorbereitenden Wald, oder über die Wiesen, welche anfingen, sich mit einem grünen Schimmer zu bekleiden. Auch die Herzen der Menschen werden im Frühling zu neuem Leben erweckt, die alten empfinden wieder jugendlicher oder die Sehnsucht nach der entschwundenen

[1] Friedrich Schiller: Die Worte des Glaubens.

Jugend macht sie rascher schlagen, in den jungen aber, die sich noch selbst im Lebensfrühling befinden, treibt es zu neuer Lust und zu neuer, reger Betheiligung an den Freuden der selbst im Gewande der Freude prangenden Erde.

Es war ein milder Nachmittag, die Sonne stand am wolkenlosen, blauen Himmel und schickte ihre erwärmenden Strahlen in das Thal hinab, welches sie begierig aufsog und aus dem die dunkeln Rauchsäulen der Oefen, von keinem Luftzuge bewegt, senkrecht und langsam emporstiegen. – Sie saßen auf einer Bank am Abhange einer Höhe und ihr Auge hing an dem seinigen, denn er hatte sie auf diesen Spaziergängen in die Unendlichkeit der Schöpfung auch in ihrer Kleinheit eingeführt, sie über den kündtlichen Bau der Blätter und Pflanzen, über ihre Ernährung, ihr Wachsthum und über alle jene eben so unbegreiflichen und staunenswerthen Werke der Natur belehrt, zu deren Erkenntniß des Menschen Auge eben so wie zu der Unendlichkeit des Großen einer Hülfe bedarf, welche sein erfindungsreicher Geist sich selbst geschaffen hat.

Vielleicht hat der Apotheker ein Mikroskop, bemerkte Walther, als sie ihn bei manchen Schilderungen zweifelnd ansah, dann sollen Sie selbst sehen und Sich selbst überzeugen.

O, ich glaube Ihnen, Sie würden es mir ja sonst nicht sagen! erwiederte sie.

In diesen Dingen darf man nicht glauben, man muß sich überzeugen und nur das als wahr annehmen, wovon

man überzeugt ist. Hierin unterscheidet sich die Wissenschaft von der Glaubenslehre.

Aber Sie würden mir gewiß nicht etwas als wahr bezeichnen, wenn Sie Sich nicht davon überzeugt hätten.

Gewiß nicht, erwiederte er, durch dieses unbedingte Vertrauen einigermaßen in Verlegenheit gesetzt; indeß kann ich ja irren, und diejenigen, welche sich für überzeugt hielten und Anderen diese ihre Ueberzeugung mittheilten, können sich ebenfalls geirrt haben. Der Mensch ist ein unvollkommenes Wesen und gelangt immer nur durch Irrthum zur Wahrheit. Bedenken Sie nur, wie unendlich lange die Menscheit über so viele, jetzt unumstößlich feststehende Wahrheiten sich im Irrthum befunden hat. Dasselbe wird auch jetzt noch in vielen Dingen der Fall sein, und in kommenden Jahrhunderten wird man gewiß Vieles belächeln, was wir jetzt als wahr und richtig annehmen. Das ist es aber nicht allein, was die Menschheit hindert, auf dem Wege der Erkenntniß fortzuschreiten – es gibt leider Viele, welche dies aus irgend einem Grunde absichtlich verhindern und ihre Mitmenschen in der Täuschung und in der Finsterniß zu erhalten streben.

Das kann ich mir nicht denken; warum sollten sie das thun?

Denken Sie an die Orakel und an die Priester der Griechen und Römer; sie wußten sehr wohl, daß ihre vermeintlichen Götter nicht die Macht hatten, welche sie ihnen zuschrieben, und sie selbst glaubten am wenigsten daran.

Weßhalb sollte ein Mensch absichtlich eine Unwahrheit, eine Lüge sagen?

Er kann dazu mancherlei Beweggründe haben, selbst sogar gute. Er kann zum Beispiel dadurch von Jemand Anderem einen Nachtheil, ein Unglück abwenden wollen. Würden Sie in einem solchen Falle nicht die Sünde einer Unwahrheit auf Sich nehmen? Sie schlagen die Augen nieder, fuhr er lächelnd fort, während eine tiefe Röthe ihr Gesicht bedeckte, und es will mir fast scheinen, als wären Sie Sich selbst einer solchen Abweichung von der Wahrheit bewußt. Habe ich Unrecht?

Nein, nein, erwiederte sie, ohne aufzublicken, Sie haben Recht.

Nun sehen Sie, fuhr er fort, sich an dieser unschuldsvollen Beichte ergötzend, also Sie haben auch einmal wissentlich die Unwahrheit gesagt? – Sie nickte leise mit dem Kopfe. – Dann müssen Sie Ihren Fehler wieder gut machen, sprach er weiter. Wann war es denn?

Muß ich es sagen? fragte sie ängstlich.

Weßhalb müssen – wenn Sie kein Vertrauen zu mir haben ....;

Kein Vertrauen? O, wie können Sie so etwas glauben – es war – damals, als der Officier hier war – als ....

Der Officier? fragte er jetzt mit einer ganz anderen Empfindung. Haben Sie mit dem Officier gesprochen?

Allerdings – in der Laube – es war ja mein Bruder Raoul.

Ihr Bruder – rief er in höchstem Erstaunen – Sie haben einen Bruder – und Er war Ihr Bruder?

Eigentlich ist er nicht mein Bruder, aber wir sind zusammen aufgewachsen, und als er dann kam, erkannten wir uns wieder ....

Nun weiter, weiter!

Ich erfuhr von ihm, daß er Sie verhaftet habe und ausliefern müsse, und da erzählte ich ihm, daß – daß Sie mir das Leben gerettet haben, fuhr sie mit einem leuchtenden Blicke fort, und deßhalb selbst verwundet worden seien. Ich fragte ihn, ob er den Retter seiner Schwester seinen Feinden überliefern wolle, und sagte ihm, daß er mich dann niemals geliebt haben könnte und auch jetzt nicht mehr liebe.

Und er?

O, er liebte mich noch, wie damals, als wir als Kinder zusammen spielten. Ich mußte ihm versprechen, nichts von Alledem zu sagen, auch Niemandem die Zusammenkunft mit ihm zu verrathen, weil er sonst selbst vor ein Kriegsgericht gestellt werden könnte, und dann – nun, Sie wissen ja, was weiter geschah!

Also Sie sagten ihm, daß ich ein braunschweigischer Officier sei?

Mußte ich das nicht? Hätte ich ihm sonst sagen können, daß Sie mir das Leben gerettet haben?

Ach, erwähnen Sie doch dieser unbedeutenden Sache nicht so oft! – Also deßhalb, sprach er, nachdem Beide eine längere Zeit geschwiegen hatten, vor sich hin, also deßhalb jenes unerklärliche Benehmen des Officiers! Er muß Sie sehr, sehr lieb haben, Fräulein Margot, sagte er

dann, sie eigenthümlich anblickend, denn er hat viel und Großes auf das Spiel gesetzt!

O, gewiß hat er mich sehr lieb, sagte sie mit vor Freude glänzenden Blicken, und ich liebe ihn eben so sehr!

Aber Sie bemerkten doch vorhin, er sei nicht Ihr Bruder. Ist er es oder ist er es nicht? fragte er mit ungewöhnlicher Erregung.

Herr Viorne sagte mir stets, er sei es nicht, erwiederte sie traurig, aber Raoul und ich, wir glauben es doch – wenigstens möchten wir es gern glauben.

Könnten Sie mir vielleicht erzählen, was Sie zu diesem Glauben bestimmt? –

Wenn es Sie nicht langweilt! erwiederte sie unbefangen.

O, nicht im Mindesten – im Gegentheil – Sie werden mich durch ein solches Vertrauen sehr verbinden.

Sie erzählte nun mit kindlicher Unbefangenheit ihre dem Leser bereits bekannte einfache Jugendgeschichte, indem sie mit sichtlicher Freude an der Erinnerung all die kleinen Vorfälle schilderte, welche sie aus jener Zeit in ihrem treuen Gedächtnisse aufbewahrt hatte.

Er hörte ihr mit gespannter und sich immer mehr steigernder Aufmerksamkeit zu, und es durchzuckte ihn jedes Mal ein schmerzliches Gefühl, wenn sie so offen und frei der Liebe gedachte, welche sie mit dem Gespielen ihrer Kindheit verbunden habe und noch verbinde.

Nach dieser Erzählung, sagte er dann, scheint es mir im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß dieser junge Mann Ihr Bruder sein soll. Wenn seine Eltern auch Ihre

Eltern wären, weßhalb sollte man sie fortgeschickt haben? Sie müssen diesen Gedanken aufgeben – ganz aufgeben – er beruht auf einer Täuschung.

Wenn Sie es *auch* sagen, wird es wohl so sein, erwiederte sie traurig.

Aber Sie lieben ihn dennoch, obgleich er nicht Ihr Bruder ist?

Sollte ich es nicht? fragte sie – o, das wäre ja schlecht und undankbar von mir! Nein, nein, ich liebe ihn jetzt mehr, als je, jetzt, nachdem er mir einen so großen Beweis seiner Liebe gegeben hat, und werde ihn immer lieben. Nicht wahr, ich würde sonst schlecht und undankbar handeln?

Allerdings, allerdings, sagte er mit einem gezwungenen Lächeln, aber Sie müssen dabei stets daran denken, daß er .... Er brach mitten in seiner Rede ab, denn als er in ihre ihn so voll Unschuld und zugleich so angstvoll anblickenden Augen schaute, überkam ihm ein Gefühl der Scham – er wußte selbst nicht, weßhalb. – Und haben Sie seit jener Zeit nichts mehr von ihm gehört?

Nichts weiter, als die Nachricht, welche der Apotheker überbrachte, daß er zu einem französischen Regimente nach Spanien versetzt sei.

Hat er nicht an Sie geschrieben?

Nein, er hat nicht geschrieben; er versprach, bald zurückzukehren, aber er konnte es nicht, und jetzt ist er weit, weit von hier, setzte sie traurig hinzu. – War es unrecht, fragte sie nach einiger Zeit, während Walther nachdenkend da gesessen hatte, war es unrecht, daß ich

Herrn Wehring die Wahrheit verschwieg, als er mich damals fragte, ob ich mit Raoul gesprochen? Nicht wahr, ich durfte es ihm nicht sagen?

Ich will mir darüber kein Urtheil anmaßen, erwiederte er ausweichend, indem seine Blicke zerstreut den Rauchsäulen folgten, die wie wichtige Pläne und Entwürfe aus dem Gehirn der Menschen sich dicht und voll aus den Schornsteinen emporwälzten, um dann bald darauf spurlos in der Luft zu verschwinden.

Würden Sie es gesagt haben? fragte sie wieder und sah ihn ängstlich an.

Ich? erwiederte er – ich? – Nein, ich würde eben so gehandelt haben, und Sie mögen daraus ersehen ....

O, das freut mich, rief sie wieder heiter, denn wenn Sie es auch nicht gethan hätten, so habe ich jedenfalls recht gehandelt!

O, Margot, sagte er gerührt und fast beschämt über dieses feste, kindliche Vertrauen, Sie dürfen mich nicht zum Vorbilde Ihrer Handlungen nehmen, Sie würden damit ein großes Unrecht begehen, denn ich habe viele, viele Fehler, vor denen Sie Sich hüten müssen!

Fehler? fragte sie, ihn zweifelhaft anblickend, aber mit freudiger Stimme – ach nein, nein, Sie haben keine Fehler, und es ist mein höchstes Bestreben, Ihnen ähnlich zu werden!

Nicht doch, nicht doch, sagte er, ich schäme mich vor mir selbst, daß Sie eine solche Meinung vor mir haben, die ich so wenig verdiene. Sehen Sie, wie sehr der

Mensch dem Irrthume unterworfen ist, fuhr er fort, indem er sich zwang, denjenigen Ton anzunehmen, in welchem er, sie belehrend, zu reden pflegte – alle Menschen sind dem Irrthume unterworfen, alle ohne Ausnahme haben Fehler und werden durch die ihnen innewohnende Unvollkommenheit zu Handlungen verleitet, die – die – nun, die unrecht, sündhaft sind – Sie haben das ja in der Religionslehre gehört –, deßhalb darf man sich nie einen anderen Menschen als Muster seiner Handlungsweise aufstellen und dasjenige, was er thut, unbedingt für recht halten, sondern man muß selbst prüfen und nach seiner eigenen Ueberzeugung handeln. Am allerwenigsten dürfen Sie aber in mir – ein derartiges Vorbild Ihrer Handlungen erblicken wollen, Sie würden damit ein doppeltes Unrecht begehen.

Ich weiß wohl, weßhalb Sie so reden, sagte sie, in dem sie ihn mit ihren großen, dunkeln Augen so freudig und zugleich so vertrauensvoll anblickte, daß er die seinigen abzuwenden genöthigt war.

Nun, weßhalb? fragte er, als sie schwieg.

Weil Niemand sich selbst loben darf und Sie dies gewiß am wenigsten thun werden. Sehen Sie, Sie können nichts dagegen sagen, fuhr sie lächelnd fort, als er, sichtlich um eine Antwort verlegen, schwieg. – Doch da kommt die Frau Wehring, sie hat einen Brief – einen Brief für Sie aus Ihrer Heimath, setzte sie mit leiserer Stimme hinzu.

Es geschieht häufig im Leben, daß man von Dingen oder Personen nach langer Zeit mit Anderen spricht und sich lebhaft ihrer in Gedanken erinnert und gerade in

solchen Momenten auch durch ein äußerliches Ereigniß wieder mit ihnen in Verbindung gesetzt wird. Der Brief, welchen die Frau Wehring brachte und schon von Weitem hoch empor hielt, war nicht an Walther, sondern an Margot.

Ein Brief für Dich, mein Kind, rief fast athemlos die eilig nahende Frau, denke nur, ein Brief »An Fräulein Margot Wehring in der Fichtenau im Harz bei Quedlinburg, *Westfalie* – und aus Spanien; wie sonderbar, aus Spanien!

Ach, er ist von Raoul, von Raoul! rief Margot in höchster Freude, von meinem Bruder!

Von Deinem Bruder? fragte die Frau erstaunt und zugleich einigermaßen verletzt; Du hast einen Bruder und mir nie etwas davon gesagt?

Ach, glaube nicht so etwas von mir, liebe Mutter – so mußte sie die Frau Wehring auf ihren ausdrücklichen Wunsch nennen – er ist eigentlich nicht mein Bruder, sondern jener Knabe, mit dem ich in meiner Kindheit zusammen gespielt habe.

Der? Aber wie weiß er, daß Du hier bist?

Ich will es Dir auch nicht länger verschweigen, liebe Mutter, wenn ich es ihm auch versproden habe – er war jener Officier, der damals hier war – mit den Hußaren – Du weißt schon.

Der war es? Und Du hast mir nichts davon gesagt!

Ich hatte es ihm versprochen – sei mir nicht böse, ich will Dir jetzt Alles erzählen.

Aber erst möchten Sie doch gern den Brief lesen, nicht wahr? bemerkte Walther in sichtlicher Unruhe; lassen Sie

uns während der Zeit hinabgehen, wandte er sich an die Frau Wehring; Fräulein Margot hat ja so lange nichts von dem Gespielen ihrer Kindheit gehört, an dem sie noch immer mit ganzer Seele hängt.

Während die Beiden sich entfernten, blieb sie auf der Bank sitzen, erbrach mit bebender Hand den Brief, den ersten, welchen sie in ihrem Leben erhalten hatte, und las ihn, während sich ihre Augen mit Thränen füllten. – Der gute, liebe Raoul, flüsterte sie dann vor sich hin; er hat mich nicht vergessen, er denkt und schreibt an mich während all der Schrecken des Krieges – ach, möge der gütige Gott ihn vor den vielen Gefahren beschützen! – Langsam faltete sie den Brief wieder zusammen und ging hinab. Auf dem Wege traf sie Walther. Er hatte auf sie gewartet, fast gegen seinen Willen, aber er hatte es doch gethan.

Nun, haben Sie gute Nachrichten? Befindet sich Herr Raoul wohl?

Warum nennen Sie meinen guten Bruder Herrn Raoul? sagte sie, ihn vorwurfsvoll ansehend – er befand sich wohl, als er diese Zeilen schrieb, aber, setzte sie traurig hinzu, der Brief ist ja zwei Monate alt, und der Krieg – ach, der böse, schreckliche Krieg!

Nun, Sie haben doch wenigstens wieder eine Nachricht von ihm – er ist sonst unverändert, nicht wahr?

Unverändert? Wie meinen Sie das?

Ich meine, ob er sich in seinen Gesinnungen gegen Sie nicht verändert hat.

O, wie könnte er das! Würde er sonst geschrieben haben?

Nun, das freut mich, erwiederte er kalt.

Wollen Sie den Brief lesen? fragte sie freundlich.

Lesen? Den Brief?

Ach ja, lesen Sie ihn, bat sie, ihm den Brief hinreichend; Sie würden mir eine große Freude dadurch bereiten!

Nein, nein, mein Fräulein, sagte er abwehrend; derartige Briefe sind nur für diejenigen bestimmt, an welche sie geschrieben sind – nicht für einen Fremden.

O, ich sehe nun wohl, erwiederte sie, indem sie die emporgehaltene Hand traurig wieder herabsinken ließ, daß Sie keinen Antheil an mir nehmen, denn sonst müßten Sie ja selbst danach Verlangen tragen, einen Brief, der mich doch sehr beglückt hat, auch zu lesen!

So sehr hat er Sie beglückt?

Ja, sehr, sehr! sagte sie mit glänzenden Augen – aber, nicht wahr, Sie schlagen mir meine Bitte nicht ab? Ich kann dann mit Ihnen über das, was er schreibt, reden – ach, das würde mich sehr beglücken! Sonst muß ich das Alles in mich selbst verschließen. Wissen Sie auch, daß dies der erste Brief ist, den ich in meinem ganzen Leben erhalten habe? O bitte, bitte, lesen Sie ihn!

Wenn Ihnen so sehr viel daran gelegen ist, sagte er zögernd, indem er den Brief annahm – aber weßhalb schreibt er nicht an Sie unter Ihrem wahren Namen? Weßhalb schreibt er an Fräulein Margot Wehring und nicht an Fräulein Margot de Larey?

Er weiß vielleicht gar nicht einmal, daß ich so heiße. Als wir getrennt wurden, waren wir ja Beide noch Kinder, und Herr Viorne erzählte mir erst später, daß mein Vater de Larey geheißen. Damals aber, als Raoul hier war, hatte ich ja gar keine Zeit, von mir zu erzählen, denn ....

Seien Sie mir nicht böse, sagte er beschämt, als sie den angefangenen Satz vollendete, ich weiß ja, was Sie damals zu besprechen hatten – kommen Sie, setzen wir uns noch ein wenig, damit ich den Brief recht ausführlich lesen kann, da Sie es nun doch einmal so haben wollen.

Während er las, hing ihr Blick fast unverwandt an dem seinigen, und als er geendet und ihr den Brief zurückgab, sah sie ihn fragend und forschend an, als ob sie ich vergewissern wolle, ob der Inhalt auch einen eben so tiefen und mächtigen Eindruck auf ihn gemacht habe, wie auf sie selbst.

Nicht wahr, er ist noch ganz unverändert? fragte sie dann.

Es scheint mir so, erwiederte er, indem er sich bemühte so unbefangen zu sein wie möglich, denn er schreibt voll wahrer Theilnahme und Liebe.

O, das freut mich, freut mich unendlich, daß Sie das auch sagen – ach, wenn nur der schreckliche Krieg nicht wäre. Mein Gott, wer kann wissen, ob er nicht jetzt, während wir so heiter von ihm reden ....

Machen Sie Sich nicht solche traurige Vorstellungen, tröstete er, es wäre undankbar, wenn Sie Sich gerade heute, wo Sie durch ein so freudiges Ereigniß beglückt worden sind, Sich derartigen Gedanken hingeben wollten.

Sie haben Recht, sagte sie, mit ihren Gefühlen kämpfend; es wäre unrecht gerade heute. Aber auch gerade heute fühle ich es mehr denn je, wie unglücklich es mich machen würde, wenn – doch ich will nicht daran denken. Der liebe Gott, der mir diese Freude geschickt hat, wird ihn ja auch ferner in seinen gnädigen und gütigen Schutz nehmen.

Sechszehntes Capitel.

Aber auch für Walther war ein Brief eingetroffen. Frau Wehring hatte ihn auf den Tisch in seinem Zimmer gelegt.

»Ich muß Dir einen langen Brief schreiben, Walther,« schrieb sein Freund Wallfort, »denn ich habe Dir Vieles mitzutheilen, und da ich Dich kenne und weiß, daß Du in Deinen Entschließungen Dich häufig von allerlei Nebendingen bestimmen läßt, so will ich versuchen, Dir auch diese Nebendinge vorzutragen, weil ich gern, sehr gern wünschte, daß Du auf meinen Vorschlag eingingst, nämlich Deine Fichtenau, wo es Dir sehr zu gefallen scheint, zu verlassen und nun zurückzukehren.

»Doch zur Sache. Von den Gütern meines Oheims liegen zwei etwas entfernt von den anderen, so daß ihre Bewirthschaftung stets besondere Schwierigkeiten gehabt hat. Das Areal beträgt circa 10,000 Morgen mit so und so viel Vorwerken.[1] Der Ertrag dieser Güter, deren

[1] Landwirthschaftlicher Gutshof oder ein gesonderter Zweigbetrieb eines solchen.

Boden sonst nicht schlecht sein soll, war bisher unverhältnißmäßig gering, ja, in manchen Jahren gleich Null. Mein Oheim, der bei all' seinem Aufwande doch eigentlich geradezu geizig ist, war deßhalb stets mit seinem Administrator im Unfrieden und die Verwaltung dieser beiden Güter ging von Hand zu Hand. Der Erfolg blieb jedoch derselbe. Eines Tages ritt ich mit ihm in den Wald, er wollte die Vergrößerung seines Wildparks besichtigen, eine Liebhaberei, die ihm, beiläufig gesagt, eine Masse Geld kostet, und er schien durch den abermaligen Abgang des Verwalters jener Güter in sichtlich übler Laune.

»Bester Oheim, sagte ich, warum verpachten Sie denn diese Güter nicht, Sie würden einen bestimmten und sicheren Ertrag haben und wären aller dieser Scherereien enthoben? – Das verstehst Du nicht, erwiederte er in seiner verdrießlichen Manier, aber darauf kommt es ja auch nicht an, man muß nur über Alles reden und schwatzen.

»Möchten Sie mich denn vielleicht belehren? – Was ist da viel zu belehren? Es paßt sich in meiner Stellung nicht, meine Güter zu verpachten, das können meinetwegen die Bauern thun, wenn sie Lust dazu verspüren, aber ein Edelmann verwaltet sein Eigenthum selbst oder läßt es verwalten. Außerdem, wenn ich verpachtete, würde ich von irgend einem Lump, der sich darauf setzte, doch keine Pacht bekommen und wäre noch schlechter daran, wie jetzt. Nein, es liegt nur daran, daß ich keinen geeigneten Administrator erlangen kann, der sein Fach versteht, kein Windbeutel, kein Herumtreiber und auch kein Betrüger ist, aber solche Leute sind selten.

»Vielleicht liegt es auch daran, bemerkte ich, daß die Leute zu gering in ihren Einnahmen gestellt werden. – Soll ich den Kerlen vielleicht noch Geld zugeben, entgegnete zornig mein Oheim, ist es nicht genug, wenn ich von zehntausend Morgen ganz guten Landes mit schönen Wiesen – doch das verstehst Du nicht – gar nichts erhalte? – Immer Meliorationen, dann würde ein doppelter und dreifacher Ertrag herauskommen. Ich habe den Henker von ich diesen Meliorationen! Selbst in dieser miserabeln Zeit, wo das Grundeigenthum fast werthlos ist wegen der unerschwinglichen Lasten, die darauf ruhen, würde ich fünfzigtausend Thaler für die beiden Güter erhalten, obgleich sie weit über das Doppelte werth sind.

»Warum verkaufen Sie denn nicht? – Meine Güter sind keine Waare, die wie bei den Juden von Hand zu Hand geht, wenn jetzt auch jeder bürgerliche Lump adelige Rittergüter kaufen und besitzen darf; ich werde das Erbe meiner Väter nicht unter dieses Volk bringen – das fehlte mir gerade. Zudem gehören sie auch zum Majorat, setzte er nach einiger Zeit hinzu.

»Wie steht sich denn ein Administrator? fragte ich weiter. – Wie er sich steht? Nun, er hat vierhundert Thaler fixes Gehalt und freie Station, er lebt also wie ein Vogel im Hanfsamen.

»Das finde ich wenig. – Wenig? fragte er verwundert und zugleich ärgerlich – nun, ich sollte denken, es könnte Einer lange suchen, ehe er solche Stelle fände.

»Ich will eigentlich nicht sagen, daß es zu wenig sei, bemerkte ich, man kann, wenn man sonst Neigung zu

diesen Dingen und zur Einsamkeit hat, damit hinten in dem verlorenen Winkel schon ganz gut leben, um so mehr, als es schwer halten würde, in irgend einer Weise dort Luxus zu treiben – aber die Form gefällt mir nicht, scheint mir nicht praktisch. – Möchtest Du Deine Weisheit nicht näher entwickeln? fragte spöttisch mein Oheim.

»Ah, es ist keine große Weisheit, ich meine nur, wenn man einen solchen Mann auf Tantieme anstellte, ihm einen verhältnißmäßigen Gewinn vom Reinertrage gewährte, so müßte er selbst ein Interesse daran haben, diesen Reinertrag so groß wie möglich werden zu lassen.

»Mein Oheim sah mich schweigend an, ohne etwas Weiteres zu erwiedern, und ich merkte wohl, daß mein Vorschlag eine neue Idee in ihm erweckt habe. Du wirst wahrscheinlich denken, lieber Walther, während Du dies lies't: weßhalb schreibt er mir dies Alles so ausführlich, was gehen mich sein Oheim und dessen schlecht verwaltete Güter an! Damit Du darüber sogleich in's Klare kommst, will ich Dir sagen, daß ich wünsche, Du übernähmest die Administration dieser beiden Güter, wo Du eine Dir gewiß zusagende umfangreiche Thätigkeit und auch ein an mancherlei Genüssen keineswegs armes Leben haben würdest. Randau und Tiefensee sind zwei Güter unfern der österreichischen Gränze, in schlechter Cultur, aber von dankbarem Boden. So viel ich davon verstehe, hat man jetzt dort allerdings unverantwortlich gewirthschaftet, dem neuen Verwalter bleibt daher ein weites Feld für seine Thätigkeit, so wie Du es liebst. Die Gegend ist nicht ohne Reiz, die Vorberge der Karpathen

begränzen den südlichen Horizont, und die Lissa Hora, die höchste Spitze derselben, winkt verlockend aus der blauen Ferne herüber. Das Wohnhaus, erst vor einigen Jahren neu gebaut, entspricht allen nicht übertriebenen Bedürfnissen. Du könntest darin mit Deiner Mutter wohnen, auch, wenn Du wolltest, noch mit einer jungen Frau, Platz ist vorhanden. Doch das sind am Ende Nebensachen. Am meisten verlockend ist die unabhängige Stellung, denn mein Oheim kommt höchstens im Jahre einmal dorthin, wenigstens hat er es bis jetzt so gehalten, und war stets sehr übel gelaunt, wenn er zurückkehrte.

»Wie gesagt, es kam mir die Idee, diese Stelle passe für Dich, würde Dir zusagen, und in dieser Annahme habe ich gehandelt, das Weitere bleibt nun Dir überlassen. Also höre. Wie ich meinen Ohein kenne, war ich vollständig überzeugt, daß, wenn ich ihm den Vorschlag gemacht hätte, Dich zum Verwalter anzunehmen, Dich, der Du in den abenteuerlichen Krieg mit den Braunschweigern gezogen bist, ich mit Bestimmtheit einer hohnvollen Zurückweisung entgegengesehen hätte. Ich zog es daher vor, Hedwig für die Sache zu interessiren, denn bei ihr mußte gerade dieser Umstand zu Deinen Gunsten sprechen. Auch schien es mir nicht zweifelhaft, daß, wenn sie für Dich gewonnen war, ihr Vater einwilligen würde, da, wenn sie etwas entschieden von ihm verlangt, er es schließlich immer thut, so sehr er sich auch dagegen sperren mag.

»Ich sprach also mit Hedwig. Anfänglich war ihr die Sache sehr gleichgültig; sie meinte, ich möchte doch

selbst mit ihrem Vater reden. Wenn mein Freund ein so tüchtiger Landwirth sei, wie ich ihn schildere, so wisse sie nicht, weßhalb ihr Vater nicht einwilligen sollte.

»Wenn er nur nicht neben dem Landwirthe auch noch etwas Anderes wäre, bemerkte ich. – Noch etwas Anderes – was denn?

»Ein etwas exaltirter junger Mann, der sich von seinen Gefühlen oder Gesinnungen zu mancherlei unbesonnenen Handlungen hinreißen läßt oder vielmehr hinreißen ließ, denn er ist jetzt besonnener geworden. – Nun, zum Beispiel. Nenne ein Beispiel, was hat er gethan?

»Er hat zum Beispiel jenen abenteuerlichen Feldzug mitgemacht, den der Herzog von Braunschweig unternommen, und ist nur mit genauer Noth der Gefangenschaft und einem schimpflichen Tode entronnen. – Er ist also ein Patriot, Dein Freund, sagte sie, indem sie mich mit ihren durchdringenden Augen fest ansah. Hattest Du damals kein Verlangen, Deinen Freund zu begleiten, Alfred? Wenn ich ein Mann gewesen wäre, es würde mich Niemand zurückgehalten haben.

»Nein, ich hatte kein Verlangen, diese Thorheit zu begehen, entgegnete ich; aber wenn Du selbst als Mann eben so gehandelt hättest, Cousine Hedwig, so wirst Du meinen Greund deßhalb nicht für unfähig zu dieser Stelle halten. – Im Gegentheil, sagte sie, wenn er sonst die Kenntnisse und die Fähigkeiten besitzt, so gereicht ihm dieser Umstand nur zur Empfehlung.

»Dein Vater möchte schwerlich so denken; willst Du mit ihm reden? – Warum nicht, erwiederte sie leichthin.

Wie heißt Dein Freund – kann er sich meinem Vater vorstellen?

»Er heißt Walther Rohneck; aber da er sich augenblicklich noch im Harze befindet, so muß das Geschäft schon ohne sein persönliches Erscheinen abgemacht werden. – Im Harze hält er sich auf? Wie kommt er dahin?

»Er wurde dort in einem Gefechte verwundet und lebt jetzt als Inspector auf einem Eisenwerke. Hier, lies diesen Brief, Du wirst das Nähere darin finden.

»Sei mir nicht böse, Walther, daß ich ihr Deinen Brief gab; es schien mir nöthig, und es steht ja auch nichts darin, was sie nicht hätte lesen können.

»Gut, sagte sie, ich werde den Brief lesen und mit dem Vater reden. Morgen das Weitere.

»Am anderen Tage, es war gegen Abend, lud mich der Oheim zu einer Spazierfahrt ein. Er hat eine Menge Wagen und Pferde der verschiedensten Gattung und Racen, aber er fährt gewöhnlich in einem nichts weniger als bequemen ungarischen Korbwagen, ein Ding, das allerdings leicht und zierlich gebaut, aber zugleich so unbequem und schmal ist, daß man eigentlich nur allein darin sitzen kann. Nun, er hat überhaupt ganz besondere Liebhabereien, und dazu gehört auch dieser Wagen. Wir fuhren nach Tiefensee, und ich merkte sogleich, daß er die Absicht habe, über unsere Angelegenheit mit mir zu reden.

»Ist es nicht eine Sünde und eine Schande, sagte er, als wir uns auf den zu jenen Vorwerken gehörigen Feldern befanden, kann man eine schlechtere Wirthschaft sehen? – Ich verstehe nicht viel von diesen Dingen, erwiederte

ich, aber es sieht wirklich sehr wüst und unwirthschaftlich hier aus.

»Liegt lediglich an der Wirthschaft, nur an der Wirthschaft; ich hätte den Kerl erst vier Wochen einsperren lassen sollen, ehe ich ihm den Laufpaß gab!

»Ich entgegnete nichts auf diese energische Aeußerung meines Oheims, aber ich bin so ehrlich, sie Dir mitzutheilen, damit Du über seinen Charakter in's Klare kommst, obgleich dasjenige, was er damals sprach, wie vieles Andere, was er sagt, eben Redensarten bleiben.

»Hedwig sagte mir, Du hättest einen Menschen für die Stelle? fragte er dann nach einiger Zeit weiter. – Einen Menschen – er ist natürlich ein Mensch, erwiederte ich, aber ein gebildeter, tüchtiger Mensch und zugleich mein Freund.

»Ein Herumtreiber, ein Abenteurer, ich kenne das. Wie kommt der Mensch dazu, sich um diese Stelle zu bewerben? – Er kommt gar nicht dazu, lieber Oheim, bemerkte ich, denn er bewirbt sich nicht darum.

»Mein Oheim sah mich ärgerlich und erstaunt an. – Nun, was soll das heißen, sagte er dann, Hedwig sprach doch davon und erzählte mir, daß Dein Freund, ich habe den Namen wieder vergessen, nachdem er jenen lächerlichen Zug mit dem exaltirten Braunschweiger Herzog mitgemacht, jetzt mir die Ehre anthun wolle, bei mir Inspector zu werden? – Da muß mich Cousine Hedwig falsch verstanden oder sich unrichtig ausgedrückt haben.

»Nun, dann drücke Dich endlich richtig aus, rief er ärgerlich, was ist's mit dieser Sache? – Nichts weiter, als

eine Idee von mir, entgegnete ich ruhig. Mein Freund, Walther Rohneck ist sein Name, hat die Landwirthschaft sowohl theoretisch als praktisch gründlich studirt, ist überhaupt ein gebildeter junger Mann, der sich wesentlich und vortheilhaft von jenen sogenannten Landwirthen unterscheidet, welche lediglich Dünger fahren, pflügen, säen u. s. w. ohne sich klar gemacht zu haben, ob Klima, Boden und die Art der Bewirthschaftung für ihre gewohnte Schablone auch passe – kurz, mein Freund, so dachte ich mir, würde alle Eigenschaften besitzen, um diese wüsten Felder wieder in Cultur zu bringen.

»Nun, und weiter? fragte er, als ich schwieg. – Weiter ist eigentlich nichts; ich sprach mit Hedwig darüber, und sie meinte, sie wolle mit Ihnen reden. Was sie mit Ihnen gesprochen, weiß ich natürlich nicht.

»Es scheint mir fast, Du verlangst, ich soll Deinen Freund gehorsamst bitten, ob er nicht die Gnade haben wolle, diese Stelle anzunehmen, entgegnete er hohnvoll. – O, nicht im mindesten, lieber Onkel! Sofern Sie meiner Ansicht beitreten und es für Ihre Güter vortheilhaft erachten, meinen Freund für diese Stelle zu gewinnen, so will ich sehr gern an ihn schreiben, sobald Sie mir die Bedingungen mittheilen.

»Nein, ich halte es nicht für vortheilhaft, ihn zu gewinnen! rief er zornig. Das fehlte mir gerade! Es laufen Hunderte von solchen Leuten in der Welt herum, die es als eine Gnade ansehen, einen solchen einträglichen Posten zu erhalten, deßhalb brauche ich Niemandem gute Worte zu geben!

»Ich fühlte, daß ich etwas zu weit gegangen war, aber ich hatte zugleich die feste Absicht, Dir, sofern, es überhaupt Deinen Plänen entspricht, eine unabhängige Stellung zu sichern; auch baute ich fest auf Hedwig's Einfluß.

»Lieber Onkel, sagte ich daher, Sie haben mich gänzlich mißverstanden. Es handelt sich durchaus nicht darum, meinem Freunde gute Worte zu geben, eine Maßnahme, die ich gewiß eben so wie Sie durchaus mißbilligen würde, aber mein Freund weiß ja gar nichts von dieser Stelle, das Ganze ist nur eine Idee, welche sowohl Ihr eigenes als auch das Interesse meines Freundes in mir hat entstehen lassen. Ich bin überzeugt, daß Sie in ihm einen tüchtigen und ganz zuverlässigen Inspector oder Verwalter finden würden. Soll er es werden, so scheint es mir logisch, daß Sie zuerst darüber beschließen, ob und unter welchen Bedingungen Sie ihn nehmen wollen, und daß er dann gefragt werde, ob er die Stelle wünsche. – Wenn über den letzten Punct noch Zweifel obwalten, so fällt es mir nicht ein, ihn zu fragen. Erst muß er sich bewerben – dann werde ich entscheiden.

»Wie Sie wollen, entgegnete ich; gestatten Sie mir dann vielleicht, deßhalb an meinen Freund zu schreiben? – Meinetwegen, erwiederte er, obgleich ich ihm ansah, daß ihm dieses Nachgeben schwer ankam.

»Natürlich werde ich ihm dann die Bedingungen mittheilen müssen, unter welchen Sie ihn anstellen wollen. –

Was sind da viele Bedingungen, versetzte mein Oheim ärgerlich; er erhält vierhundert Thaler Gehalt und freie Station nebst zehn Procent Tantième vom jährlichen Reinertrage über zweitausendfünfhundert Thaler, setzte er hinzu, indem er meinem Blick auswich.

»Ich sah, daß er auf meinen Vorschlag einging und daß meine gestrige Bemerkung Früchte getragen, hütete mich jedoch wohl, dies in irgend einer Weise merken zu lassen. Ich werde sogleich an meinen Freund schreiben; es kann jedoch vielleicht einen Monat, auch sechs Wochen dauern, ehe er zu antworten im Stande ist; so lange würde die Stelle unbesetzt bleiben, da mein Freund seine dortige Stellung aufgeben muß, und wenn er dann hier nicht angestellt würde, in Nachtheil käme, was Sie doch nicht verlangen können. – Ich werde Dir darüber heute Abend das Weitere mittheilen, sagte mein Oheim in seiner ärgerlichen Weise – ganz unerhörte Weiterungen – lächerliche Weitläufigkeiten. Umdrehen! rief er dem Kutscher zu – nach Hause!

»Abends kam Besuch; die gewöhnliche, etwas langweilige Unterhaltung über Pferde, Jagd, auch ein wenig, aber sehr vorsichtig, über Politik – dann das beliebte hohe l'Hombre. Hedwig sollte singen, aber sie weigerte sich, wie gewöhnlich, obgleich sie eine ganz passable Stimme hat. – Hat der Vater mit Dir gesprochen, Cousin Alfred? fragte sie mich, als wir allein zusammenstanden – ich meine wegen der Inspector-Stelle in Tiefensee. – Ja, aber ich habe keine bestimmte Antwort erhalten.

»Du sollst deßhalb schreiben, bemerkte sie; die Bedingungen kennst Du, die Stelle wird, bis die Antwort eintrifft, nicht besetzt werden. – Ich danke Dir, Cousine Hedwig, erwiederte ich ruhig, und werde morgen sogleich schreiben.

»Es soll mich freuen, sagte sie, wenn die Stelle den Wünschen Deines Freundes entspricht; man ist einem so tapferen Patrioten in dieser erbärmlichen Zeit eine so unbedeutende Rücksicht schuldig.

»Damit endeten die Verhandlungen, welche ich Dir – es ist mir schwer genug geworden – in dieser maßlosen Ausführlichkeit mitgetheilt habe, um Dich in den Stand zu setzen, das Für und Wider selbst und reiflich zu überlegen. Mein Oheim ist ein schwer zu behandelnder Mann, mit großen Eigenheiten, der, obgleich selbst voller Widersprüche, keinen Widerspruch, wenigstens keinen directen Widerspruch duldet, mit Ausnahme von Hedwig. Deine Stellung wird ihre Lichtseiten haben, ihrer Unabhängigkeit wegen; aber auch die starken Schatten werden nicht fehlen, denn es gibt mancherlei hier in diesem Oberitalien, wie man es spottweise nennt, das starke Schatten wirft. Die Bevölkerung ist fast ganz polnisch und von der Cultur, wie mein Oheim sagt, noch wenig angefreffen, so daß sie sich in den meisten Dingen eigentlich wenig von dem Thier unterscheidet, woraus die eine Hälfte des Menschen bestehen soll – von der anderen, vom Engel, ist wenig sichtbar, obgleich die Weiber und Mädchen nicht häßlich sind, wenn sie nur nicht so abscheulich schmutzig wären. Chausseen oder derartige

Anstalten bestehen gar nicht, man ist zu Zeiten fast völlig abgeschnitten, und nur bei anhaltend trockenem Wetter oder am Besten bei Schlittenbahn ist es möglich, mit anderen Menschen zusammenzukommen. Wallfort würde für Dich nicht zu fern liegen – doch das ist am Ende Nebensache. Dein Aufenthalt selbst ist angenehm, sofern Du in Deiner vielseitigen Thätigkeit Ersatz für manche Entbehrungen zu finden weißt. In zehn Jahren kannst Du leicht so viel erworben haben, um selbstständig zu sein. Bedenke das Alles – bedenke, ob Dir Aehnliches so wieder geboten wird, daß es die Heimath, wenn auch nicht die nächste Heimath ist, welche Dich ruft, und Du mit Deiner Mutter in Tiefensee friedlich und sorgenfrei leben kannst.

»Nun, lieber Freund, kann ich schließen; ich habe die mir gestellte Aufgabe gelös't und Dir den längsten Beweis meiner Freundschaft gegeben, denn der Brief ist unglaublich lang geworden, Antworte bald. Ich reise morgen nach Breslau, werde aber Deiner Mutter noch nichts von unseren Plänen mittheilen, damit sie nicht zu vergeblichen Hoffnungen veranlaßt wird. Hoffentlich sehe ich Dich bald wie der, und dann recht oft, da ich mich häufig in Wallfort aufhalte. So lebe denn wohl, welchen Entschluß Du auch fassen mögest, stets Dein treuer Freund.

Alfred.«

Siebzehntes Capitel.

Der Mensch schätzt den Werth desjenigen stets am höchsten, was er verloren hat oder verlieren soll. Selbst

wenn nur die Wahrscheinlichkeit oder die Möglichkeit eines solchen Verlustes an ihn herantritt, erscheint das Bedrohte plötzlich in einem ganz anderen Lichte, in einer ganz anderen Gestalt, als bisher. Wir entdecken plötzlich eine Menge von guten und werthvollen Eigenschaften daran, und wundern uns, daß wir dieselben in der Gewißheit des Besitzes bisher gänzlich übersehen haben. So geht es uns mit Personen und Dingen, wozu noch die Macht der Gewohnheit kommt, welche auch gegen das Aufgeben des an sich Gleichgültigen und Werthlosen Widerspruch erhebt. Diese Eigenschaft der menschlichen Natur wird sehr oft der Hinderungsgrund zur Erreichung vorgesteckter Ziele, die wir wieder aufgeben oder in deren Verfolgung wir lässig werden, weil wir nicht die Kraft besitzen, die süßen Fesseln zu lösen, mit denen uns die Gewohnheit umstrickt hat. So gehen viele, die Außergewöhnliches zu leisten im Stande gewesen sein würden, in der Gewöhnlichkeit fort oder selbst unter, und nur Menschen von starkem Charakter oder solchen, die ein inneres Streben unaufhaltsam vorwärts treibt, ist es gegeben, mit bewußtem Willen unablässig all ihre Kraft an die Erreichung eines bestimmten Zieles zu setzen.

Als Walther den langen Brief seines Freundes gelesen hatte, flogen mancherlei Gedanken und Erwägungen durch seinen Kopf. Die Heimath erschloß sich wieder vor ihm; er konnte zurückkehren zu den Seinen, zu seiner Mutter, und wenn auch die Gegend, wo seine Bestimmung lag, nicht diejenige war, in welcher er bisher gelebt hatte, wenn sie auch in Sitten und Gewohnheiten,

ja, selbst in der Sprache des Volkes sehr verschieden von jener war, es war doch die Heimath – er fühlte dies hier, fern im fremden Lande. Dazu eröffnete sich ihm die Aussicht zu einer selbständigen und seinen Wünschen entsprechenden Thätigkeit in einer Weise, wie er sie kaum hätte vortheilhafter wünschen können, und es war daher ein Gefühl unverkennbarer Freude, welches ihn bewegte, als er jetzt den Brief zusammenfaltete und fortlegte.

Dann fiel sein Blick durch das geöffnete Fenster hinaus auf das Thal, welches gerade jetzt so heiter im Sonnenscheine vor ihm lag. Die alten Essen dampften, die Wehre rauschten und die dumpfen Hammerschläge tönten zu ihm herüber, und es war ihm, als ob alle diese todten Gegenstände ihn vorwurfsvoll fragten, ob er sie wirklich verlassen wolle, nachdem sie ihm so lange Gesellschaft geleistet und theilweise seinem Willen dienstbar und willig gehorcht hatten.

Und dann trat Margot aus dem Hause. Sie rief ihm freundlich, wie immer, mit ihrer hellen Stimme einen »guten Morgen« zu und ging dann in den Garten, um sich mit ihren und seinen Lieblingen, den Blumen zu beschäftigen. Viele davon hatten sie zusammen gepflanzt und er ihr die Namen und ihre botanischen Eigenschaften erklärt. Sie sang bei dieser Beschäftigung eines jener kleinen, fröhlichen Lieder, welche er sie gelehrt hatte, und die Töne ihrer lieblichen, klangvollen und biegsamen Stimme drangen verhallend bis zu ihm herauf. Es bemächtigte sich seiner plötzlich eine tiefe Wehmuth, und es war kurz, als ob ein festes, pressendes Band sich

um seine Brust lege, das er vergeblich zu entfernen sich bemühte.

Bin ich hier nicht glücklich und zufrieden, sprach er leise vor sich hin, während seine Blicke unausgesetzt auf der schlanken Gestalt des jungen Mädchens ruhten und ihren anmuthigen und zierlichen Bewegungen folgten – was fehlt mir? Werde ich dort an der äußersten Gränze meiner Heimath mehr finden, als ich hier aufgebe? – Man hat mich hier so freundlich, so theilnehmend aufgenommen, mir Schutz und Beistand gewährt, mir, dem Fremden, und zum Danke dafür will ich diese braven Menschen wieder verlassen, jetzt, wo ich anfange und mir bewußt bin, ihnen nützlich zu sein! Ist es vielleicht nicht überhaupt besser, wenn ich mich der Industrie widme, als der Landwirthschaft? Warum soll ich einen Beruf aufgeben, der mich anspricht, in dem ich mir jetzt Kenntnisse und Erfahrungen erworben habe, und zu einem anderen wieder zurückkehren, der mir vielleicht gar nicht mehr zusagt? Aber meine Mutter – sie, Alle, die ich von Jugend auf kenne und geliebt habe? – Er stand lange schweigend und nachdenkend am Fenster, während die laue Frühlingsluft ihn umwehte und die Töne von Margot's Gesang vereinzelt und verhallend zu ihm herüberdrangen.

Ich will vor allen Dingen mit Wehring sprechen und seine Meinung hören; er ist ein verständiger Mann und wird mir gewiß das Beste rathen.

Das sind ja sehr verlockende Anerbietungen, bemerkte Wehring, nachdem Walther ihm den Inhalt des Briefes

mitgetheilt hatte; wenn sich das Alles wirklich so verhält, so gratulire ich von ganzem Herzen.

Sie gratuliren mir, erwiederte Walther, und ich bin sehr zweifelhaft, ob ich auf die gemachten Vorschläge eingehen soll.

Darüber sind Sie zweifelhaft? – Lassen Sie mich offen zu Ihnen reden, Herr Wehring, denn ich stehe heute abermals an einem Wendepuncte meines Lebens, deßhalb ist es nöthig, mich frei und ohne Rückhalt auszusprechen.

Reden Sie, Sie wissen ja, ich liebe das, auch ohne Wendepuncte. – Sie haben mich, den Flüchtling hier, nicht ohne eigene Gefahr, freundlich aufgenommen und mir unter dem Namen eines Inspectors eine Thätigkeit verschafft, von welcher ich nichts verstand, in welcher ich Ihnen vielmehr nur eine Last ....

Lassen Sie das, unterbrach ihn Wehring, wenn Sie auch im Anfange wenig vom Geschäfte verstanden, Sie haben es Sich sehr schnell zu eigen gemacht und mir in der Zeit Ihres Aufenthaltes hierselbst wesentliche Dienste geleistet, so daß ich Sie sehr empfindlich vermissen werde.

Es freut mich, dies von Ihnen zu hören, und da ich weiß, daß Sie mir in diesem Augenblicke nicht Schmeicheleien sagen wollen, so ist diese Anerkennung mir von doppeltem Werthe und bestärkt mich in meinem halb und halb gefaßten Entschlusse.

In welchem Entschlusse?

Die Landwirthschaft aufzugeben und mich ganz der Industrie zu widmen.

Wehring sah den erregt vor ihn stehenden jungen Mann mit seinen klugen grauen Augen verwundert an und machte dann eine sichtlich mißbilligende Bewegung mit dem Kopfe.

Sie sind nicht dieser Ansicht? fragte Walther betroffen.

Da Sie meine offene und rückhaltlose Meinung gefordert haben, so will ich damit nicht zurückhalten. Nein, ich bin nicht dieser Ansicht, und zwar aus folgenden Gründen. Sie haben die Landwirthschaft erlernt und Ihre Studien darin gemacht. Ich will nun keineswegs behaupten, daß Sie nicht auch ein tüchtiger Industrieller werden würden, denn Sie haben das Geschäft schnell und richtig erfaßt und Vieles darin geleistet; aber ich würde in diesen schlechten Zeiten Niemandem dazu rathen, Niemandem, der nicht, wie ich, bereits darin sitzt und eben arbeiten muß, soll er nicht ganz zu Grunde gehen.

Steht es mit der Landwirthschaft etwa besser? fragte Walther, ihn lebhaft unterbrechend, vielmehr nicht noch viel, viel schlechter! Wenn Sie die verwüsteten Gegenden – ach, eigentlich nicht Gegenden, sondern ganze Provinzen meines armen Vaterlandes gesehen hätten, dann würden Sie darüber nicht im Zweifel sein!

Ich habe selbst genug gesehen und das Andere gelesen, erwiederte Wehring ruhig, aber das trifft Sie nicht; Sie sind ja nicht Eigenthümer, nur Verwalter; Sie participiren am Nutzen, aber den Schaden haben Sie nicht mit zu tragen. Eine solche Stellung in der jetzigen Zeit ist das Beste, was man sich wünschen kann.

Ist die meinige jetzt anders?

Viel anders. Mein ganzes Geschäft hängt von Conjuncturen ab. Bei der unbegränzten Macht des Kaisers Napoleon und bei seinem ungeheuren Ehrgeize kann Niemand wissen, was er morgen decretirt, und er kann daher mich und viele Tausende meiner Geschäftsfreunde morgen zu Tode decretiren – ich bin auch völlig darauf gefaßt.

Eisen ist aber ein Artikel, der jetzt schwerlich im Preise fallen dürfte.

Möglich, sogar wahrscheinlich; aber Sie sind noch jung und müssen daher an Ihre Zukunft denken. Wie Sie mich da sehen, habe ich von unten angefangen und es mir sehr sauer werden lassen. Es gab sogar Zeiten, in denen ich und meine Frau mit Nahrungssorgen gekämpft haben, aber bei aller Sparsamkeit und allem Fleiße hätte ich es doch zu nichts gebracht, wenn ich nicht mit eigenem Capital in das Geschäft gegangen wäre. Ohne Capital geht es einmal nicht, oder man steht nie auf eigenen Füßen und kann es daher auch zu nichts bringen. Wie Sie mir gesagt, besitzen Sie gar kein Vermögen. Wollen Sie daher Ihr ganzes Leben in solcher abhängigen Stellung bleiben, wie jetzt? Ersparen, um sich an einem Geschäfte zu betheiligen? Du lieber Gott, das sind weite und unsichere Aussichten; dennoch würde ich Ihnen bei ihrem Fleiße und Talent nicht den Erfolg absprechen, wenn Ihnen nicht etwas viel Besseres und Sichereres geboten würde. Ich entbehre Sie sehr ungern, fuhr er fort, als Walther nachdenkend schwieg. Ich sage Ihnen dies, ohne Ihnen damit eine Schmeichelei sagen zu wollen, aber ich würde es für sehr unrecht halten, wenn ich meines eigenen

Vortheils wegen von der Annahme dieses Engagements abrathen sollte. Jener Graf scheint ein Nabob und die Zustände dort von der Art zu sein, daß es Ihnen nicht schwer fallen kann, in wenigen Jahren Sich ein Vermögen zu erwerben. Das aber muß für jetzt Ihr Hauptziel, Ihr unablässiges Bestreben sein. Zuerst Unabhängigkeit, dann findet sich das Uebrige. Greifen Sie zu und bedenken Sie Sich keinen Augenblick, denn Sie würden es später sehr bereuen.

Sie machen Sich doch vielleicht eine irrige Vorstellung von dem Grafen und von den dortigen Verhältnissen, bemerkte Walther kleinlaut.

Mag sein, daß ich im Einzelnen irre; im Großen und Ganzen bleibe ich aber dabei, daß Ihnen schwerlich jemals wieder ein vortheilhafteres Anerbieten gemacht werden dürfte, und daß es unverantwortlich von Ihnen sein würde, wenn Sie nicht darauf eingingen. Wollen Sie Ihr Leben lang Inspector auf diesem oder jenem Eisenwerke bleiben und später – doch Sie wissen jetzt meine Ansicht, Sie wissen auch, daß ich es ehrlich mit Ihnen meine und Ihnen daher in Ihrem und nicht in meinem Interesse gerathen habe. Es soll übrigens lediglich von Ihnen abhängen, fuhr er nach einiger Zeit fort – wollen Sie hier bleiben – mir wird es sehr angenehm sein, und es bleibt dann natürlich zwischen uns Alles unverändert.

Gestatten Sie mir, Ihnen meinen Entschluß morgen mitzutheilen.

Morgen oder wenn Sie sonst wollen. Ich bin stets bereit, ihn zu hören.

Walther war den Tag über sehr nachdenkend und blieb unausgesetzt draußen in den Werken. Selbst als der Abend und jene Zeit kam, welche der Unterhaltung mit Margot gewidmet war, in welcher sie zusammen lasen oder musicirten, blieb er heute ganz gegen die bereits zur Gewohnheit gewordene, wenn auch nie verabredete Ordnung aus.

Sie hatte ihn, wie immer erwartet und konnte dann, als er ausblieb, ihre Unruhe kaum verbergen, denn gerade heute hatte sie eine neue Arie aus Mozart's Figaro einstudirt, die sie in vorsingen wollte; heute wollten sie Schiller's »Braut von Messina« zu Ende lesen – heute war so Vieles, worauf sie sich den ganzen Tag über gefreut hatte, – und gerade heute kam er nicht.

Schon oft war sie an das Fenster geeilt und hatte den Weg hinabgeblickt, der ins Thal zu den weiter gelegegen Hämmern führte, schon mehrmals hatte sie eine ferne Gestalt für die seinige gehalten und schon oft ein tieferer Athemzug die stets wiederholte Täuschung begleitet.

Ist Herr Ruhland heute so sehr beschäftigt? fragte sie dann Wehring, der vor einiger Zeit gekommen war und nach Licht verlangte.

Wahrscheinlich; er würde sonst wohl hier sein, erwiederte dieser in seiner ruhigen Weise.

Ach, das ist ja recht unangenehm, ich habe mich gerade auf heute Abend so sehr gefreut. Glauben Sie, daß er noch lange ausbleiben wird?

Ich weiß es nicht, mein Kind; aber man freut sich oft auf Vieles, was nicht in Erfüllung geht, und es ist gut, wenn man früh anfängt, sich daran zu gewöhnen.

Wie meinen Sie das? fragte sie ängstlich; es ist doch nichts Besonderes vorgefallen?

Daß ich nicht wüßte. Aber Du selbst bist so unruhig, deßhalb sagte ich das.

Ja es ärgert mich auch, daß er heute gerade nicht kommt, denn er weiß, daß ich die Arie gelernt habe und sie heute singen wollte.

Nun, so singe sie mir vor. Nimm die Guitarre, ich werde aufmerksam zuhören.

Ihnen? fragte sie mit gedämpftem Tone. Nein, nein, setzte sie dann rascher hinzu, erst muß er sie hören, ob ich auch keine Fehler mache – ach, ich glaube, jetzt kommt er, fuhr sie fort, indem sie wieder an das Fenster eilte – nein, er ist es wieder nicht! Es ist abscheulich, mich so vergebens warten zu lassen, und ich werde morgen die Arie auch nicht singen.

Wehring blickte dem Mädchen, das bei diesen Worten das Zimmer verließ, mit einem langen Blicke nach – ja, ja, mein Kind, er kommt heute nicht, sprach er dann vor sich hin, und es werden bald viele Abende vergehen, wo er nicht kommt – auch das hat vielleicht sein Gutes.

Sie deckte schweigend den Tisch, wie sie es immer that, und zögerte so lange als möglich, ehe sie das Essen hereinbringen ließ, so lange, bis sie Wehring mit der Bermerkung daran erinnerte, ob heute gar nicht zu Abend gegessen werden solle.

Sein Platz blieb leer und sie außergewöhnlich schweigsam und ernst. Die wiederholte Aufforderung zum Singen lehnte sie ab, obgleich dies sonst fast an jedem Abende geschah und oft so lange und spät in die Nacht hinein, daß die beiden in diese Beschäftigung vertieften jungen Leute von Wehring oder seiner Frau daran erinnert werden mußten, es sei Zeit, zur Ruhe zu gehen. Heute schützte sie Müdigkeit vor und verließ außergewöhnlich früh das gemeinschaftliche Wohnzimmer.

Droben aber in dem ihrigen blieb sie noch lange auf, selbst als sie das Licht ausgelöscht hatte, was sie sehr bald that. Sie trat dann an das Fenster und blickte in die Gegend hinaus, die ihr jetzt bis auf die kleinsten Einzelheiten bekannt war. Vor der Mondsichel, die so eben über den Bergen mit mattem Lichte emporstieg, flogen die Wolken rasch vorüber, sie bald bedeckend, sie bald wieder entschleiernd, so daß es schien, als ob der Mond selbst eilig an dem Himmel durch die Wolken dahinliefe. Die Essen warfen wieder ihre feurige Lohe hoch empor und der röthliche Schein derselben stach grell gegen das bläuliche Licht des Mondes ab – sie hatte das Alles schon oft, noch schöner, noch wilder, auch wieder ruhiger und friedlicher gesehen, und es war deßhalb auch keineswegs dieses Bild, welches ihre Aufmerksamkeit fesselte und ihre Gedanken beschäftigte.

Die unangenehme Empfindung einer getäuschten Erwartung trübte vielmehr ihre sonst so heitere Stimmung. Sie war verdrießlich und zürnte Walther, daß er ihr die Freude dieses Abends durch sein Ausbleiben verdorben

habe, und entwarf deßhalb in ihrem Köpfchen verschiedene Pläne zur Vergeltung. Morgen sollte gar nicht musicirt werden, das wollte sie unabänderlich festhalten, wenn er auch darum bitten würde – auch nicht lesen – überhaupt, es sollte morgen Abend so sein, ganz so wie heute – nur mit dem Unterschiede, daß sie und nicht er die Veranlassung sein würde – es sei denn, dachte sie weiter, daß wirklich ein Grund vorhanden wäre, womit er sein Ausbleiben entschuldigen könne – dann allerdings, dann wäre es unrecht von mir, wenn ich ihm dies entgelten lassen wollte, und er wird gewiß einen Grund haben. – Es ist unglaublich und ganz räthselhaft, weßhalb er so lange ausbleibt; schon schlägt es Zehn, und er ist immer noch nicht hier. Vielleicht bleibt er zur Nachtzeit in den Hämmern – aber Herr Wehring würde doch darum gewußt haben, und er hat nichts davon gesagt.

Solche und ähnliche Gedanken beschäftigten ihr junges, unerfahrenes Herz, und sie empfand zum ersten Male die Qualen einer getäuschten Erwartung. – Eine getäuschte Erwartung! Ach, wie oft unterliegt der Mensch auf seiner Reise durch das Leben diesen Qualen! Von demjenigen, was er voll jugendlicher Begeisterung gehofft, vermag er, am Ziele angelangt oder sich demselben nächernd, kaum die Trümmer zu bergen, und gelangt endlich zu der entmuthigenden Ueberzeugung, daß sein ganzes irdisches Streben und Dasein mehr oder weniger nichts gewesen sei, als eine getäuschte Erwartung.

Sie hatte ihm heute ihre Arie nicht vorsingen, den Schluß eines Trauerspiels, wonach sie verlangte, nicht

mit ihm lesen können, und diese an sich so geringfügigen Kleinigkeiten verstimmten sie und nahmen ihr ganzes Denken und Fühlen in Anspruch – wir lächeln über diese kindliche, vielleicht kindische Empfindung um Empfindlichkeit, aber wir bedenken nicht, daß uns, die wir älter, vielleicht vielleicht viel älter sind und uns für klug und erfahren halten, häufig noch viel geringfügigere Dinge verstimmen und für uns und unsere Umgebung unleidlich machen, ohne daß wir die Macht und die Kraft besitzen, die Tyrannei dieser uns knechtenden Stimmung abzuschütteln. Doch was nützt es, über diese Dinge zu reflectiren, es ist ja eben das Beklagenswerthe in der unvollkommenen menschlichen Natur, daß sie im Stande ist, ihre Fehler zu erkennen und darüber sehr weise und richtig abzusprechen, ohne die Energie zu besitzen, sie abzulegen!

Jetzt hörte sie seinen Schritt auf dem Kieswege vor dem Hause und trat rasch vom Fenster zurück. Nun, endlich kommt er, flüsterte sie vor sich hin; wie gut war es, daß ich das Licht ausgelöscht habe, er hätte ja sonst denken können, daß ich auf ihn gewartet hätte und seinetwegen so lange aufgeblieben wäre.

Sie lauschte mit verhaltenem Athem, wie er die Thür öffnete, die Treppe herauf kam und leisen Schrittes hinauf nach seiner Mansardstube ging. Nun will ich auch schlafen gehen, sagte sie dann beruhigt, obgleich ich eigentlich noch gar nicht müde bin, denn es ist schon spät.

Walther war, wie sie gehört hatte, leisen Schrittes, um Niemanden zu stören, nach seinem Zimmer hinauf gegangen. Er hatte keine Ahnung davon, daß Margot noch auf sei und ihn erwartet haben könne. Obgleich seine Gedanken auch viel mit ihr beschäftigt gewesen, so hatte er doch nicht ein einziges Mal an die verfehlte Beschäftigung des heutigen Abends gedacht. Dieser für ihn schon unwichtig gewordene Umstand war durch andere Erwägungen, verdrängt worden, durch Erwägungen, deren Ergebniß das Ende aller dieser harmlosen und freudevollen Beschäftigungen herbeiführen sollte. Eine solche einzelne verlorene Stunde kam ja dabei nicht mehr in Betracht, denn was war diese eine, wenn überhaupt gar keine mehr von denen folgen sollte, deren Werth und Glück er jetzt erst zu erkennen und zu schätzen anfing, da sie für ihn verloren waren!

Lange saß er noch in tiefe Gedanken versunken in seinem Zimmer, Vieles zog durch seinen Kopf, woran er längere Zeit seltener oder gar nicht gedacht hatte: sein ganzes bisheriges Leben, das Bild seiner Mutter, an der er mit so großer Liebe hing.

Er hat Recht, er hat ganz Recht, sprach er dann vor sich hin, indem er vom Stuhle aufsprang, es wäre nicht nur eine Thorheit, sondern auch eine Pflichtverletzung, wenn ich jetzt nicht in die Heimath zurückkehren wollte!

Achtzehntes Capitel.

Je längerer Zeit wir bedürfen, um zu einem Entschlusse zu kommen, und je schwerer es uns wird, dahin zu

gelangen, desto eiliger sind wir gewöhnlich in der Ausführung desselben. Wir wollen uns gleichsam dadurch den Rüchtritt unmöglich und den Schwankungen unseres Inneren ein schließliches Ende machen.

So geschah es auch mit Walther. Nachdem er einmal mit sich einig geworden war, das Anerbieten seines Freundes anzunehmen und in die Heimath zurückzureisen, drängte es ihn auch, sofort etwas zu thun, das ihn an diesen Entschluß bände, indem es den Anfang der Ausführung bilde. Obgleich es schon spät in der Nacht war und er wußte, daß Briefe erst morgen Mittag zur nächsten Poststation befördert werden konnten, so setzte er sich doch noch hin und schrieb an seinen Freund und an seine Mutter. In dem ersten Briefe konnte er es nicht unterlassen, den Gefühlen seines Inneren Rechnung zu tragen, welche ihn bei der Erwägung darüber, ob er bleiben oder kommen solle, bewegt hatten; er that dies mehr, weil es für ihn ein inneres Bedürfniß war, als weil er es seines Freundes; wegen für nöthig hielt. An seine Mutter erwähnte er jedoch von Allem diesem nichts, sondern benachrichtigte sie nur, daß er bald, in längstens drei Wochen, dort eintreffen, werde, und malte dann die Freude des Wiedersehens in lebhaften Farben aus. Je länger er schrieb, je mehr seine Gedanken und seine Einbildungskraft sich mit den Bildern der Heimath beschäftigten, desto lebhafter trat diese vor seine Seele und steigerte die Sehnsucht nach derselben. Er hätte am liebsten sofort aufbrechen und forteilen mögen – aber als er dann die Briefe beendet und sich selbst zur Ruhe gelegt hatte, da

kamen wieder andere Gedanken, die, im Gemisch und im Widerspiel mit jenen, noch lange den Schlaf von seinen Augen fern hielten. Schon nach einem kurzen Schlummer erwachte er wieder, als die aufgehende Sonne ihre ersten röthlichen Strahlen in sein Zimmer warf. Er blickte, seine Gedanken sammelnd und wie aus einem tiefen Traume erwachend umher, obgleich er sich nicht erinnerte, geträumt zu haben; dann sprang er rasch auf, mit einem Gefühle von Angst und Beklemmung, um von der wenigen Zeit, die ihm hier zu verweilen noch vergönnt war, keine nutzlos dem Schlafe zu opfern.

Gedankenvoll schritt er leise in dem kleinen Zimmer auf und ab, indem seine Blicke bald hinausschweiften in die ihm wohlbekannte Gegend, bald schwermuthsvoll auf den ihm noch bekannteren Gegenständen des Zimmers selbst verweilten. Es waren die ersten schweigenden Abschiedsgrüße, die er ihnen zusandte, Grüße, welche Niemand sah, die er selbst nicht als solche erkannte, die aber doch mit all' dem Schmerze, und der ganzen Gewalt, welche ihnen gegeben ist, sein Herz zusammenpreßten. – Er las dann wieder die in der Nacht geschriebenen Briefe – sie kamen ihm fremd und egoistisch vor; er war einen Augenblick sogar Willens, sie wieder zu vernichten, aber er that es nicht, indem er sich sagte, es werde ja noch immer von ihm abhängen, ob er sie in dieser Form absenden wolle oder nicht.

Er ging hinah und traf unten Wehring, der, seiner Gewohnheit gemäß, vor dem Frühstücke sich einige Zeit im

Garten erging. Es drängte ihn wieder, die Entscheidung herbeizuführen und sich den Rückzug abzuschneiden.

Ich habe mir die Sache überlegt, sagte er daher, nachdem sich Beide in gewohnter Weise begrüßt hatten, und bin zu einem Entschlusse gekommen.

Ich dachte mir's, da Sie gestern Abends ausblieben, erwiederte Wehring ruhig; nun, und?

Ich werde Ihren Rath befolgen, sagte Walther mit etwas unsicherer Stimme, denn es wurde ihm sichtlich schwer, diese Worte auszusprechen, und er bereute es fast, als er es gethan hatte.

Nun, das habe ich erwartet, entgegnete Wehring mit herzlichem Tone, so sehr es mich auch betrübt Sie verlieren zu müssen.

Sie meinten ja, es sei so am Besten.

Ich meinte da allerdings, aber meine Meinung darf für Sie allein nicht maßgebend sein, denn ich bin hierbei durchaus eine Nebenperson.

Sie glauben nicht, wie schwer es mir wird, von Ihnen und der mir lieb gewordenen Thätigkeit zu scheiden!

Warum soll ich das nicht glauben, denn es ist Ihnen ja, so viel ich weiß, hier gut gegangen? Auch uns wird es schwer werden, Sie scheiden zu sehen – aber das läßt sich doch einmal nicht ändern, Sie müssen Ihrer Bestimmung folgen, zu den Ihrigen zurückkehren, und wir müssen Sie entbehren, das ist so der Welt Lauf.

Ja, so der Welt Lauf, wiederholte Walther.

Soll ich meine Frau und Margot von Ihrem Entschlusse benachrichtigen? fragte Wehring.

Lassen Sie es vorläufig noch, es wird ja noch immer Zeit dazu sein.

Wie Sie wünschen; doch ich sehe, wir werden heute zum ersten Male im Garten frühstücken, das Wetter ist allerdings dazu angethan.

Die letzte Bemerkuug Wehring's wurde durch Margot's Erscheinen veranlaßt, welche, mit Tassen und sonstigem Frühstücksgeräthe beladen, aus dem Hause trat und unfern von den beiden Männern vorbei nach einem schattigen aber freien Platze des Gartens schritt.

Guten Morgen, Onkel, rief sie herüber, absichtlich das letzte Wort lauter betonend, gut geschlafen? Wir werden heute im Garten frühstücken; die Mutter hatte zwar noch einige Bedenken, aber sie hat doch eingewilligt. Nicht wahr, es ist nicht zu kalt?

Für uns gewiß nicht, mein Kind, Du weißt ja, daß ich viel lieber im Freien bin, als in den engen Zimmern.

Das weiß ich, Onkel – sie nannte Wehring sonderbarer Weise Onkel und seine Frau Mutter – deßhalb geschieht es auch ganz allein.

Mit dieser letzten, von einem schalkhaften Lächeln begleiteten Bemerkung war sie ihres Weges weiter gegangen und außer Sprechweite der beiden Männer gekommen, Sie hatte an Walther keines ihrer wenigen Worte gerichtet, ihm nicht einmal einen guten Morgen geboten, wie sie das sonst immer so freudig und freundlich that.

Auch er war schweigsam geblieben, er wußte selbst nicht, weßhalb, und ärgerte sich jetzt, daß er nicht zu ihr geredet hatte. Er beschloß, diesen Fehler wieder gut zu

machen, wenn sie, was sogleich geschehen mußte, zurückkehren würde; aber sie ging auf einem großen Umwege, welcher zur Hinterthür des Hauses führte, zurück, und er konnte also sein Vorhaben nicht ausführen.

Auch während des Frühstücks benahm sie sich ganz in gleicher Weise. Sie trug eine außergewöhnliche Heiterkeit zur Schau, lachte und scherzte mehr wie sonst, aber mit Walther sprach sie nicht. Wenn er das Wort an sie richtete, oder auf ihre allgemeinen Bemerkungen eine Erwiederung machte, that sie entweder, als habe sie dies nicht gehört, oder sie richtete ihre Antwort an Wehring oder an seine Frau. Er fühlte sich durch dieses Benehmen sichtbar verletzt, wurde einsylbig und schweigsam und verabschiedete sich früher, als dies sonst seine Gewohnheit war. Selbst Margot's nun direct an ihn gerichtete Frage, ob er schon gehen wolle, änderte seinen Entschluß nicht mehr, er nickte nur stumm mit dem Kopfe und ging.

Wie oft sind ganz geringfügige Dinge die Ursache wichtiger Entschlüsse und der sich daran knüpfenden Folgen! Wäre sie an jenem Morgen recht freundlich und herzlich gegen ihn gewesen, wie sonst – wer weiß, ob er dennoch nicht vielleicht anderen Sinnes geworden wäre, wenigstens würde er gezögert haben, die Briefe abzuschicken, keinenfalls eher, bis er mit ihr darüber geredet. Jetzt aber ging er eiligen Schrittes nach seinem Zimmer, siegelte die Briefe zu und trug sie selbst nach der eine halbe Meile entfernten Poststation.

Während er dies that, hatte sie längst ihr Benehmen gegen ihn bereut, ein Benehmen, welches ihrem kindlichen, offenen Empfinden ohnehin sehr schwer geworden war.

Am liebsten hätte sie ihn gleich zuerst mit der Frage bestürmt: Wo sind Sie gestern gewesen, gestern, wo ich die Arie singen wollte und Sie mir den Schluß der Braut von Messina vorzulesen versprochen hatten? Aber sie wollte es ihm zeigen, daß er sie gekränkt habe, und erwartete besonders, daß Er davon zuerst reden und sich entschuldigen würde. Als er dies nicht that, als er sogar immer schweigsamer wurde, steigerte sich ihre Stimmung zu einer gezwungenen Heiterkeit, hinter welcher sie ihren Aerger verbarg. Es war ein fast kindisches Schmollen – und dann, als er nun fort war, hätte sie weinen können darüber, daß er wieder so gegangen, und auch darüber, daß sie ihn so hatte gehen lassen.

Mittags ließ er sich entschuldigen, und ihre Unruhe nahm sichtlich zu. Was konnte nur die Ursache dieses auffallenden Benehmens sein? Hatte sie vielleicht etwas Unrechtes gethan, ihn vielleicht erzürnt oder gar beleidigt? Sie erschrak, als dieser Gedanke zuerst ihre Seele erfaßte, und nahm nun eine strenge und selbstquälerische Prüfung ihres Benehmens mit sich vor; aber sie vermochte nicht aufzufinden, was ihm zur Unzufriedenheit mit ihr hätte Veranlassung geben können.

Nein, nein, sprach sie dann, sich selbst beruhigend, vor sich hin, ich weiß nicht, womit ich ihn hätte betrüben können. Ich habe Alles gethan, was er mir gesagt

hat – die Arie gelernt, auch – ich weiß es nicht, weiß es wirklich nicht, und werde es heute Abend doch endlich erfahren, denn daß er wieder ausbleiben, wieder nicht kommen sollte, das halte ich nicht für möglich.

In dieser Annahme hatte sie auch nicht geirrt, er kam vielmehr weit früher, als sonst. Sie saß noch im Garten, in derselben Buchenlaube, in welcher sie die kurze Unterredung mit Raoul gehabt, und beschäftigte sich mit einer Handarbeit, die sie Walther zu seinem Geburtstage schenken wollte, der, wie sie wußte, in einigen Wochen war, als er zu ihr in die Laube trat. Es geschah dies so plötzlich und unerwartet, daß sie mit einem leisen Aufschrei aus ihren Gedanken emporfuhr.

Erschreckt Sie meine Gegenwart? fragte er mit einem melancholischen Lächeln. Soll ich vielleicht wieder gehen?

Ach, wie können Sie so etwas glauben, erwiederte sie, in mit einem Blicke ansehend, in welchem die alte, innige Freundlichkeit mehr denn je ausgesprochen war, wie könnten Sie so etwas glauben! Ich freue mich sehr, daß Sie endlich kommen, denn ich habe Sie ja schon so lange vergebens erwartet.

Sie haben mich erwartet?

Nun, können Sie daran zweifeln? erwiederte sie unbefangen. Sind Sie gestern nicht den ganzen Abend ausgeblieben? Gestern, wo ich Ihnen die Arie aus dem Figaro vorsingen wollte, die Sie mir aufgegeben und die ich nicht ohne Mühe gelernt habe, weil sie schwer ist und mir etwas hoch liegt – und wo Sie mir den Schluß der

Braut von Mesina vorlesen wollten, auf den ich so sehr gespannt bin und den ich nicht selbst lesen darf, weil Sie es mir untersagt haben.

Untersagt? fragte er verwirrt.

Nun ja, sagten Sie nicht ausdrücklich, ich sollte etwa nicht selbst weiter lesen, weil wir es zusammen lesen wollten?

Sagte ich das?

Wissen Sie das nicht mehr? Aber Sie sind ja so ernst, so traurig, ist Ihnen etwas Unangenehmes begegnet?

Begegnet ist mir allerdings etwas, erwiederte er mit unsicherer Stimme, indem er seinen Blick vor den ängstlich auf ihn gerichteten Augen des Mädchens niederschlug, aber unangenehm kann ich es nicht nennen, es wäre dies wenigstens nicht der richtige Ausdruck.

Nun, wenn es nur nichts Unangenehmes ist, sagte sie wieder heiter, dann bin ich beruhigt. Ich darf es aber wohl nicht wissen – ist es ein Geheimniß?

Nein, Margot, erwiederte er mit einem tiefen Athemzuge, es ist kein Geheimniß und Sie können es auch erfahren, Sie sollen es erfahren, denn – und es ist vielleicht nicht recht von mir, daß ich es Ihnen jetzt erst sage, jetzt, wo die Sache bereits abgemacht ist.

Bereits abgemacht? fragte sie wieder beunruhigt. Ist es denn eine wichtige Sache, Sie machen mir ordentlich Angst?

Es ist eine wichtige Sache, wenigstens wichtig für mich, da sie auf mein ganzes künftiges Leben einen

großen Einfluß üben wird; doch ich will Sie nicht länger mit diesen unbestimmten Reden hinhalten, fuhr er, sich zu einem Entschlusse aufraffend, fort, Sie haben mir in einer für Sie wichtigen Angelegenheit Ihr volles Vertrauen geschenkt, Sie haben mir aus dem Briefe Ihres Bruders, oder des Gespielen Ihrer Kindheit, was er nun sein mag, kein Geheimniß gemacht – hier, hier – lesen Sie auch diesen Brief – Sie werden daraus Alles erfahren, was mir bevorsteht!

Einen Brief? sagte sie erbleichend. Nein, nein, wenn etwas Erschreckliches darin steht, so mag ich ihn nicht lesen – sagen Sie mir selbst ....

Erfüllen Sie mir diese Bitte, flehte er, lesen Sie den Brief – hier ist er, und damit Sie Zeit dazu haben, setzte er leise hinzu, denn er ist lang, will ich Sie jetzt allein lassen, aber ich kehre bald zurück.

Mit diesen Worten verließ er die Laube, und indem er bis an die äußerste Gränze des Gartens hinausging, zögerte er absichtlich mit der Rückkehr weit länger, als nöthig gewesen wäre, um Margot den Brief lesen zu lassen. Es war ihm, als habe er ein großes Unrecht gegen sie begangen, und wenn er daran dachte, daß er nun von diesem lieblichen Kinde scheiden müsse, das mit einem so unbedingten Vertrauen an ihm hing, so preßte sich seine Brust krampfhaft zusammen und ein stechender Schmerz zog durch seine Seele.

Ich muß vor Allem ganz ruhig, ganz unbefangen mit ihr reden, sprach er vor sich hin, gleichsam sich selbst ermuthigend – mein Gott, es thut mir leid, es wird ihr

auch vielleicht leid thun, aber – nun, jedenfalls muß es jetzt doch einmal geschehen.

Nicht ohne ein gewisses Bangen traf er wieder in die Laube, aber – sie war leer. Margot war nicht mehr darin, und auf dem Tische lag sein Brief.

Sie ist fort, sagte er mit sichtlicher Ueberraschung – fort, ohne – und den Brief hat sie zurückgelassen, sprach er weiter, indem er sich umsah, ob er sie vielleicht noch irgendwo im Garten erblicke – nein, sie ist fort, ganz fort. – Ist sie vielleicht abgerufen worden und hat den Brief noch gar nicht gelesen? Nein, nein, sagte er dann mit leise bebender Stimme, nachdem er den Brief ergriffen hatte, während sein Auge mit tiefer Bewegung darauf ruhte – sie hat ihn gelesen, denn hier sind die Spuren ihrer Thränen. – Also *deßhalb* ist sie gegangen? – Liebes, gutes Kind! – Ach, ich hätte doch nicht so eilig handeln, mir die Sache reiflicher überlegen sollen – wenigstens nicht, bevor ich mit ihr geredet!

Sein Auge haftete, indem er diese Worte langsam und voll tiefer innerer Bewegung sprach, unausgesetzt an der Stelle des Papiers, die von ihren Thränen feucht und so zur Verrätherin ihres Schmerzes geworden war. Dann faltete er den Brief langsam zusammen und verließ gesenkten Blickes die Laube.

Und wo war Margot? Es wird kaum nöthig sein, es Dir zu sagen, geneigte Leserin, denn ihre reine, kindliche Seele liegt ja offen vor Dir da und Du kannst hineinblicken wie in ein aufgeschlagenes Buch.

Einem verfolgtem Rehe gleich war sie nach ihrem Zimmer entflohen; dort verriegelte sie die Thür und sank weinend auf einen Stuhl. Es war der erste große, tiefe Schmerz, der ihr junges Herz erfaßte und seine Krallen fest und scharf in dieses Herz einschlug, das ihm widerstandlos verfallen war und gar nicht einmal einen Versuch machte, ihm entgegen zu treten.

Nun war Alles, Alles dahin, Alles, was ihr Dasein verschönt hatte. Der Gedanke, daß dies von jetzt an aufhören werde, daß sie ihn nie wiedersehen solle, den ganzen Tag nicht und auch dann nicht, wenn, der Abend kam – gar nicht mehr – ach, dieser Gedanke war so unaussprechlich schmerzvoll, daß sie nicht einmal mehr zu weinen vermochte. – Er sollte sie nun nicht mehr lehren, sie sollte seinen Worten nicht mehr lauschen – nicht mehr mit ihm musiciren – nichts, nichts mehr von Allem! – Sie empfand jetzt, wie sehr sie sich auf die Stunden, welche sie in seiner Geselschaft zubringen konnte, – gefreut hatte – den ganzen Tag, wie Alles Bezug hatte darauf, und sie eigentlich nur deßhalb so begierig und freudig gelernt, gesungen und gespielt habe, damit er es hören, er sie loben solle.

Das war nun Alles, Alles vorbei, und sie konnte lange Zeit in ihrem Schmerze es sich gar nicht denken, daß es ihr möglich sein werde, ohne dieses Alles noch zu leben.

Niemand störte sie; es war, als ob man sie absichtlich allein lasse, und sie konnte nur weinen und sich recht ausweinen. Wie immer legte der Balsam der Thränen sich lindernd auf den brennenden Schmerz ihres Herzens. Sie

wurde allmälig ruhiger. Die Resignation, welche während ihres kurzen Lebens ja schon lange ihre treue Gefährtin gewesen war und sie verzichten und entsagen gelehrt hatte auf die Freuden der Kindheit, trat wieder zu ihr, und sie erkannte, daß diese ernste Gestalt sie noch nicht verlassen habe. Die kurze, sonnige Zeit, welche sie in seinem Umgange so heiter und in so bewußtloser Fröhlichkeit verlebt hatte, kam ihr wie ein schöner Traum vor – die Wirklichkeit trat wieder in ihre Rechte – es war wieder so wie früher, als sie noch bei dem alten Viorne lebte – nur – ach, nur weit, weit trauriger – weil sie immer an den Traum denken mußte, an diesen schönen sonnigen Traum!

So flogen ihre Gedanken hinüber und herüber, hinauf und hinab, bald nur in der Vergangenheit mit schmerzlicher Erinnerung sich ergehend, bald der trostlosen Zukunft verfallen – denn für sie war in diesem Augenblicke die Zukunft nur öde und leer – und was sie ihr sonst bot, hatte jeden Werth verloren. Nachdem sie mehrere Stunden in diesen Gedanken gesessen, geweint und ihre Thränen getrocknet und dann doch wieder geweint hatte, fingen andere Erwägungen an, in ihr die Oberhand zu gewinnen.

Es ist ja zu seinem Glücke, dachte sie, und ich würde dieses Glück trüben, wenn ich ihm zeigte, daß ich deßhalb traurig wäre – o nein, nein, es ist ja zu seinem Glücke – ich darf nicht einmal traurig sein – ich würde dann nur an mich denken. – Dieser Gedanke zündete plötzlich in ihrer Seele und brach dem Schmerze die

Spitze seines Stachels ab. Sie mußte sich freuen, daß er glücklich war – wie undankbar würde sie sonst gegen ihn handeln, gegen ihn, dem sie so viel, so unendlich viel Dank schuldete. – Nein, nein, das dürfte sie nicht; sie mußte ihre ganze Kraft, ihren ganzen Willen zusammennehmen, um nicht in diesen Fehler, nicht in diese Sünde zu verfallen.

So wurde sie nach und nach ruhiger, es kam eine ihr selbst unerklärliche Freudigkeit über sie, die Freudigkeit des Entsagens – für ihn.

Es war schon spät, als sie hinabging; sie hatte sich bemüht, die Spuren der Thränen unsichtbar zu machen, aber es gelang ihr doch nicht, so sehr sie auch danach strebte, diejenige Heiterkeit zur Schau zu tragen, welche sie beabsichtigte.

Haben Sie meinen Brief gelesen, Margot? fragte er mit leiser Stimme, als er später mit ihr allein war.

Ja, ja, erwiederte sie eben so leise und ohne daß es ihr gelang, ihn anzusehen, denn sie vermochte es nicht – ich habe ihn gelesen und mich sehr darüber gefreut.

Gefreut? fragte er erstaunt und enttäuscht.

Ja, denn Ihre Wünsche werden sich ja jetzt erfüllen – Sie können zu den Ihrigen zurückkehren – erhalten eine gute Stelle – sollte ich mich nicht darüber freuen?

Und sonst haben Sie nichts Anderes gedacht? Nicht daran, daß wir nun nicht mehr zusammen sein werden so wie bisher, daß ich nicht mehr bei Ihnen sein kann, um mit Ihnen zu musiciren und mit Ihnen so Vieles, Vieles zu besprechen – daran haben Sie gar nicht gedacht?

O ja, erwiederte sie mit bebender Stimme – daran habe ich auch gedacht, denn Sie werden nicht glauben, gewiß nicht glauben, ich wüßte es nicht, zu welchem Danke ich Ihnen verpflichtet bin – aber gerade deßhalb freue ich mich von ganzem Herzen, daß Sie so glücklich werden.

Wissen Sie gewiß, daß dies zu meinem Glücke führen wird? Werde ich nicht immer an jene Stunden zurückdenken müssen, die wir zusammen verlebt haben, an jene Stunden, welche jetzt ....

Man ruft mich, flüsterte sie, indem sie hastig aufsprang und eilig aus dem Zimmer entfloh. Sie konnte nicht anders, denn sie fühlte, daß sie ihrer Schwäche sonst unterliegen würde.

Er blickte ihr sinnend und schweigend nach und wartete den ganzen Abend auf sie, aber sie blieb auf ihrem Zimmer und kam nicht mehr herunter.

Die Tage vergingen. Sie sahen sich nur wenig, denn sie vermied es, ihn allein zu sprechen, und er hielt ihre Freundlichkeit für Gleichgültigkeit, und wurde ernst und verschlossen. Sie litt dabei viel, aber sie litt es mit Freudigkeit, denn sie dachte nur an ihn, und obgleich sie selbst nicht wußte, woher diese Stärke ihr gekommen war, denn sie folgte nur den Empfindungen ihres Herzens, so freute sie sich doch darüber und dankte Gott täglich in innigem Gebete dafür, wenn sie allein war und sich ihrer Schwäche ohne Vorwurf hingeben konnte,

Der zur Abreise festgesetzte Tag rückte immer näher; es lagen nur noch wenige Tage zwischen ihm und dem Heute; sie war sehr blaß und schweigsam geworden und

um ihren sonst so freundlich lächelnden Mund zuckte ein Zug von tiefer Trauer, den sie nicht zu verbergen vermochte. Wehring sowohl als seine Frau sprachen häufig und absichtlich von des Inspectors naher Abreise in ihrer Gegenwart, denn sie hatten wohl erkannt, wie sehr sie sich darüber gräme, und glaubten, daß es für sie am Besten sei, ganz unbefangen, wie von einer mehr oder weniger gleichgültigen Sache, davon zu reden. Sie selbst betheiligte sich nie an einem solchen Gespräche, sondern beschäftigte sich dann emsiger mit ihrer Arbeit oder verließ auch wohl unter irgend einem Vorwande das Zimmer.

Zwei Tage, ehe Walther das Thal der Fichtenau verlassen sollte, war der Apotheker mit seiner Frau herübergekommen und man hatte eine Art von Abschiedsfest begangen, viel und heiter von Walther's Aussichten und Hoffnungen gesprochen und darauf angestoßen. Sie hatte sich zwar wenig an diesen Dingen betheiligt, aber sie war doch zugegen gewesen, hatte sich nicht entfernen dürfen – erst dann, als die Gäste abgefahren waren. Auch diese Stunde war vorübergegangen, zuweilen hatten sich ihre Blicke getroffen und dann die seinigen vorwurfsvoll auf ihr geruht – und als sie angestoßen »auf ein fröhliches Wiedersehen«, hatte ihre Hand so sehr gezittert, daß er es deutlich bemerkt, obgleich sie bemüht gewesen, es zu verhindern.

Heute nun war der letzte Tag seiner Anwesenheit, der letzte, an welchem sie ihn sehen, mit ihm sprechen konnte – und doch sah sie ihn fast gar nicht und hatte noch

kein Wort mit ihm geredet. Er schien sie absichtlich zu vermeiden, und das machte ihr großen Kummer, denn sie quälte sich mit dem Gedanken, daß sie vielleicht etwas Unrechtes gethan, worüber er zürne und in solcher Unzufriedenheit über sie von ihr scheiden könne.

Der Abend senkte sich auf das Thal herab – wie sonst, still, klar und mild, aber ihr war es, als ob dies der letzte Abend ihres Lebens sei, als ob sie morgen sterben müsse.

Da trat er plötzlich zu ihr, so daß sie heftig erschrak.

Lassen Sie uns noch einmal wie sonst, wie wir so oft gethan, sagte er mit einer sichtlich erzwungenen Freundlichkeit, eine Stunde zusammen verplaudern. Morgen bin ich ja schon fern, und es ist daher heute wahrscheinlich der letzte Abend in unserem Leben, an dem wir zusammen sind. Sie antworten mir nicht? fragte er nach einiger Zeit, da sie stumm und mit niedergeschlagenen Augen vor ihm saß. Warum sind Sie so fremd und kalt gegen mich? habe ich Sie beleidigt, Sie gekränkt?

O, wie können Sie nur so etwas glauben! erwiederte sie mit bebender Stimme.

Singen Sie mir noch ein Lied, bat er nach einiger Zeit, während welcher sie beide wieder stumm neben einander gesessen hatten, noch ein Lied zum Abschiede, oder lassen Sie uns zusammen singen. – Sie stand auf, holte die Guitarre, stimmte die Saiten und schlug ein paar Accorde an. Welches? fragte sie dann.

»Morgen muß ich fort von hier, muß nun Abschied nehmen« – ich werde die zweite Stimme singen.

Sie begann, aber sie brach schon in der ersten Strophe ab – ich kann nicht – ich kann nicht – hauchte sie kaum hörbar. O, zürnen Sie mir nicht – aber ich kann nicht singen!

Er blickte sie zuerst verwundert an, aber sein Blick wurde immer glänzender, immer inniger und dabei freudiger, je mehr er in ihr mit dem Schmerze kämpfendes Gesicht sah; denn er erkannte nun, daß er sich getäuscht, daß nicht Gleichgültigkeit gegen ihn, sondern eine vielleicht gerade entgegengesetzte Empfindung ihr Benehmen hervorgerufen habe.

Sind Sie traurig, liebe Margot, fragte er mit leise flüsternder Stimme, weil ich fortreise?

Sehr, sehr, sprach sie kaum hörbar.

Und werden Sie auch zuweilen an mich denken?

Immer, immer!

O, wenn Sie wüßten, wie unendlich glücklich mich das macht! Denn wenn Sie an mich denken, so werden Sie Sich auch freuen, wenn ich eines Tages zurückkehre!

Ach, wenn das möglich wäre! sagte sie freudig und mit glänzenden Augen.

Warum soll es nicht möglich sein? – Es hängt ja nur von meinem Willen – von Ihrem Willen ab!

Von meinem Willen?

Ja, wenn Sie es wünschen, wenn Sie Sich danach sehnen – nur halb so sehr, wie ich – dann kehre ich ganz gewiß zurück!

O, wenn Sie das thäten, so wäre Alles gut! Ich wollte die Zeit über warten und mich immer freuen auf die

Stunde, wo Sie – aber es wird nie, nie geschehen, setzte sie traurig hinzu.

Wollen Sie fest auf mich vertrauen, mir glauben?

O, wie könnte ich an Ihren Worten zweifeln!

Und werden Sie mich nicht vergessen, bis ich zurückkehre.

Nie, nie!

So lassen Sie uns dieser Stunde eingedenk sein, Margot, sagte er, ihre Hand ergreifend – lassen Sie uns ....

Er konnte nicht weiter reden, denn die Frau Wehring trat in das Zimmer, bald darauf auch Wehring, und das Gespräch nahm, wie in der letzten Zeit immer, jenen Ton an, der unter dem Mantel der Heiterkeit ein schmerzvolles Empfinden verbarg.

Nur Margot war heute anders. Ihre Augen glänzten in ungewöhnlicher Freudigkeit, und sie nahm wieder Antheil an dem Gespräche.

Am Morgen des anderen Tages stand der kleine Gebirgswagen angespannt vor der Thür – derselbe, in welchem sie mit ihm zum ersten Male nach der Fichtenau gekommen war; sein Koffer stand vorn auf dem Sitze neben dem Kutscher, welcher schon längere Zeit desjenigen, der, mit ihm fahren sollte, geharrt hatte. Man saß noch immer beim Frühstücke zusammen und es war, als suche man den Augenblick des Abschiedes so lange als möglich hinzuhalten.

Es ist Zeit! rief Walther, indem er sich gewaltsam aufrüttelte und aufsprang – geschieden muß sein – darum

so schnell wie möglich – je schwerer es uns wird! Leben Sie wohl, Herr Wehring, sprach er mit tiefer, innerer Bewegung – leben Sie herzlich wohl – nie werde ich Ihre aufopfernde Freundschaft für mich vergessen, meine Dankbarkeit ....

Lassen wir das, unterbrach ihn dieser, indem sich Beide herzlich die Hände schüttelten – ein rascher Abschied ist stets der beste – darum leben Sie wohl und halten Sie Wort – wir sehen uns wieder!

Wir sehen uns wieder! rief Walther, indem sein Auge sich fest auf Margot richtete – leben Sie wohl – und auch Sie, fuhr er fort, sich an die Frau Wehring wendend, auch Sie bitte ich, mich nicht zu vergessen!

Nein, nein, wir werden recht oft an Sie denken – vielleicht mehr, als Sie an uns – halten Sie Wort und schreiben Sie fleißig!

Vertrauen Sie fest auf mich, sagte er wieder mit demselben Blick auf Margot; dann trat er zu ihr, erfaßte ihre beiden Hände und flüsterte, indem er sie an sich zog: Gedenken Sie an gestern Abend und was wir gelobt haben!

Man trat hinaus – er sprang auf den Wagen, welcher rasch unter wiederholten Abschiedsgrüßen dahinrollte.

Noch immer stand sie ihm nachschauend und nachwinkend, fast regungslos und ohne Rücksicht auf ihre Umgebung – nochmals droben von der Höhe, wo der Weg in den Wald bog, winkte er mit dem Tuche – dann verschwand der Wagen – er war fort!

Sie sank laut weinend – denn es war nun vorbei mit ihrer Kraft – der Frau Wehring in die Arme, welche sie theilnehmend in das Haus zurückgeleitete.

Er aber fuhr einsam weiter, immer an jedem Puncte, wo sich irgend eine Aussicht auf das Thal eröffnete, zurückblickend und spähend nach einer Stelle, die ja durch so viele Erinnerungen verschönt wurde. Droben, wo zum letzten Male sein Blick, wenn auch nicht mehr das Thal selbst, doch die es umgebenden Berglinien erfassen konnte, ließ er halten und den Wagen langsam weiter fahren, um noch einmal in Gedanken Abschied zu nehmen.

Das Herz war ihm so schwer, die Brust schnürte sich so gewaltsam zusammen, daß er kaum zu athmen vermochte. – Weßhalb verlasse ich diesen Ort, sprach er dann ganz laut, da ihn Niemand hörte – diesen Ort, wo ich so glücklich war, wo mein ganzes Glück zurückbleibt – weßhalb? Weil ich ein Thor bin! – Noch kann ich zurückkehren! Noch ist es Zeit! – Nein, ach nein – es ist zu spät – ich muß fort – aber ich werde zurückkehren – bald – bald – und wenn ich wieder auf dieser Stelle stehe, dann – Margot – Du liebe, liebe, herzige Margot, dann – so lebe wohl – wohl – bis wir uns froh und freudig wiedersehen!

Mit diesem Troste und mit dieser Hoffnung wandte er sich, nachdem er den letzten Blick den Bergen der Fichtenau zugesandt hatte, und setzte seinen Weg fort – doch

Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe,
Die der Mensch, der vergängliche, baut?[1]

[1]Schiller.

Zweiter Band.

Erstes Capitel.

Das liebliche Thal des Harzes, die Fichtenau, in welcher Walther jetzt fast ein Jahr zugebracht hatte, lag hinter ihm und war seinen Augen entschwunden, und auch wir sind genöthigt, mit ihm diese Gegend zu verlassen und eine andere aufzusuchen, welche von dieser sehr verschieden ist.

Das Auge überblickt von einem etwas höheren Standpuncte aus eine weite, flache, hin und wieder in leichten Wellenlinien sich erhebende Ebene. Dunkle Kiefernwälder unterbrechen das einförmige Bild, ohne ihm jedoch eine größere Mannigfaltigkeit zu verleihen, denn diese Wälder sehen aus, wie ein schwärzlicher, unschöner Rahmen, mit welchem die Natur diesen Theil ihrer mißlungenen Schöpfung hat einschließen wollen, um ihn vor den Blicken der Menschen zu verbergen. Es ist das Alles sehr verschieden von der anumuthigen und romantischen Gebirgsgegend, die wir verlassen haben, und wenn es Dir dort gefallen hat, geneigte Leserin, wenn Du eine Freundin bist von Berg und Thal, von rasch dahineilenden Bächen, von malerischen Schluchten, wild starrenden Felsen, tiefdunkeln, schweigsamen Seen – überhaupt von demjenigen, was unsere Seele im Gebirge so mächtig ergreift und unser Herz schneller und erregter schlagen läßt, – dann wird es Dir dort, wohin ich Dich jetzt führe, wenig gefallen, und Du wirst den Wunsch haben, diese Gegend so bald als möglich wieder zu verlassen.

Ich kann diesen Wunsch jedoch leider nicht erfüllen, Du mußt im Gegentheil auch hier eine Zeit lang verweilen, wenn Du mir überhaupt bis zum Schlusse dieser Erzählung folgen willst. Vielleicht ändert sich auch Manches in Deinen Ansichten und Gefühlen, denn die Natur hat überall ihre Schönheiten, und selbst eine reizlose Gegend gewinnt, wenn wir erst heimisch darin geworden sind.

Diese, wohin ich Dich jetzt führe, liegt in Oberschlesien, nahe an der österreichischen Gränze. Es ist gerade ein klarer, warmer Sommerabend, und das scheidende Licht der untergehenden Sonne läßt die Vorberge der Karpathen, die Beskiden mit ihren malerischen Linien, wenn auch noch in ziemlich weiter Ferne, doch in purpurner Färbung erscheinen – Du siehst, es gibt auch hier Berge – wenn auch nicht in der Nähe, aber sie sind doch sichtbar und senden Grüße herüber, mit denen mancherlei verlockende und sehnsüchtige Gedanken in unserer Seele erwachen.

Oberschlesien ist noch jetzt ein sehr eigenthümliches Ländchen. Der Volkswitz nennt es Oberpodolien oder auch Oberitalien, je nachdem er seinen Spott in einen derben oder zarten Ausdruck einkleiden will; seine Bewohner beehrt man mit der Bezeichnung ›Rothhäute‹, woraus hervorgeht, daß man einen außerhalb der gewöhnlichen Cultur liegenden Zustand zu bezeichnen bemüht ist.

Wenn man jetzt noch immer in solcher Weise von Oberschlesien spricht – mit Recht oder Unrecht, wollen

wir dahingestellt sein lassen, – so ist mit Gewißheit anzunehmen, daß zur Zeit unserer Geschichte, im Jahre 1809, die Zustände jenes Landes von denen der anderen Provinzen des preußischen Staates in vielen Beziehungen verschieden gewesen sein mußten.

Jetzt liegt über Oberschlesien ein dichtes Netz von Eisenbahnen, seine unerschöpflichen Mineral- und Kohlenreichthümer sind erschlossen und werden in langen Wagenzügen fernen Gegenden zugeführt, viele Hunderte von Dampfmaschinen arbeiten Tag und Nacht, die hohen Essen rauschen, die Werke hämmern, walzen, schmelzen und klappern – kurz, die Industrie hat ihren siegreichen Einzug dort gehalten und aus ihrem Füllhorn Millionen ausgestreut an Viele, die oft nur wenig mehr gethan haben, als wozu die plötzlich veränderten Verhältnisse von selbst führten.

Und doch heißt Oberschlesien immer noch im Volkswitz Oberpodolien ober Oberitalien und seine Bewohner ›Rothhäute‹, denn Manches ist noch immer dort ganz abnorm und eigenthümlich. Der größte Theil der Bevölkerung gehört dem polnischen Volksstamme an, ohne von diesem als ebenbürtig anerkannt zu werden. Seine Sprache ist das sogenannte ›Wasserpolackisch‹, welches die Nationalpolen gar nicht verstehen. Diejenigen, welche es reden, besitzen die meisten Fehler der Polen, entbehren aber viele ihrer Tugenden, Sie sind faul, unreinlich, dem Trunke ergeben, unehrlich, bigott und jeder Bildung feindlich gesinnt. Sie lernen nicht Deutsch, aus Abneigung gegen die Deutschen, in welchen sie, ähnlich wie

in Südamerika die Sclaven, ihre Gebieter fürchten und theilweise hassen. In den meisten Schulen wird noch jetzt kein Deutsch oder nur so unvollkommen gelehrt, daß es ohne jeden Erfolg ist, und eine ungebildete, bigotte und deutschfeindliche Geistlichkeit ist bemüht, diese Gesinnung zu pflegen und das Volk in Dummheit und Stumpfheit zu erhalten.

Ihre guten Eigenschaften bestehen darin, daß sie unter tüchtiger und richtiger Anleitung lernen und, zum Fleiße angehalten, auch fleißig und thätig sind. Sie gewinnen dann gegen diejenigen, welche sich so mit ihnen beschäftigen, eine große, fast kindliche Anhänglichkeit und stehen in Brauchbarkeit und Zuverlässigkeit gegen die Deutschen nur wenig zurück. So ist ihre Ausbildung zum Soldaten zum Beispiel viel schwieriger; aber einmal ausgebildet, sind sie besonders tüchtig und brauchbar. Dennoch verfallen sie, sich selbst überlassen, bald wieder in die alten Fehler, sorglos in den Tag hinein zu leben und lieber zu entbehren und zu hungern, als für die Zukunft zu sorgen und zu arbeiten.

Zur Zeit unserer Geschichte, im Jahre 1809, waren die Zustände in Oberschlesien noch ganz anders, denn Cultur und Industrie hatten ihren Wohnsitz nur höchst vereinzelt und unvollkommen dort aufgeschlagen. Oberschlesien war ein fast unbekanntes Land, das selbst nicht einmal durch Kunststraßen mit anderen in Verbindung stand. Die reichen Gutsbesitzer, deren Güter zum Theil sehr große Flächen einnahmen, lebten für sich und unter

einander und suchten in Nachahmung des auswärts Gesehenen einen rohen und uncomfortablen Luxus zu entfalten.

Nach diesen allgemeinen Anleitungen wollen wir den nunmehrigen Schauplatz unserer Erzählung betreten, in deren Verlauf sich ja das Weitere in dieser Hinsicht von selbst entwickeln wird. Wir stellen uns zu diesem Zwecke auf einen Hügel und blicken vor uns auf ein Dorf hinab, in eine lange und breite Dorfstraße. Sie wird begränzt von elenden, kleinen und niedrigen Hütten, sämmtlich von Lehm erbaut und mit Stroh bedeckt. Die Schornsteine fehlen und der Rauch sucht seinen Weg durch die Thüren und andere Hoffnungen, an denen keineswegs ein Mangel ist. An dem einen Ende dieses Dorfes liegt das Herrenhaus oder das Schloß, wie man es allgemein nennt, umgeben auf der einen Seite von einem großen, weitläufigen Wirthschaftshofe, auf der anderen von einem ausgedehnten Parke. Die Gebäude, aus denen der Hof besteht, lassen ebenfalls Vieles zu wünschen übrig, nur wenige sind massiv, die meisten aus Fachwerk und mit Stroh gedeckt. Das Schloß dagegen ist ein stattliches und in seinem Style selbst edles Gebäude. Der Baumeister, welcher es vielleicht vor dreißig oder virzig Jahren gebaut, hat sich frei gehalten von dem schlechten Geschmacke der damaligen Zeit und dem Perrückenstyle nicht gehuldigt. Es zeigt einfache Verhältnisse und scheint mit einer vornehmen Verachtung auf seine ärmliche und unsaubere Umgebung hinabzublicken. Nach der Seite des Parkes steht es mehr mit diesem im Einklange.

Ein geräumiges, helles und sonniges Treibhaus schließt sich dort an, und ein großer, sauber gehaltener Rasenplatz, von breiten Kieswegen eingefaßt, bildet den Uebergang zu dem eigentlichen Parke, dessen hohe und malerisch gruppirte Bäume, hier und da Durchsichten gestattend, den Horizont anmuthig abgränzen.

In diesem Schlosse wohnte der Graf von Wallfort mit seiner Tochter Hedwig, welche wir bereits aus Alfred's Briefen oberflächlich kennen gelernt haben. Es war noch früh am Morgen. Der Graf befand sich in seinem Zimmer, mit seiner Toilette beschäftigt, denn es gehörte zu seinen Gewohnheiten oder, besser gesagt, zu seinen Eigenheiten, sich gleich nach dem Aufstehen und noch vor dem Frühstücke vollständig anzukleiden. Das Zimmer, in welchem er sich befindet, ist hoch und geräumig, mit einer dunkeln Tapete bekleidet und auch mit eben solchen Gardinen versehen, so daß das Licht nur unvollständig durch die Fenster hereinzudringen vermag. Den Fußboden bedeckt, ungeachtet es Sommer ist, ein dicker, weicher Teppich, auf welchem die Schritte der Gehenden unhörbar verhallen. Ein sehr geräumiger, altmodischer Schreibtisch, ein großer, fast eine Wand einnehmender Gewehrschrank, ein Sopha, mehrere Sessel und Stühle, ein runder Tisch, eine Wanduhr, ein großer, bis auf die Erde reichender Spiegel bilden, nebst einigen sonstigen unbedeutenden Gegenständen das Ameublement des Zimmers.

Der Graf steht in der Mitte desselben, und ein alter Diener mit schneeweißen Haaren ist beschäftigt, ihm

eine lange flanellene Binde mehrmals um den Leib zu wickeln. Er thut dies, indem er den Grafen, der das eine Ende der Binde festhält, langsam umkreis't und so gehend einwickelt, dann bindet er die Bänder fest und vollendet die weitere Bekleidung, wozu eine weiße Halsbinde und schließlich eine sehr kunstvoll gearbeitete Pariser Perrücke gehört, die bemüht ist, durch einige mit eingearbeitete graue Haare das vorgerückte Alter des Grafen anzudeuten.

Nachdem der Anzug so weit vorgeschritten war, wobei sich der Graf oft in dem großen Spiegel betrachtet hatte, reichte in der Diener einen seidenen, leicht wattirten Schlafrock. Dies Alles geschah, ohne daß irgend ein Wort gesprochen wurde, und es war ersichtlich, daß die ganze Handlung nach einer strengen, sich genau wiederholenden Vorschrift vor sich ging. Nunmehr bradte der Dierter auf einem silbernen Präsentirteller ein Glas Wasser, welches der Graf eben so schweigend austrank, dann entfernte er sich und trat nach kurzer Zeit mit dem Frühstücke wieder herein.

Nachdem er dasselbe, aus Kaffee, Weißbrod und Butter bestehend, auf dem Tische vor dem Sopha servirt hatte, blieb er schweigend an der Thür stehen.

Der Graf ging noch einige Male im Zimmer auf und ab, setzte sich dann in einen Sessel an den Tisch, schenkte sich Kaffee ein, schmierte sich eine Semmel und erst dann, nachdem er zu frühstücken begonnen hatte, eröffnete er zum ersten Male das Gespräch.

Gibt es etwas Neues, Friedrich?

Nein, Herr Graf, es ist nichts passirt.

Hat die Leda noch nicht gefohlt?

Nein, Herr Graf, der Bereiter hat noch nichts gemeldet.

Darauf kann man sich nicht verlassen, all' diese Kerle sind träge und nachlässig. Bist Du selbst im Stalle gewesen?

Nein, Herr Graf, das gehört nicht zu meinem Amte; ich habe den gnädigen Herrn zu bedienen und nicht Zeit, mich um die Pferde zu bekümmern.

Du wirst wieder grob, Friedrich, bemerkte der Graf, ohne den Ton seiner Stimme zu ändern, indem er sich Kaffee einschenkte; ich habe Dir schon oft gesagt, daß sich das nicht paßt, aber Du pochst immer darauf, daß Du schon bei meinem seligen Vater gedient hast.

Ich bin nicht grob, ich sage nur die Wahrheit, wenn mich der Herr Graf fragen, sonst schweige ich still und spreche kein Wort.

Das ist allerdings eine löbliche Eigenschaft von Dir, ohne dieselbe wäre es auch gar nicht mit Dir auszuhalten. Ist meine Tochter schon auf? fragte er nach einiger Zeit weiter, nachdem der Diener die letzte Bemerkung ohne Erwiederung gelassen und nur unmerklich mit den Schultern gezuckt hatte.

Ich weiß es nicht, Herr Graf, ich habe die gnädige Comtesse noch nicht gesehen.

Du weißt wieder gar nichts; so geh' und erkundige Dich.

Die gnädige Comtesse schlafen noch, meldete Friedrich, der sich kurze Zeit entfernt hatte, haben noch nicht geklingelt.

Noch nicht geklingelt, und es ist schon halb sieben Uhr, kommt Dir das nicht auffällig vor, Friedrich?

Nein, Herr Graf.

Nicht, warum nicht? Antworte im Zusammenhange, wenn ich Dich etwas frage.

Im Zusammenhange? bemerkte der Diener in sichtlich übler Laune; man weiß wirklich nicht, wie man es dem Herrn Grafen recht machen soll, bald spricht man zu viel, bald zu wenig.

Geh' jetzt hinaus, sagte der Graf immer in ruhigem Tone, ich brauche Dich nicht mehr – Du bist mir heute zu unleidlich – und wenn die Inspectoren kommen, so melde sie mir.

Der alte Diener verließ schweigend und mit gleichgültiger Miene das Zimmer,

Es ist manchmal wirklich mit ihm nicht mehr auszuhalten, sprach der Graf vor sich hin, indem er ein Zeitungsblatt in die Hand nahm; er weiß sehr wohl, daß er mir unentbehrlich ist und daß ich ihn nicht fortjagen werde, schon weil sein Vater und Großvater im Dienste meiner Familie gestanden. Außerdem gehört er zu den wenigen ehrlichen und braven Menschen, die mich nicht nur deßhalb bedienen, um mich zu betrügen und zu bestehlen. Alles Lumpe – Alles Schufte! Voll Kricherei und Unterthänigkeit, bis sie ihre Schäfchen geschoren und ihren Raub in Sicherheit gebracht haben – dann gehen sie

auf und davon. Ja, wenn ich ehrliche und tüchtige Verwalter hätte, ich könnte doppelt so viel Einkommen haben und auf einem ganz anderen Fuße leben. – Immer noch kein Friede, fuhr er, die Zeitung lesend, fort, er wird gewaltige Forderungen machen, da sich Oesterreich so lange sträubt – wenn wir hier nicht in einem so abgelegenen Winkel lebten, wir könnten vielleicht auch noch das Glück haben, französisch zu werden oder irgend einen französischen Parvenu zum Könige zu erhalten. – Wenn man es nicht selbst erlebt hätte, man hielte es nicht für möglich! Wer hätte vor drei Jahren so etwas denken können! Damals besaß Preußen noch eine für unüberwindlich gehaltene Armee – und jetzt – spurlos verschwunden wie die Spreu vor dem Sturm! Der König scheint für immer in Königsberg bleiben zu wollen, und ich kann es ihm auch nicht verdenken, daß er Berlin vollständig satt hat, denn es ist empörend, es ist haarsträubend, wie sich die Berliner benommen haben. – Doch was nutzt es, darüber zu denken und zu grübeln, dadurch wird es nicht besser. Wir pflügen unsere Felder, scheeren unsere Schafe und werden wieder geschoren, noch weit mehr und gründlicher, als die Schafe – wir müssen uns das gefallen lassen und froh sein, daß wir hier weit vom Kriegsschauplatze und unbeachtet fortleben können. – Ich muß sammeln, ich muß sparen, das ist die Hauptsache, denn die Zeit ist schlecht und kann wo möglich noch schlechter werden. Das Schwierigste bleibt jetzt, sein Bischen Geld zinsbar anzulegen und es vor den Augen habgieriger Menschen und Beamten zu verbergen. Jeder will

haben, besonders der Staat, der nichts mehr hat, als immense Schulden, und täglich neue macht und dafür seine Domainen verpfändet, als ob man nicht wüßte, daß dies bloß eine Spiegelfechterei sei, denn welcher Gläubiger kann sich, wenn die Zahlung stockt, an irgend eine Domaine halten? – Oesterreich ist gänzlich bankerott – man muß sein Bischen Geld einschließen, verstecken, denn es ist immer noch besser, keine Zinsen zu erhalten, als auch das Capital zu verlieren.

Die Inspectoren sind draußen, meldete der Diener.

Der Graf nickte stumm mit dem Kopfe, Friedrich entfernte sich wieder und bald darauf traten vier Männer in das Zimmer, welche sich mehrmals tief verneigten, dann an der Thür stehen blieben und der Anrede des Grafen entgegen harrten. Dieser war, die Zeitung lesend, ruhig in seinem Sessel sitzen geblieben, und erst nach einiger Zeit hob er den Kopf empor und blickte die Eingetretenen der Reihe nach musternd an.

Wie viel? fragte er dann einen der Inspectoren ansehend.

Dreizehn Centner fünfundvierzig Pfund.

Und Sie?

Vierzehn Centner elf Pfund.

Wenig, wenig – und bei Ihnen?

Elf Centner achtundsiebenzig Pfund.

Und in Willschare?

Siebenzehn Centner.

Der Graf hatte sich die Antworten notirt und sagte dann mit finsterer Miene. Das macht im Ganzen vierundfünfzig Centner vierunddreißig Pfund. Netto oder Brutto?

Alles Brutto, entgegnete einer der Inspectoren; die Wolle kann nur in den Ballen gewogen werden, wie der Herr Graf wissen.

Aber man kann die Tara abrechnen und dann weiß man erst, was man geschoren hat. Das ist ja kaum glaublich, fuhr er zornig fort, von fünftausend Schafen nur vierundfünfzig Centner? Da thäte man ja besser, die ganze Zucht aufzugeben!

Es sind im Winter über achthundert Schafe eingegangen, wie der Herr Graf wissen, bemerkte der Inspector wieder. Die Electoral-Schafe geben wenig Wolle und sind dabei sehr difficil in der Behandlung. Es ist bei der Schur mit der größten Sorgfalt zu Werke gegangen und die Wäsche gut ausgefallen; ich hätte selbst geglaubt, daß es mehr geben würde.

So? sagte der Graf, ich kann mir das denken; Ihr glaubt immer vorher alles Mögliche, fuhr er ergrimmt fort, es ist nur schade, daß es später immer anders ist. So schlecht habe ich ja noch nie geschoren!

Die Inspectoren verharrten in einem demüthigen Schweigen, denn sie wußten aus Erfahrung, daß jede weitere Erörterung den Zorn ihres Brodherrn nur vergrößere, und zogen es daher vor, den Ausbruch desselben ruhig über

sich ergehen zu lassen. Der Graf aber, der die Bewirthschaftung seiner großen Güter nicht im Einzelnen übersehen konnte, auch den Versuch dazu aufgegeben hatte, wußte ebenfalls aus Erfahrung, daß er im Kleinen und Großen betrogen wurde, aber er hatte noch kein Mittel ausfindig gemacht, um diesem Uebelstande abzuhelfen. Er hielt seine Beamten sammt und sonders für seine Feinde, und sein Bestreben ging daher dahin, sie so unschädlich zu machen als möglich. Der geringe Ertrag der diesjährigen Wollschur hatte ihn um so mehr mit Zorn erfüllt, als er erst im verflossenen Jahre nicht unbedeutende Summen auf den Ankauf veredelter Böcke verwandt hatte, durch welche sich die Wolle vermehren und zugleich einen höheren Preis erlangen sollte. Er kam jedoch auch jetzt zu der Ueberzeugung, daß weitere Erörterungen nutzlos seien, da er durch Unwohlsein verhindert gewesen war, der Schur selbst beizuwohnen, und er sich daher mit den Angaben seiner Beamten begnügen müsse.

Es lag durchaus nicht in seinem Charakter, seinem Zorne nutzlos freien Lauf zu lassen, er behielt vielmehr seine Wahrnehmung und die daraus gewonnene Erkenntniß in sich und handelte dann plötzlich und rücksichtslos darnach, sobald er glaubte, daß dies ohne noch größere Beeinträchtigung seines eigenen Vortheiles geschehen konnte. Die Beamten standen daher sämmtlich auf vierteljährige Kündigung und waren ihrerseits wieder bemüht, auch dieser unsicheren Stellung so vielen und schleunigen Nutzen zu ziehen, als irgend möglich war.

Der Graf hatte daher sehr Recht, wenn er glaubte, daß er von seinen Gütern einen viel höheren Ertrag ziehen könne, aber er suchte vergebens nach den Mitteln, dies zu erreichen.

Wie steht es um den Markt in diesem Jahre? fragte er nach einiger Zeit weiter.

Es soll schlecht stehen, entgegnete wieder der Inspector, welcher den Wortführer machte, wo sollte auch jetzt ein guter Markt herkommen! Aber wir lesen keine Zeitungen, wir haben kein Geld, um uns eine Zeitung zu halten, der Herr Graf werden ja besser wissen, wie es in Breslau aussieht.

Es sieht schlecht aus, die beste Wolle hält man zu achtzig bis neunzig Thaler, ein schlechter Preis.

Wenn's nur wahr ist, sagte der Inspector mit demüthigem Tone, welcher jedoch mit seinen Worten nicht recht im Einklange stand; sie schreiben immer Vieles in die Zeitung, aber wenn man hinkommt, ist doch Alles anders.

Deßhalb ist es am Besten, daß Sie gar nicht hinkommen, sondern zu Hause bleiben, erwiederte der Graf, denn Leute, die von vorn herein schon immer schwarz sehen, taugen nicht zu solchen Geschäften.

Wie der Herr Graf befehlen; ich bin froh, wenn ich dieses unangenehme Geschäft nicht zu betreiben habe.

Ich werde deßhalb die weiteren Befehle erlassen. Die Wagen sollen morgen früh abfahren – die Wolle kommt heute sämmtlich zum Nachwägen hieher, damit ich mich überzeuge, wie viel es ist. Sie kann ich übrigens nicht

mehr gebrauchen, fuhr er fort, den Inspector finster ansehend, und kündige Ihnen hiermit; Michaeli können Sie gehen.

Wenn der Herr Graf vielleicht die Gnade haben wollten, erwiederte sichtlich bestürzt der Inspector, daß ....

Sie sind entlassen, unterbrach der Graf, mit der Hand winkend – machen Sie, daß Sie fortkommen!

Die Beamten entfernten sich mit tiefen Verbeugungen, ohne daß der Graf sie eines weiteren Blickes würdigte. Als sie fort waren, ging er eine Zeit lang heftig in dem Zimmer auf und ab, indem er hin und wieder unverständliche Worte murmelte, welche den Zorn und den Aerger kundgaben, die ihn erfüllten. Er wurde in dieser unangenehmen Beschäftigung durch den Eintritt seines Leibdieners unterbrochen.

Nun, was gibt es wieder? herrschte er ihn an.

Der junge Herr Baron sind eben vorgefahren, meldete dieser ruhig.

Mein Neffe? Ah, das ist mir lieb, er soll sogleich zu mir heraufkommen!

Zweites Capitel.

Guten Morgen, lieber Onkel, sagte Alfred, der bald darauf in das Zimmer trat. Sie wundern Sich gewiß, daß ich schon wieder hier bin, aber Sie müssen mich dieses Mal eine längere Zeit bei Sich behalten, denn das Leben in Breslau ist so langweilig, es herrscht dort eine so gedrückte Stimmung, daß ich froh war, als ich die Stadt im Rücken hatte,

Ich freue mich, daß Du kommst, erwiederte der Graf mit größerer Freundlichkeit, als dies sonst in seinem Wesen lag, ich freue mich sehr, denn ich bedarf Deiner; Du mußt mir eine große Gefälligkeit erzeigen.

Ich Ihnen eine Gefälligkeit? fragte der Neffe sichtlich erstaunt, Sie wissen ja, bester Onkel, daß ich stets zu Ihren Diensten stehe und daß Sie ganz über mich zu verfügen haben.

Es freut mich, das von Dir zu hören. Denke Dir, fuhr er lebhaft fort, nach der Meldung meiner Herren Inspectoren habe ich im Ganzen nur vierundfünfzig Centner geschoren – von fünftausend Schafen – es ist ein Scandal – achthundert Stück, sagt man mir heute, seien im Winter eingegangen, das erfahre ich so nebenbei! In einer so großartigen Weise bin ich noch nie von diesen Schuften betrogen worden, wenigstens nicht so rundweg in Einer Summe; aber ich kann leider nichts thun, denn ich war während der Schur krank, und jetzt ist längst Alles über die Seite gebracht, längst über die Gränze.

Das ist allerdings unglaublich wenig, bemerkte der junge Mann.

Nicht wahr, ganz unglaublich?! Ich werde sämmtliche Schafe abschaffen und hätte es längst gethan, wenn ich den Dünger nicht brauchte. Aber lassen wir das jetzt. Mehr wird die Wolle nicht, das steht fest, es handelt sich jetzt darum, beim Verkaufe nicht abermals betrogen zu werden, und deßhalb wollte ich Dich bitten, das Geschäft zu übernehmen.

Ich soll in Breslau auf dem Wollsack sitzen? rief Alfred lachend – eine ganz neue Art von der Unterhaltung für mich. Aber wenn Sie es wünschen, von Herzen gern, es wird ohnehin eine piquante Abwechselung sein.

Du mußt die Sache nicht von dieser leichten Seite auffassen, bemerkte der Graf sichtlich besorgt, denn es handelt sich dabei immer um ganz beträchtliche Summen. Meine Wolle gehört zu der besten der Provinz, und ich halte hundert Thaler für den Centner nicht für einen zu hohen Preis. Du mußt die Conjuncturen genau erforschen, nicht voreilig losschlagen, aber auch nicht damit zögern, wenn die Nachfrage abnimmt. Das will Alles wohl erwogen und überlegt sein, und man kann sehr leicht tausend Thaler gewinnen oder verlieren.

Sie werden mir den niedrigsten Preis bestimmen, lieber Onkel, unter dem ich nicht verkaufe, erwiederte Alfred, bei dem sichtlich ein Mangel an Selbstvertrauen sich zu regen begann; ich werde dann nach Kräften bemüht sein, so viel als irgend möglich mehr zu erlangen.

Das kann ich nicht, bemerkte nachdenkend der Graf, bei den jetzigen Verhältnissen des Marktes läßt sich der Preis schwer im Voraus bestimmen. Es ist auch noch kein einziger Käufer hier gewesen, und diese Juden haben eine feine Nase und wissen immer vorher, wie sie ihre Procente herausschlagen. Nein, Du mußt freie Hand haben, anders geht es nicht. Ich vertraue dabei Deiner Umsicht und Thätigkeit.

An der letzteren soll es nicht fehlen, sagte der junge Mann in einem zögernden Tone, aber – ich kann die Preise nicht besser machen, wie sie sein werden, das müssen Sie nicht vergessen, bester Onkel, wenn das Geschäft doch vielleicht Ihren Erwartungen nicht entsprechen sollte.

Das versteht sich von selbst, bemerkte nicht ohne Unruhe der Graf; wir sprechen noch darüber, die morgende Zeitung wird vielleicht etwas Näheres bringen. Hast Du denn nichts gehört? Du kommst ja frischweg von Breslau – man muß doch über den Wollmarkt eine Ansicht haben.

Ich habe mich wirklich nicht darum bekümmert; freilich, wenn ich gewußt hätte, daß Sie mich mit diesem Geschäfte betrauen wollten ....

Es ist recht schade, unterbrach ihn der Graf; aber ich kann keinen von diesen Kerls nach Breslau schicken, ich würde abermals grandios betrogen werden. Auch habe ich dem brauchbarsten, dem Einzigen, der sich allenfalls dazu eignete, bereits gekündigt, und Du weißt, ich nehme nie mein Wort zurück.

Ich werde mein Möglichstes thun, bester Onkel, verlassen Sie Sich darauf, entgegnete Alfred heiter, und ich hoffe, Sie sollen mit mir zufrieden sein. Aber ich bin auch nicht ohne Absicht hierher gekommen, und es scheint fast, daß der Zweck meiner Reise Ihnen angenehm sein wird.

Du bist mir immer angenehm, das weißt Du. Wenn Du Dich entschließen könntest, ganz hier zu bleiben und mir etwas in der Wirthschaft zu helfen ....

Jeder Mensch hat seine Neigungen, und an mir ist nun einmal ein Landwirth verdorben; aber ich bringe da für einen weit besseren Ersatz.

Wie meinst Du das?

Mein Freund hat mir geschrieben, daß er bereit sei, die Stelle anzunehmen und in kurzer Zeit hier eintreffen werde.

Hat er das? fragte der Graf mit einem eigenthümlichen Lächeln. Nun, ich habe nie daran gezweifelt, denn an Bewerbern um eine solche Stelle ist durchaus kein Mangel.

Ich habe Ihnen die Verhältnisse meines Freundes vorher mitgetheilt, und Sie werden Sich erinnern, daß er eine auskömmliche Stellung aufgegeben hat, um die ihm angebotene – er betonte das letzte Wort etwas stärker – anzutreten. Wie ich mir gedacht habe, hat ihn hauptsächlich der Umstand dazu bestimmt, wieder mit seiner Mutter zusammen und in der Heimath leben zu können.

Ich muß es daher wohl als eine besondere Rücksicht ansehen, daß er die Gnade haben will, in meinen Dienst zu treten?

Das nicht, gewiß nicht, aber Eines ist bei dieser Sache unerläßlich, sonst ist es jedenfalls besser, sie unterbleibt jetzt noch.

Du sprichst ja in einem absonderlichen Tone! Was wäre denn dieses Eine?

Sie dürfen nicht den mindesten Zweifel in seine Treue und seine Ehrlichkeit setzen. Sie können fest überzeugt sein, daß er mit Aufopferung seines eigenen Vortheils den Ihrigen fördern wird, denn er ist mein Freund und ein Ehrenmann; das geringste Mißtrauen aber in dieser Beziehung, so kenne ich ihn, würde ihn sofort bestimmen, die Stelle wieder aufzugeben.

Heißt das vielleicht so viel, fragte der Graf in sichtlicher Aufregung, daß er ohne alle Controle bleiben soll und thun und lassen kann, was er will? Wenn dies die Bedingung ist, so kann ich den Ehrenmann, Deinen Freund, nicht gebrauchen, denn ich muß wissen, wie meiVne Beamten wirthschaften, und will ihnen befehlen, was sie thun und lassen sollen!

Das versteht sich Alles von selbst. Er wird Ihr Beamter und steht unter Ihren Befehlen. Er wird diese Befehle genau befolgen, davon bin ich fest überzeugt; er wird sich auch jeder Controle unterwerfen, die das Geschäft erfordert, und Ihnen genaue und *richtige* Rechnung legen. Ich hoffe, Sie werden aus den Resultaten derselben sehr bald ersehen, welcher Unterschied zwischen ihm und den Anderen obwaltet, aber Sie dürfen dann auch an seinen Angaben nicht zweifeln.

Nicht zweifeln? wiederholte der Graf in langsamem Tone – gar nicht zweifeln? Das ist etwas viel verlangt – ich habe noch nie einen Beamten gehabt, an dem ich – doch die Sache ist ja abgemacht – wann wird er kommen?

Einen bestimmten Tag hat er mir nicht geschrieben, erwiederte Alfred, indem er seinen Onkel fest anblickte – es freut mich, daß die Sache abgemacht ist, besonders für Sie. Wahrscheinlich treffe ich ihn in Breslau, wenn ich dort mit der Wolle bin, was mir in vieler Beziehung sehr angenehm sein würde, und bringen ihn dann gleich mit.

Gut, sagte der Graf – bringe ihn mit, denn es ist die höchste Zeit, daß die beiden Vorwerke einen tüchtigen Verwalter erhalten; es sieht dort keineswegs erfreulich aus. Stehst Du in einem sehr intimen Verhältnisse zu ihm? fragte er nach kurzem Schweigen mit bedenklicher Miene weiter.

Wir sind Schulfreunde – Sie wissen es ja, und haben diese Freundschaft auch später fortgesetzt.

Duzt Ihr Euch?

Natürlich.

Nicht angenehm, nicht passend. Du bist mein Neffe, oft hier längere Zeit anwesend, und da schickt es sich nicht, schon der Leute wegen, wenn ein Beamter, der in Lohn und Brod bei mir steht, Dich Du nennt – paßt sich nicht.

Läßt sich aber doch nicht ändern, bester Onkel; wenn Sie daran Anstoß nehmen, so könnte noch ....

Ihr könnt Euch ja vor den Leuten Sie nennen, und nur wenn Ihr unter Euch seid, meinetwegen ....

Nein, das geht nicht. Er würde vielleicht oder vielmehr jedenfalls darein willigen, wenn ich es ihm vorschlüge, aber ich werde es ihm nie vorschlagen.

Nicht, und weßhalb nicht?

Weil ich mich vor mir selbst schämen müßte.

Schämen? Ueberspannte, falsche Ideen, von denen Du später hoffentlich zurückkommst!

Warten wir es ab – Sie vergessen auch, daß mein Freund Officier war, daß ....

Ach, bei dem zusammengelaufenen Corps des Herzogs von Braunschweig, der froh war, wenn er Officiere machen konnte, gleichviel, wo er sie hernahm!

Wie geht es Cousine Hedwig? fragte der junge Mann, den die letzte Bemerkung unangenehm berührte.

Hedwig befindet sich wohl und wird sich freuen, Dich wiederzusehen.

Ist sie noch nicht auf?

Ich weiß es nicht; ich sehe sie niemals des Morgens. Wir frühstücken allein, denn sie schläft oft sehr lange, und da ich pünktlich um sechs Uhr aufstehe und dann nach einer halben Stunde mein Frühstück einnehme, so kann ich nicht auf sie warten. Außerdem frühstückt sie bald auf ihrem Zimmer, bald im Parke oder auf irgend einem beliebigen Puncte – das paßt nicht für mich, denn ich liebe Ordnung und Regelmäßigkeit in allen Dingen.

Ich werde mich erkundigen, ob ich sie vielleicht schon sprechen kann; es ist acht Uhr ....

Thue das; ich habe ohnehin noch Geschäfte. Bei Tische sehe ich Dich wieder, oder willst Du mich nach Willschare begleiten? Ich ....

Wenn Ihnen nicht besonders viel daran liegt, ziehe ich es vor, hier zu bleiben.

Ganz nach Deinem Belieben. Du weißt, es ist mein Grundsatz, Niemanden zu geniren; ein Jeder kann bei mir ganz nach seinen Neigungen leben – das ist das erste Erforderniß einer nobeln Gastfreiheit – keine Gêne. Der Gast darf gar nicht merken, daß er Gast ist, er muß sich wie zu Hause fühlen, nur vielleicht angenehmer, das ist mein Grundsatz. Thue daher, was Du willst – um zwei Uhr pünktlich wird gegessen, das vergiß nicht, und solltest Du Dich in Hedwig's Gesellschaft befinden, so erinnere sie daran, wenn es Zeit ist, denn sie hat oft in dieser Beziehung zu meinem steten Aerger ein sehr schwaches Gedächtniß, obgleich sie weiß, daß mir das Essen nicht mehr schmeckt, wenn ich darauf warten muß. Ich liebe einmal Ordnung und Pünktlichkeit, ohne welche überhaupt nichts in der Welt ausführbar ist.

Ich werde Ihnen keinen Anlaß zur Unzufriedenheit geben, erwiederte lächelnd der Neffe, und mich pünktlich zum Diner einfinden; auch hoffe ich, Cousine Hedwig soll ebenfalls nicht fehlen.

Mit diesen Worten verabschiedete sich Alfred, um seine Cousine aufzusuchen. Er erfuhr, daß sie sich das Frühstück nach einem ziemlich entfernten Puncte des Parkes hatte bringen lassen, einer kleinen, noch durch die Kunst erhöhten Anhöhe, von welcher man eine etwas freiere Aussicht über die nächste Umgebung und auch auf die fernen Gebirge genoß.

Es war, wie bereits bemerkt, ein schöner, klarer, etwas kühler Morgen. Durch die frische, balsamische Luft zogen die ersten Schwingungen des kommenden Herbstes, das

Laub hatte sich dunkler gefärbt und die Natur prangte in der vollen üppigen Kraft ihres gereifteren Daseins. Alfred schritt langsam durch die gut unterhaltenen Kriegswege des weitläufigen Parkes, aber er richtete weder auf die Gruppen der hohen Bäume, deren verschiedenartiges Laub malerisch in einander floß, noch auf die Durchsichten, welche sich hier und da über kurzgeschorene Wiesenteppiche hinaus auf die fernen, blauen Gebirgszüge eröffneten, sein Auge, er suchte einen anderen Gegenstand, den er endlich auch erblickte, Hedwig saß auf einer kleinen, einfachen Moosbank am Fuße einer hohen, breitästigen alten Eiche, in das Lesen eines Buches vertieft. Unwillkürlich blieb er stehen, von ihrem Anblicke gefesselt.

Ein dunkles, bis zum Halse hinaufgehendes Kleid umschloß ihre hohe, schlanke Gestalt, welche sich von dem lichten Hintergrunde des Himmels malerisch abzeichnete, ihre Augen waren von den langen, seidenen Wimpern verdeckt, aber auf ihrem schönen, edlen Gesichte eine tiefe, innere Empfindung sichtbar, wahrscheinlich hervorgerufen durch den Inhalt des Buches, in welches sie so vertieft war, daß sie die Annäherung ihres Vetters gar nicht bemerkte.

Zu ihren Füßen lagen zwei große, weiße Windhunde. Diese richteten jetzt die langen, schlanken Köpfe empor und deuteten durch ein leises Knurren ihrer Gebieterin an, daß Jemand ihre Einsamkeit störe.

Mit einer unwilligen Miene schlug sie die großen, dunklen Augen auf, aber der finstere Ausdruck derselben verschwand und ein freundliches Lächeln legte sich um ihren kleinen Mund, als sie in dem Kommenden ihren Vetter erkannte,

Ah, Alfred, Du bist es! rief sie ihm entgegen, welch unerwarteter Besuch!

Wenn auch unerwartet, doch nicht unwillkommen, hoffe ich, sagte er, zu ihr herantretend und ihr die Hand reichend. Du hast Dir hier einen recht hübschen Platz ausgesucht, aber etwas entlegen.

Bist Du müde geworden, indem Du herkamst? fragte sie lächelnd; es thut mir leid, komm, setze Dich und ruhe Dich aus.

Müde bin nicht, aber die Zeit wurde mir lang, bis ich Dich gefunden, erwiederte er, sich neben sie setzend; man wies mich erst nach dem Pavillon, und da ich Dich dort nicht fand, vermuthete ich, daß Du hier seiest, da ich Deine Lieblingsplätze kenne.

Nun es freut mich, daß Du Dich in deiner Vermuthung nicht betrogen und mich so bald gefunden hast, denn ich hatte die Absicht, auszureiten.

Wenn es Dir genehm ist, so begleite ich Dich. Wir haben ja noch lange Zeit bis zum Diner, zu welchem wir uns, wie mir Dein Vater heute wiederholt einschärfte, pünktlich um zwei Uhr einfinden müssen.

Ja, sonst ist er übler Laune, was übrigens nichts Seltenes bei ihm ist – doch da wir Zeit haben, plaudern wir;

lassen wir überhaupt das Reiten heute Vormittag – der Tag ist ja ohnehin jetzt noch lang. Was führt Dich zu uns?

Vor Allem der Wunsch, Dich wiederzusehen, schöne Cousine, wieder ....

Ach, laß das, Alfred, unterbrach sie ihn ernst – Du weißt, ich liebe das nicht.

Es ist dies wenig schmeichelhaft für mich, sagte er mit einer Mischung von Lächeln und Empfindlichkeit; ich hatte sogar gehofft, Aehnliches von Dir zu hören.

Sie sah ihn mit Ihren großen, braunen Augen verwundert an, dann zog ein spöttisches Lächeln um ihren Mund. Wollen wir jetzt ernsthaft sprechen? fragte sie weiter.

Freust Du Dich wirklich gar nicht darüber, daß ich hier bin, und noch dazu ganz unerwartet? sagte Alfred, die Gräfin fest ansehend.

Mein Gott, das versteht sich ja von selbst, wozu das noch besonders erwähnen! Ich dächte, Du hättest es in meinen Mienen lesen können, als ich Dich zuerst begrüßte.

Nun, so lassen wir das also, bemerkte er empfindlich – ich bin hier, weil ich Deinem Vater die Weole in Breslau verkaufen, dort auf dem Wollsack sitzen soll, und da muß ich mir meine Waare doch vorher ansehen.

Was? rief sie, in lautes Lachen ausbrechend, Du willst auf den Wollmarkt – ach, das ist ja köstlich! Papa hätte auch wirklich keinen passenderen Bevollmächtigten wählen können!

Wie meinst Du das? Du hältst mich nicht dazu geeignet? Nun, darin wenigstens stimmen wir ganz überein, und wenn ich eine Ahnung davon gehabt hatte, mit diesem Auftrage beehrt zu werden, würde ich meinen Besuch jedenfalls noch lange verschoben haben, bis die Wolle fort war.

Deswegen bist Du also nicht gekommen? Nun, es freut mich, das von Dir zu hören.

Nein, deswegen bin ich nicht gekommen – es war natürlich nur ein Scherz, aber daß ich die Wolle verkaufen muß, ist leider Ernst geworden. Du liest den Faust von Goethe? fragte er plötzlich, das Buch aufschlagend, welches er während des Gespräches in die Hand genommen hatte.

Wundert Dich das wieder? sagte sie lächelnd.

Und gefällt Dir das Buch?

Sehr – ich lese es schon zum dritten Male, und je mehr ich es lese, je mehr gefällt es mir, weil ich es immer besser verstehe.

Goethe's »Faust« ist keine Lecture für junge Mädchen, sagte er ernst; Du solltest Derartiges nicht lesen.

Derartiges? Wenn es nur noch Derartiges gäbe! Du weißt, Alfred, fuhr sie dann ernst fort, ich liebe Derartiges, das heißt solche Bemerkungen nicht. Ich bin alt genug, um mir meine Lecture selbst wählen zu können,

und halte es für ein albernes Vorurtheil, daß junge Mädchen nichts weiter lesen sollen, als langweilige sogenannte moralische Erzählungen oder vielleicht fade Lafontaine'sche Romane. Ihr Männer glaubt immer etwas Besonderes vor uns voraus zu haben, Alles thun und lassen zu dürfen, was Euch beliebt, während wir erst gehorsam bei Euch anfragen sollen, ob es uns erlaubt sei, die besten Werke unserer Dichter zu lesen, wenn die Dinge darin mit ihren Namen genannt werden und in ihrer wirklichen Gestalt erscheinen. Weßhalb soll ich zum Beispiel den Faust nicht lesen?

Nun, da Du ihn bereits dreimal gelesen hast, wirst Du wenigstens erkannt haben, daß Gretchens Geschichte nicht für junge Mädchen geschrieben ist.

Für prüde oder alberne junge Mädchen nicht, da hast Du Recht, aber für beständige und unbefangene eben so gut, wie für Euch. Was man darin nicht für junge Mächen passend findet, davon hören, das erfahren die jungen Mädchen ja in der Wirklichkeit doch zum Ueberfluß und Ekel, nur ohne alle Poesie. Du hast nur nöthig, durch unsere Dörfer zu gehen oder das Leben des Hofgesindes einer wenn auch noch so oberflächlichen Betrachtung zu unterwerfen – deren sich selbst ein junges Mädchen auch beim besten Willen nicht immer entschlagen kann, setzte sie mit spöttischem Lächeln hinzu –, und Du erhältst Bilder aus der Wirklichkeit – widerlich, poesielos, o, oft abscheulich und ekelhaft – und doch müssen wir den Eindruck davon in uns aufnehmen und thun, als sähen oder

wüßten wir es nicht – und da soll ich die rührende, lebenswahre Geschichte des armen Gretchens nicht lesen – ach nein, Alfred, das ist eine kindische Auffassung!

Gefällt Dir Gretchens Charakter? fragte er, sie forschend ansehend.

Ich finde ihn vortrefflich gezeichnet.

Glaubst Du, Gretchen hätte Gretchen sein können, wenn sie Goethe's Faust gelesen hätte?

Welche thörichte, müssige Frage, erwiederte sie mit einem zornigen Aufblitzen ihrer dunkeln Augen, und ich weiß wirklich nicht, was Du damit sagen willst.

Die Erkenntniß ist eine Frucht, die erst reift, wenn viele schöne Blüthen abgeblüht haben, namentlich beim Weibe.

Ein falsches, unpassendes Bild, ein alberner Gemeinplatz! rief sie zornig. Der Mensch ist keine Pflanze, die blos vegetirt, erst blüht und dann eine Frucht treibt – es liegt ihm ob, seinen Verstand auszubilden, so weit es möglich ist und er es vermag, dazu hat er ihn erhalten.

Aber nicht auf Kosten seines Herzens oder seines Gefühls, namentlich nicht das Weib, bei dem diese Kraft der Seele in erster Reihe steht.

O, ich kenne diese Ansicht des sogenannten starken Geschlechtes, welches Alles für sich allein beansprucht und das Weib zu einem untergeordneten Wesen herabsetzt – ja, ihr seid stark in der Ueberhebung Eures Selbst – sonst aber – nun, sprechen wir nicht weiter davon, sagte sie mit einem verächtlichen Kräuseln ihrer Lippen, ich

theile einmal diese Ansicht nicht, und Du wirst Dich vergeblich bemühen, sie mir aufzudringen.

Es ist dies auch gar nicht meine Absicht, sagte er ruhig, aber Deine Empfindlichkeit beweis't nur, daß Du Dich im Unrechte fühlst.

Ich bin durchaus nicht empfindlich, erwiederte sie mit einem gezwungenen Lächeln, aber Du bist weder mein Lehrer, noch mein Vormund, und ich werde daher lesen, was mir beliebt, und ohne Dich vorher um Erlaubniß zu bitten.

Davon bin ich vollkommen überzeugt, obgleich Du zugeben mußt, daß zwei Menschen sich doch gegenseitig bestimmen können, so daß die Ansicht des einen mehr oder weniger der Maßstab für die Handlungsweise des anderen wird, auch wenn sie nicht in einem elterlichen oder vormundschaftlichen Verhältnisse zusammen stehen.

Meinetwegen, sagte sie trotzig, bei uns ist dies aber nicht der Fall, also sprechen wir von etwas Anderem. Du hast mir immer noch nicht mitgetheilt, weßhalb Du uns so unerwartet mit Deiner Gegenwart erfreust.

Er sah sie eine Zeit lang ernst und fast traurig an, ehe er antwortete. Ich weiß kaum, ob es Dich interessiren wird, die Ursache meiner Anwesenheit zu erfahren, denn sie ist wirklich rein wirthschaftlicher Natur.

Also doch die Wolle?

Nein, nicht die Wolle, sondern die Besetzung einer Inspectorstelle, eine Sache, welche Dir jedenfalls gleichgültig ist.

Die Besetzung einer Inspectorstelle? fragte sie aufhorchend. Hängt es vielleicht mit der Angelegenheit Deines Freundes zusammen, an dem Du einen so großen Antheil nimmst?

Dessen erinnerst Du Dich wirklich noch?

Du mußt einen schlechten Begriff von meinem Gedächtniß haben.

In wie fern?

Nun, habe ich nicht dem Vater diesen Freund als einen besonders befähigten und tüchtigen Menschen schildern müssen, obgleich ich ihn gar nicht kenne – hast Du das ganz vergessen?

Ich nicht, aber ich glaubte, Du. Es freut mich, daß Du Dich daran erinnerst, und ich danke Dir wiederholt, daß Du mir diesen Gefallen gethan hast.

Sei nicht so verschwenderisch mit Deinem Danke, ich that es, weil mich die Geschichte Deines Freundes interessirte.

Nur deßhalb?

Nun, weßhalb denn sonst? fragte sie wieder mit einem spöttischen Lächeln.

Und weßhalb interessirst Du Dich für meinen Freund?

Weßhalb? erwiederte sie mit leuchtenden Augen, weil er zu den Wenigen gehört, die nicht bloß durch Redensarten, sondern durch die That beweisen, daß sie sich der Tyrannei des Gewaltigen nicht beugen wollen, die handeln, so viel es in ihrer Kraft und in ihrer Macht steht,

während die Anderen – doch Du kennst ja meine Ansichten, wir haben ja oft genug darüber gesprochen und gestritten – der liebe Gott hat es einmal gewollt, daß ich ein Weib geworden, sonst säße ich sicher nicht hier, sondern wäre längst mit hinausgezogen, irgendwo hin, wo unsere deutschen Brüder gegen den Unterdrücker im Kampfe stehen.

Noch immer hast du diese exaltirten Ansichten? fragte er, indem sein Blick dem ihrigen auswich, der fest und leidenschaftlich auf ihm ruhte, noch immer, und auch jetzt noch, nachdem der Erfolg gezeigt, wie thöricht und schädlich solche unreife Unternehmungen sind?

Der Erfolg? Beschönige nicht den Mangel an Muth und Energie mit dem Erfolge. Wenn wir nie daran glauben, daß der Erfolg unsere Anstrengungen zur Befreiung unseres geknechteten Vaterlandes krönen wird, so werden wir niemals damit beginnen, denn jeder Erfolg setzt nicht nur ein Wollen, sondern ein Handeln voraus – doch wozu dieses Thema weiter zwischen uns erörtern, ich weiß ja, daß Du den Erfolg abwarten wirst, also lassen wir das!

Du weißt auch, daß Du mir Unrecht thust, auch, daß Du mich durch solche Vorwürfe tief verletzest, und doch wiederholst Du sie – es muß wenigstens Aussicht zu einem Erfolge vorhanden sein, man muß sich mit dem Verstande sagen können ....

Lassen wir das, rief sie heftig, es führt ja doch nicht zu einer gegenseitigen Verständigung. Aussicht zu einem Erfolge? fuhr sie dessen ungeachtet fort. Wenn die Schlacht von Wagram gewonnen wäre, wie es so leicht bei einiger

Energie und Umsicht der Oesterreicher hätte geschehen. können, wenn die Franzosen auf der Löbau vernichtet worden wären, würde dann der Zug des tapfern Herzogs keinen Erfolg geleistet haben? Ganz Deutschland hätte sich erhoben und die ersten Kämpfer für die Freiheit würde man als Helden gepriesen haben; jetzt ist die Entscheidung eine andere gewesen, aber in meinen Augen sind jene Männer deßhalb dennoch Helden der Freiheit – auch Dein Freund, setzte sie mit Nachdruck hinzu – und deßhalb interessirte und interessire ich mich für ihn, das allein ist der Grund!

Es freut mich dies meines Freundes wegen, denn er wird in kurzer Zeit hier sein.

Er hat also die Stelle angenommen?

Er hat sie angenommen, seine Stellung im Harze aufgegeben, wo ihn patriotische Männer den Verfolgungen seiner Feinde entzogen haben, und wird künftig zu den Dienstleuten Deines Vaters gehören.

Zu den Beamten meines Vaters, verbesserte sie; übrigens gefällt mir dies nicht von ihm.

Was gefällt Dir nicht?

Daß er seine Beschützer verläßt.

Dazu liegen viele Gründe vor; seine Stellung war überhaupt von vorn herein nur eine vorübergehende, auch hat er Pflichten gegen seine Mutter.

Kennst Du sie?

Nur oberflächlich.

Ist sie eine gebildete Frau?

So schien es mir – ich zweifle nicht daran, die ganze Erziehung meines Freundes ist Bürge dafür.

Sie wird mit hieher kommen?

So viel ich weiß, soll sie bei ihrem Sohne wohnen.

Komm, sagte sie, nachdem sie eine kurze Zeit nachdenkend da gesessen, komm, laß uns noch einen Ritt machen, es ist erst zehn Uhr und das Wetter herrlich; wir nehmen die Hunde mit und hetzen vielleicht ein paar Hasen.

Jetzt, in der Schonzeit?

Ach, was kümmert mich die Schonzeit – auf der großen Haide ist Platz genug, und darauf kommt es ja allein an!

Wenn es Dir Vergnügen macht, ich stehe zu Diensten.

Nun, das freut mich, sagte sie mit einem spöttischen Lächeln, denn die Aussicht auf den Erfolg ist durchaus keine sichere.

Drittes Capitel.

Alfred und Hedwig gingen nach dem Schlosse zurück. Der alte Graf, welcher bei aller Sparsamkeit, die in manchen Dingen sogar in Geiz ausartete, nichts versäumte, was er zur Erhaltung einer standesmäßigen Repräsentation für nöthig erachtete, unterhielt eine nicht unbedeutende Anzahl edler und sehr werthvoller Pferde. In den mit besonderer Sorgfalt eingerichteten Ställen befanden sich nicht nur acht Wagenpferde, sondern auch eben so viele Reitpferde, letztere theils von arabischer, theils

von englischer Abstammung und Kreuzung. Der Graf, obgleich er selbst fast niemals ritt, hegte für diese Pferde eine große Liebhaberei, schon um deswegen, weil sie ihm sehr viel gekostet hatten. Zwei davon, eine milchweiße arabische Stute und ein englisches Vollblut, waren zum ausschließlichen Dienste für seine Tochter bestimmt. Sie, eine gewandte und kühne Reiterin, liebte diese beiden Pferde leidenschaftlich, pflegte sie oft selbst und war mit ihnen so vertraut, daß Beide, besonders aber die Araberin, sie genau kannten und mit der diesen edeln Thieren angeborenen Empfänglichkeit willig und auch eigenem Antriebe den Wünschen ihrer Herrin sich fügten.

Laß die Fatime satteln, befahl sie einem Diener, und für den Herrn Baron den Trajan – wenn er Dir nicht vielleicht zu unruhig ist, setzte sie lächelnd hinzu.

Warten wir den Erfolg ab, erwiederte er mit einem leichten Spotte, ein ruhiger Reiter macht ein ruhiges Pferd.

Hedwig begab sich in ihr Zimmer und erschien bald darauf wieder im Reitanzuge, welcher sie, das mußte sich Alfred eingestehen, besonders vortheilhaft kleidete. Das lange, enganschließende Gewand hob ihre schlanke, untadelhafte Gestalt noch mehr hervor, und der kleine Filzhut mit dem grünen Schleier, unter welchem die vollen, lichtbraunen Locken heruvrquollen, gab ihrem Gesichte einen kühnen und zugleich lieblichen Ausdruck.

Als sie aus der Thür des Schlosses unter das Portal hinaustrat, wieherte ihr das Pferd, welches ein Reitknecht hielt, freudig entgegen und scharrte ungeduldig

mit dem Vorderfuße, als wollte es seine Freude darüber ausdrücken, die Herrin wiederzusehen. Sie trat zu ihm heran, streichelte den schlanken, weißen Hals und reichte ihm dann ein paar Stückchen Zucker, welche es graziös aus ihrer kleinen, mit einem weißledernen Stulphandschuh bekleideten Hand empfing. Alfred hielt ihr galant den Steigbügel, und sie schwang sich leicht und ohne weitere Hülfe in den Sattel. Das Pferd stand regungslos, obgleich die Zügel nachlässig auf seinem Halse ruhten, und wandte dann den Kopf um, als ob es sich vergewissern wolle, daß Alles in Ordnung sei.

Auch Alfred, ein gewandter und tüchtiger Reiter, schwang sich jetzt in den Sattel, obgleich der schwarze Trajan sich unruhig aufbäumte und weiße Schaumflocken von seinem Gebisse herabfielen.

Dann ritten sie langsam, von den beiden Windhunden und einen Reitknechte gefolgt, durch den weitläufigen Wirthschaftshof auf die breite, staubige Dorfstraße hinaus. Die Bewohner der elenden Häuser grüßten die Vorüberreitenden in der demüthigsten Weise. Die Männer blieben stehen, zogen ihre Mützen oder grauen, schmutzigen Filzhüte und die Weiber verneigten sich unbeholfen, aber fast bis zur Erde, indem sie die Reiter mit nichtssagendem Ausdrucke anstarrten.

Fort? rief Hedwig, leise mit der Zunge schnalzend; laß uns eilen, aus dem Dorfe zu kommen, diese Leute sind mir widerlich.

Warum widerlich? fragte Alfred, als sie nun in raschem Trabe neben einander ritten; sie erregen bei mir mehr das

Gefühl des Mitleids, und es wäre eine erhebende Aufgabe, ihren Zustand zu verbessern.

Ach, sie wollen es nicht anders, alle meine Versuche sind vergebens; sie ziehen es vor, in thierischer Stumpfheit und Trägheit fortzuvegetiren. Man könnte an der höheren Bestimmung des Menschen verzweifeln, wenn man diese Wesen sieht.

Und doch hast Du eine so große Vorliebe für Deine Pferde und Hunde.

Weil es edle und begabte Thiere ihrer Gattung sind, jedes tausend Mal mehr werth, als solch' stumpfsinniges Wesen, das in der menschlichen Gestalt, zum Hohne derselben, umhergeht. Hat Fatime nicht weit mehr Verstand, nicht weit mehr Ehrgefühl? setzte sie mit blitzenden Augen hinzu; sie ist traurig, wenn ich sie einmal strafe, und fühlt sich gehoben und glücklich durch die Anerkennung ihrer Verdienste.

Deine lebhafte Phantasie spiegelt Dir dies Alles vor, sagte er lächelnd; ein Thier bleibt ein Thier und steht immer unter dem Menschen, von dem es allein seine Erziehung erhalten hat.

Ein Thier der edleren Gattung ist mehr werth, als ein Mensch der niedrigsten; es hat auch seiner Erziehung Ehre gemacht und ist deßhalb geworden, was es ist.

Falsch, falsch, Cousine Hedwig! rief Alfred, während sein Pferd gegen seinen Willen einen Satz machte. Sieh, der Trajan ist jetzt zum Beispiel ungezogen. Wer kümmert sich denn um die Erziehung dieser armen Menschen, deren alleinige Bestimmung der stete Kampf mit

dem Hunger ist? Nimm ein Kind von ihnen, erziehe und pflege es, wie Du ein junges Fohlen mit Sorgfalt erziehst und pflegst, und Du wirst einen begabten, vielleicht sehr begabten Menschen erhalten, ausgerüstet mit all' den guten Eigenschaften und Fähigkeiten, die Du an seinen verwahrlos'ten Eltern vermissest.

Anders wie sie wird er vielleicht werden, aber er bleibt doch, was er ist. Das Junge eines Hoschundes wird niemals ein Jagdhund, das Fohlen eines Karrengaules kein Vollblut, und ein Kind dieser Halbmenschen niemals ein hervorragender Mensch – es liegt in der Race!

Und doch lehrt die Geschichte, daß die begabtesten Menschen fast niemals eben so begabte Eltern gehabt haben.

Das ist auch nicht nöthig – aber wir wollen hier hinüber, fuhr sie fort, ihr Pferd wendend, drüben auf der Anhöhe finden wir vielleicht einige Hasen.

Der breite und tiefe Graben, welcher die Straße von den anstoßenden Feldern trennte, wurde mit einem kühnen Satze übersprungen, und dann ritten Beide auf der Haide in gestrecktem Galop weiter. Nach einiger Zeit sahen sie eines von jenen unglücklichen Thieren, welche so viele Feinde und so wenige Freunde besitzen, sich aus seinem Lager erheben und in eiliger Flucht das Weite suchen.

Kopple den Hektor los! rief das Mädchen jetzt, von der Aufregung der Jagd ergriffen, dem Reitknechte zu, nicht auch Czar – er muß ihn allein nehmen, sonst ist die Jagd gleich beendet.

Die Hunde hatten schon längere Zeit ein kurzes Geheul ausgestoßen und ungeduldig an der Leine gezogen; jetzt schoß der eine, davon gelös't, mit Windesschnelle fort und die Reiter flogen hinter ihm her.

Aufpassen, Hektor, aufpassen! rief Hedwig, Du gehst weit über ihn hinaus; er ist in den Graben gesprungen und ihm gefolgt, Du wirst ihn verlieren!

Der Hund kehrte, nachdem er vergeblich nach dem Hasen gespäht hatte, zurück und stand, wild umherblickend, neben den Reitern, welche an dem Graben halten geblieben waren.

Du hast ihn verloren, rief sie ihm zu, das kommt von Deinem Ungestüm; hier dem Graben nach, dort oben wird er sich gedrückt haben.

Der Hund, wie alle Windhunde nur ein Wild, das in Sicht ist, jagend, stand inmer noch rathlos.

Wenn er nur einen kleinen Theil des Verstandes hätte, welchen Du den armen Dorfbewohnern absprichst, so würde er Dich verstehen; so aber weiß er nicht, was er soll.

Er wird es bald wissen, rief sie, längs des Grabens fortsprengend, aus welchem nach einiger Zeit der arme Hase wieder aufsprang. Ach, da ist er! Nun sei nicht wieder so einfältig, Hektor. Hetz! Hetz!

Nach kurzer Zeit hatte der Hund den Hasen eingeholt, schoß aber über ihn fort, weil dieser sich überschlug und dann in entgegengesetzter Richtung wieder das Weite suchte. Das Schauspiel wiederholte sich mehrmals, die Anstrengungen des ermüdeten Hasen wurden sichtlich

immer schwerfälliger, bis es dem Hunde gelang, ihn im Vorbeilauf zu ergreifen und hoch in die Luft zu werfen.

Er hat ihn, er hat ihn! rief Hedwig heransprengend, aber es hat lange genug gedauert und ich kann Dich nicht loben, Hektor! Kopple ihn fest, Czar wird es besser machen.

Die Jagd wurde in der beschriebenen Weise fortgesetzt, und der Zufall war zur großen Genugthuung seiner Herrin dem anderen Hunde günstiger, denn er fing zwei Hasen nach einander auf tadellose Weise.

Es wird Zeit sein, an den Heimweg zu denken, bemerkte Alfred; es ist bereits ein Uhr, und ich habe von dem Onkel den Auftrag, Dich daran zu erinnern, daß um zwei Uhr ....

Ich weiß, ich weiß, unterbrach sie ihn, reiten wir heim; es ist ohnehin heiß geworden, auch habe ich dieses Vergnügen satt, fügte sie hinzu. Ehe wir uns umkleiden, wird es zwei Uhr sein, und da wahrscheinlich wieder Gäste kommen, so haben wir keine Zeit zu verlieren.

In raschem Trabe ritten sie zurück; Hedwig streichelte, nachdem sie abgestiegen, wieder den Hals des Pferdes, und vergaß nicht, dasselbe abermals mit ein paar Stückchen Zucker zu belohnen. Dann entfernte sie sich, um sich umzukleiden, und auch Alfred begab sich zu gleichem Zwecke auf sein Zimmer, denn er wußte, daß der Graf beim Diner das Erscheinen im Fracke verlangte, den er selbst zu tragen niemals unterließ.

Hedwig hatte richtig vorausgesagt: es war Besuch gekommen, wie dies fast an jedem Tage Statt fand. Die

über den Gutsbesitzern im Allgemeinen schwebende Einförmigkeit und Langeweile trieb sie häufig zusammen und machte sie gesellig. Freilich war diese Geselligkeit oft wieder selbst stark gewürzt mit Langerweile und Einförmigkeit, aber man aß doch zusammen, und zwar so oft, als es im Laufe des Tages irgend möglich war, und trank dazu so viel, als es ging; auch spielte man Karten, und zwar ebenfalls so hoch, als es die Verhältnisse gestatteten, und oft auch wohl weit über dieselben hinaus. Die Ungarweinflasche stand permanent zu jeder Tageszeit auf dem Tische, und geraucht wurde überall und auch zu jeder Zeit, ohne Rücksicht auf die etwa anwesenden Damen. Von dieser damals in Oberschlesien herrschenden Sitte wich man in Wallfort jedoch in mancher Beziehung ab. Der Graf rauchte selbst nicht und gestattete daher das Rauchen im Eßzimmer nicht; auch das Trinken war an bestimmte Zeiten und Zimmer gebunden, überhaupt hatte die ganze Einrichtung in seinem Hause einen gemesseneren und feineren Anstrich, durch den jedoch häufig die Sitten des Landes und seiner Bewohner in grellen Farben hindurchschimmerten.

Heute war nur ein Besuch, der Baron von Kalden, erschienen, ein Mann in den Anfängen der Vierzig, der bisher nach oberschlesischer Weise seine Jugend genossen hatte, wie er sich ausdrückte, und nun beabsichtigte, sich zu verheirathen, weil er dieses Leben satt habe. Hedwig

schien ihm ein nicht unpassender Gegenstand zur Ausführung dieses Vorhabens, und vorzugsweise deßhalb kamen seine häufigen Besuche. Er besaß ein nicht unbedeutendes Vermögen und viele Eigenschaften, die dem alten Grafen gefielen, leider jedoch kaum eine, von welcher er dies in Bezug auf Hedwig hätte sagen können. Dies schreckte ihn jedoch nicht ab, denn er war ein erfahrener Mann, nicht ohne viel natürlichen Verstand und Schlauheit; außerdem besaß er dasjenige, was man die Heuchelei der Biederkeit nennen könnte. Er gab sich stets natürlich, ehrlich und schlicht, wußte aber doch immer genau, weßhalb und warum, und ließ dabei niemals die Erreichung seines Zweckes aus den Augen. Hedwig empfand eine natürliche und instinctive Abneigung gegen ihn, die sie oft sehr rückhaltlos an den Tag legte.

Das Speisezimmer war hoch und kühl, und der leitende Diener sprach, die Flügelthüren öffnend, feierlich die Worte aus: Es ist servirt.

Geben Sie meiner Tochter den Arm, Herr Baron, sagte der Graf, und Du, Alfred, gib mir den Deinigen; wir essen heute *en famille*.

Schweigend ließ sich Hedwig von dem Baron führen, der während des kurzen Weges mit lächelnder Miene sein Bedauern aussprach, daß nicht ein jüngerer Mann die ihm zu Theil gewordene Ehre genießen könnte.

Der Papa hat es ja so bestimmt, erwiederte sie, sonst hätte Cousin Alfred der jüngere Mann sein können, dessen Abwesenheit Sie so lebhaft bedauern; aber es ist das heute völlig gleichgültig, wir speisen ja *en famille*, und

ich würde daher jedenfalls der Ehre Ihrer Nachbarschaft theilhaftig werden.

Die Ehre und das Glück sind nur auf meiner Seite; ich weiß das sehr wohl und erkenne es dankbar und bescheiden an.

Sie erwiederte nichts weiter, sondern beschleunigte nur ihren Schritt, und bald saßen die vier Personen an dem für eine viel größere Anzahl Raum gewährenden Tische und daher zu Hedwig's Befriedigung ziemlich weit von einander. Das Diner bestand, wie immer, aus vier Gängen, aber sehr schmackhaft bereiteten Speisen, und auch die Weine ließen wenig zu wünschen übrig, denn der Graf hielt eben so viel auf eine gute Küche, als darauf, daß die Würde seines Standes in dieser Beziehung zur vollen Geltung kam. Vier Bediente in reicher, wenn auch vielleicht etwas überladener Livrée warteten auf und machten durch ihre stete Anwesenheit jede andere als eine ganz allgemeine Unterhaltung unmöglich. Hedwig betheiligte sich daran überhaupt nur wenig und sprach hin und wieder Einiges mit dem an ihrer anderen Seite sitzenden Alfred.

Den Hauptgegenstand des Gespräches bildete der diesjährige Wollmarkt, über dessen Aussichten sich der Graf und der Baron, welche Beide wesentlich dabei interessirt waren, fast ausschließlich unterhielten.

Also Sie gehen selbst? fragte der Graf. Mir sagt dieses Treiben nicht zu. Ich bin einmal dort gewesen und habe mich mit diesem Volke herumgeschlagen, aber mir vorgenommen, es nie wieder zu thun.

Sie sollten Sich das doch überlegen, Herr Graf, bemerkte der Baron, denn es ist immerhin ein großartiges Leben und Treiben zu dieser Zeit in dem alten Breslau. Die ganze Provinz ist dort; man sieht alte Freunde wieder, die man sonst das ganze Jahr nicht sieht, und Alle sind heiter und fidel! Dazu die Masse von Fremden: Rheinländer, Franzosen, Polen, Russen, Engländer ....

Engländer werden Sie schwerlich in diesem Jahre sehen, bester Baron – desto mehr Juden, und zwar von der echten schmierigen polnischen Race. Nein, ich fahre nicht mehr zum Wollmarkte – nie mehr! Thun diese Leute nicht, als ob sie uns eine Gnade erwiesen, wenn sie unsere Wolle kaufen? Man steht da wie ein armer Sünder! Sie lachen Einem hohnvoll in's Gesicht, wenn man seinen Preis stellt, und machen Gebote, daß man Verlangen trägt, solchen Lump über einen Wollsack zu legen und ordentlich durchhauen zu lassen.

Wäre nicht übel, gar nicht übel, lachte der Baron, wenn man es nur dürfte, wäre ein vortreffliches Mittel, die Preise in die Höhe zu bringen – aber leider geht es nicht. Uebrigens ist die Sache auch so schlimm gar nicht; ich stelle an meine Wolle meinen Inspector und sage ihm genau, was er fordern soll und wo ich zu finden bin – das ist in einer Ungarwein-Stube, wo ich mich mit alten, guten Freunden unterhalte. Kommen die Herren Käufer dorthin – und sie kommen, denn sie müssen doch kaufen, deßhalb sind sie ja dort, – so nimmt man schon von vorn herein eine ganz andere Stellung ein, als wenn man demüthig neben den Wollsäcken steht. Man befindet sich

mit seines Gleichen in der Majorität, den Herren Käufern wird ein Glas Wein angeboten, sie treten viel bescheidener auf und man schließt ab, indem man eine neue Flasche bestellt. Ach nein, fuhr er heiter und selbst von dem genossenen Weine etwas erregt fort, wobei ihm Hedwig einen kurzen, verächtlichen Blick zuwarf, die Sache hat auch ihre angenehme Seite. Und dann gibt Theater, Kunstreiter, Akrobaten, Harfenistinnen und was weiß ich Alles, denn in Breslau summt und schwärmt es um diese Zeit wie in einem Bienenstocke.

Hast Du auch auf Alles genau geachtet, Cousin Alfred, fragte Hedwig hohnvoll, was der Herr Baron so beredt geschildert, damit Du Dich darnach richten kannst, wenn Du jetzt Papa's Wolle verkaufst?

Der Baron erkannte, daß er sich vielleicht in Gegenwart des Gegenstandes seiner Heiraths-Speculation etwas vorsichtiger hätte ausdrücken sollen, und beeilte sich, den begangenen Fehler wieder gut zu machen. Für uns paßt das allerdings mehr oder weniger nicht ganz, fuhr er daher fort, man muß das der Jugend überlassen; aber man erfreut sich doch an der Lust und an dem Vergnügen Anderer, wenn man auch selbst nur ein Zuschauer sein kann. Sie wissen, ich bin einmal ein so gutmüthiger Mensch. Also Sie werden des Herrn Grafen Wolle in diesem Jahre verkaufen, Herr Baron, fuhr er fort, als seine letzte Bemerkung ohne Erwiederung blieb; ich bin sehr erfreut darüber, denn ich hoffe Sie dann mit Bestimmtheit in Breslau zu sehen. Wenn ich Ihnen in irgend

einer Beziehung nützlich sein kann – Sie haben ganz über mich zu bestimmen.

Versäume es ja nicht, Cousin Alfred, bemerkte Hedwig wieder mit einem spöttischen Lächeln, die kostbaren Erfahrungen des Herrn Barons werden Dir gewiß von großem Nutzen sein.

Sie sind sehr gütig, erwiederte Alfred – da ich jedoch in Breslau wohne und den Wollmarkt ebenfalls aus Erfahrung zur Genüge kenne, so ....

Ich weiß, ich weiß, unterbrach der Baron – ich meine auch nur hinsichtlich des Verkauf's der Wolle, versteht sich von selbst.

Hätten Sie noch etwas Anderes meinen können? fragte Hedwig, indem sie sich den Anschein völliger Unbefangenheit gab und den Baron erwartungsvoll ansah.

Durchaus nicht, durchaus nicht – ich weiß überhaupt nicht, wie Sie zu dieser Frage kommen, gnädigste Gräfin, erwiederte er gleichfalls mit der Miene unbefangener Treuherzigkeit; ich hatte die Absicht, dem Herrn Baron und auch dem Herrn Grafen vielleicht nützlich zu sein, so weit dies mein guter Wille und meine Erfahrungen vermögen – ich hoffe, Sie werden das billigen. Sie wissen, ich lebe für meine Freunde!

Ich? erwiederte Hedwig gleichglültig, indem sie eine große Ananas-Erdbeere mit ihren gleichfarbigen Lippen zerdrückte – ich? Ich habe weder Ihre Handlungen zu billigen, noch zu mißbilligen, dazu fehlt mir jede Befugniß und auch jede Neigung.

Alter Tokayer Ausbruch! schnarrte ein Bedienter, während er auf einem silbernen Teller in kleinen, geschliffenen Gläsern den benannten Wein dem Baron präsentirte.

Versuchen Sie diesen Wein einmal, bester Baron, sagte der Graf, er stammt noch von meinem seligen Vater, der ihn selbst in Tokay gekauft hat; es ist 1734er und nach Schlesien noch ohne Steuer gekommen, weil die österreichische Gränze damals noch längs der Mark Brandenburg lief – versuchen Sie diesen Wein einmal, aber recht mit Muße – es ist wirklich etwas Ausgezeichnetes – und echt und unverfälscht.

Köstlich, köstlich! schnalzte der Baron, indem er den Wein langsam schlürfend über die Lippen gleiten ließ – es ist etwas Vorzügliches, Seltenes! Ja, es geht doch nichts über einen alten, edeln Ungarwein – *nullum vinum sine hungaricum*, so heißt es ja wohl – ganz vortrefflich!

Es freut mich, daß Sie mir den Wein so loben, sagte befriedigt der Graf, denn ich weiß, Sie sind ein Kenner, und ich gebe viel auf Ihr Urtheil. Er winkte dabei dem Bedienten, der aus der alten, ganz bestaubten Flasche die geleerten Gläser nochmals füllte.

Erlauben Sie mir, in diesem herrlichen Weine Ihr Wohl zu trinken, gnädigste Gräfin – der Wein ist unter den Weinen, was Sie unter den Frauen sind, das ....

Ich danke Ihnen, Herr Baron, unterbrach Hedwig, indem sie den Bedienten, der ihr ein Glas präsentirte, zurückwies – ich trinke keinen Wein und bin daher gänzlich unempfänglich für Ihre begeisterte und bilderreiche Sprache.

Sie erhob sich bei diesen Worten mit einem Blicke auf ihren Vater, der eigentlich gern noch etwas sitzen geblieben wäre, reichte Alfred ihren Arm und verließ, ihrem Vater und dem Baron voranschreitend, das Speisezimmer. Der Baron empfahl sich ebenfalls, nachdem man den Kaffee im Garten eingenommen; er habe noch Manches hinsichtlich der Wolle, welche morgen abgehen müsse, zu besorgen.

Viertes Capitel.

Am anderen Tage wurde die Wolle auch in Wallfort gewogen und dann abgesandt. Es waren sechs vierspännige Wagen, auf denen die wohlverpackten und signirten Ballen Platz gefunden hatten. Der Graf sah ihnen mit einer aus Wehmuth und Aerger gemischten Stimmung nach, denn so klein war die Zahl seiner Wollwagen noch niemals gewesen. Dem Beamten, welcher sie begleitete, wurde eingeschärft, genau auf Alles zu achten, und den Fuhrleuten und Knechten bedeutet, daß, wenn sie sich unterwegs betränken, sie später mit Willkommen und Abschied ins Loch gesperrt werden wurden, eine Drohung, die jedoch nur von geringem Einflusse blieb, denn sämmtliche Knechte nebst ihrem Führer waren schon am ersten Abende vollständig betrunken.

Da auch Alfred am anderen Tage abreiste, um die Wollwagen bei ihrer Ankunft in Breslau zu empfangen, und wir die Absicht haben, ihn zu begleiten, so verlassen wir ebenfalls auf einige Zeit den Landsitz des Grafen, wo wir nur einen kurzen Besuch gemacht haben, um uns

nach Breslau zu begeben. Wir treffen dort lange vor den Wollwagen des Grafen ein, welche acht Tage zur Reise gebrauchten, auch mehrere Tage vor Alfred, der ebenfalls drei Tage auf einer Strecke unterwegs sein mußte, die man jetzt in fünf Stunden zurücklegt. Die alte Stadt Breslau sah damals ganz anders aus, wie jetzt. Die Franzosen waren zwar in December des vorigen Jahres wieder abgezogen, hatten jedoch sehr sichtbare Spuren ihres kurzen Besuches zurückgelassen, denn die Festungswerke waren geschleift und gesprengt und die Umgebung der Stadt hatte daher ein wüstes und wildes Ansehen. Die auf den zerstörten Wällen später entstandenen schönen Promenaden, welche jetzt als ein grüner und schattiger Gürtel nicht mehr die Stadt einschließen, sondern sich innerhalb derselben, von einem breiten Wassergraben malerisch umgränzt, hinziehen, weil die Stadt selbst sich weit darüber hinaus angebaut hat, bestanden damals noch nicht, dagegen befanden sich an deren Stelle wüste Trümmer und Schutthaufen, so, wie sie die Franzosen bei ihrem Abzuge zurückgelassen hatten; von den gesprengten alterthümlichen Festungsthoren standen noch einige geschwärzte und ruinenhafte Ueberbleibsel – kurz, man hatte noch nicht Zeit gehabt, wieder Ordnung zu schaffen, und die äußere Umgebung der Stadt bot noch das Bild einer wilden Zerstörung. Das hinderte jedoch nicht, daß der Wollmarkt in gewohnter Weise abgehalten wurde; hatte er doch selbst im Jahre 1807, als Jerome in Breslau residirte und die Stadt als eine eroberte behandelt wurde, deren Schicksal noch keineswegs feststand,

keine Unterbrechung erlitten, weil der damalige kaiserliche Prinz ausdrücklich bekannt gemacht, daß, ungeachtet der Kriegszeiten der Wollmarkt abgehalten werden solle und Käufer und Verkäufer sich seines besonderen Schutzes zu erfreuen haben würden. Es war dieser Markt damals auch für sämmtliche Gutsbesitzer ein weit wichtigeres Ereigniß, wie jetzt, wo durch den erleichterten Eisenbahnverkehr viele Geschäfte auf den Gütern selbst abgeschlossen werden, so daß ein großer Theil der Wolle gar nicht mehr zu Markte kommt. Damals wurden aber sämmtliche Wollen der Provinz, und außerdem noch bedeutende Quantitäten aus Polen nach Breslau gefahren und dort auf den Plätzen, in den geräumigen Fluren der großen, hohen Häuser und deren weitläufigen, häufig, wie noch jetzt, zwei Straßen verbindenden Höfen aufgestapelt, so daß die Käufer nur durch Vermittelung eines mit den Localitäten sehr vertrauten Agenten die fast versteckt liegenden Waaren aufzufinden vermochten.

Schon mehrere Tage vor dem Beginne des Marktes zogen aus allen Himmelsgegenden lange Wagenreichen durch die Thore der Stadt, welche sämmtlich mit hochgethürmten Wollballen beladen waren. Die engen Straßen mit dem schlechten Pflaster waren nicht befähigt, alle diese Züge in sich aufzunehmen, man drängte sich, fuhr sich fest, schimpfte und fluchte in deutscher und polnischer Sprache, bis sich endlich alle die leichten, aber umfangreichen Barricaden auf den Plätzen, in den Häusern und in den Höfen gebildet hatten, welche sämmtlich danach strebten, so bald als möglich gegen gutes Geld

wieder zu verschwinden und fernen Gegenden zugeführt zu werden.

Mit den Ballen kamen deren Eigenthümer, meist auch die Familien derselben, so daß fast alle Gutsbesitzer Schlesiens in Breslau anwesend waren. Weniger als die Verkäufer mit ihrer umfangreichen Waare fielen die Käufer in die Augen, meistens Fabrikanten aus dem Rheinlande, Belgien und Frankreich – Engländer durften damals nicht erscheinen –, bildeten sie nur einen verhältnißmäßig sehr unbedeutenden und wenig bemerkbaren Theil der sich drängenden bunten Masse, und doch war der Inhalt ihrer Brieftaschen das alleinige belebende Princip des ganzen Marktes. Aus Polen kam eine große Menge Juden, theils als Verkäufer, theils als Leute, die von dem Verkehr wie die Raubvögel von einem Schlachtfelde angelockt, in irgend einer Weise Geschäfte machten. Sie kamen in den ärmlichsten und abenteuerlichsten Fuhrwerken, bei welchen man sogar die Plätze auf den Wagentritten vermiethete, und zeichneten sich dann durch ihre alttestamentarische Tracht aus: lange, schwarzseidene Röcke, die außer dem Glanze der Seide auch im Glanze des Schmutzes starren; die herabhangenden schwarzen Ringellocken, dunkle, stechende, bewegliche Augen und vorzugsweise die Zudringlichkeit, mit welcher sie einen Jeden, den sie irgend dazu geeignet erachteten, zu einem Geschäfte zu pressen suchten, Kennzeichnen diesen sich seit David und Salomo unvermischt erhaltenen orientalischen Volksstamm. Zum

Theil ist das noch jetzt so; aber der Schwarm dieser beweglichen, unaufhörlich schnatternden jüdischen Bevölkerung, welcher in den Tagen des Wollmarktes die breiten Trottoirs des Ringes ungangbar macht, ist sehr zusammengeschmolzen, und jene urorientalischen Gestalten gehören nur noch zu den Seltenheiten. Für eine aus so verschiedenen Elementen entstehende Fremdenmasse, die zum großen Theile mit der Absicht, sich zu vergnügen, gekommen war, mußte natürlich auch in dieser Beziehung gesorgt werden, und es wurde dies auch in sehr umfangreicher, wenn auch theilweise etwas eigenthümlicher Weise; denn die Neigungen, Leidenschaften und Laster Anderer zu befriedigen und sich dafür bezahlen zu lassen, bildet ja überhaupt einen großen Theil der menschlichen Thätigkeit und vermittelt die besten und gewinnbringendsten Geschäfte. So fand sich denn zugleich eine Menge sogenannter Künstler, Gaukler und Gauflerinnen der verschiedensten Gattung ein, die sich bemühten, allen Anforderungen in dieser Beziehung zu entsprechen. Die Gasthöfe hatten doppelte und dreifache Preise, namentlich ließ man sich für ein Zimmer oder auch nur für eine sogenannte Schlafstelle das Unglaubliche bezahlen; die Schänk- und Gaststuben jeden Ranges waren dicht gefüllt und hallten wieder sowohl von den laut geführten Gesprächen der Zechenden als von dem Gesange schwarzäugiger Harfenistinnen, von denen Böhmen jedesmal ein sehr großes Contingent lieferte.

Das alte Breslau, welches sich während der übrigen Zeit, seiner östlichen und dem Verkehre abholden Lage

wegen, keineswegs eines sehr zahlreichen Fremdenbesuches rühmen konnte, war an diesen Tagen selbst in jenem für Preußen so unglücklichen Jahre fast zu klein, um alle Gäste zu beherbergen, so daß es wirklich schwierig war, die dicht gedrängten Straßen zu passiren.

Für Alfred, der in Breslau wohnte, war dies Alles nichts Neues. Er liebte diesen Trouble nicht und war hauptsächlich, um ihm aus dem Wege zu gehen, nach Wallfort gefahren – jetzt hatte er doch wider seinen Willen eine handelnde Person darin werden müssen. Nicht ohne Mühe hatte er in einem Hofe einen geeigneten Platz zum Lagern seiner Wolle gefunden und harrte nun voll Ungeduld auf deren Ankunft. Schon gestern hatte er vergeblich darauf gewartet, so daß er, die Unzuverlässigkeit der Fuhrleute kennend, anfing, Besorgnisse des richtigen Eintreffens wegen zu hegen. Er ließ sich sein Pferd satteln, in der Absicht, den Wagen entgegen zu reiten, und war eben im Begriffe, diesen Vorsatz auszuführen, als seine Thür sich rasch öffnete und gleich darauf Walther in seinen Armen lag.

Du glaubst nicht, wie sehr ich mich freue, wiederholte Alfred, abermals seines Freundes Hand ergreifend, nach den ersten, herzlichen Begrüßungen, wie sehr ich mich freue, daß Du wieder da bist, daß ich Dich wiederhabe!

Und doch nicht so sehr wie ich, denn es kommt mir so fremd, so anders vor hier in der Heimath, erwiederte Walther – nur Du und meine Mutter seid noch die Alten, sonst ist es mir, als sei ich Jahre lang abwesend gewesen.

Das macht, daß Du gerade in den Wollmarkt kommst, wo sich Breslau auf den Kopf stellt und auch für seine heimischen Bewohner eine fremde Stadt wird.

Mag sein, daß dies die Ursache ist, denn ich dachte mir, hier eine Abspiegelung der jetzigen traurigen Zeit zu finden, und was ich sehe, ist gerade das Gegentheil. Alle Menschen rennen ihren Geschäften und ihrem Vergnügen nach, gerade wie sonst, ich möchte fast sagen, mehr wie sonst, und es kommt mir vor, setzte er mit einem tiefen Seufzer hinzu, als habe ein Jeder darüber das Unglück und die Schmach des Vaterlandes völlig vergessen.

Darin hast Du vielleicht nicht Unrecht, wenigstens für den Augenblick – der Mensch ist ein Egoist, sein Vortheil steht immer obenan und in erster Reihe – doch sieh deßhalb nicht zu schwarz, laß diese unruhigen Tage vorübergehen, und Du wirst Unzufriedenheit und auch Unglück genug und im Uebermaß finden – es fehlt daran keineswegs, und Breslau sieht für gewöhnlich jetzt still und traurig aus.

Das glaube ich schon – ich kenne ja auch dieses Treiben aus Erfahrung – aber die Menschen dort drüben im Harze, setzte er mit einem tieferen Athemzuge hinzu, empfanden tiefer und vergaßen niemals, auch nicht mitten im Drange der Geschäfte, was ich vorhin erwähnte – und ich selbst bin ein redender Beweis dieser edlen Gesinnung.

Du scheinst mir ja völlig schwermüthig zurückgekehrt zu sein, lächelte Alfred, und ich erkenne daraus, daß es Dir in Deiner romantischen Fichtenau sehr gut ergangen

sein muß – Deine Briefe hatten auch immer so einen gewissen schwärmerischen Hauch. Ich muß mir am Ende Vorwürfe machen, daß ich Dich verleitet habe, das poetische Thal des Harzes mit der Prosa Oberschlesiens zu vertauschen.

Wie kannst Du nur so etwas denken, erwiederte Walther nicht ohne einige Verlegenheit; aber ich will nicht leugnen, daß mir der Abschied von diesen biedern Menschen schwer geworden ist – es wäre ja auch unnatürlich, wenn es anders wäre.

Du mußt mir das Alles später ausführlich erzählen, denn ich bin sehr neugierig, Deine Erlebnisse und Abenteuer aus Deinem Munde zu hören, da Du in Deinen Briefen Dich doch mehr oder weniger kurz gefaßt hast – jetzt aber – ich habe wichtige Geschäfte, setzte er lachend hinzu, so unglaublich das auch klingen mag, wichtige und unangenehme Geschäfte. Wenn Du mir daher erst gesagt haben wirst, wie Du Deine Mutter gefunden, dann – ja, dann mußt Du mir helfen, denn das gütige Geschick hat Dich gerade in diesem kritischen Momente zu meinem Beistande hergesandt.

Du sprichst in Räthseln, erwiederte Walther erstaunt – meine Mutter ist Gott sei Dank gesund und wohlauf – also, was sind es für wichtige Geschäfte?

Ich muß für meinen Onkel die Wolle verkaufen, sagte Alfred mit einem tiefen Seufzer. Ich konnte es nicht abschlagen, denn er war schon in hohem Grade übler Laune über die schlechte Schur, und da er seine Beamten sämmtlich für Betrüger hält und ich unglücklicher Weise

gerade zum Besuche in Wallfort war, so hat er mich zu diesem Geschäfte gepreßt.

Du hast mir von dieser Anschauungsweise Deines Onkels nichts geschrieben, sagte Walther, indem seine Miene sich verfinsterte, sonst würde ich ....

Sei deßhalb unbesorgt, unterbrach ihn Alfred; ich habe, was diesen Punct betrifft, sehr ernst und offen mit ihm geredet und ihm bemerklich gemacht, daß Du mein Freund seiest, auf den er sich verlassen könne, wie auf mich selbst, und daß das geringste Mißtrauen von seiner Seite die Auflösung Eures Vertrages zur Folge haben werde.

Ich danke Dir, entgegnete Walther, seinem Freunde die Hand reichend – dennoch bleibt selbst ein unausgesprochenes Mißtrauen in hohem Grade peinlich, und – nun, wir werden ja sehen, setzte er hinzu; sprechen wir daher von Deinem Geschäfte, bei welchem ich Dir sehr gern behülflich sein will. Was hast Du für Instructionen?

Instructionen? Eigentlich gar keine; ich soll so theuer wie möglich verkaufen, nicht unter hundert Thalern – aber jedenfalls verkaufen, wenn es sein kann, höher.

Ich verstehe und werde mich sogleich genau über den Stand des Marktes informiren; zuvor muß ich aber die Wolle sehen. Wo lagert sie?

Ja, wenn ich das wüßte! Sie lagert noch auf den Wagen, aber wo dieselben sich in diesem Augenblicke befinden, davon habe ich keine Ahnung.

Die Wolle ist noch gar nicht hier?

Ich war eben im Begriffe, ihr entgegen zu reiten, und schmeichle mir mit der Hoffnung, ihr vielleicht zu begegnen. Wenn es Dir recht ist, lasse ich ein Pferd für Dich satteln und Du begleitest mich.

Von Herzen gern. Es ist wirklich keine Zeit zu verlieren, denn es sind, wie ich erfahren, schon umfangreiche Geschäfte gemacht und die Preise könnten später leicht herabgehen.

Ach, wie mich das freut, Du glaubst es gar nicht! rief Alfred, indem er dem Bedienten befahl, sogleich das zweite Pferd satteln zu lassen.

Daß die Preise weihen können? fragte Walther erstaunt.

Nein, nein, daß Du Dich der Sache mit solcher Energie annimmst – es fällt mir ein Stein vom Herzen! Eigentlich könntest Du das ganze Geschäft übernehmen, da Du doch schon Beamter meines Onkels bist und er Dich gewiß damit beauftragt haben würde, wenn Du ....

Vorläufig bin ich aber nicht damit beauftragt und kann daher nur als Dein Gehülfe handeln. Doch mache Dir deßhalb keine Sorgen; ich will sehr gern Alles so weit abmachen, daß Du nur Deine Zustimmung zum Abschlusse zu geben nöthig haben sollst.

Du bist ein edler Mensch, lachte Alfred.

Vor allen Dingen müssen wir aber die Wolle haben.

Ja, das sehe ich ein; also reiten wir.

Sie ritten durch die dicht gedrängten Straßen und gelangten bald darauf zum Ohlauer Thore, durch welches die von Oberschlesien kommenden Wagen in die Stadt

einfahren mußten. Hier war die Passage schwierig und es dauerte geraume Zeit, ehe sie die schmale Brücke über den Festungsgraben hinter sich hatten. Das Thor selbst war gesprengt und lag theilweise noch in Trümmern, die alte Zugbrücke hatte einer nothdürftig hergestellten Platz gemacht, und die hohen Wälle waren theilweise abgetragen und glichen wüsten, aufgewühlten Erdhaufen.

Wer hätte es für möglich gehalten, sagte Walther, auf den dieses Bild der Zerstörung einen lebhaften und traurigen Eindruck machte, daß diese stattlichen, wohl nur gegen Oesterreich und Rußland bestimmten Werke jemals von den Franzosen zerstört werden könnten, von einem Volke, das so weit von uns im Westen wohnt und ....

Wozu diese unfruchtbaren Reflexionen? unterbrach ihn Alfred – für die Stadt ist es gewiß recht gut, daß sie aufgehört hat, eine unhaltbare Festung zu sein; die Zeit wird das Alles ausgleichen und wir werden es den Franzosen einst vielleicht noch Dank wissen, daß sie uns von diesen nutzlosen Fesseln befreit haben.

Wie Du nur so reden kannst! sagte Walther unwillig.

Uebrigens waren es auch gar keine Franzosen, ergänzte Alfred mit sichtlichem Hohne; zu solchen Handlangerdiensten halten sie sich ihre Miethlinge – es waren gute, ehrliche Deutsche unter Jerome's Befehl, *Baiern* und *Württemberger*!

Um so schlimmer, um trauriger!

Mag sein – immerhin – für jetzt wünschte ich nur, ich sähe meines Onkels Wollwagen, doch wenn mich meine

Augen nicht täuschen, so halten sie dort vor jener Kneipe ich kenne die kleinen Pferde der Karpathen, und da steht ja auch so ein oberpodolischer Kerl mit seinem schmutzigen Leinenkittel und dem schmierigen Filzhute. Der gute Fuhrknecht ist offenbar betrunken, und so bin ich meiner Sache gewiß.

Mit diesen Worten sprengte Alfred vor die Thür des bezeichneten Wirthshauses, rief dem Knechte einige polnische Worte zu, hieb ihm dann mehrere Male mit der Reitpeitsche über den Rücken, worauf dieser eilig in die Wirthsstube sprang und bald darauf mit den übrigen Wagenlenkern zurückkehrte. Die Wiederholung der gegen den ersten Knecht angewandten energischen Maßregeln brachte den Zug bald in Bewegung, und da die beiden Reiter denselben nicht mehr verließen, so war nach Verlauf von vier mühevollen Stunden die Wolle in dem gemietheten Hofe gelagert.

In einem geräumigen, gewölbten, nur mäßig erleuchteten Zimmer ging es sehr lebhaft zu. Dasselbe vermochte die darin befindlichen Menschen kaum zu fassen. Es war dies eine der Breslauer Weinstuben in einer Seitenstraße des Ringes, zu jener Zeit ihres guten Ungarweines wegen vorzugsweise besucht. Vom unfernen Rathhausthurme schlug es eben zwölf Uhr Mittags, und der Thürmer blies, wie er noch heute zu jeder Stunde thut, sein Trompeten-Signal auf die unter ihm ruhende Stadt hinab, als das Treiben in jener Weinstube seinen Höhepunct erreicht zu haben schien, denn einmal war es die in ihrer

Verlängerung richtige Frühstückszeit, welche der Breslauer und überhaupt der Schlesier besonders liebt, dann aber war es Wollmarkt, wo man doppelt so lange und so viel als gewöhnlich zu frühstücken pflegt. Alle Stühle, alle Bänke waren belegt, und ein großer Theil der Gäste stand um die Tische herum, da zum Sitzen kein Platz übrig blieb. Wir finden an einem dieser Tische Alfred, Walther, den Baron von Kalden und noch einige andere uns unbekannte Personen. Die Gesichter der Meisten sind sehr geröthet und das Gespräch äußerst lebhaft, obgleich sich nicht Alle daran betheiligen.

Es wäre mir lieb, sagte mit sehr lauter Stimme der Baron zu einem ernsten, einfach aussehenden Manne, wenn Sie mir ein reelles Gebot machten – ich bin der beste Mensch von der Welt, und Jeder weiß, daß man sich auf mich verlassen kann. Meine Wolle ist ihre zehn Thaler per Centner mehr werth, als ich fordere, aber bei Ihnen, meinem alten Käufer, soll es mir nicht darauf ankommen. Warum trinken Sie nicht? Schmeckt Ihnen der Wein nicht? Einen besseren Tokayer werden Sie schwerlich finden.

Ich danke – wir am Rheine sind an den Ungarwein nicht gewöhnt; er ist mir zu schwer, auch bin ich überhaupt kein Trinker.

Schade, schade, Sie werden schwerlich so bald wieder ein so gutes Glas zu kosten bekommen! Also, was meinen Sie, schließen wir ab?

Es thut mir leid, ich kann mein Gebot nicht erhöhen; Ihre Wolle ist dieses Mal nicht so gut, wie im vorigen Jahre, auch die Wäsche mangelhaft.

Die Wäsche? rief der Baron, indem er das schon erhobene Glas wieder niedersetzte – da sind Sie wirklich der Erste, der mir das sagt – ich bin der beste Mensch von der Welt und lasse einem Jeden seine Ansicht – aber das nehmen Sie mir nicht übel – wenn Sie meine Wolle nicht kaufen wollen – meinetwegen, es gibt Leute genug, die sich darum reißen – so ist das Ihre Sache; aber Sie dürfen sie mir deßhalb nicht schlecht machen, das leide ich nicht, durchaus nicht!

Es wird mir freistehen, mein Urtheil über eine Waare auszusprechen, die mir zum Kauf angeboten wird, entgegnete der Andere ruhig, der Werth derselben wird dadurch weder verändert, noch beeinträchtigt.

Das brauchen Sie mir nicht zu sagen, rief der Baron, das weiß ich selbst – machen wir fünfundachtzig, theilen wir uns in die Differenz, flüsterte er leise – Sie sehen, ich bin der beste Mensch von der Welt und thue es Ihnen allein zu Gefallen, weil Sie ein alter Käufer von mir sind. Der Preis steht fest, wenn Sie dafür abschließen wollen?

Laß uns gehen, sagte Walther, indem er aufstand, es ist hier unerträglich,und ein Geschäft scheint auch nicht zu machen; vielleicht findet sich draußen eher ein Käufer.

Ich hätte das letzte Gebot angenommen, erwiederte Alfred.

Die Wolle ist mehr werth und die Nachfrage im Steigen.

Ich begleite Sie, meine Herren, bemerkte der ernste Mann, mit welchem der Baron vergeblich gehandelt hatte.

Wollen Sie Sich unsere Wolle ansehen?

Habe bereits – wie stellen Sie den Preis? fragte er, während sie hinaus auf die Straße traten.

Einhundert und fünf Thaler.

Die Wolle ist gut, aber die Zeit ist schlecht, ich biete Ihnen hundert Thaler.

Alfred stieß Walther leise an, denn das Gebot entsprach den Bedingungen seines Onkels und das ganze so unangenehme Geschäft konnte nun zu Ende geführt werden.

Der Preis ist fest, mein Herr, erwiederte Walther ruhig, und so gern ich verkaufen möchte, unter demselben geschieht es nicht.

Ich will mir die Wolle noch einmal ansehen – doch wozu – ich acceptire, das Geschäft ist abgemacht.

So bitte ich, das Weitere hinsichtlich der Abnahme zu bestimmen.

Ich werde die Ballen sofort in Empfang nehmen.

Es geschah dies; das Geld wurde in einer Anweisung auf ein Breslauer Bankhaus ausgezahlt und das Geschäft war zur großen Befriedigung Alfred's nach einer halben Stunde abgemacht.

Gott sei Dank, sagte dieser, als sie aus den belebten Straßen, in denen sich die hohen abfahrenden Wollwagen und geschäftige und handelnde Menschen drängten, in eine leere hinaustraten – Gott sei Dank, ich hoffe, mein

Onkel wird über alle Erwartung zufrieden sein, denn ich hätte gestern wirklich zu fünfundneunzig Thalern abgeschlossen. Aber nun komm, laß uns, wenn es möglich ist, ein weniger volles Gasthaus aufsuchen und ruhig zu Mittag essen. Mich hat dieses Treiben völlig nervös gemacht und ich danke Gott und Dir, daß es überstanden ist – ich bin der beste Mensch von der Welt, wie der Baron von Kalden immer von sich selbst sagt, setzte er lachend hinzu, aber Alles hat seine Gränzen und ein Jeder seine eigene Natur; die meinige paßt nicht zu diesem unruhigen Schacher.

Die Wolle ist gut verkauft, bemerkte Walther, ich glaube auch, daß Dein Onkel mit Dir zufrieden sein kann.

Mit mir? lachte Alfred; sei ohne Sorgen, ich werde mich nicht mit fremden Federn schmücken. Aber komm, ich sehne mich nach einem ruhigen Gespräche mit Dir; wir sind jetzt fast zwei Tage zusammen und haben vor lauter Juden, Mäklern und wie das Zeug sonst heißen mag, noch kein vernünftiges Wort mit einander reden können. Was ist das eigentlich für ein junges Mädchen, dessen Du erwähntest?

Welches junge Mädchen?

Die mit Dir verwundet wurde, oder vielmehr deretwegen Du verwundet wurdest.

Ach – ich erzähle Dir dieses unbedeutende Ereigniß, wenn wir in Ruhe sind, für jetzt mußt Du mich aber entschuldigen.

Du willst nicht mit mir gehen?

Ich war eben erst angekommen, lieber Alfred, als ich Dich aufsuchte, dann hat mich das Geschäft fast ausschließlich in Anspruch genommen – ich habe meine gute Mutter immer nur noch sehr wenig sprechen können, da wirst Du einsehen ....

Verzeihe mir, daß ich daran nicht gedacht habe – aber heute Abend wirst Du ein paar freie Stunden haben, wollen wir uns dann treffen?

Ich werde zu Dir kommen, um acht Uhr; wir bleiben dann zusammen auf Deinem Zimmer, wo wir ungestört plaudern können.

So erwarte ich Dich, sagte Alfred, seinem Freunde herzlich die Hand schüttelnd, und dann erzählst Du mir Ausführliches von Deiner schönen Verwundeten und Verwundenden.

Fünftes Capitel.

Walther lenkte seine Schritte nach einer von jenen engen und unsauberen Straßen, welche nach der südlichen Umwallung der Stadt führten. Dann ging er durch ein Haus, welches zugleich den Eingang zu einem öffentlichen Durchgange bildete, der aus einem langen und schmutzigen Hofe bestand. Am äußersten Ende dieses schwer zu findenden und nicht ohne Beschwerden zu passirenden Durchganges, welcher den bezeichnenden

Namen »Sieh Dich für« führte und in unveränderter Gestalt bis auf den heutigen Tag erhalten ist, lag ein Hintergebäude, welches sich durch seine bessere Bauart vortheilhaft von den übrigen alten und zum Theil verfallenen Gebäuden, die den Hof begränzten, unterschied. In diesem sehr entlegenen Hause wohnte Walther's Mutter. So unfreundlich der Zugang zu ihrer Wohnung war, so freundlich war diese selbst. Sie bestand zwar zur auch einer Stube und einer Kammer, aber beide waren hell, und die bescheidene Einrichtung ersetzte durch Ordnung und Reinlichkeit das ihr sonst in manchen Dingen Mangelnde. Die beiden Fenster lagen nach Süden und gewährten eine weite und freie Aussicht. Bis vor zwei Jahren war diese durch den hohen Stadtwall beschränkt gewesen und man hatte aus jenen Fenstern nur in den kaufmännischen Zwinger sehen können, einen ziemlich engen Raum, den die Söhne Mercur's zu Schießübungen benutzen. Die Franzosen hatten dort ebenfalls Schießübungen anderer Art vorgenommen und manches junge Leben durch Pulver und Blei zur Ruhe gebracht, welches sich gegen die Kriegsgesetze des Feindes vergangen hatte. Zur Zeit unserer Erzählung war der hohe Wall bereits abgetragen und das Auge konnte auch jenen Fenstern über das wüste Chaos der Zerstörung weit hinaus in das Feld sehen. Jetzt ist der frühere kaufmännische Zwinger in den schönsten Garten Breslau's verwandelt, in den

man aus jenen Fenstern hinabblickt, und auf dem damaligen Felde jenseit des Stadtgrabens liegt die Schweidnitzer Vorstadt, die an Größe und Umfang der inneren Stadt nur wenig nachgibt.

Da bin ich, liebe Mutter, sagte Walther, in das Zimmer tretend, indem er ihre Hand küßte, da bin ich endlich, meine Geschäfte sind beendet, wie ich hoffe, zur Zufriedenheit des Grafen, und ich kann nun bei Dir bleiben und mit Dir plaudern, wonach ich mich so lange gesehnt habe.

Gewiß nicht so sehr, wie ich, mein Sohn, erwiederte mit liebevollem Blicke die Matrone, denn es ist zuweilen doch recht einsam und still hier gewesen, obgleich ich froh war, als ich diese abgelegene aber freundliche Wohnung gefunden hatte,

Wenn man erst hier oben ist, findet man sich ganz behaglich, aber der Weg hinauf ist etwas mühsam, erwiederte Walther lächelnd.

Da hast Du Recht; aber ich gehe nicht viel aus, auch bin ich erst hieher gezogen, seit ich Dich in Sicherheit wußte, denn nun hatte ich ja nicht nöthig, weitere Erkundigungen einzuziehen – und jetzt bist Du gesund und glücklich zurückgekehrt. Der liebe Gott hat mein tägliches Gebet erhört.

Wir werden uns nun nicht mehr trennen, wenigstens nicht auf längere Zeit, liebe Mutter; wir werden auf dem

Lande allein, abgesondert von dem herrschaftlichen Hofe, mit einander wohnen, und es soll mein stetes Bestreben sein, Dich für den Kummer zu entschädigen, den ich Dir bereitet habe.

Sprich nicht so, mein Sohn, es ist ja nun vorüber, Du bist wieder hier, und die Zeit der Sorge um Dich liegt hinter mir.

Zürnst Du mir noch, daß ich damals gegangen bin, fragte er, ihre Hände ergreifend, daß ich ohne Abschied gegangen bin? Ich konnte nicht anders, theure Mutter, gewiß und wahrhaftig, ich konnte nicht anders, setzte er mit leuchtenden Blicken hinzu. Gott hat es nicht gewollt, daß unsere gerechte Sache siegen sollte, wir sind zur Knechtschaft verdammt und müssen uns beugen unter der Macht dieses zweiten Attila – aber das Vaterland rief – und Da konnte ich nicht anders, ich mußte seinem Rufe folgen!

Und doch dachten nur Wenige so wie Du.

Das war eben unser Verderben, daß nur Wenige so dachten; hätten Alle so gedacht, wäre das ganze deutsche Volk aufgestanden, wäre Preußen – doch sprechen wir nicht darüber, setzte er mit Bitterkeit hinzu – die Sache ist ja abgethan, und es herrscht Ruhe und Friede!

Welche Pläne hast Du nun für die Zukunft? fragte Walther's Mutter. Willst Du bald nach Wallfort reisen?

Es ist nöthig, daß dies so bald als möglich geschieht. Alfred sagte mir, daß ich von dem Grafen mit Ungeduld erwartet würde, weil er bereits abermals einen Inspector entlassen habe. So recht ausführlich habe ich mit Alfred

noch nicht sprechen können, es soll dies heute Abend geschehen; aber was ich bis jetzt erfahren, hat meine Hoffnungen sehr herabgestimmt, und ich befürchte fast, daß meines Bleibens in der neuen Stellung nicht lange sein wird.

Du erfüllst mich mit Besorgniß – wie kommst Du zu dieser Ansicht?

Der Graf ist nach Allem, was ich bis jetzt von ihm erfahren, ein mißtrauischer und dabei zugleich geiziger Mann, der alle seine Beamten von vorn herein für Betrüger, für Schurken hält.

Er mag sehr unangenehme Erfahrungen in dieser Beziehung gemacht haben, bemerkte begütigend die Matrone, und Du wirst Dir vielleicht gerade deßhalb eine um so angenehmere erwerben können. Er wird Dir gewiß bald sein volles Vertrauen zuwenden, und Du kannst dann mit diesem seinen und zugleich auch Deinen eigenen Vortheil befördern.

Ungefähr so spricht Alfred auch, erwiederte finster der Sohn, aber Du weißt, Mutter, daß das geringste Mißtrauen in meine Redlichkeit mich sofort bestimmen würde, unsern Vertrag wieder zu kündigen.

Er wird aber kein Mißtrauen gegen Dich haben, es wenigstens nicht aussprechen, und sich gewiß sehr bald überzeugen, daß er in Dir einen in jeder Beziehung zuverlässigen Beamten gefunden hat.

Dann ist dort auch noch ein junges Mädchen, fuhr Walther nach kurzem Schweigen fort – die Tochter des

Grafen – eine, wie es mir scheint, sehr excentrische, etwas emancipirte junge Dame, die einen großen Einfluß auf ihren Vater ausüben und in allen Dingen mitsprechen soll – solch' Weiber-Regiment ist für die Dauer unerträglich!

Ach, das wird so schlimm nicht sein! lächelte die Mutter. Vor Allem mußt Du Dir nicht zum Voraus vielleicht ganz falsche Bilder und Vorstellungen von Deinem künftigen Wirkungskreise machen; reise so bald als möglich, es wird gewiß Alles viel besser und angenehmer sein, als Du Dir jetzt einbildest.

Ich will wünschen, daß Du Recht haben mögest, denn ich habe mir das Leben dort, mit Dir vereint, schön genug ausgemalt – und Manches – Vieles dafür geopfert! setzte er mit einem tiefen Seufzer hinzu.

Du scheinst es fast zu bereuen, daß Du in die Heimath zurückgekehrt bist? fragte sie mit einem leisen Vorwurf in der Stimme.

Wie kannst Du nur so etwas denken, ich hätte ja doch nicht immer drüben in der Fichtenau bleiben können, und Herr Wehring hatte ganz Recht, als er mir abrieth, der Landwirthschaft zu entsagen und mich der Industrie zu widmen.

Hast Du das überhaupt beabsichtigen können? fragte Walther's Mutter, indem ihre Blicke voll Unruhe und Erstaunen auf ihrem Sohne ruhten, dessen Gedanken in weiter Ferne zu weilen schienen – Du, der Du stets mit

einer so großen, schwärmerischen Vorliebe an der Landwirthschaft hingst und in diesem Berufe die Befriedigung aller Wünsche erblicktest?

That ich das? fragte er sichtlich zerstreut. Ja, ja, Du hast Recht, und ich halte auch noch jetzt die Landwirthschaft für den ehrenvollsten, unabhängigsten und mir am meisten zusagenden Beruf; aber die Industrie gibt ihm wenig nach und übertrifft ihn sogar in vielen Dingen, sie ist nicht so einseitig und ganz die Schöpfung des menschlichen Geistes. Ach, Du solltest es sehen, liebe Mutter, fuhr er lebhafter fort, wie der Mensch die rohen Naturkräfte sich dienstbar macht, Wasser, Feuer, Luft und Erde, was man fälschlich die Elemente nennt; wie durch seinen Willen der scheinbar werthlose Eisenstein sich in werthvolles Eisen verwandelt, wie die Hoch- und Schmelzöfen Tag und Nacht brennen und die Arbeit rastlos fortgeht, ohne sich an die Tages- und Jahreszeiten zu kehren – Du solltest diese tüchtigen, biedern Menschen kennen dort drüben in den Thälern des schönen, waldreichen Harzes, und Du würdest gewiß, gleich mir, nicht ohne wehmuthvolle Erinnerung an die Zeit zurückdenken, wo es mir vergönnt war, unter ihnen zu leben. Wenn es dann Abend wurde, fuhr er mit einem tiefen Seufzer fort, wenn die Arbeit des Tages für mich getragen war, diese mir zuerst so fremdartige, dann aber so liebgewordene Arbeit, dann saßen wir zusammen im Zimmer oder bei schönem Wetter in der Laube, plauderten und musicirten oder lasen – ach, es war eine schöne, schöne Zeit!

Ich kann mir das denken, erwiederte die Matrone, als Walther in seine Erinnerungen versunken nachdenkend schwieg, und Du kannst dem Zufalle nicht genug danken, der Dich in eine so wohlwollende, gebildete und auch musikalische Familie geführt hat, da Du selbst die Musik so sehr liebst.

Ach, sie waren eigentlich gar nicht musikalisch, sprach Walther mehr zu sich selbst weiter – ich gab ihr Unterricht im Gesange und auch auf der Guitarre, aber sie machte in kurzer Zeit, wie in Allem, unglaublich rasche Fortschritte, und schon nach wenigen Monaten sangen wir Duette zusammen.

Von wem sprichst Du eigentlich? Nach Deinen Briefen ist die Frau Wehring in meinem Alter.

Ich meine Margot, liebe Mutter, sagte er erröthend – das junge Mädchen, welches in dem Dorfgefechte verwundet wurde – Du weißt ja.

Du hast dieses jungen Mädchens allerdings in Deinen ersten Briefen erwähnt, aber von ihr wie von einem Kinde gesprochen; deine späteren Briefe enthalten nichts mehr, so daß ich annahm, sie habe längst die Fichtenau wieder verlassen.

Sie war auch noch ein Kind, als sie hinkam, als ich sie in der Nacht holte und sie in dem kleinen Wagen, an mich gelehnt vor Müdigkeit einschlief – ich habe sie auch wie ein Kind behandelt, bis ....

Nun, fragte sie, mit sichtlicher Spannung in das bewegte Gesicht ihres Sohnes blickend, hast Du vielleicht etwas auf dem Herzen, was Dich drückt und quält, mein

lieber Sohn? Einen Vertrauten, der es besser und redlicher mit Dir meint, als Deine Mutter, wirst Du schwerlich finden – aber ich will mich nicht in Deine Geheimnisse drängen.

Ach, ich habe keine Geheimnisse, liebe Mutter, sagte er in leidenschaftlicher Aufwallung, das ist es ja eben, was mich so traurig, so unglücklich macht!

Ich verstehe Dich nicht.

Sie war ein Kind – ein liebes, herziges, unerfahrenes, unschuldiges Kind – sie hatte ja immer nur mit einem alten mürrischen Manne zusammen gelebt. Ich unterrichtete sie – die ganze Welt war ihr fremd, die ganze Welt ihr neu. Ich behandelte sie wie ein Kind, aber als ich dann erfuhr, daß sie mir ohne mein Wissen das Leben gerettet – o, mehr, daß sie mich vor einem entehrenden, schimpflichen Tode gerettet habe, heimlich, ohne daß es irgend Jemand erfahren, da erkannte ich plötzlich, daß – daß sie mir mehr als ein Kind gewesen, oder geworden, daß – doch das ist ja Alles, Alles vorbei und dahin, setzte er mit bebender Stimme hinzu – wir sind getrennt – wahrscheinlich für immer – denn als ich das Alles erfuhr, als ich mir selbst klar geworden war – da war es zu spät – da konnte ich nicht mehr bleiben – ich *konnte* nicht mehr, setzte er nachdrücklich hinzu, sonst hätte ich es gethan!

Mit großer Theilnahme hatte Walther's Mutter die unerwartete Mittheilung ihres Sohnes angehört; sie kannte seinen Charakter genau und wußte, daß eine so tiefe Empfindung, wie er jetzt nicht ohne Widerstreben kund

gegeben, eine nachhaltige Wirkung bei ihm haben und nicht ohne Folgen sein werde.

Du liebst dieses junge Mädchen, diese Margot, sagte sie freudig bewegt, denn es gehörte zu ihren sehnlichsten Wünschen, ihren Sohn, dessen Hang zu einem unsteten Leben ihr Sorge machte, an den häuslichen Herd gefesselt zu sehen. Warum willst Du mir aus dieser Neigung ein Geheimniß machen? Schütte Dein Herz aus, wie Du es so oft gethan, als Du mir als Knabe Deine kleinen Erlebnisse erzähltest; Niemand ist mehr geeignet zu Deinem Vertrauen, als Deine Mutter.

Ob ich sie liebe? fragte er mit leiser, aber erregter Stimme – weiß ich es denn selbst? Ach nein, jetzt weiß ich es, jetzt, da es zu spät ist!

Was willst Du damit sagen?

Als ich Alfred's Brief erhielt – nein, ach nein, da wußte ich es noch nicht, denn ich faßte ja den Entschluß, zu reisen – die Fichtenau – und sie zu verlassen – aber als dann die Tage des Scheidens wirklich kamen, und auch da noch kaum, erst als ich fort war, als ich droben stand auf der Höhe und zum letzten Male in das Thal hinab sah – zum letzten Male, als ich mit einem Schmerze, wie ich ihn nie empfunden, mir sagte, daß ich nun nicht wieder in Ihre lieben, treuen, unschuldigen Augen blicken würde – da wußte ich es, da wurde es mir klar – damals erst – damals, als es zu spät war!

Sei nicht so aufgeregt, Walther; wenn Du sie liebst und von ihr wieder geliebt wirst, warum soll es zu spät sein?

Die wirkliche, die wahre Liebe bedarf nicht eines steten Beisammenseins.

Ach, wie Du redest, Mutter – sie wird mich bald vergessen, bald! Warum sollte sie es auch nicht? Bin ich nicht gegangen aus freier Entschließung und auf Nimmerwiedersehen?

So hast Du ihr Deine Liebe nicht gestanden?

Meine Liebe? – konnte ich von etwas reden, das ich selbst nicht erkannt hatte, ich Thor, ich selbstsüchtiger, nur mit mir beschäftigter Mensch? Und selbst, wenn ich es gewußt hätte, es würde dennoch niemals ihr uns schuldvolles, kindliches Empfinden entweiht haben – ich war ihr der Lehrer, dem sie in dankbarer Freundschaft ergeben – nichts weiter. Sie war traurig, schmerzvoll bewegt, als ich schied, denn sie hatte sich an mich gewöhnt und an unsere gemeinsame Beschäftigung, welche ihrem lebhaften Geiste, ihrem empfänglichen Herzen zusagte – sie wird das Alles vermissen – vielleicht schmerzlich vermissen eine Zeit lang, bis die Gewohnheit sie getröstet hat, und mich dann vergessen. Warum sollte sie es auch nicht, setzte er mit einem gezwungenen Lachen hinzu, wie schnell vergißt ein so junges Mädchen, dessen Anschauungen noch halb in der Kindheit liegen! Warum sollte sie es auch nicht, wiederholte er, ich muß es ja selbst wünschen und hoffen.

Du ergehst Dich in Selbstquälereien, mein Sohn. Glaube mir, die Zeit wird auch diese Sache zum Abschlusse bringen, bei Dir und bei ihr. Menschen, die für einander bestimmt sind, kommen doch wieder zusammen, wenn

sie auch zeitweise getrennt werden. Du befindest Dich jetzt noch unter dem Eindrucke Deiner Erinnerungen, die Dich beherrschen – das wird sich ändern. – Ich will damit nicht sagen, fuhr sie theilnehmend fort, als sie sah, wie schmerzvoll es über die Mienen ihres Sohnes zuckte, ich will damit gewiß nicht sagen, daß sich Deine Wünsche nicht erfüllen sollten; vielleicht empfindet sie im gegenwärtigen Augenblicke eben so wie Du, und ist sich ihres Empfindens ebenfalls erst durch Deine Abwesenheit bewußt geworden. Glaube mir, gerade das Herz eines jungen, unschuldigen Mädchens, wie Du Margot schilderst, bedarf solcher Ereignisse, um zum Verständnisse seines eigenen Empfindens zu kommen. Ist dies nicht der Fall – nun, so wird Die Zeit ausgleichen und heilen, sonst aber ....

Nun, sonst aber? fragte er mit ängstlicher Stimme, als sie schwieg.

Anderenfalls wird sie Dich nicht vergessen, mein lieber Walther – ihr werdet doch an einander schreiben; ich wüßte wenigstens nicht, weßhalb ihr es unterlassen solltet, da wirst Du ja erfahren, wie es bei ihr aussieht – komm, erzähle mir vor Allem jetzt recht ausführlich deine Erlebnisse, recht ausführlich, bedenke, daß ich eigentlich noch sehr wenig weiß und daß Du jetzt wieder, wie sonst, bei Deiner Mutter sitzest, die kein größeres Glück kennt, als das Deinige.

Ach, wie gut Du bist, liebe Mutter, sagte er zärtlich – ja, ich will Dir Alles, Alles und ganz ausführlich erzählen,

denn es ist mir selbst ein Bedürfniß und wird meinem Herzen wohlthun.

Sie saßen noch mehrere Stunden plaudernd zusammen; sein Gesicht war geröthet und seine Miene bewegt, als er geendet und die Ereignisse während seiner Abwesenheit, oft von den Fragen seiner aufmerksamen Zuhörerin unterbrochen ihr erzählt hatte. Margot's Name wurde nur selten genannt, aber dennoch war sie der Mittelpunct seiner Erzählung.

Und etwas Näheres hat man über sie gar nicht erfahren?

Sie ist die Tochter eines hingerichteten französischen Edelmannes, sagte er; willst Du ihr dies etwa zum Vorwurfe machen?

Nicht im mindesten; aber es wundert mich, daß sie gar keine weiteren Nachrichten über die Ihrigen erhalten, jetzt, da die Zeiten wieder ruhiger und die Zustände geordneter geworden sind.

Wo hätten diese Nachrichten herkommen sollen? Die Revolution hat ihre Eltern verschlungen und sie selbst weit in das fremde Land hinausgeschleudert, wo sie jetzt endlich eine Heimath gefunden hat, denn Wehrings werden sie niemals mehr von sich lassen.

Aber der junge Mann, den sie ihren Bruder nannte, ist von dem auch keine Kunde zu ihr gekommen?

Jener junge Mann? fragte er, indem ein Schatten sich über sein Gesicht legte – dessen Edelmuth ich das Leben verdanke? Ihr Bruder ist er nicht – kann es nicht sein – er ist fort, in Spanien, vielleicht geblieben – es ist nur

ein Brief von ihm gekommen aus Spanien, sonst seine Nachricht mehr, wenigstens so lange nicht, als ich in der Fichtenau war.

Hast Du schon geschrieben? fragte sie weiter.

Von Dresden aus – aber eine Antwort konnte noch nicht hier sein.

Sie wird bald eintreffen, mein Sohn; sei deßhalb unbesorgt. Jetzt aber, da wir wieder wie sonst zu einander stehen, jetzt laß uns auch Deiner Zukunft gedenken, denn Du mußt mit frischem, fröhlichem Muthe in Dein neues Geschäft gehen; je eher Du Dir eine unabhängige Stellung erringst, je eher bist Du befähigt, an die Erfüllung Deiner Wünsche zu denken.

Ja, ja, sagte er traurig, darin hast Du Recht, eine unabhängige Stellung, ist die erste Bedingung – aber was kann es mir helfen.

Schäme Dich Deines Kleinmuthes! Blicke froh, und heiter in die Zukunft! Ich kenne Dich gar nicht wieder, so verändert bist Du! Sonst achtetest Du die Schwierigkeiten, welche sich Dir entgegenstellten, für nichts – sie reizten Dich vielmehr an zum Handeln und Wagen – ach, ich habe manche Thräne deßhalb geweint, als Du ohne Abschied in den Krieg gezogen warst – und jetzt, da es sich darum handelt Dein Glück zu begründen, bist Du kleinmüthig und zaghaft!

Nein, ich bin nicht kleinmüthig und zaghaft, sagte er, sich gewaltsam aufraffend – Dir habe ich mein Herz,

mein geheimstes Empfinden aufgeschlossen, meine geliebte Mutter – aber sonst soll es Niemand erfahren, Niemand auch nur ahnen – auch Alfred nicht – und ich werde jetzt mit Kraft und Ausdauer an mein neues Geschäft gehen. Ich habe den festen Willen dazu und bin entschlossen, mich durch keine Hindernisse abschreckten oder ablenken zu lassen, mögen Dieselben im Entbehren oder im Arbeiten bestehen.

Ich danke dem lieben Gott, Dich so reden zu hören, erwiederte sie erfreut; denn wenn Du mit der alten Kraft und Energie Deinen Weg gehst, so wirst Du sicher zum Ziele gelangen.

Das wollen wir hoffen, sagte er, indem er seiner Mutter bewegt die Hand reichte. Uebermorgen reise ich nach Wallfort, und in wenigen Tagen hoffe ich Dir schreiben zu können, daß Du nachkommst. Bereite Alles dazu vor; wir wollen, wenn auch vielleicht etwas einfach, doch still und heiter mit einander leben – sollte aber ein Brief aus der Fichtenau in dieser Zeit eintreffen – ich habe an Dich adressiren lassen –, so schicke ihn mir sogleich nach; auch vergiß nicht, auf der Post zu bestellen, daß dies geschieht, wenn er während Deines Bleibens in Breslau nicht eintreffen sollte.

Sei deßhalb ganz ohne Sorgen, erwiederte sie freundlich, der Brief soll sogleich befördert werden.

Sechstes Capitel.

Es mochten ungefähr vier Wochen nach dieser Unterredung verflossen sein, als Walther in einem mit zwei jungen, muthigen Pferden bespannten Korbwagen saß und in raschem Trabe von seinem neuen Wohnorte aus nach einer wenige Meilen entfernten Stadt fuhr, um seine Mutter abzuholen. Er fuhr selbst, um nicht durch die Anwesenheit eines Kutschers in dem Gespräche gestört zu werden. Es war gegen Abend, die September-Sonne stand schon im Westen, und ein leiser erquickender Luftzug zog durch den blauen, klaren und durchsichtigen Himmel. Die Linien der fernen Berge zeichneten sich scharf ab, und sein Auge hing träumerisch daran, während seine Hand lässig die Zügel der rasch und gleichmäßig dahintrabenden Pferde hielt.

Er dachte an Vieles und an Mancherlei; das ferne, in blauen und purpurnen Duft gehülte Gebirge lockte diese Gedanken auch der Tiefe seiner Seele hervor, denn das ewig wechselnde Meer und ein aus der Ferne zu uns herüberwinkendes Gebirge erwecken immer unsere Erinnerungen und unsere Hoffnungen und erfüllen unser Herz mit Sehnsucht nach einem unbekannten, stets erstrebten und nie erreichten Etwas. Diese Sehnsucht, die von unserer Geburt an in unserer Seele schlummert und sie nicht verläßt, so lange die Seele selbst in dem staubgeborenen Körper weilt, wird frei und entfesselt, wenn eine ferne, blaue, duftige Gebirgswelt oder das wogende, ewige, unendliche Meer uns wie die unbekannte ewige

Heimath zu sich hinüberlockt. Von ähnlichen Gefühlen bewegt saß Walther in dem leichten Fuhrwerke, welches über die weite, einförmige Ebene rasch seinem Ziele entgegenflog. Die letzten Wochen hatten ihn in völlig andere Verhältnisse gebracht, die, wenn ihm auch noch einigermaßen fremd, jedoch jetzt vollständig übersehen ließen. Er war von dem Grafen zwar förmlich, aber doch freundlich empfangen worden, der selbst mit ihm nach den Vorwerken hinausgefahren und ihm diese übergeben hatte. Der Zustand derselben war über seine Erwartungen verwahrlos't, so daß er sich bei der Uebernahme darauf beschränkt hatte, schweigend sein Amt anzutreten, weil er es nicht für rathsam hielt, von vorn herein dem Grafen seine Ansichten deßhalb mitzutheilen. Nachdem er sich mit Allem vollständig vertraut gemacht, hatte er dann eine lange und ziemlich lebhafte Unterredung mit dem Grafen gehabt, in welcher er diesem seine Ansichten und Pläne mitgetheilt und sich entschieden dahin ausgesprochen, da der Ertrag dieser, in ihrer Bewirthschaftung völlig verwahrlos'ten Güter nur durch nicht unbedeutende Meliorationen und durch die Bewilligung in dieser Weise zu verwendenden Capitalien zu einem nachhaltigen und sicher rentabeln umgewandelt werden könnte. Er hatte zu diesem Ende dem Grafen einen umfassenden, bis in's Einzelne ausgearbeiteten Wirthschaftsplan vorgelegt, zu dessen Vollendung er selbst mehrere Nächte zu Hülfe genommen, und wartete zu der Zeit, wo wir ihn wieder

sehen, noch auf die Entscheidung. Der Graf, welcher zuerst die mündlichen und mehr im Allgemeinen vorgetragenen Ansichten und Vorschläge mit kurzen und wenig freundlichen Worten zurückgewiesen, hatte den schriftlich ausgearbeiteten und sauber geschriebenen Bewirthschaftungsplan als etwas Neues, ihm von seinen Beamten bis dahin noch nicht Gebotenes, mit sichtlichem Erstaunen in Empfang genommen, flüchtig darin geblättert und gelesen und dann weit freundlicher und rückscihtsvoller als dies sonst seine Art war, sich dahin geäußert, daß er den Plan genau durchlesen und demnächst eine Entschließung fassen wolle.

Obgleich seit jener Zeit bereits eine Woche vergangen war und die nicht mehr zu verschiebende Winterbestellung durch die Annahme oder Ablehnung des Planes wesentlich bedingt wurde, so hatte der Graf deßhalb doch noch keine Sylbe gesprochen. Mehrmals war er selbst auf den Vorwerken gewesen und auf den Feldern herumgefahren, als ob er an Ort und Stelle den Plan seines Inspectors prüfen wolle; er hatte jedoch diesen selbst dabei niemals zugezogen.

An den beiden ersten Sonntagen waren Walther Einladungen zum Mittagsessen auf dem Schlosse zugegangen – die Art und Weise, wie man sich dort gegen ihn benommen, hatte ihn jedoch bestimmt, die weitere Einladung, dringender Geschäfte wegen, abzulehnen. Am gestrigen Sonntage war deßhalb auch keine Einladung mehr gekommen.

Die Behandlung, welche ihm zu Theil geworden, als man ihn »zur Tafel gezogen«, und die ihn bestimmt hatte, eine weitere Einladung abzulehnen, konnte man nicht gerbdezu eine verletzende nennen, aber der junge Inspector litt in dieser Beziehung an einer vielleicht über seinen Stand gehenden Empfindlichkeit, welche ihn bestimmte, lieber auf diese Ehre zu verzichten, als in einer, wenn auch nicht geradezu kränkenden, doch peinlichen und offen zu Tage tretenden Weise an seine untergebene Stellung erinnert zu werden. Man hatte ihm, nebst dem gräflichen Oberförster und einem anderen Inspector, einen Platz am unteren Ende der Tafel angewiesen. Das Gespräch wurde dann von dem Grafen und seiner Tochter mit den anderen Gästen in einer Weise geführt, als ob die drei Beamten gar nicht anwesend gewesen wären, und nur zuweilen richtete der Graf in herablassender Weise irgend eine Frage an einen seiner Beamten, welche dann von diesem in gebührender Devotion beantwortet wurde. Am meisten hatte ihn Hedwig's Benehmen verdrossen. Sie hatte ihn zuerst eben so wenig wie seine beiden Collegen eines Blickes gewürdigt, war vielmehr stolz an ihnen vorübergeschritten, ohne die tiefen Verneigungen, mit denen sie empfangen worden, in irgend einer Weise zu erwiedern. Während des Essens war ihr Blick kalt und vornehm zufällig auch über das untere Ende der Tafel geglitten und hatte dann auf der ihr unbekannten Person Walther's einen Augenblick verweilt. Nach einer leisen Frage an ihren Vater hatte sie darauf öfter mit einer rücksichtslosen Neugierde zu ihm herübergeblickt

und nach Beendigung des Mahles befohlen, daß Walther ihr vorgestellt werden solle.

Ich habe bereits von Ihnen gehört, hatte sie dann gesagt, indem ihr stolzer Blick ihn musterte; Cousin Alfred hat mir von Ihnen erzählt. Sie kennen ihn, Sie sind Schulgefährten, wenn ich nicht irre?

Die gnädige Gräfin irren nicht, ich habe die Ehre, von dem Herrn Baron von Wallfort gekannt und an den Herrn Grafen empfohlen zu sein, hatte er erwiedert.

Ich weiß das – ich bin selbst bei dieser Empfehlung betheiligt; Cousin Alfred hält große Stücke auf Sie, und ich hoffe, Sie werden seinen und meinen Empfehlungen entsprechen ....

Ich hoffe das ebenfalls.

Sie sah ihn bei dieser kurzen und förmlichen Erwiederung fragend und erstaunt an, und es schien ihm zweifelhaft, ob sie damit nicht der Unterredung ein Ende machen wolle. Plötzlich war dann mehr Leben in ihr Auge gekommen, als ob sie sich eines bis dahin vergessenen Umstandes erinnere. Sie sind Officier gewesen? fragte sie, indem ein freundlicher Zug ihren kleinen Mund verschönerte.

Zu dienen, gnädigste Gräfin, ich war Officier.

Königlich preußischer Officier?

Mein Patent trägt die Unterschrift des vertriebenen Herzogs von Braunschweig, eines Fürsten ohne Land und Macht – damals, als es ausgestellt wurde und ich es empfing, glaubten wir dieses Land und diese Macht und mit

ihr weit mehr und vieles Andere, was jetzt für immer verloren zu scheint, wiedererobern zu können. Das Schicksal hat anders entschieden und mein Patent hat dadurch jeden Werth verloren.

Der Erfolg bedingt niemals den Werth, hatte sie nicht ohne Theilnahme erwiedert; dann aber war ihre Miene plötzlich wieder stolz und kalt geworden, sie hatte ihn mit einem vornehmen Blicke angesehen und, indem sie unmerklich den Kopf geneigt, hinzugefügt: Ich hoffe, daß es Ihnen hier gefallen wird. – Dann war sie gegangen und hatte ihn stehen lassen.

Nein, dachte er, indem er voll Ungeduld die Pferde zu einer noch rascheren Gangart antrieb, nein, in diesen Kreis passe ich nicht. Wenn ich auch ihr Beamter bin, ihr Diener werde ich niemals werden und nur so viel mit ihnen verkehren, als es Amt und Pflicht mir auferlegt.

Auf seine Anzeige an den Grafen, daß er beabsichtige, seine Mutter zu sich zu nehmen und bei sich auf dem Vorwerke wohnen zu lassen, hatte dieser erwiedert, daß er nichts dagegen zu erinnern habe, es ihm vielmehr stets lieber sei, wenn seine Inspectoren eine geregelte Häuslichkeit besäßen, er es ihnen aber auch lediglich überlassen müsse, die deßhalb nöthigen Einrichtungen selbst zu treffen; er könne sich darum nicht bekümmern, auch deßhalb keine Ausgaben machen.

Auch diese unzarte Aeußerung war von Walther mit der ruhigen Erwiederung hingenommen worden, daß dies nicht im Entferntesten in seiner Absicht gelegen; denn so wenig ihm auch die Verhältnisse in seiner neuen

Stellung zusagten, er war von dem festen Willen beseelt, seinerseits nichts zu versäumen, um sie für die Dauer erträglich und haltbar zu machen. In der möglichsten Eile hatte er dann die zum Empfange seiner Mutter erforderlichen Einrichtungen getroffen, welche sich vorläufig allerdings nur auf das Allernothwendigste beschränken konnten, da fertige Möbel auch in der zunächst gelegenen kleinen Stadt durchaus nicht zu haben waren. Ihm waren lediglich die leeren Zimmer und selbst diese in einem keineswegs wohnlichen und reinlichen Zustande übergeben worden, und so sehr er sich auch bemühte, das Mangelnde zu beschaffen, es war ihm doch nur sehr unvollkommen gelungen. Die ganze Einrichtung bestand aus einigen hölzernen Stühlen und Tischen und zwei alten Schränken und Betten, die sämmtlich sehr Vieles zu wünschen übrig ließen.

Mit einem etwas melancholischen Lächeln hatte er am gestrigen Nachmittage diese sehr ursprüngliche Ausstattung gemustert und war dann mit der beruhigenden Ueberzeugung hinaus auf das Feld gegangen, daß seine Mutter in ihrer ihm bekannten Einfachheit keine großen Ansprüche machen, aber bald das Fehlende ersetzen und ordnen werde. Wenn sie nur erst hier ist, meine gute Mutter, dachte er weiter, so wird sich das Alles leicht finden, und ich werde Jemanden haben, der mich versteht, mit dem ich reden kann – ich werde nicht mehr so allein und einsam sein. Als er dann später zurückgekehrt, hatte er zu seinem großen Erstaunen einen schönen, bequemen

Lehnsessel und einen Spiegel mit Mahagoni-Rahmen vorgefunden, den man vom Schlosse für seine Mutter gesandt hatte. Nach den darüber bei seinen Leuten eingezogenen Erkundigungen kam er zu der Ueberzeugung, daß diese, von der übrigen Einrichtung so wesentlich verschiedenen Gegenstände von der Gräfin geschickt waren, obgleich die Ueberbringer sich nur andeutungsweise darüber geäußert hatten. Im ersten Augenblicke war er Willens, Beides wieder zurück zu senden; bei näherer Erwägung hatte er jedoch diesen Entschluß wieder aufgegeben, indem er sich sagte, daß, so ungern er auch diese Gaben eines unzart bekundeten hochmüthigen Mitleids in Empfang nehmen müsse, dies doch durch seine abhängige Stellung bedingt werde und sie es am Ende immerhin gut gemeint habe. So befanden sich denn in der weiß angestrichenen und höchst dürftig eingerichteten Stube diese beiden kostbaren Möbel und blickten auf die übrigen einfachen und armseligen Gegenstände so vornehm und exclusiv herab, als ob sie ihre höchste Verwunderung darüber aussprechen wollten, auf so räthselhafte Weise in diese unpassende Gesellschaft gekommen zu sein.

Der Wagen rasselte jetzt über das holperige Pflaster der kleinen Stadt und hielt bald darauf vor dem an dem sogenannten Ringe von einem Juden gehaltenen Gasthofe. Der Marktplatz, welcher wie bei allen schlesischen Landstädten, den Mittelpunct der Stadt bildet und den Namen »Ring« führt, weil das Rathhaus, gewöhnlich mit einem Thurme versehen, mitten darauf steht,

war ein wüster, unheimlicher Platz, von meistens einstöckigen, mit Schindeln gedeckten Häusern umgeben. Das Wirthshaus machte davon insofern eine Ausnahme, als es außer dem Erdgeschoß noch ein Stockwerk besaß; das Innere desselben entbehrte jedoch jedes auch nur den bescheidensten Anforderungen entsprechenden Comforts. Die Gaststube, von Schmutz starrend, hatte in einer Ecke einen Lattenverschlag, in welchem der Wirth, umgeben von verschiedenartigen Branntweinflaschen, sich aufhielt; auf den hölzermen Bänken saßen einige wenige Gäste, welche aus kleinen Gläsern dieses giftige Labsal der Armuth und Verkommenheit tranken und dazu kleine, harte Fleischwürste aßen, deren penetranter Knoblauchsgeruch die ohnehin reichlich mit mephitischen[1] Dünsten geschwängerte Atmosphäre der niedrigen Stube noch mehr verpestete.

Als Walther vom Wagen sprang, eilte ihm der Wirth, dessen stechende schwarze Augen sofort den vornehmen Gast erkannt hatten, entgegen, küßte ihm, ehe es Walther verhindern konnte, den Zipfel des Rockes und fragte, sich tief verneigend, womit er dem gnädigen Herrn dienen könne.

Laß die Pferde in den Stal bringen, befahl dieser, und ihnen ein gutes Futter geben – ich werde mich selbst überzeugen, setzte er, den Juden scharf ansehend, hinzu – richte Dich danach!

[1] stinkend, verpestend

O, der gnädige Herr können versichert sein, bei mir ist Alles ....

Gut, gut, unterbrach ihn Walther, wann kommt die Post von Breslau?

Die Post von Breslau? fragte der Wirth mit einem lauernden Blicke – sie sollte schon hier sein, gnädiger Herr, aber sie verspätet sich stets, im Winter oft um einen ganzen Tag.

Jetzt ist aber nicht Winter.

Sie kann in jeder Minute kommen, gleich, in einer Stunde, auch vielleicht erst in der Nacht. Befehlen der gnädige Herr sonst nichts?

Ich möchte ein gutes Abendbrod – frisches, gebratenes Fleisch oder auch nur Eier und in einem reinlichen Zimmer oder im Garten, wenn Du einen solchen hast, wo man essen kann.

Im Garten werden der gnädige Herr nicht speisen können, aber oben – der gnädige Herr sollen ganz zufrieden sein – ich weiß, der gnädige Herr sind Inspector bei dem Herrn Grafen, und solche Kunden gehen bei mir allen Anderen vor. Haben der gnädige Herr sonst ein Geschäft – gehen Sie dem Aron Malwitzer nicht vorbei – ich zahle die höchsten Preise, stets die höchsten Preise, und bin verschwiegen wie das Grab.

Ich habe keine Geschäfte mit Dir! herrschte Walther den Juden unwillig an – besorge die Pferde und das Essen, wie ich Dir befohlen habe!

In einer halben Stunde werden der gnädige Herr bedient sein, erwiederte mit tiefem Bücklinge der Jude –

ein Paar hübsche Pferde, fuhr er, diese streichelnd fort, während sie der Knecht abschirrte, aber sehr jung, auch etwas schwach – wenn der gnädige Herr vielleicht zu tauschen beabsichtigen, ich habe ein Paar Füchse, echte Ungarn, Sehnen wie Draht ....

Ich habe Dir schon gesagt, daß ich weder tausche noch handle – willst Du nun thun, wie ich Dir befohlen, oder ich gehe drüben in das Wirthshaus!

Die Schande werden mir der gnädige Herr nicht anthun – doch da kommt wirklich schon die Post – ungewöhnlich pünctlich.

Walther eilte der Post entgegen und lag wenige Minuten später in den Armen seiner Mutter.

Siebentes Capitel.

Das Zimmer, in welches der Wirth den »gnädigen Herrn Inspector« und die »gnädige Frau« führte, ließ zwar sehr Vieles zu wünschen übrig, namentlich was die Reinlichkeit betraf, indessen sie konnten dort allein sein und Walther's Mutter sich eine Zeit lang von der sehr anstrengenden Postreise in einem auf der Achse stehenden Wagen erholen. Nach Austausch der ersten Fragen und Begrüßungen überreichte sie ihrem Sohne einen Brief, welcher, wie sie sagte, schon vor mehreren Tagen für ihn angekommen war, den sie aber vorgezogen hatte, ihm selbst mitzubringen. Walther erkannte Wehring's Handschrift, und Freude und Erwartung gossen ein flüchtiges Roth über seine erregten Züge.

Du bist nicht böse, liebe Mutter, daß ich den Brief sogleich lese? sagte er, sich in eine Fensternische zurückziehend – er ist von Wehring – Du weißt, wie lange ich darauf gewartet habe.

Wie kannst Du mir so fragen? Ich mochte mir die Freude nicht versagen, Dir selbst den Brief zu übergeben.

Ich danke Dir herzlich, erwiederte er flüchtig, indem er das Couvert erbrach. Es enthielt einen längeren Brief von Wehring und auch einen kleinen von Margot. Natürlich las er den letzteren zuerst, und seine Augen strahlten in einem verklärten Glanze, als sie über die zierlichen, ihm sowohl bekannten Schriftzüge hinglitten.

»Da Herr Wehring an Sie schreibt und Ihr Brief aus Dresden für mich mit bestimmt war, so darf ich auch wohl einige Zeilen beifügen,« schrieb sie. »Wie gern unterhielte ich mich lange und ausführlich mit Ihnen, denn ich habe Ihnen Vieles zu erzählen, Sie so Vieles zu fragen – aber die schönen Zeiten, wo ich das konnte, wo ich Sie täglich sehen, sprechen und mich von Ihnen belehren lassen durfte – sie sind vorbei und werden auch wohl niemals wiederkehren. Im Anfange, als Sie fort waren, warum soll ich es Ihnen nicht sagen, war ich so traurig, daß ich glaubte, ich würde niemals mehr heiter sein können. Besonders wenn es Abend wurde, – ich mußte immer hinausblicken auf den Weg nach dem oberen Thale, obgleich ich wußte, daß es kindisch war. Einmal glaubte ich wirklich, Sie wären es, und ich erschrak so heftig, daß mir das Buch aus der Hand fiel – nicht wahr, wie thöricht ich bin, Sie würden unzufrieden mit mir sein,

wenn Sie hier wären, jetzt geht es etwas besser, ich habe mich an Ihre Abwesenheit gewöhnt – der Mensch gewöhnt sich ja an so Vieles und ich bin von Kindheit an im Entsagen geübt worden. Wenn ich nur erst wüßte, daß es Ihnen drüben in dem fernen, weiten Lande, von dem ich mir gar keine Vorstellung machen kann, wohl geht – das würde mich sehr beglücken. Sie sind gewiß sehr beschäftigt, aber vielleicht bleibt Ihnen doch ein wenig Zeit, um einen Brief für uns zu schreiben; je eher Sie es thun, und je länger er sein wird, um so größer wird unsere Freude sein. Der Gedanke, daß Sie uns im nächsten Sommer besuchen werden – Sie haben es ja versprochen – ist stets mein erster, wenn ich Morgens erwache, und ich rechne dann aus, daß es schon wieder ein Tag weniger sei bis dahin. Vielleicht nehme ich den Zeitpunct zu früh an, aber das schadet nichts, wenn wir erst so weit sind, so wird das Andere sich leicht finden. Ich singe und spiele nur selten, denn es macht mich wehmüthig und traurig, ich weiß selbst nicht, weßhalb; ich lese viel, am liebsten diejenigen Bücher, die Sie mir vorgelesen haben; dann ist es mir bei einigen Stellen, als hörte ich deutlich Ihre Stimme und Ihre Worte, mit denen Sie mich auf die Schönheiten der Dichtung aufmerksam machten oder sie mir erklärten. – Ich fühle, daß ich Sie mit diesem thörichten Geplauder langweile – seien Sie mir nicht böse deßhalb – ich könnte noch recht lange und viel an Sie schreiben, aber ich bescheide mich, da der Brief schon viel zu groß geworden ist. Vergessen Sie nicht, daß wir

ihre Antwort mit Ungeduld erwarten, und denken Sie zuweilen an Ihre dankbare Schülerin

Margot. «

Wie gern hätte es das kleine Papier geküßt und an sein Herz gedrückt, aber die Gegenwart seiner Mutter hinderte ihn daran; langsam, als könne er sich nicht von dem Anblicke der Schriftzüge losreißen, faltete er den Brief wieder zusammen und las denjenigen Wehring's, welcher ihm ausführlich über sein und seiner Frau Ergehen schrieb, auch mancherlei Geschäftsangelegenheiten behandelte, die für ihn vom Interesse waren, Margot's aber nur sehr oberflächlich erwähnte. Sie habe ihn im Anfange sehr vermißt, jetzt scheine sie aber die alte Heiterkeit wieder gefunden zu haben. Sonst war der Brief voll großer Theilnahme und enthielt gleichfalls die Bitte, recht bald und ausführlich über sein Ergehen, seine Stellung und seine Aussichten zu schreiben.

»Wenn Sie Ihr Vorhaben ausführen können, uns im nächsten Sommer zu besuchen,« schloß er, »so werden Sie uns eine große Freude machen, was ich gewiß nicht nöthig habe, Ihnen besonders zu sagen – es ist jedoch bis dahin noch eine lange Zeit, und wir werden uns in derselben hoffentlich noch öfter schreiben. Also für heute: Gott befohlen. Lassen Sie Sich nicht durch Hindernisse abhalten, Ihren Weg unbeirrt weiter zu gehen; aller Anfang ist schwer, und man muß stets den Verhältnissen Rechnung tragen, wenn man es zu etwas bringen will. Vergessen Sie

das nicht, denn Sie sind zuweilen etwas rasch und ungeduldig. Sie nehmen diesen wohlgemeinten Rath gewiß nicht übel.

Ihr aufrichtiger Freund *Wehring*.«

Nun, hast Du gute Nachrichten, mein Sohn? fragte Walther's Mutter, als er auch diesen Brief langsam und nachdenkend zusammenfaltete. Sind sie Alle wohl?

Ja, liebe Mutter, erwiederte er träumerisch, denn die Bilder vergangener und jetzt durch die Erinnerung doppelt verschönerter Tage standen lebhaft vor seiner Seele – ja, sie sind alle wohl und gedenken meiner mit der alten, unveränderten Theilnahme. Doch sprechen wir jetzt von Dir, Du wirst gewiß von der langen und anstrengenden Reise sehr ermüdet sein. Leider ist hier nicht der Ort, um Dich auszuruhen, und auch zu Hause, in unserer neuen Häuslichkeit, setzte er lächelnd hinzu, wirst Du vorläufig manches entbehren müssen. Aber es ist dort immer besser, als hier in dieser unheimlichen Judenkneipe, und da wir nur noch eine gute Stunde zu fahren haben, so laß uns so bald als möglich aufbrechen.

Ich bin bereit und sehne mich gleichfalls sehr, den Ort zu sehen, wo mein liebster Wunsch in Erfüllung gehen soll, fortan vereint mit Dir zu leben.

So laß uns fahren, damit Du diesen Ort noch vor Eintritt der Dunkelheit erreichst. –

Der ordnenden Hand von Walther's Mutter gelang es sehr bald, den Räumen, in denen sie mit ihrem Sohne jetzt zusammen lebte, ein freundliches und wohnliches Ansehen zu geben; sie hatte dazu vollkommen Zeit und

Mußе, denn Walther selbst war fast den ganzen Tag draußen und wurde darin bei seiner Rückkehr immer durch irgend eine, wenn auch unbedeutende Verbesserung oder Verschönerung überrascht, die so nahe gelegen, seinem Auge aber doch bisher entgangen war. Nach einer Woche, als auch die von Breslau früher abgesandten Sachen der an sich höchst einfachen Einrichtung von Walther's Mutter eingetroffen waren, als an den Fenstern Gardinen hingen und jedes Geräth und jedes Möbel seinen geeigneten Platz erhalten, war es in den Zimmern des neuen Inspectors so wohnlich geworden, daß er sich selbst behaglich und heimisch darin zu fühlen begann.

Es mochten vierzehn Tage vergangen sein, als Walther eines Morgens zum Grafen auf das Schloß entboten wurde. Dieser empfing ihn in gewohnter Weise in seinem Zimmer, indem er noch in seiner Gegenwart eine Unterhaltung mit seinem Leibdiener fortsetzte, die sich lediglich auf Gegenstände seines Anzuges bezog und eigentlich nicht für das Ohr eines Fremden berechnet war. Friedrich benahm sich dabei, wie immer, gegen den Grafen wenig rücksichtsvoll, und die Unterredung endete damit, daß der Graf seinem Diener in heftigem Tone zu gehen befahl und ihm, wie er schon unendlich oft gethan, eröffnete, daß er werde genöthigt sein, ihn doch noch fortzujagen.

Friedrich ließ die oft gehörte Drohung mit großem Gleichmuthe über sich ergehen und entfernte sich in schweigendem Ingrimme.

Auf Walther, welcher so der unfreiwillige Zeuge einer Scene geworden, in welcher sich der Graf von der rein menschlichen Seite gezeigt hatte, machte dieselbe einen peinlichen Eindruck; der Graf schien dies jedoch nicht im geringsten zu empfinden, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil er es nicht der Mühe werth hielt, sich vor einem ihm untergebenen Beamten Zwang anzuthun. Er ordnete, unverständliche Worte murmelnd, noch Einiges an seiner Toilette, nachdem Friedrich das Zimmer verlassen hatte, und winkte endlich seinem Inspector, sich zu setzen.

Ich habe Ihren Wirthschaftsplan genau durchstudirt, sagte er dann; im Ganzen bin ich zwar damit einverstanden, aber Sie wollen die Sache zu großartig anfangen, das kostet zu viel, und wird sich schließlich doch nicht rentiren.

Ich bin vom Gegentheil überzeugt, bemerkte Walther; es geht mit der Landwirthschaft wie mit allen anderen Gewerben: wer nicht mit den neuesten Erfahrungen fortschreitet, bleibt zurück.

Es wird so Vieles als neueste Erfahrung in die Welt hinaus geschrieben, was doch nichts ist als Schwindel und nutzlose Projectenmacherei, an welche man sein Geld vergeblich wegwirft.

Ich glaube meine Ansichten überall genau begründet und durch Zahlen belegt zu haben.

Ja, ja, Zahlen sind geduldig und lassen sich leicht auf das Papier schreiben; sie bilden dann zusammengezogen wieder Zahlen, gegen deren richtige Addition sich nichts

einwenden läßt, die aber doch unrichtig sind, weil die einzelnen Ansätze falsch waren.

Ich muß es dem Herrn Grafen lediglich anheimstellen, ob Sie meinen Plan annehmen oder die Güter in der bisherigen Weise fortbewirthschaftet haben wollen, erwiederte Walther verletzt; der Ertrag wird im letzteren Falle zwar ein größerer sein, als bisher, denn es ist auch in dieser Beziehung Vieles versäumt worden, aber eine erhebliche Steigerung wird nicht eintreten.

Es freut mich, daß Sie das zugeben, sagte der Graf, in dem Wirthschaftsplane blätternd; bis jetzt habe ich so viel wie nichts aus diesen Vorwerken bezogen, es ist unverantwortlich – unverantwortlich, setzte er mit einem Seufzer hinzu, und jetzt kommen Sie und fordern noch Geld dazu – und viel Geld!

Nicht viel, Herr Graf, nur das Nothwendigste.

Das ist wieder einer von den vieldeutigen Ausdrücken und Begriffen. Ich will Ihnen einen Vorschlag machen, fuhr er fort, Walther mit seinen klaren, grauen Augen fest ansehend, wir wollen uns theilen. – Sind Sie damit zufrieden?

Ich verstehe den Herrn Grafen nicht.

Neue Capitalien kann ich auf die Vorwerke nicht verwenden, dazu habe ich kein Geld, auch sind die jetzigen Zeiten nicht dazu angethan. Ich will Ihnen aber tausend Thaler zur Ausführung Ihres Planes auf Einem Vorwerke vorschießen, die Sie mir binnen Jahresfrist erstatten müssen auch den Revenuen des anderen, das Sie in bisheriger Weise fortbewirthschaften. Ich verzichte also

noch ein Jahr lang auf jeden Ertrag aus beiden Vorwerken, damit Sie Ihre Verbesserungen ausführen können – ich glaube damit mehr als genug zu thun.

Und der Herr Graf stellen mir für jetzt tausend Thaler zur Disposition, die ich nach meiner Ansicht verwenden darf? fragte Walther erfreut.

Ja, tausend Thaler, erwiederte der Graf, mit einem Seufzer und mit einem Seitenblicke nach dem kleinen, mit einer eisernen Thür versehenen Gewölbe, wo er sein Geld und seine Werthpapiere aufbewahrte; das heißt natürlich nicht auf einmal, denn auf einmal werden Sie so viel Geld nicht bedürfen.

Ich danke Ihnen, Herr Graf, sagte Walther mit sichtlicher Freude; ich bedarf des Geldes nicht auf einmal, und Sie können Sich fest davon überzeugt halten, daß es im künftigen Jahre nach der Ernte nebst mindestens dem Vierfachen dieser Summe wieder in Ihre Casse zurückgeflossen ist.

Dem Vierfachen? fragte der Graf mit einem zweifelhaftem Blicke; versprechen Sie nicht zu viel, Herr Inspector, es ist immer besser, wenig geloben und viel halten.

Ich verspreche nicht mehr, als ich nach meiner Ueberzeugung auch halten kann, es müßten denn ganz außergewöhnliche Ereignisse eintreten – Krieg oder eine totale Mißernte, Dinge, die Niemand voraussagen kann.

Sehen Sie, es kommen schon die »Aber«. Nun, das wird sich finden. Ich habe Vertrauen zu Ihnen; Sie sind mir von meinem Neffen sehr empfohlen worden und haben auch meine Wolle preiswürdig verkauft – ich weiß das

und habe bis jetzt keine Ursache gehabt, in meinem Vertrauen zweifelhaft zu werden. Also wie viel bedürfen Sie für jetzt?

Vor allen Dingen muß der Viehstand um die Hälfte vermehrt werden, damit wir Zugkräfte und Dünger erhalten; ich will hinüber fahren nach Oesterreich und vorläufig zwanzig Stück Ochsen kaufen, wenn der Herr Graf für jetzt fünfhundert Thaler zu meiner Verfügung stellen wollten.

Fünfhundert Thaler? wiederholte der Graf langsam – ist so viel auf einmal nöthig?

Für jetzt würde es ausreichen.

Der Graf verharrte noch eine Zeit lang in nachdenkendem Schweigen, stand dann mit einem Seufzer auf und ging an die eiserne Thür seines Geldgewölbes; hier drückte er an einer verborgenen Feder, worauf ein Schlüsselloch sichtbar wurde, in welches er einen kleinen Schlüssel brachte, den er an einer goldenen Kette um den Hals trug, die Thür sprang auf und der Blick des Grafen weilte mit einer Art von Inbrunst auf dem Inhalte des Gewölbes, der, so viel Walther bemerken konnte, sehr viele Geldrollen und mehrere sorgfältig zusammengelegte Papierpackete enthielt.

Hier sind fünfhundert Thaler, sagte er dann, nachdem er die Thür wieder sorgfältig geschlossen hatte, in lauter guten, harten Thalern, die jetzt leider immer seltener werden, keine Tresorscheine, die kein Mensch mehr will – Sie sehen, ich habe ein großes Vertrauen zu Ihnen.

Ich hoffe es zu rechtfertigen, erwiederte Walther, indem er lächelnd das Geld einsteckte, auf dem die Blicke des Grafen, so lange es sichtbar war, unausgesetzt weilten; der Augenblick, in dem ich es mit reichlichen Zinsen zurückerstatte, wird für mich viel freudiger sein, als der jetzige, wo ich es in Empfang nehme.

Für mich auch, Herr Inspector, erwiederte leise mit dem Kopfe nickend der Graf. Gehen Sie jetzt, fuhr er dann förmlicher fort, und beginnen Sie. Seien Sie unermüdlich thätig, damit der von Ihnen ersehnte Augenblick so bald als möglich eintrete.

In gehobener Stimmung ritt Walther heimwärts. Wenn auch der Graf nicht vollständig auf seinen Plan eingegangen war, der Anfang war gemacht und das Uebrige mußte sich finden, sobald die Erfolge die Richtigkeit seiner Maßnahmen darthun würden. Es war ihm jetzt ein neues und lohnendes Feld seiner Thätigkeit geöffnet, und zum ersten Male, seit er hier verweilte, blickte er mit frohem und freudigem Muthe in die Zukunft. Wehring hat ganz Recht, sprach er vor sich hin, während er sein Pferd rasch austraben ließ, aller Anfang ist schwer, und man darf von Hindernissen nicht zurückschrecken.

Er dachte noch an mancherlei, auch daran, daß jetzt seine Reise nach der Fichtenau im künftigen Sommer mehr Aussicht auf Erfolg habe, ohne daß er sich einen Grund anzugeben vermochte, woher diese Gedanken kamen. Er hatte vor Allem das Bedürfniß, seiner Mutter die eingetretene günstige Wendung mitzutheilen, und wollte dann morgen schon ins Oesterreichische hinüber, um den

so sehr mangelhaften Viehstand auf den dortigen größeren Märkten zu ergänzen.

Als er in den Hof ritt, sah er zu seinem Erstaunen das Pferd der Gräfin von einem Knechte herumführen und erfuhr, daß diese sich schon seit einer halben Stunde bei seiner Mutter befinde.

Er wußte nicht, was er von diesem ungewöhnlichen Besuche zu halten habe; da er aber den stolzen und hochfahrenden Sinn der jungen Gräfin kannte und sich jedes Mal, wenn er mit ihr zusammengekommen war, dadurch verletzt gefühlt hatte, stieg er vom Pferde, ließ es in den Stall führen und ging, ohne das Wohnhaus zu betreten, in eines der Wirthschaftsgebäude.

Als er nach einiger Zeit wieder heraustrat, sah er die Gräfin mit seiner Mutter vor der Thür des Wohnhauses stehen; das Pferd war vorgeführt und sie im Begriffe, aufzusteigen. Es wäre im höchsten Grade unschicklich gewesen, auch jetzt sich fern zu halten; er trat daher zu den beiden Frauen heran, indem er die Gräfin ehrfurchtsvoll und förmlich begrüßte.

Ich konnte es mir nicht versagen, Ihre Frau Mutter kennen zu lernen, Herr Inspector, sagte Hedwig mit freundlicher Herablassung; mein Weg führte mich hier vorbei, und Ihre Frau Mutter war gütig, mich mit einem Glase köstlicher Milch zu erquicken.

Die gnädige Comtesse sind sehr gütig, erwiederte Walther mit einem zweideutigen Lächeln; wir wissen die Ehre eines so hohen Besuches zu würdigen.

Sie sah ihn einen Augenblick fest an, als ob sie erforschen wolle, ob diese Worte in ihrem ganzen Umfange richtig gemeint seien; dann verlangte sie nach ihrem Pferde.

Ich hoffe, Sie bald einmal auf dem Schlosse zu sehen, Frau Rohneck, sagte sie mit einem gewinnenden Lächeln, auf welche Bemerkung sich Walther's Mutter mit freundlicher Miene verneigte. Als sie den Zügel ergriff, trat Walther rasch näher und hielt ihr den Steigbügel.

Paßt es sich auch für einen Officier, mir den Bügel zu halten? fragte sie, Walther spöttisch ansehend.

Es ist für einen jeden Mann eine hohe Ehre, einer schönen Dame einen so geringen Dienst zu leisten, erwiederte er verbindlich.

Sehr galant, sagte sie leichthin, schwang sich in den Sattel und sprengte, nochmals zum Abschiede winkend, im flüchtigen Galop aus dem Hofe.

Was wollte sie hier? fragte Walther, als er sich mit seiner Mutter im Zimmer befand.

Sie wollte mir einen Besuch machen, mein Sohn, erwiederte diese im scherzenden Tone. Findest Du das nicht ganz in der Ordnung?

Sie ist ein stolzes, hochmüthiges Wesen, sagte er hart, und es wundert mich wirklich, daß sie sich herabgelassen hat, die Schwelle eines Beamten ihres Vaters zu übertreten; sie war offenbar entweder neugierig oder wirklich durstig.

Ich glaube, Du beurtheilst sie doch falsch, mein Sohn, denn sie gab sich freundlich natürlich und hat mir wohl gefallen.

Nichts als gnädige Herablassung. Ich bin fest überzeugt, wenn ich nicht Officier gewesen wäre, würde sie es mit ihrer Würde unvereinbar gehalten haben, Dir einen Besuch zu machen, oder besser gesagt, Dich damit zu beehren. Hat sie sich doch bei mir ausdrücklich erkundigt, von wem mein Officiers-Patent ausgestellt sei, und als ich ihr den Steigbügel hielt, kam ja wieder der Officier zum Vorschein.

Ich habe von Allem diesem nichts bemerkt; sie erkundigte sich theilnehmend nach meinem Ergehen, fragte mich, ob sie mir in irgend einer Beziehung gefällig sein könne, und bat mich dann in einer so anspruchslosen Weise um ein Glas Milch, daß es mir eine wahrhafte Freude bereitete, ihr dies bringen zu können.

Sie war also durstig, sagte er mit einem spöttischen Lächeln – es ist eine recht unvollkommene Einrichtung der Natur, daß auch so vornehme Wesen den gewöhnlichen menschlichen Bedürfnissen unterworfen sind.

Ich weiß nicht, was du gegen sie hast, aber ich wiederhole Dir, ich glaube, Du thust ihr Unrecht, denn ich habe mit Bestimmtheit erfahren, daß sie im Stillen viel Gutes thut, arme Familien unterstützt und auch in die niedrigsten Hütten zu den Kranken geht.

Man hat Dir allerlei Märchen aufgebunden, liebe Mutter – das Volk hier lügt aus reinem Gefallen am Lügen, und so eine vornehme Gräfin steht bei ihnen dicht hinter

ihren roh gemalten Heiligenbildern – ich habe selbst gesehen, wie sie gefühllos vorüberritt, während an einem allerdings verworfenen Subjecte die Prügelstrafe executirt wurde. Keine Miene ihres stolzen Gesichtes zuckte, sie ritt langsam weiter, als ob das entsetzliche Geschrei und Gestöhne ihr Ohr gar nicht berührt hätte. – Doch lassen wir das, was kümmert uns die Gräfin. Ich bin mit dem Grafen im Reinen, er billigt meinen Plan, wenn auch nicht im ganzen Umfange, und er hat, so schwer es ihm geworden ist, Geld zur Ausführung bewilligt. Hier ist der Anfang, fuhr er in heiterem Tone fort, indem er die Geldrollen auf den Tisch legte, lauter gute, harte Thaler, wie der Graf sagte, und morgen will ich ins Oesterreichische hinüber, wo das baare Geld doppelten Werth hat, und Ochsen kaufen.

Ich wünsche Dir von Herzen Glück, erwiederte sie erfreut, Dein sehnlichster Wunsch ist ja nun erfüllt und Du wirst gewiß mit Lust und Liebe an Dein Geschäft gehen.

Das will ich und ich werde Alles aufbieten, um meine Versprechungen zur Wahrheit zu machen. Meine Ehre ist dabei verpfändet – wenn auch nicht meine Officiers-Ehre, setzte er lächelnd hinzu.

Ich freue mich, daß Du wenigstens die Uniform abgelegt hast, erwiederte sie, ihn mit einem zärtlichen Blicke ansehend.

Achtes Capitel.

Es waren wieder mehrere Wochen vergangen, in welchen Walther mit unermüdlicher Thätigkeit seinen Geschäften obgelegen hatte. Der Beginn der diesmal weit umfangreicheren Winterbestellung und die sorgsame Ueberwachung der sonst sehr lässig vorgenommenen Arbeiten nahm seine Zeit so sehr in Anspruch, daß er gewöhnlich den ganzen Tag draußen im Freien zubrachte und Abends erschöpft und müde heimkehrte. Es war Samstag-Abend; der etwas erhöhte Tagelohn für die Woche war, der sonstigen Gewohnheit entgegen, den Arbeitern pünctlich ausbezahlt worden, und Walther stand im Begriffe, in seine Wohnung zu gehen, als er durch Alfred's Besuch überrascht wurde.

Beide hatten sich mancherlei zu erzählen, und als Alfred dann ziemlich spät das Vorwerk verließ, um nach dem Schlosse zu reiten, hatte er Walther das Versprechen abgenommen, morgen zu Mittag bei dem Grafen zu erscheinen. So ungern sich Walther dazu verstanden, er vermochte es dem Freunde nicht abzuschlagen, und ritt daher am folgenden Tage zur bestimmten Zeit hinüber.

Es waren verschiedene Gäste, auch der Baron von Kalden, anwesend, aber außer Walther keiner von den Beamten des Grafen. Da Walther neben Alfred saß, war, wenigstens hinsichtlich der Form, kein Unterschied zwischen ihm und den anderen Gästen sichtbar. Hedwig

schien besonders gesprächig, neckte sich mit Alfred, witzelte mit dem Baron von Kalden und war mehrmals sichtlich bemüht, Walther in das Gespräch zu ziehen. Nach und nach wich auch von diesem der Druck, welcher als untergeordnetes Mitglied der gräflichen Tafel auf ihm lastete, und da auch der Graf seiner Thätigkeit Anerkennung zollte, verlor sich bei ihm die gezwungene Stimmung und er gab sich frei, heiter und offen.

Der Herbst geht bald zu Ende, sagte Hedwig im Laufe des Gespräches, möchten wir nicht endlich einmal die vielbesprochene Partie nach der Lissa Hora unternehmen? Das Wetter läßt wahrlich nichts zu wünschen übrig, und ich ärgere mich jedesmal, wenn ich den schönen Berg aus der Ferne so blau und verlockend herüberwinken sehe, daß ich noch niemals auf seinem Gipfel gestanden habe.

Ach, laß doch diese thörichten Ideen, mein Kind, erwiederte der Graf; es ist eine unwirthliche Gegend, schlechte Wege, elende Dörfer, überhaupt nichts, gar nichts dort zu holen.

Als eine herrliche, gewiß entzückende Aussicht – nennst Du das nichts, Papa? Was kümmern uns die schlechten Wege und die unwirthlichen Dörfer – das verschwindet Alles, wenn wir oben stehen und die ganze Kette der fernen Karpathen sich vor unseren Blicken erschließt. Nein, ich lasse mir diese Partie nicht auch wieder als unausführbar und unmöglich hinstellen; ich werde vielmehr eines Morgens ganz allein hinaufreiten,

wenn die Herren Bedenken tragen sollten, mich zu begleiten.

Sie wissen, erwiederte der Baron von Kalden, daß es mein eifrigstes Bestreben ist, Ihnen gefällig zu sein, Fräulein Hedwig; Sie haben ganz über mich zu bestimmen, Ihr Wunsch ist mir Befehl, aber ....

Aber, unterbrach ihn Hedwig, aber nur dies nicht – alles Andere – man kennt dergleichen Redensarten.

Sie lassen mich gar nicht ausreden und ergänzen meine Sätze in einer ganz irrigen Weise.

So werden Sie also Theil nehmen?

Wenn Sie es befehlen, oder auch nur wünschen, ohne Frage – aber ....

Wieder ein Aber?

Aber ich möchte Ihnen doch zu bedenken geben, daß der Lohn unserer keineswegs unbedeutenden Anstrengungen ein sehr geringer sein wird, sich möglicher Weise auf nichts reduciren kann ....

Das wird sich Alles finden, Herr Baron, unterbrach sie ihn wieder lebhaft; vorläufig habe ich Ihr Wort, daß Sie mitfahren, reiten oder gehen, wie es kommt, und das genügt. Wie steht es mit Dir, Cousin Alfred?

Natürlich werde ich Dich nicht einen so hohen und gefährlichen Berg allein besteigen lassen, erwiederte er lächelnd; wenn Dir ein Unglück zustieße, wenn Du vielleicht gar von der wilden Bevölkerung geraubt würdest – ich würde mir ja Zeit meines Lebens die bittersten Vorwürfe machen.

Spotte immerhin! rief sie in fröhlicher Laune – ich habe jetzt zwei Ritter und die Gewißheit, daß die Sache zur Ausführung kommt – aber so sehr ich diesen Rittern auch vertraue, Vorsicht ist die Mutter der Weisheit, und da ihr die Bewohner der Beskiden so wild und jungfrauenräuberisch geschildert habt, so möchte ich mein Gefolge noch vermehren – würden Sie uns vielleicht auch begleiten, Herr Inspector? wandte sie sich plötzlich an Walther, ihn mit einem flüchtigen Blicke streifend.

Ich? erwiederte dieser, durch die unerwartete Frage sichtlich in Verlegenheit gebracht – wir sind jetzt draußen so sehr beschäftigt, daß – daß ich kaum werde abkommen können, erwiederte er zögernd,

Gib diese phantastische Idee auf, mein Kind, nahm jetzt der Graf wieder das Wort. Die Lissa Hora ist ein ganz bewaldeter Berg, von dem man nicht einmal eine Aussicht haben wird; dazu Hegt er im Auslande und wird von rohen und wilden Menschen bewohnt. Wenn es Friede wird – und es wird doch endlich einmal wieder dauernd Friede werden –, wollen wir nach der Schweiz reisen, da gibt es viel höhere Berge, gute Wirthshäuser und gebildete Menschen.

Nein, nein! rief sie, das sind weit aussehende Pläne, Papa; wer weiß, ob es jemals Friede wird – die Lissa Hora liegt uns nahe, und ich muß endlich einmal von ihrem Gipfel auf das Fleckchen Erde da drunten hinabsehen. Ist dies wirklich der einzige Grund, Herr Inspector, weßhalb Sie Anstand nehmen, uns zu begleiten?

Ich wühte keinen anderen, erwiederte er verlegen.

So befiehl ihm, Papa, einen Tag die Wirthschaft sich selbst zu überlassen, sie wird deßhalb nicht zu Grunde gehen.

Aber, mein Kind, erwiederte der Graf, wie soll ich – der Herr Inspector muß das selbst am besten wissen.

Es bedarf eines solchen Befehles nicht, sagte Walther in mehr ernstem Tone; Sie haben ganz Recht; es wäre zu bedauern, wenn ich nicht einen Tag aus der Wirthschaft abwesend sein könnte – wenn Sie es daher befehlen und der Herr Graf ....

Schön, herrlich! rief sie ausgelassen. Mein Gefolge ist jetzt so zahlreich, daß ich allen Gefahren Trotz bieten kann – ich habe drei Ritter, von denen einer allein zu meinem Schutze genügen würde. – Nun wollen wir aber auch keinen Augenblick mehr zögern. Am liebsten möchte ich noch heute Abend aufbrechen – aber ich will Ihre Entsagung nicht auf eine zu harte Probe stellen, Herr Baron, wandte sie sich mit spöttischem Lächeln an diesen. Wir schicken heute Abend die Reitpferde bis zum Fuße des Berges und fahren morgen früh, recht früh, in zwei leichten Wagen bis dorthin – natürlich mit allen Vorräthen, die wir bedürfen möchten, reichlich versehen, setzte sie abermals mit einem lächelnden Blicke auf den Baron hinzu.

Ungeachtet der Graf bei seinem Widerspruche beharrte, und auch der Baron, dem diese Partie keineswegs zusagte, einige leichte Schwenkungen zu ihrer Beseitigung machte, so setzte Hedwig doch, wie gewöhnlich, ihren Willen durch, diesmal von Alfred unterstützt, der sich

darauf freute, die Einförmigkeit des ländlichen Aufenthaltes in Wallfort durch ein ungewöhnliches Ereigniß unterbrochen zu sehen. Walther verhielt sich, schon seiner Stellung wegen, zwar schweigsam, im Ganzen aber war ihm die Partie doch nicht unangenehm, denn der schöne, blaue, ferne Berg hatte schon lange sehnsuchterweckend zu ihm herübergewinkt; auch dachte er, nicht ohne gesteigertes Interesse daran, zu sehen und zu beobachten, wie sich Hedwig auf diesem Zuge benehmen werde.

Es war für die Jahreszeit, Mitte October, sehr früh und noch dunkel, als aufgebrochen wurde. Man saß in zwei leichten ungarischen offenen Wagen, die, von muthigen Pferden gezogen, rasch dahinflogen. In jedem Wagen befand sich außer dem Kutscher noch ein Bedienter, und Walther lächelte mit leisem Spotte, als er die umfassenden Vorbereitungen zu einer Reise sah, die für ihn kaum auch der Gränze des Gewöhnlichen heraustrat. In den zierlichen, für die qrößeren Treibjagden bestimmten Bestecken, Kobern und Flaschenkörben war Alles enthalten, was eine viel zahlreichere Gesellschaft zu ihrer körperlichen. Nahrung bedurft hätte. Teller, Tassen, Gläser, silberne Bestecke, Flaschen mit Ungar- und Rothwein, kalter Braten, Wurst, Kaffee, verschiedenartiger Liqueur, selbst kleine, zierliche Damast-Servietten und ein eben solches Tischtuch bildeten den Inhalt und bewiesen, daß man zwar darauf gefaßt war, unterwegs von eigenen Vorräthen leben zu müssen, aber sich deßhalb doch keinerlei Entbehrungen aufzuerlegen gesonnen war.

Alfred fuhr mit Hedwig in dem ersten Wagen, Walther mit dem Baron in dem zweiten. Sechs Reitpferde und ein Packpferd waren schon am Abende vorher nach einem ungefähr eine Meile vom Fuße des Berges gelegenen Dorfe abgegangen.

Das bleiche Licht der Sterne erblaßte, in Osten röthete sich der Hinimel, und bald darauf stieg die Sonne gerade über der Lissa Hora empor, während diese, in purpurnen Duft gehüllt, schweigend und ernst vor ihnen da zog. Hedwig's grüner Schleier wehte aus dem vorderen, rasch dahineilenden Wagen, von dem leichten Morgenwinde bewegt, herüber, und bei einer Wendung des Weges wandte sie ihren Kopf zurück und deutete mit der ausgestreckten Hand auf den nahe gerückten Berg, das Ziel ihrer Reise. Es war ein anregendes Bild, die beiden im flüchtigen Trabe dahinrollenden, von dampfenden, muthigen Pferden gezogenen leichten Wagen, von deren ersterem Hedwig's grüner, flatternder Schleier wie die Flagge des Admiralschiffes herabwehte.

Der Baron hatte bis jetzt äußerst wenig gesprochen, nur hin und wieder über Kälte geklagt und sich dann fester in seinen Mantel gewickelt. Als die Sonne emporstieg, zog er seine Mütze tiefer herab und bemerkte, daß das Wetter sich wenigstens gut anließe, wiewohl es viel zu spät in der Jahreszeit sei, um solche halsbrechende, nutzlose Partien zu unternehmen. Auch Walther fühlte kein Bedürfniß, eine Unterhaltung mit seinem Begleiter anzuknüpfen, und so gelangte man dann nach drei Stunden zu dem Dorfe, wo die Pferde ihrer warteten.

Hedwig sprang vom Wagen und empfing die etwas später Ankommenden mit einem muthwilligen Lachen.

Sie sehen ja aus, als ob Sie frören, Herr Baron! rief sie – es war eine köstliche Fahrt – aber wir haben keine Zeit zu verlieren. Zu Pferde, meine Herren, zu Pferde! Dieser gute Mann hat uns belehrt, daß man von hier fünf Stunden bedürfe, um die Spitze der Lissa Hora zu erreichen – es ist jetzt halb Neun – wir dürfen daher nicht säumen!

So weit – erwiederte der Baron mit sichtlichem Schrecken – ach, das ist Uebertreibung – dummes Zeug, ich kenne dieses Volk. Eine kleine Erfrischung würde uns wohlthun, man muß ....

Nein, nein, hier nicht in dem schmutzigen Dorfe! Sobald wir einen passenden Punct erreicht haben, mit einer hübschen Aussicht, droben im Walde – wollen wir decken lassen und uns stärken!

Weiterer Widerspruch wäre vergeblich gewesen, und so bestieg man denn die Pferde und setzte den Weg fort, von einem Einwohner des Dorfes geführt. Der Zug, welcher außer den genannten Personen noch aus zwei Livrée-Bedienten und einem Packpferde bestand, welches mit den beschriebenen Vorräthen, Decken und Mänteln beladen war, brachte sämmtliche Bewohner des abgelegenen Dorfes in Bewegung, welche aus den niedrigen und kleinen Fenstern und Thüren der ungewöhnlichen Erscheinung mit neugierig-dummen Mienen nachstierten.

Nach einer Stunde war man endlich zu einer Stelle gelangt, welche Hedwig zum Frühstücken für geeignet erklärte. Man genoß von derselben eine wenn auch noch etwas beschränkte Aussicht vorzugsweise auf den Theil der Gegend, aus der man gekommen, Walther schien es jedoch, daß Hedwig jetzt weniger wählerisch in dieser Beziehung geworden sei, wahrscheinlich, weil sie nun ebenfalls das Bedürfniß zu frühstücken empfand, wie er, ohne es zu äußern.

Der schon gelblich schimmernde Rasen eines leichten Abhanges wurde mit Decken belegt, worauf man sich setzte. Vor denselben breiteten die Bedienten das Tischtuch aus, welches sich bald mit sehr einladenden Speisen und Getränken bedeckte. Die frische Morgenluft des October hatte den Appetit rege gemacht, und man langte ohne weitere Umstände zu, da Hedwig mit gutem Beispiele voranging. Die Heiterkeit des Barons, welche bis dahin ich in einem gebundenen Zustande befunden hatte, fing an, flüssig zu werden, je mehr er selbst mit den vor ihm stehenden verlockenden Flüssigkeiten sich stärkte, und da diese Stimmung sich auch den Anderen mittheilte, so unterbrachen bald fröhliches Gelächter und heitere Scherzreden die feierliche Stille der schweigsamen Natur.

Ich hätte mir die Partie kaum so schön gedacht, bemerkte der Baron, indem er sein Glas wieder füllte; man hat hier eine recht weite Aussicht, und oben wird natürlich noch viel schöner sein – die Hälfte haben wir jetzt zurück gelegt –

O, noch lange nicht – kaum ein Viertel, lachte Hedwig, und der schlechte Weg kommt erst. Bis hieher war es, ich wie bei uns, gewöhnlich, – aber jetzt kommt das Außergewöhnliche, und wenn wir erst nicht mehr reiten können, sondern zu Fuße gehen müssen, werden die ganz außergewöhnlichen Dinge kommen – ich freue mich kindisch darauf.

Zu Fuße gehen? fragte der Baron mit sichtbarem Schrecken, weßhalb zu Fuße? Warum sollten die Pferde nicht bis oben hinauf können? Es kann ja überhaupt nicht mehr weit sein!

Fragen Sie den Mann da, sagte Hedwig auf den Führer deutend; das ist für jetzt unser Orakel. Wie ist es, kann man bis hinauf reiten?

O nein, gnädiges Fräulein, erwiederte der Gefragte, oben hats nichts als Felsen und Geröll und der Weg hört ganz auf. Es sind noch zwei tüchtige Stunden, das heißt für Unsereinen, der sich aus dem Gestein nichts macht – aber mit Ihnen wird's wohl etwas länger werden. Wenn's noch was sehen wollen von den karpathener Bergen, müssen's Sich eilen, setzte er mit einem Blick nach dem Horizonte hinzu – es fängt an, hägerich zu werden, und 's kann Nebel kommen – wir kennen das.

Das fehlte gerade! rief der Baron. Ich bin der beste Mensch von der Welt, aber Sie können mir nicht zumuthen, im Nebel auf einen hohen Berg zu steigen, wo nur Steine und Geröll sein sollen – an Aussicht wäre gar nicht zu denken! Es gibt entschieden Nebel – der Mann hat einen sichern Blick – solche Leute irren sich niemals!

Begnügen wir uns daher mit dem, was wir hier sehen – die Aussicht ist unübertrefflich und kann oben auch nicht besser sein!

Wir haben keine Zeit zu verlieren! rief Hedwig aufspringend, also fort – wenn Sie es vorziehen, zurückzukehren, oder uns hier zu erwarten, es soll ein Diener zu Ihrem Schutze bei Ihnen bleiben, nebst den nöthigen Erfrischungen an Speise und Trank, setzte sie mit spöttischem Lächeln hinzu.

Der Baron war sichtlich verletzt und schwieg, indem er sein Gesicht in ernste Falten legte. Man bestieg wieder die Pferde und setzte, so rasch es der immer steiler ansteigende Weg zuließ, den Marsch fort.

Nachdem man zwei Stunden stets bergan geritten war, gelangte man auf einen Platz, der durch eine Berglehne geschützt, mit niedrigen Zwergbüschen bestanden war. Von hier vermochte der Blick zum ersten Male ungehindert weit in die Ferne zu dringen. Der Führer erklärte nun, daß die Pferde zurückgelassen werden müßten, da der Pfad nach dem Gipfel nur für Menschen gangbar sei. Der Baron machte wieder den Versuch, die mühselige Reise hier zu beenden; da Hedwig jedoch darauf keine Rücksicht nahm, so setzten Alle bald darauf den Weg zu Fuße fort. Es ging jetzt steil bergan, über lose liegendes Gerölle, oft über glatte Felsen, und dem Baron entfloh mancher Seufzer und manche heimliche Verwünschung, während Hedwig an der Spitze des Zuges so eilig voranschritt, daß die Uebrigen kaum zu folgen vermochten. Endlich war der Gipfel des Berges, ein felsiges Plateau,

erreicht, und das Auge konnte nun ungehindert nach allen Seiten weit in die Ferne streifen. Wie es so häufig bei der Besteigung hoher Berge geht, war es leider auch hier: der Himmel hatte sich bezogen, ein grauer Duft lagerte am Horizont und verhüllte die weiter gelegenen Gegenstände. Nur im Osten und Süden war es noch klar, und die Karpathen standen, wenn auch etwas verschleiert, doch noch sichtbar in ernster Majestät da.

Es lohnt sich wahrlich nicht der Mühe, bemerkte der Baron, nachdem er zu Athem gekommen war, hier herauf zu klettern, um sich dieses nebelige Chaos anzusehen. Eigentlich sieht man gar nichts, und es wird immer undeutlicher; dazu ist hier ein exorbitanter Zug.

Nun, Cousine Hedwig, fragte Alfred lächelnd, bist Du befriedigt?

Es könnte klarer sein, erwiederte sie; indessen man kann nicht immer Alles haben – siehst Du den Schnee dort von der Lomnitzer Spitze herüberleuchten – dieser Anblick allein ist die Reise werth – wie mag es dort in der großartigen, eisigen Bergeinsamkeit sein – schade, daß wir nicht dort drüben auf jenem Schneefelde stehen!

Ich dächte, es wäre hier schon frisch genug, bemerkte der Baron; Sie werden Sich erkälten, denn es Ist hier ein fürchterlicher Zug und ohnehin sieht man gar nichts mehr. Ich dächte, wir kehren zurück.

Es kommt Nebel, gnädigste Herrschaften, sagte der Führer; in längstens einer Stunde ist Alles bezogen und fällt dann schwer den Weg zu finden.

Hören Sie, was dieser erfahrene Mann spricht – lassen Sie uns eilen, wir haben keine Zeit zu verlieren.

Hedwig's Augen hingen noch immer mit einer ihr sonst selten eigenen Bewegung an den fernen, undeutlicher werdenden Umrissen der Karpathen, und sie schien die an sie gerichteten Worte gar nicht gehört zu haben.

Es ist die höchste Zeit, gnädigste Comtesse, wiederholte mit lauterer Stimme der Baron – es kommt Nebel – haben Sie gehört – wir müssen uns durchaus auf den Heimweg machen!

Gönnen Sie mir noch eine Viertelstunde, sagte Hedwig jetzt zu ihren Begleitern gewendet – aber allein. Ich möchte eine kurze Zeit hier allein sein –, wiederholte sie. Kehren Sie zurück zu der Stelle, wo die Pferde sind; lassen Sie serviren – in einer Viertelstunde bin ich bei Ihnen.

Wir können Sie hier oben doch unmöglich allein lassen, ganz unmöglich! entgegnete der Baron – es wäre unverantwortlich!

Der Weg ist nicht zu verfehlen, erwiederte sie, und wenn ich Sie darum bitte, wenn ich es verlange, setzte sie mit Nachdruck hinzu – so werden Sie hoffentlich meinem Wunsche nicht entgegen sein.

Darf ich auch nicht bei Dir, wenigstens nicht in Deiner Nähe bleiben, bemerkte Alfred, ich werde mich so stellen, daß Dich meine unbedeutende Person nicht im mindesten genirt.

Willst Du mir den Gefallen thun oder nicht, Cousin Alfred? fragte sie, indem ihre Brauen sich finster zusammenzogen – zwingen kann ich Niemanden von den Herren, aber ....

Wir gehen, Cousine, wir gehen und werden Dich erwarten, erwiederte Alfred, der aus Erfahrung wußte, daß ein weiterer Widerspruch doch vergeblich und nur eine unnöthige Verzögerung herbeiführen würde. Kommen Sie, meine Herren, und Du, Cousine Hedwig, folge uns so bald als möglich.

Der Baron machte noch einige Einwendungen, die Hedwig jedoch keiner weiteren Antwort würdigte, und so verließen denn Alle das Plateau des Berges, mit Ausnahme von Hedwig, die mit Ungeduld ihrem Abzuge entgegensah und sich dann, an einen Felsvorsprung gelehnt, ihren einsamen Betrachtungen hingab.

Nach zehn Minuten hatte man den Platz, wo die Pferde standen, erreicht, und der Baron entwickelte sogleich eine rege Thätigkeit, um die mitgebrachten Vorräthe serviren zu lassen, wie die Comtesse befohlen hatte.

Sie wird sehr bald hier sein, sagte er geschäftig, und sich dann freuen, Alles so comfortable zu finden, wie es auf diesem verdammten Berge zu arrangiren möglich ist – ich bin der beste Mensch von der Welt und habe heute den größten Beweis meiner Hingebung geliefert.

Lege Er die Decken hinter den großen Stein, wo es weniger zieht, damit die gnädige Comtesse dort Platz nehmen kann – hier das Tischzeug – so nun die Flaschen und der Braten.

Der Führer hatte schon während des Rückweges oft bedenklich nach dem Himmel geblickt und seine Unruhe steigerte sich immer mehr.

Es kommt Nebel, sagte er dann, und der Nebel ist schlimm hier oben. Er kommt oft mit Einem Male und kann so dick sein, daß man die nächsten Gegenstände nicht mehr sieht – der Weg ist dann schwer zu finden.

Was krächzt der Rabe, rief der Baron, indem er ein Glas Ungarwein leerte, was schwatzt der Kerl von Nebel und den Weg nicht finden? – Ich wünsche aber, daß die Gräfin nun bald käme, setzte er mit einem ängstlichen Blicke nach oben hinzu.

Da ist er schon, rief der Führer, als plötzlich ein feiner, feuchter Dunst sich über den Platz wälzte, wo sie saßen – ich habe es vorausgesagt!

Ah, das wird vorübergehen, rief der Baron, es wird schon wieder heller – aber es wäre Zeit, daß die Gräfin käme.

Es geht nicht vorüber, sondern es wird schlimmer, bemerkte der Führer, bald werden wir nichts mehr erkennen.

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als dicke, undurchsichtige Nebelmassen heranzogen, noch einen Augenblick wie ein grauer Ballen sich über den Platz, wo sie saßen, fortwälzten, dann aber Alles in ihren dichten, feuchten Schleier hüllten, so daß sich selbst die gegenüber sitzenden Personen kaum mehr zu erkennen vermochten.

Das ist eine wahre Höllenwirthschaft hier oben! rief der Baron, aufspringend. Wo sind die Pferde? Ich sehe sie nicht mehr!

Entfernen Sie Sich nicht, gnädiger Herr, man würde Sie nicht wiederfinden, warnte der Führer – im Nebel weiß Niemand, wo er ist und wo er hingeht; vielleicht wird es wieder lichter – aber ich glaub's kaum.

Nun, so wollt' ich, daß ich mich nie und nimmer zu dieser tollen Partie hätte beschwatzen lassen! Daß ihr Euch nicht rührt da hinten mit den Pferden, rief er in die Finsterniß hinaus, daß Ihr nicht vom Platze weicht, damit man Euch finden kann.

Aber Hedwig, Hedwig! rief Alfred in sichtlicher Bestürzung – sie ist immer noch nicht hier, wir müssen hinauf und sie holen!

Ja – aber wo ist hinauf? fragte der Baron. Ich weiß es nicht mehr; geht es dahin oder dorthin?

Bleiben Sie hier, Herr Baron, und rufen Sie von Zeit zu Zeit oder lassen Sie rufen; ich will mit dem Führer hinauf – er wird den Weg finden, nicht wahr?

Ich hoffe es, erwiederte dieser ungewiß.

Also fort, fort! Vergessen Sie nicht zu rufen!

Ich werde rufen, sagte der Baron mit sichtlicher Befriedigung über die ihm zugetheilte Aufgabe, und wenn ich selbst nicht mehr kann, sollen die Kerle schreien, daß man es meilenweit hört!

Ich begleite Dich, bemerkte Walther, indem er eine wollene Decke aufnahm und über die Schulter schlug.

So komm, erwiederte Alfred.

Der Führer ging vorsichtig voran, und nach wenigen Augenblicken waren die Gestalten der drei Männer in dem immer dichter werdenden Nebel verschwunden.

Nicht ohne Mühe gelang es dem Führer, den Weg nach dem Plateau zu finden; es währte fast eine halbe Stunde, da man zuweilen unschlüssig und überlegend stehen bleiben mußte, bis man den Gipfel des Berges erreichte. Nur die Ortskenntniß des Führers bezeichnete die Stelle, wo man sich befand, als die gesuchte, denn jede Aussicht in die allernächste Nähe war unmöglich, und Alfred sowohl als Walther wurden wieder zweifelhaft, ob sie sich wirklich oben befanden, denn Hedwig war nicht dort.

Hier an diesem Felsen hat die gnädige Gräfin gestanden, versicherte der Führer, einen festen, plötzlich vor ihnen auftauchenden Gegenstand mit der Hand berührend – gehen Sie nicht weiter vor, denn dort ist ein Abgrund – sehen Sie, hier liegt auch ein Handschuh, den sie verloren hat – aber sie ist nicht mehr hier – und kann leicht verunglückt sein.

Rufen wir, vielleicht ist sie in der Nähe.

Man ließ ein lautes Halloh ertönen, das jedoch im Nebel dumpf verhallte – keine Antwort. Mit unheimlichem Brausen zogen die dicken Nebelmassen über die Spitze des Berges fort, zuweilen sich unmerklich lichtend, um sogleich sich wieder zu verdichten.

Sie hat den Rückweg angetreten und diesen wahrscheinlich verfehlt, sagte Alfred mit ängstlicher Besorgniß; wir müssen sie suchen.

Das versteht sich von selbst, erwiederte Walther, und uns trennen; wir haben dann um so mehr Wahrscheinlichkeit, sie zu finden.

Wenn wir aus einander gehen, warnte der Führer, so werden die Herren sich eben so verirren, – weiß ich doch selbst den Weg kaum zu finden!

Darauf kann es jetzt nicht mehr ankommen, entgegnete Walther; je mehr sie suchen, desto eher wird sie gefunden werden. Es ist vor Allem nöthig, daß sie von irgend Jemandem gefunden wird. Laß den Mann zum Sammelplatze zurückgehen, Alfred, und die Bedienten ausschicken, wenn sie noch nicht dort sein sollte; wir wollen von hier aus nach verschiedenen Richtungen abgehen.

Alfred war einverstanden, und nach wenigen Minuten waren die drei Männer von der Stelle, wo sie vereint gestanden, verschwunden, indem ein jeder einen andern Weg einschlug. Für sie selbst wäre es nach wieder wenigen Minuten schon nicht mehr möglich gewesen, sich zusammen zu finden.

Neuntes Capitel.

Da der Nebel so dick ist, daß man einen Felsen oder einen Baumstamm nur auf höchstens drei Schritte zu erkennen vermag, so ist es uns ebenfalls nur möglich, Einem der Suchenden zu folgen; wir wählen natürlich hierzu Walther, da er als Held dieser Geschichte darauf den meisten Anspruch besitzt. Er lenkte seine Schritte bergab, weil er es für unzweifelhaft hielt, daß Hedwig ebenfalls

in dem Versuche, den Sammelplatz zu erreichen, bergab gegangen war. Er hätte übrigens kaum nöthig gehabt, diesen nahe liegenden Schluß zu machen, da er sich auf dem höchsten Gipfel des Berges befand und daher, wohin er sich auch wenden mochte, immer bergab gehen mußte. Nach ungefähr einer Viertelstunde, während welcher Zeit er, öfter stillstehend, seinen lauten Ruf, jedoch vergeblich, hatte ertönen lassen, gelangte er auf etwas weniger abschüssiges Terrain und erkannte, daß er die höchste Kuppe des Berges hinabgestiegen und sich wahrscheinlich in gleicher Höhe mit dem verlassenen Sammelplatze befinde. Er blieb hier einen Augenblick stehen, unschlüssig, welche Richtung er einschlagen solle. Der Wind blies scharf über diese Stelle, und er wandte sich unwillkürlich, so daß er ihm den Rücken zukehrte. Der Gedanke kam ihm, daß Hedwig, wenn sie an dieser Stelle herabgegangen, dies ebenfalls gethan haben werde, und er beschloß daher, unverwandt in dieser Richtung fortzugehen. Der Weg blieb sehr beschwerlich, da Geröll, größere Felsblöcke und zähes, mit seinen krummen, knorrigen Zweigen am Boden hinkriechendes sogenanntes Knieholz das Fortkommen hinderten. Jeder gebahnte Pfad hatte längst aufgehört, und er war daher genöthigt, die mannigfachen Hindernisse, welche sich seinem Fortkommen entgegenstellten und die er erst zu sehen vermochte, wenn er dicht davor stand, zu umgehen oder zu überspringen. Die einzige Norm blieb für ihn die Richtung des Windes, in welcher er unverändert fortschritt.

Von Zeit zu Zeit blieb er stehen und ließ seinen lang gedehnten Ruf ertönen, aber er verhallte in dem Brausen und unheimlichen Heulen des Windes, mit welchem dieser die dichten Nebelmassen über den Berg forttrieb.

So mochte er, langsam und von Zeit zu Zeit immer wieder stehen bleibend, eine Stunde fortgegangen sein, als der Weg anfing, weniger beschwerlich zu werden, das Steingerölle und das Knieholz hörten auf, und er erkannte an den im Nebel auftauchenden Baumstämmen, von denen er jedoch nur den unteren Theil zu sehen vermochte, daß er sich in einem Walde befinde. Hier wurde das Brausen des durch die Gipfel ziehenden Windes noch stärker und nahm jenen eigenthümlichen Ton an, der fernen verhallenden Orgelklängen gleicht, vermischt mit dem Knarren und Seufzen der Aeste, welche, aus ihrer schlummernden Ruhe aufgeschreckt, ächzten und stöhnten.

Die Hoffnung, Hedwig in diesem Chaos zu finden, hatte er bereits aufgegeben, und er überlegte daher, was er zu thun habe. Mag es sein, wie es will, dachte er, ich setze meinen Weg aufs Gerathewohl fort, und finde ich kein Dorf oder Haus, nun, so bleibe ich die Nacht im Walde – es ist ja nicht die erste Nacht, die ich so zugebracht habe. Er beschloß nun, möglichst schnell bergab zu gehen, um den Fuß des Berges zu erreichen. Indem er dieses Vorhaben ausführte, ließ er jedoch immer wieder nach kurzen Zwischenräumen sein lautes Halloh ertönen. Da war es

ihm, als ob durch das Brausen des Windes und das Rauschen und Knarren der Baumgipfel der schwache Ton einer menschlichen Stimme an sein Ohr schlage. Er lauschte mit verhaltenem Athem, aber er hörte nur den sausenden Sturm und hatte sich offenbar getäuscht. Abermals ließ er, so laut er es vermochte, seinen Ruf erschallen – und wieder war es ihm, als ob er den Ton vernehme. Rasch schritt er nach dieser Richtung, immer rufend, fort – aber er hörte nichts mehr.

Es war eine Täuschung, sprach er vor sich hin, wie wäre es auch möglich, in diesem Brausen den Ruf eines Menschen zu vernehmen!

Alfred! – hier! tönte jetzt, wenn auch kaum vernehmbar, aber deutlich Hedwig's Stimme.

Rasch und wiederholt rufend, eilte er der Richtung zu, zwischen den schwarzen, nassen Stämmen der alten Tannen hindurch, bis er plötzlich ganz in seiner Nähe die Worte sprechen hörte:

Hier, hier bin ich – Du gehst vorüber, Alfred!

Er wandte sich wieder zurück und sah jetzt Hedwig dicht vor sich an den Stamm einer Tanne gelehnt.

Gott sei Dank, daß ich so glücklich war, Sie zu finden, rief er erfreut – ich hatte schon die Hoffnung aufgegeben und danke es lediglich dem Zufalle, daß er mich in diese Richtung geführt hat!

Sie sind es, Herr Inspector, sagte sie mit sichtlicher Ueberraschung – Sie hat der Zufall zu meinem Ritter gemacht, fuhr sie lachend fort – ich hielt Ihre Stimme für die meines Cousins.

Ich bedauere es, daß mein Freund Alfred, Ihr Herr Cousin, sich nicht an meiner Stelle befindet, gnädige Gräfin; Sie werden aber in diesem außergewöhnlichen Falle mit meinen geringen Dienstleistungen Sich behelfen müssen.

Seien Sie nicht böse über meine Aeußerung, erwiederte sie mit einem freundlichen Lächeln, sie galt keineswegs Ihrer Person; ich glaubte nur bestimmt, Alfred's Stimme erkannt zu haben, und war daher verwundert, als Sie plötzlich aus dem Nebel auftauchten. Sie kamen mir dabei im ersten Augenblicke so ungewöhnlich groß vor, fuhr sie lachend fort, daß ich Sie gar nicht erkannte – das macht der Nebel, er verändert und vergrößert Alles.

Wir werden nun vor Allem einen Entschluß darüber zu fassen haben, was zu beginnen ist, erwiederte er ernst und ihre letzte Bemerkung überhörend.

Sehr richtig, sagte sie, immer in heiterem Tone, der Entschluß wird sehr einfach sein, nämlich, unsere Pferde aufzusuchen; aber ich glaube, daß die Ausführung mit wesentlichen Schwierigkeiten verbunden sein wird.

Ich meine eben die Ausführung. Wir befinden uns bereits an einer weit tieferen Stelle, als wo die Pferde zurückgeblieben sind, und, so viel ich aus der Richtung des Windes folgere, auch an einer anderen Seite des Berges. Wollen wir den Versuch machen, die Pferde aufzusuchen, so müssen wir wieder bergan gehen und den Wind im Gesichte behalten.

Weßhalb haben Sie denn diese Richtung eingeschlagen?

Weil ich annahm, die gnädige Gräfin würden es vorgezogen haben, diesen kalten, nassen und heftigen Wind sich ebenfalls nicht in das Gesicht wehen zu lassen.

Was für feine Schlußfolgerungen Sie machen, aber Sie haben ganz Recht, wenn ich vielleicht auch nur unbewußt so gehandelt habe.

Das nahm ich an.

Aber was rathen Sie jetzt?

Das Aufsuchen der Pferde halte ich für unsicher. Wenn wir auch die muthmaßliche Richtung einschlagen ....

Es wird uns doch nicht gelingen, unterbrach sie ihn – Sie haben Recht, und fänden wir endlich nach längerem Suchen wirklich die Stelle, so wird es dunkel, das heißt, ganz dunkel, und sie sind auf und davon.

Das glaube ich kaum, im Gegentheile ....

Sie glauben, der Baron würde oben auf dem Berge die Nacht bivouakiren? rief sie lachend – was haben Sie für einen überschwänglich starken Glauben! Der Baron ist der beste Mensch von der Welt, aber auch die besten Menschen müssen ihre gewohnten Bequemlichkeiten haben und in einem guten Bette schlafen.

Alfred ist zugegen, bemerkte Walther, er wird gewiß nicht allein, das heißt, ohne die gnädige Gräfin ....

Wenn es Ihnen genehm ist, so wollen wir auf dieser außergewöhnlichen Irrfahrt die »gnädige Gräfin« so viel als möglich beseitigen, unterbrach sie ihn.

Ich befürchte nur, Alfred wird sich auf ähnlichen Wegen wie wir selbst befinden und die Pferde ebenfalls verfehlt haben.

Woraus schließen Sie das?

Wir suchten Sie auf dem Gipfel des Berges, wo Sie zurückgeblieben waren, und als wir Sie nicht fanden, schlugen wir, um Sie aufzusuchen, verschiedene Richtungen ein, indem wir den Führer nach den Pferden zurücksandten.

Also er sucht mich doch auch, erwiederte sie nicht ohne Befriedigung; nun, ich habe das von ihm erwartet.

Konnten Sie daran zweifeln? Meine Ansicht wäre, auf dem kürzesten Wege bergab zu gehen, um ein Dorf oder auch nur eine menschliche Wohnung zu erreichen, wo Sie Schutz finden und Boten zum Herbeiholen der Wagen ausgesandt werden können.

Sie haben die Ordre zu ertheilen – ich sie zu befolgen, erwiederte sie nicht ohne Muthwillen – also gehen wir – rechts, links oder gerade aus, wie Sie bestimmen, so soll es geschehen.

Der Wind weht aus Nordwesten; folgen wir seiner Richtung, so gelangen wir im Schutze des Berges an den südöstlichen Abhang desselben. Hier ist eine Decke, fuhr er fort, machen Sie davon Gebrauch, denn es ist kalt und naß, obgleich ich mich bescheide, daß sie sonst nicht passend für Sie ist – jedoch, man muß den Umständen Rechnung tragen.

Ich danke Ihnen, erwiederte sie, indem sie ohne Weigerung die Decke umschlug, denn es fängt wirklich an, mich zu frieren – aber ich beraube Sie selbst.

Ich bin warm gekleidet und habe die Decke nur in der Erwartung, Sie zu finden, mitgenommen.

Sie sah ihn einen Augenblick ernst und forschend an, dann gewann die Heiterkeit wieder bei ihr die Oberhand, und sie rief lachend, indem sie sich selbst betrachtete:

Ich sehe wirklich recht komisch aus, wie ein Jäger in den Urwäldern Amerika's, und freue mich schon unendlich darauf, wenn wir, heimgekehrt, am lodernden Kaminfeuer die Abenteuer dieser Fahrt gemüthlich erzählen und darüber lachen werden. Es ist doch einmal etwas Anderes!

Wenn es Ihnen genehm ist, brechen wir auf; der Abend ist nicht fern, und es würde doch vielleicht des Anderen zu viel werden, wenn uns die Nacht in diesem unwirthlichen Walde überraschte.

Meinen Sie? – Doch Sie haben Recht, gehen wir.

Es war eine sehr beschwerliche Wanderung, denn der Nebel blieb in gleicher Stärke, und dazu fing es an, sichtlich dunkler zu werden. Er war genöthigt, sie öfters zu führen und ihr beim Ueberschreiten besonders schwieriger Stellen behülflich zu sein. Zuerst suchte sie dies scherzend abzulehnen, bald jedoch ließ sie es als selbstverständlich geschehen. Das Licht des scheidenden Tages, durch Nebel und Bäume ohnehin gehindert, war bereits fast ganz verschwunden, als sie an einen tiefen, rasch hinströmenden Bach gelangten, dessen Lauf die Richtung ihres Weges kreuzte. Unentschlossen blieben sie stehen, denn es unterlag keinem Zweifel, daß Hedwig den Bach nicht durchschreiten konnte.

Wenn wir dem Laufe des Baches nachgehen, sagte er, so gelangen wir unzweifelhaft in das Thal hinab, wir werden aber genöthigt sein, seinen vielen Krümmungen zu folgen; dazu sind die Ufer solcher Bäche gewöhnlich mit dichtem und dornigem Gebüsch bewachsen – es ist schon fast ganz dunkel und es würde daher sehr vortheilhaft für uns sein, den Bach zu überschreiten.

Sie blickte von dem hohen Rande in den tiefen, dunkeln Einschnitt hinab, auf dessen Sohle das Wasser rauschte, und fragte dann mit etwas gezwungener Heiterkeit, wie das bewerkstelligt werden sollte.

Ich werde das Terrain recognosciren, erwiederte er, indem er sich den Abhang hinabgleiten ließ. Dann hörte sie ihn durch das Wasser gehen und sah die unsicheren Umrisse seiner Gestalt am jenseitigen Ufer erscheinen.

Es wird ohne Fährniß gehen, sprach seine Stimme wieder von unten, wenn Sie gestatten, daß ich Sie hinüber trage – sonst ist es nicht möglich.

Aber dies wird ebenfalls nicht möglich sein.

Es ist sowohl möglich als leicht ausführbar und wird nur davon abhangen, daß Sie Sich dazu entschließen – rechnen Sie es mit zu den Abenteuern dieser außergewöhnlichen Fahrt, bemerkte er in scherzendem Tone, und denken Sie, es ginge nicht anders. Entschließen Sie Sich aber bald – ich halte es wirklich für nothwendig.

Ist das Wasser tief? fragte sie unschlüssig – könnte ich nicht allein?

Es reicht mir fast bis an die Knie – für Sie ist es unmöglich.

Werden Sie mich auch tragen können?

Seien Sie ganz ohne Besorgniß, aber je eher Sie Sich entschließen, um so besser wird es sein, noch haben wir einen Schimmer von Licht.

Die ganze sonderbare Unterhaltung wurde geführt, ohne daß die Sprechenden sich zu sehen vermochten, worin für Hedwig eine große Beruhigung lag.

Was muß ich thun? fragte sie dann.

Hier ist meine Hand, sprach er, dieselbe zu ihr hinaufreichend, halten sie dieselbe recht fest und lassen Sie Sich dann ohne Besorgniß heruntergleiten. – So, fuhr er fort, als sie bald darauf an dem schmalen unteren Rande des Baches dicht neben ihm stand – nun gestatten Sie, daß ich Sie trage.

Er hob sie auf – sie mußte den Arm um seinen Nacken legen, dann trug er sie, jeden Schritt vorher vorsichtig prüfend, hinüber.

Diese unbedeutende Schwierigkeit wäre überwunden, sagte er in lachendem Tone, indem er sie sanft niedergleiten ließ; ich hoffe, wir werden nun keine Stromübergänge mehr zu machen haben, sondern recht bald in Freundesland einrücken.

Sie war schweigsam und ernst geworden, das Abenteuerliche der Fahrt fing nachgerade an, etwas zu abenteuerlich zu werden, und sie begann, sich nach dem Ende zu sehnen.

Ich danke Ihnen, sagte sie leise – Sie haben meinetwegen recht viel Mühe und Beschwerde.

Wir werden hoffentlich bald das Ende des Waldes erreicht haben oder doch irgend einen gebahnten Weg finden; für jetzt müssen Sie mir schon Ihre Hand reichen, damit ich vorgehe und Sie führe, denn es ist so dunkel geworden, daß man selbst einen Baumstamm nicht eher erkennt, bis man ihn berührt.

Er ergriff ihre Hand und sie war genöthigt, ihm fast wie eine Blinde zu folgen.

Wir befinden uns hier offenbar auf einem freieren Platze, sagte er nach einiger Zeit, mit seinem Stocke umher tastend, und wie ich aus der Beschaffenheit des Bodens schließe, auf einem verlassenen Kohlenmeiler. Gestatten Sie, daß ich mich überzeuge.

Er ließ bei diesen Worten ihre Hand los und war sogleich in der jetzt vollständigen Finsterniß verschwunden. Es beschlich sie ein unheimliches, der Furcht ähnelndes Gefühl, als sie plötzlich so allein stand, und sie mußte sich gestehen, daß es ein sehr günstiger Zufall gewesen sei, der ihn sie hatte finden lassen,

Wo sind Sie? ertönte seine Stimme aus einiger Entfernung – es ist wirklich so dunkel, daß man keine Hand vor Augen sehen kann.

Hier! erwiederte sie mit sichtlicher Beruhigung und setzte dann, als er zu ihr herantrat, mit gezwungen heiterem Tone hinzu: Ich habe es bis jetzt nicht für möglich gehalten, daß es überhaupt im Freien so finster werden könnte.

Das macht der Nebel, der sich mit der Nacht verbunden hat. Es ist so, wie ich gedacht, fuhr er fort, wir befinden uns auf einem verlassenen Kohlenmeiler und deßhalb wahrscheinlich auch noch fern von allen menschlichen Wohnungen, an denen in dieser Gegend ohnehin kein Ueberfluß ist. Drüben steht eine große Eiche – ich habe den Stamm mit meinen Händen als solchen erkannt – sie schützt vollständig vor dem Winde. Ich hoffe ihn wiederzufinden und möchte Ihnen den Vorschlag machen, in seinem Schutze so lange auszuruhen, bis der Mond aufgeht; wir werden dann wenigstens so viel Licht erhalten, um den Weg, der von diesem Platze auch hinabführen muß, erkennen zu können.

Wie lange wird es dauern, bis der Mond aufgeht?

Der Mond geht um elf Uhr auf; nach meiner Rechnung ist es jetzt acht.

Also noch drei Stunden?

Ich werde versuchen, ein Feuer anzumachen – Feuerzeug habe ich bei mir, und ich hoffe hier etwas Holz zu finden, welches, in Verbindung mit dem Kohlenstaube, es mir möglich machen wird, mit dem Feuer zu Stande zu kommen. Es ist nach meiner Ansicht das zweckmäßigste, was wir thun können, und wenn Sie erst im Schutze der Eiche beim lodernden Feuer sitzen, wird Ihnen diese finstere, feuchtkalte Nacht weniger unbehaglich erscheinen.

Zehntes Capitel.

Hedwig hatte weiter keine Einwendungen und ließ sich von Walther nach der Eiche führen, welche nach

längerem Suchen wieder aufgefunden wurde. Sie setzte sich am Fuße derselben nieder, während er sich damit beschäftigte, Feuer anzuzünden. Es war dies keine leichte Aufgabe, da die ersten Materialien dazu nur mit Hülfe des Tastens gefunden werden konnten; es gelang jedoch nach einigen vergeblichen Versuchen, und als erst eine kleine, dürftige Flamme emporloderte, war es nicht mehr schwierig, zu ihrer weiteren Nahrung dürres Holz zu finden, das hier im Ueberflusse umherlag. So brannte denn nach einiger Zeit ein tüchtiges Feuer, dessen Lichtschein die nächste Nähe magisch erleuchtete und Hedwig's erstarrte Glieder mit wohlthuender Wärme erquickte. Er hatte Moos herbeigebracht und ihr an dem Stamme der Eiche, der sie vollständig gegen den Wind schützte, einen weichen Sitz bereitet. Sie fing an sich behaglicher zu fühlen und das etwas ernst gewordene Abenteuer wieder von einer heitereren Seite zu betrachten. Auch die Erwägung gewann jetzt bei ihr die Ueberhand, daß sie keine Schwäche zeigen dürfe, namentlich diesem ihr fern und unter ihr stehenden und sich dabei so selbstständig und doch rücksichtsvoll benehmenden Manne gegenüber.

Sie haben wohl schon öfter an einem solchen Feuer des Nachts auf ihrem Kriegszuge gesessen? fragte sie daher in heiterem Tone – mir wollte, so oft ich Derartiges gelesen, es doch immer scheinen, als ob man das Angenehme einer solchen Situation absichtlich übertreibe, aber ich finde es wirklich recht behaglich hier und hätte nie geglaubt, daß es so sein könne.

Wir vergleichen immer die Zustände, in denen wir uns befinden, mit anderen, die nahe liegen, und da es allerdings vorher sowohl an Licht als an Wärme gänzlich mangelte, so kommt Ihnen der jetzige angenehm vor. Wären Sie unmittelbar aus Ihrem Zimmer hieher versetzt worden, so würde Ihr Urtheil wahrscheinlich ein ganz anderes sein.

Möglich – aber ich freue mich, diese Erfahrungen zu machen; man lernt dadurch den Werth dessen, was man besitzt, um so höher schätzen.

Solche Reflexionen halten immer nur eine kurze Zeit vor, denn der Besitz selbst sättigt uns immer wieder sehr bald.

Ach, rief sie lachend, Sie dürfen wirklich nicht in so vieldeutigen Ausdrücken reden!

In wie fern?

Sie sprechen von Sättigen, und wenn ich aufrichtig sein soll – ich bin gewaltig hungrig und würde es durchaus nicht verschmähen, mich an dem Besitze eines Theiles der mitgenommenen Vorräthe zu sättigen, welche jetzt der Baron, dieser beste Mensch von der Welt, wahrscheinlich mit großer Befriedigung allein verzehrt.

Es thut mir unendlich leid, erwiederte Walther, der diese Aeußerung der Gräfin nach eigener Wahrnehmung sehr erklärlich fand, daß ich es versäumt habe, irgend etwas mitzunehmen; es war unvorsichtig von mir – aber es ist vielleicht möglich, einige Heidelbeeren zu finden mit Hülfe eines brennenden Holzscheites –

Nein, nein! rief sie, als er Miene machte, diesen Vorschlag auszuführen – es war eine Aeußerung, lediglich durch die Ihrige hervorgerufen – bleiben Sie – Sie würden mich erzürnen!

Erzürnen? wiederholte er, das brennende Holz wieder in das Feuer legend – es sei fern von mir, etwas zu thun, was Ihren Zorn oder auch nur Ihr Mißfallen erregen könnte, gnädigste Gräfin.

Seien Sie nicht böse, sagte sie in freundlichem, fast bittendem Tone, denn ich wünsche nur, daß Sie Sich meinetwegen nicht noch weiteren Mühen unterziehen; ich befinde mich deßhalb ohnehin schon in einer großen Schuld gegen Sie.

Er erwiederte nichts auf diese Aeußerung, sondern legte neues Holz an das Feuer, in welches sie mit nachdenkenden Blicken schweigend hineinsah. Auch er schwieg und überließ sie ihren Gedanken.

So saßen sie längere Zeit, ohne daß sie das Gespräch wieder aufnahm. Sie hatte sich fester in die Decke gewickelt und die Augen geschlossen, der Widerschein des Feuers spielte mit magischen Reflexen auf ihrem schönen, stolzen Gesichte. Sie schlief nicht, denn sie öffnete zuweilen unmerklich die Augen und blickte auf einen kurzen Moment in der unsicheren, flackernden Beleuchtung nach ihm hinüber.

Er schien dies nicht zu beachten, sondern starrte gedankenvoll in das Feuer, als ob er sich im Geiste mit ganz anderen Dingen beschäftigte.

Der Mond ist aufgegangen, gnädigste Gräfin, sagte er dann, umherblickend, nach einiger Zeit, auch der Nebel hat nachgelassen – wir werden im Stande sein, den Weg zu finden – wenn es Ihnen daher genehm ist, so brechen wir auf.

Ah, erwiederte sie, indem sie lächelnd und erstaunt aufsah – ich habe ein wenig geschlummert, wenigstens mit halbem Bewußtsein – wir sind wirklich noch im Walde? – Sie haben Recht, es ist die höchste Zeit, und so angenehm es hier auch war an der alten Eiche beim Feuer, wir müssen fort. Aber ich will nächstens wieder hierher zurück, um mir den Platz bei Tage anzusehen, wo ich in Ihrem Schutze einen Theil der Nacht in so außergewöhnlicher Weise zugebracht habe.

Der Weg, welcher von dem verlassenen Kohlenmeiler in das Thal herabführte, war jetzt nicht mehr schwer zu finden, denn der Nebel hatte gänzlich aufgehört, und der Mond, obgleich noch tief am Himmel stehend und im Walde selbst nicht sichtbar, verbreitete doch so viel Licht, daß man alle Gegenstände erkennen konnte. Nach einem Marsche von einer Stunde gelangten die einsamen Wanderer endlich aus dem Walde. Hedwig blieb unwillkürlich stehen, als plötzlich die dunkeln Schatten der hohen Tannen, in welchen sie bisher fortgegangen waren, aufhörten und die Gegend, vom Scheine des Mondes magisch erleuchtet, zu ihren Füßen sich ausbreitete. Dir Himmel

war klar und rein geworden, der Wind hatte sich völlig gelegt, und unter ihnen lag das Land in wellenförmigen, weiten Umrissen, einem unendlichen, fern wogenden Meere gleichend.

Wie wunderbar schön das ist, sagte sie – dieser Anblick entschädigt allein für die unbedeutenden Beschwerden unserer nächtlichen Reise – der Nebel hängt nur noch wie ein weißer Schleier oben am Gipfel der Lissa Hora, sonst ist Alles klar und hell.

Freuen wir uns, daß wir dem Bereiche des Nebels entrückt sind, so anmuthig dieser Schleier von hier auch aussieht. Hoffentlich werden wir nun bald zu einer menschlichen Wohnung gelangen. Wir befinden uns, wie ich vermuthete, auf der südlichen Seite des Berges, und es wird einige Zeit nöthig sein, ehe die Wagen hieher beordert sind.

Es währte noch eine Stunde, ehe sie endlich ein kleines, nur aus wenigen elenden Häusern bestehendes Dorf erreichten. Die Hunde wurden lebendig, und bald hatte Walther auch die Bewohner des am besten aussehenden Hauses aus dem Schlafe erweckt. Hedwig war sehr müde geworden, obgleich sie es nicht eingestand, auch hungrig, und Walther bemühte sich, so viel es irgend möglich war, ihren wenn auch nicht ausgesprochenen Wünschen abzuhelfen. Zuerst wurde ein Bote mit der Weisung nach dem Dorfe, wo die Wagen standen, abgesandt, sogleich einen derselben hierher zu schicken. Der Bote meinte, daß der Wagen in drei Stunden zur Stelle sein könne. Dann nahm man Besitz von der kleinen, niedrigen,

dumpfigen Stube, nachdem man vorher die Fenster eine Zeit lang geöffnet und Feuer angezündet hatte. An Nahrungsmitteln war nichts vorhanden, als einige Eier und frische Milch, welches Beides, auf sehr ursprünglichen irdenen Tellern servirt, doch keineswegs verschmäht, sondern von Hedwig mit unverkennbarem Genusse verzehrt wurde. Nach und nach verstummten jedoch die Scherze, welche dieses improvisirte Frühstück begleiteten; man wurde schweigsamer, und es trat jene ernüchternde Periode ein, welche, gesättigt von außergewöhnlichen und unbehaglichen Zuständen, das Verlangen nach den gewohnten Bequemlichkeiten um so stärker und fühlbarer wieder hervortreten läßt.

Sie hatte den hölzernen Stuhl, welcher ihr zum Sitze diente, in eine Ecke des Zimmers gestellt, den Kopf an die Wand gelehnt und versuchte die Zeit bis zur Ankunft des Wagens, eine Zeit, die ihr außergewöhnlich lang vorkam, zu schlafen. Er hatte das Zimmer verlassen und ging draußen auf und ab. Die nächtliche Ruhe war ihm wohlthuend, und während er langsam im Scheine des Mondes hinwandelte, zogen seine Gedanken weit fort und hinüber nach der fernen Fichtenau. Es war Manches in seiner jetzigen Umgebung, welches ihn an das Thal des Harzes erinnerte, die Berge, der rauschende Bach und so Vieles, was seine geschäftige Phantasie ergänzte. Um jenen Vorsprung muß ich gehen, träumte er weiter, dort werde ich die Feuer der Oefen sehen, und dann – dann – da schlug das ferne Rollen eines nahenden Wagens an

sein Ohr, und dieser Ton versetzte ihn wieder in die Wirklichkeit zurück.

Ah, sie kommen, sprach er mit einem leichten Spotte vor sich hin – die gnädige Gräfin wird froh sein, das Abenteuer so weit bestanden zu haben und ihres Ritters ledig zu werden, der ebenfalls nichts dagegen einzuwenden hat. – Es sind wirklich beide Wagen, und in einem sitzt der Baron – das ist ja über alle Erwartung.

Wo ist die Gräfin, Herr Inspector? rief der Baron, noch ehe der Wagen hielt – ich hoffe doch ganz wohl? Ich würde mir Zeit meines Lebens die bittersten Vorwürfe machen, wenn ihr irgend etwas zugestoßen wäre!

Die gnädige Gräfin befinden sich ganz wohl hier in diesem Hause.

In dieser Baracke, wollen Sie sagen – das sind die Folgen solcher Extravaganzen – ich habe, so lange ich lebe, einen solchen Nebel nicht gesehen, und werde den Weg von diesem verdammten Berge niemals vergessen; aber zeigen Sie mir, wo ....

Guten Morgen, Herr Baron! sagte Hedwig, in der Thür des Hauses erscheinend – Sie haben Sich selbst hieher bemüht? Welche unnöthige Anstrengung!

Glaubten Sie wirklich, ich hätte Sie hier in dieser Räuberhöhle ohne Schutz lassen können – sobald ich nur eine Ahnung davon hatte, wo Sie Sich befinden konnten, war es mein erstes Geschäft, zu Ihnen zu eilen. Hier ist Ihr Mantel – hier, nehmen Sie ihn nur, denn es ist kalt und feucht – wollen Sie Sich nicht etwas stärken – bringe Er die Speisen und den Wein, Johann aber rasch,

die gnädige Gräfin werden es bedürfen. Ach, was habe ich Ihretwegen für Angst ausgestanden! es läßt sich gar nicht beschreiben! Erst warteten wir oben fast noch zwei Stunden, bis es anfing, dunkel zu werden, aber es kam Niemand wieder zurück, weder Sie noch der Baron, der noch immer verloren ist, noch der Inspector; da mußten wir uns, so schwer es mir wurde, entschließen, nach dem Dorfe hinabzugehen – denn von Reiten war keine Rede – ich werde an diesen Gang denken, an die verdammten Wurzeln und Steine, die man erst bemerkte, wenn man sich daran gestoßen oder darüber gefallen war. Wir glaubten, Sie sicher unten zu finden – als wir halb todt dort ankamen – keine Spur – keine Idee! – Ich bin der beste Mensch von der Welt, und den Schrecken gönne ich nicht meinem ärgsten Feinde – Sie können denken ....

Also Alfred ist noch nicht zurück? unterbrach Hedwig den unaufhörlich sprechenden Baron – er wird sich auch verirrt haben ....

Natürlich! Wer hätte in der Dunkelheit den Weg finden können? Nie habe ich eine größere Freude gehabt, nie in meinem ganzen Leben, als in dem Augenblicke, wo Ihr Bote kam und ich erfuhr, daß Sie glücklich wieder an Land gekommen seien! Aber wie ist es Ihnen ergangen? Sie müssen uns das ausführlich erzählen – ich habe keine Idee ....

Ganz gut, Herr Baron, erwiederte Hedwig in gemessenem Tone – der Herr Inspector hat dafür gesorgt, daß es mir an nichts gemangelt hat.

An nichts gemangelt? fragte der Baron mit erstaunter Miene – dafür gesorgt? Ja, manche Menschen haben ein exorbitantes Glück – ich habe Alles aufgeboten, um Sie zu finden – aber vergebens – ich mußte allein diesen nichtswürdigen Berg in der stockfinstern Nacht mit obligatem Nebel dazu hinabsteigen und begreife es eigentlich noch bis diesen Augenblick nicht, daß ich lebendig und mit heilen Gliedern hinabgekommen bin.

Der Himmel hat Sie offenbar in seinen Schutz genommen, erwiederte sie spöttisch, Tugend wird belohnt – aber fahren wir jetzt – ich sehne mich ebenfalls nach dem Ende.

Befehlen Sie nicht einige Erfrischungen?

Ich danke, ich habe bereits gefrühstückt.

Haben bereits gefrühstückt? fragte er verwundert.

Ja, und es hat mir lange nicht so gut geschmeckt, Herr Baron, nehmen Sie an meiner Seite Platz, der Herr Inspector wird sich des andern Wagens bedienen.

Nachdem Hedwig ihre Wirthe reichlich belohnt hatte, reichte sie dem Baron die Hand und ließ sich von ihm in den Wagen helfen, und so rollte das leichte Fuhrwerk, gefolgt von dem anderen, als eben der östliche Himmel sich zu röthen begann, aus dem kleinen Dorfe in raschem Trabe fort.

Zu Hedwig's Freude und Beruhigung fanden sie, an bem ersten Sammelplatze angekommen, Alfred, welcher in ähnlicher Weise die Nacht zugebracht, und ebenfalls erst nach dem Aufgange des Mondes den Weg aufgefunden hatte. Er war sichtlich ermüdet und abgespannt, und

so sehr man sich auch bemühte, eine fröhliche und heitere Laune an den Tag zu legen, die Folgen einer ungewohnt durchwachten Nacht traten überall, selbst während des Frühstückes hervor, das man jetzt aus den mitgebrachten Vorräthen einnahm. Es sehnte sich ein Jeder nach dem Ende und nach Ruhe, und man beeilte daher die Abfahrt soviel als möglich.

Hedwig fuhr wieder mit Alfred zusammen und der Baron mit Walther, wie auf der Hinfahrt. Die Sonne war inzwischen aufgegangen und es wehte ein erfrischender, kühler Morgenwind. Sie wickelte sich fester in ihren Mantel und hörte schweigend Alfred's Erzählung von seinem Ergehen während der Nacht. Seine Fragen beantwortete sie nur kurz, und er war ungewiß darüber, ob sie ermüdet oder abgespannt sei, oder ob sie die weitere Mittheilung ihrer Abenteuer zu vermeiden suche.

Dein Freund hat mir wesentliche Dienste geleistet, sagte sie mit halb geschlossenen Augen – ich bin ihm zu Danke verpflichtet. Er ist in solchen Dingen erfahren und weiß sich überall zu helfen. Wir haben mehrere Stunden an einem Feuer zugebracht, das er angezündet – das hat mir besonders wohlgethan.

Dann schwieg sie und schloß die Augen, so daß ihr ich gleichfalls ermüdeter Begleiter es vorzog, keine weiteren Fragen an sie zu richten, sondern so gut es gehen wollte, den versäumten Schlaf nachzuholen.

In dem anderen Wagen wurde das Gespräch lebhafter geführt, wenigstens von Seiten des Barons, der in seiner ausführlichen Weise die entsetzlichen Beschwerden des

bestandenen Nachtmarsches schilderte und dabei stets wiederholte, daß die Besorgniß um das Ergehen der Gräfin ihn vollständig moralisch aufgerieben, ja, vernichtet habe.

Wie fanden Sie dieselbe, wo war sie, wie sah sie aus, wie benahm sie sich? fragte er dann in Einem Athem weiter.

Ich fand sie, wie schon bemerkt, ungefähr eine Stunde von dem Gipfel der Lissa Hora; sie sah aus wie immer und benahm sich auch wie immer – ich wüßte auch nicht, wie es anders hätte sein sollen!

Ja, sie hat einen starken Geist – aber das liegt im Blute, ist angeboren – ist Race, wenn ich mich dieses Ausdruckes bedienen darf. Ein gewöhnliches Frauenzimmer hätte geklagt und geweint – aber nicht wahr, keine Klage – keine Thränen? O, ich kenne das – es ist Race, sage ich Ihnen. Ich glaube, sie könnte ihren Vater sterben sehen und würde nicht weinen!

Das wäre doch unnatürlich, Herr Baron.

Ach, gehen Sie mir mit Ihrer Natürlichkeit! Der höher stehende Mensch weiß seine Natur im Zaume zu halten und läßt sich nicht von ihr knechten. Dadurch unterscheidet er sich von der Gewöhnlichkeit. Aber so etwas ist angeboren, liegt im Blute – Sie verstehen mich vielleicht nicht?

Nein, Herr Baron, ich verstehe Sie nicht, da ich zu den gewöhnlichen Menschen gehöre, erwiederte Walther mit sichtlichem Spotte.

Nun, darauf kommt es auch nicht an. Das Factum steht fest, und das werden Sie begreifen.

Vollkommen.

Ich wünschte, wir wären zu Hause oder wenigstens in Wallfort, seufzte der Baron nach einiger Zeit – ich habe dieses unbequeme Fahren herzlich satt.

Ihr Wunsch wird bald in Erfüllung gehen, die Fenster des Schlosses leuchten schon zu uns herüber.

Sie haben gute Augen. Es ist eine verkehrte Welt – denn man muß sich nun am Morgen ins Bett legen.

Bald darauf erhielten die Wagen vor dem Portale des Schlosses. Der Graf war gegen seine Gewohnheit selbst herabgekommen, um seine Tochter zu empfangen, deren nächtliches Ausbleiben ihn sehr beunruhigt hatte.

Nun, bist Du endlich da, mein Kind? rief er Ihr entgegen – ich sagte Dir ja gleich, daß die Partie sich in einem Tage nicht machen ließe, aber Du nimmst stets keine Rücksicht auf meinen Rath!

Nur der Zufall oder vielmehr der Nebel hat uns gestern Abend an der Rückkehr verhindert, erwiederte sie, leicht vom Wagen springend; aber wir sind Alle munter und wohlbehalten wieder da, lieber Papa, und haben uns vortrefflich amusirt.

Nun, das freut mich, freut mich; aber treten wir ein, denn es zieht hier und ich bin leicht gekleidet.

Herr Inspector, wandte sich Hedwig mit einem freundlichen Ausdrucke ihrer sonst so stolzen Augen an Walther, empfangen Sie vorläufig meinen aufrichtigen Dank

für Ihre Bemühungen um meine Person, zugleich mit dem Wunsche, daß Ihnen die Fahrt gut bekommen möge.

Mit einer graziösen Verneigung entfernte sie sich, von den Andern gefolgt. Walther aber, der eine Einladung zum Sitzen abgelehnt hatte, ritt bald darauf, in mancherlei Gedanken vertieft, ebenfalls seiner Wohnung zu.

Eilftes Capitel.

Der Winter war mit ungewöhnlicher Strenge eingetreten, die Beschäftigung im Freien hatte aufgehört und Walther lebte einsam und zurückgezogen auf seinem Vorwerke fast ausschließlich im Umgange mit seiner Mutter. Er füllte mit Lesen und Musiciren seine Zeit aus und traf, so viel es thunlich war, Vorbereitungen, um beim Eintritte der besseren Jahreszeit die ihm obliegenden Geschäfte mit umfassender Thätigkeit beginnen zu können. Auf dem Schlosse ging es häufig sehr lebhaft zu, denn es wurden große Treibjagden gehalten, an denen sich Walther, obgleich dazu aufgefordert, nicht betheiligte. Er gab vor, kein Jäger zu sein, und stieg durch diese negative Eigenschaft noch mehr in der Gunst des Grafen, der es nicht liebte, wenn seine Beamten dergleichen noble Passionen besaßen. Der wahre Grund seiner Weigerung lag jedoch lediglich in dem Umstande, daß er es vermeiden wollte, bei diesen von dem höheren Adel der Umgegend fast ausschließlich besuchten Jagden, wo Hunderte von Dorfbewohnern in der Frohnde treiben mußten, eine so untergeordnete Rolle zu spielen, wie sie den Beamten des Grafen zugewiesen wurde. Sie hatten die Treiber zu

führen und in Ordnung zu halten und durften entweder gar nicht oder nur dann auf ein Stück Wild schießen, wenn es außer der Möglichkeit lag, das dasselbe noch von den Schützen erlegt werden konnte. Er zog es daher vor, lieber Nichtjäger zu sein, und besuchte überhaupt das Schloß nur dann, wenn er dies aus amtlichen Gründen thun mußte. Hedwig hatte er nach der Fahrt auf die Lissa Hora zwar mehrmals, aber immer nur sehr flüchtig gesprochen und die Unterhaltung dann stets absichtlich in einer so förmlichen Weise geführt, daß sie ihn jetzt völlig unbeachtet ließ.

Alfred war einige Male zu sehr kurzen Besuchen in Wallfort gewesen, da er es vorzog, den Winter über in Breslau zuzubringen, weil ihm die großen Jagden und die damit verbundenen Diners ebenfalls nicht zusagten. Während der kurzen Anwesenheit seines Freundes hatten Beide zwar in alter Weise mit einander verkehrt, sich jedoch nur wenig gesehen, da Walther auch dann auf seiner Weigerung beharrte, das Schloß zu besuchen.

So war der Winter vergangen und die Stürme des März begannen die Annäherung des Frühlings zu verkünden. In diese Zeit fiel Walther's Geburtstag. Seine Mutter hatte es sich nicht nehmen lassen, diesen Freudentag, an welchem sie ihren Sohn vor sechsundzwanzig Jahren geboren, zu feiern, und er empfing mit dankbarem Herzen die an sich werthlosen, aber mit Liebe gegebenen Geschenke, welche sie mit eigener Hand für ihn gefertigt hatte.

Du bist viel zu gut, liebe Mutter, sagte er, indem er abermals ihre Hand zärtlich drückte, und Du hast Dir viel zu viel Mühe gemacht.

Nicht Mühe, sondern Freude hat es mir verursacht, denn ich kann ja diesen Tag wieder vereint mit Dir feiern. Im vorigen Jahre warst Du weit, weit in fremden Lande, und ich wußte nicht, ob ich Dich jemals wieder an mein Herz drücken würde.

Im vorigen Jahre – wiederholte er mit einem Seufzer – ja, im vorigen Jahre – da war ich drüben in der Fichtenau. Sie waren doch später ungehalten darüber, als ein Brief von Dir kam, daß ich von meinem Geburtstage geschwiegen hatte – es wäre sehr schlecht von mir, sagte Margot, daß ich ihr diese Freude nicht gegünnt habe, setzte er mit einem wehmüthigen Lächeln hinzu.

Darin hatte sie auch vollkommen Recht, mein Sohn, denn wenn man Jemanden werth hält, so gibt es keine größere Freude für uns selbst, als ihm eine zu bereiten. In diesem Jahre wissen sie aber Deinen Geburtstag, fuhr sie mit einem vielsagenden Lächeln fort, und da haben sie es sich nicht nehmen lassen, sich diese Freude zu machen, wenn sie auch fern von Dir sind – hier ist ein Brief und ein Packet – ich gebe es Dir jetzt erst, denn man muß das Beste immer bis zuletzt aufbewahren.

Mit freudiger Ueberraschung nahm Walther Beides in Empfang. Es waren Briefe von Wehring, von seiner Frau und von Margot. Der Erstere übersandte in einem eleganten Kasten ein Paar schöner Lütticher Pistolen mit dem Wunsche, zur geeigneten Zeit und je eher, je lieber

Gebrauch davon zu machen; die Frau Wehring schrieb herzliche Wünsche mit der Versicherung, daß sie Alle seiner täglich gedächten und hofften, ihn bald zum Besuche bei sich zu sehen; Margot endlich sandte eine zierliche, von ihr gestickte Brieftasche, in deren einem Behälter zwei welke Blumen lagen. Was sie schrieb, haben wir nicht gelesen, aber der Inhalt ihres Briefes, welcher dieses Mal von größerer Länge war, brachte jedenfalls die von der Schreiberin beabsichtigte Wirkung hervor, denn seine Augen erglänzten in freudiger Bewegung, als sie rasch über die eng geschriebenen Zeilen glitten, die er geküßt haben würde, wenn ihn die Anwesenheit seiner Mutter nicht daran gehindert hätte.

Du siehst, daß sie Deiner nicht vergessen haben, mein Sohn, sagte sie nach einiger Zeit, und jetzt, im gegenwärtigen Augenblicke, denken sie gewiß recht lebhaft an Dich.

Meinst Du, liebe Mutter? fragte er, indem seine Augen sich unwillkürlich nach Westen richteten.

Wie kannst Du nur daran zweifeln, würden sie sonst geschrieben und Dir Geschenke gesandt haben? Welch' hübsche Brieftasche, fuhr sie fort, und wie zierlich und mühsam gestickt; das gute Kind muß sich recht lange mit dieser feinen Stickerei beschäftigt haben.

Glaubst Du? fragte er mit einem freudigen Blicke, indem er die Brieftasche wieder aus den Händen seiner Mutter entnahm und sie mit erneueter Aufmerksamkeit betrachtete – es ist viel zu schön, viel zu zart für mich.

Und bei jedem Stiche hat sie meiner gedacht, fuhr er sinnend fort – solche Geschenke können wir Männer niemals geben – niemals – aber ich will jetzt hinaufgehen, liebe Mutter – Du hast auch noch mancherlei zu besorgen – und ich habe die Briefe nur sehr flüchtig gelesen.

Thu' das, lieber Sohn, erwiederte sie zärtlich, ich werde Dich zum Essen rufen lassen.

Walther nahm die Briefe und die Brieftasche, während er den Pistolenkasten stehen ließ, und war im Begriffe, sich zu entfernen, als ein Reitknecht des Grafen in voller Livrée mit einem Handpferde in den Hof ritt. Erstaunt blickten Mutter und Sohn durch das Fenster auf diesen unerwarteten Besuch. Das Pferd, welches der Reitknecht an der Hand führte, war kohlschwarz und von edler arabischer Zucht. Walther kannte es, es war eines der werthvollen Pferde des Grafen und zum späteren Dienste der jungen Gräfin von dieser bestimmt. Der Reitknecht hatte beide Pferde draußen abgegeben und trat jetzt in das Zimmer.

Eine Einpfehlung von der gnädigen Gräfin, sagte er zu Walther gewendet, ich soll dem Herrn Inspector diese Karte geben und das Pferd, welches ich mitgebracht habe.

Er überreichte Walther mit diesen Worten eine zierliche Visitenkarte, worauf in Kupfer gestochen die Worte standen: »Hedwig, Comtesse de Wallfort«; darunter waren mit Tinte die Buchstaben *p. f.* geschrieben.

Walther drehte erstaunt und unentschlossen die Karte mehrmals in der Hand herum, während der Reitknecht in gerader Haltung vor ihm stehen blieb.

Wollen der Herr Inspector das Pferd in Empfang nehmen? fragte dieser dann.

Welches Pferd?

Die Walli – jetzt heißt sie aber anders – sie steht draußen.

Mit sehr gemischten Gefühlen folgte Walther dem Reitknechte hinaus auf den Hof. Dort stand das schöne, kohlschwarze Pferd, ungeduldig mit dem Fuße scharrend. Es trug nur eine Trense von gelbem Leder, welche anmuthig gegen das schwarze, seidenartige Haar abstach, oben auf dem Stirnriemen befand sich eine kleine silberne Platte, auf welche die Worte gravirt waren: Lissa Hora.

So heißt sie jetzt, sagte der Reitknecht mit einem eigenthümlichen Lächeln, als Walther's Blicke auf der Platte hafteten – die gnädige Gräfin hat befohlen, sie so zu nennen.

Und das Pferd soll hier bleiben? fragte Walther mit finsterer Miene.

Natürlich, die gnädige Gräfin machen es ja dem Herrn Inspector zum Geschenk.

Warte Er einen Augenblick, ich komme sogleich zurück, sagte Walther, indem er eilig und aufgeregt zu seiner Mutter in das Zimmer trat, die noch immer neugierig am Fenster stand.

Denke Dir, Mutter, rief er mit sichtlichem Unwillen, die Gräfin schickt mir ein Pferd nebst einer Visitenkarte! Es

soll wahrscheinlich ein Geburtstags-Geschenk, eine Abfindung für die geringen Dienste sein, die ich ihr bei jener abenteuerlichen Fahrt geleistet, denn man hat dem Thiere den Namen Lissa Hora gegeben. Man hätte kaum eine zartere Form zum Quittiren einer drückenden Schuld auffinden können – ich werde es jedenfalls zurückschicken.

Das darfst Du nicht, mein Sohn, erwiederte ängstlich und begütigend seine Mutter, Du würdest die Gräfin mit Recht erzürnen. Es ist jedenfalls gut gemeint; solche vornehme Leute haben ihre eigenen Formen, und es liegt immer eine große Aufmerksamkeit darin, daß sie an Deinen Geburtstag denkt. Du mußt die Sache in einem anderen Lichte betrachten und würdest sie empfindlich verletzen, wolltest Du das Geschenk zurückweisen, Deine ganze Stellung unhaltbar machen. Fasse doch das Ganze von der leichten Seite auf, fuhr sie fort, als Walther unentschlossen schwieg, stoße Dich nicht an die Form, sondern verletze diese Deinerseits ebenfalls in keiner Weise. Sei recht höflich und so förmlich dabei, wie Du willst – aber zurückschicken darfst Du das Pferd nicht!

Nun, so mag es denn hier bleiben, sagte er mit unterdrücktem Aerger; Du hast Recht – ich sehe das ein, und wenn ich es auch nicht einsähe, ich müßte es doch thun!

Führe das Pferd in den Stall, befahl er einem Diener, und Er, wandte er sich an den Reitknecht, mache Er meine gehorsamste Empfehlung an die gnädige Gräfin, ich würde mich selbst persönlich bei ihr bedanken.

Werd's ausrichten, Herr Inspector, erwiederte der Reitknecht, indem er sich auf sein Pferd schwang und aus dem Hofe sprengte,

Am andern Tage ritt er nach Wallfort hinüber. Es war ein heller, sonniger Tag, die Lerchen stiegen aus der schon grün schimmernden Saat empor und jubelten, droben in der blauen Luft verschwindend, dem kommenden Frühlinge entgegen; das Gebirge lag klar in duftig blauer Färbung am Horizont und die Lissa Hora winkte freundlich zu ihm herüber, einem lächelnden Mädchen gleich, von dem man es nicht für möglich hält, daß sie auch finster und zornig aussehen könne. Es gewährte ihm ein unverkennbares Vergnügen, das edle, muthige Pferd zu reiten, welches nach Hedwig's Laune jetzt den Namen jenes Berges führte. Rasch flog er damit über die Ebene hin und ergötzte sich als ein gewandter Reiter an seinen anmuthigen und lebhaften Bewegungen. Das drückende Gefühl, daß dieses Pferd ein Geschenk der stolzen Gräfin sei, verschwand für den Augenblick in dem Genusse, es zu reiten und seine Dressur und Fähigkeiten zu prüfen.

Brav, brav, rief er, den schlanken, seidenartigen Hals klopfend, als es so eben mit einem graziösen Satze einen Graben übersprungen hatte, brav, Lissa! Es scheint mir, wir werden gute Freunde werden. Das Pferd wandte den Kopf, indem es seine großen Nüstern aufblies, als hätte es seine Worte verstanden. Er ließ es langsam weiter schreiten, denn seine Gedanken fingen jetzt an, sich mit anderen Dingen zu beschäftigen. –

Es freut mich, sagte Hedwig, nachdem er ihr in ziemlich förmlicher Weise seinen Dank für das so unerwartete Geschenk, wie er sich ausdrückte, abgestattet hatte, es freut mich, wenn Ihnen das Pferd gefällt. Sie können Sich in jeder Beziehung darauf verlassen, ich habe mich selbst überzeugt. Ich habe ihm den Namen Lissa Hora gegeben, damit Sie Sich zuweilen an unsere nächtliche Wanderung erinnern, für welche ich stets Ihre Schuldnerin bleiben werde.

Auch jetzt noch, fragte er mit einem zweifelhaften Lächeln, auch jetzt noch, nachdem Sie mich so überaus reichlich für jene geringen und selbstverständlichen Dienste entschädigt haben?

Sie sah ihn fragend an und allmälig verfinsterte sich ihr Auge, das bisher mit gewinnender Freundlichkeit auf ihm geruht hatte.

Ich muß es Ihnen überlassen, in dieser Beziehung nach eigener Ansicht zu denken, sagte sie ernster; meine Absicht war, mich erkenntlich zu bezeigen – Ihnen eine Freude zu machen – ich muß es dahingestellt sein lassen, ob ich diese Absicht erreicht habe.

Wie können Sie daran zweifeln? Ich fühle mich beschämt und jetzt tief in Ihrer Schuld.

Das sollen Sie aber nicht! rief sie mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit. Wenn der Besitz des Pferdes so quälende und beschämende Gedanken bei Ihnen erzeugt, so geben Sie es zurück – lassen Sie es hier!

Ich habe mich vielleicht nicht richtig ausgedrückt, erwiederte er, sie ruhig ansehend, und wollte nur sagen, daß ein werthvolles Geschenk mit den geringen Diensten, die ein günstiger Zufall mich Ihnen leisten ließ, in keinem Verhältnisse stände.

Das ist meine Sache, entgegnete sie, indem sie ihre Brauen zusammenzog; der Werth eines Geschenkes richtet sich nach demjenigen, der es macht – der Werth ist überhaupt Nebensache; für mich bleibt er wenigstens stets ohne alle Bedeutung.

Ich theile darin ganz Ihre Ansicht, gnädige Gräfin, sagte er nicht ohne Verlegenheit, und empfinde jetzt doppelt das Glück und die Ehre des mir erwiesenen Wohlwollens.

Wie Sie wollen, sagte sie mit sichtlichem Aerger, und setzte dann in dem Bestreben, jede Empfindlichkeit zu verbergen, mit gezwungen freundlichem Lächeln hinzu:

Ich hoffe also, die Lissa Hora wird bei Ihnen keine unangenehmen Erinnerungen erwecken.

Ich werde stets der freundlichen Geberin eingedenk sein, erwiederte er jetzt wieder unbefangen, und erlaube mir daher, nochmals meinen aufrichtigsten Dank abzustatten.

Ganz aufrichtig? fragte sie.

Wie können Sie daran zweifeln – ich würde mich sonst nicht so ausgedrückt haben!

Sollten Sie wirklich so aufrichtig sein, wie Sie Sich jetzt geben?

Ihr Auge ruhte bei dieser Frage mit einem Gemische von Muthwillen und Zweifel auf ihm und blickte ihn dabei so fest und unverwandt an, daß er das seinige unwillkürlich abwandte.

Ich habe es stets für unehrenhaft gehalten, unwahr zu sein – und hier wäre außerdem dazu nicht die mindeste Veranlassung.

Das Letztere freut mich besonders, scherzte sie, und ich glaube Ihnen jetzt. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Mutter; ich habe sie lange nicht gesehen und hoffe, daß sie sich wohl befindet.

Ganz wohl, gnädige Gräfin.

Wenn das Wetter erst besser sein wird und der Wald anfängt, grün zu werden, wollen wir öfter, soweit es Ihre Zeit erlaubt, zusammen in den Wald reiten, damit ich mich überzeuge, ob die Lissa Hora auch Ihre Gunst verdient.

Die gnädige Gräfin haben ganz über mich zu verfügen – was aber die Lissa Hora betrifft, so habe ich mich heute schon überzeugt, daß sie nichts mehr zu wünschen übrig läßt.

Grüßen Sie Ihre Frau Mutter, sagte sie, leicht die Hand zum Abschiede bewegend, ich werde mich nächstens persönlich nach ihrem Befinden erkundigen – also auf Wiedersehen!

Er empfahl sich und ritt gedankenvoll heimwärts. Die Unterhaltung mit der Gräfin hatte ihn aufgeregt; es lag

etwas Gesuchtes, etwas Absichtliches in ihren Worten, eine Mischung von Stolz und dem Bestreben, liebenswürdig gegen ihn zu sein; denn was hatte sie sich überhaupt um ihn zu bekümmern, weßhalb kam sie immer wieder auf jene längst der Vergessenheit angehörende Fahrt zurück und frischte die Erinnerung daran durch ein so eigenthümliches Geschenk wieder auf? Wie war sie zu der Kenntniß seines Geburtstages gelangt? Dieser letzte Gedanke, der ihm bisher gar nicht gekommen war, fing jetzt an, ihn besonders zu beschäftigen, und er sagte sich, daß in diesem Umstande, in der darin ausgedrückten zarten Aufmerksamkeit wohl eigentlich der wahre Werth des Geschenkes liege und daß sie dies habe andeuten wollen, ohne daß er es verstanden oder davon Erwähnung gethan. Er wurde sichtlich verstimmt und mit sich unzufrieden und glaubte zu fühlen, daß er sich wohl anders hätte benehmen können.

Dann gingen seine Gedanken jedoch zu anderen, ihm lieberen Gegenständen über, und als die Dächer des Vorwerkes zu ihm im Sonnenscheine herüberleuchteten, lockerte er den Zügel seines Pferdes, welches, rasch dahintrabend, ihn bald vor die Thür seiner Wohnung brachte.

Nun, fragte seine Mutter, als Walther zu ihr in das Zimmer trat, ist Dein Geschäft beendet? Nicht wahr, Du hast jetzt eingesehen, daß es nöthig war, ihr Deinen Dank abzustatten?

Gewiß, liebe Mutter, sagte er – da ich das Pferd angenommen, mußte ich mich auch dafür bedanken.

Wie benahm sich die Gräfin?

Sie war gnädig und herablassend, ich fühle mich sehr geehrt, erwiederte er mit einem spöttischen Lächeln.

Du hast gegen sie eine vorgefaßte Meinung, bemerkte sie, die Gedanken ihres Sohnes errathend, und beurtheilst sie hart und lieblos.

O, nicht doch, Mutter, sie hat offenbar ihre guten und anerkennenswerthen Eigenschaften, besonders anerkennenswerth bei einer so reichen und vornehmen Gräfin – aber der Stolz ist doch immer der Grundzug ihres Charakters; deßhalb werde ich bemüht bleiben, so wenig als möglich mit ihr in Berührung zu kommen. Der Graf ist mein Brodherr, fuhr er erregter fort; ich bin in seine Dienste getreten mit der Absicht, mir dadurch eine eigene Existenz zu begründen, was mir mit Gottes Hülfe auch gelingen wird; ich habe seine Befehle zu erfüllen, seine Launen und Eigenheiten zu ertragen, deren er vielleicht mehr als gewöhnliche Menschen besitzt – seine Tochter aber geht mich nichts, gar nichts an, und ich bin weder verpflichtet, mich zum Spielzeug ihres Stolzes noch ihrer gelegentlichen Großmuth herzugeben.

Du hast wahrlich keine Ursache zu einer so leidenschaftlichen und fast feindseligen Auffassung, denn so viel ich wahrgenommen, ist die Gräfin stets rücksichtsvoll gegen Dich gewesen; ich wüßte wirklich nicht, wie sie anders hätte sein sollen. Mit dem Geschenke des Pferdes hat sie Dir doch offenbar eine Freude und Ueberraschung bereiten wollen, aber es scheint fast, daß sie ihre Absicht sehr schlecht erreicht hat.

Sprechen wir nicht mehr davon, sagte er finster, die Sache ist ja nun abgethan. Die Gräfin war so gnädig, sich auch nach Deinem Befinden zu erkundigen, will Dich nächstens besuchen und dann auch zuweilen in meiner Gesellschaft Spazierritte in den Wald unternehmen, um sich zu überzeugen, ob die Lissa Hora – ich möchte dem Pferde eigentlich einen anderen Namen geben – meinen Anforderungen entspricht.

Das scheint Dir Alles unangenehm zu sein?

Wenigstens im höchsten Grade gleichgültig. Gott sei Dank kommt jetzt die Zeit, wo ich draußen vollauf zu thun haben werde, denn ich muß dieses träge Volk selbst und genau beaufsichtigen, wenn ich den beabsichtigten Erfolg erzielen will. Da wird mir sehr wenig Zeit zu romantischen Spazierritten übrig bleiben und die Gräfin wird gewiß dann auch bald erkennen, daß der Verwalter zweier Vorwerke ihres Vaters nicht die geeignete Person ist, um ihr auf solchen Ritten zum Begleiter zu dienen.

Ich hoffe, lieber Sohn, sagte seine Mutter mit ihrem freundlichen Lächeln, die gereizte Stimmung, in welcher Du Dich jetzt aus mir unbekannten Ursachen befindest, wird dann aufgehört haben und Du das Alles viel unbefangener beurtheilen.

Möglich – möglich – aber ich glaube keineswegs jetzt in einer gereizten Stimmung zu sein – doch, wie Du meinst – sprechen wir nicht mehr davon.

Zwölftes Capitel.

Der Monat Mai war gekommen und die Natur hatte auch in dem sonst etwas rauhen Klima Oberschlesiens ihr Blüthengewand angezogen. Das Stückchen Erde selbst, welches man Europa nennt, von welchem, wie von dem Gehirn des Menschen, alle Nervenfasern der Erde auslaufen und den ganzen Körper nach seinem Willen bewegen, dieses Stückchen Erde, daß schon so oft mit Blut gesättigt worden ist, ohne dadurch an seiner Fruchtbarkeit und Zeugungsfähigkeit zu verlieren, hatte in den wenigen Monaten, die wir mit Walther in dem entlegenen Winkel Oberschlesiens zugebracht haben, sich wieder wesentlich verändert. Der Friede von Schönbrunn, welcher nach dreimonatlicher Unterhandlung am 14. October des vorhergegangenen Jahres 1809, geschlossen war, kostete Oesterreich 2000 Quadratmeilen und 31/2 Millionen Menschen, welche der allgewaltige Eroberer theilweise an die neugeschaffenen Könige des Rheinbundes und an das Herzogthum Warschau vertheilt, theilweise an die neugeschaffenen Könige des Rheinhundes und an das Herzogthum Warschau vertheilt, theilweise sich selbst vorbehalten hatte. Oesterreich war jetzt gänzlich vom Meere abgeschnitten und immer weiter nach Osten zurückgedrängt. Was es den Polen geraubt, war ihm wieder geraubt worden – aber Napoleon zögerte immer noch, diese ihm so treu ergebene Nation, welche alle ihre Hoffnungen auf seine Sympathie baute, wieder herzustellen – es paßte ihm nicht, und hat ihm niemals

gepaßt. – So sehr Oesterreich auch durch diesen Frieden gedemüthigt und geschwächt worden, es war damit noch nicht abgethan, es mußte noch in anderer Weise den Plänen seines Erzfeindes förderlich werden. Napoleon wollte eine Dynastie gründen, einen Sohn und Erben haben, dem er alle diese Macht und Herrlichkeit hinterlassen konnte – und Josephine, welche als reiche Wittwe des Generals Beauharnais den armen Divisions-General Bonaparte geheirathet und alle seine Siege und Erhebungen mitgemacht hatte, die jetzige Kaiserin der Franzosen – gebar keine Kinder.

Napoleon bedurfte aber nicht nur eines Erben, er wollte auch das Princip der Legitimität vollständig beseitigen und daher eine Kaiserstochter zu seiner Gemahlin machen. Rußland hatte die Ehre abgelehnt und dadurch den Keim des späteren Krieges gelegt, Oesterreich aber befand sich jetzt nicht mehr in der Lage, dem Legitimitäts-Principe derartige Opfer zu bringen, es mußte dem Willen seines Besiegers auch in dieser Beziehung gehorchen, und so schwer es dem Kaiser von Oesterreich auch wurde, seine Tochter Marie Louise Napoleon zu geben, eine Weigerung war unmöglich. Die letzte Königin Frankreichs, Marie Antoinette, war auch eine Tochter des österreichischen Kaiserhauses, die Tante des damaligen Kaisers Franz, gewesen – ihre Hinrichtung fiel noch in das erste Jahr seiner eigenen Regierung – und jetzt sollte er seine Tochter in dasselbe Land schicken, um den Thron eines verhaßten Mannes zu theilen, den dieselbe Revolution, welche das Blut der österreichischen Kaisertochter

getrunken, auf diesen Thron erhoben hatte, eines Mannes, der Oesterreich bis in seinen innersten Lebensnerv zerrissen und ihm zweimal in seiner eigenen Hauptstadt mit dem Uebermuthe des Eroberers einen schimpflichen Frieden dictirt hatte. So schmerzlich alle diese Erwägungen sein mochten, das Geschick der Töchter der Kaiser und Könige bestimmt nicht ihr Herz oder ihre Neigung, sondern die Politik. Die Tochter des Kaisers von Oesterreich fuhr daher bald darauf als die Gemahlin Napoleon's über dieselbe Stelle der Metropole Frankreichs, auf welcher erst vor siebzehn Jahren das Haupt ihrer Großtante unter dem Beile der Guillotine gefallen war. In Paris wurde ihre Ankunft und Vermählung mit einem bis jetzt selbst unter Ludwig XIV. nie dagewesenen Prunke gefeiert. Fünf Königinnen trugen der jungen Kaiserin die Schleppe, und was der menschliche Geist zu erdenken und zu ersinnen vermochte, um die irdische Nichtigkeit in Formen gottähnlicher Macht und Größe zu kleiden, hatte man zur Ausführung gebracht, um diesen für Frankreich und seine Zukunft so wichtigen Tag glänzend zu begehen.

Es war Friede in Europa, oder besser, Europa lag gefesselt in den Banden des gewaltigen Eroberers, und wenn die Völker auch heimlich an diesen Fesseln rüttelten und damit klirrten, sie waren fest und sicher angelegt und störten den Jubel und die Feste in der Seinestadt nicht. Nur England war unbesiegt und seine Flotten beherrschten die Meere, und Spanien konnte nicht völlig erobert

werden, so viel Blut und Menschen man auch schon deßhalb geopfert hatte. Aber es war Friede, nach langer Zeit einmal ein allgemeiner Friede, denn derjenige, welcher bisher allein nach seinem Willen und den Eingebungen seines Ehrgeizes den Krieg entfesselt hatte, immer wieder von Neuem und immer als Sieger – er mußte sein Hochzeitsfest feiern und eine Dynastie gründen, daher verkündete er laut, der Friede allein sei der Segen der Völker, die große Nation habe des Glückes jetzt genug gespendet, sie und die anderen sollten ausruhen, um des Genusses desselben nunmehr theilhaftig zu werden. –

Walther hatte längst die Briefe aus der Fichtenau beantwortet, wieder Antwort erhalten und wieder geantwortet; dabei hatten die Briefe an Margot stets an Länge zugenommen und auch die ihrigen in gleicher Weise sich in ausführlicheren Schilderungen ergangen. Sie schrieb an ihn zuletzt tagebuchartig, damit er immer wisse, was sie treibe, wie es ihr gehe und ob sie auch Fortschritte mache. Wie war das Alles so kindlich und mit der ganzen Hingebung eines offenen, vertrauenden Mädchenherzens geschrieben!

Er ritt in tiefen Gedanken längs den wogenden Saatfeldern, die in einer Ueppigkeit und Fülle prangten, wie nie zuvor. Der Graf, welcher vor einigen Tagen dort gewesen, hatte sich erfreut und anerkennend darüber ausgesprochen. Mit einer genugthuenden Empfindung sah er die weitgedehnten grünen Kornfelder in dem leichten Winde wie ein großes Meer wogen und den Staub der reichen und gleichmäßigen Blüthe einer Wolke gleich

darüber hinziehen. Es stimmt uns nichts innerlich froher und heiterer, als wenn wir unsere Mühen und Anstrengungen durch den Erfolg gekrönt sehen. Es gibt Niemanden, der nur der Arbeit wegen arbeitete, Niemanden, der nicht den Lohn seiner Arbeit genießen wollte, und Niemanden, der es nicht schmerzlich empfände, wenn ihm derselbe verkümmert würde. Und doch arbeiten die meisten Menschen nicht für sich, sondern für Andere. Was ihnen an Lohn und Anerkennung wird, ist kaum nennenswerth, während diejenigen, welche die Macht besitzen, sei es die Macht der Gewalt, der Geburt, des Geldes oder der Intelligenz, die Arbeit des großen Theiles der Menschheit bestimmen, sich dienstbar machen und ihre Früchte für sich in Anspruch nehmen. Der Meister baut das Haus, er hat den Gewinn und den Ruhm davon, die Gesellen und Handlanger kommen gar nicht in Betracht. Der General schlägt oder wird geschlagen. Er ist der Sieger, welcher den Lorbeer um seine Stirn schlingt – die Hunderttausende, die Leben, Gesundheit, Gut und Blut dabei geopfert, es sind Zahlen, welche in der Verlust- und Gewinnrechnung gegenübergestellt werden. So urtheilte man stets überall auf dieser unvollkommenen Welt, und deßhalb ist der Ehrgeiz eine so gewaltige und mächtige Leidenschaft, daß der davon Ergriffene häufig die innere Ehre opfert, um die äußere zu erwerben! –

Ob Walther ähnlichen Gedanken sich hingab, als er in langsamem Schritte jetzt einen so engen Weg durch die Kornfelder hinritt, daß sein Pferd, die schlanke Lisa Hora, ab und zu einem Halm abriß und dann spielend wieder

hinwarf, wir wissen es nicht und vermögen nur zu erkennen, daß er in tiefem Sinnen verloren ist, denn er achtete weder auf den Weg, noch auf die kleine Unart seines Pferdes. Jetzt blickt er eben auf und, wie aus tiefem Sinnen erwachend, umher.

Soll ich es ihr schreiben? sprach er dann vor sich hin – ich hätte es längst schreiben können, und sie weiß es, sie muß es wissen, wenn ich es auch nicht ausdrücklich geschrieben habe. Nein, nein, das wäre ein unrichtiger, unpassender Weg – sie könnte – nein, ich muß hin, muß sie sehen, muß sie sprechen, muß mich überzeugen, ob das, was sie empfindet, nicht bloß der Ausfluß der Achtung für denjenigen ist, den sie, ach, so ganz unverdienter Weise, als einen höher begabten Menschen betrachtet. O, wie reizend, wie demüthigend für mich ist diese kindliche Bescheidenheit, die aus jedem Worte ihrer Briefe hervorleuchtet – ich muß hin, hin zu ihr, muß in ihren unschuldsvollen Augen lesen, wie ihr Herz empfindet – und wenn es so ist, wie ich es in vielleicht trügerischer Hoffnung annehme, setzte er mit leise bebender Stinume hinzu – wenn es wirklich so sein könnte – dann, ja, dann will ich ihr Alles, Alles sagen – ach, ich darf diesen Gedanken nicht ausdenken – aber hin will ich – und so bald als möglich!

Das Wiehern seines Pferdes erweckte ihn aus diesen Betrachtungen, und als er aufblickte, sah er die Gräfin, seiner wartend, unfern von ihm halten.

Guten Tag, Herr Inspector, rief sie ihm zu; Sie machen ja einen recht einsamen Spazierritt.

Ich besehe die Felder, erwiederte er, zu ihr heransprengend, es gehört zu meinen Geschäften.

Wie Sie wollen. Der Vater ist ganz entzückt über den Stand Ihrer Saaten; ich würde es auch sein, wenn ich etwas davon verstände, was leider nicht der Fall ist. Ich war drüben bei Ihrer Frau Mutter und hatte die Absicht, Sie zu dem verabredeten Ritte in den Wald abzuholen, oder haben Sie meine Aufforderung vergessen?

Wie könnte ich das!

Ist es Ihnen jetzt genehm?

Die gnädige Gräfin haben zu befehlen.

Ich fragte Sie, ob es Ihnen angenehm sei, sagte sie mit erregterem Tone, liegt in dieser Frage vielleicht ein Befehl? Haben Sie eine Abhaltung oder sonst etwas – so lassen wir's.

Weßhalb wollen Sie annehmen, daß es mir nicht angenehm sein sollte – wie kann dies überhaupt einem Zweifel unterliegen? Ich habe mich vielleicht falsch ausgedrückt, setzte er mit einem verbindlichen Lächeln hinzu – Ihr Wunsch ist mir stets Befehl.

Nun, meinetwegen, erwiederte sie, sichtlich auch durch diese Antwort nicht befriedigt – so lassen Sie uns denn reiten – Galop, wenn es Ihnen genehm ist, damit wir so bald als möglich aus diesen einförmigen Kornfeldern hinwegkommen, die einmal kein Interesse für mich haben, mögen sie auch noch so schön stehen.

Sie flogen dahin, Hedwig lockerte den Zügel ihres Pferdes immer mehr, und die beiden edlen Rosse, ihrem

feurigen Temperamente überlassen und von gegenseitigem Wetteifer angespornt – denn auch die Thiere besitzen Ehrgeiz, – trugen ihre Reiter mit der Geschwindigkeit des Windes dem Walde zu. Den Weg verlassend, setzte Hedwig über einen breiten Graben und schlug die kürzere Richtung über die Haide ein, unbekümmert um die Hindernisse, welche sich dem raschen Laufe der Pferde entgegenstellten. Erb lieb dicht an ihrer Seite und war genöthigt, zuweilen den Zügel seines leidenschaftlichen Thieres zu kürzen, damit er ihr nicht einen Vorsprung abgewinne.

Da wären wir! rief Hedwig, als sie den letzten tiefen und breiten Graben, welcher die Haide vom Walde trennte, hinter sich hatten – es war ein schöner, wundervoller Ritt!

Die Pferde haben sich brav gehalten, erwiederte er ruhig, indem er den Hals des seinigen klopfte, und verdienen die vollste Anerkennung.

Dadurch unterscheidet sich ein edles Pferd von einem gewöhnlichen – es ist bei den Thieren wie bei den Menschen; doch lassen Sie uns jetzt langsam weiter reiten, wir haben nun den Wald und mit ihm etwas dürftigen Frühling.

Weßhalb nennen Sie diesen Frühling einen dürftigen? fragte er.

Ist er es vielleicht nicht? fragte sie, indem ihre großen, glänzenden Augen mit einem ihnen oft eigenen kalten Ausdrucke auf den Bäumen ruhten. Diese Tannen haben gar keinen Frühling, denn sie gehören eigentlich dem

Winter an; sie gleichen alten Männern, die sich in der Winterruhe am behaglichsten fühlen und sich im Frühlinge widerwillig zu einer gezwungenen Anregung aufrütteln – und diese Birken! Die Birke ist mir noch unleidlicher, wie die Tanne. Sie ist eine gemeine und dabei sentimentale Bauerndirne, die immer nur auf schlechtem, unfruchtbarem Boden wächs't und dabei ihre grünen, dünnen Zweige wie ungekämmte Haare herabhangen läßt – deßhalb sucht sie auch stets die langweilige Gesellschaft der schon alt geborenen Kiefern – nein, nein, hier ist kein wirklicher, wahrer echter Frühling, nur eine Parodie, eine Satire desselben.

Sie fällen ein hartes Urtheil über unsere armen Bäume, erwiederte er lächelnd, aber so geht es immer in der Welt. Statt der Anerkennung, die ihnen dafür gebührt, daß sie auf diesem unfruchtbaren Boden wachsen, den ihre bevorzugteren Brüder verschmähen, und diese sonst reizlose Gegend, so gut sie es vermögen, verschönern, wird es ihnen vorgeworfen, daß sie minder schön sind, als die stolzen Eichen und die schlanken, aristokratischen Buchen – Undank ist der Welt Lohn!

Mag sein, sagte sie leichthin, aber Sie werden doch zugeben müssen, daß es weit, weit schöner ist in einem Walde voll stolzer Eichen oder aristokratischer Buchen, wie Sie diese Bäume nicht mit Unrecht zu nennen belieben?

Wenn ich das auch zugebe, ich verkleinere deßhalb nicht das Verdienst dieser alt geborenen Tannen oder dieser gemeinen, sentimentalen Birken.

Nun, wie Sie wollen – ein Jeder hat seine Ansichten, und ich will zugeben, daß die Tannen und die Birken immer noch besser sind, als gar keine Bäume – deßhalb bleiben sie jedoch immer, was sie sind.

Das gemeine Volk unter den Bäumen, sagte er mit einem spöttischen Lächeln – ich glaube, das wollten Sie sagen.

So ungefähr – doch sprechen wir von etwas Anderem. Haben Sie die Beschreibung der Hochzeits-Feierlichkeiten in Paris gelesen?

Mir ist lange keine Zeitung zu Gesicht gekommen.

Sie beschäftigen sich gar nicht mehr mit Politik?

Was man erfährt, ist so unerfreulich, daß es besser ist, gar nichts zu erfahren.

Da haben Sie Recht. Daß Oesterreich einen so nachtheiligen Frieden geschlossen hat, dazu war es durch die Gewalt gezwungen; es ließ sich nicht mehr ändern, nachdem man Fehler auf Fehler begangen; aber daß es diese Schmach auf sich geladen, daß es eine kaiserliche Prinzessin, eine legitime Kaiserstochter, seinem Unterdrücker zur Frau gegeben hat – das ist eine Handlung, die es in meinen Augen vollständig entehrt.

Auch dazu war es durch die Umstände gezwungen – der Friede und die Heirath, beides wurde ihm auf Wagrams blutgedüngten Feldern abgezwungen.

Nie und nimmer würde ich eingewilligt haben, wenn ich Marie Louise gewesen wäre, man hätte mich lebenslänglich einsperren, man hätte mich tödten können! rief sie leidenschaftlich.

Die Kaiserstochter von Oesterreich hat ihrem Vaterlande sich zum Opfer gebracht und damit ihre Pflicht als Kaiserstochter erfüllt.

Es gibt keine Pflicht, welche der Ehre zuwider ist, denn die Aufrechthaltung der Ehre ist die erste Pflicht. Mag er sich so viel Kronen auf sein Haupt setzen, sich mit so viel Kaisers- und Königsmanteln behangen, wie er will, er bleibt doch immer ein Usurpator – ein Emporkömmling, immer der Sohn des Advocaten von Ajaccio!

Jedes, auch das älteste und legitimste Kaiser- und Königshaus hat einen Anfang gehabt und der Begründer war niemals ein geborener Kaiser oder König.

Mag sein – ich würde einen solchen Begründer auch niemals geheirathet haben, wenn ich eine Fürstentochter wäre – denn es gibt vieles, was erst seinen Werth durch die Zeit erhält.

Weniger seinen Werth, als sein Alter.

Dieses Alter ist sein Werth; denn eben dieses Alter läßt sich nicht machen, nicht schaffen mit keiner Gewalt, mit keiner Macht, und deßhalb bleibt Napoleon ein Emporkömmling, nichts weiter, und wenn er die ganze Erde eroberte!

Möge er bald aufgehört haben, es zu sein, sagte er, dem ihm peinlich gewordenen Gespräche eine andere Wendung gebend; er steht jetzt auf dem Höhepuncte seiner Macht, und jeder schnell aufsteigende Stern hat eine eben so schnell abwärts gehende Bewegung.

Nach menschlicher Einsicht ist dies nicht anzunehmen, erwiederte sie gedankenvoll.

Die menschliche Einsicht ist immer eine unvollkommene, und die Vorsehung lenkt die Geschicke der Menschheit.

Glauben Sie an eine solche Vorsehung? fragte sie, ihn forschend ansehend; ich meine, an eine Vorsehung, welche sich um die Geschicke der Menschheit, also auch um das Geschick jedes einzelnen Menschen besonders bekümmert, es leitet und bestimmt?

Ich bekenne mich zur christlichen Religion, sagte er ernst.

Das thue ich auch, entgegnete sie mit einem spöttischen Lächeln, das thun wir Alle; auch die beschränktesten und abergläubischsten Menschen sind Christen – aber ein jeder Mensch hat sein eigenes Christenthum oder vielmehr seinen eigenen Glauben, wie überhaupt ein jeder Mensch etwas Besonderes, Verschiedenes ist.

Dennoch vermag ich nur denjenigen einen Christen zu nennen, der an die Wahrheiten der christlichen Religion glaubt.

Glaubt – wiederholte sie mit einem leichten Spotte; wir glauben nur dasjenige, wovon wir uns mit dem Verstande nicht überzeugen können – vieles, was unserem Verstande geradezu widerspricht.

Man thut dies, weil man dazu gezwungen wird.

Gezwungen?

Die menschliche Erkenntniß hat, wie jede menschliche Fähigkeit, ihre bestimmte Gränze, welche sie mit aller Anstrengung nicht zu überschreiten befähigt ist – was

darüber hinausliegt, kann sie nicht ergründen und erforschen, und wenn sie es in eigener Selbstüberhebung dennoch zu thun sich abmüht, geräth sie auf Irrwege, in denen sie bald den Boden unter sich verliert. Die menschliche Erkenntniß hat aber die Befähigung, zu erkennen, daß ihr diese Gränze gesteckt ist, und demnach Vieles, ja, das Höchste jenseit derselben liegt. Sie muß daher annehmen, was sie nicht erforschen und ergründen kann, und diese Annahmen sind das, was wir Glauben nennen. Es gibt keinen Menschen, der nichts glaubt, denn ein Jeder macht sich Vorstellungen von Dingen, die er nicht begreifen kann, und wir sind immer und oft genöthigt, mit unserem Verstande anzuerkennen, daß unser Verstand nicht befähigt ist, die höchsten Wahrheiten zu erforschen. – Doch wir gerathen in ein sehr tiefsinniges Gespräch, setzte er lächelnd hinzu, und ich bitte um Entschuldigung, daß ich mich in so weitläufige Erörterungen eingelassen habe.

Sie glauben also an eine Vorsehung, fragte sie, ihn fest ansehend, an eine Vorsehung, die sich auch speciell mit Ihren kleinlichen Angelegenheiten beschäftigt?

Ich würde sehr unglücklich sein, wenn es anders wäre, erwiederte er.

Ich bin so unglücklich, sagte sie leichthin; denn ich bin nicht so anmaßend, eine so hohe Wichtigkeit von meiner Person zu haben.

Er schwieg, denn es war ihm unangenehm, ein Gespräch fortzusetzen, welches von ihr nur, wie er annahm,

aus Neigung zum Widerspruche eingeleitet war – ich habe eine Bitle an Sie, gnädige Gräfin, sagte er dann, eine Bitte, deren Erfüllung Ihnen wenig Mühe machen, mir aber die Ausführung eines lang gehegten Wunsches ermöglichen würde.

Sie wissen, daß ich noch immer in Ihrer Schuld bin, erwiederte sie mit sichtlicher Neugierde; womit kann ich Ihnen gefälltg sein?

Ich beabsichtige eine Reise zu machen. Wenn die Heuernte vorüber ist, bin ich vier Wochen hier abkömmlich; ich werde daher bei Ihrem Herrn Vater einen Urlaub für diese Zeit nachsuchen, und da ich weiß ....

Ich werde mit dem Vater sprechen – nehmen Sie die Sache als abgemacht an, unterbrach sie ihn, und welches ist das Ziel Ihrer Reise, wollen Sie nach Breslau?

Nicht nach Breslau, die Stadt hat keinen Reiz für mich – ich will nach der Fichtenau, setzte er zögernd hinzu, meine Freunde dort besuchen, die mich so freundlich und theilnehmend aufgenommen haben.

Heißt nicht so der Ort im Harze, wo Sie Sich nach Ihrem unglücklichen Feldzuge eine Zeit lang aufgehalten haben?

Allerdings; ich habe fast ein Jahr dort zugebracht.

Alfred erzählte mir davon, auch die romantische Geschichte eines jungen Mädchens, einer Französin, der Sie, wenn ich mich recht erinnere, das Leben gerettet haben.

Es war ein unbedeutender Zufall, nicht der Erwähnung werth, erwiederte er, seinen Blick abwendend.

Warum nennen Sie das einen unbedeutenden Zufall? fragte sie, ihn lächelnd und forschend ansehend – es liegt auch eine Ueberhebung darin, wenn man seine eigenen Handlungen absichtlich verkleinert.

Es war dennoch ein unbedeutender Zufall.

Nun, meinetwegen, erwiederte sie mit demselben ihm unangenehmen Tone – und ist das junge Mädchen noch immer dort?

Wie ich nicht anders weiß.

Man wird sich gewiß recht sehr freuen, Sie wiederzusehen, und es wäre daher unverantwortlich, Sie an der Ausführung eines so edlen Unternehmens zu hindern. Reisen Sie, so bald Sie wollen, das Heu wird auch in Ihrer Abwesenheit eingebracht werden, denn ich habe immer gefunden, daß es eine sehr einfache Operation ist.

Sie sind sehr gütig, sagte er in sichtlicher Verstimmung, denn er bereute es jetzt, ihre Mitwirkung in dieser Angelegenheit erbeten zu haben; der Gedanke jedoch, daß er wirklich früher, vielleicht schon in wenigen Tagen reisen könnte, zündete plötzlich in seiner Seele – was kümmerte ihn die Gräfin, wenn er seinen Zweck erreichte!

Sie beurtheilen die Sache ganz richtig, sagte er daher mit einer etwas gezwungenen Freundlichkeit, ich glaube jedoch nicht, daß Ihr Herr Vater ....

Ueberlassen Sie das ganz mir, Herr Inspector, unterbrach sie ihn – und nun, da wir die Frühlings-Empfindungen der Birken und Tannen genug genossen

haben, lassen Sie uns heimreiten – wenn Sie morgen Urlaub verlangen, können Sie übermorgen reisen.

Sie gab bei diesen Worten ihrem Pferde einen leichten Schlag mit der Reitgerte, und sie flogen wieder im raschen Galop neben einander hin, eben so, wie sie gekommen waren.

Hier geht der Weg nach Ihrem Vorwerke, sagte sie nach einiger Zeit, ihr Pferd parirend – Adieu, Herr Inspector, es bleibt bei der Abrede – Papa wird morgen nichts gegen Ihren Urlaub einzuwenden haben.

Dreizehntes Capitel.

Es ergreift uns stets ein Gefühl der Bangigkeit, wenn die Erfüllung eines lang gehegten Wunsches, eines oft überdachten und erwogenen Planes plötzlich in die nächste Nähe gerückt wird. Wir befürchten dann mehr als je, es möge noch ein unvorhergesehenes Hinderniß eintreten und unsere Hoffnung zu Schanden machen – diese Hoffnung, welche uns so lange in einsamen Stunden beglückt und die Erfüllung mit glänzenden und leuchtenden Farben ausgemalt hat. So ging es auch Walther. Der Graf hatte, wenn auch mit sichtbarem Widerwillen, den Urlaub bewilligt, Hedwig dem sich verabschiedenden Inspector mit einem eigenthümlichen Lächeln glückliche Reise gewünscht, und seine Mutter, obgleich von dem plötzlichen Entschlusse ihres Sohnes überrascht, geschäftig alle Vorbereitungen, die zur Ausführung nöthig

waren, besorgt und seinen Koffer gepackt – es war Alles fertig – morgen sollte er reisen. Er selbst war ungewöhnlich aufgeregt und bewegt. Es wäre ihm eine große Erleichterung gewesen, offen und rückhaltlos mit seiner Mutter zu sprechen, denn immer, wenn das Gefühlsleben bei dem Menschen in den Vordergrund tritt und mit dem Verstande sich in Einklang zu bringen sucht, hat er das Bedürfniß nach Mittheilung. Sein eigenes Empfinden ist ihm zu überwältigend; er hat das Verlangen, einen Theil davon auf einen Anderen zu übertragen, eben weil er es nicht allein zu bewältigen vermag; auch um das seinige zu stützen und zu kräftigen. Wie oft hatte er, selbst bei unbedeutenden Anlässen, diese Stütze, diese Kräftigung in seiner Mutter gefunden, und dennoch schwieg er jetzt – er wußte selbst nicht, weßhalb!

Früh am Morgen des anderen Tages reiste er ab, von den Segenswünschen seiner Mutter begleitet – die Hoffnung war zur Erfüllung geworden – wenigstens zur Erfüllung des Anfanges. Wir wollen ihn auf der langen und anstrengenden Reise, auf den schlechten Postwagen und eben so schlechten Wegen nicht begleiten – auf einer Reise, die, so sehr er sie auch beeilte, doch acht Tage dauerte, die meisten Nächte mit eingerechnet. Aber die Schnelligkeit der Ortsveränderung ist immer ein relativer Begriff, und wenn wir jetzt auf den Flügeln des Dampfes dahinzuschweben glauben, so entspringt diese Vorstellung dem Vergleiche der bisher möglichen Beförderungsweise; damals lag es außer der Möglichkeit, schneller zu reisen, und die Sehnsucht und das Verlangen fügte sich

eben so in die langsamere Beförderungsart, wie sie sich jetzt darin fügt, nur mit dem Dampfe und nicht mit dem elektrischen Strome fahren zu können.

Er hatte seine Ankunft nicht angemeldet. Einmal, weil es sehr unwahrscheinlich war, daß sein Brief vor ihm anlangen werde, dann aber auch, weil er es sich besonders schön ausmalte, unerwartet anzukommen. Nur in seltenen Fällen werden solche Ueberraschungen von dem Erfolge begünstigt und verwirklichen die dabei vorausgesetzten Erwartungen. Derjenige, welcher sie bereitet, beabsichtigt, das Glück oder die Freude zu steigern, indem Beides diejenigen, welche sie empfinden sollen, plötzlich und unerwartet trifft. Er vergißt aber stets, welche unberechenhare Rolle hierbei dem Zufalle zugetheilt wird und daß dem Ueberraschten der große Genuß der Erwartung geraubt wird, ein Genuß, dessen der Ueberraschende selbst im ganzen Umfange theilhaftig wird. Doch die Umstände sprachen hier zu Walther's Entschuldigung, der, je näher er der Gegend kam, welche seine Sehnsucht längst erreicht hatte, immer freudiger bewegt wurde. Alle bangen Besorgnisse, die ihn in mancher schlaflosen Nacht gequält und beunruhigt hatten, waren verschwunden – Margot stand vor ihm in ihrer ganzen kindlichen, blühenden Schönheit – er sah ihre großen, klaren Augen mit dem Ausdrucke von Schrecken und Freude auf sich gerichtet, er hörte ihre Lippen seinen Namen aussprechen, er sah ihre ausgebreiteten Arme – ach, er sah und hörte so Vieles, was ihm seine geschäftige Phantasie – diese luftige Brücke, auf welcher die Götter zu den

sterblichen Menschen herniedersteigen – mit glänzenden Farben ausmalte!

Die blauen Berge des Harzes begannen am Horizonte emporzusteigen, der Raum in dem langsam dahinrollenden Postwagen wurde ihm zu eng, und nur die Erwägung, daß er in schnellerer Weise nicht fortkommen könne, hielt ihn darin fest. Endlich war die Station erreicht, von welcher er die wenigen Meilen nach der Fichtenau zu Fuße gehen mußte, wenn er nicht einen zeitraubenden Umweg machen wollte. Wie glücklich war er, als er hier vom Wagen sprang, seinen Koffer einem Boten übergab mit der Weisung, ihn nach der Fichtenau zu bringen, und dann eiligen Schrittes die letzten Berge emporstieg, welche ihn noch von dem Thale trennten!

Endlich leuchteten die bekannten Berglinien vor ihm auf; jene Linien, die sich jetzt, so wie in seinem, auch in ihrem Auge abspiegelten – endlich stand er fast athemlos auf derselben Stelle, von welcher er zum letzten Male in das Thal beim Abschiede hinabgeblickt hatte. Wie traurig, wie voll Schmerz war damals seine Seele gewesen und jetzt – wie freudig, wie ungeduldig schlug sein Herz! Dennoch mußte er hier eine Zeit lang verweilen, er mußte sich sammeln, denn es ergriff ihn plötzlich eine ihm unerklärliche Bangigkeit – sie konnte krank, sie konnte überhaupt nicht sein, wie er es sich gedacht – ihr letzter Brief war vor sechs Wochen geschrieben – er bereute es jetzt sehr und zum ersten Male, seine Ankunft nicht vorher gemeldet zu haben, sie würden ihm dann entgegengekommen sein – wären vielleicht hier – doch er

raffte sich auf und eilte beflügelten Schrittes den wohlbekannten Weg in das Thal hinab. – Da lag es jetzt vor ihm! Zuerst erblickte er den Rauch der Essen, dann die Hämmer selbst, dann das Wohnhaus – er konnte jetzt die Fenster erkennen, und das ihrige glänzte im Scheine der Abendsonne wie ein Stern zu ihm herüber.

Vorbei war es mit aller Besorgniß, mit aller Furcht – sein Herz jauchzte freudig auf, und bald war er unten. Seine Blicke zogen nach als den Stellen, von denen er wußte, daß sie gern dort verweilte, immer hoffend den leuchtenden Schimmer ihres Kleides zu erblicken, und immer sich täuschend.

Als er eiligen Schrittes an dem unsern des Hauses gelegenen Hammer vorbeiging, erkannten ihn einige Arbeiter und es entstand sofort eine freudige Bewegung. Man begrüßte ihn mit Herzlichkeit, und er konnte es nicht verhindern, hier eine kurze Zeit zu verweilen.

Herr Wehring ist wohl? fragte er den Hammermeister, der noch immer seine Hand schüttelte.

Wohl und munter, Herr Ruhland – auch die Frau Wehring.

Und das Fräulein, fragte er mit gepreßter Stimme weiter, Fräulein Margot?

Fräulein Margot? wiederholte der Gefragte mit eigenthümlich langsamer Betonung.

Nun ja, Fräulein Margot?

Ja, wohl war sie – aber – aber ....

Nun, so sprecht doch, Mensch! rief Walther, ohne seine Aufregung zu verbergen – was ist's mit Fräulein Margot?

Vor zwei Stunden ist sie fortgereis't – fort, mit dem vornehmen Herrn und der vornehmen Dame, die gestern gekommen sind – sie sagen nach Paris.

Abgereis't? Nach Paris? rief Walter erbleichend und mit bebender Stimme – wie – wie wäre das möglich? Wo ist Herr Wehring? Ich muß ihn sogleich sprechen!

Der ist mit, mitgefahren – auch die Frau Wehring – es ist Niemand zu Hause.

Wehrings nach Paris? Unmöglich – unmöglich!

Nicht nach Paris, das heißt, Herr Wehring ist nicht nach Paris – lassen Sie mich nur zu Worte kommen, Herr Ruhland, ich werde Ihnen die Sache erzählen, so viel ich davon weiß.

So sprecht, sprecht!

Gestern Nachmittag kam eine vornehme Equipage mit Extrapost, darin saß ein Herr und eine Dame. Sie stiegen bei Herrn Wehring aus, und es wurde bald erzählt, sie seien gekommen, um Fräulein Margot zu ihren Eltern nach Paris zu bringen. Diese sollten sehr vornehme Leute, ich glaube, Marquis, oder so etwas, sein, wie sie es nannten. Ich kann weiter nichts sagen, denn Herr Wehring hat nichts darüber gesprochen; nur so viel steht fest, daß Fräulein Margot viel geweint hat, aber doch vor ungefähr zwei Stunden mit den Fremden abgefahren ist. Der Maire, wie sie jetzt den Schöffen nennen, kam heute herüber und erklärte, daß alle Papiere in Ordnung seien und er den Befehl erhalten habe, der Verabfolgung des Fräuleins, welches ihre Eltern endlich aufgefunden hätten, keine Hindernisse entgegen zu stellen. Herr und

Frau Wehring müssen sich auch davon überzeugt haben, denn so betrübt die letztere war, sie mußten sich fügen, und vor zwei Stunden sind sie abgefahren.

Vor zwei Stunden, rief Walther, kaum seiner Sprache mächtig – und Herr Wehring und seine Frau sind mit?

Nur bis zum Dorfe – ich glaube, Fräulein Margot hat so lange darum gebeten, bis der fremde Herr eingewilligt; sich ist auch mit Herrn und Frau Wehring in demselben Wagen bis dahin gefahren.

So wäre es vielleicht möglich, sie dort noch zu sehen – zu sprechen?

Möglich? Wenn sie sich dort aufhalten und Sie ein rasches Pferd haben.

Schaffen Sie mir ein Pferd, rief Walther, schaffen Sie ein Pferd, ich will jeden Preis dafür zahlen, aber sogleich, sogleich – sonst ist es vergebens!

Dürfen wir Herrn Wehring's Pferd satteln?

Sattle, sattle! – doch nein, ich will es selbst thun – rief er, in raschem Laufe forteilend – vielleicht wäre es noch möglich!

Die Arbeiter sahen ihm Kopfschüttelnd nach und ihre Verwunderung steigerte sich noch mehr, als sie kurze Zeit darauf den sonst so ruhigen und ernsten Inspector auf dem Pferde ihres Herrn in rasendem Galop dahinsprengen sahen.

Er wird sie nicht mehr einholen, bemerkte der Hammermeister, und wenn er sie auch einholt – was kann's ihm nützen! –

So sehr Walther das Pferd auch antrieb, es verging doch eine Stunde, ehe er das Dorf erreichte. Er mußte dem schaumbedeckten, keuchenden Thiere eine kurze Ruhe gönnen, denn er hatte immer noch einen weiten Weg durch das langgestreckte Dorf zurückzulegen. Vorwärts, rief er nach wenigen Minuten, das Pferd von Neuem in Galop setzend, vorwärts, jeder Augenblick ist kostbar! Jetzt konnte er am Ende der langen Dorfstraße die Apotheke sehen. Vor derselben hielt ein Wagen, den mehrere Personen umstanden – es schien ihm, als ob man Abschied nehme. Sie ist noch da – noch nicht fort! rief er wieder, nur von diesem Einen Gedanken erfaßt, indem er das Pferd unbarmherzig von Neuem antrieb. In rasendem Galop flog er weiter – da fuhr der Wagen ab. Als Walther vor der Apotheke hielt, war der Wagen kaum hundert Schritte entfernt. Margot lehnte, Abschied winkend, heraus – es schien ihm, als bemühe sie sich, halten zu lassen – aber er fuhr nur um so schneller davon.

Ohne auf Weiteres zu achten, war er im Begriffe, nachzusprengen, als Wehring den Zügel seines Pferdes ergriff.

Bleiben Sie, sagte er in fast befehlendem Tone, bleiben Sie! Sie sind ein Mann! – Das arme Kind hat ohnehin genug gelitten!

Er hatte wenig Acht auf diese Worte, sein Blick hing nur an dem sich rasch entfernenden Wagen und an dem Wehen ihres Tuches – jetzt war er verschwunden, und er starrte in dem leer gewordenen Raum mit einem Gefühle, als ob ihm in diesem Augenblicke alles Glück der Erde geraubt wäre.

Steigen Sie ab, sprach dann Wehring ruhiger – steigen Sie ab, sage ich Ihnen, wiederholte er, als Walther immer noch bewegungslos sitzen blieb. Kommen Sie herein, ich werde Ihnen dann sagen, weßhalb ich Sie gehindert habe, dem Wagen nachzujagen – und ich hoffe, Sie werden mir Recht geben.

Willenlos folgte Walther Wehring's Weisungen und ging mit ihm, fast von ihm geleitet, in das Haus, stumm und verzweiflungsvoll, ohne ein Wort der Begrüßung für den Mann, dem er so zu Dank verpflichtet war, ohne ein Willkommen für die noch immer in Thränen aufgelös'te Frau und den freundlichen theilnehmenden Apotheker.

Wehring führte ihn allein in ein Zimmer.

Setzen Sie Sich, sagte er dann, und versuchen Sie, ruhiger zu werden. Sie sehen aus, als ob Sie wieder aus einem Gefechte kämen – und ich hätte allerdings nicht geglaubt, Sie so wiederzusehen.

Walther antwortete nur mit einem tiefen Seufzer, indem er erschöpft auf einen Stuhl sank. Plötzlich sprang er wieder auf und fragte mit heftigem Tone: Weßhalb haben Sie mich gehindert, sie noch einmal zu sprechen, ihr Lebewohl zu sagen? Wer gibt Ihnen ein Recht dazu? Bin ich deßhalb Tag und Nacht gereis't, um jetzt ....

Ruhig, ruhig, Mann, unterbrach ihn Wehring – Ihr Benehmen überzeugt mich noch mehr, daß ich recht gehandelt, wenn es überhaupt zweifelhaft sein könnte. Wollen Sie mich anhören? Wollen Sie Ihrer Vernunft so viel Herrschaft über Ihre Leidenschaft einräumen – nach meinen

Begriffen erfordert dies schon Ihre Ehre, selbst die geringen Rücksichten, welche Sie mir schuldig sind.

Und während ich Sie höre und mir sagen lasse, was ich ja schon weiß, rief er leidenschaftlich, wird der Raum zwischen ihr und mir immer größer, die Möglichkeit, sie noch einmal zu sehen und zu sprechen, immer unmöglicher!

Das ist Alles ohnehin längst unmöglich geworden, sagte Wehring hart – aber handeln Sie nach Ihrem Belieben – es sollte mir leid thun, wenn ich mich in Ihnen geirrt hätte!

So reden Sie, erwiederte Walther mit einem tiefen Athemzuge.

Ich will von vorn anfangen, damit Sie mich und Alles verstehen, ich will offen und ehrlich zu Ihnen reden, wie es unter Männern Sitte ist, die sich gegenseitig achten gelernt haben. Sie mögen dann Ihre weitere Handlungsweise selbst bestimmen. Schon einige Zeit vor Ihrer Abreise schien es uns, meine Frau meinte es wenigstens, und Frauen haben in solchen Dingen immer einen schärferen Blick, als ob Margot eine Neigung zu Ihnen gefaßt habe. Sie ist indessen ein so unschuldiges Kind, harmloses Kind, daß es schwer war, zu erkennen, ob diese Neigung mehr sei, als das Gefühl der Dankbarkeit gegen ihren Lehrer. Margot war uns sehr lieb geworden – wir haben keine Kinder, fuhr er mit sichtlich bewegter Stimme fort, deßhalb stand es längst bei uns fest, daß sie unsere Tochter sein solle. Sie besaß ja auch keine Eltern und keine Verwandten. Da kam Ihre Abreise. Es war mir lieb,

daß Sie gingen, und ich redete Ihnen deßhalb zu; nicht als ob ich es ungern gesehen, wenn Sie später Sich gefunden hätten – nein, es wäre mir dies sogar sehr erwünscht gewesen – aber Sie mußten Sich zuerst eine selbständige Existenz verschaffen, und die Entfernung war sowohl für Margot als für Sie die beste Prüfung darüber, ob wirklich diese anscheinende Neigung mehr sei, als eine Spielerei und das Ergebniß eines ungestörten täglichen Beisammenseins. Wie ich in diesem Augenblicke darüber denke, ist unnöthig, Ihnen mitzutheilen, nachdem die Verhältnisse sich völlig geändert haben.

Walther, der mit fieberhafter Aufmerksamkeit dieser Mittheilung gelauscht, stand im Begriffe eine Frage zu thun – eine Frage, deren Beantwortung alle anderen bei ihm in den Hintergrund treten ließ, als Wehring, der dies zu erwarten schien, rasch fortfuhr.

Die Marquise de Beaumont, die einzige Erbin eines sehr großen Vermögens, die Tochter eines beim kaiserlichen Hofstaate hochgestellten Mannes – kann nicht der Gegenstand Ihrer Neigung sein – wie es die Adoptiv-Tochter des Fabrikanten Wehring war, setzte er mit leiserer Stimme hinzu.

Margot – Margot wäre – rief Walther erbleichend.

Sie ist, was ich Ihnen gesagt habe. Gestern kam ein kaiserlich französischer Commissär in Begleitung einer Dame mit einem Schreiben des Präfecten an mich – es war Alles in der besten Ordnung und ließ sich nichts dagegen sagen. Die Eltern, welche jahrelang dieses Kind als

verloren beweint und es endlich aufgefunden hatten, forderten es zurück, indem sie mir zugleich den Ersatz der gehabten Auslagen anboten.

Und Margot? fragte Walther mit bebender Stimme.

Margot, wiederholte Wehring in einem Tone, der seine eigene innere Bewegung nur zu deutlich verrieth – Margot mußte dem Verlangen, dem Befehle ihrer Eltern entsprechen – das Kind ist zum Gehorsam verpflichtet – auch hatte man dafür gesorgt, jeden etwaigen Widerstand zu beseitigen.

Wehring schwieg und trat ans Fenster, um Walther sich selbst zu überlassen. Dieser saß tiefgesenkten Hauptes, regungslos da; seine Augen stierten auf einen Punct des Fußbodens, und nur von Zeit zu Zeit hob ein tiefer, gepreßter Athemzug seine Brust.

Kommen Sie, sagte Wehring dann nach längerer Zeit – Sie haben ja den Apotheker und meine Frau noch gar nicht begrüßt. – Und dann wollen wir heimfahren, Margot hat einen Brief für Sie zurückgelassen.

Einen Brief? rief er, freudig emporspringend – o, kommen Sie, kommen Sie, lassen Sie uns eilen!

Vierzehntes Capitel.

Wir haben Margot zugleich mit Walther verlassen und sie mit ihm ebenfalls nur einen kurzen Moment wiedergesehen. Wir sind daher genöthigt, in unserer Erzählung bis zu dem Tage zurückzugehen, an welchem Walther die Fichtenau verließ und seine Reise nach Wallfort antrat.

Als er wirklich fort war, als sie die Gewißheit hatte, daß sie nun allein, ohne ihn sei, und er nicht wiederkehren werde, wie sonst – als sie diesen Gedanken zum ersten Male einsam auf ihrem Zimmer ausdachte, während ihr thränenfeuchtes Auge auf dem Berge haftete, über den er gewandert war – da war es Ihr, als ob sie nun von Allen verlassen, ganz einsam sei und ihr Dasein keinen Zweck mehr habe. Jetzt mit Einem Male empfand sie, was er ihr gewesen – Alles, Alles, der Retter ihres Lebens, ihr Freund, ihr Lehrer – kurz, die Vereinigung und der Inbegriff Alles dessen, woran ihre Seele hing und mit festen, unauflöslichen Banden gekettet war. Sie empfand dies, ohne es sich klar zu machen, nur an der Heftigkeit und Gewalt des Schmerzes, welcher ihre junge, unschuldsvolle Seele, wie der Raubvogel, eine weiße Taube, mit scharfen, gierigen Krallen erfaßt hatte und sich an ihrem Todesflattern weidete. Sie hatte eine tiefe, unüberwindliche Sehnsucht nach dem Erliegen in diesem Kampfe, und das Aufhören eines Daseins, welches stets so freudenlos gewesen und dessen einzige kurze Frühlingszeit der Gewittersturm eines bis dahin ungekannten Schmerzes wieder zerstört hatte, heimelte sie so verlockend an, wie den Müden der Schlaf. –

Was denkt und empfindet ein junges Mädchen in solchen Stunden nicht Alles, dessen Herz und Seelenleben noch nicht zum selbsterkennden Bewußtsein gekommen ist? Sie wird die willenlose Beute ihres Schmerzes und ihrer Freude, denn erst wenn die Erfahrung des Lebens

uns abgeklärt hat, sind wir befähigt, uns selbst von unseren Gefühlen Rechenschaft zu geben, sie zu zergliedern und von einem außer uns selbst befindlichen Standpuncte wie eine freinde Erscheinung zu betrachten. Auf einem solchen Standpuncte der Selbsterkenntniß angelangt, hat es mehr oder weniger aber mit dem Gefühlsleben selbst ein Ende; denn wir betrachten uns dann selbst wie der Arzt einen Kranken oder der Techniker eine Maschine, und sind bemüht, oft jedoch dennoch vergeblich, die sich zeigenden Unregelmäßigkeiten des Gefühls durch die Arzeneien des Verstandes wieder zu beseitigen.

Eine solche objective Anschauung und Behandlung unseres Ichs erlangen jedoch nur Menschen von sogenanntem hervorragenden Geiste, Frauen, bei denen das Gefühlsleben immer überwiegend ist, fast nie, und unter den Männern auch nur die Auserwählten, die wir selbst um diese Eigenschaft, welche den Herzen der Menschheit eigen ist, wenig beneiden. –

Margot – ein fast noch der Kindheit angehöriges junges Mädchen – erlag daher eben so unbewußt und willenlos ihrem Schmerze, wie sie unbewußt den Zustand des Glückes empfunden hatte. Wehrings ließen sie gewähren, sie waren unbefangen und liebevoll gegen sie und sprachen oft und lange von dem Geschiedenen, wohl erkennend, daß Margot's Herz ihm angehöre und es am besten sei, weder durch Schweigen noch durch Reden es ihr kund werden zu lassen, daß man dieses ihr selbst noch verschleierte Geheimniß längst entdeckt habe.

Man machte seine Bemerkungen darüber, daß sie die von seiner Hand geschriebenen Notenhefte mit auf ihr Zimmer nahm und wie ein Heiligthum bewahrte; man ließ sie oben ungehindert allein und freute sich, als sie nach einigen Tagen anfing, mit leiser Stimme gegen Abend seine Lieblingslieder zu singen; man richtete keine Frage an sie, die in irgend einer Beziehung zu ihm stand, aber man sprach von ihm in ganz unbefangener Weise, verfolgte seine Reise, freute sich auf den nun gewiß bald ankommenden Brief – kurz, man wandte die richtigen Mittel an, um sie wieder mit ihrem jetzigen Zustande zu versöhnen, indem man die Vergangenheit durch die Erinnerung und die Zukunft durch die Hoffnung mit der Gegenwart vereinte.

Laß sie ruhig gewähren, sagte Wehring zu seiner Frau, welche sie gern in anderer Weise getröstet hätte, und sprich von ihm nur so, wie wir immer von ihm gesprochen haben, und als ob wir es gar nicht bemerkten, daß sie ihn liebt. Sie weiß es selbst nicht und würde erschrecken, wenn man es ihr sagte. – Die Zeit wird's bringen. Liebt er sie auch, ist ihre beiderseitige Neigung eine wahre und nicht eine bloße Gefühlsspielerei – so wird er wiederkommen – und wenn er wiederkommt – nun, dann habe ich nichts dagegen – warum sollte sie nicht seine Frau werden – ich wüßte keinen Hinderungsgrund, denn er ist ein ehrenwerther Marn und wird sie glücklich machen – wenn er sie liebt.

Aber wenn er nun nicht wiederkommt?

Dann ist es gut, daß er gegangen ist, und sie wird ihn vergessen.

Glaubst Du? fragte sie zweifelnd. Margot gehört nicht zu diesen leichtfertigen Mädchen, welche ....

Ich weiß, was Du sagen willst – aber wenn ihre Liebe nicht einmal die Probe einer Trennung bestehen kann, dann ist sie überhaupt nicht vorhanden und sie werden sich Beide trösten – mein Gott, wie viel tausendmal geschieht das! –

Nachdem sein erster Brief angelangt war, wurde sie sichtlich heiterer; die Hoffnung, stets bereit, wenn auch mit Täuschungen, uns zu trösten, erfüllte wieder ihre Seele – er war zwar fort, aber er dachte, er schrieb an sie – er war nur nicht bei ihr, sie konnte nicht in sein Auge sehen, nicht seine Stimme hören – aber er lebte, wenn auch fern von ihr. Länder, Berge und Ströme lagen zwischen ihnen, aber ihre Gedanken flogen ungehindert darüber hinweg, und wie ihn seine Bestimmung fortgeführt hatte in das ferne, fremde, unbekannte Land, so konnte er auch wieder zurückkehren. Er würde dann oben, wo er hinübergefahren war an jenem traurigen Morgen – dort an derselben Stelle würde er wieder stehen, um in das Thal hinab zu eilen – sie würde ihm vielleicht entgegengehen können – warum nicht, Wehrings würden sie ja begleiten. – Wie schön, wie lieblich sind solche Mädchenträume – sie sind so schön und lieblich, daß es unmöglich ist, sie zu schildern; wir wollen daher auch diesen vergeblichen Versuch aufgeben und es Deiner Phantasie überlassen, geneigte Leserin, sie Dir selbst auszumalen. –

Sie schrieb an ihn. Es war dies ein Ereigniß, welches sie viele Tage und Nächte beschäftigte. Oft erröthete sie, obgleich sie ganz allein war, denn sie hatte einen Satz, einen Ausdruck gedacht, den sie so nicht schreiben durfte, und als dann endlich der kurze Brief geschrieben und abgesandt war, machte sie sich die bittersten Vorwürfe, daß derselbe so kurz, so förmlich – so theilnahmlos gewesen. Aber er mußte dies keineswegs empfunden haben, denn seine Antwort war viel länger und machte sie unendlich glücklich, obgleich wir wissen, daß er mit ähnlichen Gedanken zu kämpfen hatte.

Sie hatte seine Briefe an Wehrings ebenfalls mit hinaufgenommen, und da man nicht weiter darnach fragte, verwahrte sich dieselben mit den ihrigen. Ihre glücklichsten Stunden waren diejenigen, wo sie das rothe Band, welches sie um den saubern Umschlag derselben gewunden hatte, lösen konnte, um den werthvollen Inhalt wieder und wieder zu betrachten. Außer den Briefen, die sie längst auswendig wußte, lagen darin einige vertrocknete Blumen, auch ein welker Strauß von Waldblumen, den er ihr einst auf einem Spaziergange gepflückt hatte – jedes einzelne dieser an sich so werthlosen Dinge hatte seine Erinnerungen, denen sie sich hingeben, welche sie sich vergegenwärtigen konnte. Wie machte sie das so glücklich, wenn auch oft ein tiefer Seufzer die Sehnsucht ihres Herzens bekundete! Dann las sie wieder die Briefe und fand jedes Mal noch etwas darin, was ihr bisher entgangen war. Erst wenn sie das kleine Packet wieder sorgfältig geordnet, zugebunden und verschlossen hatte,

ging sie zur Ruhe, und der Schlummer kam zu ihr auf den Schwingen des Gebetes für sein Glück.

So verging der Winter, und als der Frühling erschien und er schrieb, daß er in wenigen Monaten dort eintreffen werde, war aller Kummer, aller Schmerz verschwunden. Sie zählte die Tage bis dahin, von jedem Tage die Stunden, und freute sich immer, wenn die Zeit sich um einen dieser Abschnitte verkürzt hatte. Während sie die Arbeit zu seinem Geburtstage fertigte, waren nur Festtage für sie, und sie vermochte den Jubel ihres Herzens kaum zu unterdrücken, als seine Antwort und mit ihr die abermalige Bestätigung seines Besuches eintraf. Ihr kleines Packet war jetzt schon viel umfangreicher geworden, und sie konnte sich Stunden lang damit beschäftigen, seinen Inhalt zu genießen.

Es war ein heiterer, sonniger Tag in demjenigen Monate, den man so oft mit Unrecht den Wonnemonat nennt, als sie Nachmittags zusammen in der Laube saßen, Margot den Kaffee einschenkte und mit dem alten heiteren Muthwillen plauderte. Sie hatte es sich ausgerechnet, daß es, ohne den heutigen Tag mitzuzählen, noch zweiundvierzig Tage seien, bis er kommen würde – mehr als die Hälfte der Zeit, für welche sie diese Rechnung angefangen, lag bereits hinter ihr – das machte sie so innerlich heiter und froh.

Es ist heute der erste warme Tag, sagte die Frau Wehring; wollen wir gegen Abend einen Spaziergang machen, Margot.

Ach ja, liebe Mutter, rief diese freudig, laß uns einmal hinauf auf die Höhe gehen, von welcher man eine so schöne Aussicht in das Thal hat!

Es sind hier viele Höhen, mein Kind, erwiederte lächelnd Wehring's Frau; welche meinst Du?

Margot deutete mit der halb erhobenen Hand, indem sie leise erröthete, nach dem dem Leser bekannten Berge hin.

Wenn es nicht zu weit sein wird?

O, es ist nicht weit; wir gehen langsam. Oben ruhen wir uns aus – in höchstens einer Stunde können wir oben sein.

Ich werde Euch begleiten, sagte Wehring lächelnd; der Wald muß jetzt sehr schön sein – doch was ist das? Ein Posthorn?

Ein Posthorn? rief Margot, während Schrecken und Freude sich auf ihrem Gesichte abspiegelten – könnte es möglich sein? –

Wahrscheinlich eine Geschäftssache, bemerkte Wehring, während alle Drei den heranfahrenden Wagen mit sichtbarer Spannung betrachteten. Er hält vor dem Hause – ich will hinabgehen und werde Euch nun wohl nicht begleiten können; aber laßt Euch deßhalb nicht stören, und wenn es mir möglich ist, komme ich nach.

Ungeachtet dieser Weisung blieben die beiden Frauen doch, von Neugierde gefesselt, auf ihrem Standpuncte stehen und sahen jetzt einen Herrn und eine Dame

aus dem Wagen aussteigen. Der Erstere sprach eine kurze Zeit mit Wehring, worauf dieser Beide in das Haus führte.

Wir wollen doch lieber unseren Spaziergang aufgeben oder wenigstens verschieben, sagte die Frau Wehring; es ist eine Dame dabei, da könnte meine Gegenwart nöthig sein – ich kann mir gar nicht denken, was sie wollen.

Ein Geschäft, liebe Mutter, erwiederte Margot sichtlich enttäuscht; was könnte es anders sein? –

Wir folgen Wehring, als er hinabging, um die unerwarteten Gäste zu empfangen.

Habe ich die Ehre, den Herrn Fabrikanten Wehring zu sehen? fragte der Fremde, nachdem er ausgestiegen und seiner Gefährtin, einer älteren Dame, aus dem Wagen geholfen hatte.

Zu dienen, mein Herr – wen habe ich die Ehre?

Ich habe in wichtigen Angelegenheiten mit Ihnen zu verhandeln, wenn Sie daher gestatten – setzte er mit einem Blick auf die Hausthür hinzu.

Ich bitte einzutreten, erwiederte Wehring, indem er die Fremden in das Zimmer führte.

Der Angekommene war ein Mann in der Mitte der Vierzig mit einem schlauen, intelligenten, französischen Gesichte. Daß er dieser Nation angehöre, bekundete außerdem der Dialekt, mit welchem er das Deutsche sprach.

Ich komme im Auftrage des Herrn Marquis und der Frau Marquise de Beaumont, sagte der Fremde, nachdem man sich gesetzt hatte, und werde Ihnen später meine Vollmacht und die übrigen nöthigen Papiere überreichen.

Des Herrn Marquis de Beaumont? fragte Wehring verwundert – ich habe bisher nicht die Ehre gehabt, in Geschäftsverbindungen mit dem Herrn Marquis zu stehen.

Das wäre auch kaum möglich gewesen, lächelte der Andere; der Herr Marquis, Kammerherr und Almosenier Sr. Majestät des Kaisers der Franzosen, treibt keine Geschäfte – doch ich sehe, Sie warten auf eine nähere Erklärung, und will daher ohne Umschweife dazu übergehen. Der Herr Marquis gehört zu einem alten Adelsgeschlechte Frankreichs und war genöthigt, während der Revolution mit seiner Familie zu emigriren. Die Wiederherstellung der Ordnung und die Gerechtigkeit Sr. Majestät des Kaisers haben ihn nach Frankreich zurückgeführt und ihn, so weit dies möglich war, wieder in den Besitz seiner umfangreichen Güter gesetzt. Außerdem hat Se. Majestät die Gnade gehabt, ihn zum Kammerherrn nund Almosenier zu ernennen. So sehr er durch diesen günstigen Umstand für die traurige Vergangenheit entschädigt wurde, fuhr der Sprechende fort, während ihm Wehring, ungewiß, was diese für ihn gänzlich uninteresanten Mittheilungen beabsichtigten, mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörte – so sehr die jetzige Lage den Herrn Marquis und die Frau Marquise auch für die Vergangenheit entschädigten – es war Ein Verlust, den sie auf das Tiefste beklagten und sie die günstige Veränderung ihrer Lage doch nur unvollkommen empfinden ließ – dies war der Verlust ihrer Tochter.

Ihrer Tochter? rief Wehring plötzlich, von einer unbestimmten Ahnung ergriffen.

Ja, ihrer Tochter, wiederholte der Fremde langsam. Der Herr Marquis und die Frau Marquise lebten als Emigranten in der Schweiz und im südlichen Deutschland unter dem Namen Villers mit einem alten ihnen treu ergebenen Castellan eines ihrer Schlösser, Namens Viorne.

Viorne, Viorne! rief Wehring wieder, wäre es möglich – Margot ....

Ich sehe, Sie fangen an, mich zu verstehen, fuhr der Sprechende in seinem freundlich lächelnden Tone fort; gestatten Sie mir, mich weiter zu erklären. Dieser Viorne hatte sich aus freien Stücken an den Herrn Marquis angeschlossen, seine Verbannung getheilt, und seine Treue und Anhänglichkeit erschien daher über jeden Zweifel erhaben. Dennoch war sie es nicht – wenigstens ist seine Handlungsweise sonst nicht zu erklären. Die Heere der Republik marschirten in Deutschland ein, und der kleine Ort, wo sich der Herr Marquis aufhielt, wurde von den französischen Vorposten besetzt. Damals galt noch ein emigrirter französischer Edelmann für vogelfrei, und es war daher das Schlimmste zu erwarten, wenn der Herr Marquis, was nicht ausbleiben konnte, als solcher erkannt wurde. Man verließ daher in der Nacht diesen in hohem Grade gefährdeten Aufenthalt – es war eine etwas eilige Flucht, auf welcher, um es kurz zu machen, der treulose Castellan mit der damals sechsjährigen Tochter des Herrn Marquis verschwand, ohne daß es möglich gewesen wäre, seine Spur wieder aufzufinden. Was die sorgfältigsten und unausgesetzt fortdauernden Nachforschungen jedoch nicht vermocht hatten, machte, wie

dies häufig ist, der Zufall möglich. Der Sohn des Herrn Marquis, welcher eine Zeit lang auf Befehl des Kaisers der westphälischen Armee zugetheilt war und bei den Hußaren diente, hat seine verlorene Schwester wiedergefunden – hier bei Ihnen, mein Herr, denn die junge Dame, deren Sie Sich so uneigennützig angenommen haben, Fräulein Margot, ist die Tochter des Herrn Marquis.

Wie wäre das möglich? fragte Wehring in ungewissem Tone, obgleich er an der Wahrheit dieser so unerwarteten Mittheilung selbst nicht mehr zweifelte – wie wäre das möglich?

Ich werde jetzt die Ehre haben, Ihnen die nöthigen Papiere vorzulegen, welche meine Angaben außer allen Zweifel stellen. Hier ist zuerst mein Paß, hier die Vollmacht des Herrn Marquis, daß ich in seinem Auftrage handle und ermächtigt bin, seine Tochter von Ihnen zurückzunehmen und sie ihren Eltern zu überbringen – notariell beglaubigt, setzte er hinzu, während Wehring die Schrift las – Sie werden an der Echtheit nicht zweifeln. Hter ist endlich ein Befehl des Präfecten an Sie, dessen Unterschrift Sie kennen, woraus hervorgeht, daß ich derjenige bin, als welchen ich mich bezeichnet, mir der Weisung, der Verabfolgung der jungen Marquise de Beaumont an mich und an die Hofmeisterin derselben, welche mich zu diesem Zwecke begleitet, keine Hindernisse entgegen zu stellen.

Aber weßhalb kommen Sie so spät, mein Herr? fragte Wehring, der begierig nach einem Umstande suchte, welcher ihn hätte berechtigen können, dieser Weisung doch nicht zu folgen.

So spät? fragte der Andere – was meinen Sie damit?

Der Sohn des Marquis, der junge Officier, welcher ihr Bruder sein soll, war vor länger als einem Jahre hier – die angeblichen Geschwister haben sich damals kaum gesprochen – aber sie haben sich gesprochen und müssen sich daher auch erkannt haben. Weßhalb haben denn die trostlosen Eltern nicht sofort ihre verlorene Tochter zu sich gefordert, von deren Aufenthalt hier bei mir sie doch schon länger als ein Jahr unterrichtet gewesen sein müssen?

Ich habe schon die Ehre gehabt, Ihnen zu bemerken, erwiederte der Bevollmächtigte mit einem leisen Räuspern, daß die beiden Geschwister in sehr früher Kindheit getrennt worden sind. Der junge Marquis erinnerte sich noch seiner Jugendgespielin, aber daß dies seine Schwester gewesen, wußte er selbst nicht; man hatte es ihm, weßhalb, ist mir unbekannt, verschwiegen, denn ich bin nicht so intim in die Familien-Verhältnisse des Herrn Marquis eingeweiht. Von hier aus wurde der junge Herr direct zur Armee nach Spanien commandirt und mußte dahin abgehen, ohne seine Eltern wiederzusehen. Erst vor kurzem hat er in einem Briefe beiläufig erwähnt, daß er die Gespielin seiner Jugend hier bei Ihnen zufällig wiedergefunden und sich sehr darüber gefreut habe. Diese ganz unerwartete Mittheilung führte natürlich sogleich

zu weiteren und sehr ausführlichen Erkundigungen, und nachdem man dadurch in den Besitz aller näheren Umstände gelangt und es zweifellos geworden war, daß sich die Tochter des Herrn Marquis wirklich bei Ihnen befinde, sind die Schritte, sie ihren Eltern zurückzubringen, gethan worden, welche ebenfalls, zur Beseitigung aller Hindernisse, nicht ohne Zeitverlust bewerkstelligt werden konnten.

Wehring hatte dieser längeren Mittheilung mit ernstem Schweigen zugehört. Er nahm nochmals die auf dem Tische liegenden Papiere und las sie langsam und aufmerksam durch.

Es scheint zweifellos, sagte er dann mit einem tiefen Athemzuge.

Es scheint nicht nur, mein Herr, sondern es ist zweifelos! bemerkte der Andere. Hier ist auch ein Brief von dem Herrn Marquis und der Frau Marquise an ihre Tochter – aber es möchte vielleicht zweckmäßiger sein, ihr denselben erst später zu übergeben.

Es wird nöthig sein, sie auf diesen unerwarteten Wechsel erst vorzubereiten; ich glaube, Sie werden damit einverstanden sein?

Natürlich, und ich habe dies nicht anders von Ihnen erwartet, Sie werden dadurch zu den vielen Verbindlichkeiten, welche der Herr Marquis Ihnen bereits schuldet noch eine weitere hinzufügen.

Wann wollen Sie wieder fort? fragte Wehring, ohne die letzte Bemerkung zu beachten.

Wenn es möglich wäre, noch heute – wenn aber ....

Das ist *nicht* möglich, mein Herr! unterbrach ihn Wehring fast heftig; es würde eine Grausamkeit sein!

Nun, also morgen, mein Herr.

Morgen? – Doch wozu eine längere Zögerung – ich werde meine arme Frau und auch Margot vorbereiten. Morgen sollen Sie reisen – morgen Nachmittag, setzte er wieder schwankend hinzu. – Nehmen Sie bis dahin in meinem Hause fürlieb – Ihre Zimmer sollen sogleich bereit sein.

Dritter Band.

Erstes Capitel.

Es war keine leichte Aufgabe, deren Erfüllung Wehring oblag. Er gehörte zu denjenigen Männern, die es nicht lieben, die Gefühle ihres Innern durch Worte oder hochtönende Reden kund zu geben, welche aber deßhalb doch sehr tief und gewöhnlich tiefer empfinden, als diejenigen, welche stets schön klingende, wohlgesetzte und Theilnahme athmende Reden in Bereitschaft haben. Diese letzte Gattung findet sich eben mit solchen Worten ab, welche nicht zu sprechen sie für eine Verletzung der guten Sitten halten, dann aber auch die beruhigende Ueberzeugung gewinnen, das Nöthige gethan zu haben. Die so völlig unerwartete Mittheilung hatte Wehring tief erschüttert. Jetzt fühlte er, wie theuer ihm Margot geworden und daß er sie wie eine Tochter liebe. Dann dachte er an seine arme Frau, die mit ganzer Seele an ihr hing, und an Margot selbst – doch was nutzten alle diese Erwägungen und Gedanken – es mußte gehandelt werden! Immer stand er noch zaghaft und immer bedurfte er noch Zeit, sich zu sammeln – endlich ging er. Er fand die beiden Frauen noch auf ihrem vorigen Platze. Sie blickten ihm mit gespannter Erwartung entgegen, während er viel langsameren Schrittes, als dies sonst seine Gewohnheit war, den gewundenen Pfad zu der Laube herauf kam.

Nun, fragte seine Frau schon ehe er ganz in Ihre Nähe gekommen war, ist das Geschäft schon beendet? Werden wir zusammen auf den Berg gehen?

Nein, Kinder, erwiederte er in einem eigenthümlich traurigen Tone, nein, das Geschäft ist noch nicht beendet – im Gegentheil, es hat erst begonnen.

Du erschreckst mich, Wehring, rief ängstlich seine Frau, indem sie ihn forschend ansah, Du bist so sonderbar – ist es ein unangenehmes Geschäft?

Unangenehm? wiederholte er mit einem schmerzlichen Lächeln – o, nein, durchaus nicht, im Gegentheil – aber laßt mir einen Augenblick Ruhe – sogleich – doch ich darf Euch nicht länger in Ungewißheit lassen, wenn auch dasjenige, was ihr erfahren werdet, sehr unerwartet, sehr überraschend ist, setzte er nach einer Pause hinzu – es ist eine sehr, sehr freudige Nachricht, die ich mitzutheilen habe.

Freudig? fragte zweifelnd seine Frau, während Margot ihn mit sichtbarer Angst ansah.

Ja gewiß, freudig – denn die Fremden bringen Nachricht von Deinen Eltern, liebe Margot.

Von meinen Eltern? rief diese erbleichend, indem sie sich zitternd auf der Lehne eines Stuhles hielt – ich – ich habe Eltern? – Noch *andere* Eltern – und sie erkundigen sich nach mir?

Sie sank bei diesen Worten auf den Stuhl; es ergriff sie ein Gefühl unnennbarer Angst, als ob ein großes Unglück gegen sie im Anzuge sei – dann brach sie in heftiges Weinen aus.

Wehring's Frau befand sich in einer ähnlichen Lage – der Gedanke erfaßte sie, daß sie Margot wieder verlieren könne – sie wußte, daß es so kommen würde, wenn es

auch nach nicht ausgesprochen war, und ein Schmerz, wie sie ihn noch nie empfunden, umnachtete ihre Seele, ihre Gedanken.

Ihr thut, als ob ich Euch das größte Unglück verkündet hätte, fuhr Wehring, sich gewaltsam zwingend, fort, während wir uns gewiß doch nur darüber freuen können, daß unsere gute Margot endlich ihre Eltern wiedergefunden hat, welche den Augenblick, ihre lange verlorene Tochter zu umarmen, mit Sehnsucht herbeiwünschen.

Sind jene meine Eltern? fragte Margot mit einem fast verzweiflungsvollen Blicke – jener Mann und jene Frau ....?

Sei ruhig, mein liebes, gutes Kind, sagte er zärtlich, ihre Hand ergreifend, sei vor allen Dingen ruhig und gefaßt – und auch Du, liebe Frau, nimm Deine Stärke zusammen – wir müssen auch dies mit einander tragen, wie wir so Vieles und so Manches mit einander getragen haben. Jener Mann, mein Kind, fuhr er ruhiger fort, ist nicht Dein Vater und jene Frau nicht Deine Mutter.

Gott sei Dank! hauchte Margot.

Sprich nicht so, wein Kind, denn es ist ein großes Unrecht; wenn sie es wären, so würdest Du hinabgehen, Du würdest ....

Aber sie sind es nicht – sie sind es nicht! unterbrach sie ihn mit vor Angst bebender Stimme.

Nein, nein, sie sind es nicht – es sind nur ihre Bevollmächtigten, welche sie geschickt haben, um Dich zu ihnen zu bringen.

Ich soll Euch verlassen! rief Margot, sich jetzt ganz ihrem Schmerze hingebend – Dich, liebe Mutter, die mich am meisten von allen Menschen auf der Welt geliebt hat, und Dich, lieber Vater – o, nie, niemals – lieber will ich sterben!

Sie umschlang bei diesen leidenschaftlich gesprochenen Worten die selbst in ihrem Schmerze rathlose Frau, preßte sie heftig an sich und brach in ein lautes, krampfhaftes Weinen aus. Sie hielten sich Beide fest umschlungen, sie weinten Beide, und längere Zeit herrschte in dem schattigen Raume der sonst so friedlichen Laube eine tiefe Stille, nur unterbrochen von dem Schluchzen der weinenden Frauen.

Wehring stand schweigend daneben – auch er bedurfte Zeit und Sammlung zur weiteren Erfüllung der ihm obliegenden, so schmerzlichen Pflicht. Deine Eltern befinden sich in Paris, Margot, sprach er dann weiter.

In Paris, in Paris! rief diese – dort soll ich hin – so weit ....

Es sind reiche, vornehme und angesehene Leute – Du bist eine Marquise de Beaumont ....

Nein, nein, fuhr Margot jetzt in erneutem Schmerze empor – ich bin keine Marquise, ich bin Deine Tochter, liebe Mutter – Eure Tochter – nur Eure Tochter, nie und nimmer etwas Anderes! Ihr habt mich aufgenommen; als ich hülflos und verlassen war, meine Eltern haben nicht nach mir gefragt, sich nicht um mich bekümmert, sie haben kein Recht, mich von Euch zu trennen – nie, niemals werde ich Euch verlassen – o, verstoßt mich nicht

– schickt mich nicht wieder fort in die weite Welt, unter fremde, kalte Menschen!

Höre mich jetzt ruhig an, mein Kind, sagte Wehring, sich gewaltsam zwingend, es ist vor allen Dingen nöthig, daß Du die näheren Umstände erfährst, welche es Deinen Eltern bisher unmöglich gemacht haben, Dich bei sich zu sehen, nachdem Du ihnen von jenem Viorne geraubt worden warst.

Geraubt? O, glaubt das nicht, Herr Viorne hat mich nicht geraubt – denn er liebte mich, wenn auch anders – nein, nein, ich bin keine Marquise – meine guten Eltern sind todt – Herr Viorne hat mir Dies oft gesagt, Niemand kann mich zwingen, Euch zu verlassen, Niemand!

Deine Eltern sind nicht todt und haben erst durch Deinen Bruder, jenen Officier, der im vorigen Jahre hier war, Deinen Aufenthalt erfahren.

Raoul? fragte sie, indem der Widerschein einer schwachen Freude über ihr Gesicht zuckte – ist er mein Bruder?

Er ist Dein Bruder, mein Kind, auch ihn wirst Du wiedersehen, und nun höre mich ruhig bis zu Ende an – mache es mir nicht zu schwer, Dir dies Alles sagen zu müssen.

Sie richtete ihre thränenerfüllten Augen auf ihn und hörte seiner Mittheilung zu, ohne ihn zu unterbrechen – bis er geendet hatte.

Also jener alte, freundliche Mann, der immer so liebevoll gegen mich war und mich so oft geküßt hat – wäre

mein Vater, sprach sie dann leise vor sich hin – jene stolze, hohe Frau, vor der ich mich stets gefürchtet – meine Muter? – Aber wenn sie mich wirklich lieb haben, diese meine neuen Eltern, fuhr sie wieder leidenschaftlich fort, so werden sie nicht so grausam sein, mich von Euch zu trennen, das können, das dürfen sie nicht! Sie würden mich unglücklich machen – unaussprechlich unglücklich, und das werden sie gewiß nicht beabsichtigen! Ich will ihnen schreiben, sprach sie in dem Gefühle einer neu entstehenden Hoffnung weiter – ich will Ihnen sagen, wie glücklich ich hier bin und daß ich sterben würde, wenn ich Euch verlassen müßte – das Alles will ich ihnen schreiben, will sie flehentlich bitten, mich hier zu lassen und selbst her zu kommen, um sich zu überzeugen, daß es kein größeres Glück für mich geben kann, als hier zu bleiben. Sie werden das gewiß einsehen, denn wenn sie mich lieb haben, so können sie doch nur mein Glück wollen. Sie werden einwilligen, fuhr sie freudig erregt fort, gewiß einwilligen, sie werden herkommen und Raoul mit ihnen – ja, ja, so wird es sein – und ich werde nicht, niemals von Euch gehen dürfen!

Mein liebes Kind, sagte Wehring ernst, der es für Pflicht hielt, diese neu erstehende Täuschung sofort zu zerstören – Du mußt alle solche Gedanken aufgeben, Deine Eltern, die Dich so lange als verloren beweint und Dich jetzt wiedergefunden haben, fordern Dich zurück – es wäre ja unnatürlich, wenn es anders wäre. Du darfst

ihrem gerechten Wunsche nicht entgegen sein, Du würdest in hohem Grade Unrecht thun, und deine Kindespflicht verletzen. Wenn Du erst bei Deinen Eltern bist und empfindest, wie sehr sie Dich lieben, wird auch Deine Liebe zu ihnen, diese Liebe, die Gott selbst in die Herzen der Kinder gepflanzt hat, mit erneuter Kraft erwachen – Du wirst sie lieben und glücklich sein. – Da sollst uns deßhalb nicht vergessen, fuhr er fort, als er sah, mit welchen tief traurigen, schmerzerfüllten Blicken sie ihn ansah – gewiß nicht. Wir werden uns schreiben, uns auch vielleicht eimnal besuchen – wer kann das Alles wissen! Jetzt mache Dich aber mit dem Gedanken vertraut, zu Deinen Eltern zurückzukehren. Gib Dich nicht allein dem Schmerze hin, von hier und von uns scheiden zu müssen. – Du gehst zu Deinen Eltern, mein Kind, dies mußt Du keinen Augenblick vergessen, zu Deinem Bruder; den Du ja auch sehr liebst. – Wir sind doch einmal Deine Eltern nicht, setzte er mit leise bebender Stimme hinzu; und wenn wir Dich auch sehr lieb haben und es uns sehr traurig macht, daß Du uns verlassen mußt, so – freuen wir uns doch über Dein Glück, mein gutes Kind – denn ein Glück ist es für Dich, wenn Du es auch jetzt nicht als solches erkennst.

Ich kann nicht, ich kann nicht! rief sie wieder außer sich, indem sie von Neuem Wehring's Frau umschlang, die während der ganzen Zeit in trostlosem Schweigen dagesessen hatte – o, hilf mir, Mutter – ich kann Dich nicht verlassen!

Geht jetzt hinauf, sagte Wehring fest – geht Beide zusammen hinauf – sprecht Euch auch – rede ihr zu, Anna, setzte er bittend hinzu – und wenn Ihr gefaßt und ruhig seid, so daß Ihr die Fremden sehen und sprechen könnt ohne unnöthige Aufregung, dann kommt herunter, damit wir weiter verabreden und berathen, was zu thun nöthig ist.

Wehring's Frau begleitete Margot nach dem Rathe ihres Mannes auf ihr Zimmer und blieb bei ihr, bis die Abenddämmerung sich darin verbreitete; aber sie sprachen wenig mit einander, sondern gaben sich ihrem Schmerze und ihrer Trauer hin, ohne eine ruhigere und trostvollere Anschauung zu gewinnen. Wehring war genöthigt, selbst hinauf zu gehen und sie zu holen, und er bedurfte abermals einer längeren Zeit, ehe Beide wenigstens äußerlich so weit gefaßt waren, um mit ihm gehen zu können und die Fremden zu sprechen.

Die Fremden benahmen sich höflich und rücksichtsvoll, und das Gespräch bewegte sich eine Zeit lang in allgemeiner, den eigentlichen Gegenstand umgehender Weise. Der Bevollmächtigte des Marquis und mehr noch seine Begleiterin betrachteten Margot mit großer Aufmerksamkeit, schienen aber von dem Ergebnisse ihrer Beobachtung sichtlich befriedigt zu sein. Endlich ging der Fremde zum eigentlichen Gegenstande seiner Sendung über.

Herr Wehring wird Ihnen den Zweck unserer Abwesenheit mitgetheilt haben, wandte er sich an Margot. Ich

schätze mich glücklich, der Ueberbringer einer so freudigen Botschaft an die junge Marquise de Beaumont zu sein, fuhr er verbindlich fort, und besonders glücklich, den Sie mit Sehnsucht erwartenden Eltern eine so schöne und liebenswürdige Tochter, die sie so lange als verloren gewähnt haben, zurückführen zu können. Erlauben Sie mir jetzt, Ihnen diesen Brief zu überreichen, in welchem Ihre Eltern den Gefühlen ihres Herzens selbst Worte verleihen.

Margot nahm mit zitternder Hand den Brief in Empfang, ohne ihn zu öffnen.

Der Herr Marquis, fuhr Jener fort, war, als er endlich die Gewißheit hatte, so freudig bewegt, daß man bei seinem Alter ernstliche Besorgnisse für seine Gesundheit hegen mußte. Es hielt sehr schwer, ihn von der Ausführung seines Vorsatzes, selbst hieher zu reisen, abzubringen, und er willigte endlich mit großem Widerstreben darein, statt selbst zu kommen, einen Andern zu senden und so das Glück, seine Tochter umarmen zu können, um kurze Zeit verzögert zu sehen. – Lebt das Bild Ihres Herrn? Vaters noch in Ihrer Erinnerung, mein Fräulein? fragte er, als Margot ohne eine Erwiederung mit niedergeschlagenen Augen verharrte – der Herr Marquis hat mir aufgetragen, Ihrem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen und Sie an einen schönen, großen Garten zu erinnern, in welchem Sie Ihr Herr Bruder oft in einem Kinderwagen herumgefahren habe, gefolgt von Ihrem Herrn Vater, welcher besorgt war, die Wildheit des Knaben könne Sie beschädigen. Erinnern Sie Sich dessen vielleicht noch?

Ja, erwiederte Margot mit kaum hörbarer Stimme – ich erinnere mich – erinnere mich eines alten freundlichen Mannes; auf dessen Schooß ich oft gesessen und seine Liebkosungen empfangen habe.

Das wird Ihren Herrn Vater überaus glücklich machen, denn er befürchtet nichts mehr, als daß die Zeit sein Bild ganz aus Ihrem Gedächtnisse verwischt haben könnte. Aber wollen Sie den Brief nicht lesen? Ich glaube, er wird Ihnen das Alles und besser sagen, als ich es vermag.

Später, hauchte sie – später, wenn ich allein sein werde.

Sie werden auch Ihre Frau Mutter nicht vergessen haben? fragte der Fremde weiter – sie ....

Nein – ich habe nicht vergessen – ich erinnere mich auch einer – meiner – meiner Mutter.

Ihren Herrn Bruder haben Sie ja durch einen günstigen Zufall wiedergesehen.

Ist Raoul auch in Paris? fragte Margot, indem der Gedanke, ihn dort zu finden, einen lindernden Trost in ihren Schmerz brachte – werde ich ihn dort sehen?

Der junge Herr Marquis befindet sich noch bei der Armee in Spanien – wenigstens war er noch dort, als wir abreisten, wurde aber binnen Kurzem zurückerwartet.

Er ist nicht dort? sagte sie mit schmerzvollem Tone – er auch nicht?

Es wird Zeit sein, hinsichtlich unserer Abreise das Nöthige zu verabreden, bemerkte der Fremde jetzt; die Ungeduld, mit welcher Sie erwartet werden, und die mir deßhalb ertheilten Instructionen machen es mir zur

Pflicht, sie nach Möglichkeit zu beeilen. Wir hatten daher, die Absicht, schon heute Abend abzureisen und die Nacht durchzufahren; auf den Wunsch des Herrn Wehring habe ich mich jedoch dazu verstanden, unsere Abreise bis morgen zu verschieben.

Morgen? rief Margot in neu erwachter Angst – morgen soll ich schon fort? O nein, das werden Sie gewiß nicht verlangen, so grausam können Sie nicht sein!

Grausam? wiederholte Jener in einem befremdenden Tone – ist es grausam, den Eltern die verloren gewesene Tochter so bald als möglich zurückzubringen?

Ich kann nicht – es ist unmöglich! rief Margot, die Hände ringend – ich würde sterben!

Fasse Dich, mein Kind, sagte Wehring mit ernstem, liebevollem Tone – ich habe, geglaubt, Du seiest es. Beherzige meine Worte, die ich eben zu Dir sprach. Was geschehen muß, muß geschehen, und es ist besser Deinet- und unseretwegen, daß es nun bald geschieht. Ich habe dem Herrn Bevollmächtigten Deines Vaters versprochen, daß Du morgen reisen willst – morgen Nachmittag – setzte er freundlich, ihre Hand ergreifend, hinzu; das mußt Du daher als unabänderlich annehmen – wenn es Dir eine Freude macht, wollen wir Dich bis zum Dorfe begleiten – wir werden dann noch einige Stunden länger zusammen sein.

Morgen, morgen soll ich fort! klagte Margot, ohne auf die Gegenwart der Fremden weiter zu achten – morgen schon von hier scheiden – von Euch – von Allem, was

mir lieb und theuer auf der Welt ist – ach, wie sehr, sehr unglücklich bin ich!

Man suchte sie zu trösten; selbst die Frau Wehring machte einen schwacher Versuch, obgleich sie selbst des Trostes sehr bedürfte, und es gelang endlich, den heftigen Sturm ihrer Gefühle so weit zu beschwichtigen, daß man sich später zu Tische setzen konnte. Kaum hatte man jedoch mit dem Essen begonnen, als sie aufsprang und eilig das Zimmer verließ.

Laß sie, sagte Wehring, als seine Frau ihr nacheilen wollte – laß sie, es ist am besten für sie, wenn sie jetzt mit sich allein ist.

Sie war mit sich allein. Sie saßen auf ihrem Zimmer, dessen Thür sie verschlossen hatte, einsam und allein – nur der Schmerz war ihr Gesellschafter. Welche qualvollen Gedanken durchzuckten ihr Herz, das noch vor wenigen Stunden so freudig, so hoffnungsvoll geschlagen hatte! – Es war mit Einem Male tiefe, tiefe Nacht in ihrer Seele geworden, kein Strahl, kein Lichtschimmer erhellte diese Finsterniß – es war ihr, als habe sie aufgehört zu leben und läge im Sarge unten im Grabe. Sie vermochte keinen zusammenhangenden Gedanken zu fassen, ihre Vorstellungen verwirrten sich, sie versank in einen apathischen Zustand und dachte und empfand nichts mehr, als daß ihr Leben zu Ende sei. Aber das Leben ist ein eigenthümliches, unerforschtes Etwas, das den Gegenstand, in dem es sich vorfindet, an seine Gesetze bindet, ohne Rücksicht auf seinen eigenen Willen, der ja auch

nur ein Ausfluß dieses Lebens ist, und das diesen Gegenstand, mag er auch so schön, noch so begabt, noch so jung und voll Kraft sein, den stofflichen Verbindungen und Trennungen anheimfallen läßt – sobald es ihn verlassen hat.

Auch Margot blieb den Gesetzen des Lebens unterworfen. Sie erwachte wie aus einem bösen, tiefen Traume und blickte ungewiß umher. Der Mond schien durch die Fenster, und sein unsicherer Strahl ging auf der Landschaft draußen und zitterte in dem rothen Widerscheine der Oefen. Ein stechender Schmerz brachte sie wieder in die Wirklichkeit zurück – ein einziger, trostloser Gedanke ergriff wieder ihre Seele.

Aber das wilde, verworrene Gewirr ihres Schmerzes hatte aufgehört, sie vermochte das Einzelne, desselben wieder zu erfassen. Ach, dahin waren alle ihre Hoffnungen, mit welchen sie seine Ankunft so genau berechnet hatte – Alles dahin – für immer! Zwischen ihm und ihr hatte sich eine unübersteigliche Kluft gebildet – ihr Auge konnte nie mehr dem Blicke des seinigen begegnen – Alles, Alles dahin, für immer verloren! – Sie zündete Licht an, schloß ihr Heiligthum auf und nahm den sonst mit innerer Seligkeit daraus entnommenen Umschlag hervor.

Wie waren ihre Empfindungen so trostlos, so unsäglich schmerzlich, als sie all die werthlosen und doch für sie so werthvollen Gegenstände betrachtete und seine Briefe las! Ihre Thränen flossen, ohne daß sie es wußte, und befeuchteten das Papier, auf welchem ihre Augen so oft in

stiller, beglückender, heimlicher Mädchenfreude geruht hatten.

Es war schon Mitternacht, als sie den Umschlag wieder zuband – einmal mußte es ja doch geschehen. – Jetzt erst las sie den Brief von ihren Eltern – aber er brachte ihr keinen Trost – sie hatte sein Verständniß für diese wenn auch liebevoll geschriebenen Worte. – Dann kam Ihr der Gedanke, ihm zu schreiben, wie ein trostvoller Lichtstrahl in die Nacht ihres Schmerzes. Was sie schrieb – wir wissen es nicht, denn als der Brief fertig war uns sie ihn nochmals gelesen hatte, erröthete sie, während die Thränen an ihren langen Wimpern zitterten, und sie vernichtete ihn wieder. Sie schrieb einen anderen, weit kürzeren Brief, zu dem sie jedoch viel mehr Zeit gebrauchte, und war dann wieder unschlüssig, ob sie ihn so lassen dürfe. Sie legte ihn fort bis morgen.

Auch dieser Morgen kam – er fand ihr Auge noch wachend, und sie sprang auf mit dem Gefühle einer unnennbaren Angst, daß die Zeit schon so weit vorgerückt sei.

Wir wollen die traurigen Stunden nicht weiter ausmalen, die ihr noch in der Fichtenau zu weilen vergönnt waren. Sie werden zum Theil durch die nothwendigen Vorbereitungen zur Reise in Anspruch genommen. Alles, was ihr lieb und theuer war, das Kästchen mit seinen Briefen, ihre Notenhefte; mehrere Bücher legte sie auf den Boden des Koffers, damit es selbst die Frau Wehring nicht sehen sollte. Ihre Guitarre, sein Geschenk, nahm sie gleichfalls mit; sie hätte dieselbe unter keiner Bedingung zurückgelassen – und so fuhr sie dann endlich mit Wehring und

seiner Frau zusammen, während die Fremden im anderen Wagen saßen, bis zu dem dem Leser bekannten Dorfe – und die Apotheke, dasselbe Haus, in welches sie hülflos gebracht worden und aus welchem sie mit ihm nach der Fichtenau gefahren war, sah die letzten schmerzlichen Augenblicke ihres Abschiedes.

Noch standen die Zurückgebliebenen, dem eben abgefahrenen Wagen nachwinkend da, als Walther auf schaumbedecktem Pferde heransprengte und nur durch Wehring's feste Entschlossenheit am weiteren Nachfolgen gehindert wurde.

Ob sie ihn erkannt haben mag – sie lehnte weit aus dem Wagen heraus und schien bemüht, denselben halten zu lassen – aber er fuhr mit raschen Trabe davon und war bald seinen verzweifelnden Blicken entschwunden.

Er fuhr mit Wehrings zurück nach der Fichtenau. Er hatte sich erst dafür entschlossen und die Absicht, Margot zu folgen, aufgegeben, nachdem ihm Wehring ausführlich Alles mitgetheilt.

Sie scheinen immer noch nicht mit Sich einig zu sein, sprach dieser dann in seiner ernsten Weise weiter, und immer noch die Absicht zu haben, dem Kinde nachzureisen, um es noch einmal zu sehen oder zu sprechen. Sie werden es Sich aber klar machen, daß Sie dadurch nur von Neuem sehr schmerzliche Empfindungen aufregen und überhaupt eine Handlung begehen würden, zu der Sie gar keine Berechtigung haben. Abgesehen davon, daß es Ihnen sofort unmöglich sein würde, die mit Extrapost Reisenden einzuholen, würden Sie einen Auftritt

herbeiführen, bei welchen Sie mehr oder weniger eine unwürdige Rolle zu spielen hätten. Ja, das ist meine Meinung, fuhr er ruhig fort, wenn Sie mich auch so wild dabei ansehen – die Leute befinden sich in ihrem Rechte. Wir haben sie gehen lassen müssen, die wir die meisten Ansprüche auf sie haben außer ihren leiblichen Eltern – aus welchem Grunde stände *Ihnen* ein Widerspruch zu? Kommen Sie, lassen Sie uns fahren. Geben Sie eine Idee auf, deren Ausführung ein Unrecht wäre; und denken Sie nicht bloß an Sich, sondern auch ein wenig an die arme Margot, die ohnehin so viel Schmerz gelitten hat, den von Neuem anzufachen eine strafbare, egoistische Handlung sein würde.

So führen sie zurück nach der Fichtenau. Als er wieder auf seinem Zimmer war, das er so lange in glücklichen Tagen bewohnt hatte – ach, wie lag jetzt jene Zeit in seiner Erinnerung so schön, so voll Glück vor ihm – als er allein war, da erst las er ihren Brief. Er war nur kurz, aber er erkannte daraus, wenn sie es auch nicht aussprach, daß sie ihn liebte – er erkannte es aus den Spuren der Thränen, welche einzelne Worte ihrer Schrift halb verwischt hatten – und ein unnennbarer Schmerz, erfaßte seine Seele mit pressender Gewalt, daß dieses Glück, das ihm beschieden gewesen, nun für immer verloren sei. »Ich werde Sie nie, niemals vergessen, immer an Sie denken,« waren die letzten Worte ihres Briefes, »und es ist der größte Trost in der Nacht meines tiefen Schmerzes, daß auch Sie in gleicher Weise meiner gedenken werden. Heute kann ich nicht mehr schreiben, denn meine Gedanken verwirren

sich – aber sobald ich in Paris sein werde – ach, in Paris, so weit, so weit – werde ich ausführlich an Sie schreiben. Wie unendlich hatte ich mich gefreut, Sie wiederzusehen – nun bleibt nur noch das Schreiben. Leben Sie wohl, herzlich, innig – Lebewohl, und vergessen Sie nicht, vergessen Sie niemals Ihre ewig dankbare Margot.«

Wie oft hatte er das unscheinbare Papier geküßt, gelesen und wieder gelesen – aber was mußte das Alles je mehr er nachdachte und grübelte, je mehr empfand er, daß Wehring Recht gehabt – daß er sie für immer verloren habe.

Er blieb nur noch den folgenden Tag, so dringend ihn Wehrings auch baten, seinen Besuch zu verlängern – es war ihm unmöglich. Er ging auf alle die Stellen, von denen er wußte, daß sie dort gern und länger verweilt hatte, an denen er so oft vereint mit ihr gestanden oder gesessen – er ging sogar, als er sich unbeachtet glaubte, hinauf auf ihr Zimmer – aber der jetzt leere Raum, wo sie noch vor so kurzer Zeit geweilt, in welchem alle stummen Gegenstände von ihrem Thun und Wirken Zeugniß gaben – erneuerte und vergrößerte nur seinen Schmerz und steigerte ihn bis zur Erschöpfung seiner Kraft.

Fort, fort! rief er, sich mit wildem, scheuem Blicke in dem Zimmer umsehend – fort von hier, wo mich Alles an mein Unglück mahnt – draußen, wo mich nichts mehr an sie erinnert; draußen unter fremden Menschen, unter fremder Umgebung – wo ich nur noch meine eigenen Gedanken habe – wird es erträglicher werden. –

Nach einem herzlichen, aber traurigen Abschiede verließ er am anderen Morgen die Fichtenau. Sein Koffer, welcher ungeöffnet geblieben war, wurde ihm nachgetragen, denn er hatte es abgelehnt, zu fahren. Schweigend stieg er zu der Höhe hinauf, auf welcher er vor zwei Tagen voll Hoffnung und Glück gestanden – er blickte noch einmal in das Thal hinab – noch einmal und lange – bis sein Blick sich verschleierte – dann wandte er sich und ging.

Zweites Capitel.

Der Schauplatz unserer Erzählung, welcher bisher mit geringen Ausnahmen der ländlichen Abgeschiedenheit und Ruhe angehört hat, verlegt sich jetzt, indem wir Margot's Ergehen verfolgen, in die Hauptstadt Frankreichs, welche zu jener Zeit die Hauptstadt Europa's war. Wir sind zum besseren Verständnisse des Folgenden genöthigt, in kurzen Umrissen die damalige politische Lage zu schildern.

Es war Anfang Juni des Jahres 1810. Das Napoleonische Kaiserthum befand sich auf dem Höhepuncte seiner Macht. Napoleon hatte sich am 1. April mit Marie Louise vermählt; er war ihr bis Compiègne entgegengereis't, hatte sie unterwegs überrascht, sich in ihre Arme geworfen, und schien zufrieden, wie Thiers sagt, mit dem Grade von Schönheit und Geist, den er an ihr wahrzunehmen glaubte. Eine gesund gebaute, gute, einfache, erforderlich gebildete Frau war Alles, was er wünschte. Er schien vollkommen glücklich, als er mit ihr am 27. März im

Schlosse von Compiègne einzog. Die Vermählung selbst wurde in Paris mit all' den Festlichkeiten gefeiert, welche das Kaiserthum mit seinen immensen Mitteln zu schaffen vermochte und deren es bedurfte, um Europa zu zeigen, welche Wichtigkeit es dieser Feier selbst beilege. Napoleon, der sich von der bisherigen Gefährtin seines Glückes, von Josephine, geschieden hatte, weil er eine Dynastie begründen wollte, ein Wunsch, den ihn das Schicksal bereitwillig zu gewähren schien, nur um seinen unter den verschwenderischsten Gunstbezeigungen des Glückes geborenen Erben bald darauf wieder in Dunkelheit und Unbedeutenheit fallen und auch so sterben zu lassen – während es den, damals noch nicht zweijährigen Sohn seines widerspänstigen Bruders Louis und seiner Stieftochter und Schwägerin Hortense, für deren Schönheit, er selbst keineswegs unempfänglich geblieben, auf denselben Thron setzte, von dem es ihn nach wenigen Jahren herabstürzte – Napoleon hatte das Bestreben, der Welt zu zeigen, daß seine Ehe mit der österreichischen Kaisertochter eine glückliche sei, namentlich, daß diese selbst sich als seine Gemahlin glücklich fühle.

Als daher der zu jener Zeit siebenunddreißig Jahre alte österreichische Minister von Metternich, welcher die Geschicke des Kaiserstaates vierzig Jahre geleitet und gelenkt hat, Marie Louise nach Paris begleitet und als außerordentlicher Gesandter dort geblieben war, wenige Wochen nach der Vermählung Napoleon's diesen zu sprechen wünschte, sagte er zu ihm, indem er ihn in das Zimmer der Kaiserin führte:

Ueberzeugen Sie Sich selbst, wie unglücklich Ihre junge Erzherzogin ist, und namentlich in welcher beständigen Furcht sie ihr Leben hinbringt. Ich lasse Sie allein mit Madame, Sie wird sich offen aussprechen; Sie können ihre Klagen anhören und dieselben dem Kaiser Franz, ihrem Vater berichten.

Marie Louise schien aber keineswegs unglücklich, sie war munter und fröhlich und sagte mit mehr Geist, als sie in der Regel blicken ließ: Man glaubt in Wien wahrscheinlich, daß ich mich vor meinem furchtbaren Gemahl sehr fürchte; aber sagen Sie meinen Landsleuten, daß er mehr Furcht vor mir hat, als ich vor ihm.

Erst nach einer Stunde unterbrach Napoleon dieses Zwiegespräch seiner Frau mit dem Gesandten ihres Vaters, indem er, nicht ohne vorher anzuklopfen, wieder in das Zimmer trat.

Nun, fragte er mit dem ihm eigenen, gewinnenden Lächeln, hat Ihnen Madame Alles erzählt? Hat sie ihr Herz ausgeschüttet? Ist diese Ehe sehr beklagenswerth hinsichtlich des Glückes der Frau, die man mir anvertraut hat? Schreiben Sie dem Kaiser Franz Alles, ohne Rücksicht und ohne Schonung, was Sie vernommen haben.

Während er so seine häuslichen Angelegenheiten als glückliche vor der Welt hinzustellen bemüht war, zog ihn diese aus rein politischen Gründen geschlossene Heirath doch keinen Augenblick von seiner umfangreichen Thätigkeit ab.

Er vertheilte zuerst die ihm von seinem Schwiegervater durch den Schönbrunner Frieden zugefallenen Länder an seine Vasallen-Staaten Baiern, Württemberg, Baden und Darmstadt, welche Staaten dafür auf jede Entschädigung für Verpflegung der französischen Armeen während des österreichischen Krieges verzichteten. Der Fürst-Primas wurde reichlich dotirt und Westfalen durch die Abtretung Magdeburgs arrondirt; es behielt jedoch eben so wie die preußischen Festungen eine französische Besatzung. Obgleich seine Armeen Oesterreich geräumt hatten, so blieb doch der ganze Norden Deutschlands bis zur Elbe hinauf in den Händen der Franzosen; die ganze Küste des Mittelmeeres war den Engländern ebenso verschlossen, und Dänemark, Preußen und Rußland hatten ihre Häfen ihnen sperren müssen. Napoleon wollte zu jener Zeit den Frieden, einen Frieden, der ihm die unbedingte Herrschaft über Europa, mit Ausnahme Englands, zusicherte; er machte deßhalb einen Versuch, auch England zu einem Friedensschlusse zu bewegen. Als dieser Versuch jedoch schon in dem ersten Anfange entschieden und stolz zurückgewiesen wurde, flammte sein Haß gegen dieses durch seine Lage vor seinem Zorn geschützte Volk von Neuem auf, und die Sperre sämmtlicher Häfen Europa's, der Ausschluß aller englischen Waaren, dieses unter dem Namen Continental-Sperre bekannt und berüchtigt gewordene System, wurde mit allen dem Gewaltherrscher zu Gebote stehenden Mitteln rücksichts- und schonungslos durchgeführt. England empfand die Wirkungen dieser Maßregeln in dem

Stillstehen seiner Fabriken und der Verminderung seines continentalen Handels; dafür beherrschte es aber das ich ganze Meer und entschädigte sich reichlich durch die Eroberung außereuropäischer Colonien aller ihm feindlich gewordenen Staaten.

Außer diesem in erster Reihe stehenden und nicht zu bewältigenden Widerstande, an dem die Macht des Eroberera kraftlos zerschellte, gab es noch andere Dinge, die seine Thätigkeit vollauf in Anspruch nahmen und ihm nur wenig Zeit übrig ließen, das Glück seiner jungen Ehe zu genießen.

Spanien war ein Abgrund, der immer neue Heere verschlang und dessen vollständige Eroberung und Beruhigung durchaus nicht gelingen wollte. Schon seit zwei Jahren stand in Portugal und von da nach Spanien herübergehend ein Heer der verhaßten Engländer unter Wellesley und es war aller Anstrengung ungeachtet bisher nicht möglich gewesen, sie in das Meer zu stürzen, wie man sich damals gern ausdrückte: Joseph, Napoleon's Bruder, der nur sehr ungern die angenehme neapolitanische Krone mit der dornenvollen spanischen vertauscht hatte, war ein Mann ohne Energie, ohne Thatkraft, schon einmal aus Madrid vertrieben und immer in der Besorgniß, es wieder verlassen zu müssen. Seine Brüder machten Napoleon überhaupt viel zu schaffen; sie fingen an, selbständig werden zu wollen, nachdem er sie zu Königen gemacht, und seine Befehle nicht mehr in vollem Umfange zu befolgen, obgleich sie sich stets hätten sagen müssen, daß sie nur seine Könige seien und nur

durch seine Macht als solche beständen. Er hatte die Absicht, selbst abermals nach Spanien zu gehen mit allen jetzt disponibel gewordenen Truppen und der Sache dort ein schließliches und bestimmtes Ende zu machen, als er durch das widerspänstige Benehmen seines Bruders Louis, des Königs von Holland, vorläufig daran gehindert wurde. Dieser, damals von seiner Frau Hortense, welche er der Untreue beschuldigte und deßhalb in unglücklicher Ehe lebte, getrennt, erkannte, daß die Schließung der Häfen mit dem Ruine seines allein auf den Handel angewiesenen Volkes gleichbedeutend sei, und trat seinem mächtigen Bruder energisch entgegen, der außerdem noch andere unbillige Forderungen an ihn machte. Er ging so weit, daß er eine Zeit lang den abenteuerlichen Plan faßte, mit den Engländern zu verbinden. Napoleon ließ ihr nach Paris kommen und ihm eröffnen, daß er ihn absetzen und Holland mit Frankreich vereinigen werde, wenn er nicht unbedingten Gehorsam leiste. Louis schwankte eine Zeit lang, gab sogar den Befehl, Holland und namentlich Amsterdam in Vertheidigungszustand zu setzen und einrückende Franzosen als Feinde zu empfangen. Als diese aber, dennoch einrückten, fügte er sich und mußte nun noch den fünften Theil Hollands bis zur Waal abtreten: Er fügte sich mit blutendem Herzen und ertrug auch die ihr aufgelegte Schmach nur noch wenige Monate, denn Ende desselben Jahres legte er eine Königswürde nieder, welche in Wahrheit nichts war, als ein Vasallenthum seines Bruders.

Napoleon, scheinbar mit seinem Bruder Louis versöhnt, war durch diese Erfahrung bereichert und richtete abermals sehr energische Noten an seine beiden anderen Brüder in Madrid und Kassel, so wie an seinen Schwager Murat in Neapel, worin er ihnen sagte, daß er sie zwar zu Königen gemacht habe; damit sie im Interesse Ihrer Völker diese regieren sollten, daß sie aber dieses Interesse auch verstehen und begreifen lernen und sich stets vergegenwärtigen müßten, daß sie nicht, durch ihre eigenen Verdienste auf den Thron gelangt seien, sondern durch das Blut der Soldaten Frankreichs, dessen treue Bundesgenossen sie vor Allem sein müßten. *Alles durch Frankreich und Alles für Frankreich*, das ist das, erste Gesetz Ihrer Handlungsweise!

Die Zerwürfnisse mit seinem Bruder, dem Könige von Holland, verhinderten ihn, den Krieg in Spanien persönlich zu führen; er übertrug den Oberbefehl der Armee, welche bestimmt war, Portugal zu erobern, an den Marschall Massena und beschloß, selbst Belgien und Holland zu bereisen, einestheils; weil er es für nöthig hielt, dort in eigene Person das Erforderliche anzuordnen; anderentheils von dem Wiunsche beseelt, seine junge Gemahlin seinen Völkern zur zeigen. Der außergewöhnlich schöne und milde Frühling des Jahres 1810 blieb auf die Ausführung dieses Entschlusses nicht ohne Einfluß, und man traf die Vorbereitungen zu dieser Reise so, daß man ihr den Schluß des Aprils und den ganzen Monat Mai widmen konnte. Der Weg, welchen der Kaiser damals durch Belgien und Holland nahm, ist noch in der jetzigen Zeit

sichtbar durch die großartigen Schöpfungen und Anlagen, welche sein Genie überall erdachte und sogleich ausführen ließ. Antwerpen, Rotterdam, Breda, Ostende und viele andere Städte geben davon Zeugniß. Zufrieden mit dem Resultate, aber voll Zorn über seinen Minister Fouché, der auf eigene Hand Politik mit England getrieben hatte und dafür entlassen wurde, kehrte er in den ersten Tagen des Juni nach St. Cloud zurück, zu derselben Zeit, als sich Margot auf der Reise nach Paris befand.

Diese Stadt, von welcher damals die Schicksale der Nationen durch Decrete bestimmt wurden, die Beherrscherin Europa's durch das Genie und den Geist eines einzigen Mannes, war dennoch in ihrem Innern sehr verschieden von dem jetzigen Paris. Die nivellirende Hand des damals zweijährigen Neffen hatte noch nicht das Gewirr der alten, engen Straßen, welche den Kaiserlichen Palast umgaben, beseitigt und lange, gerade Linien geschaffen, auf welchen das Geschütz ohne Hinderniß zu wirken im Stande ist; man hatte es noch nicht für nöthig erachtet, die Metropole der Welt zu befestigen – denn wer hätte den aberwitzigen Gedanken haben können, sie anzugreifen? – und die äußeren Linien zogen sich noch in einem viel engeren Kreise um dieselbe herum, die jetzt damit vereinten Ortschaften ausschließend. Aber abgesehen von Veränderungen und Vergrößerungen, welche die Zeit herbeiführt, um sie später selbst wieder zu zerstören, entfaltete das Leben daselbst eine Pracht, eine Fülle und einen Luxus, wie er selbst zu den Zeiten des sogenannten großen Königs Ludwig XIV. dort nicht heimisch

gewesen war. Diese Pracht und dieser Luxus waren verschieden von jener Zeit, wo das auf der höchsten Macht stehende Königthum, gleich einer strahlenden, blendenden, aber nicht erwärmenden und befruchtenden Sonne, allein der Mittelpunct alles Glanzes war, in welchem sich der Adel in nahen oder entfernten Kreisen bewegte, dem aber die hungernde Nation in trüber Dunkelkeit fern stand. Der jetzige Herrscher, in dessen Vorzimmer Könige demuthsvoll einer Audienz entgegen harrten, war ein Sohn des Volkes, jenes Volkes, das die Ketten, welche es Jahrhunderte getragen und die man ihm immer fester und immer unerträglicher angelegt, zerbrochen hatte, jenes Volkes, das sich dann mit entfesselter Wuth auf seine Unterdrücker gestürzt und sich in ihrem und seinem eigenen Blute berauscht hatte, eben desselben Volkes, das sich endlich ermüdet und übersättigt wieder in andere Fesseln hatte schlagen lassen, in die Macht der Militärherrschaft eines glücklichen Generals, der das Panier des Ruhmes entfaltet hatte und überall siegreich flattern ließ, wo sein eiserner Fuß die Erde berührte. Hunderttausende der Söhne Frankreichs waren diesem Phantom bereits zum Opfer gefallen, aber noch immer war es die Gloire, welche die Lücken ausfüllte; jenes Phantom, welches die Herzen begeisterte und sie nicht erkennen ließ, daß sie jetzt bereits mehr dem Ehrgeize des Gewaltigen, als dem Glücke Frankreichs zum Opfer fielen. Hätte Frankreich damals ahnen können, welche Ernte der nie zu sättigende Schnitter noch halten würde – es wäre zum Heile Napoleon's vielleicht Alles anders gekommen; aber der

Blick des Menschen, wenn er in die Gegenwart and Zukunft schaut, ist stets verschleiert; erst das Vergangene vermag er zu erkennen, ohne jedoch Lehren daraus für die Gegenwart zu ziehen.

Während unter dem früheren Regime der alte Adel die Hauptrolle gespielt und in dem Könige selbst den Gipfelpunct dieser Fiction angestaunt hatte, war die Hoschaltung des Kaisers und Alles was damit zusammenhing, aus wesentlich anderen Elementen zusammengesetzt. Die höchsten Ehrenstellen befanden sich in den Händen glücklicher Generale, an welchen damals kein Mangel war; sie selbst, größtentheils aus den niederen Volksschichten hervorgegangen, hatten sich meistens noch im Beginne ihrer Laufbahn in gleicher Weise verheirathet, und dieser so geschaffene neue Adel vermochte sich daher bis zu den Königen hinauf das echte aristokratische Wesen nicht völlig anzueignen.

Napoleon, der jetzt eine Kaiserstochter zur Gemahlin hatte, empfand das Bestreben, auch in dieser Hinsicht den alten Herrschergeschlechtern nicht nachzustehen, und suchte daher den Adel Frankreichs, der zum Theil immer noch den vertriebenen Bourbonen anhing, zu gewinnen, mit dem neuen Kaiserreiche zu versöhnen und mit gleichen Ehrenstellen und Dienstleistungen zu begnadigen, wie dies die früheren Könige gethan hatten. Er ließ diejenigen, welche nicht gegen Frankreich gekämpft hatten, dahin ungefährdet zurückkehren und setzte sie, so viel dies möglich war und seinen Zwecken entsprach,

wieder in den Besitz der ihnen von der Republik geraubten Güter, welche man für National-Eigenthum erklärt hatte. Es war dies nicht eine erst jetzt angeordnete Maßregel, sondern sie bestand schon längere Jahre, und die Folge war gewesen, daß ein großer Theil des ausgewanderten Adels nach Frankreich zurückgekehrt war und mehr oder weniger sein früheres Eigenthum wieder erhalten hatte. Viele von diesen fingen an, von den Siegen des Kaisers berauscht und in der Ueberzeugung, daß eine Aenderung der jetzigen Verhältnisse und die Rückkehr der Bourbonen unmöglich sei, sich mit dem neuen Zustande der Dinge zu befreunden und sich daran zu betheiligen. Das jüngere Geschlecht, feurig und für den Ruhm empfänglich, ohnehin von Jugend auf mit den Ideen der Revolution genährt, trat in die Armee ein, und auch die Aelteren verschmähten es nicht, sich unter die Planeten der neuen Sonne einzureichen. Zu diesen gehörte auch der Marquis de Beaumont. Nachdem er ausgewandert und in sehr ärmlichen Verhältnissen im Auslande pelebt hatte, war er mit Tausenden seines Gleichen vor drei Jahren und noch gerade zur rechten Zeit nach Frankreich zurückgekehrt, um den größten Theil seiner umfangreichen Güter zu retten. Er hatte, wenn auch mit Widerstreben, seinen einzigen Sohn in das Heer des Kaisers eintreten lassen, und obgleich man ihn anfänglich der westfälisichen Armee zugetheilt, es dann doch selbst nicht verschmäht, sich um eine Stelle am Hofe zu bewerben. Napoleon, der einen besonderen Werth darauf

legte, zu solchen Aemtern Männer auch den alten Adelsgeschlechtern Frankreichs zu nehmen, machte ihn zum Kammerherrn und Almosenier, in welcher Eigenschaft er sich jetzt in Paris befand, während sein Sohn Raoul bereits vor einem Jahre von der westfälischen Armee zum Corps des Marschalls Victor nach Spanien commandirt worden war.

Drittes Capitel.

Wir führen den Leser jetzt in die Wohnung des Marquis de Beaumont, *chambellan et aumonier de l'Empereur*, welche sich in dem aristokratischen Faubourg St. Germain befindet, einem von dem geschäftlichen und militärischen Treiben fern gelegenen Stadttheile, an welchen sich für den zurückgekehrten alten Adel so viele schöne Erinnerungen knüpften und den er deßhalb vorzugsweise zu seinem Aufenthalte gewählt hatte.

Das Haus, worin der Marquis wohnte, war einer jener älteren Edelsitze, die, von der Straße durch eine Mauer getrennt, in stolzer und einsamer Zurückgezogenheit lagen und in Bauart und Styl an die vergangene Zeit erinnerten. Die Zimmer waren hoch und geräumig, aber die innere Einrichtung contrastirte in auffälliger Weise mit allen denjenigen Dingen, welche die Zeit verschont hatte. Das moderne Meublement, im nüchternen Geschmacke der damaligen Zeit, welche die Uebertreibungen der Renaissance zugleich mit dem damit verbundenen Comfort beseitigte, paßte nicht zu den Stuckaturen der Decken,

zu den Schnörkeln an den Thüren und zu vielen anderen Ueberbleibseln einer Epoche, deren Hauptbestreben dahin gegangen war, eine sinnliche und üppige Bequemlichkeit zu schaffen.

Wie die Kleider der Frauen, eng, ohne Faltenreichthum, mit hohen Taillen, die schöne Wellenlinie so viel als möglich zu beschränken suchten, zeigten auch die Möbel denselben ernsten und nüchternen Geschmack, überall gerade Linien, hier und da verziert und unterbrochen von unschönen und unglücklichen Nachahmungen griechischer Musterbilder. Alles war steif, unbequem und ernst, und sah dabei aus, als habe man es gewaltsam einem Geschlechte aufgezwungen, welches sich fremdartig und widerwillig darin bewege.

Die Marquise, eine hohe, ernste Frau in der letzten Hälfte der Vierzig, saß in einem von diesen uncomfortabeln Sesseln mit gerader Lehne von hochrothem Sammet, dessen eben so gearbeitete Füße in vergoldete Adlerklauen ausliefen, und blickte gedankenvoll in den Garten hinab, auf den die Fenster des Zimmers hinausgingen, während das große und eng gedruckte Blatt des »Moniteur«, in welchem sie gelesen, ihren Schooß bedeckte. Sie schob die lang herabhangende seidene Gardine mehr zurück, lehnte sich auf die Fensterbrüstung, stützte den Kopf auf ihre feine, wohlgepflegte weiße Hand und versank in ein träumerisches Nachdenken.

Ich hatte ihm befohlen, sprach sie dann leise vor sich hin, von Brüssel aus zu schreiben, und sein Brief hätte schon gestern eintreffen können. Seine Mittheilungen

von Köln – doch dies ist nicht anders zu erwarten. Sie wird sich finden und zu finden wissen, wenn sie erst hier ist. – Sie sei sehr leidend, unausgesetzt traurig und schweigsam, schreibt er; er befürchtet, sie könne unterwegs erkranken, er müsse daher langsam reisen und sie hin und wieder etwas ausruhen lassen. Sie soll hübsch – sogar schön sein, wie er besonders hervorhebt und auch die Gouvernante bestätigt – das bleibt jedenfalls die Hauptsache. Schönheit hätte man ihr nicht geben können, wenn sie dieselbe nicht besäße – das Andere wird sich finden. – Es ist mir lieb, fuhr sie nach längerem gedankenvollen Schweigen fort, indem ihr Blick über ihren ganz schwarzen Anzug hinglitt, daß ich die Trauer in wenigen Tagen ablegen kann. Es würde einen unangenehmen Eindruck auf sie machen, wenn sie ihre Mutter zuerst in einem so ernsten Anzuge sähe – auch wären mancherlei Erörterungen nöthig geworden, die ich wenigstens für den Anfang noch vermieden zu sehen wünsche. Vor Allem freue ich mich, setzte sie mit einem leichten Spotte hinzu, daß mein Mann endlich vernünftig geworden und auf meinen Plan eingegangen ist. Die Natur hat offenbar einen Fehler begangen, als sie ihn als Knaben hat geboren werden lassen – indessen ich werde auch ferner bemüht sein, dieses Versehen wieder auszugleichen, wie ich es bisher gethan habe. Er macht sich jetzt Vorwürfe – der Thor – jetzt – er hat wirklich die Zeit sehr passend dazu gewählt.

Wenn auch mein Plan, die Größe unseres Hauses zu erhalten, theilweise gescheitert ist, sprach sie mit einem

tiefen Seufzer weiter – dieses Hauses, dessen Geschlecht sich mit den Königen Frankreichs. verbunden hat und auch den Untergang dieses Kometen erleben wird – es ist noch nichts verloren, und ich hoffe es zu Ende zu führen.

Ein Diener meldete den Herzog von Villeroi.

Die Marquise erhob ich und empfing den Besuch mit einem freundlichen Lächeln. Der Eingetretene war ein Mann in der Hälfte der Dreißig, einer jener Männer, auf deren Gesicht Zeit und Leidenschaften frühzeitig ihre Spuren eingraben, die es jedoch verstehen, in Wesen und Form dies zu verdecken, und für den Unerfahrenen immer eine glatte, gewinnende und höfliche Außenseite zur Schau tragen. Er war von mittlerer Größe, schlank, von blaßem Teint, welcher durch ein Paar dunkle, verschleierte, müde blickende Augen und durch schwarzes, wenn auch schon etwas spärliches Haar und eben solchen Bart noch mehr hervorgehoben wurde. Sein Anzug, obgleich den Anforderungen der damaligen Mode entsprechend, war dunkel, einfach, und kennzeichnete nur für ein erfahrenes Auge die darauf verwandte große Sorgfalt. Sonst schien Alles an ihm ungezwungen, sogar hin und wieder etwas nachlässig.

Ich freue mich, Sie zu sehen, sagte die Marquise, nachdem sich Beide gesetzt hatten, denn Sie fangen an, ein seltener Gast zu werden.

Es wäre schmeichelhaft für mich, wenn Ihre Worte mehr als eine Schmeichelei wären, erwiederte er mit einem verbindlichen Lächeln.

Weßhalb wollen Sie daran zweifeln? Man entbehrt am wenigsten gern seine Freunde, und ich rechne Sie zu diesen – doch so etwas darf man sich nicht sagen, das muß man empfinden, fuhr sie fort, und ich überlasse es Ihnen, darüber Ihre eigenen Empfindungen zu haben. Was gibt es Neues?

Nicht viel, Frau Marquise, besonders wenig Erfreuliches. Der Kaiser ist, wie Sie wohl schon wissen, von seinem Zuge durch Holland zurückgekehrt; man hat ihn überall mit großem Enthusiasmus empfangen und die Kaiserin angestaunt, wahrscheinlich darüber, daß sie es gewagt hat, ihn zu heirathen, und sie hat wieder die toll gewordenen Menschen angestaunt, wobei sie sehr natürlich ausgesehen haben soll.

Hüten Sie Sich, erwiederte lachend die Marquise, solche hochverrätherische Reden zu führen – wenn mein Gemahl Sie hörte!

Ich bin immer auf meiner Hut, wo ich es für nöthig erachte.

Und bei mir?

Bei Ihnen, Frau Marquise, bin ich auch auf meiner Hut – aber nicht in dieser Beziehung.

Halten Sie mich für keine Bewunderin des Kaisers?

O, wer könnte daran zweifeln, sagte er, indem er seine halb geöffneten Augen mit einem eigenthümlichen Ausdrucke auf sie richtete – es wäre ja eine Majestätsbesleidigung! Und warum sollten ein paar so unwichtige Personen, wie wir Beide, den großen Kaiser, den Besieger Europa's, nicht eben so sehr bewundern, als die ganze

übrige Menschheit; für so thöricht werden wir uns gewiß Beide nicht halten!

Gewiß nicht, erwiederte sie lächelnd – und ich freue mich, daß wir in unseren Gesinnungen übereinstimmen. Aber da Sie mir nichts Neues zu erzählen wissen, so will ich es thun. Vielleicht interessirt es Sie, zu erfahren, daß ich in wenigen Tagen meine Tochter erwarte.

Ihre Tochter? fragte der Herzog mit unverstellter Ueberraschung. Sie haben eine Tochter?

War Ihnen das unbekannt? fragte sie, sich ihrerseits überrascht stellend; ich glaubte Sie von unseren Familienverhältnissen unterrichtet.

Ich habe nie etwas davon erfahren und bin erstaunt ....

Sie verstellen Sich, Sie verstellen Sich, sagte sie, mit dem Finger drohend; aber welchen Grund dazu Sie auch haben mögen ....

Ich versichere Sie auf meine Ehre ....

Nun, so wird meine Neuigkeit Sie ja um so mehr interessiren. Wir haben unsere Tochter in einer vortrefflichen Pensions-Anstalt, welche sich in einer Stadt in Deutschland befindet, die jetzt zu dem Königreiche Westfalen gehört, erziehen lassen. Mehrfache Gründe haben uns dazu bestimmt. Zuerst war es die Unsicherheit unseres eigenen Aufenthaltes, welche uns bewog, das theure Kind einem sicheren Schutze anzuvertrauen; als wir dann später nach Frankreich zurückkehrten, um unser Vermögen zu retten, befand sich Margot in ihrer Pension so wohl, sie genoß eines so vortrefflichen Unterrichtes, daß wir es

für besser hielten, ihre Erziehung dort in der ländlichen Stile vollenden und sie erst hieher kommen zu lassen, wenn sie geistig und körperlich ausgebildet sein würde. Wir erfüllten dabei zugleich ihre wiederholten, dringenden Bitten, da es ihr ein schmerzlicher Gedanke war, sich von den Gespielen ihrer Jugend und von ihren Lehrerinnen zu trennen, welche sie im hohen Grade lieben und hochschätzen gelernt hatte.

Und jetzt ist der Zeitpunct eingetreten?

Jetzt, da Margot vor einigen Monaten siebenzehn Jahre alt geworden ist, würde es unpassend sein, sie länger in der Pension zu lassen – außerdem, setzte sie mit einem tiefen Seufzer hinzu, sehnt sich mein mütterliches Herz nach dem schweren Verluste, den es erlitten hat, die so lange und schmerzlich entbehrte Tochter zu sehen und sich an ihrem Umgange zu erfreuen.

Natürlich – natürlich – bemerkte der Herzog sichtlich zerstreut – also Ihr Fräulein Tochter ist jetzt siebenzehn Jahre alt und wird bald zu ihnen zurückkehren?

Sie bereits unterwegs und ich erwarte sie mit Sehnsucht. In wenigen Tagen hoffe ich sie umarmen zu können, denn ihr letzter Brief aus Köln benachrichtigt mich, daß sie die Zeit nicht erwarten könne, um mich zu begrüßen.

Erlauben Sie, Ihnen meinen aufrichtigsten Glückwunsch abzustatten, sagte der Herzog wieder mit seinem verschleierten Blicke – wenn das Geschick Ihnen Ersatz für den großen Verlust zu geben im Stande ist, wird es

durch den Besitz einer jungen schönen und liebenswürdigen Tochter allein möglich sein.

Allerdings – es wird dadurch allein möglich sein – wenn es überhaupt möglich ist, erwiederte sie mit dem Ausdrucke, wirklichen Gefühles, aber eine Mutter, welche alle ihre Hoffnungen auf ihren einzigen Sohn gesetzt hat, kann solchen Verlust niemals vergessen.

Ich empfinde das mit Ihnen, sagte der Herzog wieder in seinem gewöhnlichen Tone – aber wir leben in einer eisernen Zeit, wo die Klagen der Mütter, der Bräute und der jungen Wittwen etwas so Alltägliches sind, daß man kaum mehr darauf achtet. Der Mensch gewöhnt sich zuletzt an Alles. So ist es bei uns auch schon zur Gewohnheit geworden, den Boden fremder Länder mit dem Blute unserer Jugend zu sättigen und es für nothwendig zu erachten, daß dies zum Ruhme Frankreichs geschehen müsse. Die Klugen und der Schmerz der Einzelnen, der vielen Einzelnen verhallen in dem Jubel des Ganzen – denn die Zahl der Gebliebenen wird auf Seiten des Feindes ja immer viel größer angegeben, und die kaiserlichen Adler sind die Träger des Sieges. Sie sehen, Frau Marquise, wir haben eigentlich gar keine Ursache zur Trauer, denn die Größe und der Ruhm des Kaisers – das heißt Frankreichs – setzte er mit einem spöttischen Lächeln hinzu, entschuldigt für Alles.

Aber er ist bei all seiner Macht doch nicht im Stande, die Spanier, welche fest an ihrem angestammten Königshause halten, zu besiegen – und gerade in diesem eben so

ungerechten als entsetzlichen Kriege mußte mein armer Sohn ums Leben kommen.

Haben Sie jetzt Näheres über seinen Tod erfahren?

Nichts weiter, erwiederte sie mit niedergeschlagenen Augen. Er ist sogleich im Anfange der Schlacht von Ocona gefallen, als die Spanier sich noch im Vortheile befanden und den Angriff des Generals Leval zurückschlugen. Nur eine sehr kurze Zeit hat sich der Ort, wo man ihn zuletzt gesehen und mit seinem Pferde im Kartätschenfeuer einer Batterie niederstürzen sah, in den Händen der Spanier befunden. – Die Spanier wurden sehr bald wieder geworfen und in die Flucht geschlagen – wir machten ja zehntausend Gefangene – aber alle Nachforschungen sind vergebens geblieben, obgleich das Schlachtfeld in unseren Händen blieb – seine Leiche ist nicht aufgefunden worden.

So ist er vielleicht in Gefangenschaft gerathen?

In der Schlacht von Ocana haben die Spanier gar keine Gefangenen gemacht, im Gegentheil sind ihre geschlagenen und gänzlich aufgelösten Heerestrümmer unausgesetzt verfolgt worden – aber was nutzt es, darüber noch zu reden? – es sind jetzt sechs Monate seit jenem unglücklichen Tage verflossen, und die sorgfältigsten Nachforschungen haben kein Resultat gehabt. Wie war dies auch anders möglich? fuhr sie mit einem tiefen Seufzer fort. Als die Nachricht der glorreichen Schlacht hieher gelangte, waren bereits vierzehn Tage vergangen, und erst nach wieder vierzehn Tagen, erschien die Liste der gebliebenen Officiere. Hinter dem Namen meines armen

Sohnes stand das verhängnißvolle Wort: »Vermißt«, weil man seine Leiche, um die man sich wahrscheinlich gar nicht bekümmert, nicht aufgefunden hatte. Als wir dann einen Bevollmächtigten hinsandten, der fast zwei Monate später dort eintraf, hatte man die Todten längst begraben, und wir konnten nichts weiter erfahren, als daß er wahrscheinlich mit begraben sei, da man ihn hatte fallen sehen.

Entschuldigen Sie, sagte der Herzog, daß ich Ihrem Schmerze durch meine Fragen unnöthiger Weise neue Nahrung gegeben habe, denn nach diesen Mittheilungen ist allerdings nicht daran zu zweifeln, daß Ihr Sohn den Tod für den Ruhm Frankreichs gefunden hat.

Nein, es ist nicht daran zu zweifeln wiederholte sie, sich gewaltsam aufraffend – mein Sohn ist todt, und ich habe jetzt einen Trost darin gefunden, dieser schrecklichen Ungewißheit enthoben zu sein. Wenn etwas mich beruhigen kann, so ist es die Ueberzeugung, daß ich Alles aufgeboten habe, um ihn von dem Entschlusse, in die kaiserliche Armee zu treten, abzuhalten. Aber er war von diesem Wahne nicht zu heilen – er sah in Napoleon den Heros des Jahrhunderts – das Phantom des Ruhmes hatte ihn berückt; und er begeisterte sich in dem Gedanken, als sieggekrönter Held aus dem Kriege heimzukehren.

Wollen Sie ihm das zum Vorwurfe machen? fragte der Herzog – Hunderttausende sind von diesem Wahne ergriffen, die ganze Jugend Frankreichs. Was gäbe es auch

Verlockerendes, as heute als gemeiner Soldat einzutreten, um nach einigen Jahren als General zurückzukehren? Ein jeder Spieler hofft das große Loos oder wenigstens Ein großes Loos zu gewinnen und achtet nicht auf die Masse der Verlierenden, wenn er seinen Einsatz macht. Der Kaiser ist ein geübter und kluger Bankhalter und weiß die Thorheiten der Menschen richtig zu würdigen und auszunutzen.

Wie Sie mir neulich sagten, beabsichtigen Sie jedoch selbst bei diesem Banquier zu pointiren? fragte sie, ihn scharf ansehend.

Ich folge darin nur Ihrem Beispiele, Frau Marquise. Das menschliche Leben ist mehr oder weniger nichts als ein Hazardspiel. Ein Jeder ist genöthigt, auf irgend eine Karte zu setzen; es handelt sich nur darum, dies mit Klugheit, Vorsicht und Ueberlegung zu thun und das Glück, so viel es bei dieser junischen Göttin möglich ist, zu corrigiren. Meine Vermögensverhältnisse lassen leider Vieles zu wünschen übrig, denn mein Vater und Großvater waren verschwenderische und unglückliche Spieler. – Ich könnte eine reiche Erbin heirathen, fuhr er mit einem spöttischen Lächeln fort, und für die erschwindelten Schätze irgend eines Parvenu meinen alten Adel in die Wagschale legen, der jetzt, nachdem man im Hasse dagegen abgestumpft ist, wieder anfängt, im Preise zu steigen – aber ich werde mich niemals mit diesem sogenannten Volke gemein machen; auch bin ich entschlossen, niemals zu heirathen.

Niemals zu heirathen?

Scheint Ihnen das sonderbur? Ich habe bei den Frauen viele Erfahrungen gemacht; meine Illusionen sind in dieser Beziehung vollständig absorbirt, wenn sie überhaupt vorhanden waren – ich würde, so unglaublich Ihnen das klingen mag, nur ein Mädchen heirathen, welches mich wahrhaft und um meiner selbst willen liebte und dabei zugleich mir die Mittel zu einem standesgemäßen Leben mitbrächte – da sehen Sie wohl, Frau Marquise, setzte er spottend hinzu, daß es für mich eine Unmöglichkeit ist, zu heirathen – denn eine Frau, die ihren Mann um seiner selbst willen liebt, ist an und für ich schon ein Widerspruch – besonders aber, wenn man noch damit die Anforderung verbindet, daß sie reich sein soll.

Bei solchen Ansichten scheint es mir allerdings gerechtfertigt, daß Sie unverheirathet bleiben.

Es freut mich, daß Sie dies anerkennen, denn ich lege einen großen Werth auf Ihr Urtheil.

Und auf welche Karte wollen Sie nun Ihr Glück setzen?

Ein guter Spieler läßt sich niemals in die Karten sehen – vor Ihnen habe ich jedoch keine Ursache zu einer solchen Vorsicht, da ich weiß, daß Sie dieselbe Farbe halten, erwiederte er, sie fest ansehend.

Ich verstehe Sie nicht.

Sie haben Ihren Herrn Gemahl bewogen, nach Frankreich zurückzukehren, um jene ihm geraubten Güter wieder in Besitz zu nehmen; Sie haben ihn ferner bestimmt, sich zum Kammerheren und Almosenier Sr. Majestät des Kaisers machen zu lassen – ich finde das sehr verständig und beabsichtige, Ihrem Beispiele zu folgen.

Sie wollen auch Kammerherr werden? fragte sie erstaunt.

Das nicht – ich glaube zu einer solchen Stelle nicht die erforderlichen Eigenschaften zu besitzen, nein – ich beabsichtige, die diplomatische Carriere einzuschlagen. Ich glaube in Ihren Mienen die Billigung dieses Vorsatzes zu lesen, und das freut mich wiederum sehr, fuhr er fort – Herr von Talleyrand ist ein Bekannter meines verstorbenen Vaters – man wünscht Leute aus guten, alten Häusern sich in dieser Sphäre dienstbar zu machen, denn es klingt immer besser, wenn der Attaché oder der Gesandte selbst einen Herzogstitel vor seinen Namen setzen kann, als wenn dieser schlechtweg und unangenehm an die Republik erinnert, besonders bei den noch bestehenden legitimen Fürsten. Ich werde mich also vorläufig irgend einer solchen Gesandtschaft zutheilen lassen und dort am besten Gelegenheit haben, diejenigen Interessen zu verfolgen, welche – doch ein Diplomat muß vor Allem geheimnißvoll sein, setzte er lachend hinzw, deßhalb hoffe ich: Ihnen dasjenige gesagt zu haben, was zu sagen überhaupt nöthig war.

Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen, erwiederte die Marquise, sichtlich geschmeichelt, und billige vollkommen Ihren Plan.

Das freut mich außerordentlich – vielleicht, daß ich schon binnen kurzer Zeit nach Petersburg abreise.

So weit – zu den Russen? Da bedaure ich Sie doch von Herzen.

Thun Sie das gar nicht, das Leben in Petersburg soll, abgesehen von dem Klima, sehr unterhaltend und piquant sein – Urnatur und Uebercivilisation in tollem Gemisch, jedenfalls für mich interessant – außerdem, fuhr er ernster fort, außerden ist eine sichtliche Spannung zwischen den beiden Kaisern eingetreten, die sich auf dem Niemen[1] so herzlich umarmt haben. Napoleon kann es durchaus nicht vergessen, daß man ihm eine russische Prinzessin verweigert; die nicht streng geübte Continental-Sperre gibt einen plausibeln Grund zu Beschwerden, und es scheint mir fast, als ob der unruhige Geist des Kaisers, der sich jetzt vergeblich in Europa umsieht, um die Aufregung des Schlachtens genießen zu können, im Stillen über den Plan brüte, dies in Rußland zu versuchen.

Und was knüpfen Sie an diese Betrachtung?

Manches und Vieles! Rußland ist groß – vielleicht – doch jetzt hülle ich mich wieder in meine Diplomatie. Wann werden Sie das Vergnügen haben, Ihr Fräulein Tochter zu empfangen? fragte er, plötzlich abspringend.

Ich hoffe, am Anfange der künftigen Woche.

So erlauben Sie mir wohl, einige Tage später meinen Besuch zu erneuern, um das Glück haben zu können, der jungen Marquise vorgestellt zu werden?

Sie werden uns stets willkommen sein.

---

[1] Oberlauf des Flusses Memel außerhalb des ehemaligen Ostpreußens, heutiges Litauen und Belarus.

So habe ich denn die Ehre, Sie zu grüßen, sagte er aufstehend mit einer verbindlichen Verneigung, und bitte, mich Ihrem Herrn Gemahl angelegentlich zu empfehlen.

Viertes Capitel.

Die Marquise blickte dem Herzoge mit einer spöttisch kalten Miene eine Zeit lang nach. Er ist sehr von sich und seinen Fähigkeiten eingenommen, sagte sie dann; wenn er es weniger wäre, würde ich ihn für klüger halten; immerhin gehört er zu denen, die als Werkzeuge in der Hand des Kaisers geeignet und Willens sind, diese Hand selbst zu verletzen, wenn man dies auf Rechnung des Zufalls setzen kann. Er wird, sollte die Zeit kommen, zu seinen offenen Feinden gehören, wie jetzt zu seinen geheimen. – Ob diese Zeit jemals kommen wird? fuhr sie leiser sprechend fort – Niemand kann es wissen – und nach menschlicher Berechnung werden wir es nicht erleben – dies kann uns jedoch nicht daran hindern, uns damit zu beschäftigen und darauf vorbereitet zu sein. Ah – mein Mann kehrt von St, Cloud zurück, sein Wagen hält vor dem Portal – man scheint heute seiner nicht zu bedürfen und daher mit wichtigen Dingen beschäftigt zu sein.

Ich lasse meinen Gemahl bitten, wenn es seine Zeit erlaubt, zu mir zu kommen, sagte sie zu einem eintretenden Bedienten.

Der Herr Marquis werden sogleich erscheinen, nach dem sie sich umgekleidet haben.

Er ist immer froh, wenn er den Kammerherrn ausziehen kann, bemerkte sie, als sie sich wieder allein befand, und besitzt leider nicht die Befähigung, diese Stellung, welche ihn oft in die unmittelbare Nähe des Kaisers führt, auszunutzen. Er weiß von nichts, er erfährt nichts und seine Auffassung ähnelt derjenigen eines unerfahrenen Kindes.

Guten Tag, Nannon, sagte der eintretende Marquis, indem er sich erschöpft in einen Sessel setzte – wie befindest Du Dich? Es ist heute gewaltig heiß, und auf der Chaussee war ein immenser Staub.

Der Marquis war ein kleiner, zierlich gebauter Mann in den Anfängen der Sechszig. Er hatte ein wohlwollendes, gutmüthiges Gesicht, dessen sanft blickende braune Augen diesen Eigenschaften seines Herzens eben so unverhohlen Ausdruck verliehen, als sie darthaten, daß Charakterstärke und besondere Schärfe des Verstandes von ihm weniger zu erwarten seien.

Du kehrst ja früh zurück, sagte die Marquise, ohne die Aeußerungen ihres Mannes weiter zu beachten, bedarf man Deiner heute nicht in St. Cloud?

Nein, Gott sei Dank, erwiederte er, sich den Schweiß abwischend, heute nicht und die ganze Woche nicht – ich bin glücklich, denn ich habe Ruhe und bin dieses lästigen Dienstes einige Zeit enthoben!

Wenn er Dir so lästig ist, weßhalb hast Du ihn angenommen, Dich darum beworben?

Beworben – fragte er verwundert, habe ich mich darum beworben? Und wenn ich es gethan, geschah es nicht

auf Dein ausdrückliches Verlangen? Hieltest Du es nicht für nothwendig, obgleich ich es nicht eingesehen, daß ....

Ich hielt es für nothwendig und Du hast es eingesehen, sonst würdest Du meinen Rath nicht befolgt haben, unterbrach sie ihn; ich hoffe, Du siehst dies ebenfalls ein.

Allerdings, allerdings – dennoch wünschte ich, diese Nothwendigkeit wäre nicht vorhanden gewesen.

Lassen wir das, sagte sie in einem Tone, der jeden weiteren Widerspruch bei ihm beseitigte, man überlegt seine Entschlüsse vorher und klagt nicht darüber, wenn man sie ausgeführt hat.

Ich klage ja auch nicht, erwiederte er, sie freundlich ansehend; aber ich werde mich doch freuen dürfen, wenn ich ein paar Tage ohne diesen lästigen Dienst sein kann.

Du bist einmal unverbesserlich, Louis, also freue Dich immerhin. Was bringst Du Neues?

Neues? Ich weiß wirklich nichts, was Dich besonders interessiren könnte. Der Kaiserin ist die Reise gut bekommen, sie ist sehr heiter und munter; aber der Kaiser ist ernst und verdrießlich, und man hält die Aussöhnung mit seinem Bruder, dem Könige von Holland, nicht für nachhaltig.

Nicht? Nun, meinetwegen. Er hat sich von seiner Frau scheiden lassen und überwirft sich jetzt mit seinen Brüdern, weil ihn seine Geschenke bereits reuen und er sie wieder haben möchte – Holland wird bald eine französische Provinz werden, und wenn erst ganz Europa zu

Frankreich gehört, werden wir mit der Eroberung Asiens beginnen.

Ach, was Du für Ideen hast! erwiederte er in zweifelhaftem und zugleich lächelndem Tone – mir scheint das unglaublich.

Meinetwegen. Dir scheint Vieles unglaublich, was ganz zweifellos ist, und Vieles glaublich, dessen Thorheit auf der Hand liegt. In acht Tagen spätestens, fuhr sie in verändertem Tone fort, wird Margot eintreffen; sie ist jetzt in Brüssel.

In acht Tagen – wiederholte er, während seine Augen vor Freude glänzten – ach, wenn nur kein Hinderniß mehr eintritt – wie glücklich werde ich sein, dieses lang entbehrte Kind wieder an mein Herz zu drücken!

Ich nicht weniger, erwiederte sie mit einem leichten Beben ihrer Stimme – da wir keinen Sohn mehr haben, so werden wir wenigstens eine Tochter besitzen.

Der arme, theure Raoul, sprach er von Schmerz ergriffen – ach, daß er so früh, in der Blüthe seiner Jahre sterben mußte! – Ich mache mir jetzt die bittersten Vorwürfe darüber, daß wir Margot auf eine so – so lieblose Weise von uns gegeben haben, und denke immer, er würde noch leben, wenn sie bei uns geblieben wäre. Der liebe Gott hat uns die Strafe geschickt ....

Ich bitte Dich, Louis, unterbrach sie ihn in hartem Tone, verschone mich mit den sentimentalen Ergüssen Deiner unklaren Anschauung. In welchem Zusammenhange steht Raoul's Tod mit Margot's Entfernung? Kannst Du

irgend einen auffinden? Du schweigst, weil Deine Weisheit wieder zu Ende ist. Haben wir uns nicht von unserer Tochter getrennt nur unseres Sohnes wegen? Warst Du nicht damit einverstanden? Also was schwatzest Du jetzt, nachdem er wie soviele Hunderttausende dem Ehrgeize des Kaisers zum Opfer gefallen ist?

Ja, ich habe damals eingewilligt, erwiederte der Marquis mit mehr Festigkeit, als ihm sonst eigen war, ich habe eingewilligt, aber es immer bereut, daß ich es gethan, und bereue es auch noch.

Du drückst Dich ja ungewöhnlich bestimmt aus, sagte sie, ihn scharf ansehend; da es aber wenige Handlungen gibt, die Du nachher nicht bereutest, eine Eigenschaft, die Du mit allen schwachen Menschen gemein hast, so lege ich natürlich keinen Werth darauf. Du bist eines großen Entschlusses, der Verfolgung eines großen Zieles absolut unfähig; ich habe das fünfundzwanzig Jahre mit Dir durchgemacht und werde es auch noch länger ertragen. Sind unsere Vermögensverhältnisse etwa so glänzend, daß die Theilung sich mit der Erhaltung unseres alten Hauses vereinigen ließe? Haben wir dies nicht Alles wohl und reiflich erwogen?

Was hat es uns genutzt? erwiederte er traurig. Raoul ist todt, und der Erbe der Beaumont wird einen andern Namen tragen.

Kein Mensch vermag in die Zukunft zu sehen, aber den uns von Gott verliehenen Verstand haben wir deßhalb erhalten, um ihn zu gebrauchen. Auch ich bin die letzte

Erbin eines alten Geschlechtes, fuhr sie mit Stolz fort, eines so alten Geschlechtes, daß dasjenige der Beaumont dagegen verschwindet. Ich habe Dir das Erbe dieses Geschlechtes als Mitgift gebracht, und ich will, daß es erhalten werde in seiner Gesammtheit, soweit es überhaupt noch möglich ist. Wäre dem Adel die Befugniß nicht genommen, seine Güter nach dem alten Rechte der Majorate zu vererben, hätten wir Raoul das Ganze hinterlassen und Margot dabei anständig dotiren können, so würden wir nicht nöthig gehabt haben, uns von ihr zu trennen.

Das hatten wir auch so nicht, erwiederte er mit ungewöhnlicher Hartnäckigkeit; wir besitzen vierzigtausend Francs Renten, ein Einkommen, welches hinreicht, um beide Kinder auskömmlich zu dotiren. Das Geld allein macht ohnehin nicht glücklich!

Verschone mich mit diesen albernen Gemeinplätzen! rief sie heftig. Die wenigen Träger des alten, gemißhandelten französischen Adels müßten Alles aufbieten, um die Ehre und das Ansehen ihres Geschlechtes in dieser nivellirenden Zeit zu erhalten, damit sie, wenn der Umschwung zur alten Ordnung eintritt, denselben Standpunct einnehmen können, von dem sie Gewalt und Unrecht vertrieben hat. Damals, als wir den Entschluß faßten, nach Frankreich zurückzukehren und uns scheinbar dem Usurpator anzuschließen, um unsere Güter nicht für immer in die Hände gieriger Räuber fallen zu lassen, damals haben wir es uns klar gemacht, daß wir nur Einen

Erben dieser ohnehin geschmälerten Güter haben dürften, wenn der Glanz und das Ansehen unseres Hauses erhalten werden sollte. Wir entsagten einer Tochter, welche der Ausführung dieses Planes entgegenstand, und vertrauten sie einem treuen und bewährten Diener an – wir entsagten ihr, ohne uns die Möglichkeit zu rauben, sie zu uns zurückkommen zu lassen, wenn es die Umstände gestatteten.

Ja, das haben wir uns damals klar gemacht, sagte er mit einem tief schmerzlichen Tone – Du hast es Dir klar gemacht und ich habe eingewilligt, weil Du es Dir klar gemacht hattest – ach, und dann haben wir uns wenig mehr um das arme Kind bekümmert!

Wenig bekümmert? fragte sie, ihn zornig anblickend, während er mit niedergeschlagenen Augen und mit gefalteten Händen da saß – Du bist ja heute in einer besonders liebenswürdigen Laune! Hat es dem alten Viorne vielleicht an Geld gefehlt? Hat sie Mangel gelitten? Waren wir nicht immer von ihrem Aufenthalte, von ihrem Ergehen unterrichtet? Als wir dann durch einen besonders abgesandten Agenten erfuhren, daß der alte Viorne umgekommen sei, Margot aber sehr glücklich und zufrieden bei einem reichen Hammerbesitzer lebe, der sie, wie man allgemein glaube, adoptiren wolle, hatten wir da irgend eine Veranlassung, ihn daran zu hindern? Wir mußten vielmehr den Zufall preisen, der sie in diese für sie so günstigen Verhältnisse gebracht hatte, wo sie wahrscheinlich recht glücklich geworden wäre, obgleich sie

ihr Leben in untergeordneten und beschränkten Verhältnissen hätte zubringen müssen. Wie kannst Du daher sagen wir hätten uns wenig um sie bekümmert? Wir haben uns gerade so viel und so weit um sie bekümmert, als es nöthig und zuträglich war, um den einmal reiflich erwogenen und wohl überlegten Entschluß zur Ausführung zu bringen.

Und doch hat uns das Alles nichts genutzt. Jahre lang haben wir der Anwesenheit eines lieben Kindes entbehrt, um – nun ja, um einen Plan auszuführen. Wir haben unsere Tochter fremden Menschen, den unberechenbaren Wechselfällen des Zufalles überlassen – wir, die Eltern, die wir Pflichten gegen dieses Kind hatten – wir haben dies Alles geopfert und hingegeben – und doch Alles umsonst – sie hätte ruhig und im Frieden bei uns bleiben können – Raoul lebte dann vielleicht noch!

Du bist unverbesserlich, sagte sie, ihn mit zornigen Blicken ansehend, und wenn eine unklare Idee einmal in Deinem Kopfe Wurzel geschlagen hat, ist es schwer, sie daraus zu entfernen! Er wiederholte nichts auf diese harte Aeußerung, weil er aus Erfahrung wußte, daß es doch keinen Zweck habe, und er den Frieden liebte, den Frieden, welchen er sich stets dadurch verschaffte und erhielt, daß er seiner Frau nachgab und sich ihrem Willen fügte.

Nun? fragte sie nach einiger Zeit, während Beide geschwiegen – ich hoffe, Du hast Dich überzeugt, daß unsere Handlungsweise die richtige war, so wie sie die damaligen Verhältnisse erforderten.

Wenn ich auch nicht überzeugt wäre, was würde es nutzen? – was geschehen ist, läßt sich ja doch nicht mehr ändern!

Nein, es würde auch nichts nutzen, darum schweigen wir davon. Der Herzog von Villeroi war hier und läßt sich Dir empfehlen.

Ich danke, erwiederte der Marquis, dessen Gedanken sichtlich mit anderen Dingen beschäftigt waren.

Wir werden ihn zu unserer nächsten Soirée einladen – er ist ein gewandter, gescheidter Mann und steht in naher Beziehung zu dem Fürsten von Benevent.

Zu Talleyrand? Was kümmert uns das? Dieser Mann hat viele Beziehungen, und wenn ich der Kaiser wäre, so würde ich ihm weniger Vertrauen schenken.

Du entwickelst einen ungewöhnlichen Scharfsinn, sagte sie spöttisch – da Du aber nicht der Kaiser bist, so scheint es für uns vortheilhaft, eine Verbindung mit denjenigen zu erhalten, denen der Fürst vertraut.

Ich weiß nicht, was Du damit sagen willst?

Immerhin, darauf kommt es auch nicht an – glaube mir aber, daß es für uns von Nutzen sein kann, die Verbindung mit dem Herzoge zu befestigen. Wir werden daher in diesem Sinne handeln und ihn zu unseren Soiréen einladen.

Zu unseren Soiréen? fragte er ängstlich – beabsichtigst Du, jetzt noch Soiréen zu geben? – die Saison ist vorüber.

Wir werden unsere Tochter in die Gesellschaft einführen müssen und können damit nicht warten bis zum künftigen Winter.

Wir sind ja noch in Trauer!

Morgen ist das halbe Jahr zu Ende, und es muß daher auch mit diesen äußerlichen, ohnehin überflüssigen Kundgebungen ein Ende nehmen. Die Zeit, welche Vieles ändert und die so viele Tausend Opfer fordert, hat auch diese Sitte geändert, denn die Hälfte der Bevölkerung würde ja in Schwarz gehen, wollte man die Todten ein Jahr lang äußerlich betrauern. Abgesehen aber davon, daß uns nichts hindert, den Tod unseres Sohnes im Stillen zu beklagen, wünsche ich nicht, daß Margot sogleich mit dieser Trauerbotschaft empfangen werde. Wie mir die Hofmeisterin schreibt, hängt sie sehr an Raoul, den sie, wie du weißt, in ihrem letzten Aufenthalte wiedergesehen hat. Sie hofft, ihn hier, wenn auch nicht gleich, doch bald wiederzufinden, und es würde daher grausam sein, sie sofort mit der Zerstörung dieser Hoffnung zu empfangen.

Ja, ja, es würde grausam sein, sagte er traurig.

Wir werden ihr daher den Tod ihres Bruders vorläufig und so lange verheimlichen, bis sie sich bei uns mehr eingerichtet und in ihrer neuen und ungewohnten Umgebung eingelebt hat.

Das wird aber sehr schwierig sein, außerdem könnte der Zufall ....

Es wird nicht schwierig sein, wenn wir es wollen – und wir werden es wollen! unterbrach sie ihn bestimmt. Ich lege morgen die Trauerkleider ab, damit sie durch kein äußeres Zeichen an ihren und unseren Verlust erinnert wird. Ihr dann davon zur geeeigneten Zeit Mittheilung

zu machen, wird meine Sorge sein. Du kannst Dich daher der Freude, Deine lang entbehrte Tochter wiederzusehen, ohne allen Rückhalt und ohne Beigeschmack hingeben. – Doch es ist Zeit zum Diner, fuhr sie fort – ich fahre demnächst in die Oper. Wirst Du mich begleiten?

Heute nicht, wenn Du es nicht besonders verlangst – ich bin ermüdet von der Fahrt nach St. Cloud, außerdem auch nicht in der Stimmung ....

Ganz nach Deinem Belieben, unterbrach sie ihn – Du weißt ja, daß wir übereingekommen sind, uns so wenig als möglich zu geniren. –

Der geneigte Leser wird aus dieser und der vorhergegangenen Unterredung bereits das eigenthümliche Verhältniß erfahren haben, in welchem der Marquis und die Marquise zu ihrer Tochter sich befanden; wir sind jedoch genöthigt, dasselbe noch mehr aufzuklären.

Die Marquise war eine stolze Frau von scharfem, berechnendem Verstande. Einem alten Abelsgeschlechte Frankreichs angehörend, dessen letzter weiblicher Sproß sie war, hatte sie die ansehnlichen Güter desselben ihrem Manne als Mitgift zugebracht. Der Adel des Marquis war weder so alt als der ihrige, noch sein Vermögen dem ihrigen gleich. Sie hatte den Marquis geheirathet aus einer Laune, welche sie bald darauf bereute, da sie eigentlich nur durch das Bedürfniß erzeugt war, einem anderen vornehmen jungen Adeligen, der sie verschmäht hatte, den Beweis zu liefern, wie thöricht er gehandelt habe, ihre so

sehr gesuchte Hand auszuschlagen. Derartige, aus unlauteren Beweggründen hervorgegangene Handlungen haben niemals die beabsichtigte Wirkung; so erkannte die stolze Marquise auch bald, daß der zu Aergernde sich gar nicht geärgert habe, indem er in seiner Gleichgültigkeit gegen sie beharrte und sich bald darauf ebenfalls sehr glänzend verheirathete. Die Gutmüthigkeit und Charakterschwäche ihres Mannes, den sie ohnehin niemals geliebt hatte, theilte ihr bald die unbedingte Herrscherrolle in dem ehelichen Verhältnisse zu, die er um so lieber anerkannte, als er, wie alle schwachen Menschen, nothwendig eines Anderen bedurfte, dem er sich unterordnen und von dem er sich leiten lassen konnte. Der Marquise Hauptbestreben war es, den Glanz und die Würde ihres alten, selbst mit den Königen einmal verbunden gewesenen Geschlechtes aufrecht zu erhalten. Die Geburt eines Sohnes, des künftigen Erben der sehr umfangreichen Majorats-Herrschaft, erfüllte bald darauf einen ihrer sehnlichsten Wünsche. Vier Jahre später wurde auch Margot geboren, die man weniger freundlich begrüßte und der damaligen, noch jetzt in Frankreich unter der vornehmen Welt herrschenden Sitte gemäß auf dem Lande einer Amme übergab.

Dann kam der Sturm der Revolution, und es gelang dem Marquis, oder vielmehr der Marquise, nachdem sie, soweit es thunlich war, einen Theil ihres beweglichen Vermögens versilbert hatte, mit den beiden Kindern und einem alten Diener die Gränze Frankreichs zwischen sich und die Guillotine zu bringen. Sie lebten eine Zeit lang in

der Schweiz, und als deren Neutralität durch die französischen Armeen verletzt wurde, sehr verborgen im südlichen Deutschland. Als die Verhältnisse sich durch die Erhebung Napoleon's zum Kaiser der Franzosen wieder consolidirt hatten, als dieser eine Amnestie für die ausgewanderten Adeligen erlassen, denen die Rückgabe ihrer Güter, wenn auch mit Bedingungen, zugesichert wurde, faßte die Marquise den Entschluß, so sehr sie das kaiserliche Regiment auch haßte, nach Frankreich zurückzukehren, um zu retten, was zu retten sei, damit sie später nach der Wiederherstellung des gemißhandelten Königthums, nicht zu spät komme. So sehr die Marquise jedoch diese Wiederherstellung auch ersehnte, so konnte sie sich als kluge Frau doch der Betrachtung nicht verschließen, daß dazu wenig Aussichten vorhanden sei und daß ganz außergewöhnliche, ganz unerwartete Ereignisse eintreten müßten, um sie herbeizuführen. Der jugendliche Kaiser, umgeben von dem Glanze eines strahlenden Ruhmes, eben so unbesiegbar als Feldherr wie groß und genial als Politiker und Organisator, führte die Zügel der Gewalt mit starker Hand und war der Stolz und der Abgott Frankreichs.

Es konnte sich das Alles wieder ändern; alle Menschen, auch die Kaiser und Könige, sind sterblich – aber Vieles, ja, vielleicht das Meiste der neugeschaffenen Ordnung konnte doch schwerlich jemals wieder mit den früheren, durch die Revolution völlig veränderten Zuständen vertauscht werden. Dazu gehörten vor Allem die Privilegien des verhaßten und beseitigten Adels, der so lange auf

Kosten der Nation gelebt und diese für sich hatte arbeiten lassen. Die Majorate waren abgeschafft und es bestand kein Unterschied mehr in der Erbfolge zwischen den Kindern eines Herzogs und denen eines Bauers. Denjenigen Theil ihrer Güter, den es gelingen würde, wiederzuerhalten, indem man nach Frankreich zurückkehrte und scheinbar der neuen Ordnung anschloß, ohnehin wahrscheinlich kaum die Hälfte dessen, was sie besessen und was man ihnen auf so schändliche und gewaltsame Weise geraubt hatte, erbte daher nicht ihr Sohn, sondern wurde zwischen ihren beiden Kindern getheilt. Jeder Bewerber um die Hand ihrer Tochter würde dies zur ersten Bedingung gemacht und selbst gegen die gesetzlich zulässige Beschränkung der Erbtheilung protestirt haben. Der Glanz ihrer alten Familie wurde daher für immer zerstört, ihre Besitzthümer zersplitterten sich und verfielen den nivellirenden Wellen des Zeitgeistes. Dies, so viel es möglich war, zu verhindern und dasjenige, was erhalten werden konnte, für ihren Sohn, den Erben des Geschlechtes, zu bewahren, wurde der Gegenstand all' ihres Sinnens und Denkens.

So unnatürlich es klingen mag, sie fand dieses Mittel in der Entäußerung ihrer Tochter. Als der erste Gedanke dieses verwerflichen Planes in ihr entstand, bebte sie selbst davor zurück; Stolz und Ehrsucht gewannen jedoch bald in ihr die Oberhand, und indem sie sich sagte, daß man dieses Kind, welches ihr überhaupt fremd geblieben, ja weder tödten noch verderben, sondern nur

unter anderem Namen und in solcher Weise erziehen lassen wolle, daß es ihr stets unbenommen bleibe, es wieder zurückzunehmen, reifte der Entschluß dazu bei ihr immer mehr, und als er erst einmal gefaßt war, handelte es sich nur noch darum, das Einverständniß ihres Mannes zu erzwingen.

Es war dies keineswegs so leicht, als sie bei der Schwäche seines Charakters angenommen hatte, denn er hing sehr an dem kleinen, lieblichen Mädchen, und gerade seine Charakterschwäche war das größte Hinderniß, sich davon zu trennen. Endlich mußte er sich doch fügen. Man stellte ihm vor, daß es keineswegs in der Absicht liege, sich Margot's zu entäußern; daß man sich in steter Verbindung mit ihr erhalten und für sie sorgen werde; daß es für sie selbst besser sei, sie in ländlicher Einsamkeit, als in der unruhigen und verdorbenen Hauptstadt zu erziehen, und daß man sie ja später zu jeder Zeit wieder in das elterliche Haus zurücknehmen könne. Ohne sich von der Nothwendigkeit oder auch nur von der Zweckmäßigkeit eines solchen Schrittes zu überzeugen, gab er doch schließlich nach, denn er war daran gewöhnt, dem Willen seiner Frau nachzugeben, und er hatte hier ohnehin außergewöhnlich und lange widerstrebt. Nachdem die Marquise sich der Zustimmung ihres Mannes versichert, übernahm sie allein die Ausführung, und zwar in ganz anderer Weise, als sie ihm vorgeredet hatte und auch ohne ihm davon weitere Kenntniß zu geben. Der alte Viorne, welcher im Hause ihrer Eltern geboren

und aufgewachsen war und ihr seine Treue und Anhänglichkeit in einer Weise bewahrt hatte, welche keinen eigenen Willen kannte, wurde von ihr in das Geheimniß gezogen und zum Erzieher und Beschützer des ihm anzuvertrauenden Kindes ausersehen. Sie befahl ihm, vor Allem dahin zu wirken, daß die Erinnerungen an ihre Eltern verwischt und vertilgt würden, welche, wenn es sein müßte, später wieder aufleben zu lassen keine Schwierigkeiten haben würde. Er müsse ihr stets vorhalten, daß ihre Eltern längst gestorben seien, daß sie von denjenigen, deren sie sich erinnere, nur aus Mitleid eine Zeit lang aufgenommen gewesen und jetzt lediglich seiner Pflege und Erziehung anheimgefallen sei. Er habe alle Vierteljahre regelmäßig an die Marquise zu schreiben, kurze Nachrichten über das Befinden Margot's und seinen Aufenthalt zu geben. Er müsse es sich ferner zur Aufgabe stellen, so unbeachtet wie möglich zu leben, um Margot vor der Gemeinschaft anderer und neugieriger Menschen zu bewahren; die nöthigen Geldmittel würden ihm regelmäßig zur Verfügung gestellt werden. Etwaige Briefe von dem Marquis seien niemals zu beantworten, sondern von ihm stets uneröffnet zu verbrennen.

Mit dieser Instruction versehen, reis'te Viorne mit Margot in einer Nacht ab, nicht ohne daß der Marquis einen zärtlichen Abschied von ihr genommen hätte. Sie war damals fünf Jahre alt, und in Ihrem kindlichen Herzen blieben nur wenige und schwache Erinnerungen an eine Zeit zurück, die sie in den ersten Anfängen des erwachenden Bewußtseins verlebt hatte. Sie verloren sich immer mehr,

da Viorne Sorge trug, dieselben nicht aufzufrischen, und er ihre Fragen später in einer Weise beantwortete, welcher die Absicht zu Grunde lag, die schwachen Nebelbilder ihres Gedächtnisses immer mehr zu verwischen. So wuchs sie auf fast ausschließlich im Umgange des alten Mannes, der eine große Anhänglichkeit für sie empfand und den sie zu lieben glaubte, weil das Herz des Kindes nothwendig einen Gegenstand besitzen muß, auf den es den Ueberfluß seiner Liebe übertragen kann.

Der Marquis kehrte mit seiner Frau und seinem Sohne nach Frankreich zurück, Den Bemühungen und den Verbindungen der Marquise gelang es, einen großen Theil der umfangreichen Familiengüter wiederzuerhalten; das Uebrige war bereits durch rechtsgültige Verkäufe in den Besitz von Anderen, namentlich von Güter-Speculanten, gefallen und unrettbar verloren. In der ersten Zeit beschäftigte sich der Marquis noch sehr viel mit seiner Tochter und machte mehrere vergebliche Versuche, sie zurückkehren zu lassen. Da diese jedoch alle an dem festen und entschiedenen Widerstande seiner Frau scheiterten, so gewöhnte er sich allmälig an den Zustand der Gegenwart; er dachte zwar zuweilen noch mit tiefer Wehmuth an das fortgesandte Kind, aber diese Gedanken wurden immer seltener, und als erst Jahre zwischen dem Tage ihrer Abreise lagen, bedurften sie schon einer äußeren Veranlassung zu ihrem Entstehen. Die vielen Kriege und Siege des Kaisers, überhaupt die Gestaltung der neuen Ordnung beeinflußten auch ihn. Er mußte sich

nach dem Willen der Marquise um eine Kammerherrn-Stelle bewerben, und als er diesen Dienst angetreten hatte, wurde seine Zeit, wenn auch mit den nutzlosesten und unwesentlichsten Geschäften, doch so sehr in Anspruch genommen, daß sie seine Gedanken vollständig erfüllten.

Inzwischen war Raoul herangewachsen und sprach den Entschluß aus, in die Armee einzutreten. So sehr die Marquise auch dem neuen Regimente feindlich war, so hatte sie diese ihre Gesinnung doch vor dem Sohne verborgen, dessen offener und der Verstellung abgeneigter Charakter leicht zum Verräther hätte werden können. Er war daher mit der Jugend jener Zeit in der Bewunderung und der Begeisterung für den Träger des Ruhmes Frankreichs aufgewachsen und brannte vor Verlangen, sich daran zu betheiligen. Alle Versuche, ihn von diesem Entschlusse abzubringen, scheiterten an seinem von der Mutter ererbten festen Willen. Man mußte, so ungern es geschah, nachgeben, und er wurde Soldat und bald Officier, wie bereits erzählt ist.

Die Marquise blieb in steter und regelmäßiger Verbindung mit dem alten Viorne und sandte ihm auch ohne Unterbrechung die verabredeten Geldunterstützungen. Da sie ihm jedoch dabei jedesmal wiederholte, jede Verbindung Margot's mit Anderen, die irgend weitere Nachfragen und Aufklärungen herbeiführen könnte, zu vermeiden, so schloß er sich, um in dieser Beziehung ja keinen Fehler zu begehen, immer mehr ab, lebte mit dem jungen Mädchen ganz vereinsamt und wechselte

seinen Aufenthalt, wenn er anfing, der Gegenstand der Neugierde zu werden. Als dann die im Anfange unserer Geschichte erzählte Katastrophe eintrat, welche den Tod des alten Viorne und den Verlust seiner den Briefwechsel mit der Marquise enthaltenen Schatulle herbeiführte, blieben seine Nachrichten natürlich aus. Zur Ehre der Marquise müssen wir berichten, daß diese sich darüber beunruhigte und, ohne Ihrem Manne irgend eine Mittheilung zu machen, einen Agenten nach Viorne's letztem Aufenthalte schickte, mit der Weisung, heimlich Erkundigungen einzuziehen, sich jedoch lediglich darauf zu beschränken, wenn er über Margot's weiteres Ergehen Kunde erlangt habe. Die ihr gewordenen Nachrichten beruhigten sie vollständig, und sie pries es als einen glücklichen Zufall, daß Margot in dem Hause des reichen und kinderlosen Fabrikanten eine so wohlwollende Aufnahme gefunden habe. Sie beschloß, sie dort ungestört zu lassen, da sie sich klar machte, daß sie selbst außer Stande sein würde, ihr ein besseres Loos zu bereiten.

Bei dem kurzen Besuche, welchen Raoul auf seiner eiligen Reise nach Spanien in Paris machte, erfuhr sie von ihm, daß er das junge Mädchen, die Gespielin seiner Kindheit, deren er sich, der um vier Jahre ältere Knabe, sehr deutlich erinnerte, wohl und munter wiedergesehen habe. Auch ihm wurde nochmals die Fabel ihrer Abstammung berichtet und es ihm klar gemacht, daß es für die elternlose Waise ein großes Glück sei, so liebevolle und wohlhabende Beschützer gefunden zu haben.

Es war mithin bis dahin Alles nach Wunsch gegangen, und die Marquise sagte sich, daß sie klug und verständig gehandelt und daher keine Veranlassung habe, sich in irgend einer Weise Vorwürfe zu machen. In diese Selbstbeschönigung einer lieblosen und egoistischen Handlungsweise fiel jedoch plötzlich aus heiterem Himmel ein zerstörender Blitz. Raoul, der Erbe der mit so großen Opfern erhaltenen Güter und Vorurtheile, war in der Schlacht von Ocana gefallen – war todt! Alle die künstlichen Berechnungen hatten sich als falsch erwiesen. – Einen *Erben* gab es nicht mehr – nur noch eine *Erbin* – aber jene Tochter, welche die Marquise mit Entäußerung des einem jeden Weibe angeborenen mütterlichen Gefühles in die Fremde hinausgestoßen hatte, sie war jetzt der einzige, wenn auch unvollkommene Ersatz. – Sie mußte zurückkommen – man mußte eine Fabel ersinnen – eine für sie und eine andere für die Welt – man fand beide – und riß das Kind jetzt eben so leblos aus der ihm zur Heimath gewordenen Welt, aus den Armen derjenigen, welche sie statt ihrer Eltern lieben gelernt hatte – was kümmerten die Marquise diese Rücksichten – sie bedurfte jetzt, da sie keinen Sohn mehr hatte, einer Tochter und ließ diese Tochter zurückkommen.

Fünftes Capitel.

Margot's Reise hatte eine längere Zeit in Anspruch genommen, als man beabsichtigte. Sie war leidend und traurig, und ihre Begleiter besorgten nicht mit Unrecht, sie könne unterwegs ernstlich erkranken. Theilnahmlos

und nur mit ihren Gedanken beschäftigt, hatte sie die wechselnden Gegenstände Kaum beachtet und stumm und zerstreut den Mittheilungen ihrer Begleiter zugehört, welche sich vergebens bemühten, heitere Empfindungen in ihr anzuregen. In Köln, welches zur damaligen Zeit sehr wenig geeignet war, solche Eindrücke hervorzurufen, hatte man mehrere Tage ausruhen müssen, eben so wieder in Brüssel. Dann war man rasch durch die fruchtbaren, aber reizlosen Gegenden des nördlichen Frankreichs gefahren und hatte Paris am Abende eines langen Sommertages erreicht. Die große Stadt mit ihrem rastlosen, unruhigen Treiben, mit der Abwechselung schmutziger und enger schmutziger Straßen, das ganze chaotische, nicht endende Gewirr von Häusern, Straßen, Plätzen, Wagen und Menschen machte einen betäubenden Eindruck auf Margot, deren Blicke so lange auf dem friedlichen Thale der Fichtenau geweilt hatten. Als sie die Seine überschritten hatten und in der Vorstadt St. Germain ankamen, wurde es ruhiger; man benachrichtigte Margot, daß sie jetzt bald die Wohnung ihrer Eltern erreicht hätten, und ihr Herz schlug angstvoll einem Augenblicke entgegen, den sie sich in ihrer Phantasie so oft und so verschieden ausgemalt hatte.

Der Wagen hielt; Bediente sprangen herbei; man war ihr beim Aussteigen behülflich, führte sie in das Haus und die breite Treppe hinauf. Ihre Knie bebten, als sie die Stufen derselben emporstieg, und ihr Auge suchte angstvoll nach ihren Eltern und vor Allem nach Raoul. Oben auf der Treppe stand eine hohe, mit gespannter Erwartung

zu ihr herabblickende Frau – sollte das ihre Mutter sein? Jetzt breitete diese die Arme ihr entgegen und sagte mit einer Stimme, die zwar freundlich klang, aber doch jenes sympathischen Tones entbehrte, welcher allein vom Herzen zum Herzen geht: Mein Kind, meine theure, so lange und so schmerzlich vermißte Tochter – sehe ich Dich endlich wieder!

Sie fühlte sich von ihren Armen, umschlungen und sank von ihren Gefühlen bewältigt weinend und demüthig an ihre Brust.

Komm, komm, meine liebe Margot, sagte die Marquise, den Kopf ihrer Tochter aufrichtend, indem sie sie küßte – komm, damit wir allein sein können. – Besorgen Sie Alles, fuhr sie in befehlendem Tone gegen einen, nach Margot's Auffassung sehr vornehm aussehenden Mann fort, und überzeugen Sie Sich selbst, daß nichts in den Zimmern meiner Tochter fehlt – ich wünsche jetzt ungestört zu sein, bis mein Mann kommt.

Dann nahm sie Margot an der Hand und führte sie durch mehrere Zimmer in das ihrige.

Hast Du noch eine Erinnerung an Deine Mutter, mein Kind fragte sie, nachdem sich Beide auf ein Sopha gesetzt, hattest Du Dir dieselbe so oder ähnlich vorgestellt? Ich glaube Dir, fuhr sie lächelnd fort, als Margot unmerklich und schüchtern mit dem Kopfe schüttelte, während ihr Auge musternd aber mit Befriedigung über die jugendlich schlanke Gestalt ihrer Tochter hinglitt – ich hätte mir diese Frage ersparen können, denn Du warst ja noch ein junges Kind, als Du uns geraubt wurdest – ich,

Deine Mutter, würde Dich selbst nicht wieder erkannt haben, obgleich Du Deinem Vater sehr ähnlich siehst. Wie lange, wie schmerzlich haben wir Dich entbehrt, sprach sie, Margot wieder küssend, weiter, und wie glücklich sind wir, Dich endlich gefunden zu haben. Freust Du Dich auch darüber, mein gutes Kind?

Sehr – sehr, hauchte Margot mit einem tiefen Athemzuge – aber Sie müssen mir nicht zürnen – es ist mir Alles noch so neu – so fremd – so ....

Ich kann mir das denken, es ist ganz natürlich. Du bist in der ländlichen Einsamkeit aufgewachsen unter fremden Menschen ....

Die mich aber sehr lieb haben, schaltete sie schüchtern ein.

Ich finde das ebenfalls sehr natürlich, erwiederte die Marquise mit einem befriedigten Lächeln – das wird sich jedoch Alles geben, wenn Du erst einige Zeit hier sein und Dich an die Dir so ganz neuen Verhältnisse gewöhnt haben wirst. Wir müssen förmlich mit einander Bekanntschaft machen, aber ich denke mir, wir werden dazu nur einer sehr kurzen Zeit bedürfen.

Wo ist Raoul? fragte Margot, sich schüchtern umsehenf, und – und der Vater?

Dein Bruder ist leider nicht hier, erwiederte die Marquise, indem sie ihre Blicke von dem fragenden Auge ihrer Tochter abwandte – er befindet sich noch immer in Spanien, und es ist ungewiß, wann er zurückkehrt – aber

deinen Vater wirst Du bald umarmen. Er war sehr betrübt, daß er gerade heute zum Dienste des Kaisers befohlen wurde, aber es ließ sich nicht ändern. Das Verlangen, Dich zu sehen, wird ihn gewiß so schnell als irgend möglich zurückkehren lassen – und wenn ich nicht irre, so ist er schon da, denn ich höre einen Wagen im Hofe.

Sie erhob sich bei diesen Worten und eilte, von Margot gefolgt, an das Fenster. Diese sah den Wagen halten, einen alten Mann eilig aussteigen und einige hastige Fragen an die umstehenden Bedienten richten. Es lebte eine undeutliche, aber immer bewahrte Erinnerung aus ihrer frühesten Kindheit in ihr auf, als der Blick dieses Mannes sich jetzt mit dem Ausdrucke der freudigsten Erregung nach dem Fenster richtete und er dann selbst in ungewohnter Hast der Treppe zueilte. So war das Bild jenes freundlichen alten Mannes, auf dessen Schooß sie so oft gesessen und der sie geherzt und geküßt hatte – die Gestalt ihrer Mutter hatte die Zeit verwischt, diejenige ihbes Vaters aber, wenn auch in undeutlichen Umrissen, erhalten.

Mein theueres, mein liebes Kind, rief er, sie zuerst einen kurzen Moment betrachtend, dann aber stürmisch umarmend, bist Du endlich da, habe ich Dich wieder – ruhst Du wieder an meinem Herzen!

Die Sprache versagte ihm, er drückte sie fest an sich, und auch sie erwiederte mit dem beseligenden Bewußtsein diese Umarmung, wieder an der Brust eines Menschen zu ruhen, von dem sie sich wahrhaft geliebt fühlte.

Wie Du groß und hübsch geworden bist, fuhr er fort, nachdem der erste Sturm des Wiedersehens vorüber war, ohne jedoch ihre Hand los zu lassen, die er so ängstlich festhielt, als ob sie ihm nochmals geraubt werden könnte, indem er sie mit vor väterlicher Freude glänzendem Blicke inimer wieder betrachtete – ich habe Dich mir ganz anders gedacht – ganz anders! Aber Du hast meine Vorstellungen weit übertroffen, und jetzt, da Du mich so lieb und gut anblickst – jetzt sehe ich auch Deine Augen wieder vor mir, Deine freundlichen, kindlichen Augen – ja, ja, sie haben sich nur wenig verändert – sie sind mir auch nicht fremd geworden, gewiß nicht, mein gutes Kind – erinnerst Du Dich meiner auch noch?

O, gewiß, sagte sie, ihn zärtlich anschauend; ich habe stets daran gebacht, wie gut Sie gegen mich waren, wie oft Sie mich geküßt und geherzt haben ....

Daran hast Du stets gedacht? – o, wie mich das freut, ich kann es Dir gar nicht sagen! Ach ja, fuhr er, in seinen Erinnerungen verloren fort, Du warst damals noch ein kleines Mädchen, und Dein Bruder Raoul – setzte er mit einem Seufzer hinzu, während ihm die Marquise ein Zeichen machte – Dein Bruder Raoul fuhr Dich immer in dem kleinen Wagen umher, nach dem Teiche, wo ....

Ja, wo wir einst auf der Insel saßen, während der Kahn fortgeschwommen war ....

Das weißt Du auch noch? fragte er voller Freude – ach ja, es waren schöne Zeiten damals, wir lebten ruhig und zufrieden, bis ....

Bis jener unglückliche Tag kam, unterbrach ihn rasch die Marquise, jener unglückliche Tag, an welchem Du uns geraubt wurdest.

Ja, wiederholte er traurig, jener unglückliche Tag, an welchem Du von mir getrennt wurdest. Du mußt mir recht viel und ausführlich von Deiner Vergangenheit erzählen, wie und wo Du gelebt hast, denn wir wissen das Alles nur sehr oberflächlich. Warst Du glücklich und zufrieden an Deinem letzten Aufenthalte?

O, sehr, sehr! sagte Margot, mit ihren Thränen kämpfend. Herr Wehring und die Frau Wehring liebten mich wie ihre eigene Tochter, und ich liebte sie eben so.

Das freut mich, mein gutes Kind, erwiederte der Marquis nicht ohne sichtliche Befangenheit; es freut mich, daß Du so gute und brave Menschen gefunden hast, welche sich Deiner angenommen, und es wird unsere erste Pflicht sein, ihnen das zu vergelten – aber jetzt bist Du bei Deinen Eltern, bei Deinen wirklichen Eltern, und Du sollst erkennen, daß deren Liebe doch weit, weit größer ist.

Sie sank weinend an seine Brust, denn so sehr sie auch bemüht war, diesen Ausbruch ihres Gefühls zurück zu halten, es fehlte ihr dazu die Kraft. Es stürmte so Vieles und Verschiedenes auf sie ein, daß sie ihre ohnehin geringe Stärke zum Opfer bringen mußte. Die liebevolle Theilnahme und Zusprache des Marquis und vielleicht mehr

noch das bei aller äußeren Hingebung doch abgemessene Wesen der Marquise, welches sie, ohne sich dessen bewußt zu werden, herausfühlte, ließ sie die Aufregung ihres Gefühls gewaltsam zurückkämpfen und befähigte sie, nach und nach eine ruhigere Unterhaltung zu führen. Sie konnte die vielen Fragen ihres Vaters beantworten und seiner eigenen Erzählung zuhören, obgleich ihr das Alles nur wie ein Bild vorkam, dessen sie sich im Traume selbst bewußt war, mit dem sehnlichen Verlangen, daraus zu erwachen. – Wir Alle haben gewiß die Erfahrung gemacht, daß wenn wir uns in außergewöhnlichen Lagen des Lebens befinden, es uns zuweilen vorkommt, als sei dies schon einmal dagewesen. Es zieht dann ein leises, unbestimmtes Erinnern durch unsere Seele, ähnlich einem verwischten Traumbilde, und wir wissen nicht, woher es kommt und wodurch es entstanden ist. Es mag ein Erinnern an einen wirklich gehabten, nicht in unser Bewußtsein getretenen Traum, an ein längst verwischtes Spiel unserer stets so räthselhaft thätigen Phantasie sein – Vielleicht ist es auch ein aufblitzender Funke eines früheren Daseins – es ist ja so Vieles unerforschlich in dem kurzen irdischen Leben des Menschen, so Vieles, was sich Alles mit dem nüchternen Verstande wohl wegleugnen, aber nicht erklären läßt, daß wir immer wieder zu dem trostvollen Schlusse gelangen, dem Geiste des Menschen sei in seiner Erkenntniß eine enge, unübersteigbare Gränze gesteckt. Die größte Befähigung desselben liegt in dem Sichbewußtwerden dieser Ueberzeugung, denn sie enthält die Unweisung auf einen Zustand, in welchem diese,

Schranken fallen und die Strahlen des Lichtes uns heller erleuchten werden.

Margot war weit entfernt, als sie an der Seite ihrer Eltern saß, sich derartigen Reflexionen hinzugeben; sie bemühte sich, die liebevolle Theilnahme ihres Vaters, die freundliche Zuvorkommenheit ihrer Mutter zu erwiedern, aber es wollte ihr doch nicht recht gelingen. Nie, so lange sie die Fichtenau verlassen, selbst in den langen Tagen nicht, wo sie schweigend in dem rollenden Wagen neben ihren Begleitern gesessen, hatte sie die Trennung von dort, von Allem, an dem ihr junges Herz hing, so schmerzlich empfunden.

Das Ziel war erreicht – der Weg, dieser nie endenwollende Weg war zurückgelegt, sie befand sich an demjenigen Orte, wo sie fortan bleiben sollte – nun erst kam es bei ihr zum klaren Bewußtsein, daß sie für immer von dem Aufenthalte ihres Glückes getrennt war. Sie empfand ein unüberwindliches Verlangen nach der Einsamkeit, nach dem Alleinsein mit sich, mit ihren Gedanken, mit ihrer Sehnsucht, die sie jetzt verschließen mußte, um sich anderen Gefühlen und Empfindungen hinzugeben, welche sie für Pflicht hielt, deren Darlegung ihr jedoch Zwang anthat und Schmerz verursachte. Es kam ihr vor, als begehe sie einen Treubruch gegen diejenigen, welche ihr so viel Liebe und Theilnahme zugewandt hatten, denen sie so viel Dank schuldig war, wenn sie ihre Liebe so rasch auf andere übertrüge. Und doch waren diese Anderen ihre Eltern, die sie zu lieben verpflichtet war.

Die Marquise erkannte mit dem Scharfblicke einer erfahrenen Frau wenigstens in so weit den Seelenzustand ihrer Tochter, daß sie sich nach der Einsamkeit sehne. Sie kürzte daher das Gespräch während des Essens und dieses selbst ab und trat dem Verlangen ihres Mannes entgegen, der sich gern noch Stunden lang mit der wieder erhaltenen Tochter unterhalten hätte.

Du wirst müde sein, mein Kind, sagte sie, Du hast heute einen langen Weg zurückgelegt, und es war sehr heiß. Du siehst angegriffen aus, und wir würden sehr egoistisch sein, Dich länger der für Dich so nöthigen Ruhe zu entziehen. Wir haben ja ohnehin jetzt recht viel Zeit, uns mit einander auszusprechen, da wir immer zusammen bleiben. Ich werde Dich nach Deinem Zimmer begleiten, um zu sehen, ob Alles nach Deinem Wunsche ist.

Margot dankte für diese Freundlichkeit mit leisen Worten und verließ dann, nachdem ihr Vater sie nochmals zärtlichst umarmt hatte, in Begleitung ihrer Mutter das Zimmer.

Schlafe recht sanft und gut die erste Nacht im Hause Deiner Eltern, recht sanft! rief er ihr nach.

Eine Dienerin mit einem Armleuchter schritt ihnen voran, und nachdem sie über einen Corridor gegangen waren, öffnete sie eine Thür, und Margot betrat zum erstenmale diejenigen Räume, in welchen sie von jetzt an wohnen sollte.

Sechstes Capitel.

Endlich befand sie sich allein. Ihre Mutter war gegangen, nachdem sie gefragt, ob Alles ihren Wünschen entspräche, und nachdem sie ihr nochmals zärtlich eine gute Nacht gewünscht, und auch das Kammermädchen hatte sich endlich entfernt, sichtlich darüber verwundert, daß die junge Marquise ihre Dienste nicht weiter verlange, sondern es vorziehe, ohne ihre Hülfe sich zu entkleiden und zu Bette zu gehen.

Endlich war sie allein. Sie blickte schüchtern und ängstlich in den beiden geräumigen und luxuriös eingerichteten Zimmern umher, deren Verbindungsthür offen stand. Sie schloß dieselbe, um den Raum zu beschränken, in welchem sie sich befand. Dann stand sie längere Zeit schweigend und gesenkten Blickes da, und je länger sie stand und ihren Gedanken sich hingab, um so vereinsamter und verlassener kam sie sich vor. Die Luft war drückend und schwül. An den Fenstern hatte man die langen Vorhänge herabgelassen; sie schob dieselben zurück und öffnete ein Fenster, um den Himmel sehen zu können. Eine laue Sommernacht lag über der großen Stadt, welche sie nicht sah, deren Nähe sich aber durch ein unbestimmtes, verworrenes Geräusch kund gab. Die Fenster ihres Zimmers waren einem Garten zugewandt, dessen hohe Bäume die weitere Aussicht beschränkten und von einem unsicheren Schimmer erhellt wurden.

Sie dachte unwillkürlich an jene Stunde, wo sie auch einsam und zum ersten Male in ihrem Zimmer in der

Fichtenau sich befunden und von ihrem Fenster aus in das vom Monde beleuchtete, ihr damals noch so fremde, später so lieb gewordene Thal hinabgeblickt hatte. Die Empfindungen jener Stunde traten wieder so lebendig vor ihre Seele, als ob sie der nächsten Vergangenheit angehörten. Sie glaubte in dem matten Reflexe, welchen die beleuchtete Stadt auf dem dunkeln Laube der Bäume hervorrief, den Schein der Oefen zu erkennen, und ihr Auge suchte unwillkürlich in der dunkeln Masse nach einer Lücke, um die Umrisse der Berge sich darin abheben zu sehen. Als sie sich dann umblickte und statt des bekannten heimlichen Zimmers den großen, von drei Wachskerzen doch nur unvollkommen erhellten Raum ihres jetzigen Aufenthaltes sah, schrak sie unwillkürlich zusammen, denn sie hatte sich dem Spiele ihrer lebhaften Phantasie und ihren lebendig gewordenen Erinnerungen in einer Weise hingegeben, daß sie die Wirklichkeit darüber für den Augenblick vergessen hatte. Es war Vieles wie damals, und doch Alles, Alles anders. Damals stand sie ganz allein und, wie sie wußte, ganz verlassen unter fremden Menschen, die sich ihrer aus Mitleid angenommen – jetzt befand sie sich im Hause ihrer wiedergefundenen Eltern – aber ihr Herz und ihre Sehnsucht zogen sie jetzt zu jenen, von denen man sie so rücksichtslos getrennt hatte und die sie so sehr liebte.

Dann gedachte sie der nächtlichen Fahrt, wo sie ihn zum ersten Male gesehen, an seiner Seite gesessen und

dort, von Müdigkeit ergriffen, eingeschlafen war. Sie erröthete, indem sie dies dachte, als ob es eben erst geschehen sei. Ihre Gedanken zogen auf dieser luftigen Brücke weiter zu ihm, und alle die schönen Stunden, die sie an seiner Seite verlebt, traten wieder lebendig vor ihre Seele. Ach, die Zeit lag ja so nahe, daß sie ihn wiedersehen sollte, jetzt, in diesem Augenblicke war er vielleicht gekommen – und sie war fern. Sie hatte keine Ahnung davon, daß ihr letzter Abschiedsgruß von ihm gesehen worden war und daß er an der Stelle gestanden, nach welcher ihr thränenumflortes, vom Schmerze des Abschiedes getrübtes Auge zum letzten Male geblickt hatte. Hätte sie ihn erkannt, sie würde, ohne ihn zu sprechen, und von ihm Abschied zu nehmen, unter keiner Bedingung weitergefahren sein. – So hatte ihr letzter Gruß, der sein Trost und seine Hoffnung war, ihm gar nicht gegolten, das Geschick, welches diese beiden Herzen trennte, hatte mitleidsvoll ihm diese Täuschung gewährt und ihr selbst den größten Schmerz erspart.

Sie schloß das Fenster – ihre Gedanken weilten jetzt nur bei ihm, und sie fand Ersatz darin, diese Gedanken ungehindert walten zu lassen und in der Erneuerung ihres Schmerzes zu schwelgen. Denn der Schmerz ist eben so unser Eigenthum, wie die Freude und das Glück, und wenn uns diese geraubt sind, so halten wir um so fester an jenem, weil das Untragbarste von Allem die Decke und die Leere unseres Herzens ist. Deßhalb gibt es auch ein

schmerzliches Glück, das uns lieb und theuer ist, und dieses hatte jetzt Besitz von ihrer unschuldvollen, unerfahrenen Seele ergriffen.

Mit leiser, bebender Hand, als ob sie Jemand hätte sehen und hören können, schloß sie den Behälter auf, in welchem ihre Guitarre verwahrt war; dann stand sie lange schweigend davor, diesen stummen Zeugen so vieler glücklicher Stunden betrachtend, ohne es zu wagen, das Instrument zu berühren. Eine Saite war gesprungen, und sie wußte, daß die anderen verstimmt sein mußten; sie bebte bei dem Gedanken, ihre Töne wach zu rufen. – Sie schloß den Kasten wieder und öffnete ihren Koffer. Zaghaft entnahm sie daraus das Heiligthum des kleinen Kästchens, das alle ihre Schätze enthielt. In der Umgebung jener fremden Menschen hatte sie keine Gelegenhelt gehabt, an dem Inhalte desselben sich zu erheben – jetzt war sie allein, jetzt war sie zum ersten Male ungestört, und sie gab sich diesem so lange entbehrten Glücke hin.

Es währte länger als eine Stunde, ehe sie von dem Anblicke dieser an sich so werthlosen Dinge wieder trennen konnte. Jeder verwelkte Strauß, jede längst verblühte Blume war der Träger einer schönen Erinnerung, und alle Erinnerungen erstanden beim Anblicke dieser erstorbenen Zeugen wieder so neu und lebendig in ihrer Seele, als ob die Vergangenheit dicht hinter der Gegenwart gelegen hätte, Dann las sie seine Briefe und wurde dabei immer trauriger und schmerzvoller bewegt. – Als sie diese Zeilen empfangen, war er ja schon fort, und von all den Hoffnungen, von denen sie voll waren, hatte sich

keine einzige erfüllt – nicht Eine. Endlich faltete sie den letzten Brief zusammen und legte ihn langsam zu den anderen. Noch immer ruhte ihr Auge auf dem Inhalte des kleinen Kästchens, welches geöffnet auf ihrem Schooße stand; sie konnte es noch nicht über sich gewinnen, es zu schließen. Rasch nahm sie dann das mit einem rothen Bande umwundene keine Packet nochmals heraus, drückte einen langen innigen Kuß darauf und schloß den Deckel, als ob sie besorge, abermals in ihrem Entschlusse wankend zu werden.

Dann entkleidete sie sich, knieete betend vor Ihrem Bette nieder und entschlummerte endlich zum ersten Male in dem Hause ihrer Eltern, während der Traumgott ihre Seele leicht über die weiten Räume hinwegführte, welche ihren Körper von dem Ziele Ihrer Sehnsucht getrennt hielten.

Als sie am Morgen erwachte, blickte die Sonne durch das Fenster herein, an welchem sie die Vorhänge wieder zuzuziehen unterlassen hatte. Sie stand auf, zog sich an und ließ die frische Morgenluft einströmmen. Es mußte wohl noch sehr früh sein, denn es war ganz still und ruhig um sie her, und selbst das Geräusch der Stadt störte diese Ruhe nicht. Es war allerdings noch sehr früh, und Paris erwacht spät, während es lange in die Nacht hinein lebt.

Diese Stille und Ruhe that ihr sehr wohl. Sie setzte sich an das Fenster und blickte in den Garten hinaus, den sie jetzt übersehen konnte. Er war klein, von hohen Mauern und Häusern mit thurmartigen Schornsteinen begränzt

und in dem steifen französischen Geschmacke angelegt. Seine Hauptzierde bildeten einige hohe Bäume, deren Laub jedoch jener Frische entbehrte, welche diese Kinder der Erde und der Luft nur im ungehinderten Umgang mit beiden erhalten.

Sie saß schweigend am Fenster und blickte in den kleinen, grünen Raum hinab; vom nahen Kirchthurme schug es Sechs; aber es rührte sich noch nichts im ganzen Hause. Dann hörte sie Schritte und Stimmen unten im Hofe, sonst blieb sie in ihren Betrachtungen ungestört. Die Uhr des Thurmes hatte bereits die achte Stunde verkündet, als sie sich entschloß, nach der von ihrer Mutter gegebenen Anweisung zu klingeln. Das eintretende Kammermädchen blickte sie erstaunt an und drückte seine Vermuthung darüber aus, daß die junge Marquise schon auf sei.

Der Herr und die Frau Marquise schlafen noch, erwiederte sie auf Margot's Frage, haben wenigstens noch nicht geklingelt; soll ich vielleicht melden lassen, daß ....

O nein, nein, bemerkte Margot ängstlich, ich kann warten.

Um neun Uhr frühstücken die Herrschaft gewöhnlich, wenn sie nicht spät nach Hause gekommen sind – dann wird es auch wohl Elf oder Zwölf.

Frühstücken? wiederholte Margot, welche sich verhört zu haben glaubte.

Befehlen die gnädige Marquise vielleicht das Frühstück?

Ich? fragte Margot, welche zweifelhaft war, ob sie gemeint sei – nein, nein, ich werde warten, bis – meine Eltern auf sind.

Ein Klopfen an der Thür unterbrach dieses Gespräch, und die eintretende Hofmeisterin erkundigte sich im Auftrage des Herrn Marquis und der Frau Marquise, wie das Fräulein geschlafen habe, mit der Bitte in den Salon zum Frühstücke zu kommen.

Sogleich, erwiederte Margot, indem sich die Hofmeisterin empfahl und das Kammermädchen fragte, ob sie nicht an ihrem Anzuge noch etwas geordnet haben wolle.

Sie warf einen zweifelhaften Blick in den breiten, bis zum Boden reichenden Spiegel, aber sie vermochte nichts aufzufinden, was nach ihrer Ansicht einer Aenderung bedurft hätte – wie war dies Alles so anders, so sehr verschieden von dem gewohnten, natürlichen Leben in der Fichtenau, wo man an solchen schönen Morgen gewöhnlich schon vor sechs Uhr im Garten zusammen frühstückte und dabei so froh und heiter plauderte! Sie selbst bereitete und brachte den Kaffee, schenkte ein und hörte die Lobsprüche Wehring's darüber mit Freude an. – Hier frühstückte man erst um neun Uhr, ja, zuweilen sogar erst um Zwölf, zu einer Zeit, wo in der Fichtenau zu Mittag gegessen wurde. Sie hatte jedoch keine Muße, länger Vergleiche anzustellen, denn sie beeilte sich, zu ihren Eltern zu gehen. Als sie in den Salon trat, wurde sie von Beiden, namentlich von ihrem Vater, der einen großen, seidenen Schlafrock an hatte und heute viel älter aussah,

als gestern Abend, herzlich empfangen, und mit Fragen, ob sie gut geschlafen und wie lange sie schon auf sei, bestürmt.

Ein Bedienter brachte den Kaffee; die Gefäße waren von Silber, die Tassen von reich vergoldetem Sèvres-Porcellan, und als die Marquise Margot mit einem Blicke, als ob sie ihre Fähigkeiten auf die Probe stellen wolle, ersuchte, den Kaffee einzuschenken, that sie dies mit einer Aengstlichkeit und Befangenheit, die ihr sonst nicht eigen waren. Es wurde nun ein für die Marquise, wie es schien, wichtiger Gegenstand verhandelt, an welchen sich der Marquis jedoch nur wenig betheiligte, nämlich Margot's Toilette.

Du siehst aus, als kämst Du aus einem Lande, wo man in der Mode Jahre lang zurück ist, sagte die Marquise lächelnd; wenn Du Dich hier so oder in einem ähnlichen Aufzuge sehen ließest, so würdest Du Aufsehen erregen. Welche Künstlerin hat Dir denn das Kleid gemacht?

Ich glaube wohl, erwiederte Margot erröthend, daß es den Anforderungen der Mode wenig entspricht, denn was wir in dieser Beziehung erfuhren, war sehr unvollkommen. Ich habe das Kleid nach einem Muster gefertigt, was uns Allen sehr gefiel, und als ich es zum ersten Male trug, meinte die Frau Wehring, es passe mir sehr gut.

Du hast es selbst gemacht? fragte die Marquise mit einem fast mitleidigen Lächeln – armes Kind, was Du Alles hast thun müssen! Nun, von jetzt an werden andere Hände Dir diese untergeordneten Dienste verrichten, und Du

mußt Dich daran gewöhnen, alles Derartige Anderen zu überlassen, wie es sich für Deine Stellung paßt. In einer Stunde werden aus dem Magazine der Madame Favart, die es allein versteht, geschmackvoll und modern zu arbeiten, alle Gegenstände, die Du zu Deiner Toilette bedarfst, in großer Auswahl hergesandt werden. Wir wollen dann die Cartons prüfen und das Passendste für Dich auswählen, wenigstens einige vollständige Anzüge, denn die Uebrigen können auf Bestellung gearbeitet oder im Magazine selbst ausgesucht werden. Du wirst mir dann gestatten müssen, heute selbst Dir bei Deiner Toilette behülflich zu sein, da Du selbst noch gänzlich darin unerfahren bist und das Kammermädchen allein eine unpassende Rathgeberin für Dich sein würde. Dann wollen wir nach eingenommenem Dejeuner in das Bois de Boulogne fahren, wo sich um diese Zeit die vornehme und elegante Welt zu Wagen und zu Pferde ein Rendezvous gibt. Es wird Dein erstes Debut sein, mein Kind, und ich hoffe, Du wirst gut darin bestehen, da Du nichts dabei zu thun hast, als ruhig zu sitzen und freundlich und graziös auszusehen.

Margot konnte und durfte diesem Allein keinen Widerspruch entgegenstellen, denn sie hatte es sich längst klar gemacht, daß ihre Lebensweise fortan eine ganz andere sein werde, der sie sich fügen müsse, wenn sie ihren Neigungen auch widerstrebe.

Die Auswahl der Kleider und als der vielen anderen Dinge und Kleinigkeiten, welche zu einer weiblichen modernen Toilette für nöthig gehalten werden, die, endlich

vereinigt, ein Ganzes, doch selten ein Harmonisches bilden und gegen die mit Geschmack verbundene Einfachheit immer weit zurückstehen, erforderte nach Margot's Anschauung eine unglaublich lange Zeit. Die Marquise behandelte diese Dinge mit einer Wichtigkeit, welche im Stillen oft Margot's Erstaunen erregte. Jedes einzelne Stück wurde mit sichtlichem Interesse besehen, gemustert und besprochen, wobei sie den Rath der Hofmeisterin keineswegs verschmähte. Alles mußte Margot anziehen oder umhängen, und man fand immer wieder bald Dies oder Jenes nicht passend oder nicht mit einander in Harmonie stehend.

Zu Margot's innerer Freude trugen alle Gegenstände wenig hervortretende Farben, meistens schwarz mit weiß, oder grau oder violet. Sie wußte es nicht, daß ihr Anzug die Halbtrauer kennzeichnen solle, die Halbtrauer um ihren gestorbenen Bruder, von dessen Tod man sie immer noch nicht in Kenntniß gesetzt hatte und dessen Rückehr ihre liebste Hoffnung bildete.

Endlich war Alles ausgesucht, und Margot, als sie dann fertig im Geschmacke der neuesten Pariser Mode vor dem Spiegel stand, starrte sich selbst wie eine fremde Erscheinung an.

So, sagte die Marquise, nachdem sie noch einen langen und musternden Blick über die schlanke Gestalt ihrer erröthenden Tochter hatte gleiten lassen, so, jetzt siehst Du einigermaßen vernünftig aus und kannst Dich vor den Leuten sehen lassen. Bestellen Sie das Dejeuner in den

Salon, befahl sie der Hofmeisterin – Hut und Shawl meiner Tochter werden Sie hinabbringen – in einer guten halben Stunde den Wagen, natürlich einen offenen!

Margot ging mit ihrer Mutter hinab, und es freute sie, als ihr Vater, nachdem er längere Zeit wohlgefällig betrachtet hatte, lächelnd bemerkte, sie sehe recht hübsch aus, aber er finde nicht, daß sie dieser Anzug vortheilhafter kleide, als derjenige, welchen sie vorher getragen.

Diese Aeußerung bekundet wieder, wie wenig Geschmack Du besitzest, sagte die Marquise – Männer verstehen überhaupt nichts vom weiblichen Anzuge, und Du am allerwenigsten.

Die Männer wissen jedoch sehr wohl, ob eine Dame hübsch ober häßlich angezogen ist, und ich wüßte wirklich nicht, weßhalb ihr einen so großen Werth darauf legtet, wenn Euch das Urtheil der Männer gleichgültig wäre.

Wenigstens ist das Deinige von keinem Belange, erwiederte die Marquise, durch diese Bemerkung ihres Gatten geärgert, und, setzte sie freundlicher hinzu, da es ihr schien, daß dies Margot unangenehm berührt habe, Du mußt Dich bei Deinem Anzuge niemals an den Geschmack Deines Vaters kehren, mein Kind, denn er hat es oft selbst anerkannt, daß er darin seine eigenthümlichen Ansichten habe.

Mag sein, mag sein, sagte gutmüthig der Marquis – glaube aber nicht, daß ich dächte, Du sähest jetzt nicht hübsch aus – Du gefällst mir auch so sehr gut, und allen Andern wirst Du jedenfalls besser gefallen.

Das Dejeuner, welches nach Margots Anschauung das Mittagsessen bildete, war vorüber und die Marquise drängte zum Aufbruche. Es ist halb Zwei, sagte sie, und Zeit, daß wir fahren.

Bald darauf saß Margot neben ihrer Mutter in einem eleganten, von muthigen Pferden rasch dahingezogenen Wagen. Auf dem hohen Bocke prangte ein bärtiger Kutscher in reich betreßter Livrée, zwei ähnlich costumirte Bediente standen auf dem hinteren Wagentritte. Es war nicht möglich, ein Wort zu sprechen, was nicht von diesen gehört worden wäre. Die Marquise saß nachlässig zurückgelehnt in dem offenen Wagen und deutete Margot an, eine ähnliche Haltung anzunehmen.

Man fuhr über die Brücke von Austerlitz und gelangte in die Champs Elysées, den Sammelplatz der eleganten Welt zu jener Tageszeit damals wie jetzt. Die Großartigkeit dieses wundervollen Platzes, die Masse der Spaziergänger, die unaufhörlich dahinrollenden Wagen voll geputzter Damen, gefolgt oder gemustert von Reitern, welche theils in den glänzenden Uniformen der Kaiserzeit, theils in eleganten Reitcostumen dahinsprengten, machten auf Margot einen betäubenden Eindruck. Die Marquise hatte ihr die Weisung ertheilt, immer zu grüßen, wenn sie grüßen würde, ohne jedoch derartige Grüße sehr zu markiren. Ihre Aufmerksamkeit wurde dadurch sehr in Anspruch genommen, denn die Marquise hatte unter der vornehmen Welt zahlreiche, Bekannte, und heute, wo sie

so unerwartet an der Seite eines jungen, schönen, fremden Mädchens erschien, beeilte man sich schon aus Neugierde, sich ihr zu nähern und sie zu grüßen.

Sie hatten jetzt die schöne Avenue bis zu dem damals im Bau begriffenen Arc de Triomphe durchfahren und bogen in das Gehölz von Boulogne ein, diesem steten Schauplatze von Liebesabenteuern und Duellen.

Es that Margot wohl, den drängenden Menschenschwarm verlassen zu haben und unter dem Schatten der Bäume frischere und weniger staubige Luft zu athmen. Es schien, als ob die Marquise ein ähnliches Bedürfniß empfinde, denn sie ließ in einen Weg einlenken, der minder besucht als die anderen war. Als sie für eine kurze Zeit weniger beunruhigt fortgefahren waren, sahen sie auf einem Kreuzwege einen Reiter halten, der auf Margot, sie wußte selbst nicht, weßhalb, einen beängstigenden Eindruck machte. Pferd und Reiter waren kohlschwarz, an beiden bildeten nur der Streifen seiner Wäsche und die Silberplättchen an dem schmalen Zaume des Pferdes das einzige Weiße.

Es ist der Herzog von Villeroi, mein Kind, flüsterte die Marquise; er wird uns wahrscheinlich anreden.

Noch während sie diese Worte sprach, sprengte der Herzog an den Wagen, zog seinen Hut und grüßte.

Die Marquise erwiederte diesen Gruß mit einem tieferen Neigen, als sie bisher gethan, ohne daß Margot diesem Beispiele folgte.

Ich freue mich, Sie so wohl und heiter zu sehen, Frau Marquise, sprach er, neben dem Wagen hinsprengend – Sie haben die Trauer abgelegt ....

Ich bin wieder heiter, unterbrach ihn rasch die Marquise mit einem bedeutungsvollen Winke auf Margot, weil meine so lange entbehrte Tochter endlich zu uns zurückgekehrt ist.

Darf ich bitten, mich Ihrem Fräulein Tochter vorzustellen? sagte er mit einem langen musternden Blicke auf diese.

Der Herr Herzog von Villeroi.

Margot verneigte sich schweigend und verlegen, es war das erste Mal, daß sie auf diese Weise die Bekanntschaft eines Mannes machte.

Sie haben eine beschwerliche Reise gemacht, fragte er, sich zu ihr wendend; ich kann mir das denken, denn es ist ein weiter Weg, den Sie zurückgelegt haben. Die Pension, in welcher Sie Sich befanden, liegt, wenn ich nicht irre, im Königreiche Westfalen.

Ich lebte zuletzt am Harze, erwiederte sie schüchtern.

Am Harze? Es ist dies ein Gebirge Deutschlands, sofern meine Geographie mich nicht im Stiche läßt – und Sie haben Ihre Freundinnen und Lehrerinnen ungern verlassen, wie mir Ihre Frau Mutter mittheilte. – Es scheint mir fast, daß Ihre Gedanken noch viel dort verweilen, fuhr er, sie unverwandt ansehend, fort – Sie werden jedoch hier in Paris, im Hause Ihrer Eltern bald einen reichlichen Ersatz finden.

Es ist Alles, was meine Tochter hier sieht, noch ganz neu für sie, erwiederte die Marquise statt dieser; es wäre ja auch unnatürlich, wenn es anders wäre, setzte sie mit einem eigenthümlichen, nur für den Herzog berechneten Lächeln hinzu, denn sie sieht heute zum ersten Male ein Stück Pariser Leben.

O, lassen Sie Sich dieses sogenannte Pariser Leben nicht imponiren, mein Fräulein, sagte er mit einem eigenthümlichen Lächeln, indem seine Augen wieder musternd auf ihr ruhten, was Sie da sehen, ist nichts als die äußere glänzende Schale eines Kernes, der längst in Fäulniß übergegangen ist!

Sie fällen ein hartes Urtheil, Herr Herzog, bemerkte die Marquise.

Ich liebe es, die Dinge mit dem richtigen Namen zu bezeichnen; doch will ich damit nicht gesagt haben, daß der ganze Inhalt dieser blendenden Schale ungenießbar sei, denn in jeder großen Stadt wohnen Tugend und Laster, das Erhabenste und das Niedrigste dicht neben einander – aber der Staub meines unruhigen Pferdes belästigt Sie – ich werde die Ehre haben, mich Ihnen, mein Fräulein, zu einer geeigneteren Zeit wieder vorzustellen.

Er zog bei diesen Worten seinen Hut, verneigte sich leicht und sprengte dann in raschem Galop davon.

Du wirst in dem Herzoge einen sehr interessanten Mann kennen lernen, mein Kind, bemerkte die Marquise, indem sie weiter fuhren.

Siebentes Capitel.

Als sie zurückgekehrt waren, hieß die Marquise Margot sich umkleiden und dann zu ihr zu kommen, da sie vor dem Diner noch mit ihr zu reden habe. Sie hatte die Nothwendigkeit erkannt, Margot wenigstens theilweise aufzuklären, damit ähnliche, ihren Absichten nicht entsprechende Erörterungen vermieden würden. Sie überlegte, ob sie ihr auch jetzt schon Raoul's Tod mittheilen sollte, kam jedoch zu dem Entschlusse, damit noch eine Zeit lang zu warten, da sie nicht befürchtete, es werde diese für sie so schmerzliche Nachricht durch Unberufene zu ihrer Kenntniß gebracht werden.

Setze Dich zu mir, mein Kind, sagte sie freundlich, als Margot bald darauf erschien, wir haben noch eine Stunde Zeit bis zum Diner und wollen dann später in die Oper fahren. Ich muß jetzt eine Angelegenheit mit Dir besprechen, von welcher es nöthig ist, daß wir uns im Einverständniß befinden. Du weißt, daß uns die erste Nachricht von Dir durch Deinen Bruder zukam, der aus Spanien schrieb, er habe Dich, die Gespielin seiner Jugend, am Harze wiedergesehen. Paris ist eine Stadt, die nichts so sehr liebt, als den Scandal; so wenig Mangel sie daran hat, so sucht die sich langweilende Gesellschaft doch emsig darnach, und jedes irgend außergewöhnliche Familienereigniß wird in dieser Beziehung ausgebeutet, besprochen, vergrößert, lügenhaft entstellt und zum Gegenstande der öffentlichen Unterhaltung gemacht. Als wir daher nach Frankreich und hieher zurückkehrten, zogen wir

es vor, unsern Schmerz über Deinen Verlust, der damals noch so neu war, nicht zum Gegenstande einer unberufenen und gehässigen Neugierde zu machen. Sollten wir uns steten Fragen über ein geraubtes Kind aussetzen und gezwungen werden, über die Einzelheiten unserer leider erfolglosen Nachforschungen nach Dir stets Auskunft zu ertheilen? Wir hatten hinlänglich an unserem Verluste zu tragen und zogen es daher vor, unseren Schmerz vor der Neugierde Anderer zu verheimlichen. Wir sagten uns, daß, wenn wir das Glück haben sollten, Dich wiederzufinden, ein Glück, das uns jetzt endlich zu Theil geworden ist, es immer noch an der Zeit sein würde, die Welt von diesem Glücke in Kenntniß zu setzen. Deßhalb verheimlichten wir Deinen Raub und theilten überhaupt Niemandem mit, daß wir eine Tochter besäßen; auch Dein Bruder erfuhr nicht, daß die Gespielin seiner Kindheit seine Schwester gewesen sei: Jetzt bist Du zurückgekehrt – und Du wirst selbst einsehen, daß es thöricht wäre, der Welt, welcher Dein unerwartetes, plötzliches Erscheinen ohnehin Stoff zu neugierigen Fragen geben wird, Deine etwas romantische Geschichte mitzutheilen. Du würdest dadurch der Gegenstand des Gespräches, der Beobachtung, kurz, jener rücksichtslosen Neugierde werden; womit man hier in Paris so freigebig ist. Ich glaube, dies könnte Dir unmöglich angenehm sein.

Ach nein, gewiß nicht, erwiederte Margot mit angsterfüllter Stimme – ich werde mich der Beobachtung entziehen – niemals ausgehen ....

Das würde gerade den entgegengesetzten Erfolg haben – nein, mein Kind, wir haben nichts weiter nöthig, als eine möglichst einfache Erklärung Deiner so langen Abwesenheit und Deiner jetzigen Rückkehr – die schneidet alles unberufene Geschwätz ab. Ich habe daher, fuhr die Marquise ruhig fort, während Margot gespannt lauschte, ich habe daher meine Bekannten bereits davon in Kenntniß gesetzt, daß wir aus leicht erklärlichen Gründen Dich in einer deutschen Pension hätten erziehen lassen und daß diese Erziehung jetzt beendet sei. Es ist hier ziemlich allgemein Sitte, daß die Töchter vornehmer Familien zu einer gewissen Zeit in solchen Anstalten verbleiben; deßhalb hat es durchaus nichts Auffallendes, daß ein Gleiches mit Dir Statt gefunden hat. Der einzige Umstand, daß wir bisher nicht von unserer Tochter gesprochen, kommt nicht auf Deine, sondern auf unsere Rechnung; man wird darüber vielleicht eine kurze Zeit allerlei Muthmaßungen aufstellen, aber Du bleibst eine aus der Pension zurückgekehrte Tochter und verlierst daher das Interesse zu einer weiteren besonderen Beachtung. Du wirst Dich überzeugt haben, daß dies Alles Deiner selbst wegen geschieht und Deiner selbst wegen nöthig ist, und ich habe Dir das mitgetheilt, damit Du von jetzt an Dein Benehmen darnach regeln und etwaige Fragen und Bemerkungen beantworten kannst.

Ich würde ja dann aber genöthigt sein, die Unwahrheit zu sagen, würde meine Wohlthäter, denen ich so viel Dank schuldig bin, verleugnen müssen, erwiederte Margot erbleichend.

Ach, Du bist ein thörichtes Kind! lächelte die Marquise; was kann es jenen Leuten nutzen, wenn Du sie der Neugierde und der Zudringlichkeit Preis gibst? Man würde doch nur darüber lächeln und spotten – Du würdest Deinen Wohlthätern, wie Du sie nennst, einen schlechten Dienst erweisen, wenn Du sie zum Gegenstande unlauterer Fragen und Bemerkungen machen wolltest. Man kann nicht Allen das innerste Empfinden und Denken seines Herzens aufschließen, fuhr sie fort, während Margot erröthend ihre Augen niederschlug; ein jeder Mensch hat seine Geheimnisse, die er bewahrt und nicht jedem Unberufenen preis gibt. Du bist daher in einer Pension gewesen, mein Kind; sie mag, damit Du Dich weniger irrst, die Fichtenau heißen, und den Lehrern und Lehrerinnen, wenn man Dich überhaupt darnach fragen sollte, gib immerhin Namen von Personen, die Du dort gekannt hast. Sei übrigens vorsichtig, vermeide ein Gespräch darüber so viel als möglich, und hülle Dich in Schweigsamkeit, die einem jungen Mädchen ohnehin in solchen und ähnlichen Fällen zu rathen ist.

Margot hatte den Gründen und Wünschen ihrer Mutter wenig entgegen zu setzen; es berührte sie zwar unangenehm und peinlich, daß sie ihre ganze Vergangenheit verleugnen solle, daß man sie überhaupt bis jetzt gänzlich verleugnet und als nicht vorhanden betrachtet hatte, und daß sie von denjenigen, welche ihrem Herzen theuer waren, gar nicht reden solle. Es gab jedoch auch wieder etwas in ihrem Empfinden, was mit den Wünschen ihrer Mutter übereinstimmte – man würde sie ja doch

nicht verstehen, vielleicht nur verspotten, warum sollte sie nicht schweigen – von ihm durfte sie ja doch niemals reden, und ihrem Vater, dem einzigen Menschen, zu welchem sie Vertrauen hatte, konnte sie ja ungehindert ihr sonstiges Ergehen mittheilen.

Das Diner wurde heute ohne Gäste im Familienkreise eingenommen und dann fuhr man zusammen in die Oper. Der Eindruck, welchen das gefüllte und glänzend erleuchtete Haus auf sie machte, ist schwer zu beschreiben. Als sie nach der Weisung ihrer Mutter neben dieser auf einem Vorderplatze der Loge saß, wagte sie längere Zeit nicht, die Augen aufzuschlagen, und erröthete immer wieder, wenn die Operngläser von Herren und Damen unverwandt auf sie gerichtet wurden.

Die Marquise zog sie in ein Gespräch, um ihre Berlegenheit weniger bemerkbar zu machen, und diese schwand, als die Ouverture begann und eine Musik, wie sie nie gehört, an ihr Ohr schlug. Sie wurde so davon ergriffen, daß sie Alles um sich her vergaß; sie hätte weinen mögen, wenn sie sich nicht geschämt hätte, denn diese bald so gewaltigen, bald wieder so lieblichen und elegischen Tonweisen erweckten die Sehnsucht in ihrem Herzen und den immer wieder auftauchenden Gedanken, wie es herrlich sein müsse, mit ihm vereint sich diesem Genusse hingeben zu können.

Der Vorhang rauschte auf, und sie folgte dem Gange der Vorstellung mit jener unverwandten Aufmerksamkeit, der Alles neu und wunderbar ist, und die sich bestrebt, nichts, auch nicht das Unbedeutendste unbeachtet zu lassen. Nach Beendigung des ersten Actes bildete sich jene den französischen Theatern eigene unruhige Conversation, man stattete sich in den Logen Besuche ab und führte eine so laute Unterhaltung, als ob man sich an irgend einem dazu bestimmten Orte befunden hätte.

Der Herzog von Vileroi erschien in der Loge des Marquis in Begleitung noch eines anderen Herrn, und man unterhielt sich von verschiedenen Dingen, ohne jedoch der Oper im geringsten zu erwähnen. Margot saß schweigend mit niedergeschlagenen Augen, denn es wurden wieder eine Menge Operngläser so rücksichtslos auf sie gerichtet, daß es ihr unmöglich gewesen wäre, einen Blick in das Parterre oder auf die Logen zu werfen.

Wie gefällt Ihnen die Oper, mein Fräulein? fragte der Herzog. Sie ist etwas langweilig und könnte sehr abgekürzt werden – aber sie muß einmal den Abend ausfüllen – ich bin ein großer Verehrer der deutschen Musik, welche mehr Tiefe und Innigkeit besitzt, als die unsrige, die dagegen an leichten, ansprechenden und berauschenden Melodien reich ist. Sie müssen Sich durch den Glanz der Ausstattung in Ihrem Urtheile nicht beirren lassen, das ist, wie so Vieles hier in Paris, äußerer Flitter. Sie werden meiner Bemerkung hoffentlich beistimmen, wenn Sie einen Vergleich mit den deutschen Theatern ziehen.

Ich bin bisher nie in einem Theater gewesen, erwiederte Margot.

Nie in einem Theater? fragte er mit sichtbarem und erhöhtem Interesse. O, dann kann ich mir denken, daß dies Alles einen großen Eindruck bei Ihnen hervorruft. So haben Sie auch noch nie ein Ballet gesehen?

Ein Ballet? Ich weiß nicht, was ein Ballet ist.

Nun, Sie werden es bald erfahren, sagte er mit einem eigenthümlichen Lächeln. Im zweiten Acte jeder Oper muß ein Ballet sein, denn die älteren Herren, welche das Theater besuchen, haben dann ihr Diner beendet und bedürfen eines anregenden Desserts.

Margot, welcher diese Bemerkung gänzlich unverständlich blieb, ließ dieselbe ohne Erwiederung und war froh, als die Vorstellung jetzt ihren weiteren Verlauf nahm. Der Herzog war in der Loge geblieben, und seine Nähe erregte bei ihr ein peinliches Gefühl.

Nach einigen wenig ansprechenden Scenen, bei denen sich jedoch ein ungewöhnlicher Reichthum von Decorationen entfaltete, der Margot's Aufmerksamkeit vollauf in Anspruch nahm, ging die Musik mit scharfem Rhythmus in einen Tanz über, und plötzlich bedeckte sich die Bühne mit einer Masse von Tänzern und Tänzerinnen, deren Costume und Bewegungen zuerst ihr Erstaunen, dann aber eine Empfindung bei ihr hervorriefen, welche sie bewog, ihre Augen niederzuschlagen und ihre Blicke von dieser Darstellung abzuwenden. Sie wurde sichtlich immer mehr verlegen und glaubte, selbst der Gegenstand allgemeiner Beobachtung zu sein. Ach, wie gern würde

sie das Theater verlassen haben! Verstohlen blickte sie zu ihrer Mutter empor, welche jedoch ruhig und anscheinend theilnahmlos, wie bisher, an ihrer Seite saß. Sie konnte es nicht verhindern, auch ihren Vater anzusehen, dessen Opernglas jetzt zum ersten Male unverwandt auf die Bühne gerichtet war. Während dieser kurzen Beobachtung traf sie der Blick des Herzogs mit einem eigenthümlichen Ausdrucke, der sie noch mehr erröthen machte. Stumm und verlegen senkte sich ihr Auge wieder.

Sie ist reizend, flüsterte der Begleiter des Herzogs diesem zu, und scheint wirklich noch ein ganz unverdorbenes Kind der Natur zu sein.

So scheint es, erwiederte dieser in demselben leisen Tone – indessen man kann sich dennoch irren; die Weiber sind geborene Schauspielerinnen, und die Rolle, in welcher diese eben debutirt, ist vielleicht dennoch nichts, als eine gut durchgeführte und vorher wohl studirte.

Dieses Mal sind Sie im Irrthume – sehen Sie doch – das ist Natur, sie wagt es gar nicht mehr, aufzusehen.

Es wäre äußerst piquant, wenn Sie Recht hätten, und vielleicht lohnend, ihrer wachsenden Erkenntniß behülflich zu sein – doch das Ballet ist zu Ende – schade, daß es gerade heute nicht eine längere Dauer hat.

Als der Vorhang gefallen war, nahm der Herzog das Gespräch wieder auf, ohne jedoch eine directe Frage an Margot zu richten und ohne des Ballets in irgend einer Weise zu erwähnen. Sie fing an, wieder freier zu athmen.

Wir haben jetzt noch einen Act Oper, sagte dann der Herzog, sich zu Margot wendend; Sie werden darin eine

schöne Romanze hören, auf welche ich mir erlaube, Sie aufmerksam zu machen. Sie können auch ungestört dem Gange der Vorstellung folgen, fuhr er, sie lächelnd, aber fest ansehend, fort, es wird Sie kein Ballet mehr dabei stören; mir sind diese frivolen Uebertreibungen einer an sich sonst schönen und anmuthigen Kunst ebenfalls in höchsten Grade zuwider.

Er weidete sich an ihrem abermaligen Erröthen, denn sie erfuhr durch diese unzarte Bemerkung, daß ihm ihre Empfindung nicht entgangen war.

Mit sehr verschiedenen Gefühlen verließ sie endlich das Theater und saß schweigend in dem bequemen, rasch dahinrollenden Wagen an der Seite ihrer Eltern. Diese Musik hatte sie berauscht, betäubt, aber nur in vereinzelten Momenten jene beseligende Empfindung bei ihr hervorgerufen, welche so oft ihre Seele erfaßt hatte, wenn sie mit ihm oder auch nur von ihm begleitet jene kleinen Lieder oder Duette gesungen, deren Schönheit sie in jeder Note empfunden. Ach, wie war das Alles ganz, ganz anders, als bisher! Eine äußerliche glänzende Schale hatte der Herzog es genannt, sie mußte unwillkürlich an diese Worte denken und auch an den Mann, der sie gesprochen, vor welchem sie, sie wußte selbst nicht, weßhalb, eine Furcht empfand, deren sie sich nicht erwehren konnte.

Erst als sie wieder allein auf ihrem Zimmer war, wurde sie etwas ruhiger, aber der Eindruck der Oper wogte noch in ihr fort und trat immer wieder zwischen sie und jene Gedanken, denen sie sich so gern nachhangen mochte,

ohne heute die nöthige Sammlung dazu finden zu können. Aufgeregt und unzufrieden mit sich selbst, suchte sie endlich ihr Lager auf; es wäre ihr nicht möglich gewesen, sich heute mit ihren werthvollen Schätzen zu beschäftigen, sie hätte dies für eine Entweihung derselben angesehen.

Sie machte zum ersten Male in ihrem jungen Leben die Erfahrung, daß selbst unser innerstes Fühlen und Empfinden durch äußere Eindrücke beherrscht und beeinflußt wird, wenn wir auch noch so sehr bemüht sind, diesen Eindrücken keine Gewalt einzuräumen. Wie wir die Luft athmen, welche uns umgibt, und in derselben uns bewegen müssen und von deren Wärme, Kälte und Mischung berührt werden, so daß wir uns dadurch behaglich oder bedrückt fühlen, so beherrschen auch die äußeren Einflüsse unser Inneres, und wir besitzen nicht die Macht, nur unserer inneren Welt allein zu leben.

Der folgende Tag war ein Sonntag, der erste Sonntag, den sie in ihrem neuen Aufenthalte verleben sollte. Sie widmete die ersten Morgenstunden, in denen sie ungestört war, religiösen Betrachtungen. Als sie so einsam am Fenster saß, den stillen Garten zu ihren Füßen, und in dem Andachtsbuche las, welches sie am Tage ihrer Confirmation zum Geschenke erhalten, trat die Erinnerung an jenen Morgen lebhafter, als es bisher der Fall gewesen war, vor ihre Seele. Sie glaubte wieder vor dem Altare der kleinen, einfachen Dorfkirche zu stehen, hörte die sie so tief ergreifenden und beseligenden Worte des würdigen

Pfarrers und empfand nochmals den Ernst und die Weihe jener unvergeßlichen Stunde.

Das um sie her erwachende Leben beendete diese kindlich frommen Betrachtungen, aber der Abglanz davon lag noch auf ihrem jugendlichen Gesichte, als sie bald darauf in das Frühstückszimmer ihrer Eltern trat.

Es ist heute Sonntag, mein Kind, sagte die Marquise im Laufe des Gespräches; Du wirst bald an Deine Toilette denken müssen, denn wir wollen um elf Uhr in die Messe fahren.

In die Messe? fragte Margot mit sichtlichem Schrecken.

Nun ja, in die Messe, erwiederte lächelnd die Marquise – Du hast vielleicht gehört, daß man in Frankreich die Religion abgeschafft habe und die Göttin der Vernunft anbete; aber diese Zeiten liegen längst hinter uns. Die Kirche ist wieder in ihre alten Rechte eingesetzt, und mag der Kaiser in dieser Beziehung seine eigenen Ansichten haben, er hat eingesehen, daß es eine Thorheit ist, ein Volk ohne Religion regieren zu wollen. Wir werden daher um elf Uhr in die Messe fahren, und ich freue mich, daß Du diesen erhabenen Act einmal in würdiger Ausstattung gehen sehen wirst.

In die Messe? wiederholte Margot nochmals mit unsicherer Stimme – ich kann nicht mit in die Messe gehen, liebe Mutter, setzte sie dann, wenn auch mit niedergeschlagenen Augen, doch fest hinzu, denn ich bin Protestantin.

Was sagst Du? fragte die Marquise mit sichtlichem Schrecken über die ganz unerwartete Mittheilung – wie wäre das möglich?

Du wärest eine Ketzerin? fragte gleichzeitig bestürzt ihr Vater.

Ich bin in den Lehren der lutherischen Kirche unterrichtet worden, erwiederte Margot, und habe am Tage meiner Confirmation das Gelübde abgelegt, dieser Lehre, zu welcher ich mich bekenne, treu zu bleiben, so lange ich lebe.

Aber wie ist das möglich, mein Kind? rief der Marquis – wie konntest Du dem Glauben Deiner Eltern abtrünnig werden?

Ich hatte bis dahin keinen Glauben, sagte Margot mit einer Ruhe und Festigkeit, die ihr bis jetzt nicht eigen gewesen – Herr Viorne hat es niemals gelitten, daß ich eine Kirche besuchen dürfte, so sehr ich ihn auch darum gebeten – ich durfte ja überhaupt niemals dahin gehen, wo viele Menschen zusammenkamen. Welchen Glauben meine Eltern gehabt, hat er mir ebenfalls nie gesagt; er sprach überhaupt wenig von diesen Dingen, weil er selbst keinen Glauben besaß. Als ich hülflos und von Allen verlassen nach der Fichtenau kam, fuhr sie mit glänzenden Augen fort, als ich zum ersten Male Menschen fand, die mich liebten und die ich lieben durfte, da war es meiner guten Mutter erste Sorge, mich in den Lehren der Religion unterrichten zu lassen. Ich wurde dort erst eine

Christin, eine Christin, wie sie Alle waren, die dort lebten. Noch jetzt weiß ich nur mehr unvollkommen, wodurch sich die Lehren der lutherischen und der katholischen Kirche unterscheiden; es können nur Nebendinge sein, da beide in Christus den eingeborenen Sohn Gottes und den Erlöser der Menscheit verehren – aber nichts wird mich bewegen, meinem feierlich bei meiner Confirmation am Altare Gottes abgelegten Gelübde untreu zu werden – ich kann deßhalb nicht mit in die Messe gehen.

Ach, das ist dennoch mehr oder weniger eine Thorheit, mein Kind, erwiederte die Marquise, welche sich während der längeren Rede Margot's wieder gesammelt hatte; Du sagst selbst, daß Du die Lehren der katholischen Kirche nicht kennst – man wird Dich darin unterrichten und Du wirst bald die Ueberzeugung gewinnen, daß nur sie die allein seligmachende Kirche ist. Bis dahin aber kannst Du ruhig mit mir in die Messe gehen – sie wird von vielen Protestanten besucht, schon der schönen Musik wegen. Betrachte es meinetwegen als eine Unterhaltung, bis Du gelernt hast, anders darüber zu denken, jetzt würde es aber auffallen, wenn Du Dich weigern und ausschließen wolltest. Ziehe Dich daher an, in einer Stunde erwarte ich Dich.

Ich kann nicht! sagte Margot in sichtlichen Kampfe – ich werde alle Eure Befehle erfüllen – aber dies kann ich nicht – niemals werde ich meinen Glauben verleugnen!

Du drückt Dich sehr bestimmt aus, erwiderte die Marquise finster – hat man Dich in Deinem Religions-Unterrichte nicht gelehrt, daß das Kind seinen Eltern Gehorsam schuldig ist?

Du sollst Gott lieben über Alles! sagte Margot mit leiser, aber fester Stimme und ohne ihren Blick zu erheben – das ist das erste Gebot.

Ich hätte Dich nicht für so widerspänstig gehalten, entgegnete mit unterdrücktem Zorne die Marquise, und ....

Weßhalb willst Du heute gerade in die Messe gehen? unterbrach der Marquis die Rede seiner Frau – das Kind ist ohnehin von der Reise noch sehr angegriffen und die Zeit viel zu kurz zu einer Verständigung. Wir wollen uns darüber gründlich aussprechen, meine gute Tochter, fuhr er gutmüthig und mit einem Winke an die Marquise fort; ich zweifle nicht im mindesten daran, daß wir uns einigen werden. Fahrt heute lieber spazieren – es ist große Parade auf dem Marsfelde, der Kaiser wird selbst die Revue abnehmen – das wird Dich jedenfalls interessiren und Du kannst es ohne Beeinträchtigung Deines Gewissens ansehen.

Meinetwegen, sagte die Marquise nach einem kurzen Nachdenken und mit einem spöttischen Blicke – sei daher um ein Uhr fertig – wir wollen die Messe einstweilen verschieben.

Achtes Capitel.

In Folge dieser sehr unerwarteten Mittheilung hatte die Marquise mit ihrem Manne eine längere Unterredung, deren Gegenstand ausschließlich Margot bildete. Beide waren nichts weniger als religiös. Der Marquis, obgleich unter den Lehren des Rationalismus aufgewachsen, welche die Revolution vorbereiteten, hatte doch die katholische Kirche stets als eine getreue Verbündete der Aristokratie betrachtet, die man schon deßhalb weder mißachten noch ihren Vorschriften entgegenhandeln dürfe. Er beobachtete daher diese Vorschriften, gerade so viel und so wenig, als er für erforderlich hielt, besonders jetzt, wo die Regierung des Kaisers eine gleiche Rücksicht für nöthig erachtet hatte und sie von ihren Anhängern forderte. Ueber die Wahrheiten der Religion selbst und über die Glaubenssätze derselben vermied er, sich zu äußern oder auch nur nachzudenken; er glaubte, es sei hinreichend, wenn dies Andere für ihn thäten, und begnügte sich mit einer unklaren Ansicht, welche darin bestand, daß er sich selbst zu den Rechtgläubigen zählte, ohne es deßhalb in Wirklichkeit zu sein. Er besuchte, oft es nöthig war, die Messe, fand aber sehr häufig Entschuldigungsgründe. In jedem Jahre zur österlichen Zeit ging er bei einem als tolerant bekannten Geistlichen zur Beichte und zum Abendmahl und fand sich dadurch wieder für ein Jahr mit dieser ihm lästigen Verpflichtung ab.

Die Marquise sah in der Kirche lediglich eine Anstalt zur Zügelung der wilden Leidenschaften des Volkes,

nichts mehr und nichts weiter. Im Innersten ihrer Seele lag, wie bei so vielen Menichen, der vollständige Unglaube. Sie hatte in früherer Zeit über diese Gegenstände viel nachgedacht und mit anderen gesprochen und war, sich an der äußeren Erscheinung, an die Einwirkungen der Sinne haltend, zu der Ueberzeugung gekommen, daß man über alle diese Dinge überhaupt nichts wisse und nichts wissen könne, und die Lehren von einer göttlichen Weltregierung, von einem Fortleben nach dem leiblichen Tode oder gar von einer Vergeltung nach demselben ihre Entstehung lediglich der Furcht vor dem Tode selbst verdankten. Entweder, so war das Endresultat ihres Nachdenkens, entweder – und das ist das Wahrscheinlichere – sei es mit dem Tode zu Ende und es dann eine Thorheit, dieses Dasein nicht auszubeuten – oder es gäbe eine Fortdauer nach dem Tode, und dann komme dies in seiner Dauer und in seinen kleinlichen Verhältnissen so nichts bedeutende Leben gar nicht in Betracht. Mit diesen wenig trostvollen Anschauungen hatte sie sich abgefunden und vermied es, nachdem sie weit gekommen war, noch über eine Sache nachzudenken, welche nur dazu geeignet sein konnte, Unruhe bei ihr zu erzeugen, ohne ein befriedigenderes Resultat herbeizuführen. Aeußerlich beobachtete sie soweit die Gebräuche und Vorschriften der Kirche, als es nöthig war, um sich den Ruf einer gläubigen Katholikin zu verschaffen, obgleich sie es nicht verhindern mochte, daß verständige Leute die Ueberzeugung behielten, daß sie dies nur äußerer Rücksichten wegen thue. In den Priestern sah sie entweder

Männer, welche auf gleichem Standpuncte mit ihr standen, aber dies nicht zu erkennen gaben, oder Schwachköpfe und religiöse Schwärmer. Die letzteren waren ihr am meisten zuwider.

Es geht hieraus hervor, daß es ihr und auch theilweise dem Marquis an sich sehr gleichgültig gewesen sein würde, ob Margot sich zu der katholischen oder protestantischen Kirche bekenne; daß beide aber auch denselben Gründen, welche sie selbst bestimmten, für Anhänger der katholischen Kirche zu gelten, dies auch bei Margot für nothwendig erachteten. Sie kamen daher zu dem Beschlusse, daß dies jedenfalls zu bewirken sei, und zweifelten auch nicht im mindesten daran, daß Margot ihrem Willen nachkommen werde.

Ich will darüber mit ihr reden, bemerkte der Marquis selbstgefällig; sie hat mehr Vertrauen zu mir, und ich hoffe, es wird nicht schwer halten ....

Es ist zwar sehr anerkennenswerth, unterbrach ihn mit einem spöttischen Lächeln seine Frau, da Du Dich einer ungewohnten Beschäftigung hingeben willst, aber ich muß Dich dennoch bitten, es gänzlich zu unterlassen und niemals mit Margot über diese Dinge zu sprechen.

Aber weßhalb nicht? Glaubst Du, die Vorstellungen und Bitten ihres Vaters würden bei ihr vergebens sein?

Es handelt sich hier nicht um Bitten und Vorstellungen. Sie hat gestern einen so energischen Widerstand entwickelt, wie ich ihr bei ihrem sanften und nachgiebigen Charakter gar nicht zugetraut hätte. Du wirst daraus erkannt haben, wenigstens hoffe ich dies, daß sie

aus einer inneren, tief bei ihr wurzelnden Ueberzeugung gehandelt hat, einer Ueberzeugung, welche bei ihr über dem Gehorsam gegen ihre Eltern steht.

Es handelt sich daher darum, diese Ueberzeugung zuerst zu untergraben, sie in Zweifel zu stürzen und ihr dann das Licht des wahren Glaubens leuchten zu lassen. Dazu bedarf es eines Mannes, der diesen wahren Glauben selbst in vollem Umfange besitzt, und auch dieser wird nur vorsichtig zu Werke gehen dürfen. Du wirst einsehen, daß Du dazu am wenigsten geeignet bist, da diese Eigenschaft Dir mangelt.

Glaubst Du vielleicht, beide zu besitzen?

Laß uns darüber nicht weiter reden – es würde doch zu nichts führen. Ueberlasse mir die Ausführung dieses Geschäftes, wie Du es ja stets bei allen wichtigeren gethan hast; ich werde den rechten Mann dazu finden. Vorläufig hat es keine Eile – es muß überhaupt langsam und ohne daß die Absicht herausblickt, betrieben werden. In Zeit von höchstens drei Monaten hoffe ich jedoch bei ihr auf keinen Widerstand mehr zu stoßen, wenn ich sie einlade, mit mir in die Messe zu fahren. Jetzt will ich überhaupt eine genauere Prüfung ihrer Kenntnisse und Fähigkeiten vornehmen, von denen wir eigentlich weiter noch gar nichts wissen, als daß sie ein natürliches, wenn auch noch sehr schüchternes Wesen besitzt und es versteht, sich in passender Weise auszudrücken. Ihr Dialekt klingt zwar etwas fremd, das macht sie jedoch interessant, wird sich auch bald verlieren. Es wird vielleicht erforderlich sein, ihr noch in irgend einem Gegenstande

einigen Unterricht ertheilen zu lassen, obgleich ich es für sehr unnöthig halte, daß junge Mädchen mit unbrauchbaren Kenntnissen belastet werden. Natürlicher Verstand und ein angenehmes und graziöses Benehmen ist Alles, was man zu beanspruchen hat. Den ersteren besitzt sie, und was ihr an dem zweiten noch mangelt, wird sie sich bald erwerben.

Ich bin darin ganz Deiner Ansicht, sagte er mit der Befriedigung, der Erfüllung einer Aufgabe enthoben zu sein, zu welcher er sich zwar erboten hatte, welche ihm jedoch nichts weniger als wünschenswerth war, und was die Religion betrifft, so scheint es mir ebenfalls besser, daß wir beide dabei ganz aus dem Spiele bleiben, damit sie nicht glaubt, sie solle ihre Ueberzeugung uns zum Opfer bringen.

Ich freue mich, daß Du dies einsiehst, sagte die Marquise wieder mit ihrem unangenehmen Lächeln – ich will jetzt zu Margot gehen und das Weitere besorgen.

Quäle mir das Kind nicht, rief er ihr nach, denn es ist vor Allem nöthig, daß sie sich bei uns gefalle und heimisch fühle! –

Das Examen, welches die Marquise mit Margot, ohne daß diese es jedoch merkte, vornahm, fiel sehr zu ihren Gunsten aus. Die Marquise war sichtlich erstaunt über die vielseitigen Kenntnisse, welche ihre Tochter entwickelte, und die Art und Weise, mit welcher sie über Gegenstände sprach, die ihr selbst mehr oder weniger

fremd waren, zum Beispiel Naturwissenschaften, Astronomie und Geschichte. Sehr bewandert schien sie besonders in der deutschen Literatur, von welcher die Marquise selbst gar seine Kenntniß besaß, denn sie sprach über Vieles mit einem Feuer und einer Begeisterung, wozu sie dieses ruhige und schüchterne Kind gar nicht für fähig gehalten hatte. Von der französischen Literatur wußte er dagegen fast gar nichts, und sie bekannte mit einiger Beschämung, daß sie eigentlich noch gar kein französisches Buch, welches sich irgend mit den deutschen messen könne, gelesen habe.

Ich finde das sehr natürlich, erwiederte die Marquise, welche sichtlich nachdenkend geworden war, da Du immer unter Deutschen gelebt hast, welche nichts als ihre eigenen untergeordneten Werke kennen und verstehen.

O, glaube das gar nicht, liebe Mutter, erwiederte Margot, immer noch in der Erregung, welche dieses mit so vielen Erinnerungen für sie verbundene Gespräch hervorgerufen hatte, wir haben uns auch mit den Meisterwerken anderer Völker beschäftigt, wir haben zum Beispiel den Homer gelesen!

Den Homer? fragte die Marquise mit etwas unsicherer Stimme – Homer war ein Römer, wenn ich nicht irre?

Ein Grieche, liebe Mutter, der größte Dichter, der je gelebt hat! Du kennst ihn nicht? O, Du mußt ihn lesen – aber freilich, es wird kaum eine französische Uebersetzung geben, da unsere Sprache nicht befähigt ist, den Hexameter nachzubilden! Doch Du verstehst ja auch Deutsch ....

Du sagtest, Ihr hättet den Homer gelesen, unterbrach die Marquise, von dem Du so entzückt bist – ich freue mich, daß Du einen so vielumfassenden Unterricht genossen hast, wiewohl es mir lieber gewesen, wenn er unsere Sprache und Literatur nicht stiefmütterlich behandelt hätte – hat Dir denn der alte Viorne einen Lehrer gehalten, er – Du hast bisher nichts davon erwähnt?

Herr Viorne? – sagte Margot, indem sie verlegen die Augen niederschlug – o nein, Herr Viorne lehrte mich französisch lesen und schreiben und etwas Rechnen.

Ich konnte mir das denken. So war es also Herr Wehring, welcher Dir Unterricht ertheilen ließ? Wir sind diesem Manne zu immer größerem Danke verpflichtet. Besuchtest Du eine Schule oder hattest Du Privat-Unterricht?

Es war keines von beiden der Fall, erwiederte Margot tief erröthend; ich habe auch einen wirklichen Unterricht niemals genossen.

Das ist ja höchst sonderbar, bemerkte die Marquise, deren scharfer Blick jetzt unerwartet auf ihrer Tochter ruhte, welche sichtlich immer befangener wurde, Du mußt doch einen Lehrer gehabt haben, denn Du besitzest für Dein Alter ungewöhnliche Kenntnisse.

O, nicht doch, erwiederte Margot mit kaum hörbarer Stimme; was ich weiß, ist jedenfalls sehr unbedeutend.

Es freut mich, daß Du so bescheiden darüber denkst, aber irgend Jemand muß Dich doch unterrichtet haben; es ist nicht anzunehmen, daß Du dies Alles ohne fremde Einwirkung gelernt haben solltest.

Mein Lehrer war – der Inspector, welcher bei Wehring wohnte, sagte sie, während sie jetzt selbst die Gluth fühlte, die bei diesen Worten ihr Gesicht bedeckte.

Der Inspector? wiederholte die Marquise in langsamem Tone – Du hast seiner bis jetzt noch gar nicht erwähnt. Ist der Inspector schon ein älterer Mann? fragte sie weiter, als Margot die letzte Bemerkung unbeantwortet ließ.

Ein älterer Mann? – Ich glaube nicht, daß man ihn so nennen kann – er wurde an seinem letzten Geburtstage – damals war er aber schon abgereis't – siebenundzwanzig Jahre.

Dann kann man ihn allerdings nicht zu den älteren Männern zählen. Er war abgereis't, sagtest Du? Lebt er nicht mehr bei Wehrings?

O nein, erwiederte sie – sie wußte selbst nicht, weßhalb – mit erleichterter Stimme, er ist schon fast ein Jahr fort – nach Schlesien, seiner Heimath.

So, bemerkte die Marquise freundlicher, und dieser Inspector war Dein Lehrer?

Wenn Du es so nennen willst, liebe Mutter; aber eigentlichen Unterricht habe ich niemals gehabt, außer vielleicht in der Musik, setzte sie wieder zögernd hinzu – sonst lasen wir zusammen und er erklärte mir dasjenige, was ich nicht wußte.

Die Marquise schwieg wieder eine kurze Zeit, indem sie ihre Tochter aufmerksam und gedankenvoll betrachtete. Die Mittheilung, daß der lehrreiche Inspector bereits vor einem Jahre abgereis't sei, beruhigte sie, denn

sie sagte sich, daß Margot damals noch nicht siebenzehn Jahre alt gewesen sei. Sie beschloß daher, der Sache, namentlich in den Augen ihrer Tochter, durchaus keine Wichtigkeit beizulegen und sie möglichst leicht zu behandeln.

Also in der Musik hast Du auch Unterricht gehabt? fuhr sie unbefangen fort; ich hätte es mir denken können, daß Du musikalisch seiest, da Du Dich selbst auf dieser weiten Reise von Deiner Guitarre nicht hast trennen können. Da ich nun aber heute gern alle Deine Fähigkeiten kennen lernen möchte, so stimme das Instrument und singe mir ein Lied.

Die Saiten sind gesprungen, erwiederte Margot, froh, einen Vorwand zu finden, um diesem Verlangen nicht entsprechen zu dürfen.

Diesem Mangel ist schnell abzuhelfen. Schicken Sie dieses Instrument in das nächste Magazin, lassen Sie es neu besaiten und stimmen und bringen Sie es so bald als möglich zurück! befahl sie einem hereinbeorderten Bedienten.

Hast Du eine schöne Stimme? fragte sie, während dieser Anordnung genügt wurde.

Ich weiß es nicht, liebe Mutter, erwiederte Margot, welche sehr ungern das Fortbringen ihres Instrumentes gesehen hatte – er meinte, wenn sie ausgebildet wäre – aber ich habe seit langer Zeit keine Fortschritte mehr gemacht.

Nun, wir werden ja sehen. – –

Da ist die Guitarrre wieder – Du hast keine Ursache mehr, meinem Wunsche zu widerstreben.

Ich kann aber nur einfache deutsche Lieder singen.

Es wird dies vollkommen genügen; es verlangt mich nur, Deine Stimme zu hören.

Du hast noch wenig Uebung, mein Kind, sagte die Marquise, nachdem Margot in sehr befangener Weise ein kleines Lied gesungen hatte; aber Deine Stimme besitzt einen sympathischen Klang, und das ist die Hauptsache. Ich habe in diesen Dingen nur ein unvollkommenes Urtheil, aber einer unserer ersten Gesanglehrer soll Deine Stimme und Fähigkeiten prüfen und Dir Unterricht ertheilen, wenn er, woran ich nicht zweifle, der Ansicht ist, daß es sich der Mühe lohnt.

Die Marquise war im Ganzen mit dem Resultate ihrer Prüfung sehr zufrieden. Dasselbe übertraf in vielen Dingen ihre Erwartungen, und sie hatte Kenntnisse bei Margot entdeckt, welche sie weder erwartet hatte, noch für nöthig hielt. Dennoch war ihr dies keineswegs unlieb, denn sie dachte daran, in den schöngeistigen Kreisen, deren es damals wie immer in Paris gab, mit den außergewöhnlichen Kenntnissen ihrer Tochter zu prunken und bei diesen und anderen Gelegenheiten wegen der richtigen und zweckmäßigen Erziehung derselben Lob einzuernten. Die Befangenheit Margot's, als sie von ihrem Lehrer selbst sprach, war ihr keineswegs entgangen, aber sie glaubte, daß dies einestheils natürlich, anderentheils unter den obwaltenden Umständen an sich sehr gleichgültig sein müsse. Dieser sogenannte Inspector hatte, wie sie

erfahren, schon vor einem Jahre die Fichtenau verlassen, wo Margot noch mehr oder weniger ein Kind gewesen war – seit jener Zeit hatte sie ihn nicht wiedergesehen – vielleicht mit ihm correspondirt – keinesfalls konnte dies von Bedeutung sein – weßhalb wäre er sonst weit fortgezogen? Sie beschloß, niemals mit Margot von diesem Inspector zu reden und jede Gelegenheit zu einer Aeußerung ihrerseits zu vermeiden, damit nicht Erinnerungen bei ihr aufgefrischt würden, die noch ziemlich lebhaft zu sein schienen. Ihr Mann sollte daher gar nichts von diesem Inspector erfahren, damit er nicht in seiner Gutmüthigkeit und Zerstreuung mit ihr dennoch davon spräche.

Als ein weiteres Mittel zur Gefühls-Acclimatisirung ihrer Tochter erkannte sie das völlige Aufhören eines sich etwa bilden wollenden Briefwechsels zwischen dieser und Personen ihres früheren Aufenthaltes, in weicher Hinsicht sie beschloß, ohne deßhalb im mindesten bedenklich zu sein, Margot's Briefe nicht abgehen und etwa ankommende nicht an sie gelangen zu lassen. Bei weiterem Nachdenken über den letzten Gegenstand erkannte sie, daß sie auf diesem Wege am leichtesten und sichersten in den Besitz von Mittheilungen gelangn würde, welche es ihr möglich machen müßten, die Beziehungen Margot's zu den Personen ihres früheren Aufenthaltes vollständig zu erfahren, ohne deßhalb mit Margot selbst irgend ein Wort darüber zu reden. Sie nahm deßhalb keinen Anstand, diese zum Schreiben aufzumuntern, und

erbot sich mit einer Theilnahme, welche zum ersten Male in dem Herzen ihrer Tochter ein Gefühl von Zuneigung erweckte, die Briefe besorgen zu lassen.

Du wirst Wehrings, denen Du so viel Dank schuldig bist, Deine glückliche Ankunft unverzüglich melden müssen, und wir wollen einen Brief beilegen, damit wir erfahren, in welcher Weise wir am besten unseren Verpflichtungen gegen diese liebenswürdigen Menschen genügen können.

Ich werde heute noch schreiben, liebe Mutter, erwiederte Margot mit vor Freude glänzenden Augen, und hätte es vielleicht gestern schon thun sollen, denn sie erwarten gewiß mit Sehnsucht einen Brief von mir, obgleich ich von Köln und von Brüssel geschrieben habe. Sie werden sich auch sehr darüber freuen, wenn ihr ihnen dankt für Alles das, was sie an mir gethan; aber, setzte sie mit zögernder Stimme hinzu, ich bitte Dich, daran zu denken, daß sie mich in der Voraussetzung, ich sei eine hülflose Waise, bei sich aufgenommen haben, und daß es sie daher kränken würde, wenn ....

Sei deßhalb ohne Sorgen, mein Kind, unterbrach sie die Marquise mit einem selbstbewußten Lächeln, wir werden unsere gegenseitige Stellung genau im Auge behalten. Wenn Du Deinen Brief fertig hast, fuhr sie freundlicher fort, so gib ihn mir, damit ich ihn in den unsrigen einschließe.

Ich will sogleich schreiben.

Thu' das, mein Kind, ich werde meine jetzt freie Zeit zu gleichem Zwecke verwenden.

Die Marquise entfernte sich mit diesen Worten und ließ Margot allein, welche, dem Bedürfnisse ihres Herzens folgend, einen langen Brief an Wehrings schrieb. Sie hatte ja so Vieles mitzutheilen und zu erzählen von ihrem Vater, von ihrer Mutter, von Paris und von den Eindrücken, welche dies Alles auf sie gemacht hatte; sie konnte Vergleiche anstellen zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit und ihren Empfindungen freien und ungehinderten Lauf lassen. Sie konnte auch Erkundigungen über ihn einziehen, wenn auch vielleicht nicht in solcher Weise, wie sie es hätte thun mögen, ob er angekommen, ob er ihren Brief erhalten und denselben vielleicht beantworten würde. Das Alles konnte sie, und sie that es mit jener schmerzlichen Lust, der wir uns hingeben, wenn wir die Erinnerungen an ein vergangenes, verlorenes Glück wachrufen und darin schwelgen. So kurz und fast flüchtig die Nachrichten über ihr jetziges Ergehen waren, so sehr sie sich dabei auf das Nöthigste beschränkte, um so länger wurde der andere Theil ihres Briefes, obgleich er nur wenig Thatsächliches enthielt.

Die Marquise war wieder zu ihrem Manne gegangen, welcher im Begriffe stand, auszufahren, da heute eine große Vorstellung bei Hofe war, bei welcher er zugegen sein mußte.

Du scheinst ja eine sehr strenge Prüfung vorgenommen zu haben, bemerkte er, denn Du bist sehr lange geblieben; ich hoffe, sie ist zu Deiner Zufriedenheit ausgefallen.

Sie besitzt mehr Kenntnisse, als ich erwartet habe, und hat auch eine oberflächliche musikalische Ausbildung und eine leidliche Stimme. Wir werden nur nöthig haben, ihr in der Musik Unterricht ertheilen zu lassen.

Das freut mich – also sie ist auch musikalisch! Nun, ich habe in dieser Beziehung kein Urtheil und muß Dir das Weitere überlassen; sollte aber sonst in Diesem oder Jenem noch eine kleine Lücke sich finden, so bin ich gern selbst bereit, dieselbe anszufüllen.

Es ist nicht nöthig, erwiederte spöttisch die Marquise, denn sie hat sogar den Homer gelesen, und Du kannst daher Deine so vielfach in Anspruch genommene Zeit zu nützlicheren Dingen verwenden.

Den Homer – rief der Marquis mit großem Erstaunen, versteht sie Griechisch?

Ach, warum nicht gar – in einer deutschen Uebersetzung. Du magst daraus ersehen, daß ihre Kenntnisse wenig zu wünschen übrig lassen; was ihr fehlt, ist allein der höhere und feinere Umgangston, den sie sich jedoch bald aneignen wird, da sie die Fähigkeiten dazu besitzt.

Aber wo hat sie das Alles her? fragte immer noch in Verwunderung der Marquis.

Darüber nächstens, denn Du bist jetzt eilig und mußt fort. Eines bitte ich Dich aber dringend: frage sie selbst niemals deßhalb. Sprich überhaupt nicht mit ihr darüber, ich habe meine besonderen Gründe, dies zu verlangen. Auch diese sollst Du später erfahren. Ich will jetzt einen Brief an den Fabrikanten Wehring schreiben, in Deinem Namen natürlich, ich werde ihm unseren Dank abstatten

für seine Gefälligkeit und ihn ersuchen, diejenige Summe zu bestimmen, welche er für geeignet hält, um uns unseren Verpflichtungen gegen ihn für immer zu entledigen.

Du mußt den Brief sehr rücksichtsvoll fassen und Dir vergegenwärtigen, daß sich nicht alle Verpflichtungen mit Geld ausgleichen lassen.

Pah, sagte die Marquise mit einem verächtlichen Kräuseln ihrer schmalen Oberlippe, solche Krämer haben für Alles einen Preis, und er wird den seinen zu stellen wissen!

Du könntest Dich doch irren, Nannon, erwiederte er, indem er seinen Hut nahm – doch ich überlasse Dir das, in Geschäften besitzest Du mehr Erfahrung, als ich – aber vergiß nicht, setzte er mit Pathos hinzu, was wir uns um unserer selbst willen schuldig sind: *noblesse oblige!*

Neuntes Capitel.

Die Marquise führte ihren Plan aus. Sie nahm Margot's Brief in Empfang, nicht um ihn fortzuschicken, sondern um ihn rücksichtslos zu öffnen, zu lesen und dann zu verbrennen. Ihr eigener Brief an den Fabrikanten Wehring, den sie im Namen ihres Mannes schrieb, ohne daß er sich weiter darum bekümmerte, sprach mit einer förmlichen und kalten Danksagung das Ersuchen aus, diejenige Summe zu bestimmen, welche Wehring für die Erziehung Margot's beanspruche. Margot's Brief selbst enthielt zu ihrer großen Genugthuung nur kurze Andeutungen in Beziehung auf diejenige Person, welche sie am meisten interessirte, nämlich jenen gelehrten Inspector. Sie ersah

jedoch daraus, daß sie früher an ihn geschrieben und eine Antwort erwarte. Ueber die weiteren sentimentalen Ergüsse ihres Herzens, welche den Hauptinhalt des Briefes bildeten, lächelte sie verächtlich, als sie das Papier den Flammen übergab. Es ist nicht zu erwarten, daß man Verlangen trägt, jetzt noch den Briefwechsel mit ihr fortzusetzen, sprach sie beruhigt vor sich hin; sollte es aber dennoch von irgend einer Seite geschehen, so werde ich dafür sorgen, daß daraus kein Nachtheil erwachse.

Es wurde nun für Margot ein Musiklehrer angenommen, ein Mann von Fähigkeiten und von Ruf, welcher das Talent seiner Schülerin bald erkannte und bemüht war, es auszubilden. Zuerst waren ihr diese Musikstunden in hohem Grade unangenehm, denn sie mahnten sie an andere, welche noch so lebhaft in ihrer Erinnerung da standen; bald erwachte jedoch die Liebe zu einer Kunst wieder, welche die Natur ihr selbst als ein werthvolles Geschenk verliehen hatte, und sie vergegenwärtigte es sich, daß ihre Fortschritte ihn erfreuen würden, wenn er sie kennte, oder einst vielleicht selbst kennen lernte.

Ach, darauf hoffte sie doch noch immer! Was sie sich nicht klar machte, sondern nur empfand, war der Trost, den ihr die Musik selbst spendete, denn sie konnte ihre Gedanken und ihre Sehnsucht den Tönen anvertrauen, ohne zu befürchten, daß diese Sprache von Andern verstanden würde. So wurden die Musikstunden ihr denn bald die liebsten während des ganzen Tages, und sie machte zur großen Befriedigung ihres Lehrers ungewöhnlich schnelle und überraschende Fortschritte.

Ganz anders verhielt es sich mit dem Unterrichte in der Religion, den sie auf Veranlassung der Marquise durch einen Mann empfing, der sonst alle Eigenschaften besaß, um auf das so leicht zugangbare Herz eines jungen Mächens einzuwirken. Obgleich er Priester war, so führte er sich doch nicht in dieser Eigenschaft ein, sondern war als ein Bekannter und fast täglicher Gesellschafter der Familie. Es währte eine längere Zeit, in welcher er bemüht gewesen war, sich Margot's Vertrauen zu erwerben, bis er sehr unmerklich das Gespräch auf religiöse Gegenstände lenkte. Es geschah dies zuerst nur im Allgemeinen, und er brach sofort wieder ab, sobald sie unruhig wurde. Indem er von den Lehren der katholischen Kirche sprach und, wie es schien, unabsichtlich den Beweis führte, daß diese allein die richtigen, allein zur Seligkeit führenden seien, gab er nicht im Entferntesten die Absicht kund, Margot davon zu überzeugen, er setzte vielmehr diese Ueberzeugung bei ihr voraus und sprach mit ihr, wie mit Jemandem, dessen Einverständniß man gewiß ist.

Dennoch wurde sie stets befangen und mied es sichtlich, mit ihm über diese Gegenstände zu sprechen; sie brach oft ab, und entfernte sich, irgend einen Vorwand vorschützend. Man war daher genöthigt, der Sache näher zu treten, und der Vertraute der Marquise benutzte die nächste sich darbietende Gelegenheit zu einer Darstellung der Irrthümer der ketzerischen Lehren, indem er nicht unterließ, zu bemerken, daß Christus selbst diese seine allein seligmachende Kirche gestiftet habe und außer ihr kein Heil zu finden sei.

Hier stieß er jedoch auf einen entschiedenen und nicht geahnten Widerstand.

Sie wissen vielleicht nicht, daß ich Protestantin bin, sagte Margot mit fester Stimme und leuchtenden Augen; denn ich nehme an, daß, wenn Sie es gewußt hätten, Sie es unterlassen haben würden, so von meinem Glauben zu sprechen.

Und wenn ich es nun doch gewußt hätte, fragte er, wenn ich vielleicht gerade deßhalb es für Pflicht gehalten hätte, Sie von dem Irrthume Ihres Glaubens zu überzeugen?

Ich zweifle jetzt nicht mehr daran, daß Sie es gewußt haben, erwiederte sie in demselben Tone; aber wenn Sie aus irgend einem Grunde beabsichtigen, mich meinem Glauben abtrünnig zu machen, so erkläre ich Ihnen, daß Ihnen dies niemals gelingen wird! Außerdem weiß ich nicht, wie Sie zu einer solchen Pflicht kommen und wer Ihnen die Befugniß gibt, in dieser Weise mich zu kränken und zu verletzen! Ich werde niemals mehr mit Ihnen über diesen Gegenstand reden und mich stets entfernen, wenn Sie dennoch dazu einen Versuch machen sollten!

Sie verließ mit diesen Worten das Zimmer, und die Marquise mußte sich zu ihrer eben so großen Ueberraschung als Beunruhigung nach einer längeren Unterredung mit ihrem Bevollmächtigten gestehen, daß dieses Geschäft seine besonderen Schwierigkeiten habe und keineswegs so leicht auszuführen sei, als sie sich gedacht habe.

Margot besaß in dieser Beziehung einen Talisman, welcher sie gegen jeden Angriff schützte, den wir nicht verschweigen dürfen, da es unsere Pflicht ist, der Wahrheit gemäß zu schildern. Es war nicht allein ihre religiöse Ueberzeugung, deren Festhalten sie bestimmte, allen Versuchen, sie darin zu erschüttern, mit solcher Entschiedenheit entgegen zu treten, sondern auch der Gedanke, daß sie dadurch einen Verrath und eine Untreue an *ihm* begehen würde.

Es waren jetzt über drei Monate verflossen, seit Margot sich in Paris befand; sie hatte in dieser Zeit Vieles gesehen und erfahren, eine Menge von Gesellschaften besuchen müssen und noch mehrere und verschiedenartige Personen kennen gelernt, ohne jedoch an allen diesen Dingen Geschmack zu gewinnen. Alles war äußerlich, auf Prunk und Sinnengenuß berechnet, und selbst die sogenannten geistreichen Cirkel hatten für sie etwas Gemachtes, Absichtliches und Unerquickliches. Die Musik blieb ihre einzige treue Gefährtin, und sie besuchte jetzt auch gern die Oper, weil sie da viele ihrer liebgewordenen Melodien wieder hörte.

Sie war für ihr Alter auffallend ernst und schweigsam geworden. Der Grund dieser Veränderung lag einestheils in dem Ihrem Empfinden nicht zusagenden Leben, hauptsächlich aber in dem Umstande, daß sie bis jetzt gar keine Nachrichten von Wehrings erhalten hatte. Es machte sie dies unsäglich traurig, wenn sie allein war, und sie ersann eine Menge von Muthmaßungen, weßhalb ihre Briefe – denn sie hatte noch einmal geschrieben – sich

keiner Antwort erfreuten. Die Marquise hatte einen kurzen, sehr förmlichen Brief von Wehring erhalten, worin dieser schrieb, die Liebe, welche er und seine Frau noch immer für Margot empfänden, bestimme ihn, das für ihn in hohem Grade kränkende Ansuchen des Herrn Marquis unbeantwortet zu lassen. Fast gleichzeitig war ein besonderer Brief für Margot unter ihrer eigenen Adresse eingelaufen, welchen die Marquise geöffnet, gelesen und abermals verbrannt hatte. Derselbe enthielt eine für die Marquise hauptsächlich interessante Einlage von Walther. Die ganze Fassung zeigte deutlich, daß er, wie sie lächelnd vor sich hinsprach, wirklich in Margot verliebt sei, denn er schrieb ja, daß er nie einen so großen Schmerz empfunden, als in dem Augenblicke, wo er ihren letzten Abschiedsgruß empfangen, das letzte Wehen ihres Tuches gesehen habe – auch er werde ihrer immer gedenken und sie nie, nie vergessen. – Der Thor, fuhr sie in ihrem Selbstgespräde fort – die Sache hätte doch leicht ein sehr unangenehmes Ende nehmen können, und wir würden vielleicht nach einem Jahre unsere Tochter als Frau Inspectorin Rohneck wiedergefunden haben. – Nun, der Zufall hat uns noch zu rechter Zeit erscheinen lassen; vorläufig ist nichts vorhanden, als die kränkelnde Pflanze einer unausgesprochenen Liebelei, die aus Mangel an Nahrung sehr bald absterben wird, wenn sie überhaupt noch vorhanden ist. Sie schloß Walther's Brief in ein geheimes Fach ihres Schreibtisches, während sie zuerst die Absicht hatte, ihn gleichfalls zu verbrennen – sie wußte

selbst nicht, weßhalb. – Ach, wie glücklich würde Margot gewesen sein, wenn sie diese Briefe erhalten hätte!

Zu den häufigsten Besuchern des Hauses gehörte jetzt der Herzog von Villeroi, überhaupt zu denjenigen jungen Männern, welche sich in Gesellschaften am meisten mit Margot beschäftigten. Zuweilen deuchte es der Marquise, welche in dieser Beziehung eine genaue, wenn auch scheinbar gleichgültige Beobachterin war, als ob des Herzogs Blicke länger und mit tieferem Nachdenken auf Margot verweilten, als dies sonst seine Gewohnheit war. Es entging ihr nicht, daß er ihren Bewegungen, ihren Aeußerungen mit Aufmerksamkeit folgte, besonders wenn er sich selbst unbeachtet glaubte und sich dann wieder länger und lebhafter mit ihr unterhielt. Der Gedanke, eine passende Partie für Margot zu finden, eine Partie, welche allen den Ansprüchen Genüge leistete, welche sie an den künftigen Gatten ihrer Tochter und den Erben ihres eigenen Vermögens machte, beschäftigte sie schon längere Zeit. Margot befand sich in dem Alter, wo sich, der Sitte gemäß, junge Mädchen aus vornehmen Häusern zu verheirathen pflegen, wenn die Heirath ihren regelrechten Verlauf nimmt. Sie stand in der Blüthe der ersten Mädchenschönheit, und in dieser Beziehung war daher nichts einzuwenden. Der Herzog dagegen gab zu vielen Bedenken Veranlassung. Er hatte bisher wild und ausschweifend gelebt und gehörte zu denjenigen Männern, die eigentlich keine besonderen Genüsse mehr von dem Leben

beanspruchen, weil sie von allen erdenklichen übersättigt sind. Derartige Männer haben eine instinctive Abneigung gegen die Ehe, und wenn sie sich dennoch dazu entschließen, so sehen sie in der Frau nichts weiter, als ein neues Spielzeug, oder das Mittel zur Verbesserung ihrer pecuniären Lage, oder eine Pflegerin, so lange sie einer Pflege bedürfen. Diese Erwägungen waren es jedoch nicht, welche die Marquise hinsichtlich der Wahl des Herzogs zu ihrem künftigen Schwiegersohn verantwortlich machten. Die meisten jüngeren Männer der hohen Aristokratie befanden sich in ziemlich gleicher Lage. Der Herzog schien zwar in dieser Beziehung besonders hervorragend; sein ganzes Wesen und Benehmen trug eine oft absichtliche Blasirtheit und Uebersättigung zur Schau, welche mit einem vornehmen und müden Lächeln auf jede Gefühlserregung Anderer hinabblickte, indessen das war einestheils mehr oder weniger Manier, anderentheils Nebensache. Seine sonstige Stellung ließ dagegen nichts zu wünschen übrig. Er war von altem und höherem Adel, als selbst die Marquise, und schien, sofern dies in seinem Willen lag, berufen, als Diplomat eine hervorragende Rolle zu spielen, da man den alten Adel jetzt vorzugsweise wieder zu solchen Stellen verwandte und er durch sein abgemessenes und exclusives Wesen sich vorzugsweise dazu eignete. So weit wäre also der Herzog die geeignete Person zu Margot's künftigem Manne gewesen, aber seine Vermögensverhältnisse bedurften in dieser Hinsicht der reiflichsten Erwägung. Die Güter seiner Familie waren schon vor der Revolution durch

den maßlosen Aufwand, dem die edlen Vorfahren des Herzogs sich an den üppigen Höfen Ludwig's des Vierzehnten, der Regentschaft und Ludwig's des Fünfzehnten hingegeben hatten, sehr verschuldet, die Revolution hatte dann den größten Theil derselben verschlungen, und dem Herzoge waren, nach den sorgfältigen Erkundigungen, welche die Marquise eingezogen, höchstens zwanzigtausend Franken Rente übrig geblieben. Dieses Einkommen reichte allenfalls hin, einen einzelnen Mann mit einigen Einschränkungen standesgemäß zu erhalten, war aber keineswegs geeignet, den nothwendigen Aufwand eines jungen Ehepaares zu bestreiten. Der Herzog, das wußte die Marquise ebenfalls, lebte, wahrscheinlich durch das Beispiel seiner Ahnen belehrt, so, daß er keine Schulden machte, vielmehr in mehrfacher Beziehung einen Aufwand vermied, welcher sonst seiner Stellung in der Gesellschaft gebührt hätte. Er bewohnte ein mäßig großes Quartier, hielt sich nur zwei Wagenpferde und ein Reitpferd, seine Dienerschaft bestand lediglich aus einem Kutscher und einem Jokey, kurz, er entbehrte manches, was die meisten Männer, mit denen er umging, besaßen. Dennoch that ihm dies in den Augen seiner Gefährten keinen Eintrag. Die fast verächtliche Weise, mit welche er über alle diese nichtsbedeutenden Dinge sprach, gaben ihm den Schein, als ob er nicht entbehre, sondern nur absichtlich gerade so viel, als seiner Stellung nach unumgänglich nöthig sei, in dieser Beziehung thue, während er am liebsten noch einfacher und zurückgezogener

gelebt hätte. Der Herzog wußte jede Rolle, die er spielen wollte, ohne sich eine Blöße zu geben, durchzuführen.

Dies Alles erwog die Marquise, als zum ersten Male der Gedanke in ihre Vorstellung trat, daß der Herzog möglicher Weise eine geeignete Partie für Margot sein könne. Sie machte es sich klar, daß diese dadurch in eine der ersten alten Adelsfamilien Frankreichs hinauf avanciren würde, und daß auch anzunehmen sei, das Einkommen des Herzogs werde durch seine Beförderung in der Diplomatie wesentlich verbessert werden. Dagegen zweifelte sie auch keineswegs daran, daß der Herzog, wenn er überhaupt die Absicht haben sollte, sich um Margot's Hand zu bewerben, hauptsächlich deßhalb zu diesem Schritte veranlaßt werde, weil er in seiner künftigen Gemahlin die einzige Erbin eines reichen Vermögens erblickte. Dieses Vermögen, welches ihr so sehr am Herzen lag, weniger des Geldes als der Ehre ihrer Familie wegen, der sie sogar diese Tochter selbst hatte opfern wollen, mußte jetzt nothwendig auf einen Fremden, auf den künftigen Gatten eben dieser Tochter übergehen – das ließ sich leider einmal nicht mehr ändern, da ihr einziger Sohn gestorben war; aber es wäre sehr wünschenswerth gewesen, wenn sich dieses Vermögen mit einem anderen, ihm gleichstehenden oder es übertreffenden vereinigt hätte. Es sprach daher Vieles für und Vieles gegen den Herzog, von welchem sie ohnehin noch gar nicht einmal wußte, ob er überhaupt die Absicht habe, sich um Margot zu bewerben.

Um hierüber einige Gewißheit zu erlangen, wird es nöthig sein, daß wir uns selbst etwas genauer mit dem Herzoge beschäftigen und ihm in seiner Wohnung einen Besuch machen. Die Einrichtung derselben zeichnete sich durch eine vielleicht etwas gesuchte, aber gediegene Einfacheit aus. Alles war von den kostbarsten Stoffen, ohne daß dies in die Augen fiel; der Beobachter bedurfte vielmehr erst einer längeren Zeit, um diese Bemerkung zu machen. Man sah keine überflüssigen Möbel und Geräthe, bemerkte sogar eine gewisse Leere, aber es fehlte doch eigentlich an nichts, höchstens an den an sich überflüssigen, aber doch so anmuthigen Dingen, welche namentlich den Zimmern der Frauen einen so eigenthümlichen Reiz verleihen.

Der Herzog liebte nur die dunkeln, einfachen Farben. Er selbst trug sich nie anders als schwarz, und seine Pferde waren von derselben Farbe. Auch in der Einrichtung seiner Zimmer herrschte das Dunkle vor, ohne daß dadurch ein finsterer Eindruck hervorgerufen wurde. Er suchte offenbar etwas in dieser Sonderbarkeit und hatte sich scherzhaft öfter dahin geäußert, daß bunte Farben allein für Kinder, Frauen und Naturvölker passen, aber nicht für einen erfahrenen Mann.

Früher hatte der Herzog eine Menge Liebschaften gehabt und war der Liebling der Frauen gewesen. Schon seit längerer Zeit hielt er es jedoch nicht mehr der Mühe werth, sich um irgend ein Weib zu bemühen. Die Gunst der Frauen ist nichts als eine Waare, welche sie feilbietet, hatte er sich geäußert – sie ist immer käuflich, man

muß nur den richtigen Preis bieten und den Handel darum nicht scheuen, um was es vielen besonders zu thun ist. Ich bin so oft schon der Käufer gewesen und habe diesen Handel in so verschiedener Form getrieben, daß ich keine Neigung mehr besitze, mich deßhalb zu bemühen. Schließlich ist es doch immer dasselbe und nicht der Mühe werth. Unter seinen Genossen spielte der Herzog gerade dieser Eigenschaften wegen eine hervorragende Rolle; es gab anscheinend nichts mehr, was ihn wirklich interessirte, und er verhandelte alle Dinge, wonach die Menschen sich abmühen, mit einer souverainen Verachtung.

Als wir ungesehen bei ihm eintreten, finden wir ihn mit Arbeit beschäftigt. Er hatte sich mit dem Herzoge von Benevent, zu welchem Talleyrand erhoben war, in nähere Verbindung eingelassen und arbeitete ein Exposé aus, welches man an die Gesandtschaft nach Rußland senden wollte. Er legte die vollendete Arbeit mit einem befriedigten, etwas spöttischen Lächeln fort, stand von seinem Schreibtische auf und begann nachdenkend in dem geräumigen, luftigen Zimmer, dessen dunkler, weicher Teppich seine Schritte unhörbar machte, auf und ab zu gehen.

Ich hoffe, sprach er vor sich hin, dies wird genügen, und der Herzog wird damit einverstanden sein, wiewohl es äußerst schwierig ist, sich seine vieldeutige Schreibweise anzueignen. Er trat nochmals an den Schreibtisch

und änderte noch eine Stelle; dann fingen seine Gedanken an, sich mit anderen Dingen zu beschäftigen. Er lächelte zuweilen vor sich hin und blieb mehrmals vor einem der bis auf die Erde reichenden Trumeaux stehen, als ob er ihn selbst aufmerksam betrachten wolle.

Er beschäftigte sich mit Margot und mußte sich gestehen, daß dieses Kind einen außergewöhnlichen Eindruck auf ihn gemacht habe. Sie war schüchtern und fast immer befangen, wenn er mit ihr gesprochen, ja, sie schien sogar Furcht vor ihm zu haben und ihn zu meiden. Es war ihm fast nie gelungen, eine längere Unterhaltung mit ihr in Gang zu bringen, so sehr er dabei auch die alten, sich stets bewährenden Künste und Erfahrungen geltend gemacht hatte. Aber einige Male hatte sie sich etwas freier und unbefangener gegeben und er war überrascht gewesen über die von ihr entwickelte Natürlichkeit in Verbindung von Verstand und harmloser Auffassung. Alle die Außergewöhnlichkeiten des Pariser Lebens, die ein junges Mädchen sonst sofort beschäftigen und bewältigen, schienen nur wenig Eindruck auf sie zu machen; sie konnte über manche Dinge lächeln, die der Jugend sonst so begehrenswerth erscheinen und nur für den Erfahrenen den Werth verlieren, und doch, das wußte er, besaß sie keine Erfahrungen. Im Gegentheile, ihre Anschauungsweise war so unschuldig und ursprünglich, daß er sich diese seltsame Verbindung nicht recht zu erklären vermochte. Eine solche Erscheinung war ihm neu und reizte ihn, sie näher kennen zu lernen. Dazu kam

seine Eitelkeit, welche ihm sagte, daß sie ihn meide, vielleicht fürchte, also eine Abneigung gegen ihn empfinde.

Ob sie mich haßt? sprach er vor sich hin mit selbstgefälligem Lächeln – ich glaube es kaum, aber sie empfindet Furcht, wie die Taube vor dem Raubvogel – ungefähr so, denn alle Vergleiche sind unrichtig. Aber ich werde mich doch wohl entschließen müssen, ihre Ansichten und Gefühle zu berichtigen. Es wäre einmal wieder eine Abwechselung in diesem ewigen Einerlei. – Die Marquise ist jedoch eine kluge und erfahrene Frau, und man könnte – doch sie ist jedenfalls eine reiche Erbin, und wenn ich mich wirklich noch einmal verheirathen soll, so ist wenig Zeit mehr zu verlieren. Wir wollen die Laufgräben immerhin eröffnen und es den Umständen überlassen, ob eine regelrechte Belagerung erforderlich sein wird.

Zehntes Capitel.

Während so zwei verschiedene Personen in verschiedener und doch ähnlicher Weise sich mit dem künftigen Geschicke Margot's beschäftigen, die selbst keine Ahnung davon hatte, trat ein Ereigniß ein, welches die Ausführung dieser Plane wenigstens vorläufig hinderte. Margot erfuhr nämlich den Tod ihres Bruders. Der Herzog war es selbst, welcher in einer Unterredung mit ihr desselben zufällig erwähnte, ahnungslos und in der Meinung, daß Margot längst davon in Kenntniß gesetzt sei. Sie wurde von dieser Nachricht so erschüttert, daß sie ihren Thränen freien Lauf ließ und dann, ihrem Schmerze hingegeben, die Einsamkeit ihres Zimmers aufsuchte. Die

Trostgründe ihrer Eltern blieben wirkungslos, denn die bald gehoffte Ankunft des geliebten Bruders war der fast einzig leuchtende Hoffnungsstern in der Nacht ihrer Betrübniß gewesen. Ach, wie lebhaft erinnerte sie sich jetzt seiner, und namentlich der letzten kurzen Unterredung, bei welcher er seine große Liebe zu ihr durch eine so edelmüthige und aufopfernde Handlungsweise bethätigt hatte! – Alles, was sie liebte, was ihr theuer war, raubte ihr das unerbittliche Geschick, sie kam sich einsamer und verlassener vor, wie jemals, und empfand zum ersten Male eine Sehnsucht nach dem Tode. Jene Sehnsucht, welche nie ein Erinnern oder wie die Mahnung aus einer anderen Welt, aus der wir gekommen und in die wir wieder zurückkehren sollen, so oft unsere Seele beschleicht, im höchsten Glücke und im tiefsten Unglücke; besonders aber dann, wenn es einsam um uns wird und es anfängt, Abend zu werden; die mit dem Laufe der Jahre anwächst wie die Wasser eines Stromes, der dem Meere zufließt, und welche allein uns das Scheiden erleichtert von der freundlichen Gabe, die uns mit so starken und verlockenden Banden gefangen hält – jene Sehnsucht – der Jugend gewöhnlich noch fremd und unbekannt – empfand sie jetzt, zum ersten Male in ihrem jungen Leben.

Sie dachte es sich so schön, wenigstens mit Raoul wieder vereint zu sein, während sie jetzt so vereinsamt war, aber diese Gedanken und Empfindungen waren es auch wieder, welche ihrem Schmerze den Stachel abbrachen.

Du mußt Dich beherrschen, mein Kind, sagte die Marquise, und bedenken, daß Dein Bruder jetzt schon fest

ein Jahr todt ist. Es war vielleicht unrecht von uns, daß wir Dir dies so lange verschwiegen haben, es geschah aber lediglich aus Rücksicht für Dich selbst; das mußt Du bedenken und zugleich ermägen, was Du uns, Deinen Eltern, schuldig bist. Du selbst hast Deinen Bruder fast gar nicht gekannt, und wenn Du jetzt über seinen Verlust weinst und traurig bist, so erwäge dabei auch, daß Du in unserer Seele eine Wunde wieder aufreißest, die kaum und nur oberflächlich vernarbt ist und die wir aus Liebe zu Dir verheimlicht haben, so schmerzvoll dies auch für uns gewesen ist. Namentlich sei behutsam und nimm Dich zusammen, wenn Du bei Deinem Vater bist, der seine Gefühle weniger zu beherrschen versteht, als ich.

Und sie war behutsam und nahm sich zusammen, so schwer ihr dies auch wurde – aber wenn sie allein war, wenn sie allein sein durfte, dann konnte sie sich dem schmerzlichen Genusse hingeben, in der Trauer zu schwelgen, welche ihre junge Seele erfüllte.

Auf den Herzog hatte Margots Benehmen einen eigenthümlichen Eindruck gemacht; die Aeußerungen eines wahrhaften und so tief empfundenen Schmerzes, welche er bei ihr beobachtet hatte, waren ihm neu und erregten eine Art von Neid bei ihm, ein Gefühl, welches Aehnlichkeit mit der Eifersucht gehabt haben würde, wenn der Betrauerte nicht ihr Bruder und dazu ein Gestorbener gewesen wäre, beschlich ihn eine bisher ungekannte Empfindung, daß es schön sein müsse, von einem so kindlich und innig fühlenden Wesen betrauert zu werden, daß es

sich vielleicht selbst lohnen könne, deßhalb zu sterben, denn das Leben war ja doch weiter nichts, als ein fortgesetzter Kampf mit der Langenweile und der Misère. Aber diese Gedanken fielen nur wie schnell schwindende Streiflichter in seine Seele, sie wurden vielleicht gar nicht einmal zu Gedanken, sondern blieben unklare Empfindungen, über welche er in der nächsten Minute selbst lächelte und sich schämte. Dennoch blieb dies Alles als eine sogenannte Stimmung bei ihm haften; denn dasjenige, was wir Stimmung nennen, ist eben nichts weiter, als die Wirkung von nicht erkannten oder nicht anerkannten Gefühlen und Empfindungen, oder solchen, die wir nicht haben erkennen oder anerkennen wollen. Das beste Mittel gegen eine Stimmung der Verstimmung bleibt daher immer, mit der Sonde rücksichtslos nach der Ursache derselben zu forschen und, wenn wir sie aufgefunden haben, sie zu beseitigen oder wenigstens zu mildern. Schon die Anwendung dieses Heilverfahrens wird wesentlich zur Genesung beitragen.

Der Herzog handelte jedoch nicht so, er unterordnete sich vielmehr unbewußt dieser ihm fremdartigen Stimmung, die ihm gar nicht unangenehm war. Sie bewog ihn sogar, seinen Plan hinsichtlich Margot's eifriger zu verfolgen, als dies bisher in seiner Absicht gelegen, denn der Gegenstand hatte keineswegs an seinem Werthe verloren, sondern eher daran gewonnen. Margot, das erkannte er, mußte er eine Zeit lang sich selbst überlassen, er

mußte ihr durch sein Benehmen, durch seine Zurückhaltung beweisen, daß er ihren Schmerz theile und ehre, wenn er auch weit davon entfernt war, es in Wahrheit zu thun; es war ihm diese Handlungsweise durch die Klugheit vorgeschrieben. Aber er konnte gerade diese Zeit benutzen, um die Marquise zu sondiren – ihm selbst war das Alles ja vorläufig nichts, als eine Unterhaltung, eine Beschäftigung, welche das Einerlei des sich täglich so ähnlich abwickelnden Lebens unterbrach, und er war weit entfernt, die Sache in irgend einer romantischen Weise aufzufassen. Margot's Vermögen blieb die Hauptsache, sie selbst eine vielleicht für kurze Zeit nicht unangenehme Zugabe – wenn überhaupt die Sache sich realisiren sollte, worüber er hinsichtlich seiner eigenen Person durchaus noch nicht zu einem festen Entschlusse gekommen war.

Er machte also nach einigen Tagen seinen gewöhnlichen Besuch bei der Marquise – der Marquis war glücklicher Weise abwesend und kam überhaupt nicht in Betracht – und brachte das Gespräch nach einiger Zeit in seinem natürlichen Verlaufe auf Margot.

Ich bin sehr unglücklich, bemerkte er, die unwillkürliche Ursache Ihres Kummers geworden zu sein, indessen ich hatte keine Ahnung ....

Ich trage allein die Schuld, unterbrach ihn die Marquise, es war eine mütterliche Schwäche von mir, ihr diese Nachricht so lange vorzuenthalten – indessen einmal mußte sie es doch erfahren, und jedenfalls ist es besser,

daß es erst geschehen ist, nachdem sie sich hier wohl und behaglich fühlt.

Jedenfalls, erwiederte er mit einem forschenden Blicke; und wie befindet sich jetzt Ihr Fräulein Tochter?

O, ganz wohl; sie ist noch traurig, aber sie hat eingesehen, daß sie sich dieser Trauer nur mit Maß hingeben darf.

Das hat sie eingesehen? fragte er in zweifelndem Tone. Sie ist überhaupt eine liebenswürdige junge Dame und untersicheidet sich in vielen Dingen sehr vortheilhaft von den meisten Genossinnen ihres Alters, deren Hauptinteressen lediglich das Vergnügen und die Zerstreuung bildet.

Diesen Vorwurf würde man ihr sehr mit Unrecht machen, im Gegentheil besitzt sie einen Hang zur Einsamkeit, der mir einige Besorgniß einflößt.

Ich sollte glauben, Sie könnten Sich darüber leicht beruhigen. Dasjenige, was Ihrem Fräulein Tochter fehlt, findet sich sehr leicht, denn der Hang zur Aeußerlichkeit ist allen Evastöchtern angeboren. Sie nehmen mir diese Aeußerung nicht übel, Frau Marquise, setzte er lächelnd hinzu, wir Beide können ja immerhin offen mit einander reden – aber die Harmlosigkeit, die Ursprünglichkeit, welche alle die vielen Keinigkeiten werth hält, die wir längst von der Mahlzeit unseres Lebens haben abtragen lassen – diese Befähigung, sich an allen diesen Dingen zu erfreuen und davon wahrhaft entzückt zu sein – ach, wie beneidenswerth ist das! Wie viel würde ich darum geben, wenn ich sie mir zurückerkaufen könnte, obgleich

ich mich nicht mehr erinnere, sie jemals besessen zu haben!

Sie werden ja förmlich zum Schwärmer, sagte lächelnd die Marquise, etwas von dieser Fähigkeit muß doch noch in Ihnen verborgen sein, da Sie Andere darum beneiden können.

Ach, glauben Sie das ja nicht, erwiederte er mit einem Seufzer; nur dasjenige, was wir *nicht* besitzen, erregt unseren Neid. Aber Neid ist nicht der richtige Ausdruck für meine Empfindung – ich erfreue mich an der Verkörperung dieser kindlichen, natürlichen Gefühle ungefähr so, wie an einem schönen Bilde oder an einer guten Musik – das ist Alles.

Nun, wir wollen darüber nicht weiter streiten, bemerkte sie lächelnd, so wenig schmeichelhaft es für meine Tochter ist, daß sie Ihnen nur einem Bilde oder einer Opern-Arie gleichsteht.

Ich habe heute stets das Unglück, mißverstanden zu werden, entgegnete er, sie fest ansehend; was würde es mir nutzen, wenn sie mir mehr wäre?

Diese Frage vermag ich allerdings am wenigsten zu beantworten.

Warum Sie am wenigsten?

Weil ich die Mutter meiner Tochter bin.

Der Herzog schwieg eine Zeit lang, während er nachdenkend da zu sitzen schien. Wenn ich nun aber gerade diese Frage an Sie in dieser Ihrer Eigenschaft gerichtet hätte?

So würde ich den Herrn Herzog bitten, mir den Sinn und die Absicht dieser Frage deutlich zu machen.

Da Sie es verlangen, so will ich dies thun und ganz offen mit Ihnen reden, sagte er ohne die mindeste Verlegenheit. Ich bin der Ueberzeugung, von Ihnen nicht mißverstanden zu werden; Sie sind eine erfahrene Frau, und ich rechne mich ebenfalls zu den erfahrenen Männern. Möge das Resultat unseres Gespräches sein, welches es wolle, ich hoffe, dadurch in der guten Meinung, welche ich mir schmeichle, bei Ihnen zu besitzen, nicht zu verlieren, so wie ich Ihnen zum Voraus die Versicherung geben kann, daß dies in gleicher Weise bei mir der Fall sein wird.

Sie machen ja eine sehr förmliche und weit ausholende Einleitung, Herr Herzog, und ich bin gespannt, zu erfahren, was die Veranlassung dazu ist.

O, nicht doch, sagte lächelnd der Herzog, ich gehe nur mit einem Plane um, über den ich Ihre Ansicht hören möchte – Plan ist eigentlich nicht der richtige Ausdruck, es ist mehr nur eine Idee, eine noch sehr unklare Idee – nämlich, setzte er zögernd hinzu, ob es nicht zweckmäßig wäre, mich zu verheirathen.

Verlangen Sie darüber meine Ansicht zu hören? fragte Marquise ohne irgend eine Aenderung in dem Tone ihrer Stimme, als der Herzog schwieg. Es ist immer mißlich, Jemandem in solchen Dingen einen Rath zu ertheilen, namentlich einem Manne von Ihren Erfahrungen. Es wäre zu beklagen, wenn das alte Geschlecht der Villeroi, dessen letzter Sproß Sie sind, ausstürbe – und wenn Sie

das verhindern wollen, müssen Sie Sich allerdings verheirathen.

Das dachte ich auch, bemerkte er ruhig – glauben Sie, daß ich zum Heirathen zu alt sei?

Warum richten Sie eine solche Frage an mich, welche Sie Sich jedenfalls selbst beantworten können und beantwortet haben? Ein Mann von sechsunddreißig Jahren ist nicht zu alt zum Heirathen.

Meinen Sie? sprach er wie überlegend vor sich hin; das Alter macht es nicht allein – es gibt alte Männer, die jung sind, und junge, die man zu den alten zählen muß – und zu den letzteren gehöre ich – darüber bin ich selbst nicht zweifelhaft. Illusionen bestehen für mich nicht mehr, ja, es gibt wenig Dinge, welche mir überhaupt ein Interesse abgewinnen – es ist immer dasselbe, und die Abwechselungen und Ausschmückungen, mit denen man die Wiederholungen umgibt, dienen nur dazu, um sie noch fader und langweiliger zu machen. Was sollte ich mit einer jungen Frau beginnen?

Was Sie damit beginnen sollen! fragte spottend die Marquise – nun, mein Gott, Sie sollen sie lieben.

Ach, wenn ich das könnte, wenn das möglich wäre, erwiederte er mit einem Seufzer – ich würde mich dann keinen Augenblick besinnen, mich diesem Glücke hinzugeben!

So halten Sie die Liebe also doch für ein Glück?

Ich halte sie für eine große Täuschung, für die größte von allen – aber Alles, was wir Glück nennen, ist ja

doch nichts als eine Täuschung, und je effectvoller und andauernder sie ist, um so glücklicher sind wir.

Jede Täuschung hat ein Ende, sobald wir sie als eine solche erkennen.

Das ist's ja eben – das ist der Fluch, der auf uns haftet, daß wir so überaus klug und erfahren werden.

Möchte dies nicht ebenfalls eine arge Täuschung sein?

Wenn sie das wäre, so würde sie aufhören, weil wir sie ebenfalls erkennen müßten.

Nicht früher, alle bis dieser Zeitpunct eingetreten ist, und weil Sie dies nicht können oder nicht wollen, deßhalb dauert sie bei Ihnen fort.

Es wäre sehr schön, wenn Sie Recht hätten.

Ich will mit Ihner darüber nicht streiten, bemerkte nachlässig die Marquise, aber wie ich mir Sie und Ihr Empfinden denke, so glaube ich doch, daß Sie Sich in einer Täuschung befinden. Sie haben es Sich von jeher zur Aufgabe gemacht, das Leben rein objectiv zu betrachten und gewiß oft gegen Ihre bessere Ueberzeugung die höheren und edleren Gefühle, welche uns beseelen, zu belächeln und zu verspotten, weil Sie dieselben als eine Selbsttäuschung betrachten, während sie allein dem Leben Werth verleihen – Sie haben die wahre, wirkliche, aufopfernde Liebe eines Weibes niemals kennen gelernt, weil Sie an dem Irrthume festhielten, diese Liebe erkaufen zu können. Wenn Sie Sich aber die Mühe gegeben hätten, sie kennen zu lernen und sie für Sich zu erwerben, so würde das Leben und dessen Werth Ihnen in einem ganz anderen Lichte erschienen sein.

Ich bin erstaunt, Sie so reden zu hören, erwiederte der Herzog, indem er sich Mühe gab, diese Aeußerung mit einem entsprechenden Ausdrucke seines Gesichtes zu begleiten, dabei aber die innere Genugthuung empfand, daß die Marquise ihm entgegensam – ich hätte dies nie von Ihnen erwartet.

Sie befanden Sich sonach dennoch in einer Täuschung, fuhr sie lächelnd fort, und mögen daraus ersehen, daß es auch klugen und erfahrenen Männern niemals gelingt, sich der Täuschungen gänzlich zu entschlagen.

Ich fühle mich schon durch diese Erfahrung wahrhaft beglückt – aber gesetzt den Fall, daß Sie wirklich Recht hätten, so würde ich doch nicht mehr im Stande sein, mir die wahre, wirkliche und aufopfernde Liebe eines Weibes zu erwerben.

Das käme doch erst auf einen Versuch an – das heißt auf einen ernstlichen Versuch.

Lassen Sie uns offen mit einander sprechen, Frau Marquise, sagte er jetzt in einem etwas veränderten Tone, denn ich liebe es nicht, im Kreise um eine Sache herum zu gehen, und weiß, daß Sie mich längst verstanden haben. Ich empfinde zu Ihrer Fräulein Tochter dasjenige, was man den Anfang einer wahren Zuneigung nennen könnte; ich empfinde etwas, was ich bisher nicht gekannt habe, und glaube fast, es könnte zur Liebe werden, die ich eigentlich noch gar nicht kenne, wenn diese Gefühle Erwiederung fänden.

Ob lezteres der Fall sein würde, vermag ich natürlich nicht zu sagen, entgegnete die Marquise ohne jede Ueberraschung.

Das weiß ich; aber Sie können mir sagen, ob eine solche Verbindung, wenn sie zu Stande käme, Ihren Wünschen und Plänen entsprechen würde, und mir die Bedingungen mittheilen, welche Sie Ihrerseits dabei zu stellen haben.

Da Sie mich so direct fragen, so will ich Ihnen in gleicher Weise antworten; das Ganze ist ja vorläufig weiter nichts, als die Besprechung einer Annahme, welche, wenn sie nicht realisirt wird, von uns Beiden als ungeschehen betrachtet wird und ein strenges Geheimniß zwischen uns bleiben würde – darauf geben Sie mir Ihr Wort.

Mit dem größten Vergnügen; es entspricht dies ganz meinen eigenen Intentionen.

Ob Margot Sie lieben wird, weiß ich nicht, fuhr die Marquise fort; wir wollen aber einmal annehmen, daß in dieser Beziehung der Ausführung des Planes nichts entgegenstände, und ich glaube, daß es nicht der Fall sein wird, wenn Sie Sich ernstlich bemühen, ihre Liebe zu erwecken. Von meiner und meines Mannes Seite würde dann ebenfalls nichts einzuwenden sein, sobald keine weiteren Hindernisse obwalteten, welche allein pecuniärer Natur sein könnten, denn unsere beiderseitigen Familien gehören zu dem ältester Adel Frankreichs.

Ich theile darin ganz Ihre Ansicht.

Ich würde also von Ihnen zu erfahren haben, ob Sie im Stande sind, eine Frau standesgemäß zu ernähren.

Hierüber sind Sie, glaube ich, bereits hinlänglich unterrichtet. Ich besitze circa zwanzigtausend Franken Rente, vielleicht etwas mehr oder weniger, je nachdem die Chancen stehen, und bedarf daher einer vermögenden Frau; eine solche ohne Vermögen würde ich beim besten Willen nicht zur Herzogin von Villeroi machen können.

Das weiß ich, und da Ihnen bekannt ist, daß Margot, jetzt unser einziges Kind, einst hunderttausend Franken erbt; so wissen Sie auch, daß Sie in ihr eine vermögende Frau erhalten.

Einst – sagte der Herzog – ich wünsche Ihnen und Ihrem Herrn Gemahl jedoch ein recht langes Leben – wir sind den Jahren nach ja gar nicht so weit aus einander, wenigstens wir Beide, Frau Marquise, setzte er lächelnd hinzu, und Sie werden daher selbst einsehen, daß die einst zu erwartende Erbschaft nicht im Stande sein kann, mich mit meiner Frau standesgemäß leben zu lassen.

Das sehe ich vollkommen ein – aber auch wir können unseren Haushalt nur in einem gewissen Maße beschränken – vielleicht Ihr jetziges Einkommen verdoppeln.

Das wären vierzigtausend Franken Reute jährlich, sagte er ruhig, während Ihnen achtzigtausend verblieben – ich sollte denken, ein junges Paar habe mindestens dieselben Artsprüche an das Leben, als die Eltern desselben – wir besitzen zusammen hundertzwanzigtausend Franken Rente – theilen wir daher – Sie sechszig und wir sechszig – ich würde das billig finden.

Ich will darüber mit meinem Manne sprechen, erwiederte die Marquise sichtlich betroffen – betrachten wir diesen Gegenstand einstweilen als eine offene Frage.

Thun wir das, sagte er leichthin – da wir jedoch einmal über diese unangenehmen sber nothwendigen Dinge reden, so lassen Sie uns die Frage, zur Vermeidung unerquicklicher Wiederholungen, auch vollkommen erschöpfen.

Hatten Sie nach andere Bedingungen zu stellen? fragte sie gespannt.

Bedingungen dürfte kaum der richtige Ausdruck sein; aber wir müssen uns diejenigen Fälle klar machen, welche nach dem Laufe der Dinge und der Wahrscheinlichkeit eintreten könnten.

Ich bitte, Sich näher auszusprechen.

Sehr gern. Der Herr Marquis befindet sich in dem Alter, daß anzunehmen ist, er werde früher als Sie und auch früher als ich das Zeitliche segnen.

Und für diesen Fall?

Für diesen Fall würde unser Abkommen natürlich eine Aenderung erleiden müssen. Sie würden es dann gewiß für billig erachten, das Einkommen Ihrer Tochter um weitere dreißigtausend Franken Leute zu vermehren.

So, daß mir selbst nur eine gleiche Summe verbleiben sollte? bemerkte sie mit sichtlicher Aufregung – wissen Sie auch, daß das Vermögen des Marquis von mir stammt?

Ich bin davon vollkommen unterrichtet, entgegnete der Herzog mit unveränderter Ruhe; aber als Sie in den

Genuß desselben traten, waren Sie ebenfalls jung, und wenn der Fall, von dem ich sprach, eintreten wird, werden Sie Wittwe sein, deren Glück mit demjenigen ihres einzigen Kindes identisch ist und deren Einkommen die Summe von dreißigtausend Franken betragen wird.

Sie scheinen die Angelegenheit bereit nach allen Seiten hin sehr reiflich erwogen zu haben, sagte die Marquise mit einem spöttischen und zugleich gezwungenen Lächeln, und ich überzeuge mich daraus, daß sie bei Ihnen mehr eine bloße Idee ist.

Glauben Sie das nicht – denn sie ist wirklich vorläufig noch nichts weiter – aber wenn man einmal über eine Sache spricht, so scheint es mir nöthig, nichts unerörtert zu lassen. Sollten Sie, was aber nicht anzunehmen ist, vor dem Herrn Marquis sterben, so würde es nur nöthig sein, die Rente Ihrer Tochter um weitere zwanzigtausend Franken zu vermehren.

Es ist wenig schmeichelhaft für mich, daß Sie meine Person geringer anschlagen, Herr Herzog, entgegnete sie, ohne ihren Aerger länger verbergen zu können – haben Sie noch andere Möglichkeiten, welche einer vorherigen Erwägung bedürften?

Daß ich nicht wüßte, bemerkte er ruhig, denn das Gesetz ordnet die Erbfolge der Kinder, sofern ich das Glück haben sollte. Nachkommen zu erhalten.

Doch, wie Sie richtig bemerkten, fuhr er nach einer kurzen Pause fort, behandeln wir dies als eine offene Frage und gehen wir zu einer anderen über, zu der eigentlichen Hauptsache, nämlich dazu, ob Sie glauben, daß

es mir gelingen werde, mir die Zuneigung Ihres Fräulein Tochter zu erwerben, und ob ich in meinen Bemühungen um dieselbe auf Ihre Unterstützung rechnen darf.

So lange die erste Frage nicht ihre Erledigung gefunden hat, erwiederte die Marquise, welche wieder sichtlich bemüht war, jede Empfindlichkeit zu unterdrücken, kann wohl von weiteren Erörterungen nicht die Rede sein, da von der Entscheidung der ersteren Ihre ferneren Schritte bedingt werden. Ich bin überzeugt, daß Sie darin mit mir derselben Meinung sind – ich werde mir die von Ihnen gestellten Bedingungen überlegen, darüber mit meinem Manne berathen, und behalte mir vor, Ihnen das Resultat mitzutheilen – es wird dann immer noch Zeit sein, zu erwägen, ob es sich für Sie der Mühe lohnt, Sich um Margot's Zustimmung zu bewerben.

Ich billige vollkommen Ihre Ansicht, erwiederte der Herzog mit gemessener Freundlichkeit, indem er aufstand – eine so wichtige Sache will nach allen Seiten hin reiflich erwogen werden. Ich werde daher die Ehre haben, setzte er mit einem verbindlichen Lächeln hinzu, in einigen Tagen Ihre weitere Entschließung entgegenzunehmen.

Eilftes Capitel.

Die Marquise verharrte nachdem der Herzog sich entfernt hatte, längere Zeit in tiefem und ernstem Nachdenken. Ungefähr so hatte sie sich den muthmaßlichen

Verlauf dieser für sie keineswegs unerwarteten Unterredung wohl gedacht, denn die Feststellung des Ehevertrages bildete ein wesentliches und nothwendiges Erforderniß fast jeder aristokratischen Heirath. Sie hatte sich es auch klar gemacht, daß der Herzog in dieser Beziehung durchaus nicht mit besonderer Zartheit verfahren werde, auch selbst anerkannt, daß es nothwendig sei, das junge Paar in den Genuß eines standesgemäßen Einkommens zu setzen – aber seine Forderungen überschritten bei Weitem die Gränzen, welche sie sich in dieser Beziehung gesteckt hatte, und namentlich verletzte sie die Art und Weise, in welcher er den keineswegs unwahrscheinlichen früheren Tod ihres Mannes vorgesehen wissen wollte. Ihr sollte dann von hunderzwanzigtausend Franken Rente nur die bescheidene Summe von dreißigtausend Franken verbleiben, so daß man sie förmlich auf den Altentheil setzen und sie mehr oder weniger von der Gnade ihres künftigen Schwiegersohnes abhängig machen wollte. Gegen eine solche Behandlung empörte sich ihr Stolz. Dagegen befand sich dieser wieder in hohem Grade durch den Stand des Schwiegersohnes befriedigt. Sie wurde die Mutter einer Herzogin, und zwar nicht einer Herzogin von neuem Datum, wie sie der eben so neue Kaiser bereits zu Dutzenden gemacht hatte und noch täglich machte. Einem solchen Eindringlinge in die alten, ehrwürdigen Rechte des Adels würde sie ihre Tochter eben so wenig wie einem Bürgerlichen gegeben haben.

So stolz sie auf ihr eigenes Geschlecht war, sie mußte anerkennen, daß der Adel des Herzogs von Villeroi ein älterer und höherer sei. Sie hatte dieser Idee schon Vieles geopfert, und es war daher wohl und reiflich zu erwägen, ob es klug sein würde, die geforderten Bedingungen zurückzuweisen.

Was die Person des Herzogs selbst betraf, so blieb in dieser Beziehung wenig zu wünschen übrig. Er war ein stattlicher Mann in dem besten Alter und von aristokratischem, vornehmem Wesen und Formen, die er sich unter allen Verhältnissen zu erhalten gewußt hatte. Wenn er auch, gleich ihr selbst, sich anscheinend dem neuen Regimente untergeordnet, wußte sie doch sehr wohl, daß dies nicht aus innerer Ueberzugung, sondern aus äußeren Rücksichten geschehen und daß er im Herzen ein treuer Anhänger des vertriebenen Königshauses sei. Das Alles entsprach ganz ihren Wünschen. Daß er Erfahrungen besaß und das Leben nach allen Seiten hin genossen hatte, hielt sie für einen Ehemann gleichfalls für eine durchaus vortheilhafte Eigenschaft. Das junge Ehepaar, davon war sich überzeugt, würde nicht nöthig haben, aus Illusionen zu erwachen, weil es sich denselben niemals hingeben würde. Ein ruhiges und vernünftiges Zusammenleben von Anfang an schien ihr um deswillen für viel ersprießlicher, weil das spätere immer unvermeidliche Aufgeben einer sogenannten leidenschaftlichen Liebe und der Uebergang in einen ernüchterten Zustand bei

Weitem schlimmer und unerträglicher ist, als das Eintreten in denselben gleich beim Beginne der Ehe. Dieser Umstand machte ihr daher nicht die mindeste Sorge; sie hätte sich vielmehr keinen passenderen Mann für ihre Tochter aussuchen können, als den Herzog, den allgemeinen Liebling der Damen, die sich fast Alle um seine Gunst bemühten, obgleich sie mehr oder weniger nachtheilig von ihm redeten.

Sie wird eine beneidete Frau werden, sprach sie vor sich hin, die Herzogin von Villeroi, und, offen gesagt, bin ich nicht recht im Klaren darüber, weßhalb er sich gerade ein solches von seinem Wesen so sehr verschiedenes Kind ausgesucht hat – aber vielleicht ist es gerade dieser Umstand – das Neue, das Ungewöhnliche – nun, auch das wird sich geben. Jeder Mann, auch der klügste, ist ein lebendiger Widerspruch und der Sclave seiner Sinne. Was sollte auch sonst aus uns Frauen werden?

Je länger sie nachdachte und das Für und Gegen abwog, je mehr neigte sich die Wagschale zu Gunsten des Herzogs, und sie beschloß, vorerst mit ihrem Manne zu reden. Er hat seine Forderungen gestellt, schloß sie befriedigt ihre Reflexionen – wir werden die unsrigen machen, man wird gegenseitig etwas nachgeben und sich schließlich einigen.

Bei dem Marquis stieß sie jedoch auf einen nicht vorhergesehenen Widerstand. Auf den Vermögenspunct legte er wenig oder gar keinen Werth; er hörte vielmehr die Mittheilung darüber schon ohne Interesse an, denn ihm sagte die Person des Herzogs an sich nicht zu.

Er ist ein gewandter, kluger Mann, das gebe ich Alles zu, bemerkte er dann im Laufe des Gespräches – aber er ist mir für unser Kind eben zu klug und zu erfahren. Was soll sie mit ihm: Er ist blasirt, es gibt nichts mehr, was ihn noch wirklich interessirt, er wird Ihre Empfindungen niemals verstehen, oder wenn er sie versteht, werden sie ihm kindisch und lächerlich vorkommen. Sie wird sich im höchsten Grade unglücklich fühlen, und ich werde niemals darein willigen, daß sie einem Vorurtheile geopfert werde! Du hast mich schon einmal veranlaßt, fuhr er mit ganz ungewöhnlicher Lebhaftigkeit fort, ein großes Unrecht gegen dieses arme Kind zu begehen – es soll ganz gewiß nicht zum zweiten Male geschehen – ich werde mich niemals dazu bereden und bestimmen lassen, sondern von meiner väterlichen Gewalt vollen Gebrauch machen!

Du sprichst Dich wieder in eine ganz überflüssige Aufregung, entgegnete gelassen die Marquise, und es ist ein Unglück, daß man eigentlich gar nicht mehr über Dinge von Wichtigkeit mit Dir reden kann. Dein Urtheil über den Herzog ist geradezu albern; aber abgesehen davon, wer hat denn davon gesprochen, daß ihn Margot gegen ihren Willen heirathen soll? Leben wir etwa in der Türkei, wo man die Töchter als Schlavinnen verkaufen kann? Können wir sie etwa zwingen, den Herzog zu heirathen, wenn sie nicht will? Aber wenn sie damit einverstanden ist, wenn sie eine Neigung zu ihm hat, wenn es sie glücklich macht – willst Du ihrem Glücke entgegentreten und

so von Deiner väterlichen Gewalt, die übrigens durch das Gesetz beschränkt ist, Gebrauch machen?

Wenn sie ihn will? Wenn es sie glücklich macht? fragte der Marquis mit unverhohlenem Erstaunen – das kann ich mir nicht denken, das ist ganz unmöglich!

Ach, Du kannst Dir Vieles nicht denken und hältst Vieles für unmöglich, was sehr möglich und zugleich sehr vernünftig ist! Nimm also an, sie wünsche es, was würdest Du dann beschließen?

Vorerst scheint mir das sehr unwahrscheinlich, erwiederte er, ohne sich diesmal imponiren zu lassen; aber selbst dann würde ich ihr abrathen – entschieden abrathen.

Und wenn Dein weiser Rath vergeblich wäre?

Dann – dann – nun, dann würde ich mir die Sache reiflich überlegen. Vorläufig aber glaube ich nicht daran, werde selbst mit ihr reden und ihr meine Gründe vorstellen.

Das wirst Du nicht thun, sagte die Marquise jetzt ist befehlendem Tone; Du wirst Dich nicht einmischen, sondern die Sache gehen lassen! Du wirst ihrer Neigung keinen Zwang anthun, weder nach der einen noch nach der anderen Seite hin, sondern abwarten, bis Margot Dir selbst ein Geständniß macht! Es würde ihr weibliches Gefühl im höchsten Grade verletzen, wenn man jetzt von

dieser zarten Angelegenheit wie von einer Geschäftssache sprechen wollte! Alles, was ich Dir sagte, sind überhaupt Vermuthungen, nichts weiter; ich wollte nur Deine Ansicht hören, für den Fall, daß diese Vermuthungen mehr als solche werden sollten!

Du hast aber doch bereits sehr ausführlich mit dem Herzoge gesprochen, oder hast Du das Alles auch blos vermuthet?

Er hat mit *mir* gesprochen, unterbrach sie ihn, und ich war genöthigt, ihm zu antworten. Ich habe dies gethan, weil ich den Herzog für eine sehr annehmbare Partie für Margot halte und dabei natürlich von der Voraussetzung ausgehe, daß sie derselben Ansicht sein wird.

Diese Voraussetzung ist aber jedenfalls falsch.

Nun, streiten wir nicht darüber – es handelt sich hier darum, ob Du auf die Bedingungen des Herzogs eingehen willst.

Auf die Bedingungen? Wenn Margot wirklich dadurch glücklich würde, was ich aber durchaus bezweifle, weßhalb sollte ich nicht darauf eingehen? Wir haben ja nur das einzige Kind und an diesem einzigen Kinde Vieles gut zu machen.

Höre endlich auf, immer wieder auf diesen Gegenstand zurückzukommen; Du solltest bedenken, daß Margot schwerlich hier in Paris so gut erzogen worden wäre.

Das ist nicht unser Verdienst.

Also Du gehst darauf ein. Gut, ich werde in diesem Sinne mit dem Herzoge reden, damit er in den Stand gesetzt werde, sich zu vergewissern, ob Margot eine Neigung für

ihn empfindet, denn er ist viel zu ehrenhaft, dies früher zu thun.

Und mit Margot willst Du nicht reden?

Wozu sollte das führen? Aber Du begreifst heute wieder ungewöhnlich schwer, setzte sie unmuthig hinzu. Soll ich sie bereden? Oder soll ich ihr abreden? Beides würde nachtheilig und zugleich unklug sein. Nein, sie muß aus eigener, freier Entschließung handeln.

Sie ist noch ein unerfahrenes Kind – man muß sie warnen, ihr den wahren Charakter des Herzogs schildern, von dem sie sich schwerlich ....

Ich bitte Dich, nun endlich zu schweigen, fuhr die Marquise auf – Du bist und bleibst unverbesserlich, und Gründe haben bei Dir niemals Anerkennung gefunden! –

So weit, wäre die Sache nun eingeleitet, sprach die Marquise mit befriedigter Miene vor sich hin; er sträubt sich noch ein wenig, wie er es immer im Anfange thut, bis er entweder die Sache vergißt oder sich einbildet, bereits zugestimmt zu haben. Aber Margot? fuhr sie nachdenkend fort – bei ihr möchten vielleicht größere Schwierigkeiten zu überwinden sein. – Ob sie doch vielleicht eine wirkliche Neigung zu jenem Inspector gehabt hat, von dem sie erzählt, daß er ihr das Leben gerettet und Raoul sich dafür in gleicher Weise gegen ihn revanchirt habe? Solche romantische Geschichten können eine starke Wirkung auf das Gemüth eines jungen Mädchens üben – ich möchte darüber vor allen Dingen Gewißheit haben. Sie hat Geheimnisse, denn sie verwahrt, wie mir das Kammermädchen sagte, verschiedene Dinge in einem kleinen

Kästchen, das sie sorgfältig verschließt – es wird nöthig sein, diese Dinge zu sehen. Sie soll mit meinem Manne ausfahren, was sie ja gern thut, und während der Zeit werde ich das Kästchen öffnen.

Auch diesen Plan führte die Marquise noch an demselben Tage aus. Als der Inhalt vor ihr da lag, diese verwelkten Blumen und Sträuße und die wenigen Briefe von Walther, und sie die letzteren gelesen hatte, beschlich eine eigenthümliche Empfindung wie ein längst vergessenes Erinnern aus ihrer Jugendzeit das Herz dieser stolzen und rücksichtslosen Frau – sie sah sich fast ängstlich um, legte dann eiliger, als sie es nöthig hatte, die Briefe wieder zusammen und Alles so, wie es vorher gewesen, und schloß dann den Deckel des Kästchens. Erst als sie dieses wieder auf derselben Stelle in dem Schreibtische ihrer Tochter verborgen hatte, athmete sie freier auf. Sie lächelte nur mit einem Anfluge von Spott, der ihr jedoch nicht gelingen wollte. Die Sache hat nichts auf sich, sagte sie dann, und verfiel darauf längere Zeit in ein ernstes und tiefes Nachdenken, aus welchem sie erst durch Margot's Rückkehr aufgescheucht wurde.

Du hier, Mutter? fragte diese erstaunt, denn die Marquise kam äußerst selten in die Zihmer ihrer Tochter. Es ist doch nichts Besonderes vorgefallen?

Was sollte vorgefallen sein? erwiederte die Marquise mit einer ungewöhnlichen Weichheit in ihrer Stimme – ich glaubte, Du seiest schon zurück, und wollte ein wenig mit Dir plaudern.

Du bist sehr gütig und es ist recht schade, daß Du nicht mitgefahren bist, der Abend war herrlich.

Waret Ihr weit?

Wir fuhren zuerst nach Vincennes und sind dann über den Montmartre durch Montreuil und Charonne zurückgekehrt. Ach, welch herrliche Aussicht hat man da oben! Die Sonne versank im Westen hinter dem zu unseren Füßen liegenden Paris, dessen Thürme und Häuser wie die Masten der Schiffe aus einem Dunstmeere hervorragten – diese unendlich große Stadt, sie lag so ruhig und friedlich da, von dem Silberbande der Seine umschlungen – als ob sie wirklich eine Stätte des Friedens sei, während aller Krieg und aller Schrecken, der die Erde bewegt, in ihrem Schooße ruht – und als wir hinabfuhren an dem Kirchhofe Père la Chaise vorüber, wo so viele Tausende wirklich Ruhe gefunden haben, da tönte der mahnungsvolle langgezogene Ruf der Wächter *On ferme les portes!* – und es war mir, als müsse ich eilen, um nicht ausgeschlossen zu werden von Ruhe und Frieden, den köstlichsten Gütern des Lebens.

Du mußt Dich solchen Schwärmereien nicht hingeben, mein Kind, die der Jugend allerdings eigen sind, weil sich der Mensch immer nach demjenigen sehnt, was er nicht besitzt. Der Jugend gehört das Leben, mit dem stets eine nothwendige Unruhe verbunden ist, eine Unruhe, die ihm allein Reiz verleicht. Wenn mir älter geworden sind, sehnen wir uns nach der Empfänglichkeit und Befähigung dazu eben so zurück, wie die Jugend für andere Dinge schwärmt. Immer bleibt es aber eine Thorheit, die

Gaben des Augenblicks verschmähen zu wollen; natürlich, setzte sie freundlich hinzu, wenn es solche sind, deren Genusse wir uns ohne die Mahnung unseres Gewissens hingeben können.

Margot hatte mit gesenkten Augen zugehört. Es schien fast, als schäme sie sich, in einer Weise zu ihrer Mutter geredet zu haben, von der sie wußte, daß sie Ihrer Anschauung nicht entsprach.

Sind Euch keine Bekannten begegnet? fragte die Marquise nach kurzen Schweigen.

Nein, es hat Niemand mit uns gesprochen.

Wenn der Herzog von Villeroi von Euerm Ausfluge Kenntniß gehabt hätte, würde er Euch wahrscheinlich begleitet haben.

Es ist mir sehr lieb, daß er nicht da war – ich bin gern mit dem Vater allein, denn ....

Denn er geht immer auf Deine thörichten Ideen ein, wolltest Du sagen, ergänzte die Marquise mit einem freundlichen Lächeln; ich werde mir Mühe geben, mir diese Eigenschaft ebenfalls zu erwerben, damit Du dasselbe auch von mir sagst.

Du bist heute sehr gütig gegen mich, liebe Mutter, flüsterte Margot sichtlich verlegen.

Weßhalb sagst Du heute? Meine Liebe zu Dir ist stets dieselbe, daran darfst Du niemals zweifeln, wenn auch ihre Ausdrucksweise verschieden sein mag; und auch den Herzog beurtheilst Du falsch und hältst Dich bei ihm auch die Außenseite. Ich kenne ihn aber seit Jahren und weiß, daß er warm und innig empfindet, ja, sogar einen Hang

zur Schwärmerei besitzt. Aber er sucht dies Alles hinter der Maske einer nur angenommenen Gleichgültigkeit zu verbergen und gibt sich den Schein, als ob er an den Leiden und Freuden seiner Mitmenschen gar kein Interesse nähme, während er im Stillen sehr viel Gutes thut.

Der Herzog? fragte Margot mit einem zweifelhaften Blicke.

Ja, ich weiß das ganz bestimmt. Es gehört hier in Paris leider zum guten Tone, möglichst theilnahmlos zu erscheinen, sich über nichts zu freuen oder Kummer zu zeigen – es ist dies eine traurige Errungenschaft der glorreichen Regierung des Kaisers, dem die Menschen nur Zahlen sind, mit denen er seine Rechenexempel macht – aber der Herzog ist ein Anhänger der alten, guten Zeit, in welcher man über alle diese Dinge ganz anders dachte, Du magst daraus ersehen, wie vorsichtig man in seinem Urtheile sein muß, namentlich Du, die Du noch so wenig Erfahrung besitzest.

Ach ja, sagte Margot – ich nehme es mir auch nicht heraus, ein Urtheil zu fällen.

Du kannst Dir immer ein Urtheil bilden, mein Kind, bemerkte belehrend ihre Mutter, es ist sogar nöthig und Deine Pflicht, wenn erfahrene Menschen, zu denen Du unbedingtes Vertrauen hast, Dich darin unterstützen und leiten. So hast Du zum Beispiel dem Herzog großes Unrecht gethan und wirst jetzt gewiß Dein Urtheil über diesen Mann ändern, nachdem ich Dich darüber aufgeklärt habe.

Gewiß, erwiederte Margot leise und verlegen, denn sie vermochte im Innern doch nicht diese Aenderung zu bewirken.

Nun, das freut mich, denn der Herzog nimmt großen Antheil an Dir. Er ist betrübt, die unschuldige Ursache Deines Kummers geworden zu sein, und macht sich deßhalb ganz unverdiente Vorwürfe. Er war der intimste Freund Deines Bruders, mein Kind, und darin mag vielleicht die Ursache seiner Empfindung für die Schwester liegen.

Der Herzog war Raoul's intimster Freund? fragte Margot mit plötzlich hervortretendem Interesse – wäre das möglich?

Weßhalb sollte es nicht möglich sein? Sie waren sehr verschieden in der äußeren Form, aber in ihren Gesinnungen bestand eine große Uebereinstimmung. Raoul hat oft mit großer Leidenschaft die Partei des Herzogs gegen mich selbst genommen, denn ich habe mich durch das Wesen desselben selbst anfänglich zu einem falschen Urtheile verleiten lassen. Du kennst ihn nicht, Mutter, hat er mir oft gesagt, und beurtheilst ihn nach seinen äußeren Manieren, welche abzulegen er nun einmal nicht zu bewegen ist – aber er besitzt das edelste, beste Herz, davon kannst Du fest überzeugt sein.

Als die Marquise Ihre Tochter mit dem befriedigten Bewußtsein verlassen hatte, die ersten Schritte zur Erreichung ihres Planes mit Erfolg gethan zu haben, wäre sie, wenn sie in Margot's Inneres hätte blicken können, doch zu einer anderen Ueberzeugung gekommen. Denn deren

Gedanken verließen sofort wieder einen Gegenstand, der ihr völlig gleichgültig geblieben war, ungeachtet der Lobesserhebungen ihrer Mutter und schweiften zu anderen, welche sich an das Bild der im Abendglanze und Abendduft ruhenden großen Stadt von der Höhe des Montmartre anschlossen und sich schließlich in das geliebte Thal der friedlichen Fichtenau verwandelten, welches so oft auch im verschwimmenden Dämmerlichte des Abends zu ihren Füßen gelegen hatte.

Am dritten Tage machte der Herzog seinen verabredeten Besuch.

Ich sehe ein, daß Sie Recht haben, sagte er mit dem glatten, freundlichen Tone, der ihm eigen war, dreißigtausend Francs würden für die Schwiegermutter des Herzogs von Villeroi kein genügendes Einkommen sein, erhöhen wir es daher auf vierzig.

Ich sagte fünfzig.

Sie werden vierzig als die richtige Zahl anerkennen, und wir wären dann über diesen unangenehmen Gegenstand im Reinen.

Nun, es sei, ich habe niemals großen Werth auf das Geld gelegt.

Wie alle hervorragenden Frauen – aber kommen wir zur zweiten Frage: wie steht es um das Herz Ihrer Fräulein Tochter?

Das Herz meiner Tochter ist ein Schrein, welcher die unschuldigsten, kindlichster und reinsten Gefühle einschließt – aber ich will Ihnen nicht verbergen, daß es mir

scheint, sie empfinde eine – ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll ....

Eine gewisse instinctive Abneigung gegen mich, ergänzte der Herzog – ich habe das erwartet und bin darüber besonders erfreut.

Erfreut? fragte erstaunt die Marquise.

Natürlich, sagte der Herzog mit einem selbstbewußten Lächeln, es wird sich jetzt doch der Mühe lohnen, dieses kleine, unschuldige Herz zu erregen und zu gewinnen, während es im höchsten Grade langweilig gewesen wäre, wenn es mir, wie dies leider immer bisher der Fall war, gar keine Mühe gemacht hätte.

Nun, versuchen Sie Ihre Kunst.

Zwölftes Capitel.

Wir haben gesehen, daß sich gegen Margot eine keineswegs gefahrlose Verschwörung gebildet hatte, um so gefährlicher für sie, als sie selbst keine Ahnung davon besaß. Aehnlich wie in der Politik hatten zwei Mächte eine geheime Verbindung gegen sie geschlossen, eine Convention oder Coalition, wie man es dort nennen würde, welche darin bestand, daß die eine dieser Mächte zum directen Angriffe übergehen wollte, während sich die andere verpflichtet hatte, ohne ihre Mitwirkung kund werden zu lassen und ihre bisherige befreundete Stellung aufzugeben, in jeder Beziehung hülfreiche Hand zu leisten und namentlich eine sorgsame Gränzbewachung zu unterhalten, so daß der Angegriffenen kein Kriegsmaterial oder sonstige Verstärkungen zugeführt werden konnten.

Es läßt sich daher nicht verkennen, daß die Gefahr für Margot erheblich gewesen wäre, selbst wenn sie dieselbe gekannt hätte. Der Herzog war ein in dieser Art der Kriegsführung vollständig erfahrener Gegner und befand sich im Besitze aller derjenigen Mittel, welche geeignet sind, den Sieg herbeizuführen. Er kannte oder glaubte wenigstens das weibliche Herz genau zu kennen, dieses launische, anspruchsvolle, sich so oft überhebende Wesen, welches schließlich doch immer unterliegen und sich unterwerfen muß, weil der vermeintliche Sieg schon seine Niederlage in sich schließt; er kannte auch die Mittel, welche je nach der vorherrschenden Neigung dieses Wesens mit Erfolg anzuwenden sind, um seinen Widerstand zu beseitigen oder nach und nach aufhören zu lassen. Er wußte, daß bei den meisten Frauen überraschende Kühnheit gewöhnlich am leichtesten und sichersten zum Ziele führt, weil die angeborene Schwäche des Weibes, dadurch des Widerstandes beraubt, am meisten geneigt gemacht wird, ihre Niederlage, die sie selbst vorausgesehen oder wenigstens für nicht unmöglich gehalten, vor sich selbst zu beschönigen. Es war ihm jedoch auch keineswegs uns bekannt, daß dieses Mittel nicht bei allen Frauen angewendet werden kann, daß manche, ebenfalls erfahrene, ein längeres Bemühen, ein längeres Hinziehen verlangen, schon des Reizes wegen, der in solchen Dingen selbst liegt und der von ihnen besonders begehrt wird. Zu diesen rechnete er Margot jedoch nicht und dennoch sagte ihm eine längere Ueberlegung, daß er bei ihr mit Vorsicht zu Werke gehen und sich

eines stürmischen Angriffes enthalten müsse, nicht aus dem angeführten Grunde, sondern aus einem ganz anderen, der ihm selbst neu war und deßhalb besonderes Interesse bei ihm erregte. Margot besaß in ihrem Wesen ein Etwas, welches seine Kühnheit entwaffnete und seine Erfahrungen zu Schanden machte. Es war dies der Zauber der Unschuld, welcher, ihr selbst unbewußt, sie stets schützend umgab. Sie verstand ihn nicht, und seine Klugheit und seine Pläne nutzten nichts, weil es ihm nicht gelang, den mindesten Boden zu gewinnen, auch nur die entfernteste Beziehung anzuknüpfen. Sie blieb unbefangen, selbst dann noch, wenn er glaubte, daß sie Ursache haben müsse, sehr befangen zu sein, und wenn zuweilen irgend eine Ahnung in ihr aufzudämmern schien, daß in dem Benehmen des Herzogs gegen sie eine Absicht liegen könne, zog sie sich sofort ernst und kalt zurück mit einer Rücksichtslosigkeit und Bestimmtheit, die er bei einem so unerfahrenen Kinde nicht im Entferntesten hatte voraussetzen können. – Das war ihm neu und nöthigte ihn, mehr und länger über diesen Gegenstand nachzudenken, als dies sonst in seiner Gewohnheit lag. Er wurde zuweilen irre an sich selbst und schrieb den ganz unerwarteten Mangel an Erfolg anderen Ursachen zu, als denjenigen, welche ihn zum Grunde lagen. – Bin ich wirklich vielleicht schon zu alt? fragte er sich im aufdämmernden Mißtrauen gegen sich selbst – habe ich die Kunst verlernt, das Herz eines so unerfahrenen Kindes zu gewinnen? Thorheit – ich bin nur aus der Uebung gekommen – der stete Umgang mit Frauen, die von

Anfang an entschlossen und bereit waren, meine Wünsche zu erfüllen und nur mehr oder weniger die Künste der Coquetterie gegen mich verbrauchten, hat mich verwöhnt, hat mich abgestumpft und mich auf falsche Wege gebracht. Coquett ist sie nicht, darüber bin ich jetzt im Klaren, und obgleich ich es nie für möglich gehalten hätte, daß ein Weib ohne diese nothwendige Eigenschaft einen Eindruck auf mich machen, einen Reiz für mich haben könnte – so thut sie es dennoch, so sonderbar es auch sein mag. Es ist etwas in ihr und an ihr, was mich anzieht, was mich fesselt, obgleich ich noch nicht klar darüber geworden hin, worin es besteht. – Ihre Schönheit? Pah – es gibt viele eben so schöne und schönere Mädchen – ihre Schönheit ist es nicht! Ich glaube, fuhr er nach längerem Nachdenken fort, es ist nichts weiter, als dieser unerklärliche Widerstand, der mich reizt – der aber doch eine Ursache haben muß, eine Ursache, die ich auffinden werde, um sie zu vernichten.

Auch die Bemühungen der Marquise waren bisher nicht von dem gewünschten Erfolge begleitet gewesen, denn Raoul hörte die Lobeserhebungen des Herzogs, welche immer nur gelegentlich und vorsichtig angebracht wurden, mit Gleichgültigkeit, häufig mit großer Zerstreutheit an, und es blieb unzweifelhaft, daß sie nicht den mindesten Eindruck auf sie machten. Der Herzog war und blieb für sie eine ihr fernstehende Person, deren Erwähnung höchstens eine peinliche und der Furcht ähnliche Empfindung bei ihr erzeugte. Sie sprach ungern von ihm und wurde schweigsam und ernster, wenn ihre

Mutter das Gespräch auf ihn lenkte, so daß deren fortgesetzte Bemühungen in dieser Beziehung nur den Erfolg hatten, sie die Gegenwart des Herzogs vermeiden zu lassen. Eine gegenseitige Berathung, welche die Verbündeten nach ungefähr vierzehn Tagen vornahmen, trug eine eigenthümliche Färbung, denn die Marquise war selbst wider Erwarten zweifelhaft geworden, ob es unter diesen Verhältnissen auch wirklich gerathen sei, die Ausführung des Planes weiter zu verfolgen.

Es ist mir bis jetzt noch nicht gelungen, eine Theilnahme für Sie bei meiner Tochter zu erkennen oder zu erwecken, äußerte sie im Laufe des Gespräches; ich sage Ihnen dies ganz offen und ohne Rückhalt, da ich es für eine Thorheit halten würde, Sie in irgend einer Weise täuschen zu wollen.

Ich bin Ihnen dafür sehr dankbar, erwiederte der Herzog mit einem ruhigen Lächeln, und kann Ihnen die Versicherung geben, daß ich dieselbe Bemerkung gemacht habe.

Es scheint mir fast, als ob Margot wirklich nicht befähigt wäre, eine Neigung für Sie zu fassen.

Sie gehen in Ihren Schlußfolgerungen zu weit, Frau Marquise; die Sache legt sich etwas schwieriger und umständlicher an, als ich erwartet habe – aber das Uebrige wird sich dennoch Alles bald finden.

Sie sind Ihrer Sache sehr gewiß.

Das bin ich, oder vielmehr, das war ich von Anfang an. Margot ist ein eigenthümliches Mädchen, sehr verschieden von den Frauen, die ich früher kennen gelernt

habe, aber diese Eigenschaft macht sie um so interessanter und erhöht für mich ihren Werth. Vermöge ihrer Erziehung, fern von dem Geräusche und den Erfahrungen einer großen Stadt, ist sie mit sehr einfachen Anschauungen aufgewachsen, an denen sie festhält und sich bemüht, dieselben auch ihren jetzigen Lebensverhältnissen anzupassen. Ihr natürlicher Verstand und ihr lebhafter Geist werden sie jedoch bald erkennen lassen, daß dies für die Dauer nicht möglich ist, und es scheint mir daher vorzugsweise nöthig zu sein, sie zu dieser Ueberzeugung gelangen zu lassen. Daß sie dazu kommen und an die Stelle desjenigen, was sie, ohne sich dessen klar zu sein, für das einzig Werthvolle hält, etwas Anderes von reellerem Werthe setzen muß, ist eben so gewiß, als daß sie sich dann besonders denjenigen zuneigen wird, welche sie in den Besitz dieser neuen Güter gesetzt haben.

Und dazu rechnen Sie Sich?

Mich und Sie, Frau Marquise; ich wüßte nicht, wer es nach unserer Verabredung anders sein sollte.

Ich will das zugeben, Herr Herzog, entgegnete die Marquise, indem ihr scharf beobachtender Blick den mit ruhiger Sicherheit auf sie gerichteten Augen des Herzogs begegnete; aber Sie dürfen nicht vergessen, daß Margot meine Tochter ist und daß, wie wir die Sache auch einkleiden und verhüllen wollen, ich doch meine Pflicht als Mutter gröblich verletzen würde, wenn ich sie gegen ihren Willen und gegen ihre Neigung zu einer Verbindung veranlaßte, von der ich mir sagen müßte ....

Daß sie dadurch unglücklich würde – ergänzte der Herzog, als die Marquise in ihrer Rede zögerte, mit lächelnder Miene. Wenn Sie das annehmen, so würden Sie gewiß sehr unrecht handeln – ich aber, der ich in dem Besitze meiner künftigen Gemahlin, woran Sie hoffentlich nicht zweifeln, mein Glück suche und zu finden hoffe, ich würde nicht nur unrecht, sondern weit mehr, ich würde unklug und lächerlich handeln, denn Margot und meine Wenigkeit, wir bilden einmal in dieser Sache die Hauptpersonen – dies scheint mir ebenfalls unzweifelhaft.

Unzweifelhaft, wiederholte langsam die Marquise – deßhalb verdient die Sache von Ihrer Seite nochmals die reiflichste Erwägung.

Sie scheinen mir wieder unschlüssig geworden zu sein, entgegnete er mit sichtlich verändertem Tone, und ich bin weit entfernt, Ihren mütterlichen Pflichten irgend Gewalt anthun zu wollen. Ich habe angenommen, daß Sie eine vortheilhafte Meinung von mir besitzen und bei mir diejenigen Eigenschaften voraussetzen, welche Sie für Ihren künftigen Schwiegersohn für nöthig erachten. Sind Sie deßhalb in irgend einer Weise wieder zweifelhaft geworden, so versteht es sich von selbst, daß unser Plan, dessen Ausführung ja überhaupt kaum bgonnen hat, wieder aufgegeben ist – wir haben uns ja Beide ohnehin das strengste Geheimniß deßhalb zugesagt – ich bin durchaus nicht der Mann, der sich Ihnen aufzudrängen die entfernteste Absicht hat, so sehr ich mich auch gerade von den Eigenschaften Ihrer Fräulein Tochter angezogen fühle.

Die Bedenken, welche in der Seele der Marquise gegen die beabsichtigte Verbindung ihrer Tochter mit dem Herzoge sich erhoben hatten, ohnehin nicht ernstlicher und nachhaltiger Natur, begannen sofort wieder zu schwinden, als sie sah, wie entschieden der Herzog ihre Eröffnungen aufnahm. Der Anflug mütterlicher Zärtlichkeit und Besorgniß, welcher sie einen Augenblick bestimmt hatte, die Sache von einer anderen Seite aufzufassen, erblaßte wieder, und sie sagte sich, daß solche Mädchenträumereien eben nichts seien, als Träumereien, welche das spätere Leben ohnehin vernichte, und daß man also verständiger Weise darauf keine Rücksicht nehmen und sich einer Schwäche hingeben dürfe.

Sie lächelte, als ob sie dadurch zu erkennen geben wolle, daß es ihr selbst nicht Ernst mit dem gewesen sei, was sie geäußert habe, und fuhr dann in freundlichem und unbefangenem Tone fort: Es freut mich, daß ich mich in Ihnen nicht geirrt habe, und Sie müssen einer besorgten Mutter diesen Versuch, die Echtheit Ihrer Zuneigung zu erforschen, schon zu Gute halten.

Also Sie mißtrauten mir? fragte der Herzog leichthin, ohne sich durch das veränderte Benehmen der Marquise beirren zu lassen – ich bin Ihnen dafür sehr verbunden. Sie hätten mich immerhin auf eine stärkere Probe stellen können – nur gibt es dabei eine Gränze, welche niemals überschritten werden darf.

Und welche wäre dies?

Sobald Sie selbst Zweifel darüber laut werden lassen, daß diese Verbindung Ihren Absichten nicht entspricht,

bin ich genöthigt, den Plan aufzugeben – das erfordert meine Ehre! Ich will mich nicht in eine Familie drängen, welche nur das mindeste Bedenken hat ....

Wie können Sie zu einer solchen Annahme kommen? unterbrach ihn die Marquise – meine Mittheilungen bezogen sich lediglich auf Margot, und ich hielt es für meine Pflicht, es Ihnen nicht vorzuenthalten, daß eine Neigung zu Ihnen sich bei Ihr noch nicht gezeigt hat.

Wenn es weiter nichts ist, erwiederte der Herzog mit Selbstbewußtsein, so überlassen Sie das mir. Sie können immerhin ganz offenherzig sein und hinzufügen, daß Sie bei Margot geradezu eine Abneigung gegen mich wahrgenommen haben – ich finde das um so interessanter. Sie werden selbst sehr oft die Erfahrung gemacht haben, daß derartige, durch nichts begründete kindische Abneigungen – Sie gestatten mir diesen Ausdruck – später gerade in die hingebendste Liebe umgeschlagen sind – es liegt dies in der Natur der Frauen, welche einmal ein Räthsel sind und bleiben. Ich hoffe hier zu demselben Erfolge zu kommen und deßhalb eine um so glücklichere Ehe zu führen, wobei ich Ihnen nicht verhehlen will, daß dieser unerwartete und mir bis jetzt noch unklare Widerstand einen besonderen Reiz für mich hat und ich mich wirklich freue, ihn gefunden zu haben.

Es wird mir besonders angenehm sein, wenn Ihre Erwartungen sich bald realisiren, entgegnete mit einem Anfluge von Spott die Marquise.

Weßhalb diese Zeit unnöthig abkürzen, sagte er mit der Miene eines Mannes, der sich bewußt ist, sich einem für seine Jahre ungewöhnlichen Genusse hinzugeben – ich denke jetzt schon mit einer Art von Wehmuth daran, daß dies Alles nur zu bald vorübergehen und die Gewöhnlichkeit des Lebens wieder in ihre Rechte treten wird.

Dieser Gedanke ist keineswegs schmeichelhaft für Ihre künftige Gemahlin.

Was wollen Sie damit sagen? fragte er mit einem melancholischen Lächeln. Sie selbst können unmöglich glauben, daß ein solcher Zustand irgend eine Dauer haben könnte. Er ist eben eine Täuschung – eine Täuschung, welcher sich die Unerfahrenen, diese Glücklichen, hingeben in der Meinung und in der Ueberzeugung, daß es etwas Wirkliches – Ewiges sei – denn ich glaube, nur der Wahnsinn, welchen man Liebe nennt, hat das unausdenkbare Wort »ewig« erfunden – wir Erfahrenen aber ....

Nun, wir Erfahrenen? fragte sie, als er schwieg.

Wir Erfahrenen – ja, wir haben das Unglück, so überaus erfahren zu sein, fuhr er fort; für uns kann dieses Glück nur bestehen, indem wir uns bewußt sind, getäuscht zu werden und selbst zu täuschen – aber gibt es noch ein anderes Glück für uns? Wir bemühen uns fortwährend, unsere Nerven und unsere Sinne aufzuregen und in raschere Schwingungen zu versetzen – weßhalb? Wir trinken Champagner, berauschen uns an der Musik oder an der Zärtlichkeit eines Weibes – weßhalb?

Wir wissen, wenn wir das erste Glas an den Mund setzen, den ersten Ton an unser Ohr schlagen lassen, den ersten Kuß von einem schönen Munde trinken, daß wir am Anfange einer Erregung, eines Rausches stehen, den herbeizuführen wir uns sehnen, weil er uns die Misère der Gewöhnlichkeit für eine kurze Zeit entrückt – das wissen wir, auch daß wir leider sehr bald daraus wieder erwachen müssen, vielleicht noch abgespannter und gelangweilter, wie wir es bisher waren – aber es ist ja noch das Einzige, was uns bleibt, und wir müssen leider die sehr niederschlagende Erfahrung machen, daß selbst die Fähigkeit zu diesen Selbsttäuschungen mit jedem Tage abnimmt. – Das ist das menschliche Leben – ein unausgesetzter Kampf mit der Vernichtung, welche schon das neugeborene Kind mit ihren Armen umschlingt, um damit, je nach Laune oder Belieben, ein kürzeres oder etwas längeres Spiel zu treiben.

Sie haben ja recht umfassende Studien in der neuen, überaus trostvollen Philosophie gemacht, Herr Herzog, erwiederte die Marquise – ich hätte dies kaum von Ihnen erwartet, schon weil diese Philosophie, abgesehen von ihrer gänzlichen Negation alles Besseren und Höheren, der Revolution den Weg gebahnt und diejenigen Zustände herbeigeführt hat, unter denen wir jetzt uns beugen müssen.

Belehren Sie mich eines Besseren – ich werde Ihnen sehr dankbar dafür sein, sagte er mit ungewohntem Ernste. Uebrigens, fuhr er in plötzlich verändertem, scherzendem Tone fort, übrigens wissen Sie sehr wohl, daß

man Vieles aus reiner Lust zum Widerspruche sagt, Vieles, worüber man schließlich doch ganz anders denkt. Fassen Sie meine letzten Aeußerungen in dieser Weise auf.

Ich habe mir das bereits selbst gesagt, denn jeder Mensch, auch der klügste und erfahrenste, gefällt sich zuweilen in Uebertreibungen; aber so viel ist mir zu meinem Bedauern doch klar geworden, daß Sie von der Ehe eine keineswegs schmeichelhafte Vorstellung haben, sondern in derselben lediglich einen ernüchterten Zustand nach dem Schwinden der Illusion »Liebe« betrachten.

Ihr Urtheil ist durchaus irrig, sagte er, sichtlich bemüht, die begangene Unvorsichtigkeit wieder auszugleichen. Keinem Menschen ist die Fähigkeit verliehen, fortwährend in sogenannten Illusionen zu leben, die größere oder mindere Befähigung dazu ist das, was wir Glück nennen. Die Ehe ist ein Vertrag, durch welchen zwei Personen verschiedenen Geschlechtes sich verbinden, in engster Gemeinschaft mit einander zu leben, mit dem vom gegenseitigen Egoismus erzeugten Bestreben, sich diese Gemeinschaft so angenehm und reizvoll wie möglich zu machen. Derjenige, welcher in diesem Bestreben nachläßt oder es gar ganz aufgibt, begeht eine feindselige Handlung gegen sich selbst, indem er all der Genüsse verlustig wird, die ihm die gegenseitige Erfüllung des Vertrages verschaffen würde. Die meisten Ehen

sind lediglich deßhalb so unglücklich, weil die Contrahenten dies niemals eingesehen haben. Sogenannte Herzensneigungen, mehr oder weniger nichts als verschleierte Sinnlichkeit, haben sie in eine Gemeinschaft gebracht, von welcher sie nicht hastig genug die perlenden, erregenden Schaumwellen wegtrinken können, damit ihnen nichts übrig bleibe, als ein fades, unschmackhaftes Getränk, welches ihnen natürlich nicht mehr zusagt. Während sie gemeinschaftlich die Schuld davon tragen, sind sie thöricht und eigennützig genug, dies lediglich Einer dem Anderen beizumessen, den sie mit Vorwürfen überhäufen, daß er nicht noch immer so berauscht sein könne, wie sonst, während sie selbst so gewaltig nüchtern geworden sind. Wir aber, die wir über diese Dinge nachgedacht und unsere Erfahrungen darin gemacht haben, werden uns in Acht nehmen, so thöricht und verschwenderisch zu handeln. Wir werden mit dem Genusse von Anfang an haushälterisch und sparsam umgehen, damit wir nie in die Lage eines Verschwenders kommen, der sein Vermögen auf einmal und auf eine nutzlose Weise vergeudet. Jedes Ding hat irgend einen Nutzen – selbst die Erfahrung, diese gleißnerische Dirne, welche immer häßlicher wird, je mehr sie sich entblößt. – Ich hoffe mit meiner künftigen Gemahlin so glücklich zu leben, als dies überhaupt möglich ist. Es wird eine Zeit geben, wo wir im Taumel Alles um uns her vergessen und dabei dem Abgrunde immer näher kommen – aber wir werden auf dem Wege, den wir mit einander fortwandern, wenn es heiß und staubig darauf wird, immer einen Vorrath von

Erfrischungen und ein schattiges Plätzchen besitzen, auf welchem wir uns an denselben laben können.

Es liegt zwar etwas Schwärmerei und etwas Ueberhebung in Ihren Worten, erwiederte lächelnd die Marquise. – aber ich liebe das an dem Manne und hätte es Ihnen eigentlich gar nicht zugetraut.

Sie wollen mir schmeicheln, sagte der Herzog in seiner gewohnten Weise, aber ich hoffe, daß Sie meine Ansicht theilen und Sich über das künftige Schicksal Ihrer Fräulein Tochter beruhigen.

Ich war deßhalb niemals in Unruhe.

So hätte ich mir diese lange Erörterung sparen können – nun, es ist immerhin gut, sich einmal gegenseitig auszusprechen. Aber ich bitte Sie, nun der Sache einen ernstlicheren Fortgang zu verschaffen und Margot davon in Kenntniß zu setzen, daß ich die Absicht habe, mich um ihre Hand zu bewerben.

Halten Sie es für gut?

Allerdings. Ein Mädchen betrachtet einen Mann, in dem sie möglicher Weise ihren künftigen Gatten sieht, mit ganz anderen Augen, und ich ziehe es vor, ihr diesen Eindruck zuerst durch ihre Mutter verschaffen zu lassen.

Wie Sie es für gut halten, erwiederte die Marquise nachdenkend.

Sie werden ihr natürlich dabei sagen, daß diese Verbindung zu ihrem Glücke diene und daß sie dadurch Ihnen und Ihres Herrn Gemahls Wünschen entsprechen würde.

Meines Mannes? fragte die Marquise unruhig.

Nun natürlich, auch Ihres Herrn Gemahls – ich setze voraus, daß dies der Fall ist.

Wie können Sie daran zweifeln!

Sie werden im Laufe des Gespräches sie auf ihre Pflichten als Kind aufmerksam und ihr begreiflich machen – doch Sie verstehen mich, ohne daß ich nöthig haben werde, mich ausführlich zu äußern.

Sie haben also Ihren Plan geändert, fragte sie nicht ohne Erstaunen, denn Sie beabsichtigten doch, wenn ich Sie recht verstanden, zuerst, selbst ihre Neigung zu gewinnen?

Das beabsichtige ich auch noch. Es handelt sich nicht um ihre Neigung, sondern darum, daß ich diese Absicht habe und daß dieselbe mit Ihren und Ihres Herrn Gemahls Wünschen übereinstimmt – das Weitere überlassen Sie dann mir.

Ich werde nach Ihren Wünschen verfahren; es scheint mir ohnehin angemessen, daß die Sache zu einem baldigen Ende geführt werde, und deßhalb nöthig, daß wir Beide aus unserer bisherigen abwartenden Stellung heraustreten.

Das ist ganz meine Ansicht, erwiederte er ruhig; den Brautstand werden wir so viel wie möglich abkürzen, und so hoffe ich, in spätestens drei Monaten das Glück zu haben, Ihre Fräulein Tochter meine Gemahlin nennen zu können.

Dreizehntes Capitel.

In Folge dieser Unterredung ging die Marquise zu ernstlicheren Maßnahmen über. Zuerst versicherte sie sich des Zugeständnisses ihres Mannes. Sie hatte darauf bisher weniger Werth gelegt, weil sie aus Erfahrung wußte, daß sein Widerstand, selbst wenn er anfänglich den Anschein von Energie hatte, doch schließlich immer im Sande verlief. Der Marquis gehörte zu derjenigen Gattung von Menschen, welche einem edleren und besseren Gefühle zwar oft mit Emphase Ausdruck verleihen, deren gute Absichten aber, wenn es zur Ausführung kommt, einem auflodernden Strohfeuer gleich sofort wieder verlöschen. Energie und Zähigkeit, welche allein geeignet sind, diejenigen Hindernisse zu überwinden, welche sich der Erreichung eines zu erstrebenden Zieles stets mehr oder weniger entgegenstellen, waren seinem Charakter durchaus nicht eigen. Er erlahmte auch den ersten Schwierigkeiten, welche seine Absichten kreuzten, und zu diesen Schwierigkeiten gehörte meistentheils der Wille seiner Frau, welcher eben so planvoll und rücksichtslos auftrat, als der seinige sich abschwächte. Er konnte dieses fortgesetzte Widersprechen und die damit unabweislich verbundene Störung seiner Ruhe nicht ertragen und beredete sich gewöhnlich sehr bald selbst, daß er eigentlich doch nicht ganz im Rechte sei, daß die Sache wenigstens ihre zwei Seiten habe und seine Frau nicht so hartnäckig auf ihrer Meinung bestehen werde, wenn sie sich nicht von der Richtigkeit derselben vollständig

überzeugt hätte. Diese Unterordnung seines schwächeren Geistes unter den stärkeren seiner Frau war im Laufe der Zeit zur Gewohnheit bei ihm geworden, so daß diese selbst auf seinen Widerspruch von Anfang an überhaupt keinen Werth mehr legte, weil sie wußte, daß es damit doch nichts zu sagen habe.

In dem gegebenen Falle lag die Sache jedoch einigermaßen anders, denn es galt nicht nur, die Ansicht ihres Mannes zu berichtigen, sondern auch zugleich die Zustimmung Margot's zu erlangen. Es konnte daher leicht der Fall eintreten, daß, wenn die letztere fest blieb, ihr Mann sich auf ihre Seite stelle, wozu ihn seine eigene Ueberzeugung trieb und, mochte er so oder so bestimmen, immer in einen Kampf verwickelt wurde, was seiner nach Ruhe und Bequemlichkeit verlangenden Natur zuwider war.

Sie mußte daher hier um so mehr mit besonderer Vorsicht zu Werke gehen, als es ihr nicht entgangen war, daß Margot's Vertrauen sich viel mehr ihrem Vater als ihr selbst zuneigte und das Verhältniß zwischen Vater und Tochter daher ein innigeres geworden war, als dasjenige zwischen Tochter und Mutter.

Sie wandte zuerst auch hier ein oft gebrauchtes und eben so oft bewährtes Mittel an, indem sie bei einer späteren Unterredung mit ihrem Manne über den Gegenstand, bei welchem er eine eigene und abweichende Meinung an den Tag gelegt hatte, von der Annahme ausging, daß er sich bereits gefügt habe. Er stand dann selbst gewöhnlich von fernerem Widerspruche ab, weil er es sich

inzwischen klar gemacht hatte, daß er doch zu nichts führen werde und er so der Unannehmlichkeit überhoben würde, seine Sinnesänderung selbst anzuerkennen oder auszusprechen.

Ich habe heute wieder eine längere Unterredung mit dem Herzoge gehabt, leitete sie daher das Gespräch ein, und mich nun vollständig überzeugt, daß er Margot wirklich und wahrhaft liebt.

Er liebt sie? fragte er zweifelhaft und nicht ohne Erstaunen – und davon hast Du Dich überzeugt? – Ich hätte dies kaum für möglich gehalten.

Ich will Dir offenherzig gestehen, Louis, erwiederte sie in zustimmender Weise, daß ich selbst meine großen Zweifel deßhalb gehabt habe. Du hattest die Sache von einer anderen Seite aufgefaßt, und ich kann nicht leugnen, daß mich dies sehr beunruhigt hat. Denn war Deine Meinung die richtige, so würde es unverantwortlich gewesen sein, auf die Anträge des Herzogs einzugehen, wir hätten sie vielmehr entschieden zurückweisen müssen.

Es freut mich, daß Du dies einsiehst, Nannon, erwiederte der Marquis mit sichtlicher Befriedigung – aber Du glaubst, daß meine Ansicht nicht die richtige gewesen sei?

Würde ich sonst so zu Dir sprechen? Es liegt eine große Beruhigung für mich darin, daß Du nun selbst und auch freien Stücken Deine Meinung geändert hast und daß wir in dieser wichtigen Sache einverstanden sind.

Ja, das gereicht mir ebenfalls zur großen Beruhigung – aber Du hast mir noch gar nicht mitgetheilt, wodurch

Deine Zweifel, die ja auch die meinigen waren, gehoben worden sind.

Ich glaube, Du hast die Ueberzeugung, daß ich einen scharfen Blick besitze und mein Urtheil über einen Menschen nicht durch Aeußerlichkeiten bestechen lasse.

Er nickte zustimmend.

Als der Herzog mir seine Absicht zu erkennen gab, sich um die Hand unserer Tochter zu bewerben – ich will es Dir offenherzig bekennen, – erschrak ich. Ich sagte mir ungefähr dasselbe, was Dein Herz bei dieser Nachricht empfand, denn uns verbindet in dieser Angelegenheit ganz dasselbe Interesse. Ich habe inzwischen den Herzog genau beobachtet und mich oft und länger mit ihm unterhalten. Er ist ein kluger und gewandter Mann, Eigenschaften, die sehr in das Gewicht fallen, wenn sie auch den Werth eines Menschen nicht allein bestimmen. Die Ueberzeugung, daß sein Wesen oder derjenige Theil seines Wesens, der uns Beiden nicht zusagt, nur Manier, nur die Schale sei, welche einen edlen und gesunden Kern umschließt, gewann immer mehr Raum in mir und steht jetzt über allen Zweifel erhaben da. Seine Ansichten von der Liebe und von der Ehe sind so ehrenwerth und bekunden ein so tiefes und wahres Gefühl, daß ich erstaunt war, sie aus seinem Munde zu hören. Er trägt, wie er mir lächelnd bekannte, die Maske der Blasirtheit und Uebersättigung, weil er es für klug und rathsam hält, sein wahres Gesicht nicht Menschen zu zeigen, die darüber nur mitleidsvoll lächeln würden.

Aber er hat doch viele Liaisons gehabt – Maitressen unterhalten ....

Zu seiner Unterhaltung und vielleicht nicht einmal deßhalb, sondern lediglich, um das zu scheinen, was man in dieser traurigen Zeit wirklich sein muß, wenn man zur *haute volée* gehören und sich nicht lächerlich machen will. Eine Frau bedarf jetzt eines Mannes von Erfahrung, nicht eines girrenden Schäfers oder eines unklaren Schwächlings. Der Herzog hat das Leben kennen gelernt, das unterliegt keinem Zweifel; diese Eigenschaft ist aber ein großer Vorzug deßhalb, weil er den Schmutz desselben eben so sehr verachten gelernt hat, als ein Neuling danach verlangt. Er sehnt sich nach einer ruhigen, friedlichen Häuslichkeit und nach dem Glücke, von einem reinen Wesen erkannt und geliebt zu werden. Er wird auch später in seinem Benehmen keine Aenderung eintreten lassen und den Verhältnissen äußerlich Rechnung tragen, aber im engeren häuslichen Kreise, im unbeobachteten intimen Umgange wird er seiner jungen Gattin das ganze Glück spenden, welches zu geben er eben so befähigt, als Margot werth ist, es zu empfangen.

Ich habe die Sache nicht von diesem Gesichtspuncte aufgefaßt, erwiederte der Marquis, und muß gestehen, daß ich den Herzog nach dem, was Du mir sagst, ganz falsch beurtheilt habe.

Darüber brauchst Du Dir keinen Vorwurf zu machen, denn ich bin ja ebenfalls in denselben Fehler verfallen.

Du glaubst also, daß Margot durch diese Verbindung glücklich werden wird?

So glücklich, als dies nach menschlicher Voraussicht möglich ist. Jede Ehe ist mehr oder weniger ein Lottospiel, aber die Eltern können nicht mehr thun, als gewissenhaft erwägen, ob die Chancen zum Gewinne glücklich stehen. Dabei verdient er, wenn auch erst in zweiter Reihe, doch reifliche Beachtung, daß der Herzog zu den ältesten Familien des legitimen Adels Frankreichs gehört und daß unsere Tochter künftig ein Mitglied dieser Familie, eine Herzogin sein wird.

Aber er ist nicht reich.

Margot ist unser einziges Kind, und seine Ansprüche als unser künftiger Schwiegersohn sind nicht unbescheiden.

Unter diesen Verhältnissen scheint es mir allerdings ebenfalls räthlich, auf die Verbindung einzugehen – vorausgesetzt, da Margot damit einverstanden ist und eine wirkliche Neigung zu dem Herzoge empfindet.

Ueber diesen Punct haben wir uns noch auszusprechen, denn es wird vor Allem nöthig sein, daß in unseren Ansichten eine völlige Uebereinstimmung besteht.

Natürlich – eine vollkommene Uebereinstimmung.

Margot neigt etwas zur Schwärmerei, fuhr die Marquise nach einer kurzen Pause fort, als ob sie ihre Worte vorher noch einmal hätte überlegen wollen; es ist dies das Ergebniß ihrer eigenthümlichen Erziehung. Bis zu ihrem sechszehnten Jahre hat sie lediglich mit dem alten Viorne zusammengelebt und dann sich in der Gesellschaft von Menschen befunden, die mehr oder weniger auf sich

selbst und auf die langweiligen und unbedeutenden Ereignisse eines abgesonderten Thales angewiesen waren. Das eigentliche Leben ist ihr ganz fremd geblieben; sie hat davon entweder gar keine oder sehr unklare und irrige Vorstellungen. Das wird sich natürlich mit der Zeit verlieren, namentlich an der Hand eines verständigen und erfahrenen Mannes. Da es sich jetzt aber darum handelt, daß sie dies erkennt und einsieht, so dürfen wir sie darin sich nicht selbst überlassen, sondern haben die Pflicht, in dieser Beziehung auf sie einzuwirken.

Wie meinst Du das?

Wie ich das meine? Ich sollte denken, ich hätte mich deutlich ausgesprochen und die Sache hätte Dir klar sein können; da es aber noch nicht der Fall zu sein scheint, so will ich mich noch weitläufiger erklären. Es handelt sich darum, Margot zu der Einsicht zu bringen, daß diese Verbindung zu ihrem Glücke nöthig ist – daß sie es ist, davon haben wir Beide uns überzeugt, und wir sind jedenfalls besser im Stande, dies zu beurtheilen, als sie. Es dürfen aber bei ihr nicht die entferntesten Zweifel darüber aufsteigen, daß wir Beide dieser Ueberzeugung sind, dann wird sie bald ebenfalls zu derselben Ansicht kommen und nachgeben.

Nachgeben? wiederholte der Marquis wieder unschlüssig – Du glaubst also, sie werde sich weigern?

Ach, sie hat den Kopf voller thörichter Ideen. Sie denkt immer noch viel an einen Menschen, welcher eine Zeit lang Inspector bei Wehrings war und es, wahrscheinlich zu seiner Unterhaltung, für angemessen erachtet hat, ihr

Unterricht zu ertheilen. Junge Mädchen pflegen die ersten Anfänge der in ihrem Herzen erwachenden Regungen immer auf einen ihrer Lehrer zu übertragen, in dem sie das verkörperte Ideal aller der schönen Gedanken zu erblicken glauben, welche er ihnen aus Dichtern und Schriftstellern vorlies't – das ist eine bekannte Erfahrung, die fast jede Frau gemacht hat, um in späteren Jahren darüber zu lächeln. So weit ist Margot jedoch noch nicht gekommen; sie hängt überhaupt noch immer mit einer gewissen Schwärmerei an denjenigen Personen, mit welchen sie der Zufall eine Zeit lang zusammengeführt hat, und kann deßhalb nicht zu einer richtigen Beurtheilung ihrer Gegenwart und Zukunft gelangen.

Ich finde dies sehr natürlich.

Immerhin – wir haben aber die Pflicht, sie deßhalb aufzuklären, ihre Ansichten zu berichtigen und jene thörichten Ideen aus ihrem Kopfe zu entfernen. Es ist daher erforderlich, fuhr sie mit etwas erhobener Stimme fort, daß wir ihr bestimmt und ohne Rückhalt erklären, wir hielten ihre Verbindung mit dem Herzoge zu ihrem Glücke für nothwendig. Es muß nicht der mindeste Zweifel darüber bei ihr bestehen bleiben, daß dies unser Beider wohlerwogene Ueberzeugung, unser dringender und sehnlicher Wunsch sei, und daß wir die Erfüllung dieses Wunsches, selbst gegen ihre Ansicht, aber zu ihrem eigenen Glücke, nöthigenfalls als einen Act des uns schuldigen kindlichen Gehorsams von ihr fordern.

So weit sollen wir gehen? fragte der Marquis, der anfing zu erkennen, daß die Angelegenheit doch noch ihre Schwierigkeiten und Beunruhigungen für ihn haben könne – ich sehe aber wirklich nicht ein, weßhalb wir ihrer Neigung Zwang anthun und sie bereden sollen, einen Mann zu heirathen, der ihr nicht gefällt. In dieser Beziehung, glaube ich, muß ihr die entscheidende Stimme bleiben, denn sie soll ja den Herzog heirathen, und nicht wir.

Du redest wieder vollkommen kindisch, fuhr die Marquise heftig auf, oder wenigstens doch sehr unüberlegt, setzte sie mildernd hinzu. Haben wir keine Pflichten als Eltern? Würden wir sie, selbst mit Gewalt, nicht hindern, etwas zu thun, was zu ihrem Verderben gereichte? Würden wir, wenn sie einen solchen Schritt thun, sich zum Beispiel mit einem verworfenen Menschen verbinden wollte, nicht unsere elterliche Autorität mit aller Entschiedenheit und aller uns zu Gebote stehenden Macht geltend machen?

So etwas wird sie niemals thun.

Darauf kommt es gar nicht an; ich erwähnte dies als eines Beispiels; aber es bleibt ganz dasselbe, wenn wir sehen, daß sie sich weigert, etwas zu thun, was zweifellos zu ihrem Glücke führt. Es ist kein Unterschied darin, eine Handlung zu verweigern, die uns lebenslänglich glücklich machen würde, oder eine zu begehen, die das Unglück in ihrem unmittelbaren Gefolge hat. Die Reue über ein verscherztes Glück ist eben so stark, als über

ein sich selbst zugezogenes Unglück. Die Folgen sind dieselben. Wir, die wir nach den Gesetzen der Natur und vermöge der uns obliegenden Pflichten verbunden sind, Beides von unserem Kinde abzuwenden, wir dürfen in einem so wichtigen Falle nicht die Hände willenlos in den Schooß legen, wir müssen unsere Pflichten erfüllen, wenn wir davon auch einige Unruhe haben, und nichts unversucht lassen, um denjenigen Zustand für unser der Erfahrung und der besseren Einsicht noch ermangelndes Kind herbeizuführen, den wir Beide zu ihrem Glücke für nöthig erkannt haben.

Aber wir können sie doch nicht zwingen, wenn sie sich entschieden weigert?

Du gehst immer von ganz abnormen Voraussetzungen aus. Es ist möglich, sogar nicht unwahrscheinlich, da sie sich anfänglich weigern wird. Ich habe Dir die Gründe, weßhalb dies sein kann, bereits umständlich aus einander gesetzt und nehme an, daß Du sie endlich anerkannt hast. Diese Weigerung wird bei ihr aber gewiß nur vorübergehend sein, sobald sie die feste Ueberzeugung gewonnen hat, daß sie durch ein Beharren darauf mit ihren kindlichen Pflichten in einen unlösbaren Conflict gerathen würde.

Wir sollen ihr also einen moralischen Zwang anthun?

Du bist heute wahrlich unleidlich, Louis! fuhr die Marquise auf, die ihre Ungeduld über den ungewöhnlich beharrlichen Widerspruch ihres Mannes nicht länger zu unterdrücken vermochte – erkläre Dich nun endlich klar und deutlich: willst Du das Glück Deines Kindes oder

willst Du es nicht? Wenn Du es willst, kannst Du Dich dazu aufschwingen, es mit Festigkeit und Beharrlichkeit herbeiführen zu helfen, oder ziehst Du es vor, um in Deiner Dir über Alles gehenden Behaglichkeit nicht gestört zu werden, Alles wieder gehen zu lassen, wie es der Zufall fügt, um dann nachher, wenn es zu spät ist, Klagelieder anzustimmen und Dir Vorwürfe zu machen, daß Du meinen Rath nicht befolgt hast.

Wie kannst Du nur so fragen? erwiederte er eingeschüchtert – das Glück meines einzigen Kindes geht mir über Alles.

Nun, endlich! Du wirst also Deine ganze Autorität, Deine ganze Beredsamkeit anwenden, um es Margot klar zu machen, daß ihre Verbindung mit dem Herzoge zu ihrem Glücke diene.

Ich werde ihr das sagen.

Du wirst Dich nicht irre machen lassen, wenn sie Dir versichert, daß dies kein Glück, sondern ein Unglück für sie sei – ich nehme diesen Fall an, obgleich ich nicht glaube, daß er eintreten wird, – Du wirst dann bedenken, daß sie ein völlig unerfahrenes Kind ist, welches in seinem Kopfe unklare und unreife Ideen herumträgt; Du wirst sie belehren, ihr Vorstellungen, eindringliche Vorstellungen machen!

Ich werde ihr solche Vorstellungen machen, erwiederte er mit einem Seufzer.

Du wirst durch ihre Bitten, durch ihre Klagen, selbst durch ihre Thränen Dich nicht schwankend machen lassen, keine Schwäche zeigen, sondern fest bleiben!

Sollte es so weit kommen, Nannon? fragte er erschrocken – Du glaubst ....

Ich glaube vorläufig, daß sie selbst keine Weigerung erhebt, unterbrach ihn die Marquise, und übernehme es, ihr die ersten Mittheilungen zu machen und ihr alle Gründe darzulegen, die uns bestimmen, diese Verbindung zu wünschen.

Ja, ja, das mußt Du thun, sagte er beruhigter.

Sollte sie dann aber wider Erwarten vorerst Bedenken haben oder sich gar weigern, sollte sie, was in diesem Falle wahrscheinlich ist, ihre Zuflucht zu Dir nehmen, so mußt Du ihr von vorn herein nicht die mindeste Hoffnung machen, daß sie an Dir einen Verbündeten gewinnen könne, sondern ihr fest und bestimmt erklären, daß ihre Verbindung mit dem Herzoge auch Dein wohlerwogener Wunsch sei und daß es Dich sehr unglücklich machen würde, wenn sie ihn zu erfüllen Anstand nähme.

Aber wenn sie nun doch dadurch nicht glücklich würde?

Fange doch nicht wieder von vorn an, sondern beherzige endlich, was ich Dir gesagt habe und was Du auch eingesehen hast. Wie kann ein so junges Mädchen beurtheilen, ob sie durch diese Heirath glücklich wird? Die Liebe findet sich immer erst in der Ehe; was vorhergeht, ist ein flackerndes Feuer, dem es bald an Nahrung gebricht. Doch wozu diese nutzlosen nochmaligen Erörterungen – erkläre Dich endlich; willst Du oder willst Du nicht? Du hast als Vater dabei die entscheidende Stimme.

Natürlich will ich, sagte er ziemlich kleinlaut; wir haben das ja schon verabredet.

Das heißt, Du willst es ohne Schwäche, ohne wieder schwankend zu werden.

Weßhalb sollte ich wieder schwankend werden? Wenn ich mich einmal entschlossen habe, so bin ich gewohnt, meinen Entschluß auch auszuführen.

Nun, ich habe dies von Dir erwartet; denn was kann eine Frau ohne die Unterstützung ihres Mannes, sagte sie mit wenig verhehltem Spotte; der Mann ist immer die Hauptperson. Ich werde jetzt zu Margot gehen, fuhr sie nach einiger Zeit fort, und sie von unserem Plane in Kenntniß setzen. Fürchte nicht, bemerkte sie lächelnd weiter, daß heute schon Deine kostbare Ruhe dadurch gestört werden wird. Meine Mittheilungen sollen sich vorläufig nur auf allgemeine Andeutungen beschränken, und selbst wenn sie vollständig unterrichtet ist, wird es immerhin einiger Zeit bedürfen, ehe sie Deine Meinung erforschen wird, wenn Du es nicht vorziehen solltest, ihr dieselbe ebenfalls mitzutheilen.

Ich wüßte nicht, weßhalb ich das thun sollte, es würde vorschnell gehandelt sein; vielleicht ist sie ja einverstanden, was ich von Herzen wünsche, oder es gelingt Dir schon allein, ihr Einverständniß zu erlangen – in diesem Falle würde ich ....

Nichts zu thun haben, unterbrach sie ihn lächelnd, als Deine Einwilligung und Deinen Segen zu ertheilen, eine Handlung, die Dir gewiß keine Mühe verursachen würde.

Ich glaube und hoffe sicher, daß es sich so machen wird, bemerkte er, von dieser Aussicht sichtlich erfreut – Margot ist ein gutes, folgsames Kind, und Du verstehst es ja ohnehin besser wie ich, sie über etwaige Irrthümer aufzuklären. Die ganze Angelegenheit, welche schon anfing, mir erhebliche Besorgnisse zu machen, wird zu unser Aller Befriedigung enden, und ich hätte gar nicht nöthig gehabt, mich deßhalb zu beunruhigen.

Vierzehntes Capitel.

Es steht fest und ist bereits beschlossen, sagte der Herzog lächelnd zu einem Obersten der Chasseurs, mit welchem er im eifrigen Gespräche begriffen zu sein schien, während ein Kreis neugieriger Herren ihnen zuhörte, Sie können Sich sicher darauf verlassen, ich besitze sehr gute Quellen und würde mir nicht erlauben, Ihnen diese Mittheilung zu machen, wenn die Sache nicht über jeden Zweifel erhaben wäre und außerdem das Stadium der Geheimhaltung verlassen hätte.

Freiwillig abgedankt? Ich kann es mir immer noch nicht denken, entgegnete der Oberst mit zweifelnder Miene.

Was nennen Sie freiwillig? Dieses Wort und der damit verbundene Begriff besitzt eine eben so elastische Ausdehnung, wie jedes andere. Man thut sehr Vieles freiwillig, was man nicht gethan haben würde, wenn man nicht erkannt hätte, daß es besser sei, wenigstens auf diese Weise den Schein zu retten oder von zwei Uebeln

das kleinste zu wählen – alle Menschen sind und bleiben Sclaven der Verhältnisse, und der sogenannte freie Wille ist nichts als eine von den vielen selbstgeschaffenen Illusionen, mit denen wir unsere Gefängnisse ausschmücken.

Sie gefallen Sich in Widersprüchen; doch denken Sie darüber, wie Sie wollen, ich halte mich an den Sprachgebrauch, das Uebrige kümmert mich wenig. Es steht also fest, daß der König von Holland freiwillig abgedankt hat?

Es steht fest, erwiederte lächelnd der Herzog, eben so steht es fest, daß Holland freiwillig Frankreich einverleibt wird oder in diesem Augenblicke vielmehr schon einverleibt ist, und daß die Gränzen des Kaiserreiches künftig von Wesel bis Hamburg sich erstrecken werden, so daß der ganze nördliche Küstenstrich Deutschlands von jetzt an ebenfalls freiwillig zu Frankreich gehört.

Nun, ich habe nichts dagegen, erwiederte mit einem befriedigten Lächeln der Oberst, es hätte längst geschehen sollen. Wozu das Narrenspiel mit den kleinen deutschen Königreichen und was sie sonst sein mögen? Sie müssen alle zu Frankreich kommen, das ist das wenigste, was geschehen kann, nachdem wir sie in so vielen Schlachten besiegt und vernichtet haben. Weßhalb überhaupt noch Umstände mit diesen Leuten machen, obgleich sie es kaum verdienen, dem großen Reiche des Kaisers anzugehören!

Sie sind also mit dieser Maßregel einverstanden?

Ich bin mit Allem einverstanden, was der Kaiser thut, wenn ich auch wünschte, daß er weniger rücksichtsvoll mit diesen Leute verführe.

Nun, vielleicht ändert er seine Gesinnungen auch noch mehr in dieser Beziehung, bemerkte der Herzog mit leisem Spotte; es sind ja jetzt nur noch seine Decrete nöthig, um die Länder Europa's beliebig zu vertheilen.

Das ist wahr, Herr Herzog, erwiederte der Oberst, indem er mit Stolz seinen Schnurrbart drehte, denn die Heere des Kaisers wissen seinen Decreten Geltung und Gehorsam zu verschaffen – aber es hat auch wieder, wie Alles, seine Schattenseite.

Finden Sie auch eine Schattenseite?

Ja, wir haben keine Feinde mehr. Ganz Europa lebt in Frieden, weil ganz Europa von Frankreich besiegt ist und beherrscht wird – der Krieg wird für immer aufhören und unsere Arbeit gethan sein.

Sie ruhen auf Ihren Lorbeeren – auch haben wir ja noch immer Krieg mit England, und auch Spanien will sich ebenfalls nicht beruhigen; Massena ist unglücklich gewesen.

England hat das Meer, sonst wäre es längst eine französische Provinz – pah, und die Spanier! Der Kaiser hält es selbst nicht mehr der Mühe werth, persönlich diese Brigands zu vernichten! Mit seinen Brüdern hat er einmal kein Glück ....

Machen Sie Sich nicht unnöthige Sorgen, Herr Oberst, das große Genie des Kaisers wird gewiß sehr bald wieder neue Pläne erfinden, um den strahlenden Ruhm seiner

tapferen Armee noch mehr zu erhöhen – die Ruhe ist ihm selbst am wenigsten erträglich.

Glauben Sie? – Aber wie und wo könnte das jetzt noch geschehen? Es gibt nichts mehr zu erobern, nichts mehr zu besiegen.

Sie vergessen immer England, flüsterte geheimnißvoll der Herzog, doch so laut, daß es alle Umstehenden hören konnten, und da England das Meer hat und unsere Flotten nun einmal gegen die englischen nicht ausreichend sind, so spricht man von der Eroberung Indiens, um England in seiner werthvollsten Colonie, in der Quelle seines Reichthums zu vernichten.

Indien? wiederholte überrascht der Oberst – Indien ist, glaube ich, sehr entfernt von Frankreich; man müßte zu Schiffe gehen, wie nach Egypten.

Es gibt auch einen Weg zu Lande.

Zu Lande?

Ja, durch Rußland – natürlich erst nach dessen völliger Besiegung.

Durch Rußland? fragte der Oberst mit Selbstgefühl – nun, mit den Russen hat es nichts zu sagen, sie haben Austerlitz und Friedland noch in frischem Gedächtniß. Es lebe der Kaiser!

Ich bitte, machen Sie keinen Gebrauch von dieser Mittheilung, bemerkte der Herzog, bemüht, die Aufregung des Obersten wieder zu mäßigen; diese Nachricht beruht lediglich auf Gerüchten, welche vielleicht nur darin ihren Ursprung haben, daß der Kaiser seit einiger Zeit sehr

ernst und nachdenkend ist und viel mit dem Herzoge von Benevent arbeitet.

Das sind immer die Vorläufer, sagte in gehobener Stimmung der Oberst, man kennt das, bald werden einige sehr unverfänglich scheinende Truppen-Zusammenziehung folgen, dann geht es plötzlich vorwärts, und wir stehen in Indien, ehe wir eigentlich erfahren haben, wo dieses Land liegt.

Warten wir es ab, Herr Oberst, erwiederte lächelnd der Herzog, indem er sich entfernte – aber vor Allem keine Indiscretion, Sie möchten die Pläne des Kaisers dadurch benachtheiligen.

Dieses Gespräch wurde in einer Gesellschaft geführt, welche sich, wie immer, an einem bestimmten Tage der Woche in den Räumen des Marquis versammelt hatte. Es gehörte damals wie noch jetzt in Paris zum guten Tone, ein sogenanntes offenes Haus zu halten und an einem ein für alle Mal festgesetzten Wochentage seine Freunde und Bekannte, je nach deren Neigung und Zeit, bei sich zu sehen. Die Cirkel vieler geistreichen Frauen und Männer sind geschichtlich berühmt geworden, und man rechnete es sich zur Ehre an, dort eingeführt zu sein. Die Mode suchte diese Art der Geselligkeit bald nachzuahmen, und so bildeten sich eine Menge ähnlicher Gesellschaften, welche mit jenen jedoch wenig mehr als die äußere Form gemein hatten. Da es aber zum guten Tone gehörte, so hatten der Marquis und die Marquise darin nicht zurückbleiben wollen, obgleich sie sich nicht verhehlen

konnten, daß der Zufall dabei oft Menschen zusammenführte, die keineswegs zu einander paßten und nach deren Unterhaltung sie auch gar nicht verlangten.

Der heutige Abend war ungewöhnlich besucht, und die Marquise sah mit Befriedigung, daß sich keine Personen eingefunden hatten, deren Anwesenheit ihr unangenehm gewesen wäre. Die wenigen Künstler und Schriftsteller, mit denen man, um der Mode zu genügen, diesen Cirkel verzieren zu müssen geglaubt hatte, waren längst daraus fortgeblieben, und so war heute nur die eigentliche Crême der Gesellschaft, nach der in dieser Auffassung immerhin sehr unvollkommenen Zusammensetzung der damaligen Zeit, versammelt.

Der Herzog hatte den Kreis der Männer, mit denen er sich unterhalten, verlassen und war in einen anderen Salon getreten, in welchem sich der jugendliche Theil der Damen aufhielt. Sie saßen in einem Kreise, welcher von jüngeren und auch von einigen älteren Herren umstanden wurde, die bemüht waren, sie zu unterhalten, oder denen es zusagte, sich von ihnen unterhalten zu lassen. Der Herzog lehnte sich an die Brüstung einer Thür und seine Augen ruhten mit einem spöttisch lächelnden Ausdrucke auf diesem Kreise hübscher, jugendlicher Wesen, deren Mienen so heiter waren, welche scherzten und lachten und mit Vergnügen den Worten ihrer Umgebung zu lauschen schienen.

Immer dasselbe thörichte Spiel, flüsterte er leise vor sich hin; die fadeste Schmeichelei findet ihren Weg vor

das Ohr eines Weibes, die Unerfahrenen haben kein größeres Verlangen, als erfahren zu werden, und opfern Alles dafür auf, wenn man ihnen recht zuredet und sie zu nehmen weiß, und die Erfahrenen sehnen sich nach der Wiederholung dieses Spieles, natürlich mit der nöthigen Abwechselung.

Sein Blick wurde jetzt ernster, denn er hatte Margot gefunden. Sie war einfach angezogen, so einfach, als es die Mode irgend gestattete. Diese Einfachheit zeichnete sie vortheilhaft aus, ohne daß es in ihrem Verlangen gelegen hätte, sich dadurch bemerkbar zu machen. Um ihren Mund schwebte ein kaum sichtbares Lächeln, während sie den Reden eines jungen Mannes, der hinter ihrem Stuhle stand, zuhörte, aber dieses Lächeln deutete zugleich auf Zerstreutheit, und das Gespräch schien offenbar nur geringes Interesse für sie zu haben.

Der Blick des Herzogs ruhte immer noch unverwandt auf der jugendlich schlanken Gestalt, die nur zuweilen auf einen kurzen Moment die großen, braunen Augen zu ihrem Gefährten aufschlug, wenn sie genöthigt war, seinen Worten eine kurze Erwiederung zu schenken. Er sah an diesen Blicken, daß ihre Gedanken sich mit anderen Dingen beschäftigten, als mit den Worten, welche ihr Ohr vernahm.

Ob die Marquise schon mit ihr gesprochen hat? fragte er sich – wahrscheinlich, flüsterte ihm seine Eitelkeit zu – sie hat dann allerdings Ursache, zerstreut und nachdenkend zu sein. – Wie schön sie heute ist! – Das erste, leise Zischen der Schlange hat ihr Herz berührt und jene

Ahnungen, jenes Sehnen darin erweckt, deren Abspiegelung die Weiber mit einem für uns gefährlichen Zauber umgibt – deßhalb sind alle Bräute schön und verführerisch – doch es ist Zeit, daß ich mich selbst überzeuge.

Er trat zu ihr und begrüßte sie.

Sie erwiederte seinen Gruß mit unveränderter Miene, nur schien es dem Herzoge, als wenn sie, nachdem er zu ihr getreten, dem jungen Manne, welcher sich mit ihr unterhalten, eine größere Aufmerksamkeit zuwende, als bisher. Sonst blieb sie völlig unbefangen, und der Herzog überzeugte sich bald, daß er sich in seiner Voraussetzung gänzlich geirrt habe. Er wurde dadurch sichtlich verstimmt, weniger, weil die Marquise die gegenseitige Uebereinkunft noch unerfüllt gelassen, als deswegen, weil ihn seine eigene Beobachtung getäuscht hatte. Das Gespräch bewegte sich in sehr gemessenen Formen, der junge Mann wich nicht vom Platze, und da bald darauf Margot noch von mehreren Seiten in Anspruch genommen wurde, so hielt es der Herzog für angemessen, sich selbst wieder zurückzuziehen, jedoch nicht, ohne vorher Margot zu bitten, sie später zu Tische führen zu dürfen.

Sie war noch nicht engagirt und sagte zu, aber es schien ihm, als ob sie dies lediglich als eine nicht zu umgehende Pflicht betrachte.

Die Unterhaltung in dem Kreise der jungen Mädchen wurde jetzt sehr lebhaft, denn man begann einige jener Gesellschaftsspiele, deren Reiz darin liegt, daß sich die Betheiligten in etwas zwangloser und beziehungsreicherer Weise gegen einander benehmen können, als sonst.

Der Herzog, dem diese Spiele nicht mehr zusagten, weil er zu alt dazu war, begab sich wieder in ein anderes Zimmer. Später war es ihm möglich, einige Augenblicke die Marquise allein zu sprechen.

Margot ist noch nicht von unserem Plane in Kenntniß gesetzt? fragte er – noch gar nicht darauf vorbereitet?

Es hat sich noch keine Gelegenheit dazu gefunden.

Nicht? Das ist mir unangenehmnm – ich hätte mich leicht compromittiren können.

Wodurch? erwiederte die Marquise, ihn mit angenommener Ueberraschung ansehend. Sie werden Sich doch immer den Schein geben müssen, als habe Margot nichts davon erfahren.

Sollte es dennoch der Fall sein? fragte er wieder zweifelhaft; dann ....

Ich sagte Ihnen bereits, daß es nicht ist, unterbrach sie ihn – und die Ursache, weßhalb ich es unterlassen habe, besteht darin, weil ich es für besser halte, es ihr ohne weitere Vorbereitung zu sagen.

Sie wollen sie überraschen?

Das nicht, ich werde ihr nur eine nicht mißzuverstehende Andeutung machen – das Weitere bleibt Ihnen überlassen.

Wie Sie meinen, erwiederte der Herzog verstimmt. – Ich werde Fräulein Margot zu Tische führen, wird sie dann diese Andeutungen erhalten haben?

Wenn sich eine passende Gelegenheit dazu findet, soll es geschehen.

Die Marquise und der Herzog schieden, und der letztere ärgerte sich, daß er der Marquise nicht gesagt, auch diese Andeutungen zu unterlassen. Wozu bedarf es deren überhaupt, dachte er, bin ich selbst nicht genug, um dieses Kindes Empfinden für mich rege zu machen? – Ich hätte die Marquise, diese zweideutige Frau, überhaupt ganz aus dem Spiele lassen sollen, wenigstens nachdem wir uns über die Hauptsache geeinigt hatten. Ich fange an, zum ersten Male irre an mir selbst zu werden. Wozu diese vielen Umstände und Vorbereitungen, als ob man es mit einer erfahrenen und intriguanten Frau und nicht mit einem harmlosen Kinde zu thun hätte! Ich werde die Marquise ersuchen, jede ihrer Andeutungen zu unterlassen.

Diesen Vorsatz vermochte er jedoch nicht auszuführen, denn er fand keine Gelegenheit mehr, die Marquise, welche von der Gesellschaft in Anspruch genommen war, unbeobachtet und ungehört zu sprechen. Die Zeit des Soupers nahte heran, und es entstand bereits jene unruhige Bewegung, welche diesem ersehnten Schlußacte derartiger Vereinigungen voran zu gehen pflegt. –

Du warst vorhin wenig freundlich gegen den Herzog, als er mit Dir sprach, sagte leise die Marquise zu ihrer Tochter; es ist mir aufgefallen.

Ich wüßte nicht, erwiederte Margot sichtlich erstaunt – ich war wie immer, wie ....,

Du hast aber Ursache, *besonders* freundlich gegen den Herzog zu sein, mein Kind, unterbrach die Marquise.

Besonders freundlich? fragte Margot mit einem gezwungenen Lachen – weßhalb sollte ich gegen diesen Mann beonders freundlich sein?

Weil er sich um Deine Hand bewirbt, flüsterte die Marquise, indem sie sich dicht an Margot's Ohr neigte, und weil Deine Eltern diese Verbindung als eine sehr wünschenswerthe und für Dich passende ansehen. – Sei daher freundlich und zuvorkommend gegen ihn.

Es ist schwer, die Gefühle zu schildern, welche sich bei dieser so ganz unerwarteten Mittheilung Margot's Seele bemächtigten. Es war ihr, als ob plötzlich ein ungeahntes, schreckliches Unglück über sie hereingebrochen sei – sie war leichenblaß geworden und sank unwillkürlich in den Sessel zurück, von dem sie sich erhoben hatte, weil ihre Füße sie nicht mehr zu tragen vermochten.

Da trat der Herzog zu ihr.

Kann ich die Ehre haben? fragte er mit jenem glatten, lächelnden Tone, der ihm eigen war.

Sie wagte nicht, aufzublicken – sie wußte überhaupt nicht, was sie thun sollte, ihre Glieder zitterten, sie war keines Wortes mächtig.

Wenn es Ihnen gefällig ist, sprach er weiter – man setzt sich zu Tische – sind Sie nicht ganz wohl? fuhr er leiser fort – lehnen Sie Sich auf meinen Arm, er wird Ihnen eine sichere Stütze sein.

Diese Worte klangen ihr wie eine Erlösung, sie vermochte wieder einen Gedanken zu fassen,

Ja, mir ist sehr unwohl, hauchte sie mit gepreßter Stimme – ich – ich kann nicht zu Tische gehen – ich – ich bedauere ....

Mit diesen Worten sprang sie auf und flog wie eine vom Raubvogel verfolgte Taube schnellen Schrittes aus dem Zimmer, noch ehe der Herzog eine Erwiederung zu finden vermochte.

Er blickte ihr erstaunt nach, während um seinen Mund ein leiser Zug von Spott schwebte. Jetzt weiß sie es, flüsterte er dann leise vor sich hin, und sie flieht, *weil* sie es weiß – das Unerwartete, das Ueberwältigende dieser Mittheilung hat all ihr Denken und Empfinden in Anspruch genommen – es ist ihr nicht möglich, noch die Gleichgültige zu spielen und den nichtssagenden Conversationston festzuhalten – sie fürchtet, sich zu verrathen, denn sie besitzt noch nicht die Befähigung, eine Maske zu tragen, und ihr Gesicht ist noch der Spiegel ihrer Seele. – Wie selten ist ein so schönes Gesicht, ein so klarer und durchsichtiger Spiegel, setzte er mit einem wohlgefälligen Lächeln hinzu, und es liegt etwas Beneidenswerthes darin, diese Spiegelbilder hervorzurufen. – Aber man muß das Eisen schmieden, so lange es heiß ist – der Augenblick ist günstig – benutzen wir ihn!

Langsamen Schrittes, als ob er seinen Platz suche, ging er durch den Saal, betrat dann ein jetzt leeres Zimmer und befand sich bald draußen auf dem Corridor. Unter dem Schwarme von Bedienten fand er bald einen weniger beschäftigten, durch den er das Kammermädchen Margot's rufen ließ.

Fräulein Margot befindet sich auf ihrem Zimmer? fragte er.

Sie ist dort, erwiederte diese – so eben gekommen, hat mich aber fortgeschickt.

Ich habe noch mit ihr im Auftrage der Frau Marquise zu reden, sagte er, dem Mädchen einen Napoleond'or in die Hand drückend; ich wünsche aber vorher zu erfahren, ob es nicht indiscret sein würde, bei ihr einzutreten.

Soll ich den Herrn Herzog melden?

Das nicht, aber gehen Sie noch einmal hinein und überzeugen Sie Sich, daß ich bei ihr eintreten kann.

Das Kammermädchen verschwand und der Herzog blieb eine kurze Zeit auf dem Corridor allein. Obgleich um seinen Mund das gewohnte, etwas selbstbewußte Lächeln schwebte, so vermochte er es doch nicht zu verhindern, daß seine Pulse rascher klopften und er gezwungen war, mehrmals tiefer und schneller zu athmen, als sonst.

Das gnädige Fräulein sitzt auf dem Sopha, flüsterte das zurückkommende Kammermächen – es steht dem Eintritte des Herrn Herzogs nichts entgegen, aber sie scheint sehr angegriffen und unwohl.

Ich weiß, ich weiß, entgegnete er eilig – deßhalb bin ich hergeschickt – ich soll mich nach ihrem Befinden erkundigen.

Er öffnete mit diesen Worten leise die Thür und stand in dem nicht erleuchteten Vorzimmer, von welchem er durch die offene Verbindungsthür in das andere erleuchtete Zimmer blicken konnte.

Margot saß auf dem Sopha, und man sah es ihrer Stellung an, daß sie wie aus Erschöpfung darauf hingesunken war. Die rechte Hand lag auf der Stelle ihres Herzens, als ob sie dasselbe zusammenpressen wolle, ihre Augen blickten regungslos auf einen Punct des vor ihr stehenden leeren Tisches, ihr Gesicht war leichenblaß und die ganze unbewegliche Gestalt hatte etwas Geisterhaftes.

Der Herzog trat auf dem weichen Teppiche ungehört bis an die Verbindungsthür, so daß der volle Schein der Lichter auf ihn fiel, und stand so eine Zeit lang, sie beobachtend, ohne daß sie ihn bemerkte oder sich bewegte.

Er machte ein leises Geräusch, aber auch dies erweckte sie nicht aus ihrem Hinstarren – sie blieb regungslos, wie zuvor.

Ich komme im Auftrage Ihrer Frau Mutter, mein Fräulein, sagte er dann mit leiser und sanfter Stimme; sie befindet sich in Unruhe ....

Mit dem Ausdrucke des heftigsten Schreckens sprang sie jetzt auf, ihr Arm zitterte sichtbar, als sie, wie zu ihrem Schutze, den Tisch vorschob.

Wie kommen Sie hieher? rief sie dann mit bebender Stimme – wie können Sie ....

Nur die Besorgniß um Sie hat mich diesen ungewöhnlichen Schritt thun lassen, unterbrach er sie, ohne seine Stellung zu verändern – Sie verließen die Gesellschaft so plötzlich, es war mir nicht möglich, darüber Gewißheit zu erlangen, ob Sie nicht ernstlich unwohl seien, und da mir Ihr Kammermädchen sagte, daß es für mich zulässig sei, selbst diese Frage an Sie zu richten, so habe ich

es gewagt, einzutreten. – In der lebhaften Besorgniß, in der Theilnahme, welche ich für Sie empfinde, liegt allein die Entschuldigung meiner Handlungsweise. Schenken Sie mir zuerst Ihre Verzeihung deßhalb, ehe wir weiter reden, ich fühle, daß ich deren bedürftig bin.

Die Worte, welche er langsam und mit einschmeichelnder Stimme sprach, schlugen an ihr Ohr wie ein verworrenes Geräusch, nur mit Mühe faßte sie den Sinn derselben auf; aber während er redete, wich das Gefühl der Angst und des Schreckens von ihr, welches bei seinem Erscheinen sie allein erfaßt hatte, und an die Stelle desselben trat ein anderes, dasjenige der beleidigten weiblichen Würde und des Stolzes. Ihre blassen Wangen rötheten sich wieder und ihre sonst so sanften Augen blickten zornig auf den Herzog, welcher mit gespannter Erwartung ihrer Erwiederung lauschte.

Verlassen Sie mich, sagte sie, ihn fest anblickend, auf der Stelle! – Denn es ist unerhört, daß Sie es wagen konnten, jetzt und ohne Anmeldung in mein Zimmer zu treten!

Lassen wir das, entgegnete er ruhig; es gibt im Leben Momente und Verhältnisse, wo es nöthig und geboten ist, das sonst Gewöhnliche durch Ungewöhnliches zu ersetzen – ein solcher Moment ist der jetzige – deßhalb verzeihen Sie mir, ich bitte Sie wiederholt darum. Ihre Frau Mutter wird Ihnen mitgetheilt haben ....

Wollen Sie mich jetzt verlassen! rief sie, ihn mit einer ihr sonst nicht eigenen Heftigkeit unterbrechend – wollen

Sie gehen, gleich, jetzt, auf der Stelle – oder ich werde die Hülfe Anderer in Anspruch nehmen!

Bedenken Sie wohl, was Sie thun – ich habe nicht die Absicht, wider Ihren Willen hier zu verweilen; Sie werden gewiß nicht glauben, daß dies geschehen könnte, aber machen Sie es Sich klar, welchen Mißdeutungen es unterliegen könnte, wenn Sie ganz unnöthiger Weise einen Eclat verursachten.

So gehen Sie – Sie hören ja, daß ich es Ihnen *befehle*, und doch bleiben Sie noch!

Lassen Sie mich immerhin noch einen Augenblick verweilen, sagte er, einen Schritt näher tretend, denn ich habe Ihnen noch etwas zu sagen, das für uns Beide von zu großer Wichtigkeit ist, als daß es durch die unbedeutende Erwägung des Ortes und der Zeit dieser Unterredung beeinträchtigt werden könnte.

Ich will nichts erfahren, nichts hören, erwiderte sie wieder mit neu erwachender Angst – Sie haben jede mir schuldige Rücksicht bei Seite gesetzt, als Sie hieher kamen, und sie fahren in dieser Rücksichtslosigkeit fort, indem Sie bleiben!

Mag es sein, mögen Sie es so beurtheilen – Sie müssen mich dennoch hören, sagte er, abermals näher tretend – vielleicht werden Sie dann anders denken – ich hoffe es wenigstens, und würde sehr unglücklich sein, wenn ich mich geirrt haben sollte.

Es hängt ganz von Ihnen ab, rief sie jetzt, indem ihre Hand den Schellenzug ergriff, ganz und lediglich von Ihnen, ob der von Ihnen so gefürchtete Eclat eintreten soll

oder nicht – entweder Sie verlassen jetzt augenblicklich mein Zimmer oder ich rufe Hülfe herbei!

Bedenken Sie ....

Ehe er weiter sprechen konnte, ertönte die von ihrer Hand laut gezogene Glocke und das Kammermädchen trat ein.

Ich möchte allein sein, sagte sie in befehlendem Tone – Herr Herzog, verlassen Sie mich!

Ich habe die Ehre, mich zu empfehlen, erwiederte er nach einer kurzen Ueberlegung, und werde Ihrer Frau Mutter mittheilen, daß Sie Sich wieder ganz wohl befinden.

Sie sagte nichts, sie sah nicht auf, blickte ihn nicht an, als er sich verneigte und ging, und erst als die Thür in's Schloß gefallen war, athmete sie tief auf, eilte rasch in das andere Zimmer und schob den Riegel vor.

Fünfzehntes Capitel.

Der Herzog kehrte nicht in die Gesellschaft zurück, sondern nahm Hut und Mantel und ging. Er schickte sogar seinen Wagen fort, weil er es vorzog, zu Fuße zu gehen. Es war eine milde, warme Herbstnacht, das Licht des tiefstehenden Mondes spiegelte sich in den leise dahinflutenden Wellen der Seine, als er über die Brücke schritt und in die Schatten der Bäume der elysäischen Felder trat. Unwillkürlich mäßigte er seinen Schritt und ging träumerisch und in tiefem Nachdenken verloren weiter. Er hatte sich offenbar in seinen Erwartungen getäuscht und sagte sich, daß er von diesem einfachen Kinde mit

Stolz, ja, selbst mit ausgesprochener Nichtachtung behandelt worden sei. Sie hatte sich geweigert, ihn anzuhören, und sein Erscheinen zu einer allerdings ungewöhnlichen Stunde zum Vorwande genommen, um ihn ungehört wieder zu entfernen. Und gerade von diesem ungewöhnlichen Schritte hatte er sich einen besonderen Erfolg versprochen, denn seine Erfahrungen sagten ihm, daß die Weiber das Ungewöhnliche, was man ihretwegen thut, besonders hoch anrechnen, wenn sie sich auch den Schein des Gegentheils geben. Diese Erfahrung hatte sich hier nicht bewährt, denn sie war nicht zum Schein, sondern in Wirklichkeit in hohem Grade rücksichtslos, ja selbst verletzend gegen ihn gewesen.

Und dennoch wußte sie, weßhalb er gekommen. Er gelangte zu dem für ihn demüthigenden Geständnisse, daß seine Bewerbung ihr nicht genehm sei, und fühlte sich in seinem eigenen, sieggewohnten Stolze verletzt. Wozu, dachte er weiter, mit diesem Mädchen, das in der Fremde, unter ungebildeten Umgebungen unreife und vorgefaßte Ideen sich zu eigen gemacht hat, wozu sich mit diesem Kinde weiter bemühen? Ist sie wirklich eine so wünschenswerthe Partie? Pah, es gibt Hunderte reichere und schönere, die es sich zur Ehre anrechnen werden, sich von dem Herzoge von Villeroi huldigen zu lassen! Geben wir die Sache auf, eine Sache, die sich überhaupt erst in einem Stadium befindet, wo das Zurücktreten meinerseits von Niemandem gemißdeutet werden kann, weil Niemand von meiner Absicht bis jetzt Kenntniß erhalten hat.

Er hob noch mehrere Gründe hervor, welche diesem Vorsatze das Wortes redeten, klare und unwiderlegliche Gründe, aber je mehr sich seine Gedanken in dieser Richtung beschäftigten, um so mehr steigerte sich bei ihm das Verlangen, gerade das Gegentheil von dem zu thun, wofür sein Verstand so viele Gründe in Bereitschaft hatte. – Der Mensch hält immer dasjenige für besonders werthvoll, was ihm zu erreichen versagt oder dessen Erlangung mit großen Schwierigkeiten verbunden ist, und opfert, im Streben danach, häufig Güter, deren Besitz zu seinem Glücke viel förderlicher ist, als diejenigen, welche er zu erwerben sucht. Wäre das nicht der Fall, so würde es Menschen geben, die keinen Wunsch mehr hätten, – könnte man diese dann zu den glücklichen zählen? Nicht im Besitze, sondern im Streben nach dem Besitze, nicht in der wunschlosen Ruhe, sondern in der Unruhe liegt das Glück – so ist der Mensch für diese Erde geschaffen, selbst den Himmel kann er sich nicht als einen fortgesetzten Zustand der Befriedigung und der Ruhe ausmalen. Vielleicht erlangt er später diesen höheren Grad der Vollkommenheit – es gehört dies mit zu der Lösung des großen Räthsels, welches stets ungelös't geblieben ist und stets ungelös't bleiben wird.

Bei dem Herzoge waren es nicht diese rein philosophischen Betrachtungen allein, die ihn mit den Gründen seines Verstandes in Zwiespalt brachten und sie schließlich gänzlich unterliegen ließen; es war auch noch sein Stolz,

der ihm zuflüsterte, daß er sich schämen müsse, von einer so leichten Eroberung abzustehen – es war noch etwas Anderes, das er sich jedoch nicht eingestand, sondern spöttisch, selbst bei dem leisen Anfluge eines solchen Empfindens, darüber lächelte, nämlich eine wirklich entstehende Neigung zu Margot. Sie kam ihm jetzt begehrungswerther vor, wie jemals, und gerade diejenigen Eigenschaften, welche er so eben an ihr getadelt und verspottet hatte, hoben ihren Werth besonders hervor. Sie ist ein etwas außergewöhnliches Mädchen, sprach er weiter, und weil sie es ist, deßhalb zieht sie mich an, deßhalb *soll* ich sie die Meinige werden! – Nein, es wäre thöricht, wäre unmännlich, auf halbem Wege stehen zu bleiben und mich durch die erste, uns verstandene Weigerung abschrecken zu lassen! Das wird sich geben, wird sich Alles finden, wie es sich bei den Weibern immer findet, und sie wird mich dann um so mehr und um so zärtlicher lieben. – Ach, setzte er mit einem befriedigten Lächeln hinzu, welchen thörichten Besorgnissen konnte ich mich hingeben – ich werde später noch an dem Uebermaße ihrer Liebe, wie das ja immer der Fall ist, genug zu tragen haben und mit Sehnsucht an diese Stunde zurückdenken, in welcher mir ihr Besitz so begehrungswerth erscheint!

Er schritt jetzt über den Place de la Concorde und sein Blick fiel auf die Tuilerien, deren Dächer im Scheine des Mondes matt erglänzten. Das große Gebäude lag schweigend und dunkel da, nur aus dem Zimmer des Kaisers leuchtete noch ein heller Lichtstrahl.

Er besitzt eine unermüdliche Thätigkeit, sprach er vor sich hin, indem sein jetzt ernst gewordener Blick auf den erleuchteten Fenstern haftete, ein unersättlicher Ehrgeiz raubt ihm selbst die Ruhe der Nächte – er wird auf diesem nie zu bändigenden Rosse immer weiter jagen, bis an das Ende der Welt, bis die Welt ihm gehorchend zu Füßen liegt – oder bis das Roß erschöpft zusammenbricht. Was mag sich jetzt in jenem Zimmer ereignen? Seine Worte, welche rasche Federn zu Papier bringen, sind Ereignisse, die das Wohl und das Wehe von Millionen bestimmen. – Es liegt etwas Gottähnliches in dieser Verkörperung des mächtigen Willens eines Einzigen – und doch, wie schnell, wie unvorhergesehen endet alle menschliche Größe!

Ich fange wirklich an, sentimental zu werden, sprach er, seinen Gedanken gewaltsam eine andere Richtung gebend, weiter; er beschäftigt sich vielleicht mit dem Plane zur Eroberung eines großen Landes – ich mit der Eroberung eines harmlosen, schönen Mädchens – Eines ist so wichtig wie das Andere, jenes für ihn, dieses für mich – die Hauptsache bleibt immer die Wichtigkeit, welche wir selbst einer Sache beilegen – und der Erfolg. –

Margot beschäftigten ähnliche Gedanken, nur in ganz anderer Weise. Als sie allein war und wußte, daß sie nicht mehr gestört werden würde, wurde sie allmälig ruhiger, und ein freudiges, bisher ungekanntes Gefühl erfüllte ihr Herz. Daß sie die Bewerbungen des Herzogs zurückweisen werde, wenn er sie jetzt noch wiederholen sollte, war

etwas Selbstverständliches, aber es lag für sie eine gewisse Genugthuung, eine freudige Erhebung in dem Gedanken, es thun zu können. Ihr war der Ursprung dieser Empfindung nicht klar, obgleich sie denselben leicht hätte auffinden können, wenn sie erforscht hätte, weßhalb sie heute gerade mit einer so großen Freudigkeit an die Tage der Vergangenheit dachte, weßhalb sie es sich heute nicht versagen konnte, die Andenken daran länger als sonst zu betrachten und selbst zu küssen – so lange, bis sich ihre Augen unwillkürlich mit Thränen füllten und ihre Brust von langen und tiefen Seufzern gehoben wurde. Aber als sie dann endlich ihr Lager aufsuchte, war ihre Stimmung eine freudigere und gehobenere, als jemals – denn sie hatte einen festen Entschluß gefaßt, einen Entschluß, der ihn erfreuen und beglücken würde, wenn er Kenntniß davon gehabt hätte – und darin allein lag die Ursache ihres Glückes.

Die Angelegenheit selbst machte ihr wenig Sorgen, dem sie hielt es für unzweifelhaft, daß es nur ihrer Weigerung bedürfen würde, um sie zu beenden, und diese Weigerung bestimmt und sogleich auszusprechen, war sie nicht nur fest entschlossen, sondern sie konnte den Zeitpunct kaum erwarten, um es zu thun. Sie sollte jedoch bald erfahren, daß sie sich in diesen Erwartungen sehr getäuscht hatte. Als sie am anderen Morgen ihrer Mutter erzählte, daß der Herzog es gewagt habe, noch so spät und unangemeldet bei ihr zu erscheinen, mißbilligte diese zwar dieses Benehmen, entschuldigte es jedoch

mit dem Verlangen des Herzogs, sie noch allein zu sprechen. Sie fand es nicht schicklich, daß Margot ihn ungehört wieder hatte gehen lassen, indem sie hinzufügte, daß, da er einmal dort gewesen, sie ihn immerhin hätte anhören können.

Du mußt es Dir klar machen, mein Kind, fuhr sie fort, daß wir diese Partie wünschen, welche wir nach reiflicher Erwägung für passend und zu Deinem Glücke förderlich festgestellt haben; Du hättest daher ....

Aber Mutter, unterbrach Margot diese sie in hohem Grade erschreckende Mittheilung – ich werde den Herzog niemals heirathen – niemals – ich würde unglücklich werden, und das werdet Ihr doch nicht beabsichtigen!

Das verstehst Du nicht, mein Kind, erwiederte die Marquise, sie ruhig ansehend; Du hast überhaupt noch thörichte und unreife Ideen. Ueberlasse es der reiferen Erfahrung Deiner Eltern, welche für Dein Wohl mehr als für ihr eigenes besorgt sind, in dieser Beziehung für Dich zu handeln. Der Herzog ist ein in jeder Beziehung für Dich passender Mann, von hoher Geburt, klug, gewandt, von ehrenwerther und nobler Gesinnung und mit denjenigen Erfahrungen und Eigenschaften ausgerüstet, welche ihn befähigen, Dich glücklich zu machen. Er liebt Dich, fuhr sie mit freundlicherer Stimme fort, er liebt Dich, nicht mit der schwärmerischen und phrasenreichen Weise, wie sie unreifen und mit sich selbst unklaren Männern eigen ist, sondern mit dem tiefen und wahren Empfinden eines Mannes, bei dem die Regungen des Herzens mit den Ansprüchen des Verstandes im Einklange stehen. – Du

wirst sehr glücklich werden, zweifle nicht daran, wenn Du es auch noch nicht einzusehen vermagst; vertraue in dieser Beziehung der besseren und reiferen Einsicht Deiner Mutter und erhebe keine unnöthigen Schwierigkeiten, welche doch vergebens sein würden, weil ich, setzte sie mit gehobener Stimme hinzu, weil ich das feste Vertrauen zu Dir habe, daß Du dem bestimmten und wohlerwogenen Willen Deiner Eltern nicht entgegenhandeln wirst – das bedenke wohl, mein Kind!

Während die Marquise in dieser Weise sprach, kam Margot zu dem Bewußtsein des Ernstes ihrer Lage. Sie erkannte, daß ihre Verbindung mit dem Herzoge ein bereits verabredeter Plan zwischen ihm und ihren Eltern, wenigstens ihrer Mutter, sei, und daß sie sich zu einem schweren Kampfe rüsten müsse. Aber sie zagte nicht vor diesem Kampfe, sondern erstarkte vielmehr in dem festen Entschlusse, ihn zu bestehen, und in dem Verlangen, ihn zu bestehen.

Wie kann ich glücklich sein mit einem Manne, gegen den ich eine entschiedene Abneigung empfinde, erwiederte sie mit ruhiger, wenn auch leise bebender Stimme; die erste Bedingung des Glückes ist wechselseitige Zuneigung. Glaube nicht, liebe Mutter, diese würde sich bei mir später finden – nie, niemals! Ich werde nie die Gattin des Herzogs werden! – Ich bin bereit, Euch zu gehorchen, Euren Willen zu erfüllen, keinen Mann zu heirathen, der Euch nicht als mein künftiger Gatte genehm ist – ach, ich will ja überhaupt niemals heirathen – aber Ihr könnt mich nicht zu einer Verbindung zwingen, die ich – die ich

verabscheue – das geht über den Bereich des kindlichen Gehorsams! –

Die Marquise blickte ihre Tochter, deren Gesicht von der Gluth der inneren Erregung gegen ihren Willen sich erröthet hatte, und die jetzt mit niedergeschlagenen Augen rasch athmend vor ihr saß, längere Zeit schweigend an; ihr kaltes, strenges Auge lag auf den jugendlich erregten Zügen, in dem Bestreben, daraus die Gedanken ihrer Seele zu lesen. Dann sagte sie mit ruhiger Stimme:

Du drückt Dich sehr bestimmt aus, mein Kind – ich gestehe, daß ich eine solche Renitenz von Dir nicht erwartet hätte. Ich will diese unüberlegten Worte Dir jedoch zu Gute halten, weil die Neuheit der Situation Dich überrascht und die Zeit Dir gefehlt hat, reiflich darüber nachzudenken. Thue das, und zwar ernstlich und ohne alten und längst beseitigten Ideen Raum zu geben. Mache es Dir klar, daß Du entweder nachgeben oder mit Deinen Eltern in einen unlöslichen Conflict gerathen mußt. Bedenke wohl, wohin Dich das führen würde, und daß eine Zeit, eine sehr nahe liegende Zeit kommen kann, wo Du einen Schritt zu bereuen hättest, zu dem Dich jetzt ein unklares Gefühl treibt, der dann aber nicht mehr ungeschehen gemacht werden könnte. Brich' vor Allem, setzte sie ernst hinzu, gänzlich mit Deiner Vergangenheit, die, wie ich weiß, noch immer in Deinem Kopfe oder Herzen ihr Wesen treibt. Vergiß es keinen Augenblick, daß Du jetzt die Marquise de Beaumont bist und nicht das eltern- und heimathlose Kind, welches eine Zuflucht in der Fichtenau gefunden. Jene Leute haben nichts mehr

mit Dir zu schaffen, auch in Deinen Erinnerungen nicht, denn sie haben Dich längst vergessen – die Marquise de Beaumont existirt für sie nicht mehr. Es ist so – sonst würde wenigstens Einer Deiner Briefe beantwortet worden sein. Daraus, daß dies nicht geschehen, solltest Du längst erkannt haben, was ihr Schweigen richtig ausdrückt: Vergiß uns, denke nicht mehr an uns, der Zufall hat uns eine Zeit lang zusammengeführt – fortan kann, selbst in der Erinnerung, keine Gemeinschaft mehr zwischen uns sein!

Margot war bei den letzten Worten ihrer Mutter sehr blaß geworden, und diese erkannte mit innerer Befriedigung, daß sie den wunden Fleck in dem Herzen ihrer Tochter berührt habe.

Folge dem Rathe Deiner Mutter, fuhr sie jetzt mit sanfter und schmeichelnder Stimme fort, indem sie Margot's Hand ergriff, wir haben ja keinen anderen Wunsch, als Dein Glück. Daran wirst und darfst Du nicht zweifeln, darum gehe mit Dir zu Rathe, mein Kind. Du sollst kein Opfer bringen. Was hätten wir für ein Interesse dabei? Nur Dein Wohl, das Du selbst noch nicht zu erkennen vermagst, ist es einzig und allein, welches uns bestimmt hat, so zu handeln. Es soll nichts übereilt werden – erst wenn Du ruhig überlegt hast, will ich Deinen Entschluß hören.

Und der Vater, der Vater, rief Margot, die jetzt von einer Angst befallen wurde, gegen die sie vergeblich ankämpfte – will er es auch? Gegen meinen Wunsch?

Frage ihn selbst, mein Kind, erwiederte die Marquise mit demselben freundlichen Tone der Stimme. – Glaubst

Du, ich würde ohne den Willen Deines Vaters die Sache sich so weit haben entwickeln lassen, so weit, daß ein Versagen an sich nicht mehr möglich ist?

Ich will mit dem Vater sprechen, rief Margot, indem sie aufsprang – er – er kann nicht so grausam sein?

Thue das, mein Kind, sagte mit leisem Spotte die Marquise, indem sie der sich eilig Entfernenden befriedigt nachblickte.

Sechszehntes Capitel.

Die Wahl eines Gatten oder vielmehr die Annahme der Bewerbung eines Mannes ist für das Weib unzweifelhaft der wichtigste Schritt ihres ganzen Lebens. An die Stelle dessen, was sie bisher besessen, was ihr lieb und werth geworden, woran sich die Erinnerungen ihrer Kindheit knüpfen, tritt ein Anderes, ganz Fremdes ein Mann, den sie bis dahin vielleicht nie gesehen und gar nicht gekannt hat. Er allein soll und muß ihr nicht nur dies Alles ersetzen, er muß ihr weit mehr sein, ihr Einziges und Alles, dem sie sich mit Seele und Leib zu eigen gibt. Das Weib soll Vater und Mutter verlassen und dem Manne folgen, sagt schon die Bibel – aber es bleibt dennoch immer ein räthselhafter und eigenthümlicher Zug in der Natur des Weibes, daß es so ist. Hauptsächlich darin liegt die Unterordnung der weiblichen Natur unter die des Mannes. Er begehrt, und sie entspricht seinem Begehren, er wählt, was ihm zusagt, sie wird gewählt und findet im Ganzen und Großen plötzlich in dem Wählenden das Ideal ihrer Wünsche. Sie hat diesen Mann häufig längere Zeit

mit Gleichgültigkeit betrachtet, mit Einem Male, nur weil er ernstliche Absichten an den Tag legt – finden sich Eigenschaften an ihm, welche die Liebe erzeugen, sie duldet seine Zärtlichkeiten, sie erwiedert sie und gibt ihm dann alles, was sie überhaupt zu geben hat. – Das ist mehr oder weniger die Entstehungsgeschichte der Ehen bei den christlichen Völkern, während bei den anderen, wo das Sittengesetz des Christenthums nicht zur Geltung gekommen ist, das Weib nur einer Waare gleicht, die der Mann ersteht zur Befriedigung eines ihm nöthigen Genusses und zur Fortpflanzung seines Geschlechtes.

Aber selbst bei den gebildetsten Nationen ist in vielen, ja, wir können es nicht leugnen, in sehr vielen, fast in den meisten Fällen die Ehe ein Geschäft, das vorher nach allen Seiten hin überlegt und dann abgeschlossen wird, in der Voraussetzung, daß die Liebe sich selbstverständlich finden werde. Der Mann fragt vorher nach dem Vermögen, nach dem Stande, vielleicht auch nebenbei nach der Bildung derjenigen, deren körperliche Vorzüge ihn anziehen, und geht bedauernd seines Weges weiter, wenn dies nicht zu seinen Plänen oder Aussichten paßt; das Weib erkennt in dem Manne eine gute und annehmbare Partie, eine erwünschte Versorgung – es könnte zwar Vieles an ihm anders sein, denn er entspricht durchaus nicht dem Ideale ihrer Mädchenträume – aber soll sie ihn ausschlagen, noch länger in den beengenden und unselbständigen Verhältnissen des elterlichen Hauses ausharren, vielleicht gar sitzen bleiben? Nein, es ist

wohl zu überlegen, und es würde leichtsinnig und unverantwortlich sein, den Antrag zurückzuweisen. Er ist allerdings schon über die Blüthe der Jahre hinaus, hat das Leben genossen, hat dies und jenes gethan, aber das fällt nicht in das Gewicht, er ist wohlhabend, oder gar reich, oder hat ein gutes Amt, oder – kurz, es ist kein Grund vorhanden, Nein zu sagen, deßhalb zeigt man Freude, Verlobung, Glückwünsche und plötzlich entstehende Liebe und Zärtlichkeit, deren Darlegung es nun selbst nicht einmal mehr für nöthig hält, sich in Gegenwart Anderer Rücksichten aufzulegen – man ist ja Braut und Bräutigam. – Wenn wir eingestehen müssen, daß die meisten Ehen in dieser Weise geschlossen werden, auf dem Fundamente der Prosa und der Festhaltung des eigenen Vortheils, und zugleich nicht leugnen können, daß viele dieser Ehen dennoch glücklich verlaufen, so müssen wir doch auch anerkennen, daß es Ausnahmen gibt, Bündnisse der Herzen, die sich mit sympathischer Gewalt zu einander hingezogen fühlen und erkannt haben, daß nur in dem Besitze dieses Herzens das einzige und alleinige Glück zu finden sei. Gäbe es solche Ausnahmen nicht, würden entweder gar keine Romane oder nur sehr langweilige geschrieben werden können, was doch gewiß zu bedauern wäre; auch bin ich überzeugt, daß Du selbst, geneigte Leserinnen, Dich für eine solche Ausnahme hältst, die Geschichte Deines Herzens mag bereits der Vergangenheit oder noch der Zukunft angehören.

Daß Margot zu diesen Ausnahmen gehört, bedarf keiner weiteren Versicherung. Sie war fester denn je entschlossen, die Bewerbung des Herzogs zurück zu weisen und es deßhalb zum Aeußersten kommen zu lassen. Wir kennen den Grund dieser entschiedenen Weigerung, wenn sie ihn selbst auch nicht anerkannte oder ihn sich wenigstens nicht eingestehen wollte. Ihre Liebe zu Walther war nicht einmal eine solche, »die vom Thau der Hoffnung schmachtend lebt«, denn sie hatte keine Hoffnung – keine, ihn jemals nur wiederzusehen, aber dennoch lebte diese Liebe in ihrem Herzen, und sie hatte nur den Einen Wunsch, mit derselben sich selbst und allein anzugehören, niemals aber einem Anderen.

Der Tag war ihr in unruhigem Denken und Ueberlegen vergangen, nicht darüber, ob sie sich doch vielleicht fügen solle, sondern allein darüber, wie sie es anzufangen habe, alle weiteren Maßnahmen zu verhindern. Es war gegen Abend, als sie sich entschloß, mit ihrem Vater zu sprechen. Sie hatte zu ihm mehr Vertrauen, als zu ihrer Mutter, und gab sich der Hoffnung hin, daß er ihren Bitten, ihrer bestimmten Weigerung nicht widerstehen würde. Aber auch in dieser Voraussetzung täuschte sie sich sehr. Die Marquise hatte nochmals mit ihrem Manne gesprochen und ihm begreiflich gemacht, daß er Margot's etwaiger Weigerung sogleich und bestimmt entgegentreten müsse, wenn er nicht sehr unangenehme und nutzlose Weiterungen herbeiführen wolle, weil er selbst dem Herzoge seine Zustimmung gegeben und man daher auf

die Launen eines unverständigen Kindes durchaus nicht Rücksicht nehmen dürfe.

Du verstehst das nicht, mein Kind, erwiederte er daher, nachdem Margot in ungewöhnlicher Aufregung zu ihm geredet hatte; in solchen Dingen haben junge Mächen kein Urtheil. Du weißt, daß ich Dich von Herzen lieb habe, und deßhalb mußt Du vertrauen, daß diese Verbindung zu Deinem Glücke gereichen wird, wenn du es auch noch nicht einsiehst.

Ich werde es niemals einsehen, Vater, sagte sie enttäuscht, aber bestimmt – ich werde unglücklich werden! – Kannst Du das wirklich wollen?

Das sind thörichte Ideen – sei vernünftig und folgsam, erwiederte er mit sichtlicher Unruhe, mache keine unnöthigen Schwierigkeiten, es würde doch zu nichts führen und mich sehr betrüben – ich kann Dir nicht mehr sagen, denn ich muß fort, ich habe Eile – sprich mit der Mutter ....

Willst dir mich wirklich einem Vorurtheile opfern, Vater? fragte sie, sich ihm in den Weg stellend, und ihr Gesicht war bei dieser Frage so bleich geworden und ihre Augen blickten ihn so flehend an, daß er erschreckt und ängstlich zurücktrat – bin ich denn nicht Dein einziges Kind?

Ja, Du bist jetzt mein einziges Kind, sagte er nicht ohne Bewegung, indem er ihre Hand ergriff – deßhalb mußt Du aber auch überzeugt sein, daß ich Dein Glück will, wenn Du dies auch noch nicht einsiehst. Später wirst Du

mir danken – gewiß, das wirst Du – darum sei jetzt vernünftig, sei gut, meine liebe Margot, erfülle den Wunsch Deiner Eltern, denen Du zum Gehorsam verpflichtet bist. – Geh' jetzt, geh' jetzt, ich habe wirklich keine Zeit mehr. Mein Gott, ich bin so mit Geschäften überhäuft, daß ich kaum zu Athem kommen kann. Sprich mit der Mutter, sie wird Dir Alles sagen.

Ich kann nicht, Vater, rief sie leidenschaftlich – ich werde nie und nimmer einwilligen – ganz bestimmt und gewiß nicht – keine Gewalt wird mich zwingen!

Sprich nicht in dieser Weise mit mir, sagte er, indem er seine Verlegenheit unter einer zornigen Miene verbarg – das paßt und schickt sich nicht für Dich – aber ich kann mich wirklich nicht weiter mit Dir einlassen – die Sache ist einmal abgemacht und läßt sich nicht mehr ändern. – Sei doch vernünftig, fuhr er fort, als Margot bleich, mit niedergeschlagenen Augen und gefalteten Händen, ein Bild der tiefsten Verzweiflung, vor ihm stand; sei nicht so aufgeregt, mein gutes Kind, setzte er mit schwankender Stimme hinzu – wenn ich – doch, ich muß jetzt wirklich fort, ich habe keinen Augenblick mehr zu verlieren. Adieu, liebes Kind, Adieu – sprich mit der Mutter – und erfreue mich morgen mit der Nachricht, daß Du Deine Ansicht geändert hast – denn es geht einmal nicht mehr anders – Du mußt das einsehen.

Sie stand noch eine Zeit lang unbeweglich, nachdem er sich eilig entfernt hatte. Das Rollen seines abfahrenden Wagens schlug an ihr Ohr, da raffte sie sich auf und ging langsam auf ihr Zimmer. Hier wurde sie nach und

nach ruhiger, denn sie sagte sich, daß *gegen* ihren Willen diese Verbindung nicht geschlossen werden könne, und sie war fest entschlossen, ihren Willen nicht zu beugen, selbst auf die Gefahr hin, mit ihren Eltern dadurch in ein völliges Zerwürfniß zu gerathen, Sie wußte selbst nicht, woher ihr diese bestmnmte Entschlossenheit kam, aber sie empfand, daß sie die Kraft besitzen würde, auszuharren. Sie sehnte sich jetzt nach einer Unterredung mit dem Herzoge, weil sie überzeugt war, er werde selbst sofort zurücktreten, sobald sie ihm ohne Rückhalt mittheilen werde, daß sie seine Bewerbung entschieden und für immer abweise. Es kam eine längst entbehrte innere Freudigkeit über sie, welche jede Furcht und Besorgniß in ihr verscheuchte.

Wie sie es erwartet und nun selbst gewünscht hatte, ließ sich der Herzog am anderen Tage bei ihr melden, oder vielmehr ihre Mutter meldete ihn bei ihr an. Sie unterließ es nicht, ihr Lehren und Ermahnungen zu geben, wie sie sich zu benehmen habe, und ihr dabei nochmals mitzutheilen, daß diese Verbindung ihr und ihres Vaters bestimmter Wunsch sei, und sie daher schon aus kindlicher Pflicht derselben nicht länger entgegentreten dürfe. Margot hörte diese Worte kaum und erwiderte nicht darauf, denn sie dachte nur an die Unterredung mit dem Herzoge und war überzeugt, daß mit derselben Alles beendet sein werde.

Ich habe vor Allem nochmals Ihre Verzeihung zu erbitten, sagte er mit freundlicher und ruhiger Stimme, nachdem er sie fast ehrfurchtsvoll begrüßt hatte, daß ich es

gewagt habe, vorgestern Abend so spät und unangemeldet bei Ihnen zu erscheinen – ich habe nichts zur Entschuldigung dieses Schrittes anzuführen, als Eines – das Sie entweder anerkennen oder verwerfen; indem Sie dies thun, entscheiden Sie zugleich über mein Glück.

Herr Herzog, sagte sie mit sichtlicher Anstrengung, und indem sie sich vergeblich bemühte, seinen fest auf sie gerichteten Blick zu erwiedern, Herr Herzog – sprechen wir nicht über an sich gleichgültige Dinge – ich weiß, weßhalb Sie hier sind – meine Eltern haben mich davon in Kenntniß gesetzt ....

Wenn Sie das wissen, unterbrach er sie, so ....

Hören Sie mich an, sagte sie mit festerem Tone, es wird jedenfalls besser für uns Beide sein, denn ich – ich kann den Wünschen meiner Eltern nicht entsprechen.

Das ist allerdings ein sehr eiliges und offenes Geständniß, und dabei kurz und klar.

Sollte ich vielleicht anders handeln? fragte sie, indem jetzt ein schwaches Roth über ihre bleichen Wangen hinflog – sollte ich Sie vielleicht täuschen? Ich habe Vertrauen zu Ihnen, deßhalb mache ich kein Hehl daraus, daß ich – daß ich genöthigt bin, Ihre Bewerbungen zurückzuweisen, selbst dem Willen meiner Eltern entgegentreten muß. Ich bin fest überzeugt, diese Erklärung wird für Sie genügen, um einer Idee zu entsagen, deren Ausführung uns beide sehr unglücklich machen würde und auf der noch zu beharren Ihrer selbst unwürdig sein würde.

Der Herzog hatte eine so bestimmte Sprache offenbar nicht erwartet und es lagerte sich ein Schatten über

sein Gesicht, während er Margot mit sehr gemischten Empfindungen betrachtete. Aber sie erschien ihm gerade jetzt begehrungswerther als je, denn das harmlose, durch seine unschuldsvolle Lieblichkeit so anziehende Kind war mit Einem Male etwas ganz Anderes geworden, ein selbstbewußtes, ihm widerstehendes Weib, dessen Besitz um so verlockender wurde, je schwieriger er zu erlangen war. Sie war ihm niemals schöner vorgekommen, als in diesem Augenblicke, da sie, in sichtlichem Kampfe mit ihrer inneren Erregung, bald erbleichend, bald erröthend vor ihm saß mit dem Versuche, die Augen zu ihm aufzuschlagen, ohne es zu können.

Sie appelliren an meinen Stolz, sagte er dann, nach dem beide eine Zeit lang geschwiegen, in der Ueberzeugung, in demselben einen sicheren und mächtigen Verbündeten zu finden – aber Sie irren darin. So demüthigend dieses Bekenntniß auch für mich sein mag – dieser alte Gefährte ist mir untreu geworden, denn die Liebe hat ihn aus dem Felde geschlagen.

Sollten Sie mich nicht verstanden haben? fragte sie jetzt mit angsterfüllter Stimme – ich sagte ....

O, wiederholen Sie Ihre Worte nicht, unterbrach er sie; Sie haben sich klar und bestimmt ausgedrückt, und es möchte Ihnen selbst vielleicht später wünschenswerther erscheinen, daß diese Worte nur einmal gesprochen wurden. – Aber würden Sie wirklich an die Wahrheit meiner Liebe glauben, wenn ich mich durch eine, wie ich hoffe, selbst nicht verstandene Weigerung abschrecken und

mich bestimmen ließe, einem Glücke zu entsagen, dessen Werth ich in diesem Augenblicke erst in seiner ganzen Größe erkenne? Nein, Margot, dann hätten sie Recht, dann würde ich Ihrer und meiner selbst unwürdig handeln!

Aber es ist ja unmöglich, ganz unmöglich ....

Was ist unmöglich? fragte er ruhig.

Daß Sie gegen meinen Wunsch, gegen meinen Willen dem Gedanken Raum geben könnten ....

Ihre Stimme stockte, sie vollendete den Satz nicht, den sie nicht auszusprechen vermochte.

Das ist allerdings ganz unmöglich, ergänzte er; Sie werden und können nicht gegen Ihren Wunsch und Willen die Meinige werden – aber ich gebe die Hoffnung nicht auf, Ihre Wünsche und Ihren Willen zu ändern. – Das ist es, was ich Ihnen zu erwiedern habe. – Sagen Sie mir nicht, das würde nie geschehen; das Herz eines so jungen Mädchens kennt sich selbst am wenigsten und erschließt sich der Liebe eines ehrenwerthen Mannes, wenn es auch zuerst davor zurückschreckt, sobald es erkannt hat, daß diese Liebe eine wahre und echte ist. – Lassen wir das jetzt, fuhr er leidenschaftlicher fort, als sie reden wollte; ich weiß es ja bereits, daß meine Liebe bei Ihnen noch keine Erwiederung findet – aber verlangen Sie deßhalb nicht von mir, daß ich meine Bewerbungen aufgebe – jetzt weniger als sonst. Ich spreche offen und ohne Rückhalt zu Ihnen, wie Sie es zu mir thaten, mag es Ihnen immerhin anmaßend erscheinen. Die Zeit

wird dennoch kommen, wo Sie mich nicht mit dieser Abneigung betrachten, wie in dem gegenwärtigen Augenblicke; Sie selbst werden mir noch ....

So lassen wir es denn jetzt, unterbrach sie ihn, und ihre Augen erglänzten in dem Gefühle ihrer beleidigten weiblichen Würde – warten Sie es ab, ob dieser Zeitpunct jemals kommen wird. Ich habe mich in Ihnen getäuscht, ich habe geglaubt, es würde nur meiner Erklärung bedürfen, um Sie – doch lassen wir das, ich weiß jetzt, wie ich zu handeln habe, und nehme an, daß unsere Unterredung zu Ende ist.

Sie haben darüber zu entscheiden. Sie können dieselbe beenden oder fortsetzen, ich werde mich stets Ihrem Willen fügen – bis in dem Einen Puncte.

Und doch bleiben Sie noch immer! sagte sie hart.

Ich gehe, erwiederte er mit ruhiger Stimme, indem er aufstand – aber ehe ich Sie verlasse, beantworten Sie mir noch Eine Frage – Sie mag Ihnen unbescheiden erscheinen, aber sie ist es in Wahrheit nicht, denn sie wird mein ferneres Handeln bedingen.

Sie sah ihn mit gespannter Erwartung an.

Lieben Sie einen Anderen? fragte er, indem seine Augen fest und forschend auf ihr ruhten.

Wie können Sie es wagen, eine solche Frage an mich zu richten? stammelte sie mit bebender Stimme, indem ein tiefes Roth ihr Gesicht bedeckte.

Ich wage es, weil mein künftiges Handeln von der Beantwortung abhangen wird.

O, ich fühle es in diesem Augenblicke mehr als je, wie schutzlos, wie verlassen ich bin, daß man mich so zu beleidigen wagt! sagte sie, vergeblich nach Fassung ringend.

Es ist also *nicht* der Fall, erwiederte er mit einem tieferen Athemzuge – ich danke Ihnen, daß Sie meine Frage für eine Beleidigung erklärt haben. Das war sie aber nicht – gewiß nicht – Sie werden auch dies später richtiger beurtheilen. – Und nun leben Sie wohl, theuere Margot – leben Sie für heute wohl, und wie Sie auch über mich denken mögen, das Eine beherzigen Sie und halten es fest: Es gibt Niemanden, der es besser und redlicher mit Ihnen meint, Niemanden, dem Ihr Glück mehr am Herzen liegt, wie mir! –

Als sie sich wieder allein befand, war es ihr zuerst, als sei sie von einer drückenden Last befreit und könne wieder athmen; sie war ja allein mit ihren Gedanken. Aber diese Gedanken, welche sie zuerst beruhigten, vermehrten bald ihre innere Qual. Auch diese Hoffnung war fehlgeschlagen, es hatte ihr nichts geholfen, daß sie ihm rückhaltlos und bestimmt erklärt, sie werde ihm nie angehören – er wollte dennoch seine Bewerbungen fortsetzen, weil er die Ueberzeugung hatte, ihr Widerstand werde enden. Sie dachte an ihre Eltern, an deren bestimmt ausgesprochenen Willen, und sah alle die Kämpfe voraus, die sie zu bestehen haben würde. Mehr denn je erstarkte zwar bei ihr der feste Entschluß, es bis zum Aeußersten

kommen zu lassen und lieber zu sterben, als ein so verhaßtes Band einzugehen – aber sie kam sich so vereinsamt, so hülflos vor, wie niemals in ihrem Leben, verlassener und hülfloser, als damals, als sie, verwundet, nach dem Tode Viorne's in der Apotheke im Harze gelegen. In ihrem Kopfe entstanden verschiedene Plane, wie sie zu handeln habe, und der Gedanke, sich dem Allem durch die Flucht zu entziehen, gewann eine Zeit lang Raum bei ihr, denn sie war sich ihrer Entschließungen selbst nicht mehr klar, und verworrene Ideen, deren Unhaltbarkeit sie immer bald wieder erkannte, jagten sich in ihrem Innern.

Allmälig wurde sie ruhiger, und die Ueberzeugung, daß es unmöglich sei, sie gegen ihren Willen zu zwingen, glättete nach und nach die hochgehenden Wogen ihres Empfindens. Sie am zu dem Entschlusse, sich leidend zu verhalten, aber auch in keinen Dingen, welche sich auf die Anknüpfung oder das Einleiten dieses Verhältnisses beziehen könnten, niemals nachzugeben. Vielleicht würde man sie dann wieder fortschicken – ach, wie gern wäre sie gegangen in die Einsamkeit irgend eines ländlichen Aufenthaltes oder nach der Fichtenau! –

Als sie später, es war gegen Abend, herunter kam, waren ihre Eltern Beide ausgefahren, wohin, wußte man nicht. Die Stille des großen Zimmers machte einen wohlthuenden Eindruck auf sie; sie setzte sich an das Fenster, dessen Aussicht auf den Hof ging, den ein schweres eisernes Gitter von der Straße trennte. So saß sie längere Zeit, und ihre Gedanken zogen hin und her, hinüber

und herüber, ungebunden an Raum und Zeit, im bunten Spiele mit der Vergangenheit und der Zukunft, tändelnd mit der Erinnerung und der Hoffnung. Um ihren Mund lag der Widerschein dieses wehmüthigen Empfindens – bald ein leises Lächeln, bald ein schmerzliches Zucken – es war fast wie ein Traum, den sie im Wachen träumte – einer jener wunderbaren Momente, worin die Seele der Gegenwart und dem Körper entrückt ist und entfesselt und frei sich in ungemessenen Räumen ergehen kann.

Da wurde die Thür rasch geöffnet – und sie erblickte eine Gestalt – ach, eine theure, längst verlorene Gestalt – wachte sie wirklich oder träumte sie? –

Margot, Margot, herzensliebe Schwester, Du hier? rief seine Stimme, und seine Arme breiteten sich ihr entgegen.

Raoul, Raoul! hauchte sie – ist es Wirklichkeit, ist es Wahrheit?

Sie fühlte sich von seinen Armen umschlungen, dann schwanden ihre Sinne.

Vierter Band.

Erstes Capitel.

Als Margot nach kurzer Zeit die Augen wieder aufschlug und ihre Blicke die seinigen fanden, welche voll Besorgniß und Liebe auf ihr ruhten, schloß sie die ihrigen wieder, als fürchte sie sich, aus einem schönen Traume zu erwachen.

Willst Du mich nicht ansehen, meine liebe Margot, flüsterte er – mich, den Du so lange nicht gesehen hast und der sich so unendlich freut, Dich hier so unerwartet zu finden?

Sprich, o, sprich weiter, Raoul, sagte sie ganz leise und noch immer mit geschlossenen Augen – ach, wie das selig ist, – o, laß mich noch nicht erwachen!

Margot, liebe Schwester Margot, rief er jetzt besorgt, fasse Dich, komm zu Dir – sieh mich doch an, mich, Deinen Bruder, der sich so unendlich freut, in Deine Augen blicken zu können!

Sie schlug jetzt die ihrigen auf und blickte wie prüfend in dem Zimmer umher. Bist Du es wirklich, Raoul? flüsterte sie – ist es keine Täuschung? – Du lebst – Du lebst? rief sie dann mit dem Ausdrucke der höchsten, schrankenlosesten Freude – Du bist nicht todt – ich habe Dich wieder, Dich, Dich, meinen theuren, geliebten Bruder!

Sie umschlang ihn bei diesen Worten mit fast wildem Ungestüm, preßte ihn fest an sich, und dann sanken ihre Arme herab, – und wenn er nicht zu ihr gesprochen

mit Worten der Liebe und Beruhigung, sie wäre nochmals ohnmächtig geworden.

Allmälig vermochte sie sich zu fassen und sich in die Größe dieses unerwarteten Glückes zu finden; dann erst kam es zu beiderseitigen Fragen und Antworten.

Ich war die ganze Zeit hindurch in spanischer Gefangenschaft, erzählte er; fast durch ein Wunder bin ich dem Tode entgangen – ich erzähle Dir das Alles später – ich habe viel leiden müssen und mir oft den Tod gewünscht – aber es ist überstanden – ich bin wieder frei, bin wieder in Frankreich und wieder bei Dir, mein liebes Schwesterchen, das plötzlich hier ist, hier in Paris, im Hause der Eltern, wie damals, als wir noch Kinder waren!

Ach, Raoul, sagte sie, ich kann mein Glück noch immer nicht fassen! Sie haben mich holen lassen, hieher, nach Paris – und mir gesagt, daß ich Deine Schwester sei – aber erst, als Du todt warst!

Ich habe nie, niemals daran gezweifelt, unterbrach er sie, von Neuem ihre Hände drückend, die er noch nicht los gelassen hatte – aber wie ist es gekommen? Erzähle, o, erzähle!

Die Eltern haben durch Deinen Brief meinen Aufenthalt erfahren, erwiederte sie mit einem Seufzer, und da ließen sie mich holen. Als ich ankam, warst Du nicht hier und man verheimlichte mir die Nachricht Deines Todes – ach, wie traurig, wie so sehr traurig war das Alles!

Aber jetzt hat die Trauer ein Ende, denn ich bin wieder bei Dir, wir sind wieder zusammen, und wenn wir

uns auch vielleicht später trennen müssen, Du bist und bleibst jetzt meine liebe, geliebte Schwester!

Nicht wieder trennen, sagte sie mit besorgter Stimme – Du darfst nie, nie wieder von mir gehen – ach, nun ist Alles gut, nun Du da bist!

Ich bin bei Dir und bleibe bei Dir, erwiederte er beruhigend; aber habt Ihr denn nicht erfahren, daß ich ankommen würde? Ist mein Brief von Bayonne nicht eingetroffen?

Niemand weiß bis jetzt, daß Du lebst; ich allein, rief sie im neuen Ausbruche ihrer Gefühle, ich allein!

Jetzt erst verstehe ich, weßhalb Du so erschrecken konntest, sagte er lächelnd; Du glaubtest wohl meinen Geist zu sehen?

Ich glaubte zu träumen, flüsterte sie, und fürchtete mich vor dem Erwachen.

Du liebe, gute Schwester – aber wo sind die Eltern? Sie befinden sich doch wohl?

Sie sind ausgefahren und wohl und munter – aber es möchte nöthig sein, sie vorzubereiten.

Während dieser Worte fuhr der Wagen in den Hof und nach kurzer Zeit, noch ehe Beide zu einem Entschlusse kommen konnten, stürzten der Marquis und die Marquise in das Zimmer, da ihnen von der Dienerschaft die unerwartete Ankunft des todtgeglaubten Sohnes bereit mitgetheilt worden war.

Raoul lag in den Armen seines Vaters und seiner Mutter, welche Beide, von ihren Gefühlen hingerissen, ebenfalls einer längeren Zeit bedurften, um das Glück zu fassen, den längst verloren geglaubten Sohn lebend und gesund wieder zu besitzen. Selbst in dem Auge der strengen und herzlosen Mutter schimmerte eine Thräne, eine Schwäche, welcher sie sich seit den Tagen ihrer Kindheit nicht mehr hingegeben hatte.

Der Marquis war vor Freude fast außer sich, und es vergingen Stunden, ehe er zu dem ruhigen Bewußtsein gelangen konnte, daß sein geliebter Sohn ihm wirklich wiedergegeben sei.

Bei der Marquise legte sich der Sturm der Gefühle bald, und es war fast, als schäme sie sich jetzt, sich denselben so rücksichtslos hingegeben zu haben. Erwägungen mancherlei Art traten bei ihr in den Vordergrund, denn sie machte es sich klar, daß ein großer Plan ihres Lebens, dem sie Vieles geopfert, jetzt gescheitert sei, wenn sie auch erkannte, daß die Rückkehr Raoul's als ein glückliches Ereigniß betrachtet werden müsse. Sie hatte nun doch *zwei* Kinder, Margot, auf welcher bei diesem Gedanken unwillkürlich ihr Blick mit einem ernsten und kalten Nachdenken ruhte, war jetzt unbestreitbar ihre Tochter und die Erbin eines Theiles ihres Vermögens. Sie dachte auch an den Herzog und sagte sich, daß er nun zweifellos seine Bewerbung aufgeben werde – diese und ähnliche Erwägungen zogen durch ihre Seele, während der Marquis und Margot der Erzählung Raoul's von

seiner Gefangenschaft und seiner Flucht mit gespannter Aufmerksamkeit lauschten.

Ich wurde bei dem ersten Angriffe in der Schlacht bei Ocana verwundet und verlor das Bewußtsein, erzählte er; als ich dasselbe wieder erlangte, befand ich mich in einem dunkeln Raume und empfand einen brennenden Durst. Ich war in die Gefangenschaft der Spanier gerathen und zweifelte nicht daran, bald getödtet zu werden. Es geschah aber nicht. Ich wurde mit noch zwei anderen verwundeten Officieren am Morgen des folgenden Tages auf einen Bauernwagen gelegt, nachdem man uns verbunden hatte, und zurücktransportirt. Ich hörte später, daß man die Absicht gehabt hatte, uns gegen spanische Officiere auszuwechseln. Weßhalb dies nicht geschah, weiß ich nicht. Meine Gefährten starben und mich brachte man nach Cadix, wo ich in einer dunkeln und feuchten Casematte die schrecklichste Zeit meines Lebens zugebracht habe. Zum Glücke war meine Wunde nicht gefährlich, denn man bekümmerte sich nicht mehr darum, schien vielmehr verwundert, daß ich immer noch nicht gestorben sei. Aus meinem Gefängnisse hörte ich nach Monaten den Donner der Kanonen, als Cadix von unseren Heeren belagert wurde – aber die Hoffnung auf Befreiung schwand wieder und das hämische Gesicht meines Wärters verkündete mir eines Tages, daß die Franzosen abgezogen seien. So war denn jede Hoffnung verschwunden. Da erkrankte der Wärter, und statt seiner brachte mir seine Tochter meine kümmerliche Nahrung. Ich will

Euch mit den Einzelheiten meiner Geschichte nicht weiter behelligen; es gelang mir, Manuela's Mitleid für mich rege zu machen – ach, ich bin ihr zu ewigem Danke verpflichtet, denn sie hat mit Gefahr Ihres eigenen Lebens meine Flucht möglich gemacht. Sie verschaffte mir andere Kleider, öffnete mir die Thüren des Gefängnisses, gab mir einen sicheren und zuverlässigen, wenn auch widerwilligen Führer, und so gelangte ich nach mancherlei Gefahren und überstandener Noth endlich zu den französischen Vorposten. Es würde vergeblich sein, meine Gefühle zu schildern, als ich zuerst die Uniformen meiner Cameraden aus der Ferne erkannte, dann ihren Anruf hörte, erwiederte und endlich wieder im Schutze der Adler des Kaisers zu der Gewißheit kam, der Gefahr, abermals in Gefangenschaft zu gerathen, wirklich entgangen zu sein.

Was mußt Du gelitten haben, mein armer Sohn, sagte der Marquis, während sich Margot inniger an ihn schmiegte – wie schrecklich, wie schrecklich! Nun, es ist überstanden, und jetzt sollst Du ausruhen, Dich pflegen, denn wir haben Frieden und werden keinen Krieg mehr führen.

Ja, jetzt bleibst Du bei uns, Raoul, immer, bat Margot, auch wenn es wieder Krieg werden sollte; Du hast genug gethan für den Ruhm Frankreichs, mehr ist nicht nöthig, mehr kann Niemand von Dir verlangen.

Das wird sich Alles finden, erwiederte er lächelnd – ich bin jetzt hier und auf ein ganzes halbes Jahr beurlaubte freuen wir uns daher und lassen wir die Sorge um die Zukunft.

Das Souper wartet schon längst auf uns, bemerkt die Marquise, Du wirst hungrig sein, auch plaudert es sich eben so gut, wenn wir behaglich am Tische sitzen. Deine Erzählung war ohnehin sehr rhapsodisch, und wir haben noch sehr Vieles zu fragen und zu hören.

Ja, gehen wir, sagte der Marquis – ich bin so innerlich froh, wie – ich weiß selbst nicht, wie – komm, komm, Raoul, Du mußt mir besonders die näheren Umstände Deiner Flucht erzählen.

Es war sehr spät, als man sich endlich trennte, und noch außergewöhnlich früh am nächsten Tage, als Raoul und Margot schon wieder beisammen in der schattigen, kühlen Laube des Gartens saßen.

Es ist mir fast, sagte Raoul, als wären wir gar nicht getrennt gewesen, und doch liegt eine lange Zeit zwischen heute und demjenigen Morgen, an welchem wir auch zusammen in einer Laube saßen und Du mir Deine Geschichte erzähltest, die Gefahren, in welchen Du geschwebt, und wie Du daraus errettet worden warst. Aber so ist der Mensch, er vergißt leicht und schnell die Leiden, welche er erduldet hat, und knüpft seine Erinnerungen immer an ihm lieb gewordene Ereignisse. Gedenkst Du auch noch jenes Morgens?

Ach, wie könnte ich ihn jemals vergessen, erwiederte sie tief erröthend – Deine Liebe zu mir, welche Dich bestimmte, mit Gefahr Deines eigenen Lebens meine Bitte zu erfüllen!

Die Sache war so gefährlich gar nicht, scherzte er, aber ich hoffe, daß unsere Absicht erreicht worden und der Retter Deines Lebens der Gefahr entgangen ist.

Gewiß, gewiß – er wird dafür Dein lebenslänglicher Schuldner sein, sagte sie mit niedergeschlagenen Augen.

Du bist aber noch lange, noch fast ein Jahr in der Fichtenau geblieben, fragte er weiter, weßhalb haben Dich die Eltern nicht früher zurückkommen lassen?

Sie wußten nicht, daß ich dort war; erst Dein Brief aus Spanien hat sie davon in Kenntniß gesetzt.

Mein Brief aus Spanien? fragte er verwundert; das ist nicht möglich, denn ich habe es sogleich geschrieben – doch grübeln wir nicht darüber, Du bist jetzt hier, und das ist die Hauptsache. Aber Du scheinst Dich gar nicht darüber zu freuen, setzte er, sie forschend ansehend, hinzu, Du bist nicht so fröhlich und heiter, wie damals, als ich Dich drüben in Deutschland gesehen.

Ich kann mich immer noch nicht recht hier einleben, sagte sie ausweichend; es ist Alles so sehr verschieden, so ganz anders, das Leben, die Beschäftigung – und die Menschen. Aber nun, nun, da Du wieder bei mir bist, nun wird Alles gut werden, fuhr sie erregt fort; Du wirst mir zur Seite stehen, mich nicht verlassen, mich beschützen, wie Du es schon einmal gethan hast.

Nicht verlassen? Beschützen? fragte er verwundert – Schwesterchen, was hast Du für thörichte Ideen? Wer sollte Dir hier, im Hause Deiner Eltern, etwas zu Leide thun wollen – wer sollte die Macht dazu haben?

Ach, vergib mir, Raoul, erwiederte sie mit bebender Stimme, daß ich Dich heute, am ersten Tage unseres Wiedersehens, mit Klagen betrübe – aber ich kann nicht anders – mein Herz ist so voll, so schwer – ich habe ja Niemanden auf der Welt, als Dich – Dich, meinen geliebten Bruder, den mir der liebe Gott selbst in meiner Noth gesandt hat – wie damals!

Du sprichst in Räthseln, Schwester, Du bist so bewegt, so aufgeregt, sagte er, sie besorgt betrachtend, die mit niedergeschlagenen Augen da saß und dann plötzlich ihr Gesicht an seine Brust legte, um ihre Thränen zu verbergen – sprich doch, sprich doch, meine gute Margot, was betrübt, was bekümmert Dich so sehr?

Ach, Raoul, hauchte sie, man will mich zwingen, den Herzog zu heirathen – aber ich werde nie, nie einwilligen – niemals – lieber sterben!

Du sollst Dich verheirathen? fragte er erstaunt – einen Herzog? Welchen Herzog?

Den Herzog von Villeroi.

Ihn? fragte er, indem seine Miene ernst wurde und sich verfinsterte. Und die Eltern wünschen dies?

Sie wünschen es nicht nur, sie wollen es – sie haben es mir geboten – aber ich kann nicht – glaube es mir, Raoul, ich kann nicht, ich würde gränzenlos unglücklich sein!

Beruhige Dich, liebe Schwester, sagte er, sie sanft an sich drückend, sei deßhalb ganz ohne Sorgen. Der Herzog, fuhr er mit finsterem Blicke fort, der Herzog? Sie müssen ihn nicht kennen, sonst würden sie nicht auf eine so widersinnige Idee gekommen sein. Sei deßhalb ganz

ohne Sorgen – der Herzog soll Dich nicht ferner behelligen, wenn Du es selbst nicht willst, und Du wirst es nicht wollen, das hoffe ich von Dir!

Ach, Raoul, rief sie in freudigem Ueberströmen ihres Gefühls, ach, wie glücklich Du mich machst! O, nun ist Alles gut, nun kann ich wieder heiter und froh sein!

Aber hast Du ihm denn nicht gesagt, daß Du ihn ausschlägst? Was bedarf es noch mehr?

Freilich habe ich ihm das gesagt; aber er erwiederte mir, ich würde meine Ansichten schon ändern, wenn ich erkannt hätte, daß – daß er mich wirklich und wahr liebe, – ich würde, sagte er, später selbst über meine Abneigung lächeln – und er könne deßhalb seine Bewerbung nicht aufgeben.

Der eitle, selbstgefällige Thor, rief er mit verächtlichem Tone – das sieht ihm ähnlich! Aber sei ganz unbesorgt, fuhr er lächelnd fort – ich werde mit ihm reden – und es wird weiter nichts bedürfen, verlaß Dich darauf – die Sache ist abgemacht – für immer!

Aber die Eltern – denkst Du auch an die Eltern?

Die Eltern kennen den Herzog nicht, sonst würden sie niemals ihre Zustimmung gegeben haben – aber ich kenne ihn und werde es nicht dulden, daß er der Gatte meiner Schwester wird – Du müßtest es denn selbst wollen.

Wie kannst Du so etwas von mir glauben!

Ich glaube es auch nicht und freue mich, daß Du Dich von den äußeren blendenden Eigenschaften dieses verführerischen Mannes nicht hast bestechen lassen, sondern ihn richtig erkannt hast. Nein, lieb Schwesterchen,

dieser Mann ist Deiner nicht werth und nicht würdig; denke nicht mehr an ihn, und wenn später Einer kommt, dem Dein Herz sich zuneigt, so verschmähe es nicht, Deinen Bruder zum Mitwisser zu machen, er wird Dir rathend zur Seite stehen.

Sie erröthete bei diesen Worten und blickte verlegen zur Erde, denn sie besaß noch nicht die Kunst der Verstellung, und er erkannte, indem er sie ansah, daß seine letzte unabsichtliche Aeußerung für sie mehr als eine solche gewesen war.

Wäre vielleicht dieser Zeitpunct schon eingetreten, fuhr er daher lächelnd fort, wäre es nicht allein die Abneigung gegen den Herzog, sondern die Zuneigung gegen einen Anderen, welche mein Schwesterchen zu solchem bestimmten Widerspruche gestählt hat?

Ach, Raoul, sagte sie, noch tiefer erröthend, wie kannst Du so etwas von mir denken?

Weßhalb soll ich das nicht denken können? Ich erinnere mich noch sehr lebhaft daran, mit welcher Leidenschaftlichkeit Du damals, als ich Dich zuletzt sah, für den Retter Deines Lebens auftratst – ich beneidete diesen Mann förmlich deßhalb – aber er verdiente es, setzte er, sie beobachtend, hinzu – hat er sich noch längere Zeit in der Fichtenau aufgehalten?

Weßhalb fragst Du mich das? sagte sie so leise, daß er ihre Worte kaum zu verstehen vermochte – weßhalb gerade jetzt und in dieser Weise?

Und warum beantwortest Du meine Frage nicht? Scheuest Du Dich, von diesem Manne zu sprechen?

Ich sollte mich scheuen, von ihm zu sprechen? wiederholte sie mit festerer Stimme. O nein, gewiß nicht, das wäre im höchsten Grade undankbar, denn er war mein Lehrer, dem ich viel, viel zu danken habe!

Er betrachtete sie eine Zeit lang, während sie verlegen zur Erde blickte. Und er blieb noch längere Zeit in der Fichtenau? fragte er dann.

Noch ein halbes Jahr.

Und dann?

Dann ging er in seine Heimath nach Schlesien zurück, wo er eine gute Stelle erhalten hatte – zu seiner Mutter.

Du hast ihn später nicht wieder gesehen?

Er wollte zum Frühjahre zurückkehren – der Tag seiner Ankunft war schon festgesetzt – aber ich mußte fort – vorher – ich habe ihn nicht wieder gesehen.

Aber Ihr habt es doch geschrieben?

Geschrieben? – Ja, einige Male. Weßhalb hätten wir uns nicht schreiben sollen?

Und Ihr steht noch im Briefwechsel zusammen?

Ach nein, sagte sie traurig – seit ich von der Fichtenau fort bin, hat Niemand mehr von dort an mich geschrieben – keiner meiner Briefe ist beantwortet worden.

So weißt Du nichts mehr von seinem Ergehen?

Nichts – nichts – auch von Wehrings nichts. Sie haben mich Alle vergessen – Alle.

Beide schwiegen wieder eine längere Zeit, und während er sie stumm und nachdenkend betrachtete, wurde es ihm klar, daß ihr Herz noch immer an jenem Manne hing. Es beschlich ihn ein wehmüthiges, trauriges Gefühl,

indem er zu dieser Erkenntniß gelangte; denn es war für ihn zweifellos, daß diese Neigung in ihrem Herzen vergehen, daß sie den ganz veränderten Verhältnissen Rechnung tragen müsse.

Meine liebe Margot, sagte er daher nach längerem Schweigen, indem er ihre in ihrem Schooße gefalteten Hände lös'te und umschloß – ich verstehe den Kummer Deiner Seele. Die Bande einer schönen, freudevollen Vergangenheit umschlingen Dich noch und wollen sich nicht lösen. Und doch müssen sie gelös't werden. Es ist nicht Theilnahmlosigkeit, das Schweigen von drüben; betrachte es nicht so, Du würdest jenen braven Leuten Unrecht thun. Sie haben erkannt, was Du auch erkennen mußt, und wollen Dir Dein Thun und Handeln nicht unnöthig und nutzlos erschweren. Deßhalb schweigen sie, obgleich es ihnen gewiß sehr schwer wird – so mußt Du die Sache ansehen. Und nun sei wieder heiter, verscheuche die trüben Gedanken – Du hast jetzt einen Vertrauten, einen Theilnehmer Deines Kummers, der ihn zu würdigen versteht und es gerechtfertigt findet, daß Deine Gedanken noch oft dort weilen, wo man Dich mit so viel Liebe und Güte aufgenommen hat. Vertraue Deinem Bruder, meine gute Margot, und sprich immer mit ihm, wenn es Dir allein mit seinen Gedanken zu schwer wird.

Sie sank weinend an seine Brust und ruhte, von seinem Arme umschlungen, so lange daran, bis es ihr leichter und wohler um's Herz wurde – so schmerzlich wohl, wie noch nie, seit sie Abschied von der Fichtenau genommen hatte.

Zweites Capitel.

Die unerwartete Rückkehr des jungen, längst zu den Todten gezählten Marquis de Beaumont erregte, wie sich denken läßt, im Kreise seiner Bekannten und Freunde großes Aufsehen. Dem Herzoge wurde die Neuigkeit zuerst von seinem Diener erzählt, als er am anderen Morgen beim Frühstücke saß.

Unsinn, sagte er jedoch mit dem Ausdrucke sichtlicher Betroffenheit – wer weiß, was Du wieder gehört hast – rede nicht so albernes Zeug.

Ich habe den jungen Herrn selbst gesehen, als ich heute Morgen, wie der Herr Herzog befohlen hatten, mich nach dem Befinden des gnädigen Fräuleins erkundigte.

Du hast ihn selbst gesehen, rief er aufspringend – selbst gesehen? Kennst Du ihn denn?

Weßhalb sollte ich ihn nicht kennen, ich habe ja oft mit ihm geredet, ehe er nach Spanien ging? Sie kamen eben aus dem Garten, der junge Herr und das gnädige Fräulein, und als ich mich verbeugte, nickte er mir freundlich zu und sprach dann lächelnd einige Worte zu dem gnädigen Fräulein, worauf diese auch lächelte.

So, sagte der Herzog nach einiger Zeit – nun, es freut mich sehr. – Geh' jetzt, ich will allein sein.

Nachdem der Diener sich entfernt hatte, nahm seine Miene, welche bis dahin ruhig geblieben war, einen finsteren und leidenschaftlichen Ausdruck an, und Gedanken und Erwägungen verschiedener Art erfüllten seine Seele.

Wer hätte das für möglich halten können! sprach er, in raschen Schritten durch das Zimmer gehend, vor sich hin; er hat auf der Todtenliste gestanden, die Exequien sind für ihn gehalten worden, die Marquise hat alle Schattirungen der Trauer in ihrem Anzuge zur Schau getragen – und nun ist er doch nicht todt, sondern frisch und gesund! – Man kann an nichts mehr mit Gewißheit glauben, an nichts, selbst an den Tod nicht! – Aber was hilft es – er ist nun einmal nicht todt, sondern lebt, und die Situation hat sich sehr wesentlich verändert, so sehr, daß ich ernstlich mit mir zu Rathe gehen muß, wie ich mich zu verhalten habe. – Es unterliegt wohl keinem Bedenken, daß, wenn er nicht die Unschicklichkeit begangen hätte, eine Zeit lang für todt zu gelten, ich die ganze Sache unterlassen haben würde. Die reiche Erbin ist mit Einem Male verschwunden und auf ein höchst bescheidenes dereinstiges Vermögen reducirt – was kann sie, so lange die Eltern leben, für eine Mitgift erhalten? – Ich habe mich übereilt, das ist klar, aber Niemand hätte das voraussehen können, Niemand, und die sicherste Berechnung muß durch solche ganz unerwartete Ereignisse zu Schanden gehen. – Ich werde sie aufgeben müssen, denn es wäre eine Thorheit, es nicht zu thun. – Es handelt sich ja auch eigentlich gar nicht einmal um das Aufgeben, setzte er mit einem erbitterten Lachen hinzu – denn sie hat ja meinen Antrag zurückgewiesen, und ich habe nichts zu thun, als dies zu acceptiren, wie ich es überhaupt gleich hätte thun sollen. – Aber das würde ein schlechtes Licht auf mich werfen, fuhr er nach längerem

Sinnen fort, man würde mit Recht glauben, ich hätte das Mädchen nur ihres Vermögens wegen heirathen und zur Herzogin machen wollen. Man würde, – nun, man würde sagen, daß ich ein vernünftiger Mann sei – weiter nichts! – Aber ich will wenigstens nicht wieder unüberlegt handeln, sondern von der Situation alle Vortheile ziehen, die sie mir bietet. Der Herr Bruder war niemals mein Freund, seine etwas schwärmerischen Ideen haben sich nicht zu einer praktischen und realen Anschauung des Lebens emporschwingen können – er knieet noch vor den Göttinnen des Ruhmes, der Ehre und wie die Phantome sonst heißen mögen, mit denen der kluge Imperator die Massen für seine selbstsüchtigen Zwecke in den Tod treibt. – Sie wird an ihm einen entschlossenen Verbündeten erhalten, und ich kann mir den Schein geben, als ob ich ungeachtet der veränderten Umstände in meinem Vorhaben beharrte, ohne befürchten zu müssen, daß am Ende dennoch Ernst aus der Sache würde. Man wird meine Uneigennützigkeit, meine redlichen Absichten bewundern – meine Freunde werden die Achseln zucken und irre an mir werden, aber mich schließlich dennoch anstaunen. – Warum sollte ich diese Rolle nicht spielen, sie ist neu und um so interessanter, als sie mir Abwechselung und Zerstreuung gewährt! –

Nachdem der Herzog zu diesem Entschlusse gekommen war, ließ er sich ankleiden, befahl den Wagen und fuhr zu der Wohnung des Marquis, um seinen Glückwunsch zu dem unerwarteten Ereignisse abzustatten. Er

wurde von der Marquise empfangen, und es war ihm angenehm, daß er sie allein traf.

Lassen Sie mich einer der Ersten sein, sagte er mit der Miene der freudigsten Theilnahme, indem er der Marquise die Hand küßte, dem es vergönnt ist, Ihnen zu dem frohen Ereignisse Glück zu wünschen; es bedarf gewiß keiner weiteren Versicherung, wie sehr ich mich darüber freue.

Die Marquise betrachtete ihn mit einem zuerst überraschten, dann zweifelnden und forschenden Ausdrucke. Ich danke Ihnen, Herr Herzog, sagte sie dann, ich habe nichts Anderes von Ihnen erwartet.

Ihr Herr Sohn ist wohl und munter, frisch und gesund?

Sein Befinden läßt nichts zu wünschen übrig.

Der Augenblick des Wiedersehens wird Sie für alle Schmerzen, für alle Leiden, die Sie erduldet, entschädigt haben.

Ja, das hat er, erwiederte sie, ohne ihre Blicke von ihm abzuwenden – aber ich kann mich selbst noch immer nicht recht in den Gedanken finden – es hat sich dadurch plötzlich so Vieles geändert.

Geändert? fragte er mit dem Ausdrucke der Verwunderung; aber natürlich, setzte er theilnehmend hinzu, Sie haben wieder einen Sohn, einen braven, mit dem Ruhme des Krieges geschmückten Sohn, das Geschlecht der Beaumont wird nicht aussterben, wenigstens lebt Ihnen nun ein Erhalter desselben.

Und das erweckt in Ihnen eine so freudige Empfindung?

Halten Sie es für möglich, daß es anders sein könnte?

Und Margot? fragte sie mit langsamer und betonender Stimme.

O, Margot wird sich gewiß eben so sehr gefreut haben, eben so glücklich sein!

Das ist anzunehmen, aber das meinte ich nicht – Margot ist nicht mehr die alleinige Erbin unseres Vermögens.

Glauben Sie, daß sie daran gedacht hat oder sich deßhalb betrüben wird?

Nein, das glaube ich nicht, sagte sie ernst; aber lassen Sie uns offen und ohne Rückhalt mit einander reden, Herr Herzog, denn es scheint mir thöricht, wenn wir Beide es vermeiden wollen, einen Gegenstand zu besprechen, der nun doch einmal zwischen uns besprochen werden muß.

Ich weiß wirklich nicht, was Sie meinen, aber ich stehe zu Ihrem Befehle.

Sie werden nicht daran zweifeln, daß unser Abkommen hinsichtlich der Mitgift Margot's, unter den jetzt veränderten Umständen als aufgehoben betrachtet werden muß, denn wir könnten, selbst wenn es in unserer Absicht läge, zum Nachtheile unseres Sohnes über unser Vermögen nicht in der Art verfügen, wie es geschah, da wir ihn für todt hielten. Schon das Gesetz würde uns daran verhindern.

Das scheint mir keiner weiteren Erörterung zu bedürfen.

So betrachte ich also von diesem Augenblicke an unseren Vertrag für aufgehoben und Ihre Bewerbung um die Hand meiner Tochter für zurückgenommen.

Das Erstere versteht sich von selbst, aber daraus folgt das Zweite keineswegs.

Folgt keineswegs? fragte sie, ihn mit dem Ausdrucke der größten Ueberraschung ansehend.

Ich weiß nicht, weßhalb Sie zu dieser Schlußfolgerung gekommen sind, Frau Marquise, erwiederte er ruhig, und komme fast zu der für mich schmerzlichen Ueberzeugung, daß Sie eine sehr wenig vortheilhafte Meinung von Ihrem künftigen Schwiegersohne gehegt haben.

Sie wollten *nicht* zurücktreten? fragte sie mit gesteigerter Verwunderung.

Ich muß anerkennen, daß ich in Ihrer Lage eben so handeln würde, sagte er immer mit ruhiger Stimme und sie fest ansehend, es ist edel von Ihnen; aber ich würde mich selbst nicht mehr achten, wenn ich auf Ihren Vorschlag einginge. Ich habe, ehe ich mich um Margot bewarb, Ihre und Ihres Herrn Gemahls Zustimmung nachgesucht, und wir haben dann, wie dies ja stets geschieht, auch die Bedingungen festgestellt, unter denen unsere Verbindung geschlossen werden sollte. Diese Bedingungen sind jetzt nicht mehr erfüllbar, es ist ein unvorhergesehenes Ereigniß eingetreten, welches die Ausführung unmöglich macht – aber Sie haben vergessen, daß ich inzwischen Ihrer Tochter meinen Antrag gemacht – daß ich ihn gemacht habe, weil ich sie liebe, setzte er mit erhobener Stimme hinzu, und diese Liebe, welche mich ihren

Besitz zu erlangen trieb, soll und kann sie vielleicht plötzlich aufhören, weil der todtgeglaubte Bruder zurückgekehrt ist und sich einst in ihr Erbe theilen wird? Was kümmert mich dieses Erbe, was überhaupt ihr Vermögen, ich liebe sie, und deßhalb wollte und will ich sie zu meiner Gattin machen. Ich freue mich, daß ihr der Zufall die Gelegenheit und den Beweis geliefert hat oder liefern wird, daß ich nur sie, nur ihren Besitz erstrebe und sie wirklich wahr und uneigennützig liebe.

Die Marquise hatte diese Rede des Herzogs mit sich immer vermehrendem Erstaunen angehört, sie war verwirrt, ihre Menschenkenntniß hatte sie vollständig im Stiche gelassen.

Ist das Ihr wirklicher Ernst, Herr Herzog? fragte sie dann nach einiger Zeit. Haben Sie Alles wohl erwogen?

Scheint Ihnen denn mein Benehmen so sehr außergewöhnlich? fragte er lächelnd. Ich wüßte wirklich nicht, wie es anders sein sollte.

Aber wenn Margot auch jetzt noch auf ihrer Weigerung beharrt?

Sie wird es vielleicht jetzt weniger – doch das wird sich ja zeigen. Lassen Sie es aber für uns Beide als feststehend gelten, fuhr er mit festerer Betonung seiner Worte fort, daß sich durch die Ankunft Ihres Sohnes in meinem Verhältniß zu Margot nichts geändert hat. Bleiben Sie meine Verbündete, wie Sie es bisher waren, dann hoffe ich bestimmt, und jetzt mehr denn je, zu dem ersehnten Ziele zu gelangen.

Sie blickte ihn nochmals forschend und zweifelhaft an, als ob sie in seinen Zügen lesen wolle, und reichte ihm dann schweigend die Hand, die er in gewohnter Weise an seine Lippen zog.

Ich habe mich wirklich in Ihnen geirrt, Herr Herzog, sagte sie dann, aber in dieser Stunde die Ueberzeugung gewonnen, daß meine Tochter sehr glücklich werden wird.

Das Gespräch wurde durch den Eintritt des Marquis und Raoul's unterbrochen. Der Herzog trat dem letzteren mit einer große Herzlichkeit zur Schau tragenden Weise entgegen und drückte die Freude über seine glückliche Rückkehr in gewählten Worten aus.

Raoul's Benehmen blieb kalt und zurückhaltend; er beantwortete die an ihn gerichteten Fragen kurz und ohne auf den Gegenstand, welchen sie berührten, näher einzugehen, und die Unterhaltung blieb gezwungen und gemacht, so sehr der Herzog auch bemüht war, seine Theilnahme an den Tag zu legen. Als er sich dann später nach Margot erkundigte und fragte, ob es ihm vergönnt sei, auch ihr seine Freude über das so unerwartete glückliche Ereigniß bezeigen zu können, erwiederte Raoul, noch ehe die Marquise Zeit gewann, die Frage zu beantworten:

Sie müssen meine Schwester entschuldigen, Herr Herzog; sie ist nicht ganz wohl und hat mich beauftragt, ihr Nichterscheinen bei etwaigem Besuche dadurch zu rechtfertigen.

Margot ist unwohl? fragte die Marquise – sie war ja doch schon längere Zeit mit Dir im Garten. Ich werde mich selbst überzeugen und hoffe, ihr Unwohlsein wird nicht von solcher Bedeutung sein, um nicht den Glückwunsch eines so bewährten Freundes unseres Hauses in Empfang zu nehmen.

Ich bin fest überzeugt, erwiederte Raoul, daß der Herr Herzog dies selbst nicht wünschen wird; sie ist ermüdet und will ruhen, sie würde sich großen Zwang anthun müssen, wollte sie jetzt herunter kommen.

Ich würde unglücklich sein, erwiederte der Herzog in verbindlicher Weise, wenn Fräulein Margot meinetwegen irgend etwas thun sollte, was ihren eigenen Wünschen nicht völlig entspricht. Ich bitte Sie daher, ihr meine aufrichtige Theilnahme auszudrücken darüber, daß sie den verloren geglaubten Bruder so unerwartet wieder erhalten hat. Sie werden mir diese Bitte nicht abschlagen.

Ich werde meiner Schwester Ihre Worte wiederholen, entgegnete Raoul, ohne die Kälte seines Tones zu ändern.

Sie verpflichten mich damit zu großem Danke, und ich muß mich mit dieser unvollständigen Mittheilung begnügen, bis es mir vergönnt sein wird, sie selbst persönlich zu machen.

Es war seit Raoul's Rückehr jetzt über eine Woche vergangen, ohne daß sich in dem Verhältniß der Personen unserer Geschichte Wesentliches geändert hätte. Margot und Raoul waren fast immer zusammen, und sie hatte

die Fröhlichkeit und den Frohsinn wiedergefunden, welcher der Jugend eigen ist und ihrem Charakter keineswegs fremd war. Sie vermochte wieder zu lachen und zu scherzen, wenn sie mit ihm plauderte, sie von den Tagen ihrer Kindheit sprachen und in jenen Erinnerungen lebten, die ihnen Beiden so theuer waren. Das Band der reinsten Geschwisterliebe umschlang diese jungen, unverdorbenen Herzen, und sie gaben sich einem Glücke hin, das sie bisher nicht gekannt, nach dem sich aber Beide gesehnt hatten. Sie hatte bald kein Geheimniß mehr vor ihm, und er wußte nach kurzer Zeit, daß ihr Herz immer noch an dem Retter ihres Lebens, an ihrem Lehrer hing – er wußte es mehr, wie sie selbst, denn es machte sie so unendlich glücklich, einen Vertrauten zu besitzen, dem sie all' die Erlebnisse ihrer Vergangenheit ausführlich erzählen und von denjenigen sprechen durfte, die ihrem Herzen noch immer so nahe standen.

Ach, wie lange hatte sie das Alles in sich verschließen müssen, als ob es ein Unrecht, ein Verbrechen wäre, welches auf ihr lastete! Jetzt endlich durfte sie davon reden zu Jemandem, von dem sie wußte, daß er sie liebe, daß er mit ihr fühle und empfinde – wie machte sie das so unendlich glücklich, so innerlich froh und zufrieden!

Er hörte oft mit Besorgniß ihren Erzählungen zu, wenn sie dabei mit glänzenden Augen und dem Ausdrucke tiefen Empfindens an seiner Seite saß und seine Hand unbewußt zärtlicher drückte – aber er erkannte zu seiner Beruhigung aus ihren Mittheilungen auch, daß die Liebe, welche für jenen Mann, den er nur ein einziges Mal

in einem kurzen, aber entscheidenden Momente seines Lebens gesehen hatte, in ihrem Herzen entstanden war, niemals zur vollen Entfaltung gekommen und daher von selbst wieder vergehen werde.

Es bedarf Alles der Nahrung zum Fortbestehen, die Erzeugnisse der Natur und auch die Empfindungen und Gefühle der menschlichen Seele. Wenn ihnen diese dauernd entzogen wird, so vergehen sie wieder: die ersteren zerfallen in Staub, aus dem sie entstanden, und die anderen erblassen zu leblosen Schatten, welche die Erinnerung, einer *laterna magica* gleich, noch hin und wieder traumähnlich vorüberschweben läßt.

Damit beruhigte er sich und hörte theilnehmend und mitfühlend all die kleinen Einzelheiten ihrer einfachen Geschichte an, bis ihre Seele offen und ohne Rückhalt vor ihm da lag.

Der Herzog war mehrmals dagewesen, aber sie hatte ihn nicht gesprochen, und daß man sie nicht dazu gezwungen, daß Raoul es jedesmal verhindert hatte, das machte sie besonders glücklich und ließ alle Furcht und Besorgniß auch ihrem Herzen verschwinden. Sie athmete wieder frei, sie fühlte sich beschützt, mehr verlangte sie nicht, jetzt nicht, da sie ihren Bruder wieder hatte.

Raoul hielt es nun an der Zeit, mit seiner Mutter über Margot's beabsichtigte Verbindung mit dem Herzoge zu reden, da man diesen Gegenstand bis jetzt absichtlich von seiner Seite berührt hatte. Die Marquise theilte ihm mit, was der Leser bereits weiß, und suchte die Einwendungen ihres Sohnes in gewohnter Weise zu widerlegen.

Seiner Behauptung, daß der Herzog lediglich aus Interesse die Hand Margot's zu erlangen suche, daß er ihrer überhaupt nicht würdig, ein unmoralischer, selbstsüchtiger Mann sei, mit welchem Margot sehr unglücklich leben würde, begegnete sie durch die Mittheilung des letzten Gespräches mit dem Herzoge, was sie als einen unwiderleglichen Beweis seiner redlichen Absichten dieser Annahme gegenüberstellte.

Du kennst den Mann nicht, von dem Du mit so vorgefaßter Meinung sprichst, fuhr sie fort, Du warst noch viel zu jung, fast noch ein Kind, als Du fortgingst, als daß Du Dir ein Urtheil, ein begründetes Urtheil über ihn hättest bilden können.

Ich war nicht zu jung, Mutter, entgegnete er, obgleich die letzte Mittheilung ihren Eindruck auf ihn nicht verfehlt hatte, ich war kein Kind mehr, als ich auf meiner Durchreise nach Spanien mich einige Tage hier in Paris aufhielt. Ich bin damals öfter in Gesellschaft dieses Mannes gewesen und habe ihn über die Frauen und über die Ehe in einer Weise reden hören, daß ich nur mit Scham und tiefem Bedauern an diejenige denken mußte, die sich einst dazu hergeben könnte, seine Gattin zu werden.

Die Männer gefallen sich zuweilen in solchen Paradoxen, sie finden etwas darin, Ansichten aufzustellen, die den gangbaren Ideen, selbst der Moral geradezu widersprechen – das ist Manier, liegt im Tone – danach darfst Du einen Mann nicht beurtheilen.

Das Weib sei überhaupt nichts als ein Spielzeug für den Mann, was er sich kaufen könne, wann und wo es

ihm gefiele, sagte er, um es wieder fortzuwerfen, wenn es verbraucht sei – jede Gunst des Weibes sei für Geld feil, es käme immer nur auf die Summe an und auf die Form, in der sie gegeben würde; die Eine verlange Dies, die Andere Jenes, im Ganzen aber jede immer Dasselbe. Die Ehe sei eine Erfindung zur Regelung staatlicher Verhältnisse, von klugen Leuten für die dummen erdacht. Wenn ein vernünftiger Mann wirklich sich dazu entschlösse, so müsse es so spät als möglich geschehen, denn im Alter bedürfe man der Pflege, und es sei angenehm, diese von jungen, hübschen Händen zu erhalten, denen man das Recht habe, zu gebieten, was sie zu thun und zu lassen hätten. – Möchtest Du wirklich einem Manne, der sich nicht scheut, solche Grundsätze offen und mit cynischer Genugthuung auszusprechen, Margot zur Gattin geben? fragte er mit Entrüstung.

Wenn er das Alles wirklich geäußert hat, entgegnete ruhig die Marquise, so kann ich nur wiederholen, daß man oft Vieles redet, was man selbst entschieden verneint. Es gehört leider jetzt zum guten Tone, über die heiligsten Dinge in solcher Weise zu sprechen – der Herzog mag dies auch gethan haben, das beweis't aber gar nichts. Männer, welche das Leben kennen gelernt haben, werden stets die besten Ehemänner, und diejenigen, welche die Frauen als ein untergeordnetes Spielzeug bezeichnen, selbst am leichtesten ihr eigenes Spielzeug. Tritt deßhalb unseren Absichten nicht feindlich entgegen, mein Sohn; fuhr sie ernster fort, und lerne einen Mann erst wirklich und vollständig kennen, ehe Du ihn

nach Aeußerungen verdammst, die er gewiß gegen seine wahre Ueberzeugung, nur aus Lust zum Widerspruche oder aus anderen Gründen gethan hat. Seine letzte Handlungsweise ist so ehrenhaft, daß Du wohl selbst dadurch allein zu der Ueberzeugung des Gegentheils hättest kommen sollen. Uebrigens ist die ganze Sache in ein Stadium getreten, daß jede Uebereilung schädlich sein würde. Du wirst vollständig Zeit behalten, zu prüfen, und ich bin überzeugt, daß Du sehr bald ganz anders aber einen Mann denken wirst, den Du jetzt so rücksichtslos verdammst.

Ich danke Dir, liebe Mutter, sagte Raoul, daß Du auf meinen Rath hören willst, ich werde den Deinigen ebenfalls befolgen.

Drittes Capitel.

Der Herzog war in den letzten Tagen nicht mehr zum Besuche in das Haus des Marquis gekommen, so daß es den Anschein gewann, als ob er selbst den Anfang zum Aufgeben eines Planes einleite, dessen Erreichung unter den jetzigen Verhältnissen seinen eigenen Wünschen nicht mehr entsprechen könne. Dem war aber keineswegs so; im Gegentheil, gerade diese Angelegenheit nahm jetzt sein ganzes Denken in Anspruch und beschäftigte ihn mehr als je. Es geht häufig so im Leben, daß Plane gemacht, Dinge begonnen werden, kaum mit der

Absicht, sie durchzuführen, oder wenigstens nicht um ihrer selbst willen, sondern nur zur Erreichung eines anderen Zweckes; dann treten plötzlich vorher nicht berechnete, nicht geahnte Umstände ein, das Unternehmen gewinnt an Wichtigkeit, wenigstens in unserer eigenen Vorstellung, die sich daran festsetzt, auch wohl verirrt, es wird mit einem Male zur Hauptsache, und wir bieten Alles auf, um die sich entgegenstellenden Hindernisse zu beseitigen und das Ziel zu erreichen.

Der Herzog gehörte keineswegs zu der großen Zahl der Schwächlinge, die es beim Wünschen, Bedauern oder Beneiden bewenden lassen, wenn sich ihren Planen Hindernisse entgegenstellen, und schon diese Eigenschaft würde ihn bestimmt haben, den erstrebten Besitz Margot's nicht aufzugeben, sofern dieser überhaupt noch wünschenswerth für ihn war. Er hatte seine Bewerbungen in der Absicht fortgesetzt, um, erst von der Glorie der Uneigennützigkeit umgeben, sie dann fallen zu lassen – aber diese seine Absicht wurde durch einen ganz unvorhergesehenen Umstand vereitelt. Dieser Umstand, den er sich selbst immer noch nicht eingestehen wollte, war eine nun wirklich entstandene Neigung zu dem Mädchen, welches er nur seines Vermögens und seiner Schönheit wegen hatte heirathen wollen. Es mag dies sonderbar erscheinen und mit dem Charakter des Herzogs, so wie er sich uns bis jetzt gezeigt hat, vielleicht nicht übereinstimmen, es war aber so, und wir können nur die Thatsache berichten.

Er hatte nie eine Frau wahrhaft geliebt; Aeußerungen, wie sie Raoul von ihm gehört, enthielten seine wirkliche, innerste Ueberzeugung; die Frauen waren ihm bis jetzt nichts gewesen, als ein Gegenstand der Unterhaltung, ein Spielzeug, das er sich beliebig zu eigen gemacht und dessen er sich wieder entäußert hatte, wenn es ihm nicht mehr zusagte. Auch in Margot sah er nichts Anderes, und nur die Erwägung seiner im Abschiede begriffenen Jugend und die sonst passenden und vortheilhaften Umstände hatten ihn bewogen, die einzugehende Verbindung in gesetzlicher Form abschließen zu lassen. Er hielt sich dadurch nicht im Mindesten mehr gebunden, als bei jedem anderen zärtlichen Verhältnisse; der einzige Unterschied blieb für ihn nur der, daß Margot und seine Nachkonmen seinen Namen tragen würden, was zur Erhaltung seines Geschlechtes nöthig war.

Nun mit einem Male empfand er anders. Margot's Besitz war zur Hauptsache bei ihm geworden, und die jetzt gänzlich veränderten Umstände, so sehr er sie sich selbst auch immer hervorhob, vermochten nicht, ihn davon abzubringen. Zum ersten Male ergriff ihn die Macht der Liebe zu einem Weibe, obgleich er weit entfernt war, sich dies selbst einzugestehen, die Erreichung seines Zieles vielmehr damit vor sich rechtfertigte, daß er sich schämen müßte, wenn es ihm nicht gelingen sollte, dieses Kindes Liebe für sich zu erwecken.

Die Liebe ist ein Hauch Gottes, welcher segnend und beglückend über die Erde weht, um den armen Menschen, die darauf eine kurze Spanne Zeit wohnen, ihr

von so vielen Leiden heimgesuchtes Dasein erträglich zu machen. Es ist Niemand so elend und verlassen, daß er nicht einmal auch diesem erquickenden und berauschenden Becher getrunken hätte, und die Augenblicke, wo er ihn an seine Lippen setzen, vielleicht mit langen Zügen daraus trinken konnte, sind und bleiben immer die schönsten und glücklichsten im Leben jedes Menschen. Das ganze Dasein dreht sich um diese Eine gewaltigste und zauberhafte Kraft, und wenn uns auch die traurige Macht verliehen ist, sie, wie alles Hohe und Erhabene, zu verspotten und in den Staub zu ziehen, wir müssen uns ihr doch einmal beugen und unterthänig werden und unseren Willen, der den Göttern der Erde nachstrebt, in Fesseln legen.

So ging es jetzt dem Herzoge. Alle seine Erfahrungen, alle seine so oft gepredigten Gemeinplätze ließen ihn im Stiche, und was er nie für möglich gehalten, was er so oft an Andern verhöhnt und verspottet hatte – das geschah nun doch ihm selbst. Er kämpfte dagegen an, er spottete über sich selbst – aber es half ihm nichts; der Wunsch, Margot zu erringen, wurde nur um so mächtiger in ihm, und er kam zuletzt zu dem Entschlusse, nicht mehr zum Schein, wie er beabsichtigt, und um sich einen ehrenvollen Rückzug zu sichern, sondern mit vollem Ernste und mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln das jetzt so lockend sich hinstellende Ziel zu erstreben. Daß Margot's Vermögensverhältnisse sich zu ihrem Nachtheile gestaltet hatten, bezeichnete er jetzt als einen günstigen Umstand. Was liegt mir an dem Gelde? Wir werden genug haben,

ich werde mit der diplomatischen Carrière Ernst machen, und sie wird sich gerade dadurch überzeugen, daß ich sie um ihrer selbst willen liebe. Liebe? wiederholte er mit einem eigenthümlichen Lachen – es wäre – nun, es wäre im höchsten Grade amusant, wenn ich mich wirklich einmal verlieben könnte! Die Menschen, welche sich dieser Thorheit hingeben, wissen ja alle nicht genug von ihrem Glücke zu faseln – Thorheit ist doch einmal Alles, was wir thun, und ich kann mich glücklich preisen, wenn diese wirklich einmal über mich kommen sollte!

In dieser Stimmung traf ihn Raoul, der gekommen war, um die Sache zum letzten Abschlusse zu bringen und den Herzog zum bestimmten Aufgeben seiner Absicht zu veranlassen.

Der Herzog emping ihn mit zuvorkommender Freundlichkeit, ohne jedoch den Ernst und die Zurückhaltung seines Besuches zu verscheuchen. Raoul verschmähte auch jede weitere Einleitung und lenkte das Gespräch sogleich auf den Zweck seiner Anwesenheit.

Ich bin zu Ihnen gekommen, Herr Herzog, sagte er, um mit Ihnen über das Verhältniß zu reden, in welches Sie zu meiner Schwester getreten sind oder, um mich richtiger auszudrücken, zu treten die Absicht haben.

Es war mir ebenfalls schon längere Zeit ein Bedürfniß, mit Ihnen darüber zu sprechen, erwiederte der Herzog verbindlich; die Gelegenheit hat sich jedoch immer noch nicht finden wollen; ich freue mich daher, daß Sie dieselbe selbst veranlaßt haben.

Es wird nur weniger Worte bedürfen, sagte Raoul, ohne den kalten Ton seiner Stimme zu ändern, um zu einem Einverständnisse zu gelangen; denn ich bin überzeugt, Sie werden eine Bewerbung aufgeben, welche meiner Schwester nicht zusagt und welche daher niemals zu einem günstigen Ende gelangen würde.

Sie drücken Sich sehr bestimmt aus, Herr Marquis, antwortete der Herzog, indem er sichtlich bemüht war, das in ihm auflodernde Gefühl beleidigten Stolzes zu unterdrücken, und ich hätte, ehe Sie eine solche Entscheidung als unzweifelhaft hinstellen, wohl die Rücksicht erwarten können, erst meine Ansicht darüber ebenfalls zu hören.

Wozu bedarf es dessen? Meine Schwester weist Ihre Bewerbung zurück: sie hat Ihnen das selbst bereits erklärt und mich beauftragt, Ihnen diese Erklärung zu wiederholen. Es scheint mir daher selbstverständlich, daß Ihnen sowohl die eigene Ehre als die Rücksichten, welche Sie meiner Schwester und unserer Familie schuldig sind – und welche diese fordert, setzte er bestimmter hinzu, gebieten, diese Angelegenheit als abgemacht zu betrachten.

Der Herzog schwieg nach diesen fast beleidigenden Worten eine längere Zeit. Es wurde ihm sichtlich schwer, nicht in gleicher Weise zu antworten, und er bedurfte der Sammlung, um seinen Stolz anderen, mächtigeren Gefühlen in ihm unterzuordnen. Er hatte jedoch diesen Auftritt vorausgesehen, und seine Klugheit sagte ihm, daß er Margot's Bruder nicht beleidigen dürfe, sondern Alles aufbieten müsse, um ihn für sich zu gewinnen.

Sie betrachten die Sache dennoch von einem unrichtigen Gesichtspuncte, sagte er mit ruhiger und ernster Stimme, und ich würde die ungünstige Meinung, welche Sie, wie es fast scheint, von mir hegen, rechtfertigen, wenn ich so unbedingt Ihrem Verlangen entspräche. Sie werden mich daher vorher anhören müssen.

Raoul verharrte schweigend und der Herzog fuhr fort:

Ich bewerbe mich um die Hand Ihrer Schwester, weil ich sie liebe – das ist der einzige und alleinige Grund meiner Handlungsweise. Sie scheinen dies zu bezweifeln, sprach er weiter, als Raoul ein ungläubiges Lächeln nicht zu unterdrücken vermochte, und doch ist dem so. Es mag Ihnen unwahrscheinlich vorkommen, daß ich ein solches Gefühl empfinde – Sie denken dabei an meine Vergangenheit, und ich will keineswegs in Abrede stellen, daß diese die Zweifel rechtfertigt, welche Sie in dieser Beziehung hegen mögen. Aber Sie haben kein Recht, daraus Schlüsse auf die Gegenwart zu ziehen, das Leben eines Mannes in meinen Verhältnissen läßt sich nicht nach der äußeren Erscheinung beurtheilen. Wenn Sie selbst mehr Erfahrung hätten, als Sie nach Ihrer Jugend haben können, so würden Sie wissen, daß Männer, welche sich in denjenigen Kreisen bewegen, auf welche mich Stand und Geburt angewiesen, selten oder nie ihre innere und wahre Ueberzeugung zur Schau tragen dürfen, wenn sie nicht dem Spotte ihrer Umgebung anheimfallen sollen. Es ist einmal so, fast Alles hohl und Schein, den man sich zu erhalten ängstlich bemüht ist, weil es zum herrschenden

Tone gehört. Weßhalb soll man gegen den Strom schwimmen? Es wäre eben so unklug als unbequem. Sie würden den meisten dieser Männer sehr Unrecht thun, die Ihnen so blasirt und übersättigt erscheinen, wenn Sie dieselben nach ihren Reden oder zur Schau getragenen Meinungen beurtheilen wollten; denn Sie werden zugeben müssen, daß die meisten von ihnen, wenn es zu ernstlichem Handeln kommt, vor keiner Gefahr, vor keiner Anstrengung zurückschrecken und diejenigen darin weit hinter sich lassen, welche die Tugend und den Muth immer auf der Zunge tragen. Keiner von ihnen wird den Gesetzen der Ehre entgegenhandeln oder ihren Anforderungen nicht unbedingt Folge leisten, er würde sofort aufhören, zu einer Genossenschaft zu gehören, welche zwar die Frivolität offen zur Schau trägt, aber dabei die Gesetze der Ehre auf das Strengste beobachtet.

Sie denken vielleicht, fuhr er fort, ohne daß Raoul ihn unterbrach, die Ehre sei ein elastischer Begriff und vielfacher Deutung und Auslegung fähig. Es kann sich hier nur um die Frauen handeln, denn in anderer Beziehung könnten schwerlich verschiedene Ansichten zwischen uns bestehen; es betrifft ja unsere Unterredung auch nur allein diesen Punct, da ich als Bewerber um die Hand Ihrer Schwester auftrete. Nach meiner Ansicht, und Sie werden mir darin selbst Recht geben müssen, gibt es nur zwei Arten von Frauen. Solche, welche die dem Weibe angeborene Tugend, die zugleich ihre Ehre ist, als

das höchste, unveräußerliche Gut anerkennen, und solche, welche um zeitlichen Genusses willen dieselbe opfern und willig Preis geben. Die ersteren stehen hoch in unserer Achtung und Verehrung, wir blicken zu ihnen auf mit dem Bewußtsein, daß sie besser und edler sind, als wir, und nahen uns ihnen nicht, so lange wir selbst nur noch nach dem Sinnengenusse verlangen, welchen wir in jeder Form und Gestalt bei den anderen finden können.

Es kommt aber für jeden Mann die Zeit, wo er, dieses leeren, durch Wiederholungen erschöpften Spieles müde, die niedergehaltene Sehnsucht nach wahrer und echter Liebe in sich aufleben fühlt. Auch bei den Männern tritt dieser Zeitpunct sehr verschieden ein. Einige finden schon mit jugendlichem, unverdorbenem Herzen dieses Glück – die Erfahrung zeigt jedoch leider, daß sie dann später dennoch gewöhnlich dem anderen Triebe verfallen, und das halte ich für viel schlimmer, – Andere suchen es erst später, wenn sie den Becher des Sinnenrausches gekostet und ihn, gesättigt, von sich gewiesen haben, und diese werden die echte, wahre Tugend des Weibes um so höher schätzen, weil sie den Mangel derselben so schmerzlich vermißt haben. Ich will kein Hehl daraus machen, daß ich zu der letzteren Gattung der Männer gehöre, aber ich bin mir gerade deßhalb bewußt, daß ich der wahren Zuneigung zu einem edlen Mädchen eben so befähigt als würdig bin.

Ich will mit Ihnen darüber nicht rechten, erwiederte Raoul mit milderem Tone, ich will zugeben, daß dem so sein kann, aber darum handelt es sich ja nicht; meine

Schwester empfindet keine Neigung zu Ihnen und schlägt Ihren Antrag, wie sie Ihnen dies ja selbst gesagt hat, bestimmt und entschieden aus.

Ich weiß das, erwiederte der Herzog, Sie sagten es mir bereits vorher, aber meine Liebe zu Ihrer Schwester würde nicht wahr und echt sein, Sie selbst würden mit Ihrer vorgefaßten Meinung Sich im Rechte befinden, wenn ich mich durch diese vielleicht selbst nicht verstandene und übereilte Ansicht bestimmen ließe, meine Bewerbung aufzugeben. Denn ich hoffe, daß Ihre Schwester ihre Ansicht ändern und daß es mir gelingt, das Gefühl der Liebe für mich in ihrem Herzen zu erwecken.

Das hoffen Sie? fragte Raoul mit sichtlichem Erstaunen.

Warum sollte ich es nicht? Scheint es Ihnen denn ganz unmöglich? Die Liebe ist ein großes Räthsel, sie entsteht und vergeht, man weiß nicht, weßhalb; warum sollte es mir nicht gelingen, dieselbe für mich hervorzurufen, wenn sich Margot überzeugt hat, daß ich sie wirklich und wahr liebe?

Dennoch stimmt es nicht mit meinen Ansichten von Ehre, ein Mädchen noch mit Anträgen zu verfolgen, das dieselben bestimmt zurückgewiesen hat.

Die Ehre hat damit nichts zu schaffen, erwiederte mit festem Tone der Herzog, es ist nichts Unehrenhaftes, wonach ich strebe; man würde mir eher einen Vorwurf machen können, wenn sich jetzt, nachdem durch Ihre Rückkehr Margot's dereinstiges Erbe sich auf die Hälfte oder

meinetwegen auf noch weniger reducirt hat, zurücktreten wollte, Sie haben jedoch in sofern Recht, als Sie äußerten, daß es in diesem Falle unehrenhaft sein würde, sie mit meinen Anträgen zu *verfolgen*. Seien Sie deßhalb unbesorgt, ich werde mich keiner Handlung schuldig machen, welche einen solchen Vorwurf rechtfertigen könnte. Ich werde versuchen, ihr die Ueberzeugung beizubringen, daß ich sie wahrhaft liebe, und es der Zeit überlassen, ihre Gesinnungen zu ändern. Sie haben seinen Grund, mir dies zu versagen oder zu verwehren, der Schutz des Bruders hat damit nicht das Mindeste zu schaffen.

Raoul war nachdenkend geworden, seine bisherige so sehr nachtheilige Meinung über den Herzog begann sich zu ändern, und er fragte sich, ob er einer Verbindung Margot's mit ihm bindernd in den Weg treten würde, wenn sie ihn liebte und selbst dieselbe wünschte. Er mußte ich sagen, daß er dies zu thun keine Berechtigung habe, obgleich er sie keineswegs wünsche. Dem Herzoge aber zu verbieten, in der angegebenen Weise seine Bewerbungen fortzusetzen, dazu hielt er sich ebenfalls nicht für berechtigt, nur wollte er Margot vor jedem, auch noch so unmerklich anzuwendenden Zwange beschützen.

Sie haben es mit Sich selbst auszumachen, wie Sie ferner handeln wollen, erwiederte er daher; ich habe keine Befugniß, Sie daran zu hindern, die Zuneigung meiner Schwester Sich zu erwerben. Wenn Sie jedoch meinem

Rathe folgen wollen, so geben Sie jeden Versuch auf, der doch zu keinem Erfolge führen würde.

Wir haben darüber einmal verschiedene Ansichten, entgegnete wieder freundlich der Herzog – lassen wir die Zeit entscheiden.

So lassen wir sie denn entscheiden, sagte Raoul wieder mit Kälte; nur das *Eine* mache ich zur Bedingung, daß von Ihrer Seite keine Mittel angewendet werden, die Margot's Ruf compromittiren oder ihr auch nur lästig werden könnten.

Sie hätten nicht nöthig gehabt, mir dies zu sagen, Herr Marquis, erwiederte ebenfalls kalt der Herzog; ich habe die Absicht, Ihre Fräulein Schwester zu meiner Gemahlin zu machen, und es gibt nichts, was mir heiliger wäre, als ihre Ehre und ihre Ruhe.

Es freut mich, daß wir darin wenigstens übereinstimmen. Die Ruhe meiner Schwester erfordert es, daß Sie vorläufig Ihre Besuche einstellen.

Dem Herzoge schwebte eine bittere Entgegnung auf den Lippen, aber er unterdrückte sie, und Raoul verabschiedete sich in gewöhnlicher, förmlicher Weise. –

Du warst bei dem Herzoge, fragte Margot ihren Bruder am Abende desselben Tages, und ich darf nun keine Furcht mehr haben, daß er wiederkommt?

Du kannst ohne Sorgen sein, erwiederte Raoul mit nachdenkender Miene, der Herzog wird fern bleiben, wenigstens für jetzt – er wird Dich nicht mehr erschrecken und beunruhigen, obgleich ich nicht leugnen will, daß ich eine bessere Ansicht von ihm gewonnen habe.

Sie sah ihn fragend und überrascht an, aber er setzte das Gespräch nicht fort, und ihre Gedanken verließen ebenfalls bald wieder einen Gegenstand, der für sie kein weiteres Interesse hatte.

Viertes Capitel.

Es war über ein Jahr verflossen, seit Walther zum letzten Male auf der Höhe stand, welche das Thal der Fichtenau begränzte, und der Herbst des Jahres 1811 goß seinen reichen Segen über die Länder Europa's aus, die im Genusse eines kurzen Friedens wieder aufzuleben begannen. Wir finden Walther in sehr veränderten Verhältnissen wieder. Er hat die bescheidene Wohnung auf dem Vorwerke verlassen und bewohnt jetzt ein unfern des Schlosses gelegenes stattliches Gebäude, dessen Räumlichkeiten für seine bescheidenen Bedürfnisse viel zu umfangreich sind. Es war ein klarer, warmer Morgen jenes herrlichen Herbstes, dessen Sonne die Trauben zu dem so berühmt gewordenen Weine förderte, als er in einem der vielen Zimmer seiner neuen Wohnung mit seiner Mutter beim Frühstücke zusammen saß. Es sah etwas leer in dem großen Raume auch, denn die mitgebrachten Möbel, welche schon in der Vorwerks-Wohnung nur dem Bedürfnisse entsprochen hatten, reichten nicht hin, um hier die nöthige Behaglichkeit zu schaffen, und standen vereinzelt und fremdartig an den Wänden umher.

Du wirst einige Mühe mit der neuen Einrichtung haben, liebe Mutter, sagte Walther, während ihm diese eine Tasse Kaffee einschenkte, wenn aber Alles in Ordnung

sein wird, und an Hülfe soll es Dir nicht fehlen, werden wir um so behaglicher und ruhiger leben.

Wie Du nur so reden kannst, erwiederte sie mit einer Miene, welche deutlich bekundete, wie sehr sie selbst über die veränderten Verhältnisse erfreut war, für uns Frauen gibt es ja nichts Angenehmeres, als die Einrichtung eines Hauswesens, bei der wir unsere kleinen Liebhabereien befriedigen können! Sei deßhalb ohne Sorgen, mein lieber Sohn; ich fand es zwar drüben so gut und behaglich, als ich es nur wünschen konnte, und wenn es von mir abgehangen hätte, so würde ich von dort nicht fortgezogen sein; aber Deine jetzige Stellung macht dies nun einmal so nöthig, und wenn ich mich auch an Manches erst werde gewöhnen müssen, ich freue mich doch unendlich, daß es so gekommen ist, Deinetwegen.

Die neuen Möbel, welche mir der Graf geschenkt hat, werden heute eintreffen, sagte Walther, ohne die letzte Bemerkung seiner Mutter zu beobachten; ich konnte auch dies nicht ablehnen, obgleich es mir unangenehm war – indessen es kommt eigentlich wenig in Betracht.

Wer hätte das vor einem Jahre gedacht!

Es war nichts, als ein glücklicher Zufall, erwiederte er mit einem wehmüthigen Lächeln; Du mußt denken, ich hätte einen Schatz gefunden.

Das hast Du ja auch, und Du hättest ihn für Dich allein erheben können. Es wäre im höchsten Grade undankbar von dem Grafen gewesen, wenn er anders gehandelt hätte.

Lassen wir das, liebe Mutter. Es ist immer viel von ihm, daß er bei seinem Geize dies Alles gethan hat und thut. Was aber meine eigene Handlungsweise betrifft, so war ich deßhalb keinen Augenblick zweifelhaft; ich hätte es mit meinen Begriffen von Ehre niemals vereinigen können, wenn ich dem Rathe der Gräfin gefolgt wäre – wir haben das ja damals besprochen, und Du warst ebenfalls sofort meiner Ansicht.

Ehrlich währt am längsten, erwiederte beistimmend die Matrone, und ich kann es immer noch nicht begreifen, wie die Gräfin ....

Sie ist einmal so, unterbrach er sie – sie glaubte, ihr Vater würde allen Vortheil für sich allein beanspruchen und mich leer ausgehen lassen.

Aber sie ist doch ihres Vaters Kind!

Ja, das ist sie, aber beide sind dennoch so verschieden, daß man sich immer darüber wundert, daß sie es ist.

Ich habe nur die Eine Besorgniß, daß Du jetzt sehr mit Geschäften überladen sein wirst und wenig Zeit übrig bleiben wird, welche wir wie sonst in ruhigem Umgange verbringen können.

Für den Anfang werde ich allerdings vollauf zu thun haben – aber je mehr, desto besser, setzte er mit einem Seufzer hinzu. Das Geschäft ist mir theilweise noch fremd, obgleich mir mein Aufenthalt in der Fichtenau dabei sehr zu Statten kommt. – Auch Wehrings haben keine Nachricht von ihr erhalten, fuhr er mit leiserer Stimme

und mehr mit sich selbst redend fort – kein Brief ist beantwortet worden – es ist unbegreiflich, und ich befürchte fast .... Er brach mitten in seiner Rede ab, als ob er sich schäme, überhaupt die Aeußerung gemacht zu haben, und Beide verharrten eine Zeit lang in gedankenvollem Schweigen.

Du mußt darüber nicht weiter grübeln und nachdenken, sagte dann seine Mutter, indem sie ihn voll Theilnahme anblickte; sie ist mit Einem Male in ganz andere Verhältnisse gekommen, ist eine vornehme und reiche Dame geworden, welche in den Zerstreuungen der großen Stadt lebt – ein so junges Mädchen, sie war ja noch ein halbes Kind, vergißt leicht, mein Sohn – und Du mußt endlich auch anfangen, zu vergessen.

Dennoch hätte ich das niemals für möglich gehalten – niemals – aber Du hast Recht, setzte er mit Bitterkeit hinzu, sie ist eine vornehme Dame geworden und kann daher kein Gedächtniß mehr für ihre Vergangenheit haben, oder wenn dennoch vielleicht solche überlästige Gedanken kommen wollen, so schickt man sie fort – weit fort, so bald als möglich; – was kümmern sie diejenigen, welche sie einst ....

Du urtheilst jetzt zu hart und zu lieblos, sagte Walther's Mutter, als er wieder den letzten Satz unvollendet ließ; wer weiß, wie das Alles zusammenhängt? Wer kann das wissen? Es ist vielleicht ein Brief verloren gegangen.

Ich hätte nach Paris ihr nachreisen sollen, rief er in aufflammender Erregung, ich hätte sie wenigstens noch einmal sehen und sprechen sollen – es war unverzeihlich

von mir, daß ich es nicht gethan, und ich habe es oft bereut!

Nein, mein Sohn, das wäre eine große Thorheit von Dir gewesen, denn die reiche Marquise von Beaumont ....

Ja, ja, unterbrach er sie leidenschaftlich – sprich nicht weiter, ich weiß Alles, was Du sagen kannst – die Marquise von Beaumont würde den armen Inspector mitleidsvoll betrachtet, vielleicht aus alter Theilnahme einige herablassende Worte für ihn übrig gehabt haben – o, es wäre eine große, unverzeihliche Thorheit gewesen, wenn ich mich dieser Erniedrigung ausgesetzt hätte! Die Marquise de Beaumont ist todt für mich – todt – wenn sie auch einst Margot geheißen hat.

So laß denn die Todten ruhen, sagte sie nach einiger Zeit voll Theilnahme, indem sie seine Hand ergriff – Du hast ein Jahr um sie getrauert, schon länger als ein Jahr, es ist mir niemals entgangen, wenn Du auch nicht davon gesprochen hast. Blicke jetzt wieder froh und voll Hoffnung in das Leben, in welchem Du einen so schönen und lohnenden Wirkungskreis durch Deine Thätigkeit errungen hast. Was kann es Dir nutzen und frommen, Deine Gedanken in eine Zeit zurückschweifen zu lassen, die vergangen ist und so oder ähnlich doch nicht wiederkehren kann. Denke, Du habest geträumt, mein Sohn, und seiest jetzt aus diesem Traume erwacht.

Wenn man nur die Träume immer so leicht vergessen könnte, Mutter, sagte er mit einem Seufzer – aber Du hast Recht, und es soll das letzte Mal sein, da ich mich selbst in

Gedanken dieser Schwäche hingebe. Es war ein – schöner Traum – aber immerhin nichts als ein Traum – und ich will jetzt wach und munter sein, rief er aufstehend – ganz wach und ganz munter! Alles war Thorheit und Schwäche, nichts weiter, und ich danke dem gütigen Gott, daß er mir diese umfassende Thätigkeit gesandt hat, um ganz darin zu erstarken!

Er verließ nach diesen Worten rasch das Zimmer. Sie trat an das Fenster und blickte ihm sinnend nach, als sie ihn sein Pferd besteigen und rasch davonsprengen sah.

Er war immer so, sprach sie dann leise vor sich hin, schon als Knabe; was er erfaßt hatte, das ließ er nicht wieder los, und was einmal in seinem Herzen wurzelte, blieb bis auf die innersten Fasern damit verbunden. –

Wie anders würde er geurtheilt und empfunden haben, wenn er Margot nur ein einziges Mal sprechen, nur ein einziges Mal in ihr Auge hätte blicken können! Ach, wie wenig bedarf es, um zwei Herzen von einander zu trennen, welche die Liebe zu dem höchsten Erdenglücke zu vereinen befähigt st! Ein Stückchen Raum dieser winzigen Erde genügt dazu, ein so kleines Stückchen Raum, über welches noch dieselben Wolken hinziehen, welches noch von demselben Lichtstrahle geküßt wird, über welches die Nacht zu gleicher Zeit ihren beruhigenden und Sehnsucht erweckenden Mantel ausbreitet! – Was nutzt es uns, daß die Gedanken hinüber und herüber fliegen, sie können sich nicht begegnen, sich nichts mittheilen? Ungewißheit und Zweifel beginnen, den Todtenwürmern gleich, ihr zerstörendes Geschäft, die Blume der Liebe

welkt und ein Blatt fällt nach dem anderen. Wir betrachten voll Wehmuth die erstorbene welke Blüthe, die einst lieblich geduftet hat und jetzt nichts mehr ist, als eine trauernde Erinnerung an entschwundene schöne Stunden. – Immer bleiben die Körper, bleibt der Stoff in seinem Rechte, und die Seele, welche die Seele liebt, verlangt den Blick des Auges, den sie belebt, die Sprache oder den Ruf des Mundes, welcher ihr Empfinden verkörpert. Entzieht man ihr dies, so müht sie sich noch eine Zeit lang ab, ihre Vereinigung mit der getrennten Seele geistig zu erhalten, aber die Farben werden wie auf einem Lichtbilde immer schwächer, immer matter, und endlich bleibt nichts mehr übrig, als verblaßte, kaum mehr kenntliche Umrisse. Wie unvollkommen, wie sehr an Raum und Zeit gefesselt ist die Seele des Menschen, welche sie beide zu erfassen und zu beherrschen wähnt, aber ihnen doch immer unterthan bleibt, so lange ihr die enge, vergängliche und beschränkte Hülle des Körpers zur Wohnung angewiesen ist!

Es ist nöthig, dasjenige zu erzählen, was sich in Wallfort seit Walther's Rückkehr zugetragen hatte. Nach einer so schnellen Reise, wie sie in der damaligen Zeit, ohne die Anwendung außergewöhnlicher Mittel, möglich war, langte er unerwartet in der Heimath wieder an. Ueber seinen Aufenthalt in der Fichtenau sprach er sich gegen Niemanden aus, selbst gegen seine Mutter erst später, und diese, welche ihn kannte und der es nicht entging, daß sich etwas Außerordentliches mit ihm zugetragen habe, hielt es für besser, ihn nicht durch Fragen zu

belästigen, sondern abzuwarten, bis er selbst das Bedürfniß fühlen werde, ihr weitere Mittheilungen zu machen. Dies geschah jedoch nicht, er blieb im Gegentheile ernst und verschwiegen, war sehr viel allein und fast den ganzen Tag über aus dem Hause. Er hatte bald nach seiner Rückkehr an Wehring geschrieben und schien mit fieberhafter Ungeduld auf die Antwort zu warten. Endlich kam der ersehnte Brief; seine Mutter sah, wie er bleich wurde, als er Wehring's Handschrift erkannte. Dann nahm er den Brief und verließ damit, ohne ihn zu erbrechen, das Zimmer. Erst am Abende desselben Tages kehrte er zurück, und nun zum ersten Male erzählte er seine verfehlte Reise, daß er Margot nur noch einen kurzen Moment gesehen habe, ohne sie zu sprechen, und daß bis jetzt, es waren inzwischen drei Monate verflossen, keine Nachricht von Ihr nach der Fichtenau gelangt sei. Er hatte nicht die Kraft gefunden, das Alles länger zu verschweigen, und nachdem er einmal geredet, wurde seine Mutter nach und nach die Vertraute seiner Empfindungen. Sie erkannte daraus, daß eine tiefe und wahre Liebe zu jenem ihr unbekannten Mädchen in dem Herzen ihres Sohnes Wurzel gefaßt habe, daß aber auch jede Hoffnung auf eine glückliche Verwirklichung derselben verschwunden sei. Er selbst machte sich darüber keine Illusionen, im Gegentheile er sprach, wenn auch mit sichtbarem Schmerze, sich dahin aus, daß er es jetzt für ein Glück ansehen müsse, Margot nicht mehr gefunden zu haben.

Was hätte es mir nutzen können, sagte er, sie wäre doch für mich verloren gewesen, und wir würden Beide nur um so unglücklicher geworden sein! Sie ist jetzt eine reiche Marquise, und ich denke nicht mehr an sie – denn es wäre eine Thorheit, wäre lächerlich, wenn ich es thäte. Du wirst mir darin Recht geben, Mutter? fragte er in einem Tone, welcher deutlich bewies, wie wenig diese Worte mit seiner wirklichen Empfindung übereinstimmten.

Sie bestärkte ihn natürlich in diesem vernünftigen Vorsatze, obgleich sie wußte, daß er dennoch immer noch und zwar sehr viel an sie denken würde. Er hatte Wehring's Brief sogleich beantwortet und harrte wieder mit einer sich täglich steigernden Aufregung der Antwort.

Es muß doch irgend eine Nachricht von ihr nach der Fichtenau kommen, sagte er, nachdem er sich vergeblich bemüht hatte, in seinem Schweigen über diesen Gegenstand zu beharren, sie wird doch an Wehrings, wo sie so lange gewesen ist, einmal wenigstens noch schreiben und ihnen Mittheilungen über ihr Ergehen machen. Es ist unbegreiflich, daß dies nicht längst geschehen ist, und ich fange an, zu befürchten, daß sie krank, vielleicht gefährlich krank geworden sei.

Seine Mutter suchte dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, indem sie einige allgemeine Trostgründe anführte, die er anhörte, ohne etwas darauf zu erwiedern.

Als dann auch ein zweiter Brief von Wehring eingetroffen war, woraus er abermals erfahren, daß durchaus

keine Nachrichten, kein Brief, keine Mittheilung irgend einer Art von ihr eingetroffen war, sprach er nie mehr mit seiner Mutter über sie. Die Unterredung, welche wir im Anfange dieses Capitels dem geneigten Leser mitgetheilt haben, war nach langer Zeit die erste, in welcher wieder einmal Margot's erwähnt wurde.

Er war eifrig bemüht, durch äußere Thätigkeit seine Gedanken in andere Bahnen zu lenken, und blieb deßhalb ganze Tage über draußen, indem er die Arbeiten im Felde beaufsichtigte, auch sich selbst daran betheiligte. So ließ er eine große Ackerfläche, welche bisher zur Wirthschaft nicht benutzt worden war, weil der Boden keinen lohnenden Ertrag versprach, durch Anwendung verdoppelter Kräfte in urbaren Stand setzen. Die Pflüge waren tiefer gestellt, als sonst üblich und die Gespanne verstärkt, um den harten, widerspänstigen Boden so tief als möglich umzuarbeiten. Gleichzeitig wurden zur Entwässerung tiefe Gräben gezogen, da das Drainiren damals noch nicht erfunden war.

Walther stand eines Tages am Rande eines solchen Grabens und feuerte die Arbeiter zur Thätigkeit an, welche, auf der Sohle desselben im Schlamme und Wasser stehend, ihr mühevolles Tagewerk nur lässig betrieben.

Der Boden ist hart wie Stein, Herr Inspector, sagte einer der Arbeiter, es schafft sich schwer; sehen Sie Sich die Erde nur selbst an.

Walther war die schwarze Farbe der ausgeworfenen Masse bereits aufgefallen; er hob jetzt mehrere Stücke

derselben auf und untersuchte sie genauer – er konnte sich unmöglich täuschen, das, was er in der Hand hielt, war – reine Steinkohle. Die Wichtigkeit dieser Entdeckung nahm für den Augenblick alle seine Gedanken in Anspruch, denn wenn die fast zu Tage liegende Kohle wirklich gut war und, wie anzunehmen, einem mächtigen und nachhaltigen Lager angehörte, so war der Eigenthümer dieses Bodens ein Mann von unberechenbarem Reichthume. Wer war aber der Eigenthümer dieses unterirdischen, bis jetzt nur von ihm gekannten Schatzes. Nicht der Besitzer des Grundes und Bodens, sondern derjenige, welcher bei der Bergbehörde eine sogenannte Muthung nahm, bestehend in der Verleihung des Rechtes, auf einem bestimmten Grundstücke, gleichviel, wem dies gehörte, schürfen und einschlagen zu dürfen. Diese Bestimmungen des Bergbau-Rechtes waren ihm vollständig bekannt, und er wußte daher, daß er befähigt sei, sich selbst, und zwar sich allein, alle Vortheile der gemachten wichtigen Entdeckung anzueignen. Er durfte nur bei der Bergbehörde auf dieses Feld, dessen Größebestimmung von seiner Erwägung abhing, eine Muthung nehmen, um sich den Besitz der darunter liegenden Schätze zu sichern; selbst wenn der Graf nach ihm ebenfalls eine Muthung nachsuchte, so konnte dadurch das für ihn erworbene Recht, hier Bergbau zu betreiben, nicht mehr beschränkt werden.

In tiefem Nachdenken verloren und zugleich aufgeregt von der großen Wichtigkeit der gemachten Entdeckung, deren Umfang sich noch gar nicht berechnen ließ, schritt

er am Rande des Grabens fort, indem er die aufmerksam und mit wiederholt prüfenden Blicken die Stücke schwarzer Masse betrachtete, welche er mit sich genommen hatte.

Es unterliegt seinem Zweifel, sprach er vor sich hin – es ist Steinkohle, reine Steinkohle, die, weil sie zu Tage liegt, ein mächtiges Lager bilden muß. Ehe ich weiter etwas thue, will ich sie einer genauen Prüfung durch einen Sachverständigen unterziehen, und dann – dann werde ich mit der Mutter das Weitere überlegen, ergänzte er den eine kurze Zeit abgebrochenen Satz. Die Sache ist von großer Wichtigkeit – ich kann mich von dem Grafen unabhängig und zum reichen Manne machen, das unterliegt keinem Zweifel – es fragt sich nur, ob dies ehrenhaft gehandelt sein würde, wenn ich – wir wollen es überlegen.

Er wurde in dieser Selbstbetrachtung durch den Galopschlag eines Pferdes unterbrochen, dessen Annäherung er nicht bemerkt hatte, weil seine Gedanken ausschließlich sich mit der gemachten wichtigen Entdeckung beschäftigten. Er blickte auf und erkannte die Gräfin, welche sich bereits in seiner unmittelbaren Nähe befand.

Fünftes Capitel.

Walther's Verhältniß zu der Tochter seines Dienstherrn hatte sich im Laufe der Zeit etwas eigenthümlich gestaltet. Sie kam häufig nach dem Vorwerke hinüber und verkehrte viel mit seiner Mutter, bei welcher sie ihre Besuche oft stundenlang ausdehnte. Die Ursache davon mochte dem Umstande zuzuschreiben sein, daß sie sich auf dem Schlosse ohne jeden weiblichen Umgang vereinsamt vorkam und daher die Gesellschaft einer gebildeten Frau ihr ein Bedürfniß geworden war. Der Versuch, Walther's Mutter zu öfterem und längerem Aufenthalte in dem Schlosse zu bestimmen, wollte nicht glücken, da diese dazu keine Neigung empfand und außerdem ihrer eigenen häuslichen Geschäfte wegen nicht viel abwesend sein konnte. Der Stolz, welcher in Hedwig's Charakter sehr stark vertreten war, veranlaßte sie bald, von einem Vorhaben abzustehen, bei dessen Verwirklichung man ihr kein Entgegenkommen zeigte; dagegen vermehrte sie ihre eigenen Besuche, weil sie bei diesen die Rolle einer herablassenden Gewährung bewahren und sich einreden konnte, daß dies in seinem vollen Umfange gewürdigt würde. Bald war ihr jedoch der Umgang mit Walther's Mutter ein Bedürfniß, der anfängliche Zwang schwand immer mehr, sie gab sich natürlich und empfand in dem Verkehre mit einer gebildeten Frau einen Genuß, den sie bisher nicht gekannt hatte. Walther war während Hedwig's Besuchen auf dem Vorwerke fast stets abwesend.

Anfangs geschah dies absichtlich, weil ihm ihre Unterhaltung einen ihm nicht zusagenden Zwang auflegte; nach und nach gewöhnte er sich jedoch daran, so daß er nicht mehr absichtlich fortging, wenn sie kam, oder länger ausblieb, wenn er wußte, daß sie da war. Es bildete sich so eine gewisse Vertraulichkeit zwischen ihnen, welche sich zwar in sehr bestimmten Gränzen hielt, jedoch zuweilen die gräflichen Eigenschaften des vornehmen Besuches mehr oder weniger in den Hintergrund treten ließ. Es würde dies noch mehr der Fall gewesen sein, als es in Wirklichkeit war, wenn Walther nicht immer eine große Zurückhaltung bewiesen hätte, indem er sich, vielleicht mit Unrecht, sagte, daß das Alles doch weiter nichts sei, als die Herablassung einer Vornehmen gegen Untergebene und die Befriedigung des Bedürfnisses nach Unterhaltung. Dennoch blieben die öfteren, längeren Zusammenkünfte auch nicht ohne Einfluß auf sein eigenes Benehmen und Empfinden gegen Hedwig, welche, wie dies in solchen Fällen immer zu geschehen pflegt, zu ihm und seiner Mutter in nähere Beziehungen trat, obgleich diese eine bestimmte Gränze niemals überschritten. –

Sie sind ja in ein erstaunlich tiefes Nachdenken versunken, rief sie ihm lachend zu, als sie ihr Pferd neben ihm parirte; ich glaubte schon, ich würde sie umreiten müssen, um von Ihnen bemerkt zu werden! Macht Ihnen das alte, wüste Feld so großes Kopfzerbrechen?

Möglich, erwiederte er, indem er sie begrüßte, denn je widerspänstiger und eigensinniger eine Sache ist, um so mehr Arbeit und Mühe macht sie.

Sachen und Dinge können nicht eigensinnig und widerspänftig sein, diesen Vorzug besitzen nur lebendige Wesen.

Wir übertragen deren Eigenschaften stets auf leblose Dinge, und eigentlich ganz mit Recht, denn was unseren Bemühungen einen beharrlichen Widerstand entgegensetzt, ist gegen uns widerspänstig – ich wüßte mich kaum anders auszudrücken.

Was keinen Willen hat, kann nicht eigensinnig sein, und ein altes Feld ist Gott sei Dank willenlos; aber lassen wir diese gelehrten Erörterungen, wir Menschen haben einen Willen, wenn er auch gewöhnlich so sehr durch allerlei Einflüsse beeinträchtigt wird, daß es damit, wie mit so vielen gerühmten menschlichen Fähigkeiten, nicht weit her ist; aber wir haben doch einen Willen, denn es hängt von uns ab, ob wir etwas thun oder nicht thun wollen.

Das ist unzweifelhaft.

Ehe wir etwas thun oder nicht thun, können wir es auch noch überlegen und erwägen. Gewöhnlich geschieht dies aber nicht oder nur sehr unvollkommen, und wir kommen erst später zu der Ueberzeugung, daß es besser gewesen wäre, wenn wir gethan hätten, was wir unterlassen haben, und umgekehrt.

Es wäre zu bedauern, wenn dies so allgemein richtig wäre. Der Mensch ist dem Irrthume unterworfen, aber es gibt für jede seiner Handlungsweisen bestimmte Regeln, die er beobachten muß. Der Erfolg ist allerdings nicht immer davon abhängig; aber wer handelt, wie er es für

recht und ehrenhaft erkannt, der kommt später nicht in den Fall, sich deßhalb Vorwürfe zu machen.

Ach, das klingt recht schön und selbstgefällig, sagte sie, ihre Reitgerte langsam durch die Luft hin und her bewegend, wenn man nur immer wüßte, was das Rechte wäre, und auch immer die Kraft besäße, das Rechte zu thun! Es kommen dabei so mancherlei Dinge zur Geltung – unsere Neigungen – unsere Vorurtheile – unsere Leidenschaften und noch vieles Andere. Haben Sie nie etwas bereut, was Sie gethan haben? fragte sie plötzlich, ihn scharf ansehend.

Weßhalb stellen Sie eine Frage an mich, deren Beantwortung nicht zweifelhaft sein kann – die Schwäche der Menschen ist leider sehr oft stärker, als seine Stärke.

Es freut mich, daß Sie das anerkennen, und da ich mich jetzt in der Lage befinde, etwas thun oder nicht thun zu müssen, was von großer Wichtigkeit für mich ist, so möchte ich Sie um Ihren Rath bitten, denn ich habe die Erfahrung gemacht, daß es viel leichter ist, Anderen das Richtige zu rathen, als selbst richtig zu handeln.

Sie sind sehr gütig, gnädige Gräfin, erwiederte er mit zurückhaltendem Ernste, es kommt dabei jedoch immer wesentlich darauf an, ob derjenige, dessen Rath man begehrt, sich in der Lage und Stellung befindet, ihn ertheilen zu können.

Nun, wir wollen sehen, sagte sie, ihre Augen mit einem eigenthümlichen Ausdrucke auf ihn richtend: soll ich den

Baron von Kalden, den besten Mann von der Welt, heirathen, oder soll ich ihn nicht heirathen? Er hat um meine Hand angehalten und mein gütiger Vater mir die Entscheidung anheimgestellt.

Walther war von dieser plötzlichen, in fast höhnendem Tone gestellten, unerwarteten Frage sichtlich überrascht und betroffen; er bedurfte jedoch nur eines kurzen Momentes, um in gewohnter, ruhiger Weise zu antworten:

Sie werden aus dieser Frage selbst die Ueberzeugung gewinnen können, daß ich Recht hatte.

Daß Sie Recht hatten? fragte sie gleichfalls erstaunt – Sie haben mir ja Ihren Rath noch gar nicht ertheilt!

Daß ich Recht hatte, als ich sagte, es käme darauf an, ob derjenige, dessen Rath man begehre, sich in der Lage und Stellung befinde, ihn ertheilen zu können – in dieser Lage befinde ich mich nicht.

Weßhalb nicht, wenn ich Sie darum bitte?

Das kann daran nichts ändern.

Nicht? sagte sie mit einem Aufblitz des Zornes in ihren dunkeln Augen – es ist Ihnen also völlig gleichgültig, wen ich heirathe und ob ich dadurch glücklich oder unglücklich werde?

Wie können Sie so etwas annehmen? Ich wünsche, daß Sie recht glücklich werden, ich wünsche das von ganzem Herzen und glaube Ihnen keine Ursache gegeben zu haben, an dieser Versicherung zu zweifeln.

Das wünschen Sie? fragte sie nach einem kurzen Schweigen – nein, ich habe daran auch nicht gezweifelt und deßhalb Ihren Rath gewünscht.

Sie müssen mich dennoch davon entbinden, erwiederte er fast kalt, denn es würde eine Anmaßung von mir sein, Ihrem Wunsche zu entsprechen.

Nun, so unterlassen Sie es immerhin, rief sie, in plötzlicher Heiterkeit auflachend; ich bedarf Ihres Rathes auch nicht im mindesten! konnten Sie wirklich nur einen Augenblick glauben, daß ich fähig sei, diesen albernen Menschen zu heirathen? Haben Sie wirklich eine so unwürdige Meinung von mir?

Ich enthalte mich in dieser Beziehung jedes Urtheils; da Sie Sich aber bereits selbst entschieden haben, so ....

Nun, so? fragte sie hastig, als er zögerte.

So war es an sich ganz überflüssig, meine Ansicht darüber wissen zu wollen.

Ich bin jetzt selbst davon überzeugt, sagte sie verletzt, und bereue es, Sie behelligt zu haben.

Sie ritt schweigend neben ihn hin. Zuweilen zuckte die kleine Hand in dem zierlichen Reithandschuh, welche den Zügel des Pferdes hielt, als ob sie ihn lockern und auf und davon sprengen wolle; es geschah aber nicht, obgleich er ebenfalls schweigend neben ihr hinschritt, ohne das so plötzlich abgebrochene Gespräch wieder aufzunehmen.

Warum tragen Sie die schmutzigen Steine mit Sich herum? fragte sie nach einiger Zeit, indem sie wieder einen unbefangenen Ton annahm; wollen Sie Sich vielleicht eine Mineralien-Sammlung anlegen?

Eine Mineralien-Sammlung? wiederholte er zerstreut – es wäre nicht unmöglich.

Und da wollen Sie mit diesen schwarzen Zeuge den Anfang machen? Ich sollte denken, auf unseren steinreichen Aeckern gäbe es dazu geeigneteres Material?

Der Schein trügt oft, und eine glänzende Außenseite umfaßt nur zu häufig einen werthlosen Kern.

Sie scheinen heute in einer besonders tiefsinnigen Stimmung zu sein, erwiederte sie gereizt, und ich bedauere es, Sie so lange darin gestört zu haben.

Wie es oft geschieht, erfaßte ihn ein plötzlicher Gedanke, den er zwar selbst vielleicht als übereilt erkennen mußte, welchen auszuführen ihn jedoch ein unwiderstehliches Verlangen trieb. Es war vielleicht nur das Verlangen, dieser stolzen Gräfin zu zeigen, daß sie sich doch in ihren Voraussetzungen über ihn geirrt habe.

Betrachten Sie diese schmutzigen Steine einmal etwas genauer, sagte er lächelnd, ihr ein Stück der Kohle hinreichend.

Sie werden doch nicht verlangen, daß ich dieselben anfasse, rief sie abwehrend, ich würde mir meinen Handschuh beschmutzen!

Sie können es dessen ungeachtet immer wagen, denn sehen Sie nur – es ist Steinkohle, reine Steinkohle, wenigstens halte ich es dafür.

Steinkohle? rief die Gräfin überrascht, indem sie jetzt das Stück in die Hand nahm und es aufmerksam betrachtete – es sieht wirklich so aus.

Diese Steinkohle ist dort, wo der Graben gemacht wird, gefunden worden, und zwar nicht vereinzelt, sondern massenweise; es unterliegt daher keinem Zweifel,

daß sich dort ein Lager befindet, denn wenn sie zu Tage liegt, pflegt sie aus einem tiefen Gange herzurühren.

Das wäre von großer Wichtigkeit.

So scheint es mir auch, und da ich mich nun auch in einer eigenthümlichen Lage befinde, so wollte ich mir erlauben, Sie um Ihren Rath zu bitten.

Es wird sich fragen, ob ich mich in der Lage und in der Stellung befinde, ihn ertheilen zu können, erwiederte sie mit einem spöttischen Lächeln.

Das werden Sie allerdings zu erwägen haben; aber dies soll mich nicht abhalten. Wenn dies wirklich gute Kohle ist, fuhr er mit einem etwas tieferen Athemzuge fort, so scheint es keinem Zweifel zu unterliegen, daß auf jenem Felde, überhaupt in dieser Gegend, Gruben mit großem Erfolge und reichem Gewinne angelegt werden können. Zur Anlegung solcher Gruben ist derjenige allein berechtigt, welcher sich eine Muthung geben läßt; es bleibt dabei ganz gleichgültig, ob er Eigenthümer des Bodens ist oder nicht. Ich kann nun selbst für mich eine solche Muthung nehmen, denn von dem Vorhandensein der Kohle hat bis jetzt Niemand eine Ahnung – ich kann auch den Herrn Grafen, Ihren Vater, davon in Kenntniß setzen, ihn den Eigenthümer des Bodens, und ihm dadurch die Vortheile dieser wichtigen Entdeckung zuwenden. Für den Augenblick bin ich mit mir darüber noch nicht recht im Klaren, und da, wie Sie vorher sehr richtig bemerkten, setzte er lächelnd hinzu, es vielleicht besser ist, Andern das Richtige zu rathen, als selbst richtig zu handeln, so möchte ich Sie deßhalb um Ihren gütigen Rath bitten.

Ihre Züge waren, während er diese Worte in unbefangenem, fast scherzendem Tone sprach, sehr ernst geworden; ihre Augen ruhten forschend auf ihm, als ob sie sich vergewissern wolle, daß er nicht einen bloßen Scherz treibe, und wendeten sich dann wieder auf das Stück Kohle, welches sie noch immer in der Hand hielt.

Sie haben wirklich ein großes Vertrauen zu mir, sagte sie dann mit leiserer und sichtlich befangener Stimme,

Ein großes Vertrauen? fragte er lächelnd.

Und Sie sollen Sich nicht darin getäuscht haben, fuhr sie fort, indem ihre Augen mit einem eigenthümlichen Ausdrucke so fest auf ihm ruhten, daß er die seinigen unwillkürlich abwandte – ich will Ihnen meinen Rath ertheilen, obgleich meine Stellung bei der Entscheidung dieser Frage eine eigenthümliche ist und Sie mir den Ihrigen vorher ohne Grund verweigert haben. Sagen Sie meinem Vater nichts von dieser Entdeckung, wenigstens nicht früher, als bis Sie selbst durch die erhaltene Muthung völlig sichergestellt sind.

Das rathen *Sie* mir? fragte er mit sichtlicher Ueberraschung.

Ich kenne meinen Vater, fuhr sie, ohne auf seine Frage zu achten, fort, er wird sich den Gewinn in seinem ganzen Umfange nicht entgehen lassen, einen Gewinn, der Ihnen gehört, auf den er keinen Anspruch hat und den er ohne Ihre Entdeckung niemals hätte machen können.

Ich kann Ihnen in dieser Auffassung doch nicht beipflichten, sagte er ruhig – ich bin der Beamte Ihres

Herrn Vaters, und nur in dieser Eigenschaft habe ich Arbeiten angeordnet, welche das Auffinden der Steinkohle herbeigeführt haben. Soll und darf ich mir nun diesen Vortheil eigenmächtig zueignen? Es will sich diese Auffassung mit meinen Ansichten von Ehrenhaftigkeit nicht recht vereinen.

Und mit den meinigen vereinigt es sich nicht, daß Sie Ihren Vortheil ganz aus der Hand geben. Was Sie bemerkten, mag an und für sich richtig sein; auf der anderen Seite ist es aber auch unzweifelhaft, daß mein Vater ohne Sie gar keine Kenntniß von dem Vorhandensein der Kohle auf seinem Grund und Boden erlangt haben würde. Wenn ihm daher auch ein Theil des Gewinnes gebühren mag: es kann und darf dies immer nur ein Theil, niemals das Ganze sein, und Sie dürfen Ihren Vortheil nicht aus der Hand geben, Sie handeln meiner Ansicht nach vollkommen ehrenhaft, wenn Sie vorerst Sich diesen Vortheil sichern und dann mit meinem Vater unterhandeln. Sie werden ihn immerhin nöthig haben, schon der erforderlichen Geldmittel wegen, aber Sie dürfen Sich nicht in seine Hand geben, denn – denn – nun, er ist einmal so – das Geld spielt bei ihm eine große Rolle, und ich bin überzeugt .... Sie dürfen nicht anders handeln, fuhr sie beredter und fast dringend fort, nehmen Sie sofort eine Muthung für Sich, und dann, wenn Sie diese besitzen, stellen Sie die Bedingungen des gemeinsamen Betriebes fest. Mein Vater wird ja dabei noch immer zu ganz unerwartetem Gewinne gelangen.

Er hatte ihr schweigend zugehört und zuweilen mit unverkennbarer Spannung zu ihr aufgeblickt, Ihr schönes Gesicht war von der leichten Färbung innerer Erregung geröthet und ihre Augen blickten ihn fortwährend fest und fast befehlend an.

Dies ist mein Rath, sagte sie dann, als er noch immer schwieg; handeln Sie nun, wie Ihnen beliebt und wie Sie es für angemessen halten. Ich habe wohl kaum na'othig, hinzuzufügen, daß Ihr Geheimniß bei mir sicher bewahrt ist und Sie keinen Mißbrauch Ihres Vertrauens von mir zu erwarten haben.

Daran habe ich nie im mindesten gezweifelt, erwiederte er fast beschämt. – Aber Sie beschmutzen wirklich Ihre Hand, setzte er in dem Bestreben hinzu, dem so ernst gewordenen Gespräche wieder eine unbefangene Wendung zu geben; wollen Sie das Stück des gefundenen Schatzes nicht fortwerfen?

Hier, nehmen Sie es, sagte sie, indem sie es in seine Hand zurücklegte; ich wünsche Ihnen alles Glück zu dem Unternehmen – aber befolgen Sie meinen Rath! Und nun leben Sie wohl, setzte sie mit einem förmlichen Gruße hinzu – ich muß nach dem Schlosse zurück, um auch meine Angelegenheiten zu ordnen. Adieu, Herr Inspector! rief sie nochmals und fast hohnvoll, als sie ihr Pferd schon in Galop gesetzt hatte, und flog dann davon, bald seinen Blicken entschwindend.

Wie thöricht, sprach er vor sich hin, wie thöricht und unüberlegt war ich wieder! Weiß ich doch selbst kaum,

weßhalb es mich getrieben, ihr diese Mittheilung zu machen. – Sie ist und bleibt ein eigenthümliches Wesen – und ich hätte sie am wenigsten zu meiner Vertrauten machen dürfen, denn das ist sie jetzt geworden. Schien sie doch einen besonderen Werth darauf zu legen. Es schmeichelte ihrer Eitelkeit – nichts weiter, aber der Eigennutz gehört nicht zu ihren Fehlern; ich glaube, das kommt daher, weil sie diese häßliche Eigenschaft so oft an ihrem Vater zu Tage treten sieht. – Doch was kümmert mich die Gräfin, ich will jetzt mit meiner Mutter sprechen und das Weitere überlegen – denn so ganz Unrecht hat sie nicht, und ich muß mich vorsehen, nicht wieder einen dummen Streich zu machen.

Die Berathung zwischen Walther und seiner Mutter dauerte ungewöhnlich lange, denn Beide sprachen mit kurzen Unterbrechungen fast den ganzen Rest des Tages darüber, und am anderen Morgen reis'te Walther in aller Frühe nach der ungefähr fünf Meilen entfernten Stadt, wo sich das Bergamt befand, um die Sache zu ordnen. Er blieb zwei Tage fort und kehrte erst am Abende des folgenden zurück.

Seine Mutter hatte ihn mit ungewöhnlicher Spannung erwartet und konnte, sobald er eingetreten war, die Frage, ob er seinen Zweck erreicht habe, nicht unterdrücken.

Es ist Alles in Ordnung, sagte er, ihr die Hand reichend, und sie erkannte, daß die Unruhe, welche ihn vor der Abreise erfüllt hatte, wieder seinem gewohnten Wesen gewichen war; ich habe die Muthung erhalten und werde morgen zum Grafen gehen.

Du hast sie erhalten? fragte sie fast erschreckt, denn damit war die Frage, wie in dieser wichtigen Sache gehandelt werden solle, entschieden. Es ist ein schwieriger Gang, der Dir bevorsteht.

Ich hoffe, es wird Alles nach Wunsch gehen und der Graf sich überzeugen, daß ich nicht anders handeln konnte.

Nun, wir wollen das hoffen, und auch, setzte sie mit besorgter Miene hinzu, auch, daß es Dir Segen und Glück bringe.

Warum sollte es das nicht, liebe Mutter? sagte er, indem er voll Zärtlichkeit ihre Hand drückte – ich habe die Sache unterwegs nochmals nach allen Seiten hin reiflich erwogen und bin dann eigentlich erstaunt gewesen, ja, ich habe mich fast geschämt, daß ich zweifelhaft sein konnte, wie ich handeln sollte.

Nun, so wird ja Alles gut werden.

Ich hoffe das auch, und vor Allem, daß Du meine Handlungsweise vollständig billigen wirst.

Sie sah ihm beunruhigt und fast traurig nach, als er ihr gute Nacht sagte, denn sie selbst konnte sich, so sehr sie sich auch bemühte, doch nicht mit der Vorstellung befreunden, daß ihr Sohn hinter dem Rücken des Grafen sich auf dessen Kosten bereichern sollte, wenn auch Gesetz und Recht auf seiner Seite standen.

Sechstes Capitel.

Ehe wir Walther auf seinem Gange zum Grafen begleiten, folgen wir Hedwig. Der Baron von Kalden war

nach wie vor ein fast täglicher Besucher auf dem Schlosse gewesen und hatte viel und häufig mit Hedwig verkehrt. Sie selbst lag in stetem Kampfe mit einer Feindin, welche sie vergebens zu besiegen bemüht war – mit der Langenweile, und nahm daher mit der Unterhaltung des Barons fürlieb, weil sie nichts Besseres zu thun wußte. Ihr Benehmen gegen ihn war dabei voller Launen, oft sogar abstoßend, aber er selbst blieb unverändert, ließ sich das gefallen, und sie gewöhnte sich zuletzt an ihn wie an einen Gegenstand, den man nicht mehr entbehren kann, um die Zeit unterzubringen. Sie gewöhnte sich auch an manche Vertraulichkeiten oder sie beachtete sie nicht mehr, da der stete tägliche Umgang das so mit sich brachte, so daß der Baron ihr zu fehlen begann, wenn er einmal nicht da war. Er zeigte dabei eine Dienstbeflissenheit, selbst in den untergeordnersten Dingen, die ihr oft unangenehm war und über die sie spottete und witzelte, welche sie jedoch zuerst duldete, weil sie es nicht ändern konnte, almälig aber als ein selbstverständliches Recht forderte. Der Baron gewann daraus die Ueberzeugung, daß er ihr unentbehrlich sei, und fing an, sich ernstlich mit dem Plane herum zu tragen, das schöne und reiche Mädchen zu seiner Frau zu machen. Zuerst erschrak er selbst vor dem Gedanken, da er noch so viel richtige Beurtheilung besaß, um einzusehen, daß Hedwig selbst ihn gewiß nicht in der Eigenschaft als Bewerber um ihre Hand betrachte; die große Selbstüberhebung jedoch, welche seinem Charakter eigen war, setzte ihn bald über

diese Bedenken hinweg, und nachdem er nochmals reiflich mit sich zu Rathe gegangen war, ob er nicht einen für seine eigene Behaglichkeit nachtheiligen Plan verfolge, kam er zu der trostvollen Ueberzeugung, daß die Vortheile und Annehmlichkeiten einer Verbindung mit Hedwig doch größer seien, als die etwaigen Nachtheile und Unannehmlichkeiten. Er entdeckte sich daher dem Grafen.

Dieser hörte seine etwas schwulstige Mittheilung ohne ein Zeichen von Ueberraschung und ohne ihn in seiner Rede zu unterbrechen, mit großer Ruhe an.

Ich habe so etwas vorausgesehen, sagte er dann; denn wenn ein Mann in Ihren Jahren und in Ihren Verhältnissen sich zum steten dienstthuenden Kammerherrn eines jungen Mädchens macht und förmlich darauf sinnt, alle ihre Launen zu befriedigen, muß er besondere Absichten dabei haben. Was das Vermögen betrifft, so steht die Bilanz zwar für meine Tochter nicht besonders günstig, auch wäre es vielleicht besser, wenn Sie zehn oder mehrere Jahre jünger wären, indessen – wenn Hedwig Sie heirathen will, so werde ich nicht widersprechen. Es würde mir auch nichts nutzen, setzte er, mit dem Kopfe nickend, hinzu, sie hat überhaupt ihren eigenen Willen, und in diesem Puncte gewiß mehr, als in jedem anderen. Sprechen Sie mit ihr, Herr Baron, sie befindet sich in dem Alter, in welchem man weiß, was man zu thun oder zu lassen hat.

Ich danke Ihnen, Herr Graf, erwiederte dieser jedoch mit sichtlicher Unruhe; was mein Alter betrifft, so befinde

ich mich in meinen besten Jahren, und glaube nicht, daß Ihre Fräulein Tochter darin ein Hinderniß erblicken wird.

Das muß sie selbst am besten wissen. Junge Mädchen haben in dieser Hinsicht oft sehr sonderbare Ideen. Manche heirathen alte Männer und scheinen sie auch zu lieben. Andere haben wieder eine Vorliebe für blutjunge, je nachdem, es kommt dabei lediglich auf den Geschmack an.

Ihre Fräulein Tochter kennt mich und weiß ....

Wie gesagt, sprechen Sie mit ihr – mir ist es recht, denn ich halte es an der Zeit, daß sie sich verheirathe.

Es würde doch vielleicht besser sein, Herr Graf, bemerkte der Baron, indem er seine sonst laute Stimme bis zum Flüstern herabsinken ließ, wenn Sie die Güte haben wollten, ihrer Fräulein Tochter die erste Eröffnung zu machen.

Ah, Sie fürchten Sich, lachte der Graf, das ist ein schlechtes Zeichen – Sie werden jedenfalls ein gefälliger Ehemann sein!

Um so besser für sie, um so besser für sie – ich bin der beste Mann von der Welt, und Niemand wird mir nachsagen, daß ich zaghaft oder unentschlossen sei, aber in diesem Falle – ich halte es für besser, Herr Graf – für nobler – sie könnte glauben, ich beabsichtigte hinter Ihrem Rücken – das würde ein nachtheiliges Licht auf mich werfen.

Nun – ich will's ihr sagen, erwiederte mit spöttischem Tone der Graf – ich setze übrigens voraus, Sie wissen, daß meine Güter zum größten Theile Majorat sind und

auf meinen Neffen übergehen – ich hoffe, daß Sie Sich nicht etwa einer falschen Speculation hingeben.

Wie können Sie so etwas glauben? rief der Baron mit angenommener Entrüstung. Die Allodien gehören dagegen Ihrer Tochter, und ich würde sie auch heirathen, wenn sie ganz arm wäre.

Sie sind wirklich der beste Mann von der Welt, spottete der Graf, und ich nehme an, daß Sie Sich von dem Werthe meines Allodial-Vermögens hinlängliche Kenntniß verschafft haben, und werde also mit Hedwig reden.

Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen, wiederholte der Baron – Sie werden heute dazu Gelegenheit haben, so daß ich morgen selbst ....

Morgen können Sie Sich die Entscheidung holen – ich bin wirklich selbst gespannt darauf.

Der Graf theilte seiner Tochter im Laufe des Tages die Bewerbung des Barons mit, nicht ohne hinzuzusetzen, daß sie sich die Sache reiflich überlegen möge, da die Partie sehr annehmbar sei und seinen eigenen Wünschen entspreche.

Hedwig's Augen hatten sich zuerst zornig zusammengezogen, während ihr Vater ihr diese unerwartete Mittheilung machte; dann aber lachte sie laut und spöttisch auf.

Er ist ein Narr, sagte sie, ein viel größerer Narr, als wofür ich ihn bisher gehalten habe – aber Du solltest nicht einen so schlechten Scherz mit mir treiben!

Nach dieser kurzen Entgegnung war sie aufgestanden und hatte das Zimmer verlassen,

Der Graf sah ihr etwas betroffen eine kurze Zeit nach, gab dann aber jeden weiteren Versuch auf, denn er wußte aus Erfahrung, daß dies doch vergeblich sein würde.

Ich will ihr nicht zureden, sprach er vor sich hin – wenn sie ihn genommen hätte – nun, meinetwegen – aber ich kann ihr auch nicht ganz Unrecht geben, und vielleicht wird Alfred doch noch – nun – die Sache wäre jedenfalls abgemacht.

Als Hedwig von ihrem Spazierritte an jenem Morgen zurückkehrte, fand sie den Baron bereits vor, und zwar in besonders gewählter Toilette. Er trug einen schwarzen Frack und eben solche Beinkleider, eine weiße Weste und eine eben solche, sehr hohe Cravatte, so daß seine ungewohnte Erscheinung auf Hedwig von vorn herein einen unaussprechlich lächerlichen Eindruck machte. Sie unterdrückte jedoch die spöttische Bemerkung, die bereits auf ihren Lippen schwebte, und begrüßte ihn in gewohnter Weise.

Wann wird denn die berühmte Rose La Reine Hortense endlich einmal eintreffen? fragte sie mit fast wegwerfendem Tone. Sie versprechen immer vielerlei, Herr Baron, und thun, als ob Sie mit der ganzen Welt in Verbindung ständen, aber zwischen Versprechen und Worthalten liegt allerdings eine große Kluft.

Es ist mir endlich gelungen, dieses werthvolle und seltene Exemplar zu erhalten, erwiederte er mit feierlicher und selbstgefälliger Miene; bis jetzt ist sie nur in Paris,

und nur durch die Vermittelung eines der ersten Handelsgärtner in Dresden bin ich in den Besitz dieser überaus seltenen Rose gelangt. Es ist das erste Exemplar, das sich in Deutschland befindet, Sie mögen daraus ersehen, daß ich ....

Ist sie dies? fragte sie, an den Tisch tretend, auf dem in einem kostbaren Blumentopfe eine Rose stand.

Das ist sie, sagte er mit Würde.

Sie hat ja aber nicht einmal eine Blume?

Es war nicht möglich, einen blühenden Stock so weit zu versenden, Sie werden das selbst einsehen; aber hier bildet sich bereits eine Knospe, und in spätestens vier Wochen wird La Reine Hortense ihre Blüthe vor Ihren Blicken entfalten.

Nun, wir werden dann sehen, sagte sie, ohne die Blume weiter zu beachten; ich fürchte fast, man hat Sie wieder einmal zum Besten gehabt und Ihnen irgend eine gewöhnliche Rose geschickt, wenn sie überhaupt wirklich so weit hergekommen ist.

Wie können Sie nur daran zweifeln! entgegnete er mit Entrüstung.

Man zweifelt so lange, bis man sich überzeugt. Trage die Blume in das Treibhaus, befahl sie dem Kammermächen, der Gärtner mag sie sorgfältig pflegen, denn es soll etwas Besonderes sein. Sie müssen mich jetzt entschuldigen, Herr Baron, fuhr sie, ihn spöttisch ansehend, fort, ich habe Geschäfte – aber *Eines* möchte ich Ihnen noch sagen, Sie müssen Sich so übel angebrachter Scherze, wie

Sie mit meinem Vater zu treiben beliebt haben, ein für alle Mal enthalten, wenn Sie überhaupt wünschen, daß wir ferner noch mit einander verkehren sollen, Verstehen Sie mich, *ein für alle Mal!* Wir haben Beide recht darüber gelacht! – Adieu, Herr Baron, ich habe wirklich dringende Geschäfte.

Der Baron stand eine Zeit lang keines Wortes, fast keines Gedankens mächtig da. Diese wegwerfende Behandlung war selbst für seine Organisation zu stark. Er sah sich verlegen in dem leeren Zimmer um, sein ergrimmter Blick fiel in den großen Spiegel, welcher ihm sein Bild im schwarzen, feierlichen Anzuge hohnvoll zurückgab; dann schlich er sich leise fort, ließ anspannen und fuhr, ohne den Grafen weiter gesprochen zu haben, mit der Genugthuung davon, seinem Aerger und Zorne unterwegs freien Lauf lassen zu können.

Der Graf hatte mit Hedwig in den folgenden Tagen ebenfalls nicht mehr über diese Angelegenheit gesprochen; das Leben bewegte sich auf dem Schlosse in seiner gewohnten Einförmigkeit weiter, die um so fühlbarer wurde, als der Baron sich nicht mehr sehen ließ.

Es war noch früh am Morgen, wenigstens nach den Gewohnheiten der Bewohner des Schlosses, denn der Graf war noch mit seiner Toilette beschäftigt und ließ sich eben von seinem mürrischen alten Bedienten die lange Leibbinde umwickeln, welche er auch in der größten Hitze des Sommers niemals ablegte, als Walther ihm gemeldet wurde.

Eintreten! befahl der Graf, ohne sich in seiner wichtigen Beschäftigung stören zu lassen. Was gibt es? fragte er dann, nachdem er den Gruß des Kommenden kaum sich sichtbar erwiedert hatte. Doch nicht etwa wieder neue Ausgaben?

Ich wünsche mit dem Herrn Grafen allein zu sprechen, sagte Walther, ich habe eine wichtige Mittheilung zu machen.

Eine wichtige Mittheilung? fragte dieser, ohne seinen mürrischen Ton zu ändern; beeile dich Friedrich – und dann geh' – noch etwas fester, du lernst das niemals ordentlich – vergiß das Band unten nicht wieder und mache mir keine Knoten!

Es ist Alles in Ordnung – hier ist der Rock, sagte der Bediente, dem Grafen den Frack reichend, welchen er immer trug. Es wird Ihnen heute heiß werden in dem vielen Flanell, Sie hätten immer eine leichtere ....

Pack' Er Sich, rief der Graf, und gewöhne Er Sich endlich die unnützen Reden ab, sonst jage ich Ihn doch noch fort!

Der Diener, an dergleichen Ausbrüche des gräflichen Wohlwollens gewöhnt, entfernte sich, unverständliche Worte murmelnd, worüber der Graf sich von Neuem erbos'te.

Nun, was gibt es? fragte er dann; was haben Sie für eine wichtige Mittheilung?

Ich bitte den Herrn Grafen, dies einer genauen Betrachtung zu unterwerfen, sagte Walther, näher tretend, indem er ein Packet auf den Tisch legte.

Der Graf öffnete dasselbe und nahm die einzelnen Stücke prüfend in die Hand. Das ist Steinkohle, sagte er dann, so scheint es mir wenigstens.

Sie haben Recht, Herr Graf, es ist Steinkohle, und zwar von vorzüglicher Güte; ich habe sie durch Sachverständige einer genauen Prüfung unterziehen lassen.

Wollen Sie davon kaufen, statt derjenigen, welche wir bisher bezogen haben?

Nein, ich will nicht davon kaufen, sondern davon verkaufen, entgegnete Walther, ohne den ruhigen Ton seiner Stimme zu ändern, denn ich habe ein reichhaltiges und fast zu Tage liegendes Lager dieser werthvollen Kohle entdeckt.

Sie haben ein Lager entdeckt? rief der Graf aufspringend, – wo? wo? Doch hoffentlich auf meinem Grund und Boden – sonst müßte man gleich eine Muthung nehmen?

Das Lager befindet sich auf Ihrem Grund und Boden, aber eine Muthung ist immer nöthig, denn Sie wissen, daß das Eigenthum des Bodens das Recht zum Bergbau nicht in sich schließt.

Ich weiß, ich weiß – ich bin noch zu sehr überrascht! Ist es wirklich gute Steinkohle und das Lager ist nachhaltig und liegt zu Tage? – Das ist allerdings eine höchst wichtige Mittheilung, mein bester Herr Inspector, wollen Sie nicht Platz nehmen, eine sehr wichtige Sache – man kann sie noch gar nicht in ihrem ganzen Umfange übersehen.

Es scheint mir unzweifelhaft, daß aus dieser Entdeckung ein sehr reicher Gewinn hervorgehen muß, denn im Umkreise von zehn Meilen gibt es keine Kohle, und sie ließe sich außerdem mit Leichtigkeit bis zur Weichsel und Oder verfahren.

Ja, ja, rief der Graf, wir werden – das heißt, ich werde, setzte er plötzlich stockend hinzu – nun, das wird sich finden; aber wo ist das Lager?

Auf dem alten Felde, welches ich urbar machen wollte.

Ich will sogleich anspannen lassen, damit ich mich selbst durch den Augenschein überzeugen kann – und wenn wirklich sich Alles so verhält, wie Sie sagen; auch wenn es nur wahrscheinlich ist – werde ich gleich selbst nach dem Bergamte fahren und eine Muthung nehmen. Man kann in solchen Dingen nicht vorsichtig genug sein; ich hoffe, Sie haben Niemanden eine Mittheilung gemacht, Herr Inspector, es wäre sehr unvorsichtig von Ihnen gewesen.

Seien Sie deßhalb ohne Sorgen, Herr Graf, erwiederte Walther mit einem eigenthümlichen Lächeln; ich weiß, daß in solchen Dingen ein rasches Handeln nöthig ist, wenn man nicht des Gewinnes verlustig gehen und denselben Andern zuwenden will. Ich habe mich daher zuerst versichert, daß die Kohle wirklich gut ist, und dann sofort selbst eine Muthung genommen.

Sie, Sie haben eine Muthung genommen? rief der Graf, indem sich Schreck und Zorn auf seinem Gesichte abspiegelten, Sie, mein Beamter, für Sich, ohne mir vorher

Kenntniß davon zu geben? Wissen Sie auch, daß das Betrug ist – geradezu Betrug! Ich werde darauf antragen und es auch durchsetzen, daß Ihnen diese Muthung wieder entzogen wird – darauf können Sie Sich verlassen, und es nicht dulden, daß auch nur ein Spatenstich auf meinem Grund und Boden gegen meinen Willen gemacht werde!

Das würden Sie schwerlich verhindern können, erwiederte Walther, ohne seine Ruhe zu verlieren; aber Sie ereifern Sich wirklich ganz ohne Grund, denn ich glaubte Ihr Interesse nicht besser wahrnehmen zu können, als wenn ich, ehe die Sache irgend bekannt werden kann, sogleich eine Muthung nahm – *natürlich für Sie, Herr Graf*, setzte er langsam und die Worte scharf betonend hinzu. Hier ist sie – überzeugen Sie Sich selbst.

Der Graf starrte seinen Beamten einen Augenblick sprachlos an, dann griff er hastig nach dem Papier, als ob er befürchte, es könne ihm doch noch entzogen werden, und seine Augen flogen rasch und lebhaft über die Schriftzüge.

Mit einem sichtlich erleichterten Athemzuge faltete er es dann zusammen und legte es auf den Tisch, an die von Walther möglichst entfernte Stelle. Erst nachdem er nochmals einen besorgten Blick auf dieses kostbare Document geworfen und sich überzeugt hatte, daß es sicher in seinem Besitze sei, stand er auf, stellte sich zu noch größerem Schutze vor den Tisch und reichte dann Walther mit herablassender Freundlichkeit die Hand.

Ich bin mit Ihrer Handlungsweise zufrieden, Herr Inspector, sagte er, diesen immer noch mißtrauisch anblickend, und habe nichts Anderes von Ihnen erwartet. Sie sind zwar etwas eilig zu Werke gegangen und hätten mir immerhin die Sache erst anzeigen können, bevor Sie mit der Bergbehörde verhandelten – indessen es ist auch so gut – ganz gut. Und Sie glauben wirklich, daß das Lager mächtig und nachhaltig sein wird, daß wir eine Zeche anlegen können?

Es unterliegt dies keinem Zweifel.

So? Nun, ich werde mir das Alles genau ansehen, Alles genau untersuchen lassen von Sachverständigen, welche mehr davon verstehen, wie wir Beide. Wenn es sich wirklich so verhält, so soll es Ihr Schade nicht sein – natürlich – sprach er in abgebrochenen Sätzen weiter, als ob er befürchte, eine Uebereilung zu begehen – es soll Ihr Schade nicht sein, da Sie zufällig die Kohlen zuerst gefunden haben, was ein bloßer Zufall war, denn sie würden jedenfalls doch bald aufgefunden sein – ich werde – natürlich, wenn die Sache außer Zweifel ist – Ihr Gehalt erhöhen – um hundert Thaler erhöhen – und hoffe, daß Sie damit zufrieden sind.

Handeln Sie ganz nach Ihrem Ermessen, Herr Graf, erwiederte Walther mit Stolz; ich habe meine Pflicht als Beamter gegen Sie erfüllt und beanspruche dafür keinen Lohn.

Schön, schön, sagte der Graf nicht ohne Verlegenheit, welche jedoch bald wieder verschwand – lassen Sie jetzt sogleich alle Arbeiten auf dem dürren Felde einstellen,

damit kein Gerede entsteht. – Ich komme heute gegen Abend hinaus, jetzt habe ich keine Zeit, und werde mir dann Alles selbst ansehen.

Haben der Herr Graf sonst noch etwas zu befehlen? fragte Walther, als dieser nachdenkend schwieg.

Nein, nein – für jetzt nicht. Sprechen Sie mit Niemandem über die Sache, hören Sie, mit Niemandem – man kann immerhin nicht wissen.

So empfehle ich mich.

Adieu – und erwarten Sie mich heute gegen Abend.

Walther verließ mit bittern und getäuschten Erwartungen das Schloß. Er kannte den Grafen zwar hinlänglich, seinen Geiz und seine Habsucht, während er wieder in manchen Dingen ein Verschwender war, – aber eine solche Abfertigung hatte er doch nicht erwartet.

Hedwig sah ihn vom Fenster aus in den Hof treten, nach dem Stalle gehen und sein Pferd selbst herausführen; sie erkannte an seiner finstern, hohnvollen Miene, daß er ihrem Vater die Mittheilung gemacht, und zweifelte nicht, daß der Erfolg dieser Unterredung seinen Erwartungen nicht entsprochen habe. Es kam ein Gefühl der Scham über sie, wenn sie dachte, daß ihr Vater diesem Manne in einer Weise verpflichtet sein könne, durch welche er sich Vortheile zueigne, auf die er keinen Anspruch habe, Vortheile, an welchen sie selbst Theil nehmen solle. Dabei vermehrte sich das Interesse, welches sie, ohne es sich klar zu machen, für Walther empfand, und es entstand vor Allem das Verlangen bei ihr, zu erfahren, wie

er gehandelt habe. Sie zweifelte, daß er ihren Rath befolgt habe, und dieser Zweifel erweckte ein Gefühl der Theilnahme und Achtung für ihn, das sie bisher in dieser Weise nicht empfunden hatte. Sie blickte ihm lange und träumerisch nach, als er jetzt den schlanken Hals seines Pferdes, das sie ihm geschenkt hatte, streichelte, dieses sich liebkosend nach ihm umsah und sich zu freuen schien, als er es bestieg, und dann ruhig und ohne noch einen Blick auf das Schloß zu werfen, aus dem Schloßhofe ritt.

Sie mußte vor allen Dingen Gewißheit haben, mußte wissen, wie er gehandelt und wie ihr Vater sich benommen hatte.

Der Graf war, nachdem Walther ihn verlassen, wieder an den Tisch getreten und hatte das für ihn so werthvolle Papier nochmals genau durchlesen. Dann schloß er seinen Geldschrank auf, und erst nachdem er das Document darin verwahrt und die Schlösser alle wieder verschlossen hatte, schien er beruhigt. Nachdenkend ging er im Zimmer auf und ab, Pläne verschiedener Art entwerfend. Die große Bedeutung der so unerwartet gemachten Entdeckung trat in seinen Erwägungen immer mehr hervor und er berechnete schon in allgemeinen Umrissen die Anlagekosten und ihr Verhältniß zu dem zu erwartenden Gewinne.

Da trat Hedwig zu ihm ein.

Guten Morgen, Papa! sagte sie, ihn forschend ansehend; wie steht es heute mit Deinem Befinden, es scheint, Du bist recht wohl und munter?

Es geht so, mein Kind, könnte besser sein – in meinem Alter ....

Du siehst heute besonders wohl aus, unterbrach sie ihn, und solltest deßhalb nicht immer klagen. Du hast schon Besuch gehabt? Ich sah den Herrn Rohneck fortreiten.

Ein Inspector macht keine Besuche – er hatte Geschäfte – wie immer.

Wie immer? fragte sie, ihn fest ansehend – waren es vielleicht nicht ungewöhnliche Geschäfte?

Wie kommst Du zu dieser sonderbaren Frage? sagte er erschrocken; was sollte ich mit meinem Inspector für ungewöhnliche Geschäfte haben?

Nun, ich dachte nur, sprach sie leichthin; so hat er Dir also nichts Besonderes mitgetheilt?

Was sollte er mir Besonderes mitgetheilt haben? fragte er mit gesteigerter Unruhe.

Wenn er es nicht gethan hat, Papa, so habe ich Dir auch weiter nichts zu sagen. Wir haben ein Geheimniß zusammen, das Du seiner Zeit jedenfalls erfahren wirst – mehr darf ich Dir für jetzt nicht sagen.

Ein Geheimniß – Du und der Inspector? Du machst mich unruhig. Was ist es? Ich will es wissen! Ich befehle Dir, es mir zu sagen!

Ich habe ihm versprochen, zu schweigen, und sein Wort muß man halten.

Der Graf sah seine Tochter längere Zeit wieder forschend an – sollte sie um die Sache wissen? Sollte der

Inspector so unvorsichtig gewesen sein? Doch ein Nachtheil konnte ja jetzt nicht mehr daraus entstehen, und seine Neugierde trieb ihn, sich deßhalb Gewißheit zu verschaffen.

Er hat mir allerdings eine besonders wichtige Mittheilung gemacht, sprach er daher nach einiger Zeit weiter.

Ich konnte das vermuthen; er war deßhalb hier. Und was hältst Du von der Sache?

Von der Sache? erwiederte der Graf, immer noch mißtrauisch – von welcher Sache?

Mein Gott, von der gemachten Entdeckung! Weßhalb thust Du so geheimnißvoll?

Also, Du weißt darum? Ich muß gestehen, daß mich das sehr wundert.

Hast Du mit ihm eine Uebereinkunft geschlossen?

Eine Uebereinkunft? fragte der Graf erstaunt. Wozu sollte ich mit ihm eine Uebereinkunft schließen und worin sollte diese bestehen? Die Kohlen liegen auf meinem Grund und Boden und gehören mir, das ist selbstverständlich. Er hat sie zufällig gefunden und mir dies angezeigt, wie es seine Pflicht ist. Was soll daher noch eine besondere Uebereinkunft? Ich werde sein Gehalt um hundert Thaler erhöhen, obgleich er eigentlich hoch genug besoldet ist, und habe ihm dies bereits zugesagt. Er schien das kaum erwartet zu haben, denn er war selbst sichtlich erstaunt darüber – aber er ist immerhin, wenn auch nur durch Zufall, der Entdecker, und da muß etwas geschehen, damit man nicht sagen kann, ich hätte

dies umsonst angenommen, obgleich es an sich überflüssig ist.

Du weißt doch, Papa, daß das Eigenthumsrecht des Grundes und Bodens nicht das Recht des Bergbaues in sich schließt, sondern ....

Du bist ja erstaunlich bewandert in diesen Dingen, unterbrach er sie – aber beunruhige Dich nicht weiter, es ist Alles in Ordnung.

Wie, Alles in Ordnung?

Der Inspector hat das bereits besorgt, zwar etwas eigenmächtig gehandelt – aber er entschuldigt sich damit, daß keine Zeit zu verlieren gewesen sei, und ich muß das anerkennen.

Was hat er besorgt? fragte sie gespannt.

Nun, mein Gott, er hat sogleich eine Muthung für mich genommen, so daß mir kein Unberechtigter zuvorkommen kann!

Für *Dich* hat er sie genommen? Und Du, Papa, Du – ich habe Dich wohl vorher falsch verstanden? fragte sie in ungewöhnlicher Aufregung.

Wie so, falsch verstanden? Was bekümmerst Du Dich überhaupt um diese Sache? erwiederte er verdrießlich.

Wenn ich es nicht aus Deinem eigenen Munde gehört hätte, so würde ich es für unmöglich halten, für ganz unmöglich! rief sie so leidenschaftlich, daß er besorgt einen Schritt zurücktrat – ich fühle mich so beschämt, so, wie soll ich es nennen, so gedemüthigt, daß ich kein Wort finden kann, um es zu bezeichnen!

Ich weiß wirklich nicht, weßhalb Du Dich so ohne allen Grund aufregst, sagte er eingeschüchtert, und was Du eigentlich meinst? – Dein ganzes Benehmen ist mir unverständlich.

Das ist es ja eben, was mich so tief beschämt, fuhr sie in demselben Tone fort – einen Mann, der Dir die Quelle nicht zu berechnenden Gewinnes geöffnet, der Dir diesen Reihthum auf die uneigennützigste Weise hingibt, während er sich in der Lage befand, ihn für sich allein auszubeuten – diesen Mann speisest Du mit lumpigen hundert Thalern Gehaltserhöhung ab! – Nicht wahr, Papa, Du hast nur einen Scherz mit mir getrieben? fragte sie, ihn fest und mit gespannter Erwartung ansehend.

Einen Scherz? sagte er, in dem Bemühen, seine Verlegenheit durch einen angenommenen Zorn zu bemänteln – Du erlaubst Dir selbst sehr ungewöhnliche Scherze mit Deinem Vater, sehr unpassende Scherze. Was hast Du Dich in diese Sache zu mischen, die Dich gar nichts angeht? Haben jemals meine Wirthschafts-Angelegenheiten ein Interesse für Dich gehabt? Warum ist dies jetzt mit Einem Male der Fall? Der Inspector ist mein Beamter; was er auf meinem Grund und Boden findet oder gewinnt, gehört mir – dafür bezahle ich ihn! Es ist ganz gleichgültig, ob dies Roggen, Gerste und Hafer oder Steinkohlen sind. Er hat nichts mehr oder weniger gethan, als wozu er verpflichtet war, und wenn ich dies durch eine außergewöhnliche Gehaltserhöhung anerkenne, so thue ich mehr, als wozu ich verpflichtet bin – das solltest Du einsehen. Uebrigens ist es mir auch völlig gleichgültig, fuhr er,

durch Hedwig's fortgesetztes Schweigen ermuthigt, fort, ob Du es einsiehst oder nicht – die ganze Geschichte geht Dich nichts an, und ich will ein für alle Mal nichts weiter davon hören. Hast Du mich verstanden?

Während der Graf in der Ueberzeugung, die unangenehme Einmischung seiner Tochter durch sein energisches Auftreten zu beseitigen, in dieser Weise sprach, hatte sich ein plötzlicher Gedanke ihrer bemächtigt. Sie erkannte, daß auf diesem Wege nichts zu erreichen sei, und beschloß, einen anderen einzuschlagen.

Ich würde nicht so gehandelt haben, Papa, erwiederte sie ruhig, weder so wie Du, noch wie Herr Rohneck; aber die Männer halten sich einmal immer für klüger, obgleich sie oft die Erfahrung des Gegentheils machen.

Wie würde denn meine weise Tochter gehandelt haben? fragte der Graf wieder freundlich, in der Ueberzeugung, den Sturm abgeschlagen zu haben.

Nun, an Deiner Stelle hätte ich dem Manne, dem ich so viel verdankte, einen Antheil am Gewinne zugesichert; das wäre das Wenigste gewesen, was Du hättest thun können.

Einen Antheil am Gewinne? wiederholte er spöttisch – ich wüßte wahrlich nicht, weßhalb.

Und an Herrn Rohneck's Stelle, fuhr sie fort, diese Bemerkung unbeachtet lassend, an seiner Stelle hätte ich die Muthung *für* mich genommen und dann *mit Dir* unterhandelt, der Vortheil wäre dann auf seiner Seite gewesen.

Was Du für tolle und abgeschmackte Ideen hast! rief der Graf erschrocken – er hat es aber nicht gethan und durfte es auch nicht thun; es wäre schlecht, es wäre eine Pflichtverletzung von ihm gewesen!

Ich glaube nicht, daß dies irgend Jemand so angesehen haben würde. Ein Jeder ist sich selbst der Nächste; aber er ist nun einmal so unvorsichtig gewesen und hat alle seine Vortheile aus der Hand gegeben. Ich kann mir immer noch nicht denken, daß die Muthung auf Deinen Namen lautet.

Sie lautet darauf, erwiederte er ärgerlich, und ich dächte, wir hätten lange genug über den Gegenstand gesprochen.

Zeig' sie mir doch einmal, Papa, sagte sie mit zweifelndem Lächeln.

Wozu sollte das nutzen – aber – meinetwegen, überzeuge Dich selbst und dann laß mich zufrieden,

Er ging mit diesen Worten an seinen eisernen Geldschrank, schloß die vielen Schlösser desselben auf und hielt dann seiner Tochter das werthvolle Document hin, ohne es ihr jedoch in die Hand zu geben. Sie warf einen prüfenden Blick darauf und sagte dann mit lächelndem, spöttischem Tone: Ich habe dem Herrn Rohneck doch Unrecht gethan und seine Klugheit unterschätzt.

Wie so, wie so? fragte der Graf bestürzt, indem er das Papier rasch wieder zusammenfaltete.

Die Muthung lautet allerdings auf Deinen Namen, aber nicht auf das Terrain, wo die Kohlen sich befinden – das ist weit, weit davon entfernt, drüben am Walde, und

er wird jedenfalls so klug gewesen sein, darauf für sich selbst eine Muthung genommen zu haben.

Hedwig, rief der Graf, indem das Papier seinen Händen entfiel, treibe mit Deinem Vater keinen übel angebrachten Scherz – das paßt sich nicht für Dich – das wäre ja schändlich – nichtswürdig!

Würdest Du an seiner Stelle nicht eben so gehandelt haben? fragte sie ruhig. Ich kann ihm deßhalb keinen Vorwurf machen.

Ich bin betrogen! Abscheulich betrogen! rief der Graf, im Zimmer umherstürmend – aber das soll ihm nichts helfen – ich will sogleich nach dem Bergamte – ich jage ihn fort, fort! – Wie kann er sich erdreisten ....

Mir ist es jetzt unzweifelhaft, fuhr sie ruhig fort, daß Herr Rohneck – sie nannte ihn nie Inspector – Dich hat auf die Probe stellen wollen – und diese Probe ist leider sehr schlecht für Dich ausgefallen; denn hättest Du ihm einen Antheil bewilligt und Dich sonst nobel und entgegenkommend bewiesen, so würde er Dir gewiß die wirkliche Muthung nicht vorenthalten haben.

Wie kann sich dieser Mensch unterstehen, solch' ein nichtswürdiges Spiel mit mir zu treiben! eiferte der Graf weiter, dessen empfindlichste Seite getroffen war. Glaubt er wirklich, ich würde es dulden, daß er auf meinem Grund und Boden Steinkohlen-Zechen anlegt und sich Reichthümer erwirbt?

Die Anlage von Zechen wird kaum nöthig sein, Papa, denn die Kohlen liegen zu Tage – ich habe sie selbst gesehen.

Und Du hast mir nichts davon gesagt! rief er im heftigsten Zorne – geh', verlaß mich, Du ungerathenes Kind – fort – ich werde Dich enterben!

Laß uns die Sache ruhig überlegen, erwiederte sie, ohne von seiner Heftigkeit im Mindesten eingeschüchtert zu werden – die Sache steht noch keineswegs so schlimm, wie Du anzunehmen scheinst, und ließe sich vielleicht noch zu Deiner Zufriedenheit ausgleichen.

Wie, wie, mein Kind? Wie sollte das geschehen?

Der Betrieb größerer Kohlenbergwerke, die dadurch entstehenden umfangreichen Geschäfte werden Deine ganze Wirthschaftsführung ändern ....

Das würden sie, das würden sie, bemerkte der Graf, aber ....

Du bedarfst dazu eines erfahrenen und ganz zuverlässigen Mannes, wenn der Gewinn nicht wenigstens zum großen Theile verloren gehen soll.

Ja, eines solchen bedarf ich, wenn ich nicht selbst ....

Du kannst das nicht selbst, Papa, unterbrach sie ihn, Du würdest Dich aufreiben; bedenke Deine Gesundheit. Ein solcher Mann ist Herr Rohneck, Du würdest schwerlich weit und breit einen besseren finden.

Möglich, sagte der Graf nach einigem Nachdenken, welches seine fieberhafte Aufregung jedoch kaum zuließ – aber was nutzt mir das jetzt?

Wie ich ihn kenne, bin ich überzeugt, daß, wenn Du ihm jetzt noch solche Anerbietungen machst, er auf jeden anderen Vortheil verzichten würde.

Glaubst Du das? fragte der Graf mit sichtlicher Unentschlossenheit; aber worin sollten diese Anerbietungen bestehen.

Du machst Herrn Rohneck zu Deinem Wirthschafts-Director und General-Bevollmächtigten, setzest ihm ein entsprechendes Einkommen aus nebst fünfundzwanzig Procent Tantième vom Gewinne des Bergwerks-Betriebes.

Das wäre ja immens! Mein Kind, bedenke doch – ich müßte ihm wenigstens tausend Thaler Gehalt geben ....

Das würde zu wenig sein, Papa, unterbrach sie ihn wieder, er müßte auch eine anständige und gut eingerichtete Wohnung erhalten.

Wie könnte ich das erschwingen? Unmöglich, ganz unmöglich! Und noch fünfundzwanzig Procent vom Gewinne!

Dir bleiben ja dann noch immer fünfundsiebzig, während Du sonst gar keinen hast; und er muß ein Interesse haben, daß der Gewinn so groß wie möglich werde, sein Vortheil ist dann der Deinige.

Nein, nein, das geht nicht, das ist zu viel, das geht weit über meine Kräfte, sagte der Graf, indem er sich die Schweißtropfen, welche auf seiner Stirn perlten, abwischte – ich würde mich ruiniren!

Du denkst nicht an die Steinkohlen – Alles geschieht ja nur zur Erlangung großen Gewinnes, von dem Du nichts als den vierten Theil abgeben wirst – vorausgesetzt natürlich, was allerdings noch immer sehr ungewiß ist, ob Herr Rohneck sich darauf einläßt.

Zweifelst Du noch daran? – Auch wenn ich ihm so viel biete? fragte der Graf, von abermaliger Furcht erfaßt.

Ich zweifle eigentlich nicht – aber es wäre immerhin möglich, denn Herr Rohneck schenkt Dir doch eigentlich das Uebrige.

Schenkt mir? – Das nennst Du ein Geschenk? Wenn ich das Geld gebe – wo will er das Geld hernehmen?

O, es finden sich Speculanten genug zu so einer gewinnbringenden Anlage!

Der Graf ging schweigend und in sichtbarer Unruhe in dem Zimmer auf und ab. Er konnte noch immer zu keinem Entschlusse kommen. Seine Tochter saß ruhig auf einem Sessel, ihr Blick haftete auf dem Boden und hob sich nur hin und wieder beobachtend empor, während ihr kleiner Fuß in dem zierlichen Zeugstiefel sich leise tactmäßig bewegte.

Wie würde man ihm am besten beikommen? fragte der Graf, stehen bleibend, ohne seine Tochter anzusehen.

Wenn Du das mir überlassen willst, so hoffe ich die Sache in Ordnung zu bringen, erwiederte sie ruhig.

Du? fragte er erstaunt.

Ja, ich glaube, es ist besser, wenn ich ihm Deine Entschließungen mittheile – das Ganze hat dann weniger einen geschäftlichen Anspruch; ich würde ihm sagen, daß Du heute – sei ohne Sorgen, Papa, rief sie mit einem eigenthümlichen Lächeln – Du sollst mit Deinem Abgesandten zufrieden sein!

Ja – aber was willst Du ihm für Anerbietungen machen?

Nun, die ich vorhin nannte, natürlich – ich hoffe, er wird sich damit begnügen.

Begnügen? rief der Graf wieder zornig – ich sollte denken, er müßte – aber Alles nur unter der ausdrücklichen Bedingung – daß sämmtliche Kohlen, die sich auf meinem Grund und Boden finden mögen, darin eingeschlossen sind – es dürfen hier keinerlei Hinterhalte gemacht werden und ich muß ganz sicher sein – sonst ist Alles null und nichtig!

Das versteht sich von selbst, Papa, sagte sie heiter. Beunruhige Dich nur nicht weiter – zu Mittag bin ich zurück, und Alles wird in gehöriger Ordnung sein.

Siebentes Capitel.

Walther ritt, nachdem er das Schloß verlassen hatte, in tiefem Sinnen seiner Wohnung zu. Je mehr wir uns einer Hoffnung mit Sicherheit hingegeben und ihre Verwirklichung als unzweifelhaft angesehen haben, um so schmerzlicher wird die Vereitelung derselben für uns. Die Vortheile, die Annehmlichkeiten oder das Glück, welches wir von der Erfüllung erwartet, beginnen dann noch mehr in ihrem Werthe zu steigen, als wir sie geschätzt haben, so lange die Erreichung noch ungewiß war. Unsere Phantasie ist geschäftig, dies jetzt Alles in den glänzendsten und lichtvollsten Farben auszumalen und uns ein Bild zu entwerfen, welches von der Wirklichkeit niemals erreicht worden wäre.

So ging es auch Walther, als er schweigend und ernst dahinritt. Seine Stimmung wurde immer verbitterter, und

er fing an, seinen Lebensberuf zum ersten Male als einen verfehlten zu betrachten. Weßhalb habe ich mich bethören lassen, hieher zu kommen, in diese abhängige, erniedrigende Stellung? sprach er vor sich hin. Ich bin nichts, als der Diener eines vornehmen, stolzen und geizigen Mannes, und werde es hier nie zu einer Selbständigkeit bringen – das ist mir heute klar geworden. Denn diese Leute kennen nur ihren eigenen Vortheil, und wir – die dienende, untergeordnete Classe – sind nur vorhanden, um diesen zu fördern. Sie gebrauchen uns gleich den Zugthieren und bedauern es im Innersten, daß die Sclaverei nicht im vollsten Umfange besteht. – Wenn ich bei Wehring auch noch so klein angefangen hätte, er betrachtete mich doch als seines Gleichen – ich war ihm kein Paria, er achtete in mir den Menschen, und ich würde mir, wenn auch vielleicht mit Anstrengung, eine selbständige Unabhängigkeit erworben haben, – Aber dieser Graf! Ah, sie sind Alle aus demselben Thone geformt, Einer wie der Andere, nur die Tünche und der Anstrich sind verschieden, und darin allein besteht dasjenige, was sie Noblesse nennen!

Doch wozu diese nutzlosen Betrachtungen, fuhr er mit einem hohnvollen Auflachen fort – ich hätte mir das Alles voraussagen können, und Wehring würde meine Handlungsweise gewiß eine unkluge nennen. Mag es sein – mag es immerhin sein – ich bereue es dennoch nicht – was ich gethan habe, war von der Ehre geboten, von der Ehre, die mir jetzt eben so bestimmt befiehlt, mein Bündel zu schnüren und dieser hochgräflichen Wirthschaft

Valet zu sagen! Und das will ich, je eher, desto lieber! – Er hatte, während er sich diesen verbitterten Betrachtungen hingab, ein kleines Gehölz erreicht; die Sonne fing an, heiß zu brennen, und da er eine gewisse Scheu empfand, seiner Mutter das Ergebniß seiner Unterredung mitzutheilen, so stieg er ab, schlug einen kurzen Seitenweg ein, der zu einer kleinen Anhöhe führte, und setzte sich unter einen Baum, nachdem er seinem Pferde den Zügel abgenommen, um es, wie er es gewöhnt hatte, sich selbst zu über lassen.

Er starrte gedankenvoll vor sich auf den Boden, auf welchem ein Volk Ameisen seine emsige und geregelte Beschäftigung trieb. Die kleinen Thiere schleppten weit größere Gegenstände, als sie selbst waren, Ihrer gemeinsamen Wohnung zu, und wo die Kräfte einer nicht ausreichten, hatten sich mehre zur Bewältigung des vorgesteckten Zieles vereinigt. Sie hatten ihre verschiedenen Wege, einen, auf dem sie hin-, und einen, auf dem sie herzogen, und es war eine Beweglichkeit, eine Emsigkeit und Thätigkeit in dem kleinen Staate, als ob jede einzelne Ameise einem höheren Befehle und Zwange unterworfen sei.

Wie sie sich abmühen, die kleinen, fleißigen Thiere, sprach er mit bitterem Lächeln vor sich hin, wie sie schleppen und tragen, ohne zu wissen, weßhalb und warum! Gerade wie die Menschen! Wir zertreten theilnahmlos solchen Ameisenhaufen und damit all den Fleiß und all die Anstrengung von Tausenden seiner Bewohner – gerade wie das Geschick einen Menschenhaufen zertritt

– eben so rücksichtslos – eben so wenig bekümmert um das Ergehen des Einzelnen! Wer kann wissen, ob diese Ameisen nicht eben solche Empfindungen, Leidenschaften und Pläne haben, als wir – die wir uns in stolzer Ueberhebung für den Mittelpunct der Schöpfung ansehen – jeder Einzelne für sich. – Ist es wirklich der Mühe werth, sich dieser Erbärmlichkeiten wegen Sorgen und Mühen zu machen?

Sein Auge, von diesen trüben Betrachtungen verschleiert, erhob sich und blickte absichtslos in die Gegend hinaus. Der Weg von dem Gehölze nach dem Schlosse lag im Sonnenscheine vor ihm, und er sah einen Reiter im raschen Galop darauf hinsprengen. Er erkannte Hedwig. Ihr grüner Schleier und ihr weites Reitkleid flatterten im Zuge der schnellen Bewegung, wozu sie ihr Pferd angetrieben hatte. Sie ritt offenbar nach dem Vorwerke und mußte dicht bei ihm vorüber kommen.

Lissa, rief er seinem Pferde zu, das unfern von ihn weidete, denn er wollte nicht von ihr gesehen werden – komm her, Lissa! Das Pferd, seinem Rufe gehorsam, kam heran und beugte seinen Kopf zu ihm herab. Er zog ihn liebkosend noch näher zu sich, damit die vorbeikommende Reiterin das Pferd nicht bemerken sollte. Bald drang Hufschlag an sein Ohr; als er eben die Stelle erreicht hatte, wo die beiden Wege sich trennten, da hob sein Pferd den zügellosen Kopf empor und wieherte dem kommenden Gefährten freudig entgegen.

Hedwig hielt sofort ihr Pferd an, und als sie Walther erblickte, lenkte sie zu ihm hin und hielt nach wenigen

Augenblicken an seiner Seite. Er war aufgestanden und begrüßte sie in gewohnter gemessener Weise.

Sie treiben hier wohl Naturstudien, rief sie ihm lächelnd entgegen. Nun, es ist mir lieb, daß ich Sie treffe, denn ich suchte Sie, und Sie ersparen mir den Weg nach dem Vorwerke.

Wenn ich das gewußt hätte, erwiederte er, ohne daß der Ernst seiner Züge sich milderte, so würde ich nicht verfehlt haben, Ihnen auch diesen Weg zu ersparen, denn ich war selbst auf dem Schlosse.

Ich weiß das, sagte sie, indem sie leicht vom Pferde sprang, diesem ebenfalls den Zügel abnahm und es sich selbst überließ. Setzen wir uns, Herr Rohneck, man hat wirklich eine hübsche Aussicht hier.

Deßhalb habe ich mir diesen Platz auch gewählt, um etwas zu ruhen.

Ich fühle mich einigermaßen beschämt, sagte sie, nachdem sie sich auf einen Hang gesetzt hatte, indem sie ihre Reitpeitsche nachlässig im Sande hin und her bewegte, und ohne Walther anzusehen – wirklich etwas beschämt, nämlich deßhalb, daß Sie meinen Vater besser kennen, als ich, seine eigene Tochter.

Ich weiß wirklich nicht, was Sie meinen, gnädige Gräfin, erwiederte er, indem er sie fragend ansah.

Ich meine unsere neuliche Unterredung. Sie erinnern Sich doch, wegen der Steinkohlen. Ich rieth Ihnen damals, fuhr sie immer in gleichgültigen Tone fort, Sie sollen erst eine Muthung für Sich nehmen und dann mit meinem Vater unterhandeln. Sie haben das nicht gethan,

sprach sie, ihre jetzt leuchtenden Augen zu ihm aufschlagend – und ich freue mich darüber – ich würde eben so gehandelt haben.

Und doch riethen Sir mir das Gegentheil, erwiederte er nicht ohne Bitterkeit.

Es war unüberlegt – eine Eingebung des Augenblicks, und es freut mich, daß Sie meinem Rathe nicht gefolgt sind. – Diese Erklärung bin ich Ihnen vor Allem schuldig, fuhr sie fort, als er in Zweifel darüber schwieg, weßhalb sie ihm dies eigentlich sage – aber ich habe meinen guten Vater verkannt und ihm, wenn auch nur für kurze Zeit, ein großes Unrecht gethan.

Ich freue mich ebenfalls, daß Sie diese Erkenntniß erlangt haben, bemerkte er mit einem hohnvollen Lächeln.

Mein Vater bedarf immer erst einiger Zeit, ehe er zu einem Entschlusse kommt, das liegt einmal so in seinem Charakter, fuhr sie fort, ohne seine finstere, spöttische Miene zu beachten. Die große Wichtigkeit der von Ihnen gemachten Entdeckung ist ihm erst klar geworden, nachdem Sie ihn verlassen hatten. Sie hätten ihm die Sache überhaupt nicht ordentlich vorgetragen und seien sehr kurz angebunden gewesen, sprach sie lächelnd weiter; das mag auch vielleicht so in *Ihrem* Charakter liegen – aber, um es kurz zu machen, denn ich liebe die langen Erörterungen nicht – mein Vater macht Ihnen folgendes Anerbieten, Herr Rohneck: Sie sollen sein Wirthschafts-Director und General-Bevollmächtigter

werden und als solcher die ganze Geschäftsführung übernehmen, namentlich hinsichtlich der anzulegenden Kohlenzechen und all der vielen anderen Dinge, welche damit zusammenhangen. Wollen Sie das? Würde Ihnen das genehm sein? fragte sie, ihn mit einem Blicke ansehend, der den Antheil, welchen sie an seiner freudigen Ueberraschung nahm, nur unvollkommen verbarg. – Ueberlegen Sie nicht lange, Herr Rohneck, fuhr sie in fast herzlichem Tone fort, es ist ein ehrliches und wohlgemeintes Anerbieten.

Walther war durch diese ganz unerwartete Mittheilung so überrascht, daß er einer gewissen Zeit bedurfte, um seine Gedanken zu sammeln. Davon hat Ihr Herr Vater gegen mich nichts geäußert, erwiederte er dann mit ungläubiger Miene.

Ich sagte Ihnen ja bereits, weßhalb er das nicht gethan; er hatte eigentlich die Absicht, Sie bitten zu lassen, nach dem Schlosse zurückzukehren; da er aber erfuhr, daß ich Ihrer Frau Mutter einen Besuch zu machen im Begriffe stehe, so beauftragte er mich mit dieser Mittheilung. Aber Sie haben Sich immer noch nicht erklärt, Herr Rohneck; hoffentlich gehen Sie auf das Anerbieten meines Vaters ein?

Wie können Sie daran zweifeln? erwiederte er, während sein Auge von einer freudigen Erregung erglänzte, die er zu verbergen nicht im Stande war.

Ich verstehe von diesen Dingen nicht viel, fuhr sie fort, indem sie wieder gleichgültig mit ihrer Reitpeitsche Figuren in den Sand zeichnete; Sie wissen, Geschäfte sind

mir einmal verhaßt, und da ich befürchtete, meines Vaters ausführliche Auseinandersetzungen nicht zu behalten – und ich habe sie in der That auch schon theilweise wieder vergessen –, so befahl er mir, sie niederzuschreiben und Sie zu ersuchen, danach einen Vertrags-Entwurf abzufassen, denselben zu unterzeichnen und ihm heute Abend zur Unterschrift zu überbringen. – Sie zog bei diesen Worten ein Papier hervor und reichte es ihm hin.

Er nahm es schweigend, bog die engen Falten, in die es gelegt war, aus einander, und als dann sein Blick rasch darüber hinflog, röthete sich sein Gesicht vor freudiger Ueberraschung – denn wenn in seinem Charakter auch viel Stolz und Entsagung lag, Verstellung und Heuchelei waren ihm fremd.

Das ist mehr, weit mehr, als ich erwartet habe, als ich erwarten konnte, sagte er dann, indem sein Blick noch immer auf dem kleinen, zerknitterten Blatte haftete, auf welchem mit ihrer zierlichen, deutlichen und festen Handschrift die dem Leser bereits bekannten Bedingungen in lakonischer Kürze hingeworfen waren.

Sie willigen also ein? fragte sie, zu ihm aufblickend. Nun, das freut mich, freut mich von ganzem Herzen!

Zweitausend Thaler Gehalt – freie, vollständig eingerichtete Wohnung – fünfundzwanzig Procent Gewinn-Antheil – las er nochmals, als ob er sich vergewissern wolle, daß er sich nicht geirrt habe – ich würde solche Forderungen nie gestellt haben und fühle mich auf das tiefste beschämt – nicht deßhalb, setzte er mit Selbstgefühl hinzu, daß Ihr Herr Vater mir diese Anerbietungen

macht, sondern deßhalb, daß ich – nun, warum soll ich es verschweigen, daß ich ihn so falsch beurtheilt habe.

Darüber können Sie Sich wahrlich keinen Vorwurf machen – aber das ist Manier – ein angenommenes Wesen, worüber man hinwegsehen muß – die Sache wäre also abgethan, fuhr sie mit einem freundlichen Lächeln fort, und ich statte Ihnen meinen Glückwunsch ab, Herr Director; nehmen Sie ihn an, so wie er gemeint ist – aufrichtig und herzlich.

Sie reichte ihm dabei ihre Hand, die er von der Erregung des Augenblickes fester umschloß, als es nöthig war, und bewegt an seine Lippen führte.

Sie machen mich zu Ihrem lebenslänglichen Schuldner, sagte er dann leise.

Für mich ist das Alles besonders angenehm, sprach sie wieder in unbefangenem Tone fort; Sie sollen nämlich in dem Hause am südlichen Ende des Parkes wohnen, natürlich, wenn es eingerichtet sein wird; da habe ich denn nicht mehr nöthig, aufs Pferd zu steigen und einen langweiligen Ritt zu machen, um Ihre Frau Mutter zu besuchen, welche bei Ihren umfangreichen Geschäften gewiß sehr viel allein sein und ebenfalls nach meinem Umgange Verlangen tragen wird. – Doch Sie haben gewiß den Wunsch, ihr das Ergebniß Ihrer Verhandlung mit meinem Vater mitzutheilen, sagte sie aufstehend – ich finde das natürlich und will Sie deßhalb nicht länger aufhalten.

Sie rief ihrem Pferde, und er zäumte es auf. Grüßen Sie Ihre Frau Mutter vielmals von mir, sprach sie, während er die Schnallen befestigte, weiter, und vergessen

Sie ja nicht, heute Abend den Contract zur Unterschrift zu überbringen, mein Vater wartet mit Ungeduld darauf – Sie kennen ihn ja.

Er hielt ihr den Steigbügel, sie stützte sich auf seine Hand, welche dabei wieder eine längere Zeit und vielleicht fester, als es nöthig war, in der ihrigen ruhte, schwang sich dann leicht in den Sattel, nickte ihm nochmals freundlich zu und sprengte dann im raschen Galop davon.

Er stand noch lange auf derselben Stelle und blickte ihr unverwandt nach, so lange, bis ihre rasch sich entfernende Gestalt und ihr wehender Schleier in der Ferne verschwand. Dann rief auch er seinem Pferde, und während er es aufzäumte, streichelte er es mit besonderer Zärtlichkeit. Als er es dann bestiegen hatte, lange nachdem ihre schlanke Gestalt durch einen neidischen Hügel verdeckt worden war, lockerte er den Zügel und ließ dem muthigen Thiere freien Willen, um im raschen Laufe seinem Ziele zuzueilen. –

Es ist Alles in Ordnung, Papa, sagte Hedwig zu ihrem Vater, als sie zurückgekehrt war – Alles in Ordnung. Ich habe Herrn Rohneck Deine Anerbietungen, die ich vorher, um jedem Mißverständnisse vorzubeugen, kurz zu Papier gebracht, mitgetheilt, und er hat sie angenommen.

Hat er? Es ist wirklich sehr uneigennützig von ihm.

Es freut mich, daß Du das einsiehst, Papa; Du wirst jedenfalls glänzende Geschäfte machen. Herr Rohneck wird Dir heute Abend den Vertrag zum Unterzeichnen vorlegen; ich habe ihn in Deinem Namen darum ersucht.

So, heute Abend? Es hätte immerhin Zeit bis morgen gehabt.

Ich hatte Dich so verstanden. Aber in Einem Puncte habe ich mich doch geirrt: die Kohlen befinden sich wirklich auf dem dürren Felde und die Muthung ist daher ganz in der Ordnung.

Und drüben am Walde?

Da werden sich wahrscheinlich auch welche finden; aber darauf kommt es ja jetzt nicht an – Du bist für alle Falle sichergestellt.

Der Graf war bei als seinem Geize ein kluger und berechnender Mann und besaß außerdem die Eigenschaft, in manchen Dingen, namentlich in solchen, welche die Repräsentation seines Standes betrafen, keinerlei Ausgaben zu scheuen, selbst verschwenderisch zu sein. Nachdem ihn Hedwig verlassen, hatte er die Sache nochmals sehr reiflich erwogen und war zu der Ueberzeugung gekommen, daß seiner Tochter Auffassung die richtige sei. Er bedurfte eines Mannes, der die jetzt umfangreichen Geschäfte mit Treue und Zuverlässigkeit führte, und er erkannte, daß Rohneck dazu vollständig geeignet sei und er ihn schon seines eigenen Interesses wegen so stellen müsse, daß er selbst im Gewinne einen Sporn zur größtmöglichen Thätigkeit finde; daß es außerdem aber seine Würde als Graf und Majoratsherr erheische, diesen seinen Geschäftsführer auch in den Augen der Welt so hoch als thunlich zu stellen. Er ehrte sich dadurch selbst. Er sah daher ein, daß er einen Theil des Gewinnes abgeben müsse, um des anderen desto sicherer zu sein.

Deßhalb erwiederte er nichts weiter auf die unerwartete letzte Mittheilung seiner Tochter, sondern bemerkte nur, er werde heute Abend mit Herrn Rohneck abschließen. Hedwig hatte ebenfalls keine Veranlassung zu weiteren Erörterungen, sondern entfernte sich, nachdem sie von ihrem Vater noch erfahren hatte, daß ein Brief vom Cousin Alfred gekommen sei und auf ihrem Zimmer liege.

Achtes Capitel.

In ihrem Zimmer angekommen, setzte Hedwig sich in einen Sessel und blieb längere Zeit in tiefes Nachdenken versunken. Woran sie dachte, wir wissen es nicht, aber das an dem Boden haftende Auge hob sich öfter rasch wieder empor, um sich eben so rasch wieder zu senken; ihre Brust schien sich durch das anliegende Reitkleid beengt zu fühlen, denn sie riß plötzlich mit einem Rucke die dichte Reihe der kleinen Knöpfe auf, welche es vorn zusammenhielt, und holte dann mehrmals erleichtert tief Athem, als ob ein pressender Druck auf ihrem Busen gelegen habe. Erst nach längerer Zeit erhob sie sich wieder und trat an den Tisch, auf den man Alfred's Brief gelegt hatte.

Sie nahm ihn in die Hand und betrachtete sinnend die wohlbekannten Schriftzüge der Adresse. Was mag er mir zu schreiben haben? sagte sie dann – es ist lange

her, daß er sich dieser Mühe unterzogen hat. – Sie setzte sich wieder und erbrach den Brief. Ihre Miene wurde immer erregter, während sie las, um ihren Mund legte sich ein spöttisches Lächeln, verschwindend, um verstärkt wiederzukehren, dann lachte sie laut auf, so daß sie selbst vor dem Tone Ihres Lachens erschrak, und indem sie leise die Melodie eines Liedes summte, faltete sie den Brief mechanisch wieder zusammen, ließ die Hände in den Schooß sinken und saß wieder mit gesenkten Augen schweigend wie zuvor.

Der Inhalt von Alfred's Brief war allerdings eigenthümlicher Art und wohl geeignet, verschiedene Empfindungen in Hedwig zu erwecken. Er schrieb:

»Liebe Cousine Hedwig! Ich bin an einem Abschnitte meines Lebens angelangt, an welchem es mir ein Bedürfniß ist, mich offen und frei gegen Dich auszusprechen, damit Du mich nicht unrichtig beurtheilst und mich auch ferner in derselben Weise lieb hast, wie Du es bisher gethan. – In derselben Weise, Hedwig, ein Mehreres verlange ich jetzt nicht – aber es würde mich schmerzen und betrüben, wenn darin eine Aenderung eintreten sollte. Es gab eine Zeit, wo ich mich der Täuschung hingab, daß uns vielleicht einst ein innigeres Band vereinigen könne – aber ich habe erkannt, daß dies eben eine Täuschung war. In Deinem Herzen ist nie auch nur der Anfang eines Gefühles rege geworden, aus welchem die Liebe hätte entstehen können – in dem meinigen – warum soll ich es Dir verschweigen, regte sich einst die Hoffnung, es werde solche Wandlung bei Dir eintreten. Bei Dir – und auch bei

mir, denn ich will aufrichtig sein; auch ich habe diejenige Liebe, welche an den Besitz des geliebten Gegenstandes das einzige und höchste Glück knüpft, noch nicht empfunden, aber ich glaube, sie hätte entstehen und sich ausbilden können, wenn ein solches Gefühl von Deiner Seite auch nur den Schatten einer Erwiederung gefunden hätte. – Ich bin Dir nie mehr gewesen, als Dein Verwandter, der Gefährte Deiner Kindheit – ich mache Dir deßhalb keine Vorwürfe, denn Gefühle lassen sich nicht erzwingen, und das Bestreben dazu kann niemals zum Glücke führen. – Du siehst, ich spreche offen und ohne Rückhalt zu Dir; es geschieht in dem Verlangen, diejenige Zuneigung, welche uns bisher verbunden hat, unverändert zu erhalten. Es würde mich sehr betrüben, sehr unglücklich machen, wenn es anders werden könnte. Die Veranlassung aber zu dieser vielleicht etwas außergewöhnlichen Mittheilung hat darin ihren Grund, *daß ich mich verlobt habe*.

»Vielleicht ist es thöricht, daß ich so vieler Worte bedurft habe, die fast wie eine Rechtfertigung klingen, um Dir dies zu sagen – aber mich belebt der Wunsch, nicht von Dir verkannt und nicht falsch beurtheilt zu werden. Laß uns daher dieselben bleiben, liebe Cousine Hedwig, dieselben, die wir uns waren – auch in den jetzt veränderten Verhältnissen. Meine Braut lebt vielleicht noch als Kind in Deiner Erinnerung, denn sie ist einmal eine kurze Zeit mit Dir in Schönborn zusammengewesen. Damals waret ihr Beide noch Kinder, und Du erinnerst Dich vielleicht der kleinen Doris von Leba nicht mehr. Jetzt ist

sie ein liebliches, schönes Mädchen von achtzehn Jahren und im Besitze aller Eigenschaften, mich glücklich zu machen. Ihr Vater war Oberst, hat als solcher den unglücklichen Krieg mitgefochten und wurde dann auf halben Sold gestellt. Dies und eine erhaltene schwere Verwundung beschleunigten seinen Tod, so daß er vor drei Jahren gestorben ist. Die Mutter meiner Braut hatte keine andere Aufgabe, als Ihr einziges Kind von ihrem sehr geschmälerten Einkommen zu erziehen und nichts zur Bildung seines Herzens und Verstandes zu unterlassen. – Du siehst daraus, liebe Hedwig, daß nicht äußere Umstände meine Wahl bestimmt haben. Ich hoffe, Du wirst meine geliebte Doris wie eine Schwester lieben lernen, wenn ich sie Dir zuführe, was bald geschehen wird, denn sie hat endlich eingewilligt, nach sechs Wochen für immer die Meinige zu werden. – Darf ich Dich und Deinen Vater zur Hochzeit einladen? Sie soll ganz ohne Prunk und ohne Ostentation gefeiert werden; dies ist ihr ausdrücklicher Wunsch. Wie sehr Du mich durch die Gewährung meiner Bitte erfreuen würdest, habe ich nicht nöthig, Dir zu sagen – Du würdest mir dadurch zugleich beweisen, daß Du noch dieselbe Zuneigung zu mir hast und sie mir auch ferner erhalten willst. – Lächle nicht über diesen Brief, Hedwig; es würde mich betrüben, wenn ich mir denken könnte, daß in diesem Augenblicke der mir so wohlbekannte spöttische Zug um Deinen hübschen Mund schwebte! – Theile Deinem Vater meine Verlobung mit, ich schreibe nicht besonders an ihn, und behalte lieb unverändert

Deinen treuen Cousin *Alfred*.«

Alfred's Befürchtung, daß sie mit spöttischer Miene den Inhalt des Briefes lesen würde, hatte sich nicht erfüllt; sie saß vielmehr noch immer gedankenvoll da; sie wußte eigentlich selbst nicht, woran sie dachte.

Plötzlich lachte sie hell auf. Es ist ein sonderbarer, komischer Mensch, der Cousin Alfred! rief sie dann, indem sie rasch aufsprang – was er sich für überflüssige Mühe macht, mir dieses einfache Ereigniß mitzutheilen! – Ich hätte wahrlich Ursache, ihm zu zürnen – aber es scheint, alle Männer leiden an einer unvertilgbaren Selbstüberhebung, und ich muß ihm das zu Gute halten, da er es jedenfalls gut gemeint hat. – Ich erinnere mich des keinen Mädchens noch, fuhr sie nach einer längeren Pause fort – sie war etwas schüchtern und still für sich, aber sie versprach hübsch zu werden. Nun, wir werden ja sehen, was aus ihr geworden ist, wenn wir zur Hochzeit reisen, was wir natürlich thun werden. – Aber jetzt zum Papa, damit er das frohe Familien-Ereigniß erfährt.

Papa! rief sie diesem mit der freudigsten Miene schon von Weitem entgegen, eine sehr erfreuliche und überraschende Nachricht – rathe einmal!

Wie kann ich das rathen? erwiederte er verdrießlich. Was gibt es denn wieder, was schreibt Alfred?

Weßhalb solltest Du das nicht rathen können? Er ging immer mit Heirathsgedanken um!

Was sagst Du? fragte der Graf betroffen – ich will nicht hoffen ....

Freue Dich, lieber Papa, fuhr sie in fast ausgelassener Fröhlichkeit fort, denn Alfred hat sich verlobt mit einem Fräulein Doris von Leba und ladet uns zur Hochzeit ein, die in sechs Wochen Statt finden wird. Dann will uns das junge Paar mit einem Besuche beglücken, und es wird einmal wieder fröhlich und heiter hier zugehen.

Ach, dummes Zeug, erwiederte der Graf in ärgerlichem Tone, treibe nicht solche übel angebrachte Scherze – wo ist der Brief? Ich will ihn lesen.

Der Brief? – Er enthielt weiter nichts; ich werde ihn Dir nachher geben – zweifle nicht, sondern freue Dich mit mir!

Ist es wirklich wahr? fragte der Graf ernst.

Wie kannst Du nur glauben, ich würde mir so etwas ausdenken, mit dem Namen? sagte sie, immer lachend – ich soll es Dir mittheilen, und bin von dem Cousin Alfred besonders dazu beauftragt.

Der Graf sah seine Tochter eine kurze Zeit lang durchdringend an, da er aber keine Veränderung auf ihrem lächelnden Gesichte wahrnahm, zwang er sich, eine Aeußerung, die ihm bereits auf den Lippen schwebte, wieder zu unterdrücken, und sagte nur in ärgerlichem Tone:

Nun, er ist sein eigener Herr und hat Niemanden zu fragen, ob und wann er heirathen soll, wenn die Heirath nur standesgemäß ist. – Ich hätte übrigens wohl erwarten können, daß er vorher .... Doch ich habe Geschäfte und kann mich mit solch dummem Zeuge nicht länger aufhalten, fuhr er ärgerlich auf – willst Du nicht endlich

Dein Reitkleid ausziehen – Du scheinst vergessen zu haben, daß Du damit bereits den Anfang gemacht hast.

Entschuldige, lieber Papa, sagte sie nicht ohne Verlegenheit, indem sie einige der geöffneten Knöpfe rasch wieder schloß – ich wurde durch Alfred's Brief unterbrochen und konnte die Zeit nicht erwarten, Dir diese freudige Mittheilung zu überbringen. –

Gegen Abend erschien Walther, und sein Geschäft mit dem Grafen wickelte sich in überraschend kurzer Zeit ab. Er hatte gegen den von Walther nach Hedwig's Notizen entworfenen Vertrag im Allgemeinen nichts zu erinnern und machte nur den Einen Zusatz, daß sich derselbe auf alle Steinkohlen beziehe, die auf seinem Grund und Boden gefunden werden könnten. Es wurde eine halbjährige beiderseitige Kündigung festgesetzt, mit dem Zusatze jedoch, daß, wenn es von Seiten des Grafen erfolge, ohne nach den landrechtlichen Bestimmungen gerechtfertigt zu sein, der Gewinn-Antheil Walther fortbezahlt werden müsse. Kurz – das Geschäft war abgeschlossen, und zwar zur beiderseitigen Zufriedenheit.

Während Walther die ersten Einrichtungen der Ausführung traf und dabei eine außergewöhnliche Thätigkeit entwickelte, kam Hedwig gar nicht nach dem Vorwerke, auf welchem Walther vorläufig wohnen zu bleiben erklärt hatte, um in nächster Nähe der Arbeiten zu sein. Ihr Vater hatte, so ungern er es that, eingewilligt, zur Hochzeit seines Neffen nach Breslau zu reisen, und

Hedwig benahm sich gegen dessen Braut und Schwiegermutter mit einer solchen Freundlichkeit und Zuvorkommenheit, daß Alfred davon entzückt war. Es schien, als ob sie den ganzen reichen Schatz ihrer Liebenswürdigkeit hier verschwenderisch verausgaben wolle, um die schüchterne Doris zu gewinnen, wozu es dessen gar nicht bedurft hätte, da diese die Huldigungen ihrer vornehmen künftigen Cousine nicht ohne Verlegenheit entgegennahm.

Die Freundschaft findet jedoch in dem Herzen junger Mädchen stets einen empfänglichen Boden, wenn sie bereit sind, diese hier etwas zarter und weichlicher gedeihende Pflanze darin Wurzel schlagen zu lassen, und so waren Hedwig und Doris bald die besten Freundinnen, und die Hochzeit der Letzteren wurde dadurch eine noch heiterere und glücklichere, als sie ohnehin war.

Alfred zog es vor, mit seiner jungen Frau eine Reise nach Wien zu machen und erst auf der Rückkehr längere Zeit in Wallfort zu verweilen. Hedwig reis'te mit ihrem Vater gleich nach der Hochzeit seines Neffen wieder nach Hause, da Jener große Eile hatte und sich in Gedanken fast ausschließlich mit der eröffneten Quelle neuer Reichthümer beschäftigte.

Nach Verlauf von vierzehn Tagen kam das junge Ehepaar dann in Wallfort an, und es begann eine Reihe von Festlichkeiten, welche zwar dem bescheidenen Wesen von Doris wenig zusagten, die der Graf aber der Ehre seines Namens und Standes wegen für nöthig hielt und dabei verschwenderische Pracht entfaltete. Zwei unserer

Bekannten betheiligten sich daran jedoch nicht, der Baron, welcher jeden Umgang mit der gräflichen Familie zu Hedwig's großer Befriedigung abgebrochen hatte, und Walther, der, ungeachtet der an ihn ergangenen Einladungen, seine vielen Geschäfte vorschützte.

Ganz unbetheiligt konnte er jedoch nicht bleiben, denn schon am ersten Tage ihrer Anwesenheit besuchte Alfred mit seiner jungen Frau den Freund seiner Jugend, und dieser gefiel es in der einfachen und doch comfortabeln Einrichtung so sehr, sie trug ein solches Verlangen nach näherem Umgange mit Walther's Mutter und ihm, daß er es nicht umgehen konnte, die öfteren und längeren Besuche zu erwiedern. Er wählte dazu jedes Mal Zeiten und Stunden, von denen er wußte, daß es ruhig auf dem Schlosse sei, und er verbrachte mehrere Abende im traulichen, heiteren Gespräche mit seinem Freunde und dessen liebenswürdiger, kindlichen Gemahlin. Auch Hedwig fehlte dann nicht, und er mußte anerkennen, daß er sie noch nie so hingebend, so herzlich und natürlich gesehen hatte. Es waren das eigentlich fast neue Eigenschaften, die sie entwickelte; denn der Stolz, der sonst, wenn auch mehr oder weniger verschleiert, doch immer ihrem Wesen beigemischt war, schien gänzlich dem Bemühen der zuvorkommenden, theilnehmenden und aufopfernden Wirthin gewichen zu sein.

Sein Auge ruhte oft lange Zeit, ohne daß er es selbst wußte, auf ihr, wenn so der Zauber der Anmuth, mit Geist, Fröhlichkeit und Natürlichkeit gepaart, ihr edles

Gesicht und ihr ganzes Wesen belebte, und er schlug betroffen seinen Blick nieder, wenn der ihrige dem seinen zufällig begegnete, als ob er befürchte, sie könne seine Gedanken und Empfindungen errathen haben. – Ob er darin Recht hatte? Wir vermögen es weder zu verneinen, noch zu bejahen.

Neuntes Capitel.

Der Zeitpunct, in welchem wir Walther's Geschichte wieder aufnahmen, nachdem wir uns so lange mit Margot beschäftigt hatten, war ungefähr ein Vierteljahr nach Alfred's Hochzeit. Das junge Ehepaar hatte das Schloß bereits vor sechs Wochen wieder verlassen, jedoch einen baldigen längeren Besuch in Aussicht gestellt, wozu die Freundschaft, welche Doris mit Hedwig geschlossen, Veranlassung gegeben. Verschiedene Charaktere ziehen sich stets an, gleiche stoßen sich ab, vorausgesetzt jedoch, daß der Grundstoff, aus dem sie bestehen, nicht verschieden ist. Ein edler und ein gemeiner Mensch werden sich stets gegenseitig verneinen, aber sehr häufig wird ein stolzer, hochstrebender, heftiger von einem sanften, hingebenden, demüthigen sich besonders angezogen fühlen. Es geht damit wie mit den Kräften in der Natur, positive und negative Elektricität zieht sich an, während sich die gleichartige abstößt. Weßhalb wissen wir wieder eben so wenig, als worin die Anziehungskraft einer menschlichen Seele zu der anderen ihren Grund hat. Wenn wir darüber Untersuchungen und Nachforschungen anstellen, so kommen wir eben so wenig zu einem Resultate, wie

bei der Elektricität und dem Magnetismus, und schließlich zu dem Urtheile: es ist wunderbar, es ist räthselhaft. – Wunderbar bleibt für uns die ganze Schöpfung, vom Größten bis zum Kleinsten, und das Allerwunderbarste ist schließlich immer der Mensch selbst.

So verschieden die Charaktere von Doris und Hedwig daher auch in vielen Dingen sein mochten, Beide verband doch bald eine wirklich innige Freundschaft, worin vielleicht der Grund von Hedwig's verändertem Wesen zu suchen sein mochte. Denn verändert war sie, und auch nachdem ihre Freundin sie verlassen, verblieb sie in dieser sanfteren und elegischeren Stimmung, offenbar, weil sie gerade diese Eigenschaften bei Doris schätzen und lieben gelernt hatte. Das bewegtere Treiben auf dem Schlosse hatte einer fast einförmigen Ruhe Platz gemacht, einer Ruhe, die ihr keineswegs unangenehm war, obgleich sie die Abwesenheit der Freundin schmerzlich entbehrte,

In geschäftlicher Beziehung war es dagegen um so lebendiger geworden. Zahlreiche Bergleute arbeiteten in den Kohlenlagern, man hatte so schnell als möglich Wohnungen für diesen neuen Zuwachs der Bevölkerung erbaut, und das sonst so stille Vorwerk, auf welchem Walther bisher gewohnt hatte, glich jetzt einer Colonie, für deren Lebens- und sonstige Bedürfnisse verschiedenartige Einrichtungen getroffen werden mußten. Walther war nun auch in seine neue Wohnung herüber gezogen, deren Einrichtung der Graf, von dem in Aussicht stehenden, seine Erwartungen weit übertreffenden Gewinne entzückt, in einer Weise bewirkt hatte, welche sich nicht allein auf

das Bedürfniß beschränkte. Walther's frühere Wohnung hatten die Schichtmeister und Obersteiger erhalten, kurz, es hatte sich eine sehr rege und umfangreiche Geschäftsthätigkeit entwickelt, deren Mittelpunct Walther blieb.

Auch Hedwig schien sich für alles Dies lebhaft zu interessiren; sie war häufig draußen an den Zechen, ließ sich die gemachten oder beabsichtigten Anlagen erklären, und ihr lebhafter und biegsamer Geist, welcher jede Sache mit Leichtigkeit auffaßte, war bald auch in diesen Dingen so bewandert, daß Walther sie zuweilen unwillkürlich wie einen Sachverständigen zu Rathe zog. Außerdem verkehrte sie viel mit Walther's Mutter und half ihr bei der Einrichtung der neuen Wohnung. Diese gab dabei gern ihrem Geschmacke oder auch wohl ihren Launen nach, so daß Walther, wenn er Abends heimkehrte und ihm etwas Neues gezeigt wurde, sogleich ihre Einwirkung erkannte und im Stillen darüber lächelte. So hätte seine Mutter die Möbel nicht geordnet, viele Kleinigkeiten, die an sich überflüssig und doch geeignet waren, dem Ganzen einen besonderen Reiz, eine besondere Annehmlichkeit zu verleihen, unbeachtet gelassen; darin kennzeichnete sich ihr geläuterter, vielleicht auch etwas besonderer und eigenthümlicher Geschmack.

Früher würde ihm diese Einmischung in seine Angelegenheiten, welche sich bis auf die Einrichtung seines eigenen Zimmers ausdehnte, in hohem Grade unangenehm gewesen sein, er würde sie mit Kälte und Stolz zurückgewiesen haben – jetzt war dies nicht der Fall. Im

Gegentheile, es erzeugte bei ihm ein wohlthuendes Gefühl, über welches er weiter nicht nachdachte, dem er sich aber hingab, obgleich er zuweilen dagegen auftrat, gleichsam um den Schein befriedigter Eitelkeit von sich abzuwenden.

Sie macht sich wirklich unnöthige Mühe, die Gräfin, sagte er daher eines Abends zu seiner Mutter, als er, ermüdet von der Arbeit zurückgekehrt, in seinem Zimmer den neuen Bücherschrank aufgestellt fand, in welchem die Bücher sämmtlich geordnet waren, dazu eine kleine Handbibliothek über seinem Schreibtische mit denjenigen Büchern, die zu seinem öfteren und augenblicklichen Gebrauche dienten – Du solltest das nicht leiden, liebe Mutter!

Kann ich es verhindern? Sie ist einmal so, und es wäre unartig von mir, wollte ich ihr widersprechen. Du hättest jetzt so viel zu thun, daß Du Dich mit diesen Kleinigkeiten nicht beschäftigen könntest, sagte sie, und ihr mache das Vergnügen, da sie ihre Zeit ohnehin nicht zu verwerthen wisse. Du wirst zugeben, daß ich ihr nicht widersprechen konnte. Findest Du es nicht hübsch so? Hättest Du es anders gewünscht?

O nein, nein – sie hat viel Geschmack, das erkenne ich an, aber ich wünschte nur – den Bücherschrank hätte ich übrigens doch an jene Wand gestellt, wo er weniger dem Auge entzogen gewesen wäre, fuhr er lächelnd und in dem Bemühen fort, seine eigene Meinung auch zur Geltung zu bringen, diese Seite des Zimmers ist überhaupt zu leer.

Dort müsse der neue Flügel stehen, sagte die Gräfin.

Ein neuer Flügel? fragte Walther mit sichtbarem Erstaunen; der Herr Graf ist ja überaus zuvorkommend.

Er steht schon unten und soll morgen ausgepackt werden. Er kam zum großen Mißvergnügen der Gräfin zu spät, denn sie wollte durchaus, er sollte heute noch heraufgebracht werden – aber es ging leider nicht mehr, und sie mußte fort – Du weißt ja, sie bleibt niemals länger, als ob es ihr unangenehm sei, mit Dir noch zusammenzutreffen.

Sie ist wirklich sehr rücksichtsvoll, erwiederte er, in dem seine Augen gedankenvoll auf der Stelle ruhten, wo das neue Instrument stehen sollte.

Ja, das ist sie, bestätigte seine Mutter; sie fehlt mir ordentlich, wenn sie nicht hier ist, und hätte ihr das nicht zugetraut, denn ich hielt sie für stolz und hochfahrend.

Das ist auch der Grundzug ihres Charakters, entgegnete er nicht ohne einen gewissen Zwang in seiner Stimme; sie hat jetzt Langeweile und sich ein Spielzeug erdacht, um sie zu vertreiben – das ist Alles! Bald wird sie eine andere Beschäftigung finden und der neuen Liebhaberei eben so Rechnung tragen, wie sie es dieser thut. Wir dürfen uns dadurch nicht bethören und zu keiner unvorsichtigen Vertraulichkeit verleiten lassen, die wir später gewiß sehr bereuen würden. Ich habe ja schon einmal ähnliche Erfahrungen gemacht, setzte er mit Bitterkeit hinzu, und möchte sie um alle Schätze der Welt nicht zum zweiten Male machen. – Den Grafen und mich verbindet nichts als das gegenseitige Interesse; ich bin ihm für jetzt

unentbehrlich, das weiß er, und der unerwartet günstige Erfolg unseres gemeinschaftlichen Geschäftes läßt ihn eine Art von Noblesse entfalten, die ihm gewiß innerlich schwer genug wird, die er jedoch für nöthig hält, theils um mich anzuapornen, theils um seinen hochgräflichen Namen mit noch größerem Glanze zu umgeben. Glaubst Du, er würde unter seinen Standesgenossen von mir anders als von seinem Beamten reden, den er für angemessen erachtet, so zu stellen, wie er es gethan? Nur, weil er mich braucht, geschieht es, und ich würde sehr thöricht und unklug handeln, wenn ich dies einen Augenblick vergessen wollte. Mein Vortheil ist jetzt sein Vortheil – bis auf eine bestimmte Gränze natürlich – er wird diese niemals überschreiten, darauf kannst Du Dich verlassen; hüten wir uns daher, daß wir uns durch diese Spielereien verleiten lassen, es unsererseits zu thun.

Aber die Gräfin, erwiederte seine Mutter, welcher diese Anschauungsweise ihres Sohnes hinlänglich bekannt war, ihr thust Du Unrecht, wenn Du ihrer Handlungsweise gleiche Motive unterschiebst.

Sie ist die Tochter ihres Vaters, sagte er hart, und die herablassende Freundlichkeit, mit welcher sie uns beehrt, kann bei uns doch immer nur das Gefühl der Beschämung hervorrufen. Ich hoffe, sie wird selbst bald einen anderen Gegenstand zur Befriedigung ihrer Laune auffinden, sonst bleibt doch nichts übrig, als ihr durch unser Benehmen zu zeigen, daß wir dazu nicht geeignet sind.

Du bist heute in übler Laune, mein Sohn, und solltest eine harmlose und wohlgemeinte Freundlichkeit nicht mit so harten Worten bezeichnen. Sie gibt sich stets unbefangen und natürlich und ist so herzlich und zuvorkommend gegen mich, daß ich ihren Stand völlig vergesse.

Das darfst Du aber nicht, Mutter, rief er, sich sichtlich ereifernd; das ist es ja eben, was ich befürchte und wovor ich Dich warne. Ich will zugeben, fuhr er unruhig fort, daß sie es gut meint – mein Gott, warum sollte sie es nicht! Sie thut das Alles gewiß nicht in der Absicht, uns zu schaden – aber die sie bewegenden Antriebe sind ohne Tiefe, ohne innerlichen Halt. Laß morgen irgend etwas Anderes kommen – vielleicht einen ebenbürtigen Freier, der ihren Anforderungen entspricht, so ist die Beamten-Familie vergessen, und wenn Er stolz ist und von dergleichem Volke nichts wissen will – gar nichts, so wird dasselbe auch aufhören, für *sie* vorhanden zu sein. Sei deßhalb vorsichtig, Mutter!

Sie sah ihn zweifelnd an: es kam ihr fast vor, als ob er mehr zu sich selbst, als zu ihr spräche, und selbst seiner eigenen Lehren bedürfe, gegen die er befürchte, fehlen zu können.

Ich bin überzeugt, daß die Gräfin allein ihren Vater bestimmt hat, Dir damals plötzlich so günstige Bedingungen zu stellen, sagte sie, ohne zu wissen, weßhalb sie plötzlich diese Idee aussprach – die Sache war zu auffallend; denn nachdem Dir der Graf kurz vorher ....

Weßhalb kommst Du mit Einem Male auf diese Vermuthung? unterbrach er sie, indem er sie mit ungewöhnlicher Erregung ansah.

Ich habe einmal diesen Glauben, erwiederte sie, selbst wenn Du anderer Ansicht bist. Aber Dir scheint dieses Gespräch nicht angenehm zu sein, mein Sohn, Du bist müde und hungrig – sei nicht böse, daß ich Dich vielleicht verstimmt habe – das Abendessen wartet.

Verstimmt? fragte er wieder freundlich, weßhalb sollte mich das verstimmen? Komm' denn, laß uns hinunter gehen.

Erwägungen, wie er sie weniger auch innerer Ueberzeugung, als aus Neigung zum Widerspruche gegen seine Mutter ausgesprochen, fingen an, ihn unruhig und nachdenkend zu machen. Er mußte anerkennen, daß dieses außergewöhnliche, begabte und schöne Mädchen sein Empfinden und sein Denken in einer Weise, oft gegen seinen Willen, beschäftige, welche er selbst als thöricht und leichtsinnig bezeichnet. Er nahm sich dann jedes Mal vor, kalt und abgeschlossen gegen sie zu sein; aber wenn sie dann kam, ihm mit ihrer klaren Stimme einen Gruß zurief, und ihre großen, glänzenden Augen ihn so freundlich, so ganz ohne alle Beimischung von Stolz und Kälte anblickten, die ihnen sonst eigen, so schmolzen seine Vorsätze wie der Schnee vor den Strahlen der Sonne; er konnte diesem anmuthigen, gewinnenden Wesen nicht Kälte und Härte entgegensetzen, wie er jedes Mal fand, wenn er mit ihr zusammen war, während er, einsam

mit seinen Gedanken, wieder zum entgegengesetzten Resultate kam. Dennoch spiegelte sich dieser Kampf seines Innern in seinem Benehmen ab, und er machte immer wieder, wenn auch vergebliche Versuche, ein ernstes und gemessenes Benehmen gegen sie aufrecht zu erhalten.

Sie sah ihn dann fragend, fast vorwurfsvoll, aber so unbefangen an, daß er doch immer wieder unterlag.

Sie haben etwas, was Sie vor mir verbergen, sagte sie, als sie eines Abends von den Bergwerken nach Hause ritten – ich habe das schon längere Zeit bemerkt. Es quält, es beunruhigt Sie etwas, fuhr sie mit leiserer Stimme fort, indem ihre Augen, ohne ihn anzusehen, auf dem Halse ihres Pferdes ruhten; es ist gewiß unrecht, daß ich dies sage – es sieht wie eine unbefugte Neugierde aus; denn wenn Sie es mir mittheilen wollten, so würden Sie es thun oder gethan haben, ohne daß ich nöthig hätte, davon zu sprechen.

Ich – erwiederte er sichtlich verlegen – ich wüßte wahrlich nicht – die Geschäfte nehmen meine Gedanken zuweilen sehr in Anspruch – ich bin deßhalb oft zerstreut – und wenn dies zuweilen der Fall ist, gnädige Gräfin, setzte er in ernstem und förmlichem Tone hinzu – so müssen Sie die Güte haben, es zu entschuldigen.

Sehen Sie, wie Recht ich habe, erwiederte sie mit einem fast muthwilligen Lächeln, jetzt in diesem Augenblicke haben Sie wieder die bösen Gedanken. Dann sind Sie mit einem Male gemessen, fast unartig gegen mich, als ob ich Ihnen dazu Veranlassung gegeben hätte. Wenn ich das wirklich thue, fuhr sie ernster fort, indem ihre

Augenbrauen sich unmerklich zusammenzogen, so sagen Sie es mir. Doch sprechen Sie Sich offen aus, denn ich setze voraus, auf ein solches Vertrauen Anspruch machen zu können – oder täusche ich mich darin?

Sie täuschen Sich allerdings, erwiederte er befangen, aber nicht darin, daß ich kein Vertrauen zu Ihnen hätte – wie können Sie daran im Mindesten zweifeln – ich würde Ihnen das wichtigste Geheimniß anvertrauen, fuhr er lebhafter fort, indem sich ihre Blicke einen kurzen Moment begegneten – unbedingt und ohne Rückhalt und mit der Ueberzeugung, daß es nirgendwo sicherer bewahrt werden könnte – aber Sie täuschen Sich in Ihrer Voraussetzung. Vertrauen Sie *mir* auch darin und haben Sie Nachsicht und Geduld mit mir und mit meinem Wesen, welches einmal mit diesen unleidlichen Eigenschaften ausgestattet ist.

Wenn Sie das selbst anerkennen, könnten Sie es vielleicht ändern?

Wir müssen Vieles nehmen und ertragen, wie es ist, und stehen Alle unter der Herrschaft der Verhältnisse. Der Kampf dagegen führt niemals zum Glücke, denn der einzelne Mensch vermag nichts gegen die Allgemeinheit. Ein Auflehnen gegen das Bestehende, ein Durchbrechen derjenigen Schranken, welche ihn durch staatliche Einrichtungen, selbst durch alte und verjährte Vorurtheile gesetzt sind, wird immer ein mißglückter Versuch bleiben, und selbst wenn er mit scheinbarem Erfolge verbunden ist, doch später in sich selbst wieder zerfallen.

Er brach plötzlich in seiner Rede ab, denn er fühlte, daß er unwillkürlich viel zu viel gesagt und sein inneres Empfinden verrathen habe.

Sie war sehr ernst geworden, und wenn er sie jetzt angeblickt hätte, was er jedoch nicht that, würde er bemerkt haben, daß sie leise erröthend ihre Augen niedergeschlagen hatte.

So ritten sie schweigend eine längere Zeit neben einander hin; sie fragte nicht mehr, und er sprach nicht weiter, obgleich er ihre Frage eigentlich noch gar nicht beantwortet hatte.

Wie die Sonne heute wieder schön untergeht, sagte sie dann, wir haben einen wundervollen Herbst in diesem Jahre.

Der Himmel ist so wolkenlos, so klar und rein, wie ich mir Ihre Seele denke, erwiederte er, jetzt zum ersten Male länger zu ihr aufblickend – möge nie der Schatten einer Wolke sie verdüstern – möge Ihr Glück zu allen Zeiten diesem Himmel ähnlich sein!

Sie versuchte, ihn anzusehen und zu lächeln, aber Beides wollte ihr nicht gelingen. Es gibt auf der Erde keine ganz glücklichen Menschen, sagte sie dann leise – das Gehirn sorgt stets dafür, daß für einen Jeden der Gedanke des Todes nicht zu sehr als ein Schreckbild erscheine.

Wir reden uns in eine melancholische Stimmung, sprach er, sich fast gewaltsam zu einem heiteren Tone zwingend – man muß solche Neigungen bekämpfen, und ich will damit den Anfang zu meiner Besserung machen.

Wollen Sie? fragte sie, ebenfalls wieder lächelnd, so beweisen Sie es mir und singen Sie mir heute einige Lieder. Ich werde dabei zugleich erfahren, ob Ihnen das neue Instrument zusagt. Sie wissen, fuhr sie jetzt anscheinend unbefangen fort, ich treibe selbst leider keine Musik. Mein Vater legt keinen Werth darauf und hat es daher nicht für nöthig gehalten, das Kind, welches sich hartnäckig gegen die Erlernung der ersten Anfangsgründe sträubte, eben so hartnäckig zur Ueberwindung derselben zu zwingen. – Jetzt bedauere ich dies sehr, denn ich liebe die Musik und beneide Jeden, dem es vergönnt ist, sich durch Ausübung dieser Kunst Genüsse zu verschaffen, die ich leider entbehren muß. Wollen Sie mir meine Bitte gewähren?

Gern, sehr gern.

Nun, dann fort! rief sie, den Zügel ihres Pferdes lockernd, die Sonne ist längst hinunter und die ersten Schleier der Nacht flattern über den Wiesen.

Er hatte in seiner neuen Wohnung nur wenig gesungen – überhaupt sich dieser Beschäftigung nur sehr selten hingegeben. Es waren jedes Mal trübe Gedanken in ihm aufgestiegen, wenn er den Versuch gemacht, und seine Stimme war dann oft mitten in einem Liede verstummt. Hedwig hatte ihn nur ein einziges Mal, ohne sein Wissen, gehört und er ihre Aufforderung zum Singen dann immer abgelehnt. Heute zum ersten Mal wollte er ihrem Wunsche nachkommen.

Er setzte sich an den Flügel und spielte zuerst einfache Weisen und Accorde, bald aber ergab er sich dem Zauber der Töne und schwelgte in dem Genusse, ihnen seine Empfindungen in jener Sprache anzuvertrauen, welche keiner Worte bedarf, um zu reden und verstanden zu werden. Er vergaß Hedwig und seine Mautter, er glaubte allein zu sein, und erst nachdem er dann plötzlich wieder daran dachte, daß er Zuhörer habe, brach er diese wilden, regellosen Phantasien ab und schloß mit gewohnten und bekannten Uebergängen.

Wie schön Sie spielen können! sagte sie sichtlich bewegt – ich beneide Sie darum – aber was hilft es mir – ich kann nur hören – nichts darauf erwiedern. Und nun singen Sie, wie Sie mir versprochen.

Er sang ein paar Arien aus Mozart'schen Opern; sie hörte ihm zu, ohne sich darüber zu äußern, wie er erwartet hatte.

Es sind dies gewiß sehr schöne Arien, sagte sie dann, aber sie sprechen mich nicht an – ich mag überhaupt nicht auch Opern herausgerissene Stücke, wo der dramatische Zusammenhang fehlt. Sie mögen daraus ersehen, setzte sie sich fast entschuldigend hinzu, einen wie wenig geläuterten Geschmack ich besitze. Sie sangen neulich ein Lied. Das gefiel mir. Ein Lied ist ein Ganzes für sich, es drückt eine bestimmte Empfindung der Seele aus – wenn auch nur Eine, aber diese ganz. Singen Sie ein paar Lieder.

Lieder? fragte er – haben Sie vielleicht ein besonderes Lieblingslied?

Ich bin leider ein Fremdling in der Musik, Sie wissen es ja – singen Sie dasselbe Lied, das Sie drüben sangen, als ich Sie zufällig hörte.

Es ist sehr einfach, sagte er zögernd.

Gerade das liebe ich.

Ich befürchte, es wird Ihnen nicht gefallen.

Warum befürchten Sie das?

Das Lied, was sie verlangte, war Margot's Lieblingslied – er hatte es sie gelehrt, sie hatte es oft mit ihrer lieblichen, schönen Stimme gesungen und ihn immer gebeten, die zweite zu singen. Später war dies eine stillschweigende Verabredung zwischen ihnen, und wenn sie auf der Guitarre die bekannten Accorde der Begleitung anschlug, dann sangen sie Beide stets – gewöhnlich zum Schlusse – dieses einfache, melancholische Volkslied. – Es trat dies Alles mit Einem Male lebendig vor seine Seele, und es war ihm, als müsse Hedwig, nachdem er die Accorde angeschlagen, auch die Melodie einsetzen. Aber sie schwieg – und er sang endlich, nachdem er viel länger präludirt, als nöthig war – er sang sehr leise und gedämpft. Nach den ersten, einfachen Sätzen, beim zweiten Theile des Verses, fiel er unwillkürlich in die zweite Stimme, sang noch einige Worte weiter, dann aber brach er plötzlich ab und schloß, indem er wild über die Tasten hinfuhr, mit einer grellen Dissonanz.

Es hat Ihnen nicht gefallen! rief er dann, erregt aufspringend, wie kann ein solches Lied auch Anspruch auf Ihren Beifall haben?

So hat es mir nicht gefallen, wenigstens das Ende nicht, sagte sie, sich gleichfalls erhebend – vielleicht gelingt Ihnen ein anderes Mal der Schluß besser, wenn Sie weniger übel gelaunt sind.

Zehntes Capitel.

Es geschieht oft, daß anscheinend unbedeutende Ereignisse eine nachhaltige Wirkung auf uns und einen wesentlichen Einfluß auf unsere fernere Handlungsweise ausüben. Wir haben eine Zeit lang in einer unbefangenen Verkennung der Verhältnisse oder unserer eigenen Empfindungen fortgelebt, vielleicht es auch absichtlich unterlassen, darüber tiefer nachzudenken oder eine Selbstprüfung mit uns vorzunehmen; wir geben uns Eindrücken hin, die unserem Herzen oder unseren Leidenschaften zusagten, ohne uns um die etwa daraus entstehenden Folgen zu bekümmern. Plötzlich bringt uns ein zufälliges, anscheinend gleichgültiges Ereigniß zu der Erkenntniß, daß wir schon längere Zeit auf einem gefahrvollen Wege fortgewandelt sind, ohne uns des Endzieles desselben jemals bewußt geworden zu sein.

Aehnlich, wenn auch nicht in vollem Umfange, erging es Hedwig. Der Umgang mit Walther war ihr nach und nach ein Bedürfniß geworden, die Stunden, welche sie in Gemeinschaft mit ihm zubrachte, die geistige Anregung derselben boten ihr einen Genuß, den sie fast nicht mehr entbehren konnte, worauf sie sich im Stillen freute, nach dem sie sich sehnte und in dessen Nachklängen sie fortlebte, wenn er vorüber war. Sein sich widersprechendes

Wesen erhöhte diesen Genuß, ihre Eigenliebe flüsterte ihr zu, daß er gleiche Empfindungen theile und nur, vielleicht ihrer gegenseitigen Stellung wegen, dagegen ankämpfe.

Er stieg deßhalb um so höher in ihrer Achtung und Werthschätzung, und dadurch steigerte sich bei ihr das Bestreben, den Standesunterschied ihm gegenüber immer mehr verschwinden zu lassen, gerade weil er ihn zu erhalten bemüht war. Die Gefahr, welche in diesem Allem für sie selbst lag, daß ihr Herz sich dabei betheiligen könne – daran hatte sie niemals gedacht. Das Bewußtsein, durch ihren Stand und durch die Verhältnisse vollständig dagegen geschützt zu sein, ließ sie wie ein Kind mit dem Feuer spielen, das ja so angenehm leuchtete und erwärmte, das zu verlöschen aber ja nur von ihrem Willen abhing.

Dann kamen bei ihr auch Stunden, besonders wenn sie Abends einsam auf ihrem Zimmer saß, wo sie über mancherlei Dinge nachdachte, welche bisher ganz außerhalb ihres Ideenkreises gelegen hatten, in welchen sie Manches in einem anderen Lichte zu betrachten begann, als dies bisher der Fall gewesen war. Sie beschäftigte sich mit den Ideen, welche die französische Revolution hervorgerufen, und fand Manches gerechtfertigt, was sie bisher verdammt und verabscheut hatte.

Weßhalb an veralteten Vorurtheilen und Beschränkungen festhalten, welche die Zeit längst beseitigt hatte? War Frankreich nicht dadurch allein so groß und mächtig geworden, daß es mit den Anforderungen der Zeit

fortgegangen, und hatten die alten, morschen Staatseinrichtungen seiner Gegner nicht diesem Geiste unterliegen und sich beugen müssen? Auch Preußen hatte diese Bahn, wenn auch erst nach schwerem Unglücke, betreten; aber gerade Diejenigen, zu denen sie gehörte, sträubten sich dagegen, weil sie die Interessen ihres Standes gefährdet glaubten.

Das waren gefährliche Ideen, die sich ihrer leicht erregbaren Seele bemächtigten; sie selbst empfand das und hütete sich, mit ihrem Vater darüber zu sprechen – auch mit Walther nicht; sie wußte, er wäre ihr Gegner gewesen, und empfand außerdem eine Scheu, Ansichten gegen ihn auszusprechen, welche ohnehin nur oberflächlich in ihr Wurzel geschlagen hatten und dabei leicht einer Mißdeutung hätten unterliegen können.

Hätte sie eine ernstliche Selbstprüfung mit sich vorgenommen, wäre dies überhaupt möglich gewesen, so wäre sie zu einem ganz anderen Resultate gekommen. Bei dem Weibe ist immer das Gefühlsleben vorherrschend und das Herz die bewegende Kraft, der Verstand ein nur abhängiges Werkzeug, welches zur Förderung oder zum Hemmen derselben gebraucht wird. Es gibt Frauen, bei denen dieser Satz anscheinend irrig erscheinen kann, welche große Plane erdenken, die Geschicke ganzer Länder bestimmen; aber könnte man auch hier jedesmal auf den innersten Grund ihres Handelns zurückgehen, so würde man erkennen, daß immer das Herz in erster Reihe betheiligt war und ganz unbedeutende Einwirkungen darauf leicht Alles wieder über den Haufen werfen konnten.

Hedwig's Herz war, ihr selbst unbewußt, in ihrem Benehmen gegen Walther betheiligt – vielleicht mehr, als sie es für möglich hielt. Sie verglich ihn im Stillen mit den Männern, die sie bis jetzt kennen gelernt hatte, und immer zu seinem Vortheile. Der Baron, ein eitler, fader Schwätzer, kam gar nicht in Betracht, Alfred – er war ihr nie mehr als ihr Verwandter gewesen – ruhig, unverändert, wenigstens gegen sie; er hatte dabei zuweilen ein belehrendes, fast spöttisches Wesen, als ob er zu einem Kinde spräche – sie liebte das nicht, es verletzte ihren Stolz. Die Nachricht von seiner Verlobung war für sie überraschend – weiter nichts, vielleicht mit etwas Aerger gepaart darüber, daß er mit ihr davon gar nicht vorher gesprochen, sie nicht um Rath gefragt hatte. Ihrem Benehmen gegen Doris lag anfänglich das Bestreben zu Grunde, ihrem Vetter darüber, daß sie sich über seine Verlobung freue oder daß ihr dieselbe gleichgültig sei, jeden Zweifel zu benehmen. Dann gewann sie das sanfte, liebenswürdige Mädchen wirklich lieb und wurde ihre Freundin. Walther dagegen entsprach dem Ideale, das sie sich in ihrer Phantasie von einem Manne geschaffen hatte. Ein jedes Mädchen träumt sich ein solches Ideal, welches es später dem Gegenstande seiner Wahl anzupassen versucht, bis es gewöhnlich zu der Ueberzeugung kommt, daß entweder das geträumte oder das wirkliche Ideal eine Täuschung gewesen ist. Schon daß er in den Krieg gezogen, wenn auch in einen erfolglosen – er hatte doch dieser Idee Alles geopfert –, stellte ihn bei ihr

über die anderen Männer, welche ruhig diesen Erfolg abgewartet und dann ruhig darüber abgesprochen hatten. Er war stolz, selbstbewußt, aber entfernt von jeder Anmaßung; er besaß nicht nur einen gebildeten Geist, sondern auch Bildung des Herzens. Er konnte sich für alles Erhabene und Schöne begeistern, wenn er auch nur in seltenen Momenten diesen Empfindungen Worte verlieh, diese machten dann einen um so tieferen Eindruck. – Es waren auch schon mancherlei Erinnerungen, die sie mit ihm vereinte, und diejenige an die Nacht auf der Lissa Hora wollte immer noch nicht erblassen.

Deßhalb fand sie in seinem Umgange vollständige Befriedigung für den Mangel anderer Geselligkeit. Sie entbehrte diesen nicht mehr, im Gegentheil, sie hatte sich, ohne es sich einzugestehen, nach der Abreise von Alfred und seiner jungen Frau im Stillen gesehnt und war nie innerlich froher gewesen, als sie wieder allein war, denn während dieser Zeit hatte sie Walther fast gar nicht gesehen. Ihr Wesen und Benehmen hatte sich gegen ihn verändert; auch dies hatte sie nicht bemerkt, er scheinbar ebenfalls nicht; aber sie war nachgiebiger geworden, hatte sich seinem Willen oft untergeordnet, ohne daß er ihn ausgesprochen, und dies Alles war ganz unmerklich und nach und nach so emporgewachsen wie eine Pflanze, die, zuerst kaum sichtbar, von Wärme und Licht gefördert, unmerklich fortwächs't und dann plötzlich in voller Blüthe dasteht.

Er war oft wortkarg und absichtlich förmlich gegen sie, sie hatte sich daran gewöhnt; es kamen wieder Zeiten,

wo es anders war, sie wußte das, und sie empfand eine gewisse Genugthuung, wenn er so war, sie wußte ebenfalls nicht, weßhalb,

Jetzt mit einem Male trat eine Aenderung bei ihr ein. Sie fühlte sich durch sein Benehmen am letzten Abende verletzt. Sie konnte sich einen Grund davon nicht angeben, aber je mehr sie darüber nachdachte, um so mehr befestigte sich dieses Gefühl, denn zum ersten Male ärgerte und schämte sie sich, daß sie darüber nachdenken mußte. Wenn ich ihn freundlich um eine solche Kleinigkeit bitte, sagte sie sich mit erwachendem Stolze, so benimmt er sich .... Rücksichtsloser kann man nicht handeln, gegen Niemanden – gegen ein ganz gewöhnliches Mädchen nicht. Und habe ich ihm Derartiges nicht schon öfter hingehen lassen? Thut er nicht immer, als ob er *mir* eine Gnade oder eine Gunst erwiese, wenn er sich herabläßt, freundlich und natürlich gegen mich zu sein? Heute sprechen wir vertraut und unbefangen mit einander und morgen empfängt er mich wieder mit einer fremden Förmlichkeit, als ob wir uns zum ersten Male sähen! Aber ich trage allein die Schuld, fuhr sie in ihrem Selbstgespräche leidenschaftlicher fort, weßhalb werfe ich mich gegen ihn fort? – Sie erschrak, als sie dieses Wort ausgesprochen hatte; es war ihr, als ob ein Fremder ihr Thun und Lassen beurtheilt habe. – Das war wohl nicht der rechte Ausdruck, sprach sie leise nach einiger Zeit weiter, aber ich – ich – nun, ich hätte nicht so offen, nicht so harmlos und unbefangen gegen ihn sein sollen.

Er scheint das gar nicht einmal zu wünschen und fast anzunehmen, daß er mir damit eine Gefälligkeit erwiese, während er sich es klar machen sollte, daß – daß dies von meiner Seite geschieht. Aus Langerweile – vielleicht auch aus Rücksichten gegen ihn und seine Mutter. – Es ist hier so einsam und unerträglich langweilig. – Aber er soll von jetzt an sehen, daß man auch etwas Langeweile besser ertragen kann, als Rücksichtslosigkeit und ein unartiges Benehmen. Nein, ich müßte mich vor mir selbst schämen, wollte ich ihm dies nicht gründlich beweisen! Was kümmert mich überhaupt dieser Mann? fuhr sie gezwungen auflachend fort – mag er seine Kohlen graben lassen und mit meinem Vater rechnen nach Belieben – ich werde ihn fortan in diesen Geschäften nicht mehr stören, und wenn wir zusammenkommen, so wird nur die Gräfin Hedwig von Wallfort mit dem Herrn Director von Rohneck verkehren.

Mit Walther ging ebenfalls eine Umwandlung vor, aber gerade in entgegengesetzter Weise. Er hatte bisher in der inneren Täuschung gelebt, daß Hedwig ihm eine durchaus fernstehende Person sei; die Verhältnisse bedingten dies, und deßhalb mußte es so sein. Zuweilen konnte er sich der Erwägung zwar nicht entschlagen, daß die Gewohnheit des täglichen Verkehres eine gegenseitige Theilnahme und Werthschätzung zwischen ihnen erzeugt habe; jedes Mal aber, wenn seine Gedanken diese Richtung nahmen, wurde er innerlich mit sich unzufrieden

und wieder förmlich und fremd gegen Hedwig, bis ihre Unbefangenheit und Freundlichkeit das bisherige Verhältniß wieder herstellte.

Am anderen Tage war er wie gewöhnlich bis zum Abende bei den Kohlenbergwerken beschäftigt; der Graf war mit einem vornehmen Besuche, einem hochgestellten Bekannten hinausgekommen und hatte diesem die neuen Anlagen gezeigt. Die Erwartungen des mehr aus Neugierde Anwesenden waren durch den Augenschein weit übertroffen worden, und als ein erfahrener Geschäftsmann sprach er sich in der anerkennungswertesten Weise und nicht ohne einen Anflug von Neid darüber aus. Der Graf, welcher längst den Werth von Walther's umfassender Thätigkeit erkannt hatte, nahm diese Gelegenheit wahr, um zum ersten Male seines Directors Verdienste im vollsten Maße anzuerkennen, und war in seinem ganzen Benehmen gegen Walther überhaupt so rücksichtsvoll, daß dieser dadurch eine große innere Genugthuung erhielt, obgleich er sich auch diese Empfindung nicht eingestehen wollte. Das Verhältniß zwischen dem Grafen und Walther war überhaupt längst ein anderes geworden, denn der Graf nahm jetzt gegen ihn in seinem Benehmen Rücksichten, welche den Standesunterschied wenigstens äußerlich durchaus nicht mehr hervortreten ließen. Auch der Fremde, ebenfalls ein Graf und Majoratsherr, beobachtete ein gleiches Benehmen und verkehrte mit dem Herrn Director ganz wie mit seines

Gleichen, nur daß er zu seiner eigenen Belehrung mancherlei Fragen an ihn richtete, welche geeignet waren, seiner Eigenliebe zu schmeicheln,

Mit den verbindlichsten Versicherungen des Dankes entfernten sich endlich die beiden Grafen wieder, und Walther lag wie sonst seinen Geschäften ob. Wer ihn beobachtet hätte, würde jedoch gefunden haben, daß er von einer ihm sonst fremden Unruhe ergriffen war. Er hatte sein Pferd bestiegen, und indem er den Arbeitern Anweisungen ertheilte oder mit den Schichtmeistern sprach, blickte er öfter zerstreut hinaus nach der Richtung des Schlosses. Es war um die Zeit, in welcher Hedwig gewöhnlich zu kommen pflegte; die Sonne stand schon ziemlich tief am Himmel, der wieder eben so klar und heiter war wie gestern. Er mußte sich eingestehen, daß er sie erwarte; kam sie doch an jedem Tage. Sie wußte genau, was im Laufe desselben geschaffen worden, sie sprach mit ihm darüber, lobte oder tadelte auch, wie es ihr gerade gefiel. Das letztere geschah allerdings nur im Scherze, das wußte er, wenn sie sich auch den Anschein des Ernstes gab. Dann trieb sie ihn gewöhnlich an, sein Tagewerk zu schließen, und wenn dies dann geschehen war, oft nicht ohne daß er noch dies oder jenes gar nicht Nothwendige vorgenommen hatte, ritten sie zusammen plaudernd nach dem Schlosse. Heute, wo sie immer noch nicht kam, erschien ihm dieser gewohnte Schluß seines Tagewerkes besonders reizvoll; es fehlte ihm etwas, und er blickte verlangend auf den Weg hinab, der vom Schlosse herführte. Aber obgleich er denselben sehr weit zu

übersehen vermochte, sein spähendes Auge suchte vergebens das Bild der rasch dahin fliegenden Reiterin, ihr flatterndes Gewand und ihren wehenden Schleier.

Er blieb heute viel länger als sonst; die Sonne war längst hinabgesunken und die Dämmerung der kommenden Herbstnacht lag schon über der Gegend.

Die Sonne ist längst hinunter und die ersten Schleier der Nacht flattern über den Wiesen – sagte sie gestern, als wir heimritten, sprach er vor sich hin – und dann dachte er an Alles, was sie vorher und nachher zusammen gesprochen. Sie wird bei der Mutter sein und dieser wieder an der Einrichtung helfen, sprach er mit einem befriedigten Lächeln weiter – ich kann mir das denken, deßhalb ist sie heute nicht gekommen.

Unwillkürlich ließ er bei diesen Gedanken sein Pferd eine raschere Gangart annehmen und stand bald darauf im Zimmer seiner Mutter.

Bist Du allein, liebe Mutter? fragte er mit unverkennbarer Unruhe.

Wer sollte bei mir sein?

Ich dachte, vielleicht Hedwig – die Gräfin, setzte er, sich verbessernd, hinzu.

Ihr kommt ja sonst gewöhnlich zusammen; bringst Du sie heute nicht mit?

Nein; sie war nicht an den Gruben.

Hier auch nicht.

Den ganzen Tag nicht?

Nein, mein Sohn; aber weßhalb diese Frage? – sie ist ja öfter Tage lang nicht hier.

Ich dachte nur, sagte er nicht ohne Verlegenheit – sie wird doch nicht krank sein?

Krank? fragte sie verwunderungsvoll; weßhalb kommst Du zu dieser Befürchtung? Nein, ich habe sie noch vor ungefähr einer Stunde gesehen, als ich im Garten war; sie ritt den Weg nach dem Schlosse hinauf und winkte mir von Weitem einen Gruß zu.

Von welcher Richtung kam sie?

Sie ritt auf der Straße, welche zur Stadt führt; vielleicht ist sie dort gewesen.

Wahrscheinlich, sagte er verstimmt, wiewohl ich kaum wüßte, was sie dort hätte thun sollen.

Mein Gott, sie wird spazieren geritten sein, wie sie es täglich thut! erwiederte lächelnd seine Mutter.

Spazieren geritten, wiederholte er träumerisch – sie reitet aber – doch was kümmern mich ihre Ritte, setzte er plötzlich ärgerlich über sich selbst hinzu – ich weiß selbst nicht, wie ich zu diesen Fragen gekommen bin. Es ist mir aber sehr lieb, daß sie nicht hier ist, wie ich fast befürchtete, denn ich bin sehr müde und will bald zu Bette gehen.

Du gönnst Dir zu wenig Erholung, mein Sohn, sagte besorgt seine Mutter, und strengst Dich zu sehr an; Du solltest Mittags nach Hause kommen und nicht den ganzen Tag über draußen bleiben.

Die Tage sind schon so kurz, und es ist noch so Vieles zu thun vor dem Winter, sehr umfassende Erdarbeiten, welche später – doch es kommt, Jemand – sollte sie doch noch vielleicht ....?

Nein, sei ohne Sorgen, so spät kommt sie niemals, man ruft uns zum Essen; ich hoffe, Du wirst meinen Braten loben, denn er besteht in dem Ziemer des Rehes, welches mir die Gräfin vor einigen Tagen geschickt hat.

Ich habe wirklich wenig Appetit.

Nun, der wird sich finden.

Als er später allein war, verscheuchten Gedanken mancherlei Art den Schlaf, nach welchem der ermüdete Körper sich sehnte, denn die Seele muß auch ruhig und müde sein, wenn wir uns jenem Zustande überlassen sollen, in dem das Bewußtsein schwindet, wo die willkürliche Thätigkeit der Seele und des Körpers aufhört und der so viel Aehnlichkeit mit dem Tode hat. So lange der Geist noch geschäftig bleibt, strebt der ermüdete Körper vergebens nach der Ruhe, in welcher er neue Kräfte sammelt, und Walther's Geist war heute besonders geschäftig. In dem Bestreben, den Schlaf zu erzwingen, erzeugte sich jene nervöse Aufregung, wo die Bilder der Phantasie zum wachenden Traume werden und wie eine fremde, außer uns liegende Macht unseren Willen fesseln oder beschränken, so daß unser Denken halb von uns bestimmt, halb von unserem Willen unabhängig vor sich geht.

Er saß mit Margot in der Laube der Fichtenau; sie lauschte seinen Worten, ihre Hand lag in der seinen und ihre treuen, sanften Augen blickten ihn an voll kindlichem Vertrauen und mit kindlicher Zärtlichkeit; aber diese Augen veränderten sich allmälig und erhielten einen anderen, glänzenderen Ausdruck – es war nicht mehr Margot, welche neben ihm saß, sondern Hedwig.

Lassen Sie uns fort, hinaus, sagte sie, indem sie aufstand und seine Hand losließ; was sitzen wir hier in dieser engen Laube, wo es schwül und dumpfig ist? Kommen Sie hinauf zu den Höhen, wo das Land und die Menschen tief unter uns liegen. Sie ritten neben einander, sie auf dem milchweißen Pferde und er auf der kohlschwarzen Lissa, es wurde nach und nach ein wildes, rasendes Rennen, bis sie droben auf dem Gipfel des höchsten Berges standen.

Wie schön, wie herrlich, sagte sie; ach, hätten die Pferde Flügel und wir könnten weiter, fort durch die Lüfte, ganz von der Erde fort, die so klein und erbärmlich ist – wie schön müßte es sein irgendwo, wo es keine Menschen gäbe! – Dann wurde es Nacht, und er saß mit ihr tief im Walde, ganz allein, wie damals in der Nacht auf der Lissa Hora. Das Feuer war erloschen, und der Mond blickte durch die Baumgipfel auf den Rasen der einsamen Lichtung. Sie hatte sich an ihn gelehnt und ihr Kopf ruhte an seiner Brust, sein Arm hielt sie, ohne daß sie sich dagegen sträubte.

Jetzt fürchte ich mich nicht mehr, flüsterte sie zu ihm herauf, wie damals, als wir das erste Mal die Nacht im Walde waren, obgleich ich es verheimlichte, ich fürchtete mich dennoch, und es machte mich sehr glücklich, daß Sie mich gefunden hatten, wenn ich es auch nicht eingestand. – Jetzt ist das anders, jetzt sind Sie mir kein Fremder mehr, ich weiß, daß ich Ihnen vertrauen kann und in Ihrem Schutze sicher bin. – O, wie schön ist es in einer solchen einsamen Nacht im Walde! –

Dann schlummerte sie ein. Er fühlte das leise Wogen ihres Busens und den Hauch ihres Athems. – Liebst Du mich, flüsterte sie im Schlafe, liebst Du mich, Walther – so wie ich Dich liebe – lange – lange schon?

Er beugte sich hinab und drückte einen langen Kuß auf ihre halbgeöffneten, schwellenden Lippen – ein sehnsuchtsvoller Seufzer hob ihre Brust – dann riß er sich gewaltsam aus diesen verlockenden Phantasien empor und blickte erschreckt in dem Zimmer umher, welches vom Mondlichte matt und magisch erleuchtet war. Er bedurfte einer geraumen Zeit, um sich wieder in die Wirklichkeit zu versetzen – er mußte aufstehen und Licht anzünden, um endlich die Bilder des wachenden Traumes verschwinden zu lassen.

Ob es ihm ganz gelang, wir wissen es nicht, denn die Gedanken, welche in solchen Stunden durch die Seele des Menschen ziehen, bleiben ihr eigenstes Eigenthum; nur eine andere Seele, die ganz mit ihr verbunden ist, kann die Mitwisserin davon werden – aber Walther besaß keine solche.

Eilftes Capitel.

Die Einwirkung der Nacht zitterte noch in Walther nach, als er am anderen Morgen seinen Geschäften wieder nachging. Es kam ihm Alles fremd und verändert vor und es war ihm immer noch, als ob er das wirklich Alles erlebt habe, auch die nüchternste Reflexion vermochte den Eindruck dieser lebhaften Phantasie nicht ganz zu

verwischen. Hedwig war ihm mit Einem Male eine Andere geworden, und er fürchtete sich förmlich, ihr zu begegnen. Es war ihm, als ob er ein Unrecht gegen sie begangen, eine Schuld zu sühnen habe – und doch hatte er sich noch niemals so sehr danach gesehnt, sie zu sehen und zu sprechen, als gerade heute. Aber diese Sehnsucht blieb unerfüllt, denn sie kam nicht, und als er am Abende heimkehrte, unzufrieden mit sich, unruhig und erregt, war sie auch den ganzen Tag über nicht bei seiner Mutter gewesen. Er fragte wieder nach ihr, aber nur kurz und ohne weiter etwas zu äußern; dann fragte er auch nicht mehr, wenn er Abends heimkehrte, allein und ohne sie gesehen zu haben, und wenn ihm seine Mutter erzählte, daß sie im Laufe des Tages zum Besuche gekommen sei, so hörte er diese Mittheilung jedes Mal stillschweigend an, ohne etwas darauf zu erwiedern. Aber die Heiterkeit und Freudigkeit, mit denen er sonst seinen Geschäften oblag, hatte ihn verlassen, er war ernster und schweigsamer geworden und suchte durch noch angestrengtere Thätigkeit sich zu zerstreuen.

So mochten vierzehn Tage vergangen sein; die Einrichtung seiner Wohnung war vollendet, und die Besuche zur Jagd nahmen auf dem Schlosse ihren Anfang, wie immer zu dieser Jahreszeit. Es wurde wieder lebendig dort, und fast an jedem Morgen zog man hinaus auf die Jagd, bald mit Windhunden zum Hetzen der Hasen, bald in den Wald, um Hirsche zu jagen. Er konnte sich den damit verbundenen Jagdessen nicht entziehen, denn der Graf

legte jetzt einen besonderen Werth darauf, seinen Director überall zur Geltung zu bringen. Er war der Gegenstand der allgemeinen Beachtung, denn man sah in ihm denjenigen, welchem der Graf die neuentdeckte Quelle großer Reichthümer verdanke, beneidete ihn um diesen werthvollen Besitz und war daher rücksichtsvoll und zuvorkommend, obgleich Walther's scharfer Blick dennoch sehr wohl erkannte, daß in der Behandlungsweise auch gegen den unbedeutendsten hochgestellten Standesgenossen und gegen ihn doch immer ein sichtbarer Unterschied zu Tage trat. Er kümmerte sich jedoch nicht mehr darum, sondern setzte jetzt in unabhängiger Stellung Stolz dem Stolze, Höflichkeit und Zuvorkommenheit aber auch diesen gegenüber.

Hedwig mied ihn sichtbar, und das verletzte, ja, erbitterte ihn, so sehr er auch gegen dieses Gefühl ankämpfte.

Es war nach einem solchen Diner, welches bis spät in den Abend gewährt, bei welchem man den vortrefflichen Weinen des Grafen reichlich zugesprochen und die Jagderlebnisse des Tages bis in die kleinsten Einzelheiten wiederholt hatte, als der Zufall ihn in die Nähe Hedwig's führte. Sie hatte bei Tische mit einer fast ausgelassenen Fröhlichkeit, welcher oft der ihr eigene Spott beigemischt war, sich an der Unterhaltung betheiligt.

Immer ernst und nachdenkend? redete sie ihn an, indem ihr Blick einen kurzen Moment dem seinigen begegnete, man soll fröhlich sein mit den Fröhlichen!

Mich interessiren die Jagderzählungen nicht in dem Maße, wie sie es verdienen, erwiederte er gemessen; man

muß eine handelnde Person dabei gewesen sein, glaube ich, um sie ganz zu würdigen.

Darin irren Sie; es kommt lediglich auf die Harmlosigkeit der Auffassung an, wie in allen Dingen. Diese Herren erzählen die unbedeutendsten Dinge mit unglaublicher Wichtigkeit, wiederholen und übertreiben dabei, so viel es irgend zulässig ist, aber sie amusiren sich köstlich – und ich, fuhr sie, ihn wieder einen kurzen Augenblick flüchtig ansehend, fort, ich, die ich nicht an diesen Jagden Theil nehme, ich finde das Alles doch ganz unterhaltend.

Sie betheiligen Sich nicht an den Jagden? fragte er, obgleich er wußte, daß sie es nicht that; Sie lieben doch dieses Vergnügen.

Nicht in dem Maße, daß es eine tägliche Beschäftigung für mich bilden könnte.

Das kommt daher, weil Sie die Abwechselung am meisten lieben.

Glauben Sie das? fragte sie gereizt; wie kommen Sie zu dieser Annahme?

Wie ich dazu komme? erwiederte er nicht ohne einige Verlegenheit – auf die logischste Weise, setzte er lächelnd hinzu, indem ich einen Schluß machte.

Darf ich vielleicht von diesem logischen Schlusse Kenntniß erhalten?

Sie interessirten Sich sonst für die Jagd – jetzt scheint dies nicht mehr der Fall zu sein – Sie interessirten Sich einst für die Arbeiten beim Bergwerke – jetzt nicht mehr – ich schließe daraus, daß Sie die Abwechselung lieben.

Wer sagt Ihnen, daß ich mich nicht mehr für diese Dinge interessire?

Nun, ich schließe dies ebenfalls, denn es ist lange her, daß – daß Sie nicht wie sonst an den Bergwerken waren.

Lange her? fragte sie anscheinend zerstreut – ja, ich glaube selbst, daß ich einige Zeit nicht dort gewesen bin – aber damit Sie nicht glauben, daß ich kein Interesse mehr dafür empfinde, so werde ich sie mir nächstens – vielleicht morgen, einmal wieder ansehen.

Ich würde mich sehr darüber freuen, erwiederte er unbedacht.

Sie würden Sich darüber freuen? wiederholte sie in leiserem Tone; nun, dann wäre es ja schon aus diesem Grunde unrecht, wenn ich länger fern bleiben wollte. Ich beabsichtige, morgen nach Schönwalde zu reiten, und kehre durch den Wald zurück, es ist dann nicht viel um.

Aber ein schwer zu findender Weg; von der großen Eiche oben verzweigen sich die Wege, und Sie könnten leicht irre reiten.

Ich werde mich schon finden.

Darf ich vielleicht einen Boten dorthin senden, oder gestatten Sie mir, Ihnen selbst von dort den Weg zu zeigen?

Wenn es Ihnen Vergnügen macht, sagte sie leicht erröthend, und Sie Ihre wichtigen Geschäfte nicht versäumen ....

Ich sagte es in der besten Absicht, erwiederte er, als sie lächelnd schwieg, und habe deßhalb keinenfalls Ihren Spott verdient.

Ich spottete nicht – gewiß nicht, setzte sie mit einem längeren, freundlicheren Blicke hinzu, und um Ihnen dies zu beweisen, werde ich Sie morgen gegen Abend droben im Walde an der großen Eiche erwarten. Wir reiten dann zusammen nach den Bergwerken, fuhr sie in einem unbefangeneren Tone fort, und Sie zeigen mir, welche Fortschritte Sie gemacht haben.

Ich werde pünktlich zur Stelle sein.

Ein Schwarm Gäste unterbrach dieses beziehungsvolle Gespräch; er empfahl sich und ging, es wäre ihm unmöglich gewesen, länger zu bleiben, so aufgeregt fühlte er sich. Wie war dies Alles so mit Einem Male, so plötzlich gekommen, die Verabredung eines Rendezvous an einer einsamen, fernen Stelle des Waldes! Er wußte selbst nicht, welche Eingebung ihn dazu gebracht, ihr ein solches Anerbieten zu machen; es war ihm unbegreiflich, noch mehr aber die Bereitwilligkeit, mit der sie darauf eingegangen. Als sie so vor ihm gestanden, mit niedergeschlagenen Augen, einen gezwungenen Lächeln um den lieblichen Mund und dann und wann flüchtig zu ihm aufblickend, da war sie fast wie die Hedwig im Traumbilde – er glaubte zu dieser zu reden, und ihre Worte klangen auch theilnehmend und freundlich – anders wie sonst – so kam es ihm wenigstens in jenem Augenblicke vor. Jetzt, jetzt ärgerte er sich über sich selbst, wenigstens bemühte er sich, seine Handlungsweise zu verdammen, aber im Innersten seiner Seele freute er sich, daß es so gekommen war.

Ich werde nicht hinreiten, sprach er in dem Bewußtsein der Selbsttäuschung vor sich hin, sondern einen Boten schicken, der sie geleitet, obgleich dies unartig sein würde, mehr als unartig, rücksichtslos. Nun, ich werde ja sehen, es wird sich wohl ein Entschuldigungsgrund finden lassen.

Seine Mutter erwartete ihn wie immer und freute sich über seine ungewöhnliche Heiterkeit. Er erzählte in launiger Weise den ganzen Verlauf des Diners, zeichnete einzelne Persönlichkeiten, wiederholte sogar mehrere Jagdgeschichten, kurz, er war so gesprächig und voller Munterkeit, daß seine Mutter zu der ganz falschen Annahme verleitet wurde, die guten Weine des Grafen seien dieses Mal nicht ohne Einfluß auf ihres Sohnes heitere Stimmung geblieben. – –

Es gibt ein bekanntes Bild: »Das Rendezvous.« Ein junges Mädchen hält sinnend auf einem weißen Pferde an einem Kreuzwege im Walde, ihr schöner Kopf ist etwas gesenkt und in dem Ausdrucke ihrer dunkeln Augen ruhen Nachdenken und Erwartung, Zu ihren Füßen liegt ein Windhund, welcher die ihr entfallene Reitgerte zu bewachen scheint. Vergegenwärtige Dir dieses Bild, geneigte Leserin, wir werden dann nicht nöthig haben, Dir Hedwig zu beschreiben, als sie gegen Abend des folgenden Tages droben an der großen Eiche im Walde Walther erwartete. Sie war gar nicht nach Schönwalde geritten, sie hatte dort keine Geschäfte, aber dennoch befand sie sich schon längere Zeit an jener Stelle, an welcher das Zusammentreffen zwischen ihnen verabredet war.

Die Sonne stand noch hoch am Himmel, als sie in Begleitung ihres Hundes das Schloß verließ und gegen ihre Gewohnheit langsam dem Walde zuritt. Es wäre nicht nöthig gewesen, so früh aufzubrechen, denn sie konnte jene Stelle in raschem Ritte in einer halben Stunde erreichen – aber ihre Gedanken beschäftigten sich den ganzen Tag über mit dieser Zusammenkunft, und die Zeit schlich heute viel zu langsam für ihre Ungeduld. Schon öfter hatte sie, nicht ohne inneren Kampf, dem Verlangen widerstanden, Abends in gewohnter Weise nach den Bergwerken hinaus zu reiten, die Trennung ließ wie immer Walther's Bild in verschönernden Farben in ihrer Seele erstehen, und die Gründe, welche sie bestimmt hatten, ihn zu meiden, verloren immer mehr an Stärke und Gewicht. Ihr Stolz stand dem Wunsche, ihn wieder zu sehen, allein noch gegenüber, sie sehnte sich im Stillen nach einem Zufalle oder nach einem Vorwande, auch sich damit abzufinden; aber die sonst oft so bereite und hülfreiche Göttin, die Gelegenheit, wandte ihr hartnäckig den Rücken, und je länger sie in ihrem Benehmen beharrte, um so schwieriger wurde die Bahn zur Rückkehr. Sie wußte eigentlich selbst nicht mehr, weßhalb es so war, aber es war so geworden, und sie konnte und durfte es nicht ändern.

Endlich war die Gelegenheit gekommen. Er selbst hatte sie gefragt, hatte ihr über ihr Ausbleiben Vorwürfe gemacht. Ach, wie sehr war sie im Stillen darüber erfreut und wie viel Mühe hatte es ihr gekostet, diese Freude zu verbergen! Ob ihr dies ganz gelungen war, ob sie doch nicht zu leicht, zu voreilig eingewilligt habe – darüber

und über noch vieles Andere dachte sie nach, als sie langsam dem Walde zuritt, auf einem großen Umwege, weil es noch viel zu früh war. Ich darf nicht zuerst dort sein, sagte sie sich, es würde sich nicht passen, ich würde mir dadurch etwas vergeben; er muß *auf mich* warten, und ich muß die Sache überhaupt in leichter und scherzender Weise auffassen. Ganz so, wie sie es verdient, setzte sie mit einem tiefen Athemzuge hinzu – und es ist überhaupt thöricht, daß ich so viel Werth und Gewicht darauf lege.

Sie ritt durch den Wald auf verschiedenen Wegen, immer im langsamen Schritte; aber die Zeit schritt noch langsamer, und der Tag wollte sich nicht neigen.

Jetzt wird er gewiß dort sein, schon lange meiner warten, sprach sie, ihr Pferd umlenkend, vor sich hin, und es würde Unrecht sein, ihn länger harren zu lassen.

Als sie den breiten Waldweg hinaufritt, der zur großen Eiche führte, spähten ihre Augen erwartungsvoll umher, aber die Stelle war noch leer, kein Geräusch störte die Stille des Waldes, nur eine Drossel sang und ein aufgescheuchter Holzhäher erhob sein heiseres Geschrei; sonst war Alles einsam, still und ruhig – und die Sonne stand noch immer strahlend am Himmel.

Sie hielt ihr Pferd an, stützte den Kopf auf die Hand, ihre Augen hafteten sinnend am Boden und ihre Seele versank in träumerisches Nachdenken. Die Reitgerte war ihr entfallen, und der ruhende Windhund hatte seine Vorderfüße darüber gekreuzt, als ob er sie bewachen

wolle. Das edle Pferd, gehorsam dem Willen seiner Herrin, stand bewegungslos mit hangendem Zügel, aber sein Kopf war gehoben, die dunkeln Augen schienen spähend umher zu blicken und die weitgeöffneten Nüstern die kühle, balsamische Luft des Waldes mit Lust einzusaugen. So war das Bild, als sie droben im Walde hielt, ihn erwartend, und versunken in süße und ihre Seele fesselnde, verlockende Träumereien. –

Jetzt hob der Hund den Kopf und blickte forschend in der Richtung des seitwärts führenden Weges; auch das Pferd wandte den schlanken Hals nach jener Seite – aber sie bemerkte es nicht, bis das laute Wiehern des letzteren sie plötzlich aus ihren Gedanken aufschreckte. Er kam. Sie sah über der wellenförmigen Anhöhe des Weges den oberen Theil seiner Gestalt – jetzt setzte er sein Pferd in Galop und hielt unmittelbar darauf an ihrer Seite.

Ein leises Beben durchflog ihren Körper, es ergriff sie ein beängstigendes Gefühl, als ob sie willenlos in seine Hand gegeben sei.

Sie sind schon hier? sagte er sichtlich verlegen, indem er seinen Hut zog und sich verneigte – ich glaubte sicher der Erste zu sein, und wenn ich gewußt hätte ....

Ich warte schon längere Zeit, erwiederte sie, sogleich die unbedachte Aeußerung bereuend – denn ich traf Niemanden in Schönwalde, und da der Abend so schön ist, fuhr sie fort, allmälig ihre Unbefangenheit wiedergewinnend – Sie wissen, ich liebe den Wald und seine Einsamkeit –, so vergaß ich Zeit und Ort – aber, nicht wahr – hier wollten Sie mich abholen?

Sie waren so gütig, mir das zu erlauben, und ich bedauere es sehr, daß ich dennoch zu spät gekommen bin.

O, Sie sind nicht zu spät gekommen; ich sagte Ihnen ja schon, daß ich die Ruhe des Waldes liebe und seine Einsamkeit aufsuche, um mich dem Zauber derselben hinzugeben.

So habe ich diesen Zauber wohl gestört und es wäre Ihnen angenehmer gewesen, wenn ich noch nicht gekommen wäre?

Weßhalb wollen Sie dies annehmen? erwiederte sie scherzend, aber mit einem leisen Erröthen; es hat Alles seine Zeit – auch die Zauberei.

Er blickte sie bei diesen Worten forschend an, als ob er aus ihren Augen sich vergewissern wolle, ob sie ihre wirkliche Ueberzeugung ausgesprochen habe, aber sie hielt seinen Blick nicht aus.

Ihre Reitgerte ist Ihnen entfallen, sagte er vom Pferde steigend und ihr dieselbe überreichend – wollen wir weiter reiten oder noch ein wenig hier verweilen, vielleicht ist noch etwas von dem Zauber übrig geblieben, und jene Bank unter der Eiche gewährt eine schöne Durchsicht auf das Thal und die sinkende Sonne.

Sie reichte ihm schweigend die kleine, schmale Hand und sprang, sich leicht auf ihn stützend, vom Pferde. Er nahm beiden Thieren die Zügel ab, wie sie es gewohnt waren, und dann saßen sie zusammen auf der einfachen Bank am Fuße der großen Eiche.

Es ist fast, wie an jenem Morgen, sagte er, als Sie mir die frohe Mittheilung brachten, daß Sie Ihren Vater zur

Abschließung des Vertrages mit mir bestimmt hätten, nur war es damals Morgen – und jetzt ist es Abend.

Ich, bestimmt? fragte sie mit angenommenem Erstaunen – wie können Sie nur so etwas glauben?

Lassen Sie mir immerhin diesen Glauben, erwiederte er ernst und sichtlich bewegt – lassen Sie mir immerhin die beglückende Ueberzeugung, *Ihnen* zu Dank verpflichtet zu sein.

Auch wenn es eine Täuschung wäre? fragte sie leise.

Es ist aber keine Täuschung, sagte er, sie lange anblickend; Sie haben nicht die Macht, diese Ueberzeugung in eine Täuschung zu verwandeln, aber Sie würden mir einen Theil meines Glückes rauben, wenn Sie auf dem Vorsatze dazu beharrten.

Einen Theil Ihres Glückes? – Also sind Sie glücklich?

Es wäre undankbar, wenn ich mit meinem Geschicke unzufrieden sein und das unverdiente und zufällige Glück nicht anerkennen wollte, welches mir zu Theil geworden ist.

Weßhalb nennen Sie dies unverdient und zufällig?

Gewährt die launische Göttin, die wir Glück nennen, ihre Gaben jemals anders? fragte er erregter – ist sie jemals die Gefährtin eines mühsamen und redlichen Strebens? Wendet sie nicht denen, die im Schweiße ihres Angesichtes nach einem Abfalle ihrer Gunst ringen, verächtlich den Rücken, und sorgt sie nicht dafür, daß auch Diejenigen, denen sie freundlich zugelächelt, nur zu bald erfahren, wie wenig auf ihre Treue und Zuverlässigkeit zu bauen ist?

Haben Sie das Alles schon erfahren?

Gibt es einen Menschen, der es nicht erfahren hätte?

Was Sie eben sagten, fuhr sie, ihn forschend anblickend, fort, ist ein allgemein bekannter Satz – er paßt leider auf alle Menschen, und es ist gewiß gut, daß die Bande der Erde sie nicht mit noch stärkeren Fesseln umschlingen; aber wie Sie es sagten, das führt mich zu dem Glauben, daß die Göttin, welche Sie so launisch und veränderlich darstellen, Ihnen schon einmal sehr freundlich zugelächelt – und dann sich plötzlich von Ihnen abgewendet habe. – Irre ich mich in dieser Annahme? fragte sie weiter, als er mit gesenkten Blicken schwieg. Es ist etwas in Ihnen, was Sie ernst, was Sie traurig macht. Sie suchen Sich damit abzufinden – aber zuweilen können Sie es dennoch nicht verbergen.

Ich habe Gut und Blut dem unglücklichen Vaterlande gewidmet, erwiederte er ohne aufzublicken – es war ein vergebliches Ringen. Wir bleiben, was wir sind, die gehorsamen, geknechteten Vasallen des ehrgeizigen, stolzen Eroberers – jede Hoffnung, daß es anders werden könnte, ist zu Grabe getragen – das ist der Wurm, der an meinem Glücke nagt.

Sie haben sein Vertrauen zu mir, sagte sie ernst, obgleich Sie mir einst aus freien Stücken die Versicherung gaben, daß ich Ihr unbedingtes Vertrauen besäße. – Vertrauen ist allerdings ein biegsamer und verschieden abgegränzter Begriff – entschuldigen Sie mich, daß ich denselben anders ausgelegt habe.

Er hatte diese Worte, welche sie in erwachendem Unmuthe gesprochen, schweigend aber mit innerer Bewegung angehört – er kämpfte sichtbar mit einem Entschlusse und fühlte, daß er auf einem gefährlichen Scheidewege stehe. Sollte, konnte er zu ihr von ihr reden? Durfte er sie zu der Mitwisserin der Geheimnisse seines Herzens machen? Wozu? Weßhalb? – Und doch war es so verlockend, so voll Reiz, dieses schöne, stolze Mädchen zu seiner Vertrauten zu haben – ach, was knüpften sich für liebliche Bilder an das Entstehen eines solchen beziehungsvollen Verhältnisses!

Es gibt Vieles, sagte er nach einiger Zeit in leiserem Tone und mit niedergeschlagenen Augen, was man auch dem besten Freunde verschweigt – nicht aus Mangel an Vertrauen, sondern weil – weil man weiß, daß es kein Interesse für ihn hat, oder ....

Oder weil man fürchtet, mißverstanden und falsch beurtheilt zu werden, ergänzte sie, als er fortzufahren zögerte – vergessen Sie, was ich sagte; es war thöricht, nichts als eine unbefugte Neugierde; ich erkenne das, ich befand mich in einem Irrthume. Lassen Sie uns reiten, sagte sie aufstehend, die Sonne neigt zum Untergange und ich möchte noch nach den Bergwerken.

Nein, sagte er mit einem tiefen Athemzuge, indem er ihre Hand ergriff und sie leise wieder zu der Bank niederzog, nein, Sie sollen nicht glauben, daß ich nicht unbedingtes Vertrauen zu Ihnen hätte; aber wenn ich Ihnen die unbedeutende, oft dagewesene Geschichte meines Herzens erzähle, so vergessen Sie nicht, daß sie es so gewollt und verlangt haben.

Zwölftes Capitel.

Er erzählte ihr seine Geschichte. Je länger er sprach, je bewegter wurden seine Mienen; seine Augen erglänzten und hafteten an dem Abendrothe des Himmels, als ob seine Seele in weite Fernen schweife; seine Stimme war bewegt und leidenschaftlich und sank dann wieder zum leisen Flüstern hinab. Sie saß schweigend und mit dem Ausdrucke tiefer Erregung an seiner Seite; ihre Blicke hingen an ihm, und nur wenn die seinigen ihr zufällig begegneten schlug sie die ihrigen nieder.

Es lag ein unnennbares Glück, ein nie gekannter Zauber für mich darin, sprach er weiter, in dem offenen Buche dieser unschuldsvollen Seele zu lesen – und als ich dann später erfuhr, daß sie mir Leben und Freiheit gerettet – da zweifelte ich auch nicht mehr daran, daß sie mich liebe. – Wie hätte ich auch daran zweifeln können? Ihr ganzes Wesen bekundete es, wenn überhaupt Wahrheit in dem Wesen eines Weibes ist. Als ich fort mußte, kämpfte ich lange mit mir, ob ich ihr nicht meine Liebe gestehen und unsere Herzen durch ein Gelübde binden sollte – aber was hatte ich ihr damals zu bieten? Ach,

diese nichtsbedeutenden Erwägungen, diese kalten, verständigen Rücksichten verhinderten mich allein daran – und wie gut war es, daß ich so gehandelt! Ihre Briefe athmeten Hingebung und Liebe, wenn die letztere auch nicht in unverhüllten Worten ausgesprochen war. Ich hatte keinen anderen Gedanken mehr, als sie, und alle irdische Seligkeit vereinte ich in dem Ausmnalen der Stunde des gehofften Wiedersehens. Dann wollte ich vor sie hintreten und ihr sagen: willst Du nun die Meinige sein, Margot, jetzt, wo ich Dich schätzen und wahren kann? – Ach, wie dachte ich mir das Alles so schön, so wonnevoll! – Den schüchternen, gewährenden Blick ihrer lieben, treuen Augen – das Beben ihrer Stimme – das .... Doch wie thöricht, wie kindisch bin ich, fuhr er plötzlich mit harter, veränderter Stimme auf; haben Sie Nachsicht mit mir, die Erinnerung wurde zu lebendig!

Und kam es nicht so? fragte sie leise, ohne die letzten Worte zu beachten.

Würde ich Ihnen dies Alles erzählen, sagte er traurig, wenn es so gekommen wäre – ach nein, fuhr er dann mit einem bitteren Auflachen fort, es kam ganz anders!

Ganz anders? fragte sie wieder mit theilnehmender Stimme – weßhalb kam es anders?

Weßhalb? rief er hohnlachend – o, aus einem sehr natürlichen und anerkennenswerthen Grunde! Weil sie, das arme, elternlose Mädchen, plötzlich zu einer vornehmen und reichen Dame, zur Marquise de Beaumont geworden war! – Was hat diese mit dem bürgerlichen, tief unter ihr stehenden Inspector zu schaffen! – Sie reis'te fort, fort

nach Paris, wo sie in Lust und Vergnügen lebt und natürlich keine Zeit übrig hat, auch nur einen einzigen Brief an diejenigen zu schreiben, welche die Hülflose aufgenommen und wie ihr eigenes Kind geliebt haben!

Das Alles geschah plötzlich und unerwartet? fragte sie weiter, als er wieder schwieg, von seinen Erinnerungen bewältigt.

Plötzlich und unerwartet, fuhr er wieder mit leiser und trauriger Stimme fort – als ich den bekannten Weg, auf dem sie so oft mit mir gegangen, eiligen Schrittes in das Thal hinabgestiegen war und endlich am Ziele meiner Sehnsucht stand – war sie fort, vor einer Stunde von den Bevollmächtigten ihrer neuen Eltern abgeholt worden; Wehrings hatten sie bis in das Dorf, wo ich sie zum ersten Male gesehen, begleitet. Ich warf mich auf ein Pferd und sprengte in tollem Jagen nach – als ob ich sie einholen, zurückbringen könnte – ich wollte sie wenigstens noch einmal sehen, noch einmal – ach, ich wußte selbst nicht, was ich wollte!

Und Sie haben sie nicht wiedergesehen?

Ich sah noch ihren aus dem fortrollenden Wagen hervorgebeugten Kopf – das Wehen ihres Tuches – ich weiß nicht nicht einmal, ob sie mich erkannt hat – das war Alles, setzte er mit einem gezwungenen Lachen hinzu – Alles, und damit endet diese kindische Geschichte, mit welcher ich so unnöthiger Weise Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch genommen habe – Sie werden jetzt selbst zugeben, daß es thöricht von mir war, Ihrem Wunsche zu entsprechen.

Ich danke Ihnen dafür, sagte sie, ohne ihre Bewegung verbergen zu können, – sie wollte noch etwas hinzusetzen, aber sie konnte den passenden Ausdruck nicht finden – ihre Augen ruhten mit inniger Theilnahme auf ihm, während er schweigend da saß, und ihre Hand, welche neben der seinigen auf der Bank lag, berührte diese leise und unwillkürlich.

Und seit jener Zeit haben Sie nichts mehr von ihr gehört? Hatte sie keinen Brief für Sie zurückgelassen?

Ja, sie hatte einen Brief für mich zurückgelassen, sagte er, während seine Augen an der Stelle des Himmels hafteten, welche die jetzt untergegangene Sonne mit einem goldenen Schimmer erglänzen ließ – ach, ich bin so thöricht, diesen Brief noch immer aufzubewahren, der von ihren Thränen feucht war und in welchem sie mir schrieb, daß sie mich nie, niemals vergessen, immer an mich denken würde – wie bald sind diese kindischen Betheuerungen zur Lüge geworden, denn es bedurfte nichts, als ein wenig Raum und ein wenig Zeit, um alle die alten Erinnerungen in ihrem Herzen ersterben zu lassen – alle – alle und jede – sie hat nie mehr etwas von sich hören lassen!

Wie würden sich Margot's liebe Augen mit Thränen gefüllt und der bitterste Schmerz ihre Seele erfaßt haben, wenn sie diese harten Worte hätte hören können – sie dachte vielleicht in derselben Stunde an ihn, mit Sehnsucht und Trauer darüber, daß er keinen ihrer Briefe beantwortet und sie vergessen habe! Aber ihr Herz hing

dennoch an ihm voll Liebe und Dankbarkeit und Hochachtung – wie sonst – vielleicht noch in höherem Grade.

Sie lieben sie immer noch? sagte Hedwig mit kaum hörbarer, bebender Stimme.

Wenn sie gestorben wäre, so würde ich sie noch lieben, entgegnete er eben so leise – wir hoffen auf ein Leben, auf ein ewiges, nie endendes Leben, nach dem Ende der kurzen, werthlosen, irdischen Pilgerfahrt – so hätte ich noch hoffen können, sie nach dem Tode wiederzufinden. – Es gab eine Zeit, wo ich mir die Seligkeit nicht ohne sie denken konnte, wo ich die Seligkeit ohne sie ausgeschlagen haben würde – aber jetzt – jetzt, fuhr er mit flammenden Blicken fort, jetzt ist sie für mich verloren – für die Erde und für die Ewigkeit – ich habe sie aus meinem Herzen gerissen für immer, und wenn die Erinnerungen an jene Zeit auch noch zuweilen in mir erstehen und lebendig werden – es sind nur bleiche, wesenlose Schatten, die vorüberschweben, immer matter werdend – ohne Macht, ohne Reiz – bald werden auch sie ganz erstorben sein!

Sie thun ihr doch vielleicht Unrecht, sagte sie, in dem Verlangen, ihn zu trösten; Sie wissen ja nicht einmal, ob sie noch lebt.

O ja, sie lebt noch, fuhr er leidenschaftlich auf – ihre Mutter war so gütig, an Wehring zu schreiben und ihn zur Aufstellung seiner Rechnung aufzufordern, mit dem Hinzufügen, daß weitere Correspondenzen zwischen ihrer Tochter und denjenigen, bei denen der Zufall sie eine Zeit lang hätte verweilen lassen, als unpassend aufhören müßten. Das Alles hat sie ebenfalls erkannt und deßhalb

es ebenfalls für unpassend gehalten, unsere Briefe zu beantworten – sie hätte vielleicht eine minder rücksichtslose Form wählen können, wenigstens Wehrings, welche sie Vater und Mutter nannte, selbst und eigenhändig danken können – aber sie hat im Ganzen klug und vernünftig gehandelt, die Marquise de Beaumont, was soll sie noch eine Gemeinschaft unterhalten mit Leuten, die so tief unter ihr stehen, von denen sie aber weiß, daß sie zu viel Selbstgefühl besitzen, um sich mit den Abfällen einer vornehmen Herablassung zu begnügen?

Sie urtheilen sehr hart, sagte sie – ich halte dies Ihrer jetzigen Stimmung zu Gute – aber Sie thun dem armen Mädchen doch vielleicht Unrecht, denn Sie wissen ja gar nicht, unter welchen Einflüssen, vielleicht unter welchem Zwange sie steht – obgleich ich Ihnen in der Hauptsache Recht geben muß, setzte sie mit leiserer Stimme hinzu.

Ja, ja, in der Hauptsache habe ich Recht, lachte er hohnvoll auf, und die Hauptsache bleibt immer die Hauptsache – eine vornehme Marquise und ein gewöhnlicher Fabrikant, oder gar ein untergeordneter Inspector – eine solch' unnatürliche Gemeinschaft muß vor allen Dingen gebrochen werden – das ist die Hauptsache – zuerst den Stand und dann das Herz – was ist überhaupt dieses Ding, das wir Herz nennen? Eine Erfindung, eine Beschönigung unserer Schwäche – jedenfalls immer die Nebensache, die nicht weiter in Betracht kommt.

Sie haben mich völlig mißverstanden, sagte sie lebhafter, und ihre Augen erfüllte ein tieferer Glanz – vielleicht haben Sie mich auch absichtlich mißverstehen wollen?

Er sah sie fragend an.

Ich nahm und nehme Margot in Schutz, weil Sie Sich ja nicht einnal die Mühe gegeben haben, Sich über ihre jetzige Gesinnung Gewißheit zu verschaffen; es kann sich Manches, Vieles ereignet haben, was zu ihrer Entschuldigung spricht.

Aber Sie gaben mir doch Recht, bemerkte er zweifelnd.

Ich gab Ihnen darin Recht, fuhr sie erregter fort, daß in den veränderten Verhältnissen Margot's kein Grund liegen kann, ihrer Liebe zu entsagen, wenn sie wirklich geliebt hat – im Gegentheil, sie mußte Ihre Liebe jetzt um so höher und fester halten. Ein Weib, welches liebt, das in dem Manne seiner Wahl das Ideal seiner Seele gefunden hat, muß in diesem Manne allein sein Alles und Einziges sehen, was es wünschen und begehren kann. Was kümmert sie Stand und Rang, Reichthum und Vornehmheit – sie sieht nur auf die innere Ehre und auf den Zug des Herzens zum Herzen – *das* meinte ich, sprach sie mit leiserer und stockender Stimme, in dem Gefühle, vielleicht zu viel gesagt zu haben – *das* halte ich für die Hauptsache, und deßhalb gab ich Ihnen Recht, sofern Ihre Voraussetzung richtig ist, daß Margot anders gehandelt hat.

Er sah sie erstaunt an und sein Blick ruhte fest und mit einem fast leidenschaftlichen Ausdrucke auf ihr, so daß sie erröthend die langen Wimpern herabsenkte. Sie schwiegen dann Beide, aber sie fühlte die magische Wirkung seines noch immer auf ihr haftenden Blickes; sie wollte weiter sprechen, aber sie vermochte wieder die passenden Worte nicht zu finden.

Ich hätte eine solche Auffassung von Ihnen nicht erwartet, sagte er dann – Sie sind sehr gütig gegen mich – Sie wollen mir Theilnahme beweisen – mir Trost spenden – aber es bedarf dessen nicht, wirklich nicht – die Geschichte ist aus – ist ganz zu Ende. Ich bin um eine Erfahrung reicher, und man kann solche Erfahrungen ja niemals zu theuer erkaufen.

Weßhalb haben Sie eine so niedrige Meinung von mir? fragte sie mit erwachendem Stolze; habe ich jemals durch mein Benehmen dazu Veranlassung gegeben?

Eine niedrige Meinung? sagte er bestürzt – ich – wie kommen Sie zu einer solchen Beschuldigung?

Meiner eben gemachten Aeußerung – ich hätte sie vielleicht unterlassen sollen – legen Sie die Absicht unter, Sie zu trösten; Sie halten das, was ich sagte, daher nicht für meine wirkliche Ueberzeugung, sondern nur für eine gut gemeinte Phrase, für eine Redensart, welche man macht, um die Formen der Theilnahme zu erfüllen. War das nicht Ihre Ansicht?

Wenn ich aufrichtig sein soll – es war sie, es war sie nicht nur, sondern es ist sie noch immer. Ich habe deßhalb keine niedrige Meinung von Ihnen, wie Sie so eben bemerkten, denn ich wüßte wirklich nicht, woraus Sie dies schließen könnten.

Ich fühle keinen Beruf, Sie deßhalb eines Anderen zu belehren, sagte sie beleidigt, und doch, fuhr sie fort, indem ihre Augen wieder einen sanfteren Ausdruck annahmen, doch möchte ich diese Stunde, in welcher Sie mir

Ihr Vertrauen geschenkt haben, ungern durch eine Mißstimmung verkümmern lassen und mit derselben von Ihnen scheiden.

Er war sichtlich befangen geworden und Empfindunen verschiedener Art durchzuckten seine Seele. Seine Blicke ruhten mit dem Ausdrucke inniger Theilnahme auf dem schönen Mädchen, welches in sichtbarem Kampfe mit seinem Stolze stand und dabei lieblicher aussah, wie jemals.

Wenn ich Ihnen Unrecht gethan habe, sagte er mit jenem leisen Beben in der Stimme, das ihr einen so gewinnenden Klang gab, so geschah es sicher ohne Absicht, ohne mein Wollen. Es würde mich tief schmerzen, wenn Sie mir zürnen könnten, gerade heute besonders.

Sie zweifeln also nicht mehr an meinen Worten?

Würden Sie wirklich darnach handeln können? fragte er, ihr fest in die Augen blickend.

Zweifeln Sie immer noch? erwiederte sie, indem ihre Blicke sich länger begegneten. Sie haben doch kein Vertrauen zu mir.

Ich habe es – ganz und vollkommen, sagte er, und beneide denjenigen, dem es beschieden sein wird, einst dieses Herz sein eigen zu nennen. Möge denn, fuhr er erregter fort, als sie bei diesen Worten erröthend die Augen niederschlug, möge denn Ihr Pfad ein geebneter sein, mögen Sie niemals nöthig haben, gegen die Verhältnisse oder die von der Zeit geheiligten Vorurtheile in den Kampf zu treten – sondern möge derjenige, den Sie einst lieben und den Ihrigen nennen werden, allen – allen,

auch diesen Anforderungen entsprechen, die Sie an ihn machen können!

Es ist schon spät, sagte sie nach einiger Zeit, während Beide geschwiegen – die Sonne ist unter, reiten wir.

Sie zürnen mir nicht mehr? fragte er leise, ihre Hand umfassend, die so lange Zeit dicht an der seinigen gelegen hatte.

Zürnen? erwiederte sie mit niedergeschlagenen Augen, während eine verrätherische Röthe bis zu ihren weißen Schläfen emporstieg – ich habe Ihnen nie gezürnt.

Sie werden wieder wie sonst kommen und nach den Arbeiten sehen?

Sie nickte, stumm gewährend, unmerklich mit dem Kopfe.

Ach, Sie glauben nicht, fuhr er in leidenschaftlicherem Tone fort, wie sehr es mich geschmerzt hat, als Sie nicht mehr kamen! Zuerst schrieb ich es dem Zufalle zu, aber als ein Tag nach dem anderen verging und ich erkannte, daß Sie absichtlich so handelten, da – da verlor ich alle Freudigkeit, welche die Thätigkeit sonst gewährt. Ich konnte Ihnen die Fortschritte der Arbeiten nicht mehr zeigen, Ihre Billigung, Ihr Lob, das mich so stolz gemacht, nicht mehr hören. Wenn der Abend kam und jene Stunde, welche für mich die schönste und glücklichste des ganzen Tages war – dann – dann blickte ich vergebens nach dem Wege hinaus, der von dem Schlosse heraufzieht – er blieb leer und ich mußte einsam und traurig darauf heimreiten, um wenigstens zu erfahren, daß Sie wohl und gesund seien.

Ihre Hand, welche das leise Umfassen der seinigen geduldet hatte, während er diese berückenden Worte sprach, zuckte mehrmals unmerklich und befreite sich dann, ohne daß er es hinderte.

Wenn Sie einen so großen Werth auf mein unbedeutendes Urtheil legen, erwiederte sie dann mit einem Lächeln, welches unbefangen erscheinen sollte, aber doch die Aufregung ihres Innern nur unvollkommen verhüllte, wenn Sie darauf einen so großen Werth legen, so werde ich – werde ich Abends wieder hinauskommen, setzte sie mit stockender Stimme hinzu.

Ich danke Ihnen von ganzem Herzen dafür, aber – Sie haben mir gezürnt, und wenn Sie auch jetzt – wenn Sie auch jetzt nicht mehr so empfinden, es betrübt mich doch noch immer, daß ich Ihnen habe dazu Veranlassung geben können – ich habe gesonnen und mich gemartert, um die Ursache davon aufzufinden, aber es ist mir nicht gelungen.

Lassen wir das, erwiederte sie verlegen – es war eine Laune von mir, die ich Ihren Launen entgegensetzte; wir hatten Beide Unrecht – und werden Beide unsere Fehler ablegen, setzte sie mit einem lieblichen Lächeln hinzu.

Meinen Launen? fragte er mit sichtlichem Schrecken – wie wäre das möglich?

Möglich? wiederholte sie jetzt in scherzendem Tone – stellen Sie einmal eine kleine Selbstprüfung mit Sich an, Sie werden dann finden .... Doch wozu diese Erörterungen, die ja jetzt überflüssig sind.

Wenn ich Sie in irgend einer Weise gekränkt habe, sagte er, indem seine Augen sie bittend anblickten, so vergeben Sie mir, es geschah gewiß nie mit Absicht – davon sind und waren Sie überzeugt. Aber was habe ich gethan? O, seien Sie gütig, sagen Sie es mir, damit ich Sie um Vergebung bitten kann!

Sie haben nichts gethan, erwiederte sie in zunehmender Befangenheit – es war kindisch von mir, daß ich einer Kleinigkeit eine solche Bedeutung gab – aber – aber es ärgerte mich, daß Sie das kleine Lied, um welches ich Sie besonders gebeten hatte, so nachlässig und nicht einmal bis zu Ende sangen.

Der Glanz seiner Augen erhöhte sich, während sie diese Worte mit gesenkten Wimpern und einem lieblichen, jedoch nicht unbefangenen Lächeln sprach – ein Jubel durchflog sein Herz, von dem er nicht wußte, weßhalb er so plötzlich entstanden – er hätte das schöne, sonst so stolze, jetzt so sanfte Mädchen umfassen und an seine Brust drücken mögen – aber er bezwang diese stürmische Bewegung, und noch in dem Kampfe, seine Ruhe wieder zu erlangen, sagte er mit unsicherer Stimme: Sie werden jetzt milder urtheilen, jetzt, da Sie den Schatten der Wolke kennen, der mein Denken und Empfinden verdunkelte – jenes Lied war ihr Lieblingslied, wir haben es oft, ach, so oft zusammen gesungen – und als die bekannten Töne an jenem Abende wieder erklangen, da war es mir, als müsse ich auch ihre Stimme wieder hören – jene Stimme, die so lieblich, so unschuldsvoll und rein war und doch nicht aus dem Herzen kam.

Das war es? sagte sie mit verändertem Tone, indem ihre Lippen sich fester zusammenpreßten – allerdings, ich verstehe Sie jetzt.

Und zürnen mir nicht mehr? bat er, sie fest ansehend.

Wie könnte ich Ihnen deßhalb zürnen, daß Sie über eine so schöne Vergangenheit die dürftige Gegenwart vergessen?

Hedwig! rief er leidenschaftlich und versuchte, wieder ihre Hand zu ergreifen.

Sie zog dieselbe rasch zurück. Es ist spät, sagte sie, dann aufstehend; die Sonne ist hinab, und wir müssen fort.

Er war auch aufgestanden und blickte sie traurig an; sie wandte sich ab und sah nach ihrem Pferde.

Es war doch sehr thöricht und unverständig von mir, sprach er dann mehr zu sich selbst; Sie werden das jetzt auch erkennen.

Was meinen Sie? fragte sie, sich umwendend.

Daß ich Ihnen das Alles erzählt habe. Es ist Ihnen unangenehm, wenn ich in meinen Gedanken, in meinen Aeußerungen darauf zurückkomme – und doch ist es so natürlich, so entschuldbar, daß ich es thue. Ich habe Alles so lange in meinem Herzen verschließen, in meinem Innern verarbeiten müssen, und das Verlangen, es jetzt aussprechen zu können gegen Jemanden, der mein Vertrauen begehrt hat, von dem ich hoffe, verstanden zu werden – es ist vielleicht eine Schwäche – aber – ich werde mir dieselbe nicht mehr zu Schulden kommen lassen, setzte er mit festerem Tone hinzu.

Vergeben Sie mir, sagte sie, ihn mit dem Ausdrucke inniger Theilnahme ansehend, indem sie ihm ihre beiden Hände hinreichte – es war unrecht von mir – und wenn Sie mir beweisen wollen, daß Sie mir ganz vergeben haben, so sprechen Sie recht oft und recht viel von Margot.

Er hatte ihre Hände ergriffen, und ein inniger Druck so wie ein langer, seelenvoller Blick seiner glänzenden Augen, vor dem sie die ihrigen erröthend niederschlug, sagte ihr, daß ihr Wunsch mehr als erfüllt sei.

Zäumen Sie die Pferde auf, sagte sie fast angstvoll, indem sie ihm ihre Hände wieder entzog – es ist die höchste Zeit, daß wir reiten.

Er erwiederte nichts; er blickte nur fragend in ihre Augen, dann zäumte er die Pferde auf und sie ritten in langsamem Schritte neben einander.

Die Sonne war längst untergegangen, aber die Abendröthe, welche den klaren Tagen des Herbstes nachfolgt, ruhte am westlichen Himmel, in immer matteren Farben-Reflexen bis zum Zenith hinaufreichend. Die Gegend lag in jener magischen Beleuchtung, welche der scheidende Tag und die kommende Nacht zu ihrem Liebesgeflüster über die sich nach Ruhe sehnende Erde ausbreiten, die in der Seele der Menschen die Arbeiten des Verstandes in Schlummer wiegt und süßes, träumerisches Empfinden, sehnsüchtiges Erinnern und verlockendes Hoffen erstehen läßt.

Sie ritten lange schweigend neben einander. Die Gedanken flogen hinüber und herüber – aber keiner von

ihnen sprach diese Gedanken aus – eines Jeden eigenes Empfinden hinderte ihn daran.

Dennoch fing dieses Schweigen an, peinlich zu werden.

Die Abende nehmen schon sehr zu, sagte sie, sich gewaltsam aufraffend und doch dem Gange ihrer Gedanken folgend, welche sie eben beschäftigt hatten – Sie sind ein Freund des Lesens, wie Sie mir erzählt haben; wollen Sie mir in den langen Abendstunden zuweilen vorlesen?

Sie würden mich dadurch sehr glücklich machen, sagte er erfreut.

Nun, so lassen Sie uns morgen beginnen, wenn wir von den Bergwerken heimgekehrt sind, wo ich Sie natürlich abholen werde, damit ich Ihre Arbeiten bewundern kann.

O, wie schön, wie genußreich werden dann die Abende des Winters werden!

Glauben Sie? rief sie neckend – aber nun fort, man möchte sonst Besorgnisse hegen wegen meines langen Ausbleibens.

Dreizehntes Capitel.

Der Morgen ist niemals eine Fortsetzung des Abends. Er ist jedes Mal der neue Anfang eines Lebensabschnittes, wenn auch nur eines kurzen, den wir Tag nennen, und jeder Anfang ist verschieden von dem Ende. Die menschliche Natur ist nicht befähigt, die erhöhte Spannung der Nerven, das gesteigerte Gemüthsleben, welche mit dem schwindenden Lichte des Tages sich einstellen, sich andauernd zu erhalten; sie bedarf erst wieder der Ruhe,

der Ruhe des Körpers und der Seele, welche beide in Bewußtlosigkeit hinsinken müssen, um für den neuen Tag und den neuen Abend wieder Kräfte zu sammeln. Wenn wir dann aus diesem Zustande, den wir Schlaf nennen, erwachen, sind unsere Nerven beruhigt, das Empfinden gemäßigt und die Herrschaft des Verstandes wieder hergestellt. In ganz außergewöhnlichen Fällen tritt jedoch gar keine oder nur eine geringe Veränderung ein, und es hat dann eine erhebliche Einwirkung auf unser Seelen- oder Körperleben Statt gefunden – der Schlaf, das beruhigende Opiat, flieht uns, und der Schein des kommenden Tages findet uns erregter und zugleich ermatteter, als uns die Schatten des Abends gelassen haben.

Auch auf jenen Abend, welcher Walther und Hedwig noch im Walde gefunden hatte, folgte die Nacht und dann der Morgen. Wenn wir Beiden um diese Zeit einen Besuch abstatten, so gelangen wir fast zu dem Schlusse, daß bei ihnen einer jener außergewöhnlichen Fälle eingetreten sei, von denen wir eben geredet haben. Beide scheinen schlecht oder wenigstens unruhig geschlafen zu haben, denn Walther war ungewöhnlich früh aufgestanden und Hedwig erst um diese Zeit in einen wenig erquickenden Schlummer gesunken. Was Beide gedacht oder vielleicht geträumt haben, können wir leider nicht berichten, sondern nur sagen, daß Walther blasser als sonst aussah, daß sich in seinem Wesen eine ihm nicht eigene Unruhe zeigte und er die Fragen seiner Mutter nur kurz und zerstreut beantwortete. Zur gewohnten

Zeit ließ er sein Pferd satteln, und nachdem er es bestiegen hatte, ritt er, was er sonst nicht zu thun pflegte, an dem Schlosse vorbei, obgleich dies ein Umweg war, ja, er hielt sogar dort eine Zeit lang an, indem er sich in ein Gespräch mit einem Gartenarbeiter einließ, wozu keine Veranlassung vorlag. Aber die Vorhänge von Hedwig's Fenster blieben herabgelassen, und er ritt dann ernster als sonst den Bergwerken zu.

Er blieb dort wie gewöhnlich den ganzen Tag und lag seinen Geschäften mit besonderer Thätigkeit ob; als aber die Sonne sich dem westlichen Hinmel zuneigte und die ersten Anklänge des Abends sich kundgaben, da bemächtigte sich seiner eine sichtbare Unruhe – er hielt droben auf der Anhöhe und blickte auf den Weg hinaus, auf dem sie kommen wollte.

Endlich wurde die Leere desselben durch einen sich rasch bewegenden Gegenstand in der Ferne unterbrochen – aber es war nicht das Bild eines Reiters, welches seine scharf spähenden Augen erfaßten, es war ein Wagen, er sah es jetzt deutlich, und in demselben saßen mehrere Personen.

Wenn sie es ist, sagte er enttäuscht, so kommt sie nicht allein.

Als sie näher kamen, erkannte er Alfred, seine junge Frau und Hedwig, und sprengte ihnen entgegen, um sie zu begrüßen.

Da sind wir wieder! rief Alfred ihm zu, indem er aus dem Wagen sprang und Walther, der vom Pferde gestiegen war, die Hand reichte. Grüß' dich Gott, alter Freund!

– dieses Mal bleiben wir länger hier, denn meine kleine Frau langweilt sich in der Stadt.

Man begrüßte sich gegenseitig in herzlicher Weise, die Damen stiegen aus, und Doris bat Walther mit ihrer gewinnenden Freundlichkeit, ihr die Bergwerke zu zeigen, von denen sie schon so Vieles gehört habe.

Sie werden kein großes Gefallen daran finden, erwiederte er, inden er ihnen voranschritt; es sind nichts als schmutzige schwarze Gruben, aus denen man Kohlen karrt auf kleinen, eben so unsauber aussehenden Wagen.

Aber diese Kohlen sind sehr werthvoll, bemerkte Doris, nicht wahr, so sagtest dir, Alfred! Man muß dies nicht vergessen, auch wenn sie schwarz und schmutzig sind.

Alle Kohlen sind schwarz, scherzte Alfred, aber sie verwandeln sich in reines, blinkendes Silber, und hier ist der Künstler, der sie darin verwandelt, setzte er mit einem lächelnden Blicke auf Walther hinzu.

Man ging nun hinauf und hinab zu den verschiedenen Gruben, und Walther bemühte sich, die Fragen von Doris zu beantworten, welche sie an ihn richtete, um nicht für gleichgültig gehalten zu werden. Alfred unterbrach sie oft dabei, indem er scherzend unrichtige Antworten gab, die sie eben so gläubig anhörte, so daß Walther bald seinem Freunde die Belehrung seiner auch in ihrer Unkenntniß liebenswürdigen und anmuthigen Frau selbst überließ.

Hedwig war völlig unbefangen, nur etwas schweigsam er als sonst, auch lächelte sie nicht bei den oft ganz unpassenden Fragen ihrer Freundin. Sie schien es natürlich

zu finden, daß sie davon keine Kenntniß hatte, und die Art, wie sie dies zu verbergen und ein Interesse zu bekunden suchte, um Walther's ihr so oft gerühmte Verdienste anzuerkennen, steigerte noch mehr die Zuneigung, welche sie ohnehin für diese kindliche Frau empfand. Sie selbst richtete keine Fragen an Walther, machte auch keine Aeußerung über die in ihrer längeren Abwesenheit geförderten Arbeiten, obgleich er ihr dazu in seinen Antworten an Doris mehrmals nicht ohne Absicht Gelegenheit zu geben schien. Nur Alfred sprach noch länger und mit fachverständiger Anschauung mit ihm, während Hedwig mit Doris über ganz andere Dinge plauderte; dann war, wie es schien, zu der Letzteren großen Befriedigung, die Besichtigung des Bergwerks vollendet und man rüstete sich zur Heimfahrt.

Du reitest mit uns? fragte Alfred, als Hedwig und Doris eingestiegen waren.

Er zögerte eine kurze Zeit mit der Antwort, weil er von Hedwig die gleiche Aufforderung erwartete. – Ich habe noch ein Geschäft, sagte er dann, als diese nicht erfolgte.

Aber Sie kommen doch nach, fragte sie jetzt, und bringen den Abend bei uns zu?

Nun, das versteht sich von selbst, bemerkte Alfred.

Wenn Sie es wünschen, erwiederte er, Hedwig's Frage allein beantwortend, so werde ich mich einfinden.

Zögern Sie nicht zu lange, rief sie ihm noch zu, als der Wagen sich schon in Bewegung gesetzt hatte und jetzt rasch dahin fuhr.

Er ging langsam zurück zu der Stelle, wo er sein Pferd gelassen, sprach noch eine kurze Zeit mit den Arbeitern und ritt dann ebenfalls in ruhigem Schritte dem Schlosse zu.

Wie war diese Stunde so ganz anders gewesen, als er sie gedacht und sich ausgemalt hatte! Ernst, schweigend und allein ritt er auf dem Wege dahin, auf dem er sich gestern in ihrer Gesellschaft befunden und den er heute in gleicher Weise zurückzulegen gehofft hatte. Daß Alfred gekommen war, hatte ihn nur wenig erfreut, ja, verstimmt, obgleich er es sich nicht eingestehen wollte. Sonst wäre sie allein gekommen, wie sie es versprochen hatte – auch gewiß anders, nicht so fremd, nicht so einfylbig und dabei nicht so sicher in ihrem Benehmen gewesen – ganz anders wie seit längerer Zeit. Sie schien das Befangene, sich oft Widersprechende ihres Wesens gänzlich verloren zu haben, sie blickte ihn frei und offen an, und wenn er seinen Blick auf sie richtete, so schlug sie die Augen nicht nieder, sondern sah ihn freundlich, vertraut und unbefangen an.

Der Abend verfloß in ungetrübter Heiterkeit; man hatte gegenseitig das Bestreben und das Bedürfniß zur Fröhlichkeit, und deßhalb hielt es nicht schwer, es wirklich zu sein. Der Graf bestand darauf, Walther's Mutter zum Souper herüber zu bitten, und als sie kam, war er gegen sie die Zuvorkommenheit und Herzlichkeit selbst, was

Walther besonders wohl that. Nach Tische wurde musicirt, denn Doris war musikalisch; sie hatte auch eine Altstimme und liebte die Musik, während Alfred weder zu singen noch ein Instrument zu spielen vermochte.

Es fehlt mir jede musikalische Anlage, und erst seit ich das Glück habe, verheirathet zu sein, fange ich an, diese Kunst aus einem anderen Gesichtspuncte zu betrachten, spöttelte er.

Du wirst mit Herrn Rohneck einige Duette singen, Doris, sagte Hedwig, indem sie den Flügel öffnete; er besitzt eine wundervolle Tenorstimme und singt und spielt Alles vom Blatte.

Ich freue mich sehr, wieder mit Jemandem singen zu können, erwiederte Doris.

Hedwig blätterte in den Noten, um ein passendes Stück zu suchen, und Walther war zu ihr getreten.

Befürchten Sie nicht, daß ich Sie heute um ein Lied bitten werde, sagte sie leise, wobei sie ihn freundlich ansah – vielleicht später einmal wieder, wenn wir allein sind und Sie selbst darnach Verlangen tragen.

Er erwiederte nichts – es war die erste Andeutung an ihr gegenseitiges, so beziehungsvolles Gespräch, aber sie verstimmte ihn – vielleicht wegen der Art und Weise, in welcher sie so plötzlich dazu kam.

Es wurde gesungen, meistens aus Opern – aber die Musik machte ihn ernst, fast traurig. War es doch das erste Mal, seit er die Fichtenau verlassen, daß er wieder in Gemeinschaft mit einer weiblichen Stimme sang, und diese

hatte Aehnlichkeit, wenigstens in der Tonlage, mit Margot's Stinme.

Die reichlich gezollte Anerkennung der Zuhörenden blieb für ihn werth- und bedeutungslos, selbst Hedwig's Beifall und besonders die Art, wie sie ihn aussprach, ließ ihn gleichgültig. Ihre Worte kamen ihn kalt vor, wie die Aeußerungen eines Kritikers; er wußte selbst nicht, was er daran auszusetzen hatte, aber es steigerte seine innere Unzufriedenheit, und ohne aufgefordert zu sein, spielte er Tänze und andere heitere Stücke, welche geeignet waren, jedem Eindrucke einer elegischen Stimmung entgegenzutreten.

Ehe ich ahnen konnte, daß Euer Besuch die Einförmigkeit unseres Lebens unterbrechen würde, sagte Hedwig dann, als man die Musik aufgegeben, hatte ich mit Herrn Rohneck verabredet, die langen Winterabende uns durch Vorlesen zu verkürzen – ich denke, wir ändern nichts an diesem Beschlusse, sondern beginnen morgen damit – denn Herr Rohneck ist ein eben so guter Vorleser als Sänger, setzte sie, ihn wieder freundlich ansehend, hinzu.

Ich weiß das, fiel Alfred lächelnd ein – Du hattest von je her einen Hang zu diesen poetischen Beschäftigungen, und oft habe ich darunter leiden müssen.

Ich werde mich deßhalb dieses Fehlers nicht mehr schuldig machen, erwiederte Walther, den es abermals verstimmte, daß Hedwig ihre gegenseitige Verabredung so öffentlich Preis gab.

O, Cousin Alfred hat darin keine Stimme! unterbrach ihn Hedwig. Nicht wahr, Doris, Du bist ganz meiner Ansicht?

Ich würde mich sehr freuen, wenn der Herr Director die Güte haben wollte, und was meinen Mann betrifft, so kann ich dasselbe von ihm versichern.

Was Du Dir herausnimmst! scherzte Alfred – aber da sie es einmal gesagt hat, so hört natürlich jeder Widerspruch auf; wir wollen also morgen lesen, mit vertheilten Rollen natürlich, und wenn wir erst ein wenig geübt sein werden, so führen wir auch ein kleines Stück auf.

Nun, so wollen wir also morgen beginnen – aber womit?

Kennst Du den Tasso von Goethe? fragte Hedwig.

Ich habe ihn einmal angefangen – aber ich konnte ihn nicht bis zu Ende lesen.

Nun, um so besser, bemerkte Hedwig; Du wirst sehen, liebe Doris ....

Ach, gib Dir keine vergebliche Mühe, Cousine Hedwig, unterbrach sie Alfred lachend, meine Frau schwärmt noch für Schiller, sie ist noch nicht für Goethe empfänglich; dazu ist sie noch ....

Nur, fragte Hedwig, als er schwieg, willst Du Deinen Satz nicht vollenden?

Du wirst mich verstehen, auch ohne daß ich es thue, erwiederte er, denn ich bin ganz Deiner Unsicht – Schiller ist mir zu sentimental, zu überschwänglich; lesen wir den Tasso, es wird Dir von besonderem Nutzen sein, kleine Frau – ich werde sogleich die Rollen vertheilen. Den

Herzog und Antonio übernehme ich, Leonore von Este bist Du, Hedwig, Du, Doris, die andere Leonore, und Tasso natürlich Walther.

Gut, so sei es denn, sagte Hedwig; ein Jeder kann sich seine Rolle vorher noch einmal durchlesen, und morgen Abend punct Sechs ist der Anfang. Werden Sie dann zurück sein können? fragte sie, sich an Walther wendend.

Er verbeugte sich schweigend, ohne etwas zu erwiedern.

Ich sehe nicht ein, weßhalb Du zwei Rollen lesen willst, Alfred, bemerkte jetzt der Graf – ich werde den Herzog übernehmen,

Du, Papa, rief Hedwig erstaunt, Du willst mitlesen?

Es wird jedenfalls weniger langweilig sein, als nur zuzuhören, sagte er mit einem eigenthümlichen, halb verlegenen Lächeln; ich kenne zwar das Stück nicht, aber ich denke mir, der Herzog wird am besten für mich passen.

Er ist wie für Dich gemacht, Onkel! rief Alfred.

Wir werden das morgen sehen, Herr Cousin, sagte der Graf, welcher den Spott aus Alfred's Aeußerung herausfühlte – warten wir es ab; vielleicht paßt der Herzog mehr für mich, als Antonio für Dich.

Du kennst also das Stück, Onkel? fragte Alfred verwundert.

Ach, woher sollte ich solch dummes Zeug kennen! – Aber es ist spät, Kinder, der Wächter hat schon Mitternacht geblasen.

Man trennte sich, und Walther führte seine Mutter den kurzen Weg durch den Park nach seiner Wohnung zu. Es

war eine wundervolle, kühle und klare Herbstnacht. Die Sterne leuchteten in strahlendem Lichte, und der Orion, das glänzendste Gestirn des winterlichen Himmels, war schon aufgegangen. Wie oft hatte sein Blick den unendlichen Raum bis zu jenen fernen Welten aus dem Fenster der Fichtenau durchflogen, wenn das schöne Sternbild am südlichen Himmel stand – wie oft hatte Margot's Auge ihn auf diesem Wege begleitet – damals, als er sie in die Wunder des Himmels eingeführt – ob sie jetzt auch wohl zu ihm aufschaute? – ob sich vielleicht ihre Blicke dort oben, weit, weit in dem unendlichen Raume des Weltalls, begegneten?

Er ging auf sein Zimmer, aber der Schlaf mied ihn noch lange. – Wie war dieser Abend so ganz, ganz anders geworden, als er ihn sich gedacht hatte! Wie war sie so ganz anders, als er geglaubt hatte, daß sie hätte sein können, hätte sein müssen! – Der ganze gestrige Abend, Alles, was sie zusammen gesprochen, vergegenwärtigte sich noch einmal in seinen Gedanken, die nicht abwenden lassen wollten von diesem verlockenden Bilde, an welches sich gegen seinen Willen noch andere anknüpften. Wenn er auch gewaltsam diese regellosen Phantasien zerstörte, sie kamen dennoch immer wieder und wollten nicht weichen, und auch das Grübeln und Sinnen nicht darüber, weßhalb sie heute so anders gewesen war – so freundlich unbefangen – so vertraut und doch so fremd. – Unzufrieden mit sich selbst, ohne es sich klar machen zu wollen, weßhalb, schloß er endlich die Augen zu einem kurzen, unruhigen Schlummer.

Vierzehntes Capitel.

Am andern Morgen ritt er wieder an ihrem Fenster vorüber, obgleich er sich sagte, daß sie heute, nachdem man so ungewöhnlich spät zur Ruhe gegangen war, nicht so früh schon wieder auf sein würde. Er hatte sich jedoch in dieser Annahme geirrt; sie lag im Fenster, und als er hinaufgrüßte, rief sie ihm freundlich einen guten Morgen zu.

Kommen Sie heute Abend nicht zu spät, sagte sie dann.

Er ritt weiter. Das freudige Gefühl, welches ihn bei ihrem unerwarteten Anblicke durchzuckt hatte, war wieder verschwunden, denn er hatte ja aus ihrer letzten Aeußerung erfahren, daß sie gegen Abend nicht hinauskommen werde, was er zwar bei der Anwesenheit der Gäste kaum anders erwarten konnte, worauf er aber dennoch im Stillen gehofft hatte. Der Tag verging, und er kehrte heute viel früher zurück, als Dies sonst der Fall war; er durfte ja nicht auf sich warten lassen.

Nachdem man Thee getrunken und eine Zeit lang geplaudert hatte, begann man mit dem Lesen des Tasso, wie es am gestrigen Tage verabredet war. Der Graf las den Herzog mit so klarem und richtigem Verständnisse, daß sich ein Jeder überzeugte, er kenne dieses Meisterwerk des großen Dichters vollkommen. Die Dichtung übte bald ihren bewältigenden Einfluß auf die Lesenden aus, welche sich, wie dies immer mehr oder weniger der

Fall ist, selbst als handelnde Personen in derselben vorkamen. Je weiter man las, je mehr schwand die Befangenheit und je mehr identificirte sich ein Jeder mit der von ihm dargestellten Person. Nur Walther wurde aus demselben Grunde befangener; er wähnte, Tasso's eine glühende und vermessene Leidenschaft athmenden Worte wirklich an Hedwig zu richten und lauschte dann ihrer Entgegnung mit einer Spannung, als ob sie die Antwort auf die geheimen Fragen seines Herzens ausspräche. Je weiter man las, je mehr steigerte sich die Erregung seines Innern und die Leidenschaftlichkeit seiner Stimme, während Hedwig, sichtlich befangen, die Worte der Prinzessin weniger zu betonen schien. Sie bebte sichtlich zusammen, als er am Schlusse des vierten Actes, während er sie mit leuchtenden Augen ansah, Tasso's Rede mit einer Leidenschaft schloß, welche jedem Darsteller auf dem Theater zum Ruhme gereicht haben würde:

> Es schwankt mein Sinn. Mich hält der Fuß nicht mehr.
> Unwiderstehlich ziehst Du mich zu Dir
> Und unaufhaltsam dringt mein Herz Dir zu.
> Du hast mich ganz auf ewig Dir gewonnen,
> So nimm denn auch mein ganzes Wesen hin!

»Hinweg!« hauchte sie mit kaum hörbarer Stimme, während ihr Gesicht plötzlich eine tiefe Blässe bedeckte.

Doris vergaß die Worte Leonorens einzuschalten und auch Walther zögerte mit Tasso's »O Gott«, so daß der Graf mit harter Stimme schloß: »Er kommt von Sinnen,

halt' ihn fest!« – und nun wollen wir für heute schließen, fuhr er lachend fort – ihr habt Euch zu lebhaft in die Situation hineingedacht, Kinder, besonders Sie, Herr Director – Sie haben wirklich Talent zum Schauspieler. Aber das Stück hat seine großen Vorzüge, und man muß es Goethe lassen, er versteht es, eine unsinnige Leidenschaft darzustellen und in schönklingende Phrasen einzukleiden.

Wir sollten eigentlich den fünften Act noch lesen, lieber Onkel, das Ganze kommt dadurch erst zu einem beruhigenden, versöhnenden Schlusse, bemerkte Alfred.

Nein, ich habe genug, sagte der Graf entschieden – solch Lesen ist eine wirkliche Arbeit, nach welcher man hungrig wird. Ist angerichtet? fragte er den eintretenden Bedienten.

Zu Befehl, Herr Graf!

So gehen wir – Herr Antonio, wandte er sich lächelnd an Alfred, führen Sie die Prinzessin, Sie, Leonore, reichen mir den Arm, und Sie, lieber Tasso, müssen heute, wie im Stücke, leer ausgehen.

Die Unterhaltung bei Tische war ernster und gehaltener, wie sonst; ein Jeder lebte noch immer in der Nachwirkung der so eben gehörten Dichtung, und man trennte sich früher als gewöhnlich.

Hinweg! flüsterte Walther vor sich hin, als er heimging – so würde sie auch sagen, wenn ich thöricht genug wäre, den Tasso gegen sie spielen zu wollen – wie sie. Bleich geworden war – und ich – ich habe mich einmal wieder hinreißen lassen – weßhalb auch gerade diesen Tasso?

Sie muß wirklich zu dem Glauben kommen, ich hätte mich mit diesem phantastischen, unpraktischen Charakter identificiren wollen – es war sehr peinlich, und ich muß vor Allem bemüht sein, ihr diesen Wahn wieder zu benehmen. – Aber dennoch habe ich selbst in einen Spiegel geschaut – denn ich befinde mich wirklich auf dem Wege, ein zweiter Tasso zu werden. –

Während er sich diesen und ähnlichen Gedanken hingab, stand Hedwig am Fenster ihres Zimmers und blickte träumerisch auf die Bäume des Parkes hinab, welche, vom Lichte des Mondes erhellt, leise im Nachtwinde schwankten. Auch in ihrer Brust klopfte das Herz unruhiger und bewegter, als sonst, denn auch auf sie hatte Goethe's Dichtung einen noch immer nachwirkenden Eindruck gemacht, weil auch sie das Beziehungsvolle zu ihrem eigenen Empfinden darin erkannt hatte. Aber dieses Empfinden hatte sich, ihr selbst unbewußt, geändert und ihre Gedanken trieben deßhalb ein regelloses, gefährliches Spiel.

Im Herzen Hedwig's war die Liebe zu Walther entstanden oder im Entstehen begriffen, obgleich sie sich selbst derselben nicht bewußt geworden war – es hätte nur noch eines belebenden Hauches, eines Zufalles bedurft, um sie zur Blüthe zu treiben, und dann würde dieses Herz vor keinem Hindernisse mehr zurückgeschreckt sein. Sie dachte auch an sein Hinderniß, sie dachte eben so wenig an ihre entstehende Liebe, sondern sie ließ die Verhältnisse walten; der Zeitpunct war nur noch nicht gekommen, aber sie empfand eine Sehnsucht danach,

ihn herbeizuführen, und machte die Gelegenheit ihren Wünschen dienstbar. Ein ahnungsvolles Gefühl nahm ihre Seele gefangen, als sie nach der großen Eiche im Walde ritt; es war ihr, als ob dieser Tag, als ob diese Stunde für ihr ganzes Leben eine entscheidende sein könne.

Aber es kam gaz anders. Als sie nach jenem Gespräche wieder einsam auf ihrem Zimmer stand, athmete ihre Brust freier und die beengenden Fesseln, welche ihr Herz zusammengepreßt hatten, bedrückten sie nicht mehr. Er hatte ihr seine Geschichte erzählt, die Geschichte seiner Liebe, in glühenden, begeisterten Worten; er hatte davon geredet wie von einem Glücke, das er zwar verloren, auch welchem aber dennoch immer seine ganze Seele hing. – Sie beneidete diese Margot, die so Vieles, fast Alles, was wünschenswerth ist, durch ihn und von ihm erhalten hatte; sie beneidete ihn, daß er einem so begabten, unschuldigen Wesen dies hatte geben und gewähren können – aber was er bis dahin ihren stillen, sich selbst uneingestandenen Wünschen gewesen war, das hatte er aufgehört zu sein. Das unbewußte Verlangen seines Besitzes war erloschen – wie konnte er *ihr* gehören, der noch immer einer *Anderen* gehörte? Das war nicht das Ideal, welches in ihrer Seele stand – so glaubte sie wenigstens, und dieser Glaube änderte ihr Empfinden und ihr Benehmen. Walther war ihr nur durch das Band eines gegenseitigen Vertrauens näher, sehr nahe getreten – aber er hatte aufgehört zu sein, was er bis dahin ihr gewesen oder werden sollte. Sie konnte an ihn denken wie an einen Freund, wie an einen Bruder – der Stolz des

Weibes kam dabei mit zur Geltung, und so hatte jene beziehungsvolle Unterredung im Walde bei ihr gerade den entgegengesetzten Erfolg.

Die Zuneigung, die Liebe kommt und vergeht, wir können nicht sagen, woher und weßhalb, wir können sie auch nicht hindern, zu kommen oder zu gehen, wir können nur glücklich oder unglücklich dadurch werden. Ob Hedwig's jetziges Empfinden dauernd sein würde, ob es nicht eine bloße Schwankung auf der Scala weiblichen Empfindens war, vermögen wir deßhalb nicht zu sagen, und sie selbst konnte dies noch weniger, wenn sie überhaupt befähigt gewesen wäre, diese Selbstprüfung, der wir sie schonungslos unterworfen haben, mit sich anzustellen – hierin aber lag der Grund ihres veränderten Benehmens, welches dessen ungeachtet wenig geeignet war, in Walther eine gleiche Empfindung zu erzeugen. Der Kampf seiner Gefühle war vielmehr im Zunehmen, und gerade ihr nicht zurückhaltendes, aber so unbefangenes Wesen reizte ihn, den Grund davon zu erforschen.

Als er an jenem Abende sein Zimmer betrat, ging er noch lange aufgeregt in dem keinen Raume auf und ab, und wie er sich auch dagegen sträuben mochte, seine Gedanken wollten sich immer nicht von den verlockenden Bildern abwenden, deren Mittelpunct immer Hedwig blieb.

Er zündete endlich Licht an, und als er an seinen Schreibtisch trat, fand er darauf einen Brief, den er mit einem freudigen Jubelrufe ergriff.

Von Wehring, sprach er, im Begriffe, ihn zu öffnen – und aus Paris, setzte er athemlos hinzu, indem sein Blick auf den Poststempel fiel – aus Paris? Wäre es möglich?

Wehring schrieb einen ungewöhnlich langen Brief, vier Seiten waren eng und dicht mit seiner festen, deutlichen Schrift angefüllt; er sah dies, aber er hatte nicht Zeit, den Inhalt zu lesen, denn darin lag ein anderes kleineres Briefchen, das ihre Handschrift trug – ach, wie lange hatte er diese wohlbekannten, ihm so theueren Schriftzüge nicht gesehen! Und jetzt ruhte sein Auge darauf mit einem Entzücken, mit einem Glanze, als ob in den wenigen Worten, welche doch nur seine Adresse enthielten, sein ganzes Glück läge. Seine Hand hebte, als er das kleine, zierliche Briefchen darin hielt, und sein Herz klopfte hörbar, während er noch immer zögerte, das Siegel zu erbrechen. Seine Augen strahlten von innerem Glücke, als er las:

»Sie haben meine beiden Briefe nicht erhalten, keine Nachricht ist von mir zu Ihnen gekommen, wie mir Herr Wehring mitgetheilt hat – auch ich habe seit dem Tage, wo ich von der Fichtenau scheiden mußte, nichts mehr von Ihnen – von Niemandem mehr etwas gehört. Ach – wenn Sie wüßten, wie unglücklich mich das gemacht hat – Sie werden nicht daran zweifeln und nicht glauben, es auch nie geglaubt haben, daß ich, die ich Ihnen so Vieles zu danken habe, die ich Sie so sehr verehre, Sie so leicht hätte vergessen können, jemals vergessen werde! Was aus den Briefen geworden ist, ich weiß es nicht; aber nicht wahr, Sie haben deßhalb doch nicht an mir

gezweifelt und eine geringe Meinung von mir erhalten – ich habe das wenigstens nie, niemals gethan. Weßhalb Sie mir nicht schrieben, mir nicht antworteten, das zu erforschen habe ich mich vergeblich abgemüht – aber Sie blieben mir deßhalb doch stets das, was Sie mir waren. O, wie hart war es vom Geschicke, daß wir uns wenigstens an jenem Morgen, als ich fortfuhr und Sie mir so nahe waren, nicht noch ein mal gesprochen haben – Hätte ich eine Ahnung davon gehabt, keine Macht würde mich gezwungen haben, weiter zu fahren, ehe ich Ihnen Lebewohl gesagt!

»Wehring hat mir Vieles, Alles erzählt, daß es Ihnen gut geht, daß Sie eine umfangreiche und lohnende Beschäftigung haben – o, Sie glauben nicht, wie mich das Alles gefreut hat! Die Stunde, als ich Wehring wiedersah, nebst derjenigen, als mein todtgeglaubter, geliebter Bruder Raoul lebend zurückkehrte, waren die glücklichsten – die einzigen glücklichen, welche ich seit meiner Abreise aus der Fichtenau verlebt habe. Daraus mögen Sie erkennen, wie es mir hier ergeht. Das Leben und Treiben, für welches ich nicht erzogen bin, läßt mich unbefriedigt. Sie würden Ihre Schülerin kaum wieder erkennen, so ernst und still ist sie geworden, und wenn mir der liebe Gott nicht meinen guten Bruder gesandt hätte – ach, so würde ich wahrhaft unglücklich sein! Ich treibe auch noch Musik, habe Clavier gelernt und Gesang-Unterricht bei einem berühmten Lehrer – aber das Alles spricht mich wenig an. Wenn ich mir einen rechten Genuß verschaffen

will, stimme ich meine Guitarre und singe ganz leise eines jener Lieder, die Sie mich gelehrt haben. Wissen Sie noch, wie wir am Abende zum letzten Male das kleine Lied zusammen sangen: »Morgen muß ich fort von hier, muß nun Abschied nehmen« – Ich konnte es damals nicht zu Ende singen – und kann es auch noch nicht! Die Hoffnung, Sie wiederzusehen, welche schon so nahe gerückt war, daß ich die Erfüllung nach Tagen zählen konnte, ist nicht zur Wahrheit geworden, mein Geschick hat mich in andere Verhältnisse geworfen. Aber jetzt lebt sie wieder auf und flüstert mir zu, daß sie ja eben so leicht wie Wehring eine Reise hieher machen könnten. O, wie glücklich mich dieser Gedanke macht, wie glücklich ich bin, Ihnen das schreiben zu können mit der Gewißheit, daß diese Zeilen in Ihre Hand gelangen! Adressiren Sie Ihren Brief an meinen Bruder, Capitän im sechsten Chevauxlegers-Regiment; ich werde ihn dann sicher erhalten. Wir werden uns wieder schreiben, nicht wahr – sollte ich Sie vielleicht nicht darum bitten? Werden Sie mich deßhalb tadeln, daß ich es thue? Ich glaube es nicht und folge deßhalb den Eingebungen meines Herzens. Wenn ich erst einen Brief von Ihnen erhalten habe, dann wollen wir uns ausführlichere Mittheilungen machen, denn diese kurzen Zeilen sollen Ihnen nur sagen, daß in alter, unveränderter Weise an Sie denkt

Ihre dankbare *Margot*.«

Meine dankbare Margot, flüsterte er kaum hörbar vor sich hin, indem er die Stelle des Papiers, auf welcher diese Worte standen, lange und innig an seine Lippen drückte – o, Du liebes, liebes, herziges Kind, wie tief beschämt stehe ich vor Dir da, die Du keinen Angenblick das Vertrauen zu mir verloren hast, während ich ....! Er war in tiefes Sinnen versunken und Gedanken mancherlei Art, Erinnerungen, plötzlich erstanden und lebendig geworden, wogten in ihm auf und ab.

Sie lebt, rief er dann mit freudiger Stimme, sie ist wohl und munter – und denkt meiner noch mit der alten Liebe – o, wie mich das glücklich macht! – Dann nahm er hastig Wehring's Brief, denn das Verlangen, Näheres zu erfahren, erfaßte ihn jetzt.

Wehring schrieb Folgendes:

»Sie werden sich wundern, lieber Freund, einen Brief von mir aus Paris zu erhalten, aber ich konnte es nicht ändern, ich mußte hieher reisen; es handelte sich dabei mehr oder weniger um meine Existenz. So mußte ich mich denn entschließen und meinen Kopf in den Rachen des Löwen stecken. Aber es ist damit nicht so gefährlich; jedes Ding in der Nähe besehen verliert den Nimbus, mit dem es sich nach Außen hin umgibt oder umgeben läßt, und Gold ist ein Schlüssel, der fast alle Thüren öffnet – auch in Paris. Man hat sich jetzt überzeugt, daß die beabsichtigte Maßregel nicht zweckmäßig sein würde; man hätte dies allerdings auch früher thun können, indessen die deßhalb von mir angelegten Capitalien bringen jedenfalls gute Zinsen.

»Es gefällt mir hier durchaus nicht, und ich werde jetzt, da meine Geschäfte beendet sind, in wenigen Tagen wieder abreisen; Stolz, Anmaßung und Ueberhebung. Wie kann dies aber auch anders sein? Die große Nation beherrscht ganz Europa, warum soll sie sich nicht die große nennen und jeder Einzelne sich als ein Stück dieser Größe fühlen – wir müssen's ertragen und dulden, wie so vieles Andere. Dennoch ist Paris immerhin eine sehenswerthe Stadt, und ich wünschte, Sie wären bei mir und wir könnten zusammen sehen, oder besser, hätten zusammen sehen können, was ich schon gesehen habe. Glauben Sie ja nicht, daß ich Sie mit einer langweiligen Schilderung von Galerien, Kirchen und dergleichen unterhalten will – nein, ich will Ihnen etwas Anderes erzählen, was Sie gewiß interessiren wird.

Ich ging vorgestern gegen Mittag in den Champs Elysées spazieren, wie ich gewöhnlich um diese Zeit hier thue, denn die vielen Wagen, Reiter und Menschen, überhaupt das ganze Getreibe gewährt Unterhaltung. Indem ich so nach meiner Art zuweilen stehen bleibe, um mir Dies oder Jenes genauer anzusehen, fährt ein Wagen dicht an mir vorbei, in welchem ein Herr und eine Dame sitzen. – Es war Margot, lieber Herr Rohneck, und obgleich ich wußte, daß sie sich in Paris aufhalte und ich mir fest vorgenommen hatte, sie nicht aufzusuchen, so war ich doch so überrascht, daß ich laut ihren Namen rief. Sie wandte den Kopf nach mir um, aber sie bedurfte einer gewissen Zeit, ehe sie mich erkannt, da sie ja keine Ahnung davon hatte, daß ich in Paris sein könnte.

»Dann aber schrie sie fast laut auf, der Wagen mußte sogleich halten, sie sprang heraus, noch ehe der Bediente den Tritt herablassen konnte, und flog mit dem Rufe: Herr Wehring, lieber, bester Herr Wehring! auf mich zu und umarmte mich, ohne auf Die sich sogleich sammelnden und gaffenden Menschen Rücksicht zu nehmen. Ich war ordentlich verlegen geworden, was mir lange nicht passirt ist, und ich wagte es kaum, ihre Umarmung zu erwiedern.

»Inzwischen war auch ihr Begleiter ausgestiegen, in welchem ich sogleich den jungen Officier erkannte, der Sie damals nicht arretirte, obgleich er es zuerst beabsichtigte. Dieser brachte die Sache so weit wieder ins Geleise, daß wir uns bald zusammen in den Wagen setzten, um wenigstens den sich immer vermehrenden neugierigen Gaffern entrückt zu werden.

»Nun ging das Fragen und Erzählen los – ach, lieber Herr Rohneck, sie ist noch ganz, wie sie war, noch ganz dasselbe liebe, gute, natürliche Kind, wie in der Fichtenau! Schöner ist sie geworden und dabei modischer gekleidet, aber ihr innerstes Wesen hat sich nicht verändert. Ich mußte natürlich ausführlich erzählen, ihre Fragen nahmen gar kein Ende, denn sie hat keinen einzigen Brief weder von mir, noch von meiner Frau, noch von Ihnen erhalten und wollte es gar nicht glauben, daß auch keiner ihrer Briefe an uns gelangt sei, denn sie hat deren mehrere geschrieben. Die Mutter versprach mir doch, sie pünktlich besorgen zu lassen, sagte sie – es ist unbegreiflich. Mir ist es jetzt, nachdem ich die Frau Marquise,

ihre Mutter, kennen gelernt habe, gar nicht mehr unbegreiflich, denn ich halte diese Frau noch zu ganz anderen Dingen für fähig, als ein paar harmlose Briefe zu unterschlagen. Wir waren nur eine kurze Zeit gefahren, als die Erkundigungen auch nach Ihnen begannen, und ich konnte in dieser Beziehung gar nicht ausführlich genug sein. Als ich ihr erzählte, daß Sie uns besucht und gerade an dem Tage angekommen wären, wo sie uns verlassen, daß Sie uns bis zur Apotheke nachgeritten seien, traten ihr die Thränen in die Augen und sie konnte sich gar nicht darüber beruhigen, daß sie Ihnen nicht wenigstens noch einmal Lebewohl gesagt, sondern Sie nicht bemerkt habe.

»Wir fuhren mehrere Stunden zusammen herum, immer auf den einsamsten Wegen des Boulogner Gehölzes, damit wir so wenig wie möglich gestört würden. Der Officier ist ihr Bruder und ein liebenswürdiger junger Mann, der mir wohl gefallen hat. Dasselbe kann ich nicht von ihren Eltern sagen. Ich konnte nämlich Ihre dringende Bitte nicht abschlagen, sie und ihre Eltern besuchen; jetzt, da ich mich überzeugt hatte, daß sie noch ganz mit der alten Anhänglichkeit an uns hing, wäre dies auch ungerechtfertigt gewesen.

»Ich ging also am anderen Tage hin. Die Frau Marquise empfing mich ungefähr, wie man ein nothwendiges Uebel entgegennimmt. Sie ist eine stolze, hartherzige, intriguante Frau. Sie wollte mich zuerst mit vornehmer Herablassung behandeln; da sie aber sah, daß dies bei mir gar nicht verfing und ich nun absichtlich Margot immer

meine liebe Margot oder mein liebes Kind nannte, wurde sie erbos't und sprach nur wenig, was mir sehr lieb war. Er, der Marquis, ist ein schwacher, alter Mann, der ganz unter dem Pantoffel seiner Frau steht. Er liebt auch Margot wirklich, was man von der Marquise nicht behaupten kann, welche mir nur eine gemachte Zärtlichkeit zur Schau zu tragen scheint. Auch Margot hängt mehr an ihrem Vater. Die ganze Geschichte hat etwas sehr Unklares; denn man hat für gut befunden, den Leuten zu sagen, Margot sei so lange in einer deutschen Pension gewesen, aus der sie jetzt zurückgekehrt. Bei uns hatte man endlich die Spur des geraubten Kindes gefunden – während Margot erzählt, daß sie mit dem alten Viorne ihre damaligen Pflegeeltern, die jetzt aber ihre wirklichen geworden sind, keineswegs ohne deren Wissen und Wollen verlassen habe. Dazu die letzten Worte Viorne's – ich kann nicht völlig klar sehen, es geht mich schließlich auch nichts an, aber auffallend bleibt es immerhin, daß man Margot erst zurückgenommen hat, nachdem ihr Bruder für todt gehalten wurde.

»Nun, ich mußte den Abend dort bleiben, Margot wäre unglücklich gewesen, wenn ich es abgelehnt hätte, und ich that es, obgleich ich sah, wie unangenehm es der Alten war. Ja, gerade weil diese ein Gesicht machte, wie eine Katze im Regen, ging ich nun täglich hin, saß Stunden lang bei Margot und ihrem Bruder, den ich hochachten gelernt habe, und fuhr mit ihnen aus, ganz wie sie es wünschte. Die Alte fragte mich zwar oft, wann ich abreisen würde; ich rückte den Tag immer wieder hinaus,

meine Geschäfte vorschützend, und so bin ich noch hier, während ich schon vor einer Woche abreisen wollte.

»Eines Tages war die Mutter besonders freundlich gegen mich, und ich merkte bald, daß dies einen Grund haben müsse, wie es denn auch der Fall war. Sie bat mich nämlich, in Anwesenheit eines Herrn, der wahrscheinlich bald erscheinen werde, nicht zu erwähnen, daß Margot längere Zeit bei uns gewohnt habe, weil sie überflüssige Erörterungen zu vermeiden wünsche und bisher Jedermann gesagt habe, Margot sei in einer Pension gewesen. Ich verhielt mich schweigsam und sagte weder das Eine noch das Andere, obgleich jener Mann, ein Herzog, mich mit argwöhnischen, mißtrauischen Blicken betrachtete. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich denn auch, daß dieser Herzog von Villeroi sich um Margot's Hand beworben, aber einen Korb von ihr erhalten habe, obgleich ihre Eltern diese Verbindung dringend gewünscht hatten. Ich kann es ihr nicht verdenken, daß sie diesen blasirten Menschen nicht hat heirathen wollen, sie wäre gewiß mit ihm unglücklich geworden.

»Ach, wenn ich wieder mit Ihnen nach der Fichtenau reisen könnte, lieber Onkel! sagte sie – sie nennt mich zum großen Aerger ihrer Mutter immer noch Onkel – als sie von mir erfuhr, daß ich nun endlich doch Paris verlassen müsse, wo ich allein Ihretwegen so viel länger geblieben war – wie glücklich würde ich sein! Sie hatte Mühe, die Thränen bei diesen Worten zurück zu halten, und ich erkannte wieder, daß sie noch ganz mit der alten Liebe an uns hängt und daß ich ihr recht Unrecht gethan habe,

als ich daran zweifelte. Ich habe es ihr längst im Stillen abgebeten. Ihr sehnlichster Wunsch ist es, uns einmal wieder zu besuchen und einige Zeit bei uns zuzubringen. Als sie ihre Eltern in meiner Gegenwart darum bat, habe ich mich jedoch aus den Mienen der Frau Marquise hinlänglich überzeugt, daß dies niemals geschehen wird, obgleich die Frau ihren Wünschen nicht direct entgegentrat.

»Ich mußte ihr versprechen, sogleich an meine Frau zu schreiben und einen Brief von ihr beizulegen, den sie mir am anderen Tage übergab; dann fragte sie mich, ob ich auch an Sie schreiben würde, und als ich diese Frage natürlich bejahte, leuchtete eine hohe Freude aus ihren Augen. Grüßen Sie Herrn Rohneck recht oft und recht herzlich von mir, sagte sie – er wird dann wohl ein paar Zeilen an mich schreiben, damit ich ihm antworten kann. Warum sie nicht auch einen Brief an Sie beilegen wollte, weiß ich nicht recht; als ich dies so beiläufig erwähnte, wurde sie sichtlich verlegen und meinte, es würde sich doch wohl nicht passen, daß sie zuerst an Sie schriebe. – Nun, ich bin deßhalb um so weitläufiger gewesen und habe, glaube ich, in meinem Leben nicht einen so ausführlichen Brief geschrieben; es geschah aber in der Ueberzeugung, daß diese Nachrichten ebenfalls nicht ohne Werth für Sie sein würden. So leben Sie denn für heute wohl, lieber Freund; antworten Sie mir nach der Fichtenau, denn übermorgen reise ich ab. Mit aller Freundschaft der Ihrige.

»*Wehring*.

P. S. Sie werden mich auslachen, daß ich wie die Frauen zu diesem langen Briefe noch ein *post scriptum* hinzufüge; es ist aber dieses Mal nöthig. Als ich am anderen Tage zu Margot kam, fragte sie mich mit etwas unsicherer Stimme, ob ich den Brief an Sie schon abgeschickt habe; als ich dies verneinte und hinzufügte, ich hätte ihn in der Tasche und wolle ihn später selbst auf die Post tragen, sagte sie: So haben Sie ihn also schon zugemacht?

»Zugemacht? erwiederte ich – allerdings, aber wenn Sie wünschen, daß ich noch etwas hinzusetze, so kann er ja wieder geöffnet werden.

»Ich möchte doch ein kleines Briefchen an Herrn Rohneck mit einschließen, bemerkte sie, ohne mich bei diesen Worten anzusehen, wenn es noch ginge – ich denke mir, es – es würde ihm Freude machen, und er könnte sonst glauben ....

»Es wird ihm gewiß eine große Freude bereiten, erwiederte ich, indem ich das Couvert meines Briefes erbrach, und ich habe mich eigentlich darüber gewundert, daß Sie erst einen Brief von ihm abwarten wollten.

»So haben Sie die Güte, diese Zeilen mit einzulegen, sagte sie mit leiser Stimme, indem sie mir einen kleinen Brief übergab, den ich natürlich annahm. Ich ging nun doch noch erst einmal nach Hause, um dieses *post scriptum* hinzuzufügen; denn wenn ich gewußt hätte, daß Margot selbst schreiben würde, hätte ich mir Vieles ersparen können. Ich hätte nicht nöthig gehabt, Ihnen die ganze Geschichte in dieser Weise zu erzählen, wie ich es gethan habe, gleichsam um Sie zu überraschen, denn

Sie werden jetzt doch Margot's Brief zuerst lesen und ich komme als der hinkende Bote hinterher. Nun, nehmen Sie es, wie es ist, und lassen Sie bald etwas von Sich hören.

»*Der Obige.*«

Fünfzehntes Capitel.

Es möchte schwer sein, die Empfindungen Walther's zu schildern, nachdem er die Briefe Margot's und Wehring's gelesen hatte. Natürlich las er Margot's Brief nun noch einmal, wir glauben sogar, daß es noch öfter geschah. Der Schlaf floh seine Augen, wie immer, wenn unser inneres Empfinden ungewöhnlich erregt ist und unsere Gedanken sich mit Bildern der Vergangenheit oder der Zukunft beschäftigen. Bei ihm aber wogten diese Bilder in rascher Folge hin und her. Die Tage der Fichtenau, alle jene Stunden, welche er gemeinsam mit ihr zugebracht, wurden wieder lebendig, und die Erinnerung verschönte sie noch mit ihrem duftigen Schleier – aber auch die Hoffnungen, die er gehegt und denen er später in schmerzvoller Resignation entsagt, umgaukelten ihn, und seine leicht erregbare Phantasie ließ ihre Gebilde in neuen, glänzenden Farben erstehen.

Er konnte dem Verlangen nicht widerstehen, beide Briefe sogleich zu beantworten, es kam ihm wie ein Verrath vor, länger damit zu zögern. Welches lang ersehnte, lang entbehrte Glück erfüllte seine Seele, als er endlich wieder an Margot schreiben konnte, schreiben, ohne einen Vorwurf gegen sie in seinem Herzen, vielmehr mit

dem freudigen Bewußtsein, die eigene Schuld ihr abbitten zu müssen! Denn die wahre Liebe ist immer bereit und willig, bei einem Zerwürfnisse mit dem geliebten Gegenstande die Schuld auf sich selbst zu nehmen, und nur wenn sie dies nicht kann, fühlt sie sich verletzt und gekränkt.

Die aufgehende Sonne fand ihn noch am Schreibtische, und eine Stunde später saß er schon zu Pferde und ritt im raschen Trabe davon.

Unwillsürlich fiel sein Blick auf Hedwig's Fenster, und er wurde fast bestürzt, als er sie daran stehen und ihm freundlich zuwinken sah. Er konnte ihren Gruß nur aus der Ferne erwiedern, denn er war nicht, wie er in den letzten Tagen gethan, unter ihrem Fenster vorbeigeritten, und jetzt, als sie ihm so freundlich zuwinkte, fühlte er, wie das Blut ihm stärker nach dem Herzen strömte.

Es war aber nicht die Freude, welche dieses Gefühl in ihm hervorrief, er wußte selbst nicht, woher es kam und weßhalb er heute sich so schnell wieder von dieser verlockenden Erscheinung abwandte, die ihm noch lange nachblickte. Er preßte die Hand unwillkürlich auf die Stelle seines heftig klopfenden Herzens, über welchem Margot's Brief und seine Antwort an sie ruhten, und sprengte dann in schnellem Jagen der Stadt zu, um die letztere sogleich zur Post zu geben. Er blieb heute ungewöhnlich lange draußen, und als er heimkehrte, ging er nicht mehr auf das Schloß, sondern blieb zu Hause, obgleich man ihn, wie er wußte, erwartete.

Als er am folgenden Tage mit Alfred wieder zusammenkam, bemühte er sich vergebens, die alte Unbefangenheit zu zeigen, sein Benehmen behielt etwas Gezwungenes, was seinem Freunde nicht entging.

Ist Dir Unangenehmes begegnet? fragte ihn Alfred, als sie allein waren; Du bist so schweigsam und nachdenkend.

Unangenehmes? erwiederte Walther, seinen Freund dieser Frage wegen verwundert ansehend – im Gegentheile, etwas sehr Angenehmes.

Es muß doch eigenthümlicher Art sein, da es einen so besonderen Eindruck auf Dich zu machen scheint. Kannst Du es mir nicht mittheilen?

Warum nicht, sagte Watther nicht ohne Verlegenheit – ich habe einen Brief von Wehring, und zwar aus Paris erhalten.

Ah, rief Alfred lächelnd, das ist es! So sind Dir endlich Nachrichten zugekommen über das weitere Ergehen jenes jungen Mädchens, dessen Erziehung Du Dich so uneigennützig angenommen hattest? Gedenkt die jetzige Marquise noch ihres früheren Lehrers?

Walther verdroß die leichte, fast spöttische Weise, in welcher Alfred diese Bemerkung machte, und er bereute es, davon gesprochen zu haben; er hielt sich aber jetzt für verpflichtet, die unrichtige Meinung, welche Alfred von Margot zu haben schien, – eine Meinung, die er selbst ja vor kurzem noch getheilt hatte, zu berichtigen.

Sie gedenkt ihres Lehrers, wie Du mich zu nennen beliebst, noch ganz in der alten Weise, sagte er daher mit

größerer Lebhaftigkeit, als es nöthig gewesen wäre – sie hat sich überhaupt gar nicht verändert, was Du daraus entnehmen kannst, daß sie selbst an mich geschrieben hat, nachdem sie erfahren, daß unsere Briefe bisher unterschlagen worden sind.

Unterschlagen? – Eure Briefe? – Selbst an Dich geschrieben? fragte Alfred in kurzen Pausen, indem er Walther lächelnd, aber forschend ansah – nun, das ist recht hübsch, recht anerkennungswerth von ihr, obgleich es für Dich vielleicht besser gewesen wäre, wenn Wehring die Reise nach Paris nicht unternommen hätte.

Weßhalb? – ich verstehe Dich nicht.

Was kann es Dir nutzen, Erinnerungen wieder aufzufrischen, die immer noch sehr lebendig bei Dir zu sein scheinen, obgleich es gewiß gut war, daß sie anfingen, allmälig abzusterben.

Ich weiß nicht, was Du damit sagen willst, erwiederte Walther, der plötzlich sehr ernst geworden war; ich danke Gott, daß das drückende Gefühl von mir genommen ist, ich hätte mich in diesem unschuldsvollen Kinde irren können und auch sie wäre nichts als ein gewöhnliches Wesen, welches die zufällig geänderten Verhältnisse ebenfalls leicht geändert hätten. Die Ungewißheit darüber war ganz dazu angethan, überhaupt jedes Vertrauen an die Menschheit bei mir in Zweifel zu stellen.

Es freut mich, sagte Alfred jetzt ebenfalls ernst, daß Du dieses Vertrauen wieder erlangt hast; aber wenn ich Dir einen Rath ertheilen darf, so begnüge Dich mit diesem Gewinne, lieber Freund, und vergiß dabei nicht, daß die

Verhältnisse sich so geändert haben, um das Wiederaufleben weiterer Hoffnungen und Wünsche unmöglich zu machen.

Wer sagt Dir, daß ich solche Hoffnungen und Wünsche hege?

Das sagt mir Niemand, erwiederte Alfred, aber Du warst von jeher ein wenig Schwärmer und Phantast.

Die Zeiten sind vorüber, und um Dir den Beweis zu geben, daß dem so ist, sprechen wir nicht mehr von diesen Dingen.

Auch an diesem Tage ging Walther Abends nicht auf das Schloß. Er hatte Hedwig, seit er die Briefe erhalten, noch nicht gesprochen, und empfand eine gewisse Scheu davor, mit ihr zusammen zu kommen. Wenn er auf seinem Zimmer schweigend und nachdenkend saß, wie er jetzt längere Zeit that, so wurde er oft von solcher inneren Unruhe und Beklemmung ergriffen, daß er aufspringen und das Fenster öffnen mußte, um freier Athem holen zu können, als ob die Luft des Zimmers dazu nicht ausreichend gewesen wäre. Seine Gedanken beschäftigten sich dann mit Hedwig und führten ihm alle jene Stunden zurück, die er in ihrer Gesellschaft verlebt hatte, die Worte, welche sie zusammen beziehungsvoll gewechselt, und was er dabei in dem innersten Grunde seines Herzens gefühlt und empfunden hatte. Das Alles kam ihm jetzt wie ein Verrath, wie eine Untreue an Margot vor, denn die Liebe zu ihr war wieder in Ihrer ganzen Gewalt in ihm erstanden. Er mochte es sich noch so oft und bestimmt vergegenwärtigen, daß dies eine hoffnungslose

Thorheit sei, daß er ein Unrecht begehe auch gegen Margot, wenn er nur im Entferntesten diesen Zustand seines Herzens durchblicken lasse – es half nichts, dieses Unrecht war bereits begangen – sein Brief geschrieben und unterwegs. Er durfte die Freude und das Glück, welches ihm durch ihren Brief zu Theil geworden war, doch nicht verschweigen – mehr hatte er ja eigentlich nicht gethan – und sie waren ja so weit – so weit getrennt, und Alles so hoffnungslos, daß sie dies selbst erkennen und danach handeln würde. Damit entschuldigte er sich – aber Hedwig? Wenn er an Hedwig dachte, strömte das Blut gewaltsam nach seinem Herzen, indem er hier vergebens nach einer Entschuldigung suchte; denn er konnte es vor sich selbst nicht wegleugnen, daß er Vieles gesagt, Vieles gethan hatte, was nur die Liebe sagt und nur die Liebe thut. – Es war ihm jetzt ein beglückendes Gefühl, daß sie wenigstens in der letzten Zeit anders gewesen war. Was ihn noch vor wenigen Tagen unglücklich gemacht hatte, beglückte ihn jetzt, und er rechnete ihr Benehmen sich selbst mit zum Verdienste an. – Ach, er suchte nach einem Vorwande, um die jüngste Vergangenheit ungeschehen zu machen, sie wenigstens bei sich selbst zu beschönigen!

Aber er konnte nicht immer vom Schlosse entfernt bleiben, er mußte Hedwig wiedersehen, so sehr er auch vor diesem Wiedersehen zagte, als ob er einer Schuld bewußt wäre.

Sie benahm sich unbefangen gegen ihn, wie immer, sie war sogar mehr als unbefangen, sie war sichtlich zuvorkommend und freundlich und legte offenbar die Absicht an den Tag, ihn durch Fragen und Heiterkeit ebenfalls unbefangen zu machen.

Man ging hinab in den Park, denn es war wieder ein schöner Abend, so schön wie ein letzter Abschiedskuß des scheidenden Sommers. Die leise bewegte, milde Luft spielte in den Zweigen der Bäume und trug einzelne müde gewordene Blätter, welche sich nach dem Winterschlafe sehnten, geräuschlos zur Erde hinab, wo sie sich den vorangegangenen Gefährten zugesellten. Der Himmel prangte wieder in der Röthe des Abends, während einzelne Sterne am östlichen Himmel zaghaft und noch kaum sichtbar auf die zum Schlummer vorbereitende Erde herabblickten.

Er ging mit ihr durch einen breiten, lichten Weg des Parkes; die Abendröthe lag auf ihrem schönen, edlen Gesichte, so daß es zweifelhaft blieb, ob die Erregung ihrer Seele oder der Schein des Himmels die leise Gluth, von welcher es überhaucht war, darauf gelegt hatte.

Sie sind fremd gegen mich geworden in den letzten Tagen, sagte sie, nachdem sie eine Zeit lang schweigend neben einander hingeschritten waren, Sie sind verändert, ohne daß ich habe ergründen können, weßhalb.

Verändert? Fremd? fragte er mit sichtlicher Verlegenheit – ich wüßte wirklich nicht ....

Als wir damals in dem Walde zusammentrafen, fuhr sie nicht ohne einige Anstrengung fort, schenkten Sie mir

Ihr volles Vertrauen, und ich habe keine Ursache, es zu verheimlichen, daß mich dies sehr erfreut hat – aber Sie scheinen es bereut zu haben.

Bereut? fragte er, während seine Stimme unmerklich bebte – weßhalb haben Sie eine so kränkende Meinung von mir?

Weil Sie Ihr Vertrauen nicht fortsetzen, sagte sie leise, weil Sie Anstand nehmen, mir ebenfalls eine Nachricht mitzutheilen, welche Sie sehr glücklich gemacht haben muß und die Sie Alfred nicht vorenthalten haben.

Ich glaubte wirklich nicht, daß Sie so viel Antheil an diesen Dingen nähmen.

Das glaubten Sie? Habe ich Ihnen Veranlassung dazu gegeben? Doch ich will mich nicht in Ihr Vertrauen drängen, wenn ....

O, wie können Sie so etwas glauben! unterbrach er sie. Hier, hier ist der Brief meines Freundes und Wohlthäters, lesen Sie ihn und überzeugen Sie Sich selbst, wie Unrecht ich Margot gethan.

Ich danke Ihnen, erwiederte sie mit einem langen Blicke, indem sie sich auf eine Bank setzte, während er schweigend vor ihr stehen blieb. Sie haben ihr sehr Unrecht gethan, sagte sie dann, ihm den Brief zurückgebend, und ich freue mich, daß ich Ihrer Ansicht von Anfang an widersprochen habe. – Und jetzt? fragte sie nach einiger Zeit weiter.

Jetzt will ich wenigstens mein Unrecht gegen sie ganz wieder gut machen, sagte er leise – hier ist auch Margot's Brief – lesen Sie auch den.

Sie nahm schweigend das kleine Papier, las es und gab es ihm dann eben so schweigend wieder zurück.

Wie schade, sagte sie dann, daß ich diese Margot nicht auch kennen und lieben lernen kann, es würde mich sehr glücklich machen!

Es ging plötzlich eine große Veränderung in ihm vor, als sie diese Worte mit ruhiger und wahrer Ueberzeugung zu ihm sprach, denn er erkannte – daß ihn Hedwig nicht liebe, wenigstens nicht so, wie ein Weib den Mann seiner Wahl liebt. Dieses Bewußtsein, welches ihn plötzlich durchzuckte, machte ihn unendlich glücklich, denn der Widerstreit seiner eigenen Gefühle kam dadurch zum Abschlusse. Er konnte Margot lieben, so wie er sie im Innersten seines Herzens immer geliebt hatte, und Hedwig wie eine Freundin, wie eine Schwester – denn sie selbst begehrte ja nicht mehr von ihm.

Ach, sagte er, wie danke ich Ihnen für diesen Beweis Ihrer Theilnahme und Ihrer Güte, wie glücklich bin ich, mit Ihnen von ihr reden zu können, ohne befürchten zu müssen, mißverstanden zu werden.

Haben Sie dies denn befürchtet? fragte sie mit einem schmerzlichen Ausdrucke.

Sie standen mir zu fern, erwiederte er, fest in ihre Augen blickend, die sie erst nach einiger Zeit niederschlug.

Aber jetzt ist dies nicht mehr der Fall, sagte sie dann – so theilen Sie mir denn auch mit, was Sie nun zu thun gedenken.

Was ich zu thun gedenke? wiederholte er mit einem tiefen Athemzuge – was soll ich thun? Was kann ich anders thun, als mich bemühen, sie zu vergessen! Alfred hat Recht, es wäre besser gewesen, Wehring wäre nicht nach Paris gereis't, und wenn ich redlich gegen sie hätte handeln wollen, so hätte ich gar nicht antworten sollen.

Wie kleinmüthig Sie sind! Ich verstehe Ihre Gedanken und Gefühle, sprach sie dann erregter weiter, indem ihre großen, schönen Augen mit erhöhtem Glanze auf ihm ruhten – es ist vielleicht edel, wie Sie denken – aber wenn ich ein Mann wäre – ich wäre dieses Edelmuthes nicht fähig, und wenn ich Margot wäre, setzte sie etwas leiser hinzu – würde mich ein solcher Edelmuth sehr unglücklich machen.

Wenn sie mich liebt, sagte er kaum hörbar – wenn sie mich wirklich noch liebt, muß auch sie diese Liebe aus ihrem Herzen reißen – muß entsagen – vergessen – das ist Alles, was ihr, was uns bleibt – und ich, als der stärkere Theil, muß ihr darin vorangehen und ihr die Bahn ebnen.

Nein, das muß sie *nicht*, das *wird* sie auch nicht, wenn sie wirklich liebt! O, wie kleinmüthig, wie verzagt Sie sind! Was kümmert Sie die Marquise – die Marquise ist Margot – *Ihre* Margot, was sie war oder niemals gewesen ist! Nein, mein theurer Freund, fuhr sie fort, ihm ihre Hand reichend, lassen Sie nicht so kleinliche, unwürdige Gedanken in Ihrer Seele Raum gewinnen, folgen Sie Ihren besseren und wahren Eingebungen. Gehen Sie mit Muth und Entschlossenheit in den Kampf – der Preis ist des Kampfes werth!

O, wie Sie mich beschämen, sagte er, leidenschaftlich ihre Hand drückend – doppelt, dreifach beschämen!

Ein kaum merklicher Seufzer hob ihren Busen, als er diese beziehungsvollen Worte sprach, aber es war nur ein kurzer vorübergehender Augenblick der Schwäche – zuerst also Hoffnung, sagte sie dann mit leuchtenden Blicken – Hoffnung und den festen Vorsatz; Ihr Alles und Sich selbst an die Erringumg dieses Preises zu setzen – wozu Briefe schreiben, die doch zu Nichts führen, als zu halben Maßregeln – Sie müssen fort, müssen selbst nach Paris, mit eigenen Augen sehen und nach eigenem und Ihrem Willen handeln!

Ja, Sie haben Recht! rief er in auflodernder Begeisterung – ich will fort, will hin zu ihr, sie erringen und gewinnen, oder in diesem Kampfe untergehen! – Seien Sie der Schutzgeist unserer Liebe – der Gedanke, daß Sie dies sein wollen und sein können, wird mir Kraft, Muth und Ausdauer verleihen!

Nicht der Schutzgeist, sagte sie mit wehmuthsvoller Freude, denn ich bin nur ein schwaches und vereinsamtes Mädchen – aber Ihre Schwester – Ihre treue Freundin will ich sein.

Und ich fortan Ihr Freund, dessen Treue und Hingebung nur mit dem Tode enden wird!

Zweite Abtheilung. Ost und West.

Erster Theil.

Erstes Capitel.

Es ist noch sehr früh am Morgen, aber der Morgen selbst hat sich erst ziemlich spät eingefunden, wie er es immer thut, wenn er müde geworden ist, während des langen Sommers der Nacht die ihr gehörenden Stunden zu rauben und die Morgenröthe der kaum entschwundenen Abendröthe folgen zu lassen. Es war wieder Herbst, und die Sonne stieg erst einige Zeit nach der sechsten Stunde, mit den Nebeln kämpfend, matt über die Berge empor. Vor dem Schlosse hielt ein mit vier Pferden bespannter geräumiger Reisewagen, dessen innere und äußere Einrichtung so elegant und zugleich bequem war, daß sie unwillkürlich die Lust erweckte, darin weit, weit in die Welt hinaus zu fahren. Bediente waren mit der Befestigung des Gepäckes beschäftigt, und wir erblicken unter ihnen den uns bekannten alten Friedrich, welcher in seiner gewohnten mürrischen Weise kurze Befehle ertheilt, tadelt und ändert, weil er die Eigenthümlichkeiten seines Herrn, des Grafen, kennt und aus Erfahrung weiß, wie sehr dessen Laune und Gemüthsstimmung davon abhängt, daß alle seine vielen kleinen und kleinsten Bedürfnisse sofort und ganz so, wie er es wünscht, befriedigt werden können.

Der erste Tag ist immer der schlimmste, murmelte er vor sich hin, da thut er weiter nichts, als darüber nachdenken, ob all das dumme Zeug mitgenommen ist, was er braucht, und gerade an derjenigen Stelle liegt, die er sich ausgedacht hat. Ohne Donnerwetter geht es doch nicht ab; weßhalb soll ich mich daher unnöthiger Weise abquälen? Wenn wir erst weiter fort sind, dann gibt sich das. Ein paar schlechte polnische Nachtquartiere werden ihn schon zahm machen. Ist der Wein auch fest verpackt? fragte er einen Bedienten, der jetzt einen schweren ledernen Koffer herbeitrug – daß keine Flasche zerbricht? Ihr seid dann nicht dabei, und ich muß für Alles einstehen!

Sie können sich darauf verlassen, Alles in der besten Ordnung.

So sprecht ihr immer – ich kann nicht Alles selbst thun – hieher damit, fest geschnallt – wo ist die kalte Küche? Hier auf den Rücksitz festgemacht, damit er immer den Bratengeruch aus der ersten Hand hat – so, und nun wollte ich, es ging endlich fort! Daß der liebe Gott auch noch diese Strafe über mich verhängt und mich in meinen alten Tagen auf diese verdammte Reise schickt!

Der Leser wird bereits errathen haben, daß der beschriebene Reisewagen dem Grafen Wallfort gehörte und daß die Person, über welche der alte Diener in so wenig schmeichelhaften Reden sich erging, der Graf selbst war. Wenn wir die Umgebung betrachten, auf welche so eben ein matter Strahl der Morgensonne fällt, so erkennen wir

bald das uns wohlbekannte Schloß und sehen den angespannten Reisewagen zur Abfahrt bereit vor dem Portale halten.

Es bleibt uns jedoch noch hinlänglich Zeit, um in das Schloß selbst einzutreten und uns nach seinen Bewohnern umzusehen. Der Graf befand sich mit Walther in seinem dem Leser bekannten Zimmer. Er sah etwas corpulenter aus, als sonst, was jedoch seinen Grund allein darin hatte, daß er zu der bevorstehenden Reise noch mit größerer Vorsicht angezogen war, als dies ohnehin zu geschehen pflegte. Auch jetzt trug er zwar den schwarzen Frack, sein gewohntes Kleidungsstück, aber über demselben einen langen wattirten Ueberrock, nach der damaligen Mode mit sehr kurzer Taille und sehr hohem Kragen, aus welchem und aus der gleichfalls sehr hohen weißen Binde sein etwas blasses und faltiges Gesicht wie aus einem Verstecke hervorlugte. Nur die dunklen Augen blickten mit dem sonstigen Feuer und der ihr eigenen Unruhe.

Walther stand vor ihm und hielt ein zusammengefaltetes Papier in der Hand, welches der Graf ihm so eben übergeben hatte. In seinem Aeußern war keine bemerkenswerthe Aenderung vorgegangen, nur etwas blasser und ernster sah er aus.

Sie haben jetzt die Vollmacht, mein lieber Director, sagte der Graf mit einem tieferen Athemzuge – die unbedingte Vollmacht – ich glaube Ihnen keinen größeren Beweis meines Vertrauens geben zu können.

Walther machte schweigend eine zustimmende Bewegung.

Sie haben während meiner langen Krankheit, fuhr der Graf, gleichsam sich selbst rechtfertigend, fort, meine Angelegenheiten so sehr zu meiner Zufriedenheit geführt, dabei, wie ich glaube, Ihre eigenen so wenig berücksichtigt, daß es undankbar von mir wäre, dies nicht anerkennen zu wollen. Ich thue dies ja auch im vollsten Maße, da ich Ihnen eine so unbedingte Vollmacht ertheile.

Ich werde nach Kräften bemüht sein, Ihr Vertrauen zu rechtfertigen, Herr Graf.

Davon bin ich überzeugt, völlig überzeugt; Sie haben es mir ja bereits bewiesen. Es hat mir sehr leid gethan, daß die Umstände Ihrer beabsichtigten Reise nach Paris hindernd in den Weg traten, jedoch es war nicht meine Schuld. Ich würde Ihnen den Urlaub gern ertheilt haben, gewiß, sehr gern, wenn mich nicht diese unglückliche Krankheit heimgesucht hätte, an welcher lediglich die Nachlässigkeit Friedrich's die Schuld trägt, der mir eine noch feuchte Binde gebracht hat – indeß nun ist es vorüber – Gott sei Dank, setzte er mit einem Seufzer hinzu, und ich fühle mich wieder ziemlich kräftig. Wenn ich nur nicht auf Dieser weiten und langen Reise einen Rückfall bekomme!

Ich bin überzeugt, daß die Reise sehr wohlthätig für Sie sein wird. Andere Luft, andere Menschen, andere Gedanken – das wird Sie kräftigen und stärken.

Andere Gedanken? fragte der Graf zweifelhaft – ich glaube, ich werde doch immer an Wallfort zurückdenken, wie es hier geht und steht – vielleicht mehr, als wenn ich anwesend wäre.

Das wird sich alles ändern, wenn Sie erst der heimischen Umgebung entrückt sind und andere Eindrücke in sich aufnehmen.

Werden diese Eindrücke angenehm sein? Glauben Sie, eine Reise nach Rußland gehöre zu denjenigen, welche besonders angenehme Eindrücke hervorzurufen im Stande wären? Ja, wenn es nach dem Süden ginge, wo es warm und schön ist, – aber Rußland – im Winter in Rußland!

Man friert im Winter nirgendwo mehr, als im Süden, wo es keine Oefen gibt, und lebt nirgendwo behaglicher, als im Norden, wo man die besten Schutzmittel gegen die Kälte besitzt.

Meinen Sie? bemerkte der Graf zweifelhaft – aber mag dem sein, wie ihm wolle, ich kann die Sache einmal nicht ändern. Es wäre unverantwortlich, wenn ich nicht reis'te. Mein Vetter ist kinderlos, ein kränklicher Mann, ich bin sein nächster Verwandter und darf seine Einladung nicht ablehnen, denn er besitzt zweitausend Leibeigene, nach welchen man in Rußland das Vermögen eines Mannes taxirt. Er soll mehre Quadratmeilen Eigenthum haben, was vielleicht in jenen Gegenden nicht viel sagen will; er hat aber vier große Schlösser – kurz, er ist nach unseren Begriffen ein steinreicher Mann, und es wäre unverantwortlich, wenn ich ihm seine nächste Verwandte und muthmaßliche Erbin, meine Tochter, seinem Wunsche gemäß nicht persönlich vorstellte.

Ich bin ganz Ihrer Ansicht – der Herr Graf haben ja bereits die Güte gehabt, diesen Gegenstand ausführlich mit mir zu besprechen.

Ja, und Sie haben meinen Entschluß gebilligt, worüber ich sehr erfreut bin, da ich auf Ihr Urtheil und Ihren Rath sehr viel halte – sehr viel. Es thut mir herzlich leid, daß Ihre beabsichtigte Reise nun wieder für einige Zeit hinausgeschoben ist – indeß, wer weiß, wozu es gut ist. Sie müssen es als eine Fügung des Schicksals ansehen.

Walther nickte leise mit dem Kopfe.

Ich werde meinen Aufenthalt in Rußland so viel als möglich abkürzen, fuhr der Graf fort, darauf können Sie sich verlassen, und wenn ich zurückgekehrt bin, und wir uns gegenseitig besprochen haben, dann können Sie bestimmt reisen, das verspreche ich Ihnen.

Ich bin Ihnen sehr verbunden, Herr Graf, sagte Walther, ohne daß sich der Ernst seiner Züge veränderte; wir werden darüber reden, wenn Sie zurückgekehrt sind.

Ja, zurückgekehrt, wiederholte der Graf, dessen Gedanken sich sofort mit seiner Reise beschäftigten – wer weiß, ob ich jemals zurückkehre! Vier Monate sind eine lange Zeit, und die bedarf ich wenigstens, da ich mich ja fast zwei Monate unterwegs befinden werde. Es ist ein sehr gefahrvolles Unternehmen in dieser Jahreszeit, besonders da ich doch eigentlich noch Reconvalescent bin. Aber Hedwig kann die Zeit gar nicht erwarten und brennt vor Ungeduld – was soll ich machen? Je länger ich warte, desto schlechter wird das Wetter, und da ich doch einmal

reisen muß, so ist es am besten, es so bald als möglich zu thun.

Darin bin ich ganz Ihrer Meinung, und wie ich glaube, ist der Wagen vollständig bereit und es steht nichts mehr im Wege, den Entschluß zur That werden zu fassen.

Schon Alles bereit? fragte der Graf, als ob er erschrecke, daß der Augenblick der so oft besprochenen Abreise nun wirklich eintreten solle – glauben Sie, daß Alles bereit sei, daß dieser nachlässige Mensch, dieser Friedrich, nichts vergessen hat, wie er es immer macht, und gerade das Nothwendigste – ich muß ihn vorher noch einmal genau befragen.

Der vielgeplagte alte Diener, der an diesem verhängnißvollen Morgen so ungewöhnlich in Anspruch genommen wurde und deßhalb auch noch mehr als sonst übel gelaunt war, wurde heraufbefohlen und nochmals einem ausführlichen Examen unterworfen. So sehr der Graf aber auch sein Gedächtniß anstrengte und so sehr er sich bemühte, etwas aufzufinden, was vergessen sein könnte, Friedrich hatte diesmal sich nichts zu Schulden kommen lassen, und der Graf war endlich genöthigt, seine Nachforschungen einzustellen.

Ich hoffe, du hast meine Uniform so gepackt, sagte er schließlich und im Begriffe, das Zimmer zu verlassen, daß sie sich nicht scheuern kann, denn die rothe Farbe ist sehr difficil, man – nun, was stierst du mich an? fuhr er plötzlich auf, als er an Friedrich's Mienen erkannte, daß er endlich doch einen verwundbaren Fleck getroffen habe.

Die Uniform? fragte dieser mit unsicherer Stimme – wollen der Herr Graf das rothe Ding auch mit nach Rußland nehmen?

Mensch! schrie ihn dieser an – Mensch, muß ich dir jede Kleinigkeit erst vorher in die Hand geben, als ob du erst heute in meinen Dienst trätest – sollte es wirklich möglich sein – hättest du die Uniform vergessen?

Wie kann ich wissen, daß der Herr Graf auf der Reise Uniform anziehen wollen? fuhr Friedrich jetzt ebenfalls erbittert auf, so etwas muß einem gesagt werden, denn aus den Nägeln kann man sich es nicht ziehen!

Ich glaube, der Kerl raisonnirt noch und will wieder Recht haben! In Rußland keine Uniform! Es ich unglaublich – steh' Er nicht länger und glotze Er mich an, wie Er immer thut, wenn sein Bißchen Verstand zu Ende ist! – Eingepackt! – Beide! – Die alte und die neue – Degen – Epaulettes – Orden! Unterstehe Er sich nicht, etwas davon zu vergessen!

Ich bin wirklich zu alt zu einer so weiten Reise, erwiederte der Diener aufsätzig, nehmen der Herr Graf einen Anderen mit, der ein besseres Gedächtniß und mehr Verstand hat!

Nicht raisonniren! fuhr der Graf ihn an – Er fährt mit, und nun mache Er, packe Er, und packe Er sich auch dem Zimmer, damit wir fortkommen!

Friedrich that, wie ihm geheißen, indem er ziemlich verständlich wenig schmeichelhafte Worte für den Grafen vor sich hin sprach. Dieser, bei welchem derartige Auftritte mit seinem Leibdiener zu seiner Morgenunterhaltung zu gehören pflegten, schien innerlich erfreut, daß er einen Gegenstand aufgefunden hatte, um die Nachlässigkeit Friedrich's zu constatiren. Wie bei einem abziehenden Gewitter grollte der Zorn in ihm noch fort, als der Gegenstand desselben längst verschwunden war.

Was sagen Sie dazu, Herr Director? sprach er daher weiter; dieser Mensch hätte mich ruhig ohne die Johanniter-Uniform nach Rußland reisen lassen – nach Rußland, wo die Kinder in den Schulen schon Uniform tragen und jeder nicht uniformirte Mensch gar nicht als ein Mensch angesehen wird! Was sagen Sie dazu? Muß ich nicht an Alles selbst denken, an die geringste Kleinigkeit?

Walther hörte diese noch länger dauernde Philippika in gewohnter Ruhe an, da er schon öfter Zeuge ähnlicher Auftritte gewesen war.

Meine Tochter, fuhr der Graf fort, bekümmert sich natürlich gar nicht um mich, was ich auch nicht verlange. Im Gegentheil, ich bin glücklich, wenn sie nur ihre eigenen Sachen nicht vergißt, worüber sie mit dem größten Leichtsinne hinweggeht und immer meint, man könne das ja da und dort kaufen – als ob ich nichts zu thun hätte, als in fremden Städten mit ihr in den Läden herumzuziehen? Ja, ich bin ein vielgeplagter Mann – aber

wo mag sie sein? Der Wagen steht vor der Thür, es ist Alles fertig, und ich habe sie heute noch gar nicht gesehen! Lassen Sie uns gehen, um sie aufzusuchen.

Mit diesen Worten verließ der Graf, von Walther gefolgt, das Zimmer, nachdem er sich jedoch vorher nochmals sorgfältig darin umgesehen hatte.

Er erfuhr von Hedwig's ebenfalls völlig zur Reise gerüstetem Kammermädchen, daß die gnädige Gräfin vor einer Viertelstunde ausgegangen sei, wie sie vermuthe, zu der Frau Directorin.

Ausgegangen! rief der Graf – jetzt, wo wir abreisen wollen, wo noch so Manches zu fragen und zu besprechen ist, ausgegangen!

Wenn der Herr Graf erlauben, bemerkte Walther, so eile ich zu meiner Mutter, um die gnädige Gräfin zu benachrichtigen daß sie erwartet werde.

Erwartet? wiederholte der Graf, in neuen Zorn ausbrechend, wie dies bei kleinlichen Veranlassungen so leicht bei ihm der Fall war, während er bei wirklich wichtigen stets ruhig, besonnen und berechnend blieb – wenn Sie sich die Mühe machen wollen, so werden Sie mich verpflichten, Herr Director. Sagen Sie ihr, daß ihr Vater auf sie warte, schon lange auf sie warte, schon über eine Stunde auf sie warte, daß wir bei diesen kurzen Tagen und schlechten Wegen zu spät in das Nachtquartier kommen werden, vielleicht ein Unglück haben würden! O, es gehört eine große Geduld und Selbstverläugnung dazu, mit Frauen zu reisen!

Walther, um dessen Lippen ein leises, spöttisches Lächeln spielte, verließ eiligen Schrittes den Grafen, um sich nach seiner eigenen Wohnung zu begeben, wo er Hedwig finden sollte.

Als er in das Zimmer seiner Mutter trat, sah er die Gesuchte im Reisekleide neben dieser auf dem Sopha sitzen. Sie hatte deren Hand in der ihrigen und schien in einem eifrigen Gespräche begriffen, welches bei seinem plötzlichen und eiligen Erscheinen aufhörte.

Ihr Herr Vater wartet auf Sie, gnädige Gräfin, sagte er nicht ohne einige Befangenheit in seiner sonst ruhigen Stimme, und hat mich beauftragt, Sie zu bitten, so schleunig als möglich zu kommen, da die Abreise nicht länger verzögert werden kann.

Es wird keine so große Eile haben, erwiederte Hedwig, ohne die Hand seiner Mutter frei zu geben, und ganz gleichgültig sein, ob wir eine Stunde früher oder später unser schlechtes Nachtquartier erreichen. Setzen Sie sich noch einen Augenblick, fuhr sie mit einem freundlichen Blicke fort, bedenken Sie, daß ich weit, weit fortreise, in ein unwirthbares, wüstes Land – sehr lange ausbleibe und es immerhin möglich ist, daß ich nicht wieder heimkehre.

Auch Sie haben so melancholische Gedanken, gnädige Gräfin? erwiederte er mit einem gezwungenen Lächeln; ich dachte mir, Ihr heiterer Sinn und Ihr klarer Verstand würden dazu geeignet sein, dieselben bei Ihrem Herrn Vater zu verscheuchen.

Das wird mein heiterer Sinn und mein klarer Verstand auch, bemerkte sie, ihn fest ansehend, seien Sie deßhalb unbesorgt – aber nicht wahr, setzte sie mit ungewöhnlich weicher Stimme hinzu – in den kurzen Momenten, die wir noch zusammen sind, nennen Sie mich nicht mehr »gnädige Gräfin«, es sei denn, daß Sie mich, Ihre Freundin, absichtlich kränken wollen?

Sie beschämen mich, sagte er sichtlich verlegen – ich hätte diese Anrede vermeiden sollen – ich wußte auch nicht, daß es Ihnen unangenehm sein würde.

Das bedauere ich, erwiederte sie mit einem Auflodern des alten Stolzes – doch fuhr sie wieder in dem früheren Tone fort, es ist jetzt keine Zeit mehr, um mit Ihnen zu rechten und zu schmollen; lassen Sie uns ohne einen Schatten von einander scheiden, damit, wenn wir nicht mehr mit einander reden, sondern nur an einander denken oder uns schreiben werden, unsere Gedanken hell und klar mit einander verkehren können.

Sie hielt ihm bei diesen herzlichen Worten ihre kleine Hand hin und sah ihn mit einer so innigen Freundlichkeit an, daß plötzlich all die alten Erinnerungen in ihm lebendig wurden und er diese so verlockende Hand mit stürmischer Eile ergriff.

Rechnen Sie auf mich in allen Lagen des Lebens, Sie werden nie einen treueren Freund besitzen!

Und Sie keine treuere Freundin! sagte sie mit leisem Erröthen und niedergeschlagenen Augen. Dann sich fast gewaltsam zur Heiterkeit zwingend, fuhr sie, gegen Walther's Mutter gewendet, fort: Sie haben unser Versprechen

gehört – und wenn man auch allgemein annimmt, daß eine wirkliche Freundschaft nur unter Männern bestehen könne, zwischen einer Frau und einem Manne aber niemals möglich sei – wir beide werden den Beweis des Gegentheils liefern – nicht wahr? fuhr sie fort, ihm tief und lange in die Augen schauend, während die seinigen sich eben so in die ihrigen versenkten. Dann, als sie den innigen Druck seiner Hand fühlte, schlugen sich die langen Wimpern nieder und ihr bleiches Gesicht überflog ein leiser Hauch von Röthe. – Werden wir uns schreiben? fragte sie.

Es wird mich sehr glücklich machen, wenn Sie es mir erlauben!

Immer noch diese Sprache! Wenn Sie Margot schreiben, so erzählen Sie derselben von Ihrer Freundin – wollen Sie das?

Sie kennt Sie ja längst.

Sie kennt mich längst – wiederholte sie langsam, so haben Sie ihr von mir erzählt? Ich möchte wohl wissen, wie sie mich kennt und wie sie mich kennen gelernt hat. Auch ich möchte sie kennen – vielleicht gewährt mir der Himmel einst diese Gunst – es würde mich sehr glücklich machen!

Sie blickte ihn bei diesen Worten forschend an, während eine leichte Röthe über sein Gesicht hinflog.

Es wird nur von Ihnen abhangen, mein Freund, sagte sie dann mit leiserer Stimme, nur von Ihnen ein Ziel, das man mit aller Kraft erstrebt, verfehlt man selten, bedenken Sie dies. Und wenn es dann doch nicht geschieht,

wenn das Geschick mächtiger ist, als unser Wille und unsere Ausdauer – nun, so stehen wir wenigstens vorwurfsfrei da und haben uns keiner Schwäche zu zeihen. – Doch wozu sage ich Ihnen dies alles, es geschah auch nur, weil ich jetzt für eine so lange Zeit von Ihnen scheiden muß. In solchen Augenblicken sagt man vieles, was man sonst in der Brust verschlossen behält – denn es ist schmerzvoll, zu denken, daß, wenn ein weiter Raum uns trennt, irgend ein Mißverstehen die räumliche Trennung noch größer machen könnte.

Das wird nicht der Fall sein zwischen uns, sagte er, sie fest ansehend, denn ich werde dieser Abschiedsstunde immer eingedenk bleiben!

So lassen Sie uns denn jetzt scheiden, erwiederte sie mit einem gezwungen heiteren Lächeln, mein Vater wartet, und mein Schicksal in der Form eines gepackten Reisewagens ruft! Leben Sie wohl, meine liebe Frau Rohneck, und auch Sie, mein Freund, leben Sie herzlich wohl!

Ich begleite Sie an den Wagen, sagte Walther's Mutter; Sie werden mir diese Gunst nicht versagen.

So kommen Sie, rief Hedwig, man schickt schon einen zweiten Boten.

Walther folgte. Es verstand sich von selbst, daß er mitging.

Zweites Capitel.

Als Hedwig mit Walther und dessen Mutter vor dem Schlosse anlangte, stand der Graf voller Unruhe und Ungeduld vor dem Portale.

Endlich beliebt es dir, zu kommen, rief er seiner Tochter entgegen, welche, ohne ihren Schritt besonders zu beschleunigen, jetzt zu ihm herangetreten war – das ist ein angenehmer Anfang! Ich werde mich erkälten und einen Rückfall meiner Krankheit bekommen, ehe ich einen Fuß in den Wagen gesetzt habe. Wo bleibst du? Warum läßt du mich so lange warten? habe ich dir nicht gesagt, daß wir punct acht Uhr fahren, und jetzt ist es gleich neun! Sollen wir am ersten Tage auf diesen schlechten Wegen in die Nacht hineinfahren und unsere Reise mit Umwerfen und Unglück beginnen?

Es wird so schlimm nicht sein, lieber Papa, lachte sie; wir haben ja wunderschönen Mondschein, und wenn wir doch einmal umwerfen sollen, so ist es jedenfalls am besten, es geschieht so nahe als möglich bei unserem Schlosse.

Steige ein, rief der Graf, der aus Erfahrung wußte, daß er bei derartigen Erörterungen mit seiner Tochter stets den Kürzeren zog – werden das im Wagen abmachen! Hast du auch nichts vergessen? Hast du all die vielen überflüssigen Dinge, ohne welche du einmal nicht .... Er brach plötzlich ab, weil er sich erinnerte, daß seine

Rede von der Dienerschaft gehört werde, und winkte seiner Tochter mit einer befehlenden Miene, seinem Gebote zu folgen.

Leben Sie nochmals wohl, liebe Frau Rohneck, sagte Hedwig in herzlichem Tone, Walther's Mutter die Hand reichend – und auch Sie, sprach sie leise zu ihm, leben Sie wohl und seien Sie dieser Stunde eingedenk!

Walther ergriff ihre Hand, obgleich es sich eigentlich in diesem Augenblicke vor all den gaffenden Menschen nicht recht paßte, und drückte sie innig und schweigend.

Hedwig sprang leicht in den Wagen, der Graf, nachdem ihm Friedrich noch einen Mantel umgehängt, nahm an ihrer Seite Platz, Friedrich und das Kammermädchen setzten sich auf den Bock, und dann rollte der große, vielbepackte Wagen von vier muthigen Pferden gezogen in raschem Trabe dahin.

Hedwig's Tuch wehte noch einmal zum Abschiede, als der Wagen draußen um eine Windung des Weges bog; – dann wurde es stiller auf dem Schloßhofe, die Dienerschaft entfernte sich wieder, und die Knechte und Mägde nebst deren Kindern, welche dem großen Ereignisse der Abreise der gnädigen Herrschaft gaffend zugesehen hatten, suchten wieder ihre ärmlichen, unreinlichen Wohnungen auf oder begaben sich an die gewohnte Arbeit.

Walther stand noch immer in tiefem Sinnen verloren auf derselben Stelle. Seine Blicke hafteten am Boden, er schien die Gegenwart um sich her vergessen zu haben.

Wollen wir nicht gehen, lieber Sohn? fragte seine Mutter nach einiger Zeit; ich glaube, du hast noch gar nicht gefrühstückt,

Er fuhr wie aus einem Traume empor. Ich habe hier noch Vieles anzuordnen, sagte er dann, und werde später nach Hause kommen. Ich bin ja jetzt der alleinige Herr hier, fuhr er mit einem melancholischen Lächeln fort, und es ruht eine große Verantwortlichkeit auf mir. Gehe daher, liebe Mutter, ich werde nachkommen, wenn ich das Nöthigste besorgt habe.

Jedenfalls kommst du zu Mittag?

Jedenfalls.

Als sie sich entfernt hatte, ging er ins Schloß, das ihm mit Einem Male so öde und leer vorkam, obgleich sich nur wenige Personen daraus entfernt hatten. Der Gedanke, daß es längere Zeit so bleiben würde, daß die jenigen Menschen, welche bisher darin gewaltet und es belebt hatten, fehlten und fehlen würden, rief diesen melancholischen Eindruck bei ihm hervor. Unser Herz unterliegt immer der Gewalt eines tiefen, pressenden Schmerzes, wenn wir einsam und allein einen Raum betreten, in dem uns liebgewordene Menschen gewohnt und gesetzt haben. Jede noch so unscheinbare, werthlose Sache ruft die Erinnerung wach und macht Stunden oder auch nur Augenblicke lebendig, welche Beziehungen zu den Geschiedenen enthalten. Wie immer gießt die Erinnerung dann ihr verschönerndes, Sehnsucht erweckendes Licht über

das alles aus, und unser Herz zittert unter den Schwingungen, welche immer der mahnende Gedanke an die Vergangenheit und Vergänglichkeit hervorruft.

Er wußte selbst nicht, wie es gekommen war, aber er stand in ihrem Zimmer. Sie hatte es erst vor kurzem verlassen; der Schall von dem Tritte ihres leichten, zierlichen Fußes bebte noch in den Schwingungen der Luft, die Thätigkeit ihrer kleinen Hand war noch sichtbar an vielen Dingen, an einem verschobenen Blatte Papier, an der Feder, welche neben dem Dintenfasse lag, an dem frischen Stückchen Zucker, welches sie dem Vogel zwischen die Stäbe des Bauers gesteckt hatte, noch an vielen anderen Kleinigkeiten, welche alle sein Auge erkannte, die ein anderes Auge nicht gesehen haben würde.

Sonst war Alles sehr ordentlich, wie es in ihrer Gewohnheit lag, Alles verschlossen und zum Theil verändert, wie es Jemand einrichtet, den eine lange Abwesenheit fern hält. Er war nur selten in ihrem Zimmer gewesen, und dann auch nur immer eine kurze Zeit, und doch entging ihm jetzt das alles nicht. Auf dem Sessel vor ihrem Schreibtische lag ein Schnupftuch, sie hatte es offenbar vergessen. Sein Auge ruhte eine Zeit lang darauf, ohne daß seine Hand sich bewegte, es zu ergreifen; dann blickte er wieder in dem Zimmer umher, und seine gepreßte Brust hob ein langer, tiefer Athemzug.

Gewaltsam riß er sich aus dieser Stimmung empor, die ihn überkommen, er wußte selbst nicht, wie, trat rasch an den Klingelzug und zog so heftig die Glocke, daß das Mädchen fast bestürzt hereintrat.

Es bleibt hier Alles ganz unverändert, so wie es jetzt ist. Keiner Sache, auch der kleinsten nicht, darf ein anderer Platz gegeben werden. Wenn du den Staub abwischest, was jeden Tag gerade so geschehen muß, als ob die gnädige Comtesse hier wäre, so legst du jede, auch die kleinste Sache genau wieder auf dieselbe Stelle, wo sie jetzt liegt, damit Alles ganz so ist wie jetzt, wenn die Herrschaft zurückkehrt. Hast du mich verstanden?

Vollkommen, Herr Director.

Ich werde mich selbst von Zeit zu Zeit überzeugen, ob dir meine Weisungen pünktlich befolgst; ich weiß genau, wie Alles steht und liegt. Wenn du sorgsam meine Befehle befolgst, wirst du belohnt werden, handelst du ihnen entgegen oder bist du darin nachlässig, so wirst du entlassen. So hat die gnädige Gräfin ausdrücklich befohlen, setzte er nach einer kurzen Pause hinzu, als er sah, wie verwundert ihn das Mädchen anblickte.

Dann verließ er das Zimmer und begab sich in diejenigen des Grafen, wo es ihm mit den zu treffenden Anordnungen weit leichter von der Hand ging. Auch hier ertheilte er ähnliche Befehle, schon um den ersten weniger auffällig zu machen, und nachdem er so den augenblicklichen Anforderungen seiner neuen Stellung genügt hatte, verließ er das Schloß, um nach seiner Wohnung zu gehen, wo eine Menge von Geschäften seiner warteten.

Obgleich ihm jetzt die ganze Verwaltung der Güter des Grafen oblag, bei welcher besonders die täglich an Umfang zunehmenden Kohlenbergwerke eine große Rolle spielten, so war ihm dies alles doch nicht mehr neu, da

er während der langen Krankheit des Grafen die Last der Geschäfte auch fast allein getragen hatte. Ein wesentlicher Unterschied bestand allerdings. Der Graf, welcher an einem hartnäckigen und zugleich sehr schmerzhaften Rheumatismus gelitten, so daß er Monate lang das Zimmer nicht hatte verlassen dürfen und mehre Wochen im Bette zubringen mußte, war doch immer befähigt geblieben, in den Hauptsachen seinen Willen kund zu geben, und hatte es auch niemals unterlassen, es zu thun. Wenn daher auch die ganze Ausführung und Beaufsichtigung Walther obgelegen, so blieb doch der Graf selbst immer der verantwortliche Anordner, und seine Zustimmung oder sein Widerspruch maßgebend, während jetzt Walther allein jede Verantwortung übernommen hatte. Er fühlte sich durch das ihm unbedingt zu Theil gewordene Vertrauen des Grafen gehoben, und weit entfernt, vor der übernommenen Pflicht und Verantwortlichkeit zu zagen, hatte er vielmehr das eifrige Streben und Verlangen, gerade in dieser Zeit die Geschäfte so zu führen, daß der Graf bei seiner Rückkehr, oder so viel dies durch briefliche Mittheilungen möglich blieb, seine Voraussetzungen wohl noch übertroffen sehen sollte. –

Ehe wir in der Erzählung unserer Geschichte fortfahren, welche wir abzubrechen genöthigt waren, müssen wir dasjenige nachholen, was sich in der Zeit ereignet hatte, welche zwischen dem Tage liegt, an welchem Walther Wehring's Brief erhalten, und demjenigen, wo der Graf und Hedwig ihre Reise angetreten hatten.

In Walther's Seele waren, als er die unerwartete Mittheilung Wehring's und Margot's gelesen, alle jene verlockenden Bilder einer längst begrabenen Vergangenheit wieder zu neuem, begehrungsvollem Leben erstanden. Sie erinnerte sich seiner, sie dachte an ihn wie sonst, mit der alten, unveränderten Empfindung, sie hatte niemals aufgehört, so an ihn zu denken, so für ihn zu fühlen – sie schrieb an ihn – das kleine, duftige Stückchen Papier mit den wenigen Zeilen ihrer ihm so wohlbekannten Schriftzüge – es lag eine Welt für ihn in diesem Stückchen Papier, eine Welt voll Erinnerungen, eine Welt voller Hoffnungen. Nicht die Worte allein, selbst die einzelnen Buchstaben sprachen zu ihm – hatte er sie doch gelehrt, sie so zu ziehen, ähnlich den seinigen – ach, wie schwebten ihm jene Stunden wieder so lebhaft vor! – und gelehrig, wie in allen Dingen, war sie bemüht gewesen, ihre Handschrift der seinigen nachzubilden, so daß beide eine überraschende Aehnlichkeit erhalten hatten – jetzt noch mehr als sonst, als ob sie diese Studien fortgesetzt hätte. Nur waren ihre Schriftzüge zierlicher, feiner, weicher – ach, er hatte seine eigene Schrift nie so schön gefunden, als jetzt, wo Margot's Briefchen vor ihm lag! Es überkam ihn eine ordentliche Hochachtung vor seiner Handschrift, und er bemühte sich von jener Stunde an, die Abweichungen der ihrigen ebenfalls nachzubilden.

Dann kam er zu dem festen Entschlusse, nach Paris zu reisen, um sie wiederzusehen und zu sprechen. Er mochte sich immerhin sagen, daß es vielleicht eine große Thorheit, daß es zu ihrem und seinem Wohle besser sei,

eine Wunde nicht wieder aufzureißen, welche bereits zu vernarben begonnen hatte. – Sie war schon wieder aufgerissen und blutete von Neuem. Das schmerzvolle Glück, welches er dabei empfand, wie that es ihm so unendlich wohl! Wie athmete er nach langer, langer Zeit wieder so frei und glücklich auf – wenn mit dem fließenden Blute auch sein Leben mit dahingeflossen wäre – es war ein beseligendes Gefühl, und er mochte es nicht vertauschen mit dem dumpfen, hoffnungslosen Empfinden, welches ihn eine Zeit lang in einer Art von Erstarrung gehalten hatte.

Dann trat ein anderes Bild vor seine Seele – Hedwig –, und während es vor seinem geistigen Auge schwebte, färbte ein tieferes Roth seine Wangen. Es überkam ihn ein Gefühl der Scham, wenn er daran dachte, daß er sie zur Vertrauten seiner Liebe zu Margot gemacht, sie bei ihr angeklagt, ihren Werth bezweifelt hatte. – Und aus welchen Beweggründen? fragte er sich. Er zögerte, sich selbst diese Frage zu beantworten, nur das Eine empfand er, daß Hedwig allein die Veranlassung gewesen, daß – er mochte das Weitere nicht ausdenken, und in seinem Herzen entstand eine Abneigung gegen diejenige, welche ihn in eine Bahn getrieben, deren Betreiben ihn jetzt mit tiefer Reue erfüllte. Vielleicht steigerte sich dieses Gefühl noch dadurch, daß er sich gestehen mußte, nicht er, sondern sie sei die Ursache gewesen, daß er das verlockende Endziel dieser Bahn nicht erreicht habe. – Ein reuiger

Sünder stand er in Gedanken vor derjenigen, die unverändert geblieben, ihn nie vergessen, eines Andern Hand ausgeschlagen hatte.

Es zog ein Empfinden gegen Hedwig in seine Seele, welches dem Hasse nicht unähnlich war – *ihr* maß er die Schuld seiner Schwäche bei, *ihr* allein, und doch vielleicht nur darum, weil sie ihn verschmäht hatte. Wenn er sich das Letztere auch nie eingestand, es lag doch in ihm, und er beschönigte nur sein eigenes Handeln mit der falschen Annahme, daß er sich in Wahrheit nie um sie beworben.

So ist der Mensch stets bereit, sich mit seinen Schwächen und seinen Fehlern abzufinden und sie Andern oder den Verhältnissen aufzubürden. Weil wir niemals dahin gelangen können, ohne dasjenige zu sein, was man Sünde nennt, und weil diese Sünde so viel reizvoller ist, als die immer kalte und ernste Tugend, deßhalb suchen wir uns mit der letzteren abzufinden, indem wir ihr Weihrauch streuen und gezwungen ihrem Cultus beiwohnen – ohne jemals der verlockenden Gegnerin entbehren zu können oder auch nur entbehren zu wollen. Sie tritt in vielen und sehr verschiedenen Gestalten auf, je nachdem die Neigungen und Leidenschaften derer sind, die sie berücken will; am widerlichsten ist sie aber im Gewande des Hochmuthes, der Selbstüberhebung und der Heuchelei. Menschen, welche sie in dieser Gestalt zu ihren Knechten gemacht, läßt sie in der Maske der Jugend einhergehen, mit Verachtung und Unduldsamkeit auf die

Schwächen ihrer Nebenmenschen blicken und lehrt sie ihre eigene Erbärmlichkeit vergöttern.

Das sind die schlimmsten von allen, und sie wandeln umher in vielen Gestalten, in glänzenden, prunkenden, zugeknöpften Kleidern, mit hochmüthigen, verachtungsvollen Mienen – und im zelotischen[1] Gewande selbsterwählter Demuth, aber mit Stolz und Ueberhebung in den kalten Herzen.

Zu diesen gehörte Walther nicht; ich werde nicht nöthig haben, dies Dir zu versichern, geneigte Leserin, da Du ihn kennst, ihn, seine Tugenden und seine Schwächen – aber dennoch verfiel er in jenen Fehler, und der Gegenstand, welcher ihn zur Untreue gegen Margot nicht verlockt, sondern bewogen hatte, war jetzt der Gegenstand seiner Abneigung.

Er mied sie, er mied sie sichtlich, und sein Benehmen zeigte ihr, daß er dies absichtlich thue. Ihr Empfinden gegen ihn war dagegen ein ganz anderes, und da wir das seinige bloßgelegt, so wollen wir auch mit dem ihrigen ein Gleiches thun.

Es gab eine Zeit, wo ihr Herz ihm entgegengeschlagen hatte. Die Blume der Liebe, von ihr nicht erkannt, begann sich zu entfalten; es hätte vielleicht nur noch eines belebenden, erwärmenden Sonnenstrahles bedurft, um sie zur Blüthe zu bringen. Aber dieser Sonnenblick

[1] In der deutschen Bildungssprache wird die Bezeichnung Zelot für einen Eiferer oder Fanatiker verwendet.

blieb aus; statt seiner kam ein erkältender Hauch, und die halb entwickelte Knospe verschloß sich wieder.

Er hatte eine Andere geliebt – er liebte sie vielleicht noch, und verlangte sie wie einen Ersatz für das Verlorene. So war ihr Empfinden, als er ihr seine und Margot's Geschichte erzählte, damals, als er dies that, weil er das heimlichste Geheimniß seines Herzens einem anderen Herzen zu vertrauen glaubte, das ihn verstehen und es hinnehmen werde als den höchsten Beweis seines eigenen Vertrauens – auch wohl, weil ihn der Besitz dieses Herzens für den Verlust jenes anderen entschädigen sollte. Immerhin. Das dachte er damals nicht; aber wir denken Vieles nicht, was wir empfinden, denn zwischen Denken und Empfinden besteht ein großer Unterschied.

Während er ihr den Beweis höchsten Vertrauens zu geben glaubte, einen Beweis, für welchen er im Stillen, sich selbst unbewußt, auf Erwiederung – auf Belohnung hoffte, trat bei ihr gerade das Gegentheil ein. Ihr Stolz flog empor, und sein Wehen zerriß die zarten Blätter der Liebe an dem Baume ihres Herzens. Er gehörte einer Andern – und konnte deßhalb niemals mehr *ihr* gehören! Sie begehrte seiner nicht aus der zweiten Hand! Ueber alle Standesvorurtheile hätte sie sich rücksichtslos hinweggesetzt, es lag nach ihrem Charakter sogar ein Reiz für sie darin, es zu thun – aber der Mann, der so mit einer Andern geschwärmt hatte, *noch* immer so für diese Andere schwärmte und ihren Verlust beklagte, hörte auf, für sie begehrungswerth zu sein.

Dies Alles dachte sie ebenfalls nicht, sie dachte oder empfand vielmehr ganz etwas Anderes, und erst einer weit späteren Zeit blieb es vorbehalten, sich ihres damaligen Empfindens bewußt zu werden.

Den Antheil, den sie an Walther genommen, maß sie mit Einem Male allein den Umständen zu und glaubte zu fühlen, daß sich dieser Antheil durch seine Mittheilung noch gesteigert habe. Sie war die Vertraute seines Geheimnisses geworden, und sein Handeln und Benehmen erschien ihr dadurch in einem ganz anderen Lichte. Es durchzuckte sie wohl ein Schmerz, daß Manches anders geworden, aber sie fand ein wohlthuendes und erhebendes Gefühl in dem Gedanken, ihm eine Freundin zu sein und so viel als möglich auf sein Geschick günstig einzuwirken.

Sie fühlte zugleich, daß Manches in ihrem gegenseitigen Verhältnisse anders werden könne, daß sie vielleicht hin und wieder etwas unvorsichtig gehandelt habe und das ferner unterlassen müsse, und sie unterließ es. Während seine Gefühle sich aufgipfelten und ihn über die Bedenken seines Verstandes forttrugen, wie immer, wenn die Leidenschaft uns ergreift – dachte sie mit einer Mischung von Scham und verletzter Eitelkeit an diejenigen Stunden, in deren Erinnerung sie noch vor kurzem geschwelgt hatte. Er fühlte sich durch ihr plötzlich verändertes Benehmen gekränkt und gedemüthigt. Ihre

fast absichtliche, aber doch immer erkaltete Freundlichkeit stieß ihn ab und verletzte ihn; er mied sie und erkannte zum zweiten Male mit der ganzen Bitterkeit seines gekränkten Gefühles, daß er wiederum eine Thorheit begangen habe, indem er sein Herz einer hochgeborenen Gräfin zugewandt. Konnte *sie* mich aufgeben, sie, in deren kindlich reinem Herzen der ganze Himmel der Unschuld und der Demuth zu liegen schien – nur deßhalb, weil sie plötzlich vornehm und reich geworden – wie konnte ich auch nur einen Augenblick wähnen, daß diese stolze Gräfin jemals mehr in mir gesehen hat, als einen Spielball ihrer Laune? Mag sie, sprach er voll bittern Hohnes laut vor sich hin, mag sie es doch – ist es bei mir denn etwas Anderes gewesen? Spiel gegen Spiel – Laune gegen Laune – und wenn sie wünscht, daß das Spiel nun eine andere Gestalt annehme, warum nicht? Man amusirt sich, so oder so – gleichviel.

Da kamen Wehring's und Margot's Briefe.

Drittes Capitel.

Wir wissen bereits, welchen Eindruck diese Briefe bei Walther hervorriefen. Margot war unverändert dieselbe geblieben, sie hatte ihn nicht vergessen, sie hatte seiner immer in der alten Weise gedacht, sie hatte selbst den Glauben an ihn niemals verloren, obgleich sie ebenfalls seine Nachrichten von ihm erhalten. – Wie war sie so viel, viel besser, als er selbst! Indem die Liebe zu ihr in seinem Herzen mit neuer Gewalt erstand oder wieder aus dem Schlummer erwachte, in welchen er sie

durch unausgesetztes Bemühen eingewiegt hatte, suchte er sich, wie dies immer der Fall ist, so viel als möglich vor sich selbst zu rechtfertigen. Die Abneigung gegen Hedwig verschwand, denn er war ihr, obgleich er es sich nicht eingestand, zu innigem Danke verpflichtet deßhalb, weil sie gethan, was er noch vor kurzem so schonungslos beurtheilt hatte. Er rechnete ihr dies keineswegs als ein Verdienst an, es erschien ihm jetzt durchaus natürlich und fachgemäß, weil – sie gar seine Veranlassung gehabt habe, anders zu handeln. – Keine Veranlassung – darin lag seine Rechtfertigung, die Beschönigung seines Benehmens.

Es war nur ein verhältnißmäßig kurzer Zeitabschnitt in Walther's Leben, welcher zwischen dem Tage lag, wo er von Margot geschieden, sie dann als verloren betrachtet, und demjenigen, wo sie wieder für ihn zu neuem Leben erstanden war. In dem Alter, worin sich Walther befand, rinnen auch die Körner der Lebensuhr am unmerklichsten – nur am Anfange und am Ende des Lebens sausen sie sichtbar schnell – er hatte daher weniger Mühe, die Gegenwart mit der Vergangenheit zu verbinden. Mühe hatte er eigentlich gar nicht; er durfte nur dem Zuge seines Herzens nachgeben, was ja immer so leicht und uns so zusagend ist – deßhalb fand er sich ab mit sich selbst, das heißt mit einer Zeit, wo er vielleicht anders empfunden hatte; er strich sie aus auf den Blättern seines Lebens, obgleich sie deßhalb dennoch sichtbar, selbst halb leserlich blieb; sie war aber ausgestrichen, und er bildete sich ein, er habe sie dadurch auch ungeschehen gemacht.

Das dem Hasse ähnliche Gefühl, welches sich in seiner Seele gegen Hedwig einzunisten begonnen hatte, verschwand wieder, denn er empfand jetzt eine Art von Dankbarkeit für sie, und ihr gleichmäßig ruhiges, freundliches Wesen verletzte ihn nicht mehr, sondern erregte bei ihm eine wohlthuende Empfindung.

Der Entschluß, nach Paris zu reisen und Margot wiederzusehen, stand bei ihm fest. Seine Mutter machte mancherlei Einwendungen, Hedwig aber billigte ihn und hatte ja sogleich dazu gerathen, obgleich sie es jetzt vermied, in irgend eine nähere Erörterung deßhalb einzugehen. Er erbat und erhielt durch ihre Vermittlung Urlaub und schrieb an Margot, daß er kommen, in wenigen Tagen abreisen würde.

Da erkrankte der Graf. Die Reise mußte nothwendig verschoben und als des Grafen Krankheit einen bedenklichen Charakter annahm, vorläufig ganz aufgehoben werden.

Mit schwerem Herzen war er genöthigt, dieses abermalige Hinderniß Margot mitzutheilen. Ihre Antwort athmete zwar die alte Herzlichkeit, aber zwischen den Zeilen lag doch, so schien es ihm wenigstens, ein leiser Anflug von Unmuth, daß er sein Versprechen nicht erfüllen könne.

»Wieder habe ich mich so sehr gefreut,« schrieb sie, »wieder habe ich die Tage und die Stunden gezählt, welche noch zwischen Ihrer bevorstehenden Ankunft lagen – und es ist wieder Alles in eine weite, weite, ungewisse Ferne gerückt. Jetzt ist Raoul noch hier, mein geliebter

Bruder, wer weiß, wie lange in diesen unruhigen Zeiten sein Bleiben in Paris noch möglich ist – dann bin ich wieder vereinsamt, und wenn Sie dann auch kommen, es wird ganz anders sein, wie es jetzt sein könnte. Der Gedanke, daß ich Sie nicht mehr wieder sehen werde, fängt an, ich weiß selbst nicht, warum, immer mehr Gestalt zu gewinnen. Es scheint, das Schicksal, welches uns in jenen freundlichen, sonnigen Tagen auf so ungewöhnlichen Wegen für eine kurze Zeit zusammengeführt, will uns jetzt eben so absichtlich von einander fernhalten. Ich weiß, daß Sie nicht anders können, daß die Pflicht Sie dort fesselt, und will Ihnen gewiß keinen Vorwurf machen, aber ich darf Ihnen schreiben, daß mich das sehr traurig macht; ich würde ja nicht aufrichtig, nicht wahr gegen Sie sein, wenn ich es verheimlichte. So will ich denn wieder hoffen – ich lebe ja schon lange von der Erinnerung und von der Hoffnung und fange fast an, zu glauben, daß das ganze Leben nur aus diesen beiden besteht. Vielleicht schreiben Sie mir schon in Ihrem nächsten Briefe, daß es mit dem Grafen besser geht – es würde mich das unendlich freuen. Adressiren Sie, wie bisher, an meinen Bruder, und gedenken Sie Ihrer treu ergebenen *Margot*.«

Als er diesen Brief empfing, begann die Krankheit des Grafen sich wirklich zur Besserung zu neigen, und er konnte darauf rechnen, wenn sein Rückfall eintrat, in vier Wochen abzureisen. Er schrieb ihr dies, und es war eine der glücklichsten Stunden für ihn, als er diesen

Brief schreiben und dann mit demselben selbst zur nächsten Poststation reiten konnte. Drei Wochen bedurfte der Brief, um nach Paris zu gelangen, drei Wochen die Antwort! Er hatte ihr geschrieben, diese würde ich wahrscheinlich nicht mehr in Wallfort treffen, sie möge daher *poste restante* nach Frankfurt schreiben.

Abermals eine getäuschte Hoffnung, ein vergebliches Harren, denn es kam wieder anders, und vierzehn Tage später war er genöthigt, ihr abermals zu schreiben, daß er nicht kommen könne, daß seine Reise nun für längere Zeit, auf vier bis sechs Monate hinausgeschoben werden müsse.

Eines Tages nämlich ließ ihn der Graf zu einer ungewöhnlich frühen Stunde zu sich bitten und empfing ihn, außerhalb des Bettes im Lehnsessel sitzend, heiterer und wohler, als dies seit langer Zeit der Fall gewesen war.

So lange er sich leidend fühlte, war er gegen seinen alten Diener ungemein sanft gewesen, heute hatte zum ersten Male die gewohnte, erquickliche Morgen-Unterhaltung zwischen beiden wieder Statt gefunden und Friedrich, der mit erbos'tem Gesichte aus dem Zimmer des Grafen trat, dem ihm auf dem Flur begegnenden Walther mit zorniger Miene zugerufen: Es geht ihm bestimmt besser, Herr Director, denn er ist wieder so grob wie sonst.

Auf Walther machte diese Mittheilung einen durchaus angenehmen Eindruck, und er überlegte im Stillen, ob er nicht heute mit dem Grafen hinsichtlich seines Urlaubes

sprechen und den Tag des Antrittes wenigstens im Allgemeinen feststellen solle.

Setzen Sie sich, mein bester Director, sagte der Graf, als Walther ihn begrüßt hatte, es geht mir heute zum ersten Male wieder wirklich besser, das Reißen hat ganz nachgelassen, die Geschwulst fängt an, sich zu vermindern, und wenn dieser Kerl mir durch seine Nachlässigkeit nicht einen Rückfall zuzieht, so hoffe ich in kurzer Zeit wieder besser zu sein.

Das freut mich, Herr Graf; Sie sehen daraus, daß Ihre trüben Ahnungen nichts zu bedeuten hatten, wie ich Ihnen ja stets gesagt habe.

Es ist leicht, einem Kranken Derartiges zu versichern, aber für den Kranken selbst schwer, daran zu glauben oder sich über den Einfluß der Krankheit hinwegzusetzen. Doch ich glaube jetzt selbst an meine Genesung und daß die alte Maschine vielleicht dann noch einmal in gewohnter Weise, wenn auch langsamer und schwächer, eine Zeit lang fortarbeiten kann. Sie mögen als den besten Beweis dafür, daß ich dies glaube, eine Mittheilung ansehen, die ich Ihnen machen will. Sie betrifft einen Gegenstand, welcher für mich von der größten Wichtigkeit ist, so wichtig, daß ich deßhalb nicht nur Ihren Rath, sondern auch Ihre Mitwirkung dazu in Anspruch nehmen muß.

Sie machen mich neugierig, Herr Graf.

So hören Sie: Ich muß etwas weit ausholen, damit Ihnen die Sache klar wird und nicht abenteuerlich erscheint. Sie ist es aber keineswegs, so sehr sie vielleicht

auch so klingen mag, denn es handelt sich um nichts mehr und nichts weniger, als um ungefähr eine Million.

Eine Million? wiederholte Walther mit einem ungläubigen Lächeln.

Wie ich sagte, um eine Million, wenn auch vielleicht nicht für mich selbst, doch für meine Tochter – das kommt in meinen Jahren auf Eins heraus. Wir haben einen Verwandten in Rußland, einen Fürsten Boridow. Ich gestehe Ihnen offenherzig, daß ich von seiner Existenz bisher nur eine sehr unbestimmte Ahnung gehabt habe. Seine Familie stammt aus Deutschland, und ich wußte bisher nicht, wie er zu diesem russischen Namen gekommen, den sein Großvater, als er in den ersten Regierungsjahren Elisabeth's nach Rußland übersiedelte, nicht geführt hat. Doch darauf kommt es jetzt nicht mehr an, genug, dieser mein Verwandter, mein weitläufiger Vetter, heißt Boridow, ist Fürst und ein Millionär. Diese Thatsachen stehen fest. Nun erhalte ich vorgestern einen Brief aus Petersburg, einen sehr merkwürdigen, sehr unerwarteten Brief – hier ist er, lesen Sie ihn selbst, er enthält weiter keine Geheimnisse, als das eine, welches ich Ihnen bereits mitgetheilt habe, und ist sogar in deutscher Sprache geschrieben – artiger kann man kaum sein.

Walther empfing den Brief aus der Hand des Grafen und las:

»Hochgeschätzter Herr Vetter! Sie werden erstaunt sein, geehrter Herr Vetter, wenn Sie diesen Brief lesen, und vielleicht kaum mehr wissen, daß ich, der Unterzeichnete, die Ehre habe, mit Ihnen verwandt zu sein. Es

ist dies jedoch dennoch der Fall, denn als mein Großvater im Jahre 1740 wieder nach Rußland kam – er führte damals den Namen von Randel – war er mit einem Fräulein von Wüllen verheirathet, der Schwester Dero Frau Großmutter. Sie werden dies aus Ihrem Stammbaume genau ersehen. Mein Vater, welcher sich unter der großen Kaiserin Katharina im Türkenkriege ruhmvoll auszeichnete, wurde in den Fürstenstand erhoben und zu gleich mit einer diesem Range angemessenen Dotation begnadigt. Er erhielt den Namen eines Fürsten von Boridow, und da ich später, nachdem er sich mit einer Fürstin Arborowa verheirathet hatte, im Jahre 1760 das Licht der Welt erblickte, so bin ich, der Fürst von Boridow, Ihr Vetter und zugleich als solcher so frei, in meiner Biographie fortzufahren, da ich Grund habe, anzunehmen, daß Dieselbe nicht ohne Interesse für Sie bleiben wird.

»Mein Vater starb im Jahre 1774, als ich erst vierzehn Jahre alt war, und hinterließ ein sehr großes Vermögen. Meine gute Mutter, welche erst im vorigen Jahre gestorben ist, war eine sehr kluge und zugleich sparsame Frau, und da ich das Glück habe, ihr in manchen Dingen ähnlich zu sein, so hat sich mein Vermögen im Laufe der Jahre mehr als verdoppelt. Es gehört bei uns in Rußland nicht viel dazu, reich zu werden, wenn man erst eine solche Grundlage besitzt. Man hat nur nöthig, sich keiner tollen Verschwendung hinzugeben, wie es leider die Meisten thun, dann kommt Alles von selbst. Tausende müssen für uns arbeiten, und wir haben weiter nichts zu thun, als sie allenfalls zur Arbeit anzuhalten und die

Früchte derselben einzunehmen. Kurz, meine Einkünfte belaufen sich nach einem mäßigen Ueberschlage auf fünfzigtausend Rubel jährlich, eine Summe, von welcher ich bei meinem einfachen Leben und meiner Kränklichkeit kaum die Hälfte verbrauche. Kinder habe ich leider nicht. Ich bin einige Jahre verheirathet gewesen, habe mich dann aber von meiner Frau getrennt, da diese Heirath das schlechteste Geschäft war, welches ich in meinem Leben gemacht habe. Verwandte besitze ich auch nicht, außer Ihnen, verehrter Herr Vetter, Ihnen und Ihrer Tochter. Es ist zwar eine etwas weitläufige Verwandtschaft, aber unsere Großmütter waren doch Schwestern, und so sind wir immerhin verwandt.

»Ich bin schon seit Jahren kränklich und obgleich erst einundfünfzig Jahre alt, doch in der Lage, an mein Ende und meine Erben denken zu müssen, damit mein Vermögen nicht etwa dem Staate oder der Sippschaft meiner Frau anheimfalle, welche wahrscheinlich darauf lauern und meinen Tod nicht erwarten können. Ich habe deßhalb an Sie und Ihre Tochter gedacht und über Sie durch einen zuverlässigen Agenten, den ich in Ihre Gegend geschickt, genaue Erkundigungen einziehen lassen. Was ich auf diesem Wege erfahren, hat mich in dem Vorsatze bestärkt, Ihre Tochter zu meiner Universal-Erbin einzusetzen, wenn ihre Persönlichkeit meinen Vorstellungen entspricht und wir uns über einige Nebenbedingungen geeinigt haben werden, die ich Ihnen mündlich mittheilen will.

»Die erste Bedingung zur Realisirung meines Vorhabens ist jedoch die, daß Sie mit Ihrer Tochter hieher kommen und eine Zeit lang hier bleiben, damit wir uns vollständig kennen lernen. Sollten Sie darauf nicht eingehen können oder wollen, so betrachten Sie das Geschäft als gänzlich abgebrochen; ich werde dann über mein Vermögen anderweit bestimmen. Ihre Hieherkunft muß ferner sehr bald, noch in diesem Herbste geschehen, einmal, weil es ungewiß ist, ob ich noch den Winter überdauere, dann auch, weil die politischen Verhältnisse sich so gestalten, daß im künftigen Jahre Ihre Reise wahrscheinlich unmöglich sein würde. Meine Güter liegen in der Gegend von Nowgorod, zum Theil an der Wolga, in einer hübschen Gegend, wo es im Frühjahr und Herbst sehr angenehm ist, auch im Sommer, wenn die Hitze nicht zu stark wird. Im Winter wohne ich dagegen in Petersburg oder in Moskau, je nachdem es mir zusagt, da ich in beiden Hauptstädten des Reiches Palais besitze. Diesen Winter gedenke ich in Petersburg zuzubringen, wo das Leben während dieser Jahreszeit die meiste Abwechslung darbietet. Das Klima ist zwar etwas rauh, aber wir besitzen Mittel, uns dagegen zu schützen, und wenn ich Sie und Ihre Tochter, wie hiermit geschieht, zu einem Besuche nach Petersburg einlade, so werde ich Alles aufbieten, um Ihnen den Aufenthalt daselbst so angenehm als möglich zu machen.

»Wollen Sie daher auf meinen Vorschlag eingehen und weisen Sie mein Anerbieten nicht zurück, so müssen Sie spätestens im Oktober Ihre Reise antreten, damit Sie vor

Eintritt der Kälte eintreffen können. Haben Sie die Güte, mir so bald als möglich, spätestens aber vierzehn Tage nach Empfang dieses Briefes, zu schreiben, ob ich Sie erwarten kann oder nicht. Ich wiederhole, daß, wenn ich nach dieser Zeit keine Antwort oder eine ausweichende oder verschiebende erhalte, mein Plan aufgegeben ist, da ich annehme, daß Sie auf denselben nicht eingehen wollen.

»Indem ich schließlich bitte, mich Ihrer liebenswürdigen Tochter angelegentlich zu empfehlen, und mich der Hoffnung hingebe, meine einzigen Verwandten bald persönlich kennen zu lernen, habe ich die Ehre, zu sein Ihr ergebenster Vetter

Fürst von Boridow. «

Walther, welcher während des Lesens dieses eigenthümlichen Briefes sichtlich bleich geworden war, faltete das Papier zusammen und reichte es dem Grafen, der ihn erwartungsvoll angesehen hatte, schweigend wieder zurück.

Nun, fragte dieser, was sagen Sie dazu?

Wenn Alles sich wirklich so verhält, wie da geschrieben steht, erwiederte Walther, indem er tief aufathmete, so würde es nicht zu rechtfertigen sein, wenn Sie die Reise unterließen.

Es freut mich, daß Sie dieser Ansicht sind – ja, es wäre unverantwortlich – man findet eine Million nicht auf der Straße, und wenn sie uns so ganz unverhofft angeboten wird, lohnt es sich schon der Mühe, eine Reise deßhalb zu unternehmen, selbst nach Petersburg.

Die ganze Sache klingt dennoch etwas abenteuerlich.

Mehr als etwas, bemerkte der Graf, sie klingt so gar sehr abenteuerlich – aber Rußland ist ja ein abenteuerliches Land, man kann die dortigen Verhältnisse nicht mit unseren Anschauungen betrachten. Dennoch werde ich keineswegs so ohne Weiteres auf diesen Brief nach Petersburg reisen. Das Ganze könnte nichts sein, als ein schlechter Scherz, den sich irgend ein Spaßvogel mit mir machen will. Ich habe daher schon vorgestern, als ich diesen Brief empfing, nach Warschau an einen Bekannten geschrieben, der mit den russischen Verhältnissen vollständig vertraut ist und außerdem umfassende Verbindungen besitzt; er wird mir über die Verhältnisse dieses Fürsten von Boridow genaue Auskunft geben, und ich werde diese Nachrichten spätestens in einer Woche erhalten. Nehmen wir nun einmal an, fuhr er lebhafter fort, die Sache verhielte sich so, wie in dem Briefe steht, das heißt, es gäbe einen kinderlosen, kränklichen und so reichen Fürsten von Boridow – was rathen Sie mir dann?

Ich habe meine Meinung für diesen Fall ja bereits ausgesprochen.

Allerdings, aber es ist dabei doch noch Manches zu erwägen, und besonders Eines, nämlich meine eigenen Angelegenheiten. Ich kann imaginärer Vortheile wegen mich nicht unvermeidlichen Verlusten aussetzen. Wenn ich vier, vielleicht sechs Monate abwesend sein soll, wer

wird mir inzwischen hier nach dem Meinigen sehen? Dazu ist allein ein Mann geeignet, der meine Angelegenheiten vollständig kennt und zu dem ich unbedingtes Vertrauen besitze, und dieser Mann sind Sie, wie ich wohl nicht nöthig habe, besonders zu bemerken. Sie müßten eine unbedingte Vollmacht von mir erhalten und annehmen für diese Zeit, Petersburg ist weit, und es kann Vielerlei geschehen, es ist ja sogar sehr leicht möglich, daß ich gar nicht wieder zurückkehre. Dennoch würde ich reisen, denn ich komme jetzt wenig mehr in Betracht, sondern nur meine Pflicht gegen Hedwig, und diese befiehlt mir, zu reisen, wenn Alles sich wirklich so verhält, wie es in dem Briefe steht. – Ich weiß, fuhr er nach einer Pause fort, während beide geschwiegen, Sie haben die Absicht, nach Paris zu reisen; Sie haben die Reise meiner Kranscheit wegen verschoben und beabsichtigen, nach meiner völligen Genesung, der ich Gott sei Dank jetzt entgegengehe, Ihren Urlaub anzutreten. Hedwig hat mir das Alles mitgetheilt und es mir klar gemacht, daß Sie reisen müssen, obgleich ich es nie recht eingesehen. Es fragt sich nun, ob Sie diese Reise abermals meinetwegen oder ich vielmehr ihretwegen verschieben wollen, denn ich bin nicht der Mann, eine einmal gegebene Zusage zurückzunehmen. Nur wenn Sie das wollen, kann ich reisen, sonst zerschlägt sich die Sache von vorn herein.

In Walther's Innerem ging ein großer Kampf vor sich, aber er zögerte doch nur eine kurze Zeit mit der Antwort. Es war Manches, was ihm den Sieg erleichterte. Es

galt *ihr* Glück, seine Weigerung hatte das Scheitern desselben zur Folge, und gerade *sie* war es gewesen, die, wie er so eben wieder erfahren, für die Erfüllung seines Wunsches sich so lebhaft interessirt hatte. Es war ein schwerer Kampf, aber er fühlte, daß er nicht anders handeln dürfe.

Ich werde meine Reise verschieben, Herr Graf, sagte er mit leiser, etwas bebender Stimme, ich würde mich Ihres Vertrauens sonst unwürdig machen.

Das freut mich, freut mich, Herr Director, erwiederte der Graf, Walther die Hand reichend. Ich habe aber auch nichts Anderes von Ihnen erwartet.

Viertes Capitel.

Erst nachdem der Graf der Gesinnung Walther's sich versichert und ausführliche und genügende Nachrichten über seinen neu erstandenen russischen Vetter aus Warschau erhalten hatte, sprach er darüber mit seiner Tochter. Er war in allen Geschäften ein durchaus praktischer Mann, der selten etwas Unnöthiges oder Ueberflüssiges that und Alles vorsichtig und reiflich vorher erwog. Sein Correspondent auch Warschau, ein Agent, mit dem er in jahrelanger Geschäftsverbindung stand und auf den er sich verlassen konnte, schrieb ihm, daß er den Fürsten von Boridow zwar persönlich nicht kenne, daß er aber bei seiner öfteren Anwesenheit in Petersburg von ihm gehört, daß er ein sehr reicher und eigenthümlicher Mann sei. Zur größeren Gewißheit habe er daher noch nähere

Erkundigungen bei einem zuverlässigen Geschäftsfreunde in Moskau eingezogen, welcher den Fürsten und seine Verhältnisse genau kenne. Nach dessen Bericht sei der Fürst ein Mann, dessen Revenuen mindestens fünfzigtausend Rubel jährlich betrügen; er besitze vier große Herrschaften in der Gegend von Nowgorod und sowohl in Moskau als in Petersburg mit allem Luxus eingerichtete Palais. Als der einzige Sohn seines Vaters und selbst kinderlos, habe er keine näheren Verwandten. Er sei zwar einige Jahre verheirathet gewesen, jedoch schon lange Zeit von seiner Frau geschieden, man sage, weil sie ihm untreu geworden und mit einem Garde-Capitän in einem intimen Verhältnisse gestanden; jetzt sei sie todt. Er selbst sei ein eigenthümlicher, mürrischer und kränklicher Mann, von dem man annehme, daß er nicht lange mehr leben werde.

Nachdem der Graf hiedurch die Bestätigung dessen erhalten hatte, was der Fürst ihm selbst geschrieben, theilte er nunmehr diese Nachrichten seiner Tochter mit.

Anfänglich lachte und scherzte sie über diesen Vetter am Eismeere und suchte absichtlich der Sache eine komische Wendung zu geben; als sie aber erkannte, daß ihr Vater dieselbe keineswegs so, sondern sehr ernsthaft auffasse, und seinen bestimmten Entschluß kund gab, die Reise mit ihr anzutreten, setzte sie diesem Vorhaben einen bestimmten Widerspruch entgegen. Es widerstrebte ihrem Stolze, zu diesem grämlichen Manne nach dem unwirthbaren Rußland zu reisen, damit er sie sähe und

sich vergewissere, ob sie wirklich diejenigen Eigenschaften besitze, welche er von seiner künftigen Erbin verlange – wozu bedurfte sie auch dieses russischen Geldes oder dieser russischen Seelen, hatte sie nicht dessen genug? – *ihre* Seele hing nicht am Reichthume.

Es wäre eine große Thorheit, Papa, sagte sie daher, ernster werdend, wenn du diesen abenteuerlichen Plan wirklich zur Ausführung bringen wolltest.

Thorheit? Abenteuerlichen Plan? habe ich dir nicht mitgetheilt, daß Alles sich wirklich so verhält, wie er schreibt? Findet man eine Million auf der Straße? Ich dächte, es würde eine große Thorheit sein, sie nicht anzunehmen.

Wer weiß, erwiederte sie nachdenklich. Haben wir nicht genug? Je mehr, desto größer die Sorge, das ist Alles. Uebrigens handelt es sich ja auch nicht vom Annehmen oder Ausschlagen. Der Herr Vetter vom Nordpol will uns ja erst sehen und prüfen, ob wir auch die Eigenschaften besitzen, welche er sich in seiner Einbildung von seinen künftigen Erben gemacht hat, und wenn das, wie wahrscheinlich, nicht der Fall ist – ich glaube es wenigstens von mir bestimmt annehmen zu können –, so sagt er uns einfach: Ich bedauere, Sie sind nicht die Rechten! Er wird uns vielleicht nicht einmal die Reisekosten erstatten, setzte sie mit ihrem spöttischen Lachen hinzu.

Sprich nicht solchen Unsinn! fuhr der Graf auf. Ich finde die Handlungsweise des Fürsten, unseres Vetters,

durchaus verständig. Es ist wirklich wenig, was er verlangt, uns vorher kennen zu lernen, ehe er uns sein ganzes Vermögen vermacht, sein ganzes Vermögen, das mehr als eine Million beträgt. Wenn du nur nicht absichtlich unliebenswürdig gegen ihn bist, so unterliegt es ja nicht dem mindesten Zweifel, daß er dich zu seiner Universal-Erbin einsetzt.

Ich mag aber gar nicht seine Universal-Erbin werden und würde bestimmt so unliebenswürdig wie möglich gegen ihn sein, wenn du mich zwängest, mich diesem Russen zur Musterung vorführen zu lassen.

Der Graf, in wichtigen Angelegenheiten stets ruhig und besonnen, bezwang auch jetzt seine Heftigkeit, da er aus Erfahrung wußte, daß er damit bei seiner Tochter am wenigsten ausrichtete.

Das steht allerdings in deiner Macht, sagte er, indem er den Ton der Resignation annahm. Du kannst den Plan deines Vaters, welcher, noch nicht einmal ganz genesen, zu deinem Besten eine so weite und beschwerliche Reise unternehmen will, vereiteln, aber du wirst mich doch nicht hindern, es darauf ankommen zu lassen. Ich bin überzeugt, daß du bei ruhiger Ueberlegung die Sache sehr bald von einem anderen und vom richtigeren Gesichtspuncte auffassen wirst. Du wirst die großen Vortheile würdigen, welche dir durch eine so immense Vergrößerung deines Vermögens erwachsen, dies und noch vieles Andere. Du wirst erkennen, daß es unverantwortlich wäre, auf die Sache nicht einzugehen, und dich daher entschließen, mich zu begleiten.

Sie stand längere Zeit nachdenkend vor ihm, nur hin und wieder begegnete ihr Blick vorüberschweifend dem seinigen. Sie begann zu erkennen, daß sie den Willen ihres Vaters dieses Mal nicht beugen werde, da es sich um eine so große Summe handle, und ihre Gedanken beschäftigten sich damit, wie sie sich weiter zu benehmen habe. Dennoch machte sie noch einmal den Versuch, seinen Entschluß zu ändern.

Bedenke, lieber Vater, sagte sie, daß du noch eigentlich immer krank bist und dich auf einer so weiten Reise bei der jetzigen Jahreszeit leicht wieder erkälten und einen Rückfall erhalten kannst. Bedenke, wie schlecht die Wege und die Wirthshäuser in jenen unwirthbaren Gegenden sind, und daß du dort ohne hinlängliche Pflege, ohne ärztliche Hülfe sein würdest. Es wäre unverantwortlich von dir, wenn du jetzt reisen wolltest; verschieben wir die Sache wenigstens bis zum nächsten Frühjahre.

Das wäre mir auch lieber, aber es geht nicht; du hast ja gelesen, was er schreibt. Der Mann hat Eile mit seinem Testamente, er glaubt das Frühjahr nicht mehr zu erleben.

Nun, so laß ihn in Gottes Namen sterben, es ist gewiß besser, als wenn dir ein Unfall begegnete.

Ich fühle mich wieder wohl, der Arzt meint, eine solche Reise würde für mich von wohlthätigen Folgen sein, und da du bei mir bist und Friedrich, so wird es mir ja an guter und aufmerksamer Pflege nicht fehlen.

Und was soll auch deinen eigenen Angelegenheiten werden? Hast du auch erwogen, daß du eines ungewissen Vortheiles wegen viele Verluste haben kannst?

Ich habe das Alles vorher erwogen, ehe ich dich von der Sache in Kenntniß gesetzt, und ausführlich mit Herrn Rohneck Alles besprochen.

Mit Herrn Rohneck? fragte sie in sichtlicher Spannung. Hast durch seine Meinung gehört?

Natürlich, da er während meiner Abwesenheit mich hier vertreten soll.

Du vergißt, Papa, daß Herr Rohneck selbst auf einige Zeit verreisen muß, daß er diese Reise nur deiner Krankheit wegen verschoben hat und es unverantwortlich wäre, wenn du ihn jetzt nicht reisen lassen wolltest.

Ich habe das Alles nicht vergessen, mein Kind; er hat den Brief des Fürsten gelesen und sich überzeugt, daß unter den gegebenen Verhältnissen meine Reise wichtiger ist, als die seinige, und daß er diese daher verschieben muß, bis wir aus Rußland zurückgekehrt sein werden.

Das hat er eingesehen? fragte sie, indem ein höheres Roth ihre Wangen färbte; das hat er wirklich eingesehen? Nun, immerhin, setzte sie mit einem leichten Spotte hinzu, die Einsichten und das Einsehen sind verschieden, ich würde es an seiner Stelle nicht gethan haben.

Dafür bist dir auch ein Weib, sagte der Graf ruhig, und die Tochter deiner Mutter. Unter Männern kommen allerdings andere Erwägungen zur Geltung. Er hat eingesehen, daß er die übernommenen Pflichten seines Amtes,

daß er alle Rücksichten gegen mich völlig hinten ansetzen würde, wenn er mir in diesem Augenblicke seinen Beistand versagen wollte – noch dazu einer Thorheit wegen, welche niemals etwas Anderes sein kann, als eine Thorheit, setzte er, sie forschend anblickend, hinzu; er ist deßhalb sogleich und bereitwillig auf meinen Vorschlag eingegangen.

Nun, dann sind ja alle Hindernisse dieser abenteuerlichen Fahrt nach dem goldenen Blicke beseitigt, rief sie mit plötzlicher, wenn auch gezwungener Heiterkeit; wenn es im Rathe der Männer bereits beschlossen ist, kommen ja die Bedenken eines Mädchens nicht weiter in Betracht.

Du bist also mit mir einverstanden, mein Kind? fragte der Graf sichtlich erfreut.

Es wird eine ganz neue Welt für mich aufgehen, sprach sie in demselben Tone weiter, hier ist es ohnehin so bodenlos langweilig; darum reisen wir, reisen wir so bald als möglich. Und sollte ich später wirklich einmal alle diese Tausende von Leibeigenen besitzen, dann lasse ich sie Alle an Einem Tage frei – nicht wahr, das darf ich, Papa? O, das wird ein Fest werden!

Du kannst mit diesen Menschen machen, was du willst, sagte lächelnd der Graf, dem der excentrische Ideengang seiner Tochter nichts Neues war; wenn du aber wirklich eine solche Thorheit begingest, so würdest du finden, daß für die meisten Menschen die Freiheit weit schwerer zu ertragen ist, als die Knechtschaft.

Nun, das wird sich ja später finden, wenn der grämliche Vetter gestorben ist und ich seine Universal-Erbin geworden bin. Aber unsere hiesigen Angelegenheiten liegen mir dennoch vorläufig mehr am Herzen, sprach sie plötzlich wieder ernst und ihren Vater jetzt ansehend weiter; hat Herr Rohneck wirklich eingewilligt, hier zu bleiben und nicht zu reisen?

Ich sagte es dir ja bereits.

Ohne Ueberredung, ohne Zwang?

Ist er nicht ein freier Mann? Wodurch könnte ich einen Zwang gegen ihn ausüben?

Nun wohl, sagte sie mit einem tieferen Athemzuge – so reisen wir denn, reisen wir sobald als möglich! Ein Winter in Petersburg – es muß recht amusant sein!

So war denn also die Reise, diese weite Reise beschlossen, und man beschäftigte sich mit den Vorbereitungen. Der Graf, in solchen Dingen sehr peinlich und kleinlich, quälte dabei seinen alten Diener auf eine mehr als gewöhnliche Weise, und während dieser dadurch in die übelste Laune versetzt wurde und täglich bestimmt erklärte, daß er zu Hause bleiben wolle, stand es doch von Anfang an bei ihm fest, daß er seinen Herrn nicht allein reisen lassen werde.

Was sollte er wohl ohne mich anfangen? sagte er in ruhigeren Momenten und im Gefühle seiner Wichtigkeit zu sich selbst; er ist ja ohne mich wie ein Kind, wie ein unbeholfenes Kind, das sich nicht allein anziehen kann. Es wird mein Tod sein, als der Aerger und die Kälte dazu – aber wer kann's ändern? Vernunft nimmt er einmal

nicht an, und allein kann ich ihn nicht reisen lassen – ich wüßte ja auch nicht, was ich ohne ihn den ganzen Tag hier beginnen sollte.

Hedwig allein lebte ruhig fort wie bisher. Es schien, als ob sie sich gar nicht weiter mit diesem Ereignisse beschäftige und an gar keine Vorbereitungen denke. Als ihr Kammermädchen der Sache einmal Erwähnung that, dachte sie und sagte: Lassen wir das, Anna, wenn der Wagen vorgefahren sein wird, so werde ich mich einsetzen.

Diese Gleichgültigkeit war dennoch nur eine scheinbare, denn es wäre unnatürlich gewesen, wenn ihre Gedanken und Vorstellungen sich nicht mit einer Sache beschäftigt hätten, welche voraussichtlich auf ihre ganze Lebensstellung einen entschiedenen Einfluß haben mußte. Sie gab sich aber äußerlich so, als denke sie gar nicht daran und es sei ihr dies völlig gleichgültig.

Gegen Walther war sie von dem Tage an, wo sie mit ihrem Vater gesprochen, kalt, gemessen, fast stolz. Ihr leicht bewegliches Gemüth faßte seine Handlungsweise von einem ganz anderen Gesichtspuncte auf. Daß sie selbst, ihr Wohlergehen bei seinen Entschließungen vorzugsweise maßgebend gewesen sein könne, daran dachte sie am wenigsten. Sie sah darin vielmehr nur eine Schwäche und einen Mangel an Festigkeit des Charakters. Sie sagte sich, daß sie an seiner Stelle anders gehandelt haben würde, daß sie ihn verkannt und falsch beurtheilt habe. – Wie wenig kannte sie ihn und sich selbst!

Er fühlte sich durch ihr Benehmen tief verletzt. In dem Bewußtsein, gerade ihr ein großes, sehr großes Opfer gebracht zu haben, hatte er auf ihre Anerkennung als auf einen wenn auch nur geringen Ersatz bietenden Lohn gehofft – er hatte nicht einmal darauf gehofft, sondern dies als selbstverständlich angenommen.

Statt dessen erfolgte das Gegentheil. Sie mied ihn, stellte sogar ihre sonst fast täglichen Besuche bei seiner Mutter ein, und wenn der Zufall sie mit ihm zusammenführte, war sie gemessen, förmlich, kalt.

Er fühlte sich mit Recht verletzt und setzte ihrem Benehmen ein gleiches entgegen. Es kränkte ihn tief, sich gerade von ihr verkannt zu sehen, obwohl er sich dies nicht eingestehen wollte; aber dieses Gefühl trat bei ihm bald in den Hintergrund, denn sein Denken und Empfinden wurde in anderer Weise in Anspruch genommen. Es kamen Stunden tiefer Schwermuth und dann wieder großer Unruhe und Aufregung über ihn. Er machte sich dann Vorwürfe, daß er so schnell und ohne Vorbehalt dem Grafen seine Zusage gegeben hatte. War er dazu verpflichtet? Hatte er sich so gebunden, daß er einen Plan, den er so fest befehlossen, den er ihr nunmehr endlich als bestimmt ausführbar abermals mitgetheilt hatte, dennoch wieder aufgeben mußte? Und weßhalb? Damit sie, deren Laune er schon einmal zum Spielballe gedient, noch mehr Vermögen erhalte, als sie ohnehin schon besaß, Güter, auf die sie selbst keinen Werth zu legen schien. Was kümmerte ihn überhaupt noch diese Gräfin, und weßhalb war er so thöricht gewesen, ihrem Glücke ein

solches Opfer zu bringen, ein Opfer, das von sehe gar nicht einmal anerkannt wurde?

So und ähnlich waren die Gedanken in ihm in jenen trüben Stunden, wo der Spiegel seiner Seele durch die Einflüsterungen unlauterer Leidenschaften getrübt wurde; sie gingen vorüber, und das Bewußtsein, seine Pflicht erfüllt zu haben, ließ ihn wieder ruhiger und mit sich zufriedener werden; aber dieses resignirende Gefühl konnte dennoch den Kampf seiner Seele nicht zur Ruhe bringen.

Seine Gedanken zogen zu Margot. Sie zogen hin und her, verwirrten sich auf diesem Wege und strebten vergeblich nach Klarheit, Festigkeit und Ruhe.

Abermals abschreiben! Wieder ein Hinderniß, ein selbstgeschaffenes Hinderniß, für das er keinen anderen Beweggrund anzuführen hatte – als die Pflicht!

Würde sie ihn gelten lassen? Und wenn sich es that, konnte er es wünschen? Gab sie dann nicht zu, daß eine andere Pflicht für ihn, eine Pflicht gegen sie nicht bestehe, wenigstens nur in sehr untergeordneter Weise? Er würde sehr unglücklich sein, wenn sie dies thäte, und doch verlangte er es, mußte es verlangen, um seine Handlungsweise zu rechtfertigen!

Schon zwei Briefe hatte er geschrieben und wieder vernichtet, endlich den dritten abgesandt. Nie in seinem Leben war für ihn ein Brief so schwer zu schreiben gewesen. Er mußte sich entschuldigen und doch so Vieles verschweigen, was er nicht sagen, nicht voraussetzen durfte, was er so gern gesagt und vorausgesetzt hätte. Vielleicht

setzte sie gar nicht mehr einen so großen Werth auf sein Kommen, als er annahm; keinesfalls durfte er Dies als selbstverständlich voraussetzen, er hatte keine Berechtigung dazu. Diese zu erlangen, war der Gipfelpunct seiner Hoffnungen – aber jetzt besaß er sie noch nicht.

Es war ein schwerer Brief. Aber auch schwere Briefe müssen geschrieben werden, so wie manche schwere That gethan, manches lange Leiden und Entsagen getragen werden muß, und auch dieser Brief ward geschrieben. Es war ihm leichter um das Herz, als er endlich fort war. Es wird sich ja Alles finden und Alles zu einem Ende kommen, sagte er sich; zweifelt sie an mir – nun, so ist es zu Ende, und das Geschick, welches mich verhindert, meinen Vorsatz auszuführen, zeigt mir das Thörichte meines Hoffens.

Es schmerzte ihn auch noch, daß er wahrnahm, wie seine Mutter sich über das abermals eingetretene Hinderniß seiner Reise freute, so sehr sie auch bemüht war, diese Empfindung vor ihm zu verbergen. Er sah darin weniger eine mütterliche Zärtlichkeit, als die die Mißbilligung seines Vorhabens, dessen Erfolglosigkeit sie wahrscheinlich längst erkannt hatte. Seine Unruhe steigerte sich immer mehr, und er freute sich, daß die näher rückende Abreise des Grafen seine geschäftliche Thätigkeit in verdoppelter Weise in Anspruch nahm. Er zählte auch die Tage und die Stunden, bis Margot's Antwort eintreffen würde, aber es war ihm ein trostvoller Gedanke, daß dies erst nach der Abreise des Grafen und Hedwig's geschehen könne.

Je näher dieser Tag rückte, je mehr schienen sich die Ansichten und Gefühle Hedwig's hinsichtlich Walther's zu seinen Gunsten zu verändern. War es der bevorstehende Abschied oder die Erkenntniß, daß er vielleicht gerade ihr ein großes Opfer gebracht habe? Sie machte sich das selbst nicht klar, aber sie fühlte das Bedürfniß einer Verständigung mit ihm, schon das Launenhafte ihres Charakters trieb sie dazu.

Aber er wich ihr jetzt aus, hielt sich schweigsam und gemessen, wenn sie mit ihm zusammentraf. Beide schienen die Rollen vertauscht zu haben. Am Abende vor der Abreise war sie lange Zeit bei seiner Mutter gewesen; sie hatte ihren Besuch absichtlich verzögert, aber er kam sehr spät nach Hause, viel später als gewöhnlich, und seine Mutter sagte ihm dann, daß sie hier gewesen, um Abschied zu nehmen.

Es wird morgen dazu immer noch Zeit sein, wenn sie einsteigt, erwiederte er; aber auch seine Stimmung wurde eine mildere, wie dies immer der Fall ist, wenn ein stolzes Herz sich vor uns beugt oder demüthigt. Dann kam dieser Morgen.

Die herzliche Weise, in welcher sie zu ihm sprach, als er es so eilig hatte, sie zu rufen, auch wohl der bevorstehende Abschied ließ den Schatten schwinden, welcher zwischen ihnen lag, als sie ihn darum bat und ihm ihre kleine Hand hinhielt. Zum ersten Male konnte er ihr in diesem Momente frei, ohne Reue, ohne Nebengedanken, ohne Wunsch in die Augen sehen, in diese leuchtenden,

schönen Augen, die so fest und innig an den seinigen hingen. Er fühlte, daß er in ihr eine Freundin besitze, eine wirkliche und wahre Freundin – nichts mehr und doch sehr viel!

Sie sagten sich das beide und erfüllten damit ein Bedürfniß ihrer Herzen.

Er blickte dem enteilenden Wagen noch lange nach, und das Wehen ihres Tuches war ihm wie die Flagge der Hoffnung, welche nicht sinken zu lassen sie ihm noch scheidend empfahl.

Er ging hinauf in das Schloß und in ihr Zimmer – es war ihm dort, als befinde er sich in dem Aufenthalte einer für immer Geschiedenen. Dann raffte er sich wieder auf und besorgte seine Geschäfte, wie Du ja bereits weißt, geneigte Leserin. Dennoch haben wir es für nothwendig gehalten, mit Dir nochmals dieselbe Stelle zu derselben Zeit in Gedanken zu betreten, denn es liegt ein großer Unterschied in der einfachen Handlungsweise eines Menschen, deren Beweggründe wir nicht kennen, und in diesem selbst. Nur wenn uns die letzteren klar geworden sind, vermögen wir ein richtiges Urtheil über ihn zu fällen. Wir haben versucht, sie Dir zu schildern, wollen aber Deinem weiteren Urtheile über den Helden unserer Erzählung, dessen Schwächen wir ebenfalls darstellen mußten, nicht vorgreifen.

Fünftes Capitel.

Der Gang unserer Erzählung bestimmt uns, Walther seinen Erwartungen und Hoffnungen zu überlassen, auch

den Grafen und Hedwig vorläufig nicht zu begleiten, sondern zu Margot zurückzukehren, von welcher wir so lange Zeit hindurch nur einige briefliche Mittheilungen erhalten haben. Seit wir sie nicht gesehen, ist fast ein Jahr verflossen, und ein Jahr verändert Vieles und Manches, namentlich im Aeußern und Innern eines jungen Mädchens. Ueber Margot war diese Zeit jedoch ohne sichtliche Veränderung hinweggezogen; sie war entwickelter, das heißt schöner geworden, aber ihre dunkeln, sanften Augen blickten noch ganz mit demselben kindlichen Ausdrucke wie sonst, und Walther, wenn er seine einstmalige Schülerin, welche er jetzt in anderthalb Jahr nicht gesehen hatte, mit dem vor seiner Phantasie schwebenden Bilde hätte vergleichen können, würde gefunden haben, daß sie noch etwas gewachsen, ihre Gestalt höher und entwickelter, aber deßhalb nur um so lieblicher geworden sei. Sie hatte vor kurzem ihren achtzehnten Geburtstag gefeiert und war daher in dasjenige Alter getreten, in welchem man nicht mit Unrecht die Jungfrau mit einer halberblühten Rosenknospe vergleicht, weil die Rose in dieser Phase ihres kurzen Blüthenlebens die Zartheit der Knospe mit der Schönheit der Blume vereint: Worin liegt die Aehnlichkeit zwischen Mädchen und Blumen, eine Aehnlichkeit, die so groß ist, daß die Dichter immer wieder darauf zurückkommen? Es ist nicht allein die Schönheit beider und die Entwicklung dieser Schönheit, welche wie mit einem Zauber auch der unscheinbaren, zarten Knospe entsteht, die zu diesem Vergleiche Anlaß gibt, sondern auch die kurze Blüthezeit der Blume und

des Weibes, der verschiedene, verschämte, bescheidene, verlockende oder prüfende Charakter, welcher darin zur Anschauung kommt; nicht weniger ihre weitere Bestimmung, denjenigen, der sie hegt und pflegt bis zu ihrem Sterben, zu lieben, zu beglücken und zu trösten, oder einsam zu verwelken, oder, von rauher, selbstsüchtiger und unreiner Hand früh entblättert, nach kurzem Rausche zu vergehen. Dies alles und noch vieles Andere ist es, was zu jenem so oft gebrauchten Bilde Veranlassung gibt, zu einem Bilde, welches in uns stets ein schwermüthiges Empfinden hervorruft, weil es uns daran erinnert, daß gerade die schönsten, lieblichsten und duftigsten Schöpfungen der Natur am schnellsten dem Vergehen und der Zerstörung anheimfallen müssen. – Margot war, wie gesagt, achtzehn Jahre alt geworden, und ihr wollen uns nicht bemühen, sie weiter zu beschreiben oder sie mit irgend einer Blume zu vergleichen, es wird dies nicht nöthig sein, da Du sie ja kennst, geneigte Leserin, und Dir selbst ein vollständiges Bild von ihr machen kannst, obgleich Du eine Zeit lang nicht mit ihr umgegangen bist.

Die Anwesenheit ihres Bruders, den sie so sehr liebte, war und blieb für sie ein großes Glück, denn auch er hing an ihr mit einer hingebenden Zärtlichkeit, und beide schienen bemüht, in den Aeußerungen ihrer gegenseitigen Zuneigung einen Ersatz zu finden für die lange Zeit der Trennung, welche das Geschick ihnen auferlegt hatte. Die Sorge um ihre nächste Zukunft begann von ihr zu weichen, und sie wurde wieder heiterer und froher,

ohne einen Anflug von Schwermuth beseitigen zu können, der jedoch zu ihrem ganzen Wesen paßte und sie nur um so reizender machte. Sie fühlte sich sicher unter seinem Schutze, das Bild des Herzogs, welches ihre Gedanken im Wachen und ich Schlafen beunruhigt und erschreckt hatte, begann zu erblassen, denn sie erkannte, daß sie von ihm nichts mehr zu befürchten hatte. Raoul war bei ihr, Raoul würde sie schützen. So lebte sie eine Zeit lang weiter im Umgange mit ihrem Bruder, unbelästigt von den Planen ihrer Mutter und des Herzogs – bis zu dem Tage, wo der Zufall sie mit Wehring zusammenführte. Als sie ihn so ganz unerwartet sah, ihn wieder erkannte, aber, immer noch einer Täuschung Raum gebend, ihren Augen nicht trauen wollte, und sie sich dann überzeugt hatte, daß er es wirklich sei, brach sie, unbekümmert um ihre Umgebung, in einen Jubelruf, fast in einen Schrei der Freude aus und sprang aus dem Wagen, noch ehe die Pferde zum Halten gebracht werden konnten. Sie stürzte auf ihn zu, umarmte und küßte ihn vor all den gaffenden Menschen, und erst nach einiger Zeit gelang es Raoul, sie und Wehring durch die angesammelte Menge in den Wagen zurückzubringen, welcher sie im raschen Trabe der unberufenen Neugierde entzog.

Nun war des Fragens und des Antwortens kein Ende. Wehring verlor bald seine zuerst gemessene und verlegene Haltung, als er erfuhr, daß sie seine Briefe gar nicht erhalten, mehrmals selbst geschrieben und von den Briefen ihres Vaters keine Kenntniß besaß. Man hatte sie getäuscht, absichtlich getäuscht, das erkannte sie jetzt, und

in dieser Erkenntniß lag ein großes, unverhofftes Glück, denn sie war ja nicht von denen vergessen worden, an denen Ihr Herz hing, die sie so sehr liebte. Jener Schmerz, daß, weil sie nicht geschrieben, sie ihrer nicht mehr in oder alten Weise gedenken könne, war eben so groß gewesen, als ihr eigener. O, wie glücklich machte sie dieses Bewußtsein! Sie vergaß und vergab in dem Gefühle dieses neu erstandenen Stückes Allen, welche ihr diesen Schmerz, diesen Kummer bereitet hatten; es war ja vorüber, sie besaß diejenigen wieder, welche zu lieben sie nie aufgehört hatte und wußte und erfuhr es, daß auch sie immer noch mit der alten Liebe und Zärtlichkeit ihrer gedachten, immer, wenn auch in schmerzlicher Resignation, ihrer gedacht hatten.

Schüchtern und befangen erkundigte sie sich nach Walther, und ihr Herz zog sich zum ersten Male krampfhaft und voll Bitterkeit zusammen, als sie erfuhr, daß er in der Stunde ihrer Abreise in der Fichtenau gewesen, und sie ihn nicht mehr gesehen und gesprochen habe, daß er ihr geschrieben und auch dieser Brief nicht in ihre Hände gekommen sei. Selbst das freudige und beglückende Gefühl, daß auch dieses Mißverständniß sich jetzt aufklären, sie ihm wieder schreiben und seine Antwort bestimmt erhalten werde, vermochte die bittere Empfindung gegen die Urheberin dieses ihr bereiteten Kummers nicht zu verdrängen.

Wehring nahm zuerst mit einigem Widerstreben, dann aber, als sein klarer Blick die Sachlage vollständig erkannt hatte, mit einer Art trotziger Herausforderung die

Einladung der Geschwister an und übte, als er dann im Hause der Marquise erschien, durch sein unverändertes Wesen gegen Margot eine ihr wohlthuende Genugthuung.

Die Marquise war klug genug, einzusehen, daß ihr ursprünglicher Plan vereitelt sei, und machte gute Miene zum bösen Spiele. Sie bedauerte gleichfalls das Abhandenkommen der Briefe, welches sie auf die unsicheren Postverbindungen schob, und sprach ihre Freude aus, daß der Zufall dieses Mißverständniß nun aufgeklärt und die Besorgnisse Margot's, von ihren alten Freunden vergessen zu sein, beseitigt habe.

Es glaubte ihr Niemand, weder Wehring, noch Margot oder Raoul; der Marquis aber konnte seine Verlegenheit nur schlecht verbergen und bemühte sich, durch ein zuvorkommendes und selbst herzliches Benehmen gegen Wehring diesem zu beweisen, daß er selbst an dem gespielten Betruge unbetheiligt sei. Dieser ließ sich zwar auch dadurch nicht abermals täuschen, aber er fühlte eine gewisse Zuneigung zu dem gutmüthigen, schwachen Manne, von dem er überzeugt war, daß er Margot's Glück ernstlich wolle. Um so förmlicher blieb er gegen die Marquise, gegen welche er eine instinctive Abneigung empfand. Ihre Freundlichkeit, welche immer mehr oder weniger den Charakter der Herablassung trug, berührte ihn geradezu unangenehm; er betrachtete sie als seine Feindin und verkehrte überhaupt nur mit ihr, weil sie Margot's Mutter war.

So wenig er es sich auch eingestehen mochte, er fühlte sich doch so innerlich beglückt, wie er es lange nicht gewesen war, als er am Abende jenes Tages, an welchem er Margot wiedergefunden hatte, spät in der Nacht in seine Wohnung zurückkehrte. Obgleich er nur selten und wenig davon gesprochen, wie dies überhaupt seine Art war, so hatte es ihn doch tief und nachhaltig geschmerzt, daß Margot ihn und seine Frau so leicht hatte vergessen können, daß es nichts weiter bedurft hatte als einer Trennung, als eines Losreißens aus den bisherigen und eines Versetzens in neue, angenehmere Verhältnisse, um die Anhänglichkeit und Liebe in ihrem Herzen zu ertödten.

Wie Unrecht hatte er ihr gethan! Er fühlte und erkannte dies jetzt und machte sich selbst Vorwürfe darüber, daß er so kurzsichtig gewesen, so wenig Vertrauen zu ihr gehabt habe, zu ihr, die, wie er sich gestehen mußte, er noch immer wie eine Tochter liebte.

Es war schlecht von mir, sprach er vor sich hin, während er in gewohnter Weise in dem beschränkten Raume des Zimmers auf und ab schritt; aber wer hätte auch eine solche Niedrigkeit voraussetzen können, und noch dazu von der eigenen Mutter? Wenn ich diese Frau vorher gekannt hätte, würde ich anders gedacht haben, denn ich halte sie noch zu weit Schlimmerem fähig. Der Teufel des Stolzes und des Hochmuthes beherrscht sie, und ihre Tochter ist ihr nichts als ein Mittel zum Zwecke. Selbst die Geschichte mit dem alten Viorne und seiner angeblichen Flucht deckt noch ein Geheimniß, denn die ganze

Fabelei, welche man jetzt zum Besten gibt, ist sicherlich auch nichts als eine Lüge, obgleich ich noch nicht begreifen kann, was man eigentlich beabsichtigt hat. – Es ist recht schade, daß Alles nicht ein Jahr später gekommen – sie wäre dann wahrscheinlich seine Frau gewesen und die stolze Marquise hätte das Nachsehen gehabt. – Heute, fuhr er nach einiger Zeit fort, heute ist es mir recht klar geworden, daß sie ihn geliebt hat, noch immer liebt und mit ihm glücklich geworden wäre – gewiß glücklicher, als mit irgend einem Manne, den ihr ihre Mutter aussucht. Und er? Ach, er muß sehr viel gelitten haben, denn wenn ich noch an jene Stunde denke, wo – doch das ist nun ein mal nicht mehr zu ändern, und ich hätte ihn vielleicht damals nicht gehen lassen sollen, es würde sich für ihn und sie immer etwas Anderes gefunden haben – er konnte ja mit in mein Geschäft treten, mein Nachfolger werden, ich hätte dann doch auch gewußt, wer die Feuer fortunterhalten würde, die ich angezündet, wenn ich mein Auge geschlossen habe. So ungefähr dachte ich mir's auch – ich wollte nur erst sehen, erst prüfen – jeder Mensch handelt nach seiner besten Ueberzeugung, die er für richtig und gut erkannt hat, und das hab ich auch gethan. Es ist kindisch, mir deßhalb Vorwürfe machen zu wollen, kein Mensch kann kommende Ereignisse voraussehen, und die wohlüberlegtesten Plane zerstört der Hauch eines Windes! – Jetzt sind sie weit von einander, sehr weit, uns es ist weniger der Raum, welcher zwischen ihnen liegt, als die durch die Verhältnisse gezogene Kluft, welche sie trennt. Aber das sieht sich auch vielleicht Alles

schlimmer an, als es in Wirklichkeit ist. Dieses stolze und eingebildete Weib ist kein unübersteigliches Hinderniß. Wenn beide sich wahrhaft lieben, wer könnte sie daran m hindern, sich zu heirathen? Der Bruder würde auf ihrer Seite stehen und der Vater ist ein gutmüthiger, schwacher Mensch. Einen Herzog hat sie seinetwegen bereits ausgeschlagen, und noch dazu zu einer Zeit, als sie annahm, daß .... Doch was bin ich für ein Narr, lachte er plötzlich auf – ich bekümmere mich wirklich um Dinge, die mich doch eigentlich gar nichts mehr anante gehen, und verfalle in den entgegengesetzten Fehler!

Als er am anderen Tage Margot wiedersah, beseitigte sie selbst seine etwaigen Zweifel, denn sie bat ihn, in der Voraussetzung, daß er der Mutter, wie sie immer noch die Frau Wehring nannte, und Herrn Rohneck schreiben würde, einen Brief von ihr einzulegen, und übergab ihm beide bereits geschriebene Briefe.

Der Brief an die Frau Wehring war sehr lang und offen, der an Walther schien nur kurz, wovon er sich jedoch nicht vergewissern konnte, da derselbe versiegelt war. Die Zeit seines Aufenthaltes in Paris ging zu Ende und er reis'te ab, nachdem man sich vorher gelobt, recht oft zu schreiben, und die Verabredung getroffen hatte, die Briefe an Raoul zu adressiren, womit dieser sich ohne Zögerung einverstanden erklärte.

Margot, obgleich von dem Abschiede schmerzlich bewegt, wurde doch bald wieder heiterer, als bisher, denn sie konnte wieder in der alten Weise an diejenigen denken, deren Andenken ihr bisher so schmerzvoll gewesen

war – ach, sie konnte noch weit mehr – sie hoffte wieder auf einen Brief von ihm und zählte die Stunden bis zur Erfüllung dieser Hoffnung!

Am meisten war die Marquise über dieses ganz unerwartete Ereigniß erbos't. Es schien, als ob immer unberechenbare Zwischenfälle ihre so wohl erwogenen Plane zerstören sollten. Als sie sich nahe daran glaubte, den Widerstand Margot's gegen die beabsichtigte Heirath mit dem Herzoge von Villeroi zu beugen, obgleich sie sich dabei einer großen Täuschung hingab, kehrte ihr Sohn zurück, und Margot fand an ihm eine unerwartete Stütze.

Das Glück, welches ihr das Wiedererscheinen dieses als todt beweinten Sohnes brachte und welches sie deßhalb auch wirklich empfand, wurde gemindert und beeinträchtigt durch die feindselige Stellung, welche er ihr gegenüber zu Gunsten Margot's einnahm. Weßhalb mußte das sein? Weßhalb schlug sich nicht der Sohn, dem sie so Vieles geopfert, auf ihre Seite und wandte seinen Einfluß an, um die halsstarrige und eigensinnige Schwester ihren Wünschen geneigt zu machen?

Ein Versuch, ihn dazu zu bewegen, scheiterte so vollständig, daß sie jeden ferneren aufgab und das Weitere der Zukunft überließ. Sie hatte die große Genugthuung, von dem Herzoge zu hören, daß er keineswegs gesonnen sei, ungeachtet der veränderten Vermögensverhältnisse und ungeachtet der erhaltenen Zurückweisung, seine Bewerbungen um Margot aufzugeben; sie vermochte diesen schwärmerischen Zug zwar mit seinem sonstigen

Charakter nicht recht in Einklang zu bringen und wurde an ihrer eigenen Menschenkenntniß irre – sie freute sich jedoch dieses Irrthums, in welchem sie befangen gewesen, und hoffte das Weitere von der Zeit. Margot würde die Redlichkeit seiner Absichten, die Treue seiner Zuneigung zu würdigen beginnen und sich fügen, besonders wenn Raoul erst Paris wieder verlassen, was doch auch binnen kurzem geschehen mußte.

Da erschien mit Einem Male dieser Eisenfabrikant aus Deutschland und zerstörte das mühsam aufgerichtete Gebäude wieder. In dem Herzen Margot's lebten alle die alten Erinnerungen wieder auf, welche daraus zu entfernen sie selbst schlechte Mittel nicht gescheut hatte. Sie wußte auch, daß ein brieflicher Verkehr eingeleitet sei, und mußte auch dazu schweigen, um ihre bisherige Handlungsweise nicht noch klarer und offener zu machen, als sie ohnehin schon geworden war.

Die sanfte, elegische Heiterkeit, in welcher sich Margot, sehr verschieden von ihrem bisherigen Wesen, seit der Abreise Wehring's unausgesetzt befand, der noch innigere Verkehr mit Raoul belehrte sie, daß sie wieder Hoffnungen hege, welche von ihr vor Allem gefürchtet wurden.

Diese Hoffnungen schienen sich verwirklichen zu sollen, denn Walther's Antwort, die ungewöhnlich schnell eintraf, verkündete sein baldiges persönliches Erscheinen. Margot war viel zu glücklich, als daß sie bei ihrem offenen Charakter dies hätte verschweigen können; sie theilte es zuerst ihrem Bruder mit.

Sein Auge ruhte voll Theilnahme und Besorgniß auf dem ihrigen, über welches sich die langen Wimpern wie zum Schutze gesenkt hatten, als sie mit etwas unsicherer Stimme zu ihm redete. Es war ihm längst klar geworden, daß sie diesen Mann, wenn auch ohne es sich selbst zu gestehen, geliebt habe, und er erkannte jetzt, daß sie ihn noch liebe. Zum ersten Male stiegen Besorgnisse in ihm darüber auf, ob er auch recht gehandelt habe, indem er sich gleichsam zum Vertrauten und Beförderer dieses Verhältnisses hergegeben, denn Margot konnte dadurch sehr unglücklich werden. Die Zuneigung ihres damals unerfahrenen, noch ganz kindlichen Herzens kettete sie an ihn – wie leicht und unverdient entstehen solche Neigungen in der Seele eines jungen Mädchens!

Raoul hatte diesen Mann nur ein einziges Mal unter sehr eigenthümlichen Verhältnissen gesehen, seinem Benehmen und seinem ganzen Wesen damals seine Anerkennung gezollt, auch knüpfte ihn an denselben die Dankbarkeit, da er Margot einst aus großer Gefahr, mit Aufopferung seines eigenen Lebens, gerettet – doch das Alles war an sich sehr wenig, in den Augen eines Soldaten sehr wenig, eine That, die am Ende Jeder gethan haben würde, der in einem wilden Dorfgefechte ein junges Mädchen schutzlos angetroffen hätte – das sind die Wechselfälle des Krieges, die Abenteuer des Soldaten, nichts mehr und nichts weniger, ein Spiel, eine Gunst des Zufalles, von ihrem unentwickelten, mißverstandenen Gefühle vielleicht ganz anders aufgefaßt!

War dieser Mann wirklich des Besitzes seiner Schwester, die er selbst so sehr liebte, werth? Wehring hatte von ihm mit großer Achtung gesprochen, und darin lag eine Garantie, aber wenn dies auch der Fall war, wäre es für Margot doch nicht besser gewesen, ihn zu vergessen, als sich Hoffnungen hinzugeben, deren Verwirklichung so große Hindernisse entgegenstanden? Dieser letzteren und ernsten Erwägung konnte er sich nicht verschließen. Ein in weiter Ferne, in einem nach französischer Auffassung barbarischen Landbewohnender, in untergeordneten, dienenden Verhältnissen lebender Mann – sollte er seine einzige, geliebte Schwester gegen den Willen seiner Eltern mit sich fortnehmen und in seine eigene, niedere Sphäre hinabziehen? Konnte er das wünschen? Oder sollten sie in leidender Resignation Ihre Jugend vertrauern, bis vielleicht durch den Tod der Eltern die Hindernisse beseitigt würden – war das zu erreichende Ziel dann wirklich noch so begehrungswerth?

Solche und ähnliche Erwägung hatte seine Seele erfüllt und beunruhigt, noch ehe Walther's Brief eingetroffen war, aber die Liebe zu seiner Schwester ihn auch verhindert, ihr seine Gedanken mitzutheilen. Er wußte, daß er ihr dadurch Schmerz bereiten würde, und er fand es für angemessener und leichter, zu schweigen, indem er sich sagte, daß Zeit und Umstände vielleicht Alles ändern und zum Besten führen würden.

Es ist bei ihr doch wohl weiter nichts, als eine kindische Mädchenschwärmerei, sagte er sich, hervorgebracht durch das Gefühl der Dankbarkeit und genährt durch

Erinnerungen, welche vielleicht längst erblaßt wären, wenn man nicht bemüht gewesen, sie durch falsche Mittel zu erhalten. Von ihm wissen wir weiter gar nichts, als daß er nach der Fichtenau zurückgekehrt und sehr unglücklich gewesen ist, Margot nicht mehr anzutreffen, welches Alles dieser Herr Wehring mit einer besonders großen Umständlichkeit zu erzählen bemüht war. Ich finde das sehr natürlich, aber als vernünftiger Mann wird er sich jetzt wahrscheinlich selbst gesagt haben, daß diese Jugendschwärmerei damit ihr vollständiges Ende erreicht habe, daß Margot in Verhältnisse gekommen sei, die außerhalb seiner Wünsche und damaligen Hoffnungen liegen. So muß er denken, wenn er kein Thor, und danach muß er handeln, wenn er ein redlicher und ehrenwerther Mann ist, was er sein soll. – Ach, ich mache mir eigentlich recht unnöthige Sorgen, fuhr er, sich selbst beruhigend, fort, er hat viel leicht längst schon eine andere Wahl getroffen, anderthalb Jahr ist eine lange Zeit – laß sie in Gottes Namen noch einige Briefe mit einander wechseln, sie werden beide bald kein Bedürfniß mehr fühlen, einen Briefwechsel fortzusetzen, welcher nichts aufzuweisen hat als Erinnerungen, die mit der Gegenwart nicht mehr in Harmonie stehen. Sie werden sich selbst bald nichts mehr sein, als eine Erinnerung, die man wohl noch aus einer Art von Pflichtgefühl bewahrt; aber nicht neu zu beleben das Bedürfniß fühlt.

Mit solchen und ähnlichen Gedanken hatte Raoul seine Bedenken beseitigt und deßhalb sein Benehmen gegen Margot nicht verändert – dann kam die Stunde, wo sie ihm Walther's Brief übergab.

Sechstes Capitel.

Er war nicht lang, dieser Brief – aber Raoul erkannte doch aus dem Inhalte, daß er sich in seinen Voraussetzungen vollständig geirrt habe.

»Noch hat sich die Aufregung meiner Gefühle nicht gelegt,« so schrieb er, »die mich ergriffen, als ich Ihre mir so wohlbekannten, so lange vermißten, theuren Schriftzüge wieder vor mir sah! Ich sollte noch nicht antworten, warten, bis ich ruhiger geworden – aber es möchte vielleicht vergebens sein. Ich will es nicht versuchen, Ihnen zu sagen, was ich gelitten, als ich anfing, das Vertrauen zu Ihnen zu verlieren – es war eine böse, traurige Zeit, aber sie ist vorüber. Ich fühle mich tief beschämt, denn Sie waren so viel, viel besser, als ich, und doch macht mich auch dieses Bewußtsein glücklich, denn so ist es ja immer gewesen. – Ich habe Ihre Vorwürfe verdient, aber diese verdienten Vorwürfe beglücken mich, denn ich sehe daraus, daß Sie wie sonst meiner gedenken. – Vergönnen Sie mir, Sie noch einmal wiederzusehen. Das Geschick hat es nicht gewollt, als ich Sie dort aufsuchte, wo wir so glückliche Stunden verlebten, aber ich muß Sie dennoch wiedersehen; auch wenn Sie es nicht wünschen, werde ich es thun, ohne daß Sie es wissen. – Ich komme nach Paris! Wenige Wochen, nachdem dieser Brief von Ihren

Händen gehalten wird, bin ich dort – ich schreibe vorher noch einmal. Jetzt aber lassen Sie mich aufhören – ich könnte Bogen mit demjenigen anfüllen, was ich Ihnen sagen, was ich Sie fragen, worüber ich mit Ihnen reden möchte, und es würde immer noch etwas fehlen – darum Alles, bis wir uns wiedersehen. Wie aber auch Ihre Entscheidung ausfallen möge, ich bleibe unverändert

Ihr treu ergebener *Walther Rohneck.*«

Sie sah mit einem schüchternen, fragenden Blicke zu ihrem Bruder auf, als er schweigend das kleine Blatt zusammenfaltete und es noch immer unschlüssig in der Hand hielt.

Wie freue ich mich, sagte sie dann mit glänzenden Augen, daß ich nie an ihm gezweifelt habe, ich hätte alles Vertrauen zu den Menschen verlieren müssen.

Er schreibt in einer sehr aufgeregten Stimmung, erwiederte er, und es wäre vielleicht besser gewesen, wenn er nicht so eilig geantwortet hätte.

Besser? fragte sie, ihren Bruder verwundert ansehend, besser? Da er wußte, wie sehr es mich beunruhigte? Nein, das wäre sehr unrecht von ihm gewesen – würdest du es an seiner Stelle gethan haben?

An seiner Stelle? – Ich kann mich wirklich nicht vollständig in seine Lage versetzen und daher deine Frage nicht beantworten.

Sein Brief war unbeantwortet geblieben, er hatte nichts, gar nichts mehr von mir erfahren, nachdem ich aufgehört hatte, diejenige zu sein, die ich war, als wir

zusammen lebten – ich erschien ihm als eine Undankbare, o, weit mehr als eine Undankbare – und er sollte noch zögern, mir zu sagen, daß dieser böse Zweifel von ihm genommen sei? Das könntest du billigen, du, der du mich so sehr liebst?

Aber was willst du nun thun? Willst du ihm wieder antworten?

Ob ich ihm wieder antworten werde? fragte sie verwundert – muß ich ihm nicht schreiben, wie unendlich ich mich darauf freue, ihn wiederzusehen? – Ach, ich kann es dir gar nicht sagen, wie groß meine Freude ist – die größte meines Lebens – diejenige ausgenommen, setzte sie zärtlich hinzu, indem sie ihren Arm um seinen Nacken schlang, als ich dich, dich, den als todt beweinten Bruder, wieder an mein Herz drücken konnte! Ach, du warst todt, todt für mich, du, mein Lieber Herzens-Raoul, und dann, als ich dich mit langem, tiefem Schmerze beweinte, da kommst du mit Einem Male zurück – lebend und mit der alten Liebe für deine Schwester! – Er war auch für mich todt, denn wenn er auch noch lebte, ich hatte ihn zu den Todten gelegt, und das ist noch weit, weit schmerzvoller, als um einen wirklich Todten zu weinen! Nun ist auch er wieder zum Leben erstanden, fuhr sie mit leuchtenden Augen fort – ich kann wieder an ihn denken, wie sonst, sein Bild ist nicht mehr getrübt von Zweifel und Mißverstehen – und ich werde ihn wiedersehen! Er will hieher kommen, will die weite, weite Reise

unternehmen, um, wenn auch vielleicht nur für eine kurze Zeit, setzte sie mit einem Seufzer hinzu, wieder mit mir vereint zu sein – wie sonst!

Wie sonst? fragte Raoul, der jetzt keinen Zweifel mehr darüber hatte, daß sie ihn noch liebe – bedenkst du auch, Margot, daß sich Vieles, Vieles geändert hat?

Aeußerlich – o, nur äußerlich, Raoul; im Innern ist es geblieben, wie es war, ganz wie es war, bei mir wenigstens – und auch bei ihm, denke ich, setzte sie leiser hinzu, denn sonst würde er nicht so schreiben und nicht herkommen, nur um mich darüber zu vergewissern!

So schreibe denn, liebe Margot, sagte er, da er es nicht über sich vermochte, in den Becher der Freude, den sie so voll Entzücken an ihre Lippen setzte, auch nur einen Tropfen Wermuth zu träufeln – schreibe ihm, daß du dich freutest, ihn wiederzusehen, aber bedenke, indem du schreibst, daß du durch in der Zeit, in welcher ihr getrennt gelebt habt, viel älter geworden bist und das Verhältniß der Schülerin zum Lehrer längst sein Ende erreicht hat. –

Sie antwortete. Es waren nur wenige Zeilen, nur der Ausdruck der wahrsten und aufrichtigsten Freude darüber, daß sie ihn wiedersehen würde. Auch sie hätte gern noch Vieles geschrieben, aber sie versagte es sich – Raoul's letzte Bemerkung war nicht ohne Wirkung geblieben. Ihre Stimmung aber wurde mit jedem Satze erregter, denn die Verwirklichung ihrer Hoffnungen rückte ja immer näher. Da brachte Raoul Walther's zweiten Brief

– sie fand nicht die Zeit, ihm zu danken; rasch, mit bebender Hand öffnete sie in – aber der Ausdruck der Freude auf ihrem Gesichte verschwand und verwandelte sich in den einer schmerzvoll getäuschten Erwartung.

Nun, fragte Raoul, du bist ja so schweigsam, Margot? Ist der Inhalt des Briefes kein angenehmer?

Er muß seine Reise noch verschieben, erwiederte sie, vergeblich bemüht, die Stimmung ihres Herzens vor ihm zu verbergen – der Graf ist plötzlich gefährlich erkrankt, und er kann jetzt Wallfort nicht verlassen!

Raoul schwieg eine kurze Zeit, in der Annahme, sie werde ihm, wie bisher, den Brief zum Lesen geben; als sie ihn aber langsam zusammenfaltete und sich dann plötzlich umwandte, anscheinend, um den Brief auf ihren Nähtisch zu legen, in Wahrheit aber, wie Raoul wohl er kannte, um ihre schmerzliche Erregung vor ihm zu verbergen, vielleicht sogar eine verrätherische Thräne – da durchzuckte auch ihn das qualvolle Gefühl, daß sie, die er von allen Menschen auf der Welt am meisten liebte, vielleicht sehr unglücklich werden könne.

Leise trat er zu ihr heran, indem er zuerst ihre herabgesunkene Hand ergriff und sie dann umschlang und an sich zog. Sie legte ihren Kopf an seine Brust, so daß er ihr Gesicht nicht sehen konnte, aber er fühlte und wußte, daß sie Ihre Thränen vor ihm verbarg.

Sei nicht traurig, meine liebe Margot, flüsterte er mit dem leisen, beruhigenden Tone der innigsten Zuneigung, jeder Mensch muß den Verhältnissen Rechnung tragen. Wenn morgen die Ordre kommt, so muß ich fort, so sehr

es mich auch betrüben würde – das ist einmal nicht anders. – Es ist ja nicht seine Schuld, fuhr er tröstend fort, als sie immer noch in ihrer Stellung schweigend verharrte, daß er jetzt nicht kommt; er kann es nicht, wie ich nach deinen Worten annehme, die Verhältnisse zwingen ihn dazu.

Nein, es ist nicht seine Schuld, sagte sie mit einem plötzlich freudigen Aufblicke ihrer schönen, kindlichen Augen, an deren langen Wimpern die Thautropfen der Thränen perlten – du hast Recht, lieber Bruder, wie konnte ich so thöricht sein? Er kann jetzt nicht kommen, es ist nicht möglich, und wenn ich mich auch sehr darauf gefreut habe – es läßt sich doch nicht ändern, setzte sie wieder traurig hinzu.

Sie reichte ihm jetzt den Brief, den er langsamer las, als dies sonst der Fall gewesen sein würde, weniger, um seinen Inhalt zu erfahren, den er ja bereits kannte, als auch der Art und Weise, wie er schrieb, sein Empfinden und seine Absichten zu erforschen.

Seine Reise wird eine Zögerung erleiden, sagte er dann – das ist Alles, denn er wiederholt ja, daß er, sobald der Graf auf der Besserung sei, sie antreten würde – du hast keine Ursache, darüber so traurig zu sein. Seine Verhältnisse scheinen ihm große Fesseln anzulegen, und es wäre zu wünschen, daß er sich in einer weniger abhängigen Stellung befände, sagte er langsam.

In einer weniger abhängigen Stellung? fragte sie verwundert – sagtest du nicht selbst, jeder Mensch sei von

den Verhältnissen abhängig? kann er es ändern, daß der Graf gerade jetzt erkranken mußte?

Das nicht, erwiederte er ausweichend, aber wenn er unabhängig dastände, wenn er sein eigener Herr wäre, so würde er nach der Krankheit eines Andern nichts zu fragen haben.

Ich weiß nicht, was du für Unterschiede zieht? Er ist der General-Bevollmächtigte eines reichen Grafen, von dem er Urlaub nehmen muß, wenn er reisen will: du bist Officier des Kaisers und bedarfst des Urlaubes für jeden Tag, für jede Stunde. Man schickt dich hin, wohin man will, nach Laune und Willkür, rasch nach Spanien, rasch nach Oesterreich oder Preußen, vielleicht sogar nach Rußland, wenn man es beliebt – ist das nicht bei Weitem schlimmer?

Wie du es nehmen willst, es ich einmal der Beruf des Soldaten, erwiederte er mit Selbstgefühl, der Wille des Kaisers ist mein Gebot und Gesetz – aber es besteht denn doch ein großer Unterschied zwischen dem Willen des Kaisers und demjenigen eines obscuren Grafen.

Weßhalb sagst dir das, Raoul? fragte sie, indem sie ihn forschend ansah – er war, was du noch bist, Officier – und hat sich seines jetzigen Standes wahrlich nicht zu schämen. –

Ehe wir Margot's Ergehen bis zu dem Zeitabschnitte fortführen, an welchem sie Walther's letzten Absagebrief erhielt und beantwortete, sind wir genöthigt, uns auch

mit den anderen Personen unserer Geschichte zu beschäftigen, welche wir längere Zeit ganz aus den Augen verloren haben.

Der Herzog von Villeroi war nach der Unterredung mit Raoul nur selten in das Haus des Marquis gekommen, fast immer nur auf eine vorher an ihn ergangene Einladung; in der letzten Zeit hatte er selbst mehre derselben unter ziemlich unbedeutenden Entschuldigungen unberücksichtigt gelassen. Sein Benehmen gegen Margot, wenn er mit ihr zusammengekommen, war förmlich, höflich, jede absichtliche und beziehungsvolle Annäherung vermeidend.

Sie hatte ihn scheinbar ganz unbeachtet gelassen, zuerst, weil sie eine Art von Furcht oder Bangigkeit in seiner Gegenwart empfand, dann aber, als sie durch sein eigenes zurückhaltendes Benehmen sicherer wurde, weil sie nicht das entfernteste Bedürfniß fühlte, mit ihm zu verkehren.

In ihm selbst war nach und nach eine Wandlung seiner Gefühle eingetreten, wie es von seinem selbstsüchtigen Charakter zu erwarten stand. Nur Stolz und verletzte Eitelkeit, nicht wahre Liebe hatten für ihn eine Zeit lang die Erlangung des Besitzes dieses seinen Absichten widerstrebenden Kindes wünschenswerth und zu einer Art Ehrensache gemacht, der Widerstand ihn gereizt, wie dies ja gewöhnlich der Fall ist, so daß er selbst über sein eigenes Empfinden sich einer Täuschung hingegeben hatte. Diese Täuschung war für ihn voller Reiz, denn er glaubte in der längst ausgebrannten Asche seines

Herzens doch noch den Stoff zum Auflodern einer neuen Flamme gefunden zu haben, die seine kalt gewordenen und abgespannten Nerven wieder erregen und erwärmen könnte. Er empfand die Wirkungen dieser Täuschung mit Wohlgefallen, zugleich aber auch die Befürchtung, daß sie nicht von Dauer sein würde; da sie aber so ungewöhnlich und zugleich so angenehm war, suchte er sie so lange als möglich zu erhalten.

Ungeachtet dieses Bemühens und vielleicht gerade deßhalb kam er jedoch früher, als er es selbst geglaubt und gewünscht hatte, damit zu Ende, hauptsächlich weil ihm dieses künstliche Hinaufschrauben seiner Gefühle anfing, mühevoll und langweilig zu werden. Nur sein Stolz stand ihm noch entgegen; er hatte die Erreichung dieses Zieles, die Eroberung dieses Mädchens sich zur Aufgabe gestellt, er hatte in dieser Weise zu Raoul und zu der Marquise geredet, allerdings zu einer Zeit, wo ihm Dies Alles selbst noch wünschenswerth gewesen war und er vielleicht deßhalb nicht mit der richtigen Ueberlegung gehandelt hatte; es war indessen doch einmal geschehen, und er mußte sich jetzt immerhin als der Besiegte anerkennen, wenn er zum Rückzuge überging. Er fand jedoch bald eine passende Gelegenheit, auch sich mit seinem Stolze abzufinden, denn der Mensch schafft sich immer leicht einen Vorwand, um dasjenige zu rechtfertigen, was seine Wünsche, Leidenschaften oder Begierden von ihm fordern.

Die Anwesenheit Wehring's, das so überaus herzliche Benehmen Margot's gegen ihn, verschiedene Aeußerungen, welche sie selbst in seiner kurzen Gegenwart machte, riefen allerlei Vermuthungen hinsichtlich ihrer Vergangenheit bei ihm hervor, und er fand darin einen erwünschten Anknüpfungspunct zur Lösung eines ihm lästig gewordenen, doch zu keinem Ziele führenden Verhältnisses.

Eines Morgens, an welchem Margot und Raoul, wie sie gewöhnlich thaten, zusammen ausgefahren waren und der Marquis sich in St. Cloud befand, wohin ihn der Dienst des Kaisers gerufen, saß die Marquise nach denkend in ihrem Zimmer. Sie war ernst gestimmt, ernst, fast traurig, denn ihre Hoffnungen und Plane schienen sich nicht verwirklichen zu wollen, es kam Alles anders, wie sie es vorausgesetzt, und allerlei trübe Gedanken begannen sich in ihrem Herzen einzunisten.

Die Macht und die Popularität des Kaisers schienen mit jedem Tage zuzunehmen, wie oft sie auch schon, vom ihrem Hasse gegen ihn und sein Regiment angestachelt, gewähnt und mit sicherer Berechnung angenommen hatte, daß sein Stern nunmehr das Zenith erreicht haben und sich dem Untergehen zuneigen müsse; er war immer noch höher gestiegen, immer noch höher, allen Berechnungen, allen Erwartungen zuwider. Der Kampf gegen ihn, gegen sein Genie und sein Glück erfolgten immer erfolgloser; aber so sehr sie dies auch erkennen mochte, sie konnte deßhalb ihre Gesinnungen dennoch nicht

ändern, denn politische und religiöse Unduldsamkeit erfreuen sich da, wo sie einmal feste Wurzel geschlagen haben, der längsten und zähesten Dauer und werden selbst durch unveränderte, noch so schlechte Witterungsverhältnisse in ihrem Fortbestehen nicht gehindert. Sie, die Anhängerin des vertriebenen Königshauses, mit dem all ihre Interessen und Traditionen zusammenhingen, haßte diesen Emporkömmling, welcher die Erbschaft der Revolution mit starker Faust sich zu eigen gemacht, von Grund ihrer Seele, und dieser Haß erhielt gerade neue Nahrung in dem Scheitern ihrer Plane. Die Rolle, welche sie zu spielen sich hergegeben hatte, um ihr Vermögen zu retten für spätere, bessere Zeiten, die immer unwahrscheinlicher wurden, lag wie ein drückender Alp auf ihr; dennoch mußte sie fort- und durchgeführt werden bis zu dem Augenblicke, wo das Geschick sich wenden würde – aber dieser so sehr ersehnte Wendepunct wollte nicht eintreten, rückte vielmehr in eine immer fernere Zukunft hinaus.

Dazu kamen die ihr näher stehenden Angelegenheiten des eigenen Hauses, der eigenen Familie. Raoul, ihr einziger Sohn, stand im Dienste des verhaßten Kaisers; sie hatte es nicht verhindern können, denn die Jugend Frankreichs schwärmte für den Ruhm, dessen Träger er war. Dieser ihr einziger Sohn war aber nicht nur kaiserlicher Officier, er war auch ein offener und glühender Verehrer des größten und genialsten Mannes seiner Zeit, der die Adler Frankreichs siegreich zu den fernsten Gränzen

Europa's führte; sie hatte es längst aufgegeben, seine Gesinnungen zu ändern, jeder Versuch dazu hatte sie dem Herzen des eigenen Sohnes entfremdet, dieses Sohnes, dem sie so viele Opfer gebracht, Opfer, die er nicht anerkannte, die er nicht einmal erfahren durfte, weil er sie verworfen, niemals gutgeheißen oder angenommen haben würde. Als todt beweint, war er zurückgekehrt, aber erst nachdem sein angeblicher Tod ihre Plane hatte scheitern machen. Ihre Freude, den verlorenen Sohn wieder erlangt zu haben, war beeinträchtigt worden dadurch, daß er sofort auf Margot's Seite getreten und ihrem Widerstande eine letzte Stütze geliehen hatte. Auch die Verwirklichung der so wohl überlegten Verheirathung ihrer Tochter mit dem Herzoge, eine Partie, die ihrem Stolze so sehr zusagte, war dadurch mehr als ungewiß geworden, und sie mußte dies Alles leidend geschehen lassen, konnte nichts mehr dagegen thun, keinen Einfluß auf Raoul üben, der dem Herzoge persönlich abgeneigt war und eine Verbindung Margot's mit ihm als ein Unglück für diese ansah.

Raoul schien jedoch zu ihrer großen Befriedigung seine Gesinnung gegen den Herzog gemildert zu haben; er vermied es, sich über ihn zu äußern, und wenn er es dennoch that, waren seine Worte rücksichtsvoller, selbst anerkennender, als sonst. Darin lag noch eine schwache Hoffnung für sie, genährt durch das Benehmen und die

Erklärung des Herzogs selbst, welcher sich zu ihrer eigenen großen Ueberraschung und Befriedigung dahin ausgesprochen hatte, daß er gerade jetzt am wenigsten gesonnen sei, zurückzutreten, sondern Alles von der Zeit und Margot's besserer Erkenntniß erwarte. Sie klammerte sich an diesen Nothanker, und obgleich ihr des Herzogs Benehmen eben so unerwartet als eigentlich unerklärlich war, weil sie bei diesem Manne am wenigsten eine so vollständige Unterordnung des Verstandes unter das Gefühl erwartet hatte, so nahm sie seine Mittheilung doch mit großer Befriedigung auf und setzte ihre Hoffnung ebenfalls auf die Zeit.

Erst muß sie ihre unglückselige Vergangenheit, den idyllischen Aufenthalt in der Fichtenau, diese Wehrings und besonders diesen abenteuernden Inspector ganz vergessen, muß zu dem festen Glauben kommen, daß diese untergeordneten Persönlichkeiten sie selbst längst vergessen haben, muß das kränkende Gefühl, von ihnen vergessen zu sein, in sich verarbeiten und mit dem erwachenden Stolze sich anderen Bahnen und anderen Empfindungen zuwenden. Auch Raoul kann nicht immer in Paris bleiben – sie wünschte fast, daß sein Aufenthalt bald zu Ende gehen möge – dann ist sie wieder allein und wir können mit nachhaltigeren Mitteln auf sie wirken. So dachte sie.

Alle diese an sich so wenig haltbaren Hoffnungen wurden durch die unerwartete Anwesenheit Wehring's zerstört, mit Einem Male ganz und völlig zerstört. Margot erfuhr nicht nur, daß man ihrer da drüben immer mit

der alten Liebe gedacht habe, sie erfuhr auch, daß man von hier auch thätig gewesen war, auf unredliche Weise eine Täuschung hervorzurufen, welche ihr innerstes und heiligstes Empfinden zerstören sollte. Es waren bittere, bittere Tage für die stolze Marquise, als sie Wehring bei sich empfangen, freundlich und zuvorkommend gegen ihn sein und selbst die Dankbare spielen mußte – aber es ließ sich nicht ändern, es war das Einzige, was ihr zu thun übrig blieb. Dabei hatte der Mann ein Benehmen und eine Miene, als ob er über eine Maske lächle, es aber für angemessen halte, sie nicht aufzufordern, ihr wahres Gesicht zu offenbaren. Er nahm Alles Hin und Alles an und beklagte selbst mit großer anscheinender Aufrichtigkeit die eingetretenen Mißverständnisse.

Wir haben deßhalb doch niemals an ihr gezweifelt, hatte er, Margot vertraulich die Hand drückend, gesagt, man hätte ja an der Menschheit irre werden müssen, und du, mein Kind, wirst es auch nicht gethan haben.

Wie beglückt hatte Margot diese banale Redensart bestätigt, wie verwandelt, wie heiter war sie überhaupt von jenem Tage an geworden, heiter und glücklich, nur zurückhaltender, kälter gegen sie. Es unterlag keinem Zweifel, daß sie den ihr gespielten Betrug mit den Briefen erkannt hatte; wie konnte dies auch anders möglich sein! Niemand redete jedoch davon, fragte danach; sie selbst wagte es ebenfalls nicht, den Gegenstand zur Sprache zu bringen, aber in diesem peinlichen Schweigen lag ihr Eingestehen.

Das erkannte sie Alles, als sie an jenem Morgen einsam in ihrem Zimmer saß, und die Gedanken, welche ihre Seele beschäftigten, fingen an, immer trüber, immer rathloser zu werden. Sie stützte ihren Kopf auf ihre weiße, schmale Hand und blickte schweigend auf eine Stelle des Fußbodens; ihr sonst so erfindungsreicher und elastischer Geist schien ermüdet, abgestumpft und ermattet. Da meldete der Bediente den Herzog von Villeroi.

Siebentes Capitel.

Ich bin erfreut, sagte die Marquise, nachdem der Herzog sie etwas förmlicher, als dies sonst der Fall war, begrüßt und auf ihre um so freundlichere Einladung Platz genommen hatte, – ich bin erfreut, Sie einmal wieder bei uns zu sehen, denn Sie sind in der letzten Zeit in unserem Hause ein seltener Gast geworden.

Wie man es nehmen will, Frau Marquise, erwiederte der Herzog in seinem gewohnten nachlässigen Tone, denn ich bin dennoch vielleicht häufiger gekommen, als man es gewünscht hat.

Die Marquise sah ihn bei dieser weder erwarteten noch höflichen Antwort forschend an, als ob sie die Absicht seines heutigen Besuches aus seinen Mienen herauslesen wolle, ein Versuch, der jedoch völlig erfolglos blieb, denn das Gesicht ihres Gastes zeigte den gewöhnlichen Ausdruck gleichgültiger Ruhe und die halbbedeckten Augen den eigenthümlich verschleierten, nichtssagenden und doch lauernden Blick.

Was veranlaßt Sie zu dieser Bemerkung, fragte sie dann, da Sie doch wissen, wie sehr Sie uns stets willkommen sind?

Wenn Sie statt uns *mir* gesagt hätten, so wäre vielleicht einige Aufrichtigkeit und Wahrheit in Ihrer Antwort gewesen – doch lassen wir das, fuhr er in derselben gleichgültigen Weise fort, indem er die Spitze seines eleganten Spazierstockes leise auf dem Teppiche des Fußbodens hin und her bewegte, weßhalb sollen wir beide uns in überflüssigen Redensarten ergehen? Es würde weder Zweck noch Ziel haben, da wir ja wissen, was wir von einander halten.

Das wissen wir, und dieses Bewußtsein ist mir besonders werth.

Mir nicht minder, erwiederte er mit einem leichten Spotte – aber Sie werden doch kaum ahnen, weßhalb ich heute zu Ihnen gekommen bin – oder sollten Sie es bereits erfahren haben?

Was könnte ich erfahren haben? fragte die Marquise nicht ohne Besorgniß. Hat sich etwas Besonderes ereignet?

O, durchaus nichts Besonderes – ich bringe nur einen längst gehegten Plan zur Ausführung, einen Plan, den Sie selbst die Güte hatten, zu billigen – das ist Alles, durchaus nichts weiter.

Einen Plan? Bin ich dabei betheiligt? Betrifft es vielleicht ....?

Es sei fern von mir, in Räthseln zu sprechen, unterbrach er sie mit lächelnder Miene, wobei er zum ersten

Male seine Augen ganz aufschlug und sie einen kurzen Moment fest ansah – ich komme einfach, um von Ihnen Abschied zu nehmen.

Um Abschied zu nehmen? Wollen Sie verreisen? Doch nicht auf längere Zeit?

Ich kann die Zeit meiner Abwesenheit nicht bestimmen, bemerkte er ruhig auf diese lebhaft an ihn gerichteten Fragen, denn sie hängt nicht mehr von meinem Willen ab. Wir sprachen einst darüber, daß es räthlich und nützlich für mich sein würde, mich diesem unthätigen Leben zu entziehen, das mich anwidert, und eine Beschäftigung aufzusuchen, die mir wenigstens einige Abwechslung und Zerstreuung gewähre. Ich theilte Ihnen damals mit, daß ich mit dem Herzoge von Benevent in näherer Verbindung stände und es mir nicht schwer halten würde, durch ihn irgend einer Gesandtschaft attachirt zu werden. Sie billigten meinen Plan vollständig, nachdem wir uns darüber verständigt, daß ich in einer solchen Stellung vielleicht am meisten befähigt sein würde, unsere gemeinschaftlichen Hoffnungen zu fördern. Ihr Herr Gemahl hat es für angemessen gehalten, in den persönlichen Dienst des Kaisers zu treten, weil Sie sich des Besitzes Ihrer Güter nicht entschlagen wollen; weßhalb sollte ich beanstanden, eine weit mittelbarere Stellung anzunehmen, die mir zugleich die beste Gelegenheit bietet, unter genauer Beobachtung formeller Pflichterfüllung meine und die Intentionen unserer Partei zu fördern! Lassen Sie mich Ihnen also mittheilen, daß ich auf

meinen Wunsch der Gesandtschaft in Petersburg beigegeben bin und in spätestens einer Woche dahin abreisen muß.

Nach Petersburg? fragte sie mit sichtlicher Bestürzung.

Es soll sich in Petersburg im Winter gar nicht unangenehm sehen, wenn man mit gutem Pelzwerk versehen ist, fuhr er lächelnd fort – jedenfalls ist es einmal etwas Anderes – Paris widert mich an. Es haben mich aber noch besondere Erwägungen, nicht allein das Bedürfniß nach Abwechslung, zu diesem Schritte veranlaßt, Erwägungen, die für uns beide sehr nahe legen. Ich habe, soviel es mir möglich gewesen ist, genaue Erkundigungen über den Stand der Unterhandlungen mit Rußland eingezogen. Der Kaiser ist empört über den Bruch der Continental-Sperre, der Czar dagegen ebenfalls der gesteigerten Anmaßung seines Bundesgenossen überdrüssig – kurz, es herrscht zwischen den beiden Kaisern, die sich einst brüderlich in die Herrschaft Europa's zu theilen versprachen, eine sehr gereizte Stimmung, und die auf dem Niemen und in Erfurt mit so vielem Eclat angelobte Freundschaft fängt an, sich in eine gesunde und natürliche Feindschaft zu verwandeln. Napoleon kann ohnedies die Ruhe nicht länger ertragen, sie ist einmal seiner Natur zuwider; er bedarf zu seiner Unterhaltung Schlachten, Leichenfelder, prahlerischer Sieges-Bulletins, kurz, eines Krieges mit all den Erregungen und nervösen Aufreizungen, welche dieses gefährlichste der Hazardspiele hervorruft. Dieses Spiel ist einmal seine Leidenschaft und er wird darin schließlich nicht anstehen, sein ganzes

Vermögen auf eine einzige Karte zu setzen. Bis jetzt war er ein glücklicher Spieler, welcher dazu die Regeln des Spieles genau studirt hat, das läßt sich nicht wegläugnen – aber die Fortuna ist ein Weib, ein launenhaftes Weib, und schließlich hat noch Niemand im Hazardspiele sein Glück gemacht. Nur dadurch, daß er weiter pointirt, und zwar so gewagt als möglich, kann er zum Falle kommen, nur dadurch allein. Er will den Krieg mit Rußland und scheint es gar nicht zu wünschen, daß man an der Newa seine Bedingungen erfülle und ihn dadurch des Vorwandes zu einem neuen und recht umfangreichen Feldzuge berauben möchte; aber es gibt sehr Viele, selbst unter seinen Marschällen und Generalen, welche es vorziehen, jetzt auf den erfochtenen Lorbern auszuruhen, und nur mit Widerstreben sich abermals den Strapazen und Wechselfällen des Krieges Preis geben möchten. Auch in Petersburg besteht eine mächtige Partei, welche den Frieden selbst mit großen Opfern zu erhalten wünscht und für die Tage von Austerlitz und Eylau ein treues Gedächtniß bewahrt. Der Czar soll ein friedliebender, in seinen Entschlüssen leicht zu bestimmender Mann sein. Es ist daher immer nicht unmöglich, daß man in Petersburg doch noch in der letzten Stunde nachgiebt und dem Kaiser so die erwünschte Veranlassung zu seiner beabsichtigten Unterhaltung raubt. – Das wäre sehr zu bedauern, fuhr er nach einer kurzen Pause fort, während welcher er wieder einen raschen Blick über das jetzt ernst gewordene Gesicht der Marquise hatte hingleiten lassen – sehr zu

bedauern. Sie werden sich nun wahrscheinlich die Frage stellen, welchen Einfluß ich in der untergeordneten Stellung eines Attaché's auf den Gang der Verhandlungen ausüben könnte, und ich muß darauf erwiedern, daß der gewöhnliche Geschäftsverkehr mich wenig dazu befähigen wird. Es gibt aber Dinge, welche außerhalb dieses Verkehrs liegen – mancherlei. Zum Beispiel die persönliche Einwirkung auf den Gesandten, das Benutzen einer dazu geeigneten Stimmung oder das Anregen derselben, wenn sie ermattet; es gibt ein hochmüthiges, vielleicht selbst anmaßendes Benehmen gegen einflußreiche russische Große, welche dasselbe von der Person des französischen Attaché's auf Frankreich selbst übertragen – kurz, es gibt eine Menge von Dingen, fuhr er fort, durch welche auch ein einfacher Gesandtschafts-Attaché nicht ohne Einfluß auf das endliche Resultat der ganzen Angelegenheit zu bleiben nöthig hat. Diese und noch manche andere Erwägungen haben mich bestimmt, mich um die besagte Stelle zu bewerben – man sagt ja sogar, der Kaiser habe den abenteuerlichen Plan gefaßt, England, den eigentlichen Gegenstand seines bittersten Hasses, durch Rußland in Indien anzugreifen. So unwahrscheinlich dies auch klingen mag, so wenig ist es unmöglich. Doch ich habe vielleicht weit mehr, als es nöthig war, einen Schritt vor Ihnen zu rechtfertigen gesucht, den wir beide bereits vor langer Zeit besprochen und den Sie gebilligt haben.

Es geschah dies allerdings vor längerer Zeit, erwiederte die Marquise nach einer Pause, und unter anderen Voraussetzungen.

Darin haben Sie Recht, die Voraussetzungen waren anders; damals schien selbst eine Sendung nach Rußland ein friedlicher, nur der Abwechslung wegen aufgestellter Plan. In so fern haben sich die Verhältnisse allerdings geändert; aber Sie werden zugeben müssen, daß diese Veränderung eine erwünschte genannt werden muß.

Das meinte ich nicht, sagte die Marquise nicht ohne einige Verlegenheit; als wir damals von diesen Planen sprachen, setzten wir die vorherige Verwirklichung eines anderen voraus.

Das thaten wir allerdings – das setzten wir voraus, wiederholte er mit leiser und verhaltener Stimme, als ob er zu sich selber spräche – aber unsere Voraussetzungen sind leider nicht in Erfüllung gegangen.

Bis jetzt allerdings nicht. Doch erklärten Sie mir einst, Sie würden sich durch die entgegenstehenden Hindernisse nicht abhalten lassen, Sie seien vielmehr fest entschlossen, ein Ziel zu verfolgen, dessen Erreichung Sie mit Gewißheit voraussähen.

Sagte ich das einst? Ja, ich glaube, daß ich mich so oder ähnlich ausdrückte, und es ist auch noch jetzt keineswegs meine Absicht, unseren Plan aufzugeben – es sei denn, setzte er, wieder seine Augen aufschlagend, hinzu, daß die Beziehungen Ihrer Fräulein Tochter selbst es mir unmöglich machten.

Die Beziehungen meiner Tochter – was wollen Sie damit sagen?

Ist es wirklich nöthig, daß ich Ihnen das noch sage? Ich habe geglaubt, es herrsche wenigstens in dieser Hinsicht

zwischen uns ein offenes Vertrauen und wir verschmähten es, mit verdeckten Karten gegen einander zu spielen?

Ich verstehe Sie jetzt nicht.

Das thut mir leid, denn ich sehe daraus, daß ich mich in meinen Voraussetzungen dennoch geirrt habe, will darin jedoch keine Veranlassung finden, meinerseits eine Aenderung eintreten zu lassen.

Sie machen mich neugierig, schaltete die Marquise mit schlecht verhehlter Verlegenheit ein.

Als ich anfing, mich um Margot zu bewerben, geschah es in der Annahme und in der Voraussetzung, daß ihr Herz noch frei sei. Warum soll ich es verhehlen, es lag ein besonderer Zauber für mich darin, in diesem kindlichen, unschuldigen Herzen die ersten Empfindungen der Liebe zu erwecken und entstehen zu sehen – ich war, ungeachtet meiner Erfahrung, doch noch immer Thor und Schwärmer genug, darin ein bisher nicht gekanntes Glück für mich zu entdecken – ich habe mich geirrt. Das Zauberbild ist einer Fata Morgana gleich verschwunden, und ich stehe wieder in der öden, nackten Wüste des Lebens, ich schäme mich, daß ich, der erfahrene Wanderer, mich einer so bekannten, sich so oft wiederholenden Täuschung habe hingeben können; die Spiegelung der Sonne ist zerronnen und ihr heißer, sengender Strahl trifft wieder wie bisher mein Haupt.

Ich habe wirklich nicht geglaubt, bemerkte die Marquise, als der Herzog schwieg und wieder mit gesenkten Augen regungslos sitzen blieb, daß Sie auch so viel poetisches Talent in sich vereinten. Das von Ihnen gebrauchte

Bild war recht schön, aber leider für mich ganz unverständlich.

So will ich, ohne mich eines Bildes zu bedienen, mit einfachen, schlichten Worten reden, da Sie es so wünschen.

Sie werden mich dadurch verbinden.

Ihre Fräulein Tochter liebt einen Andern. Diese Thatsache ist an sich unzweifelhaft. Wie weit das Verhältniß zwischen Beiden gediehen war, als sie sich in der Pension auf dem Eisenhammer in der Fichtenau befand, setzte er mit etwas erhobener Stimme hinzu, darüber habe ich allerdings keine vollkommene Gewißheit erlangen können; das scheint mir aber zweifellos, daß sie jenem Manne, der sie einst in einem Dorfgefechte beschützte, in welchem sie verwundet und ihr damaliger Begleiter, Ihr alter Diener Viorne, getödtet wurde, noch immer eine große und dauernde Zuneigung bewahrt. Sie sehen, ich drücke mich so vorsichtig aus, als möglich, fuhr er fort, als die Marquise ein sichtliches Erschrecken nicht zu verbergen vermochte, aber ich bin überzeugt, daß der Umgang mit dem Retter Ihres Lebens in dem stillen und einsamen Aufenthalte eines romantischen Gebirgsthales Empfindungen und Gefühle bei ihr erweckt hat, die noch immer in ihrem Herzen fortleben.

Sei dem aber, wie ihm wolle, dasjenige, was mir so begehrungswerth erschien, eben die Erweckung dieser Empfindungen und Gefühle – das erste Erwecken –, ist nicht mehr möglich – das war eine Fata Morgana! – es handelt sich jetzt nur noch darum, dieses Bild in ihrem

Herzen zu zerstören und an dessen Stelle ein anderes, das meinige treten zu fassen, sich mit den Ueberbleibseln, den Resten zu begnügen, die, wie ein ganz frisch gepflückter Strauß vielleicht sehr kunstvoll zusammengelegt, als die ersten Frühlingsblüthen mir dargereicht werden sollen. – Dies ist etwas durchaus nicht Ungewöhnliches, vielmehr etwas sehr Gewöhnliches, oft Dagewesenes, das man genau ansehen und prüfen muß, um nicht der Gegenstand einer selbst vielfach bespöttelten Täuschung zu werden.

Als der Herzog, nachdem er diese Worte gesprochen, schwieg und in seiner Stellung regungslos verharrte, dauerte es eine Zeit, ehe die Marquise sich so weit gesammelt hatte, um eine Erwiederung finden zu können, denn sie hatte erkannt, daß er von der Vergangenheit Margot's mehr erfahren habe, als es in ihren Absichten gelegen.

Ich kann Ihnen jetzt nicht mehr den Vorwurf machen, sagte sie dann, daß Sie sich nicht klar und deutlich ausgesprochen hätten, wenn Sie dabei auch vielleicht nur wenig Rücksicht auf mein eigenes mütterliches Gefühl genommen haben. Sie scheinen hinsichtlich der Vergangenheit meiner Tochter genaue Erkundigungen eingezogen zu haben; aber wenn dieselben richtig sind, so haben Sie nicht die mindeste Ursache, wie Sie es thun, von einer Fata Morgana zu reden. Ich glaube, Ihnen mitgetheilt zu haben, daß Margot in keiner Pension gewesen, daß sie, als wir uns auf der Flucht befanden, vor mehren Jahren geraubt worden ist und wir, ungeachtet aller

Nachforschungen, erst zufällig durch Raoul's Brief ihren Aufenthalt in der Fichtenau erfahren haben.

Sollte ich es vielleicht vergessen haben, Ihnen diese an sich sehr gleichgültigen Thatsachen mitzutheilen, fuhr sie fort, als der Herzog sie mit dem Ausdrucke des Erstaunens ansah, so geschah es in der Annahme, daß sie Ihnen bekannt seien. Ich sah Sie bereits als ein Mitglied unserer Familie an; Margot, Raoul, mein Mann wußten darum, wie konnte ich annehmen, daß dies Ihnen unbekannt geblieben? Die Geschichte von der Pension war nöthig, um neugierigen und unberufenen Fragen zu begegnen, nicht für Sie – daran werden Sie hoffentlich nicht zweifeln?

Nehmen wir es an, sagte er ruhig.

Wenn Sie dies annehmen, fuhr sie erregter fort, weßhalb versuchen Sie es dann, auf an sich so völlig unerhebliche und gleichgültige Dinge einen Werth zu legen, der ihnen nur angedeutelt werden kann? Weßhalb bemühen Sie sich, ihnen eine Auslegung zu geben, welche nur bei einer absichtlich falschen Beurtheilung möglich ist? Margot war, als sie die Fichtenau verließ, so eben siebzehn Jahre alt geworden, und war noch ein halbes Jahr jünger, als jener in ganz untergeordneten Verhältnissen stehende Mann, jener Inspector, aus freien Stücken, nur um einen besseren Dienst zu erhalten, wieder in seine obscure Heimath zurückkehrte. Liegt darin auch nur der leiseste Anfang eines entstehenden Verhältnisses? Würde er gegangen sein, wenn ein solcher bestanden? Sie war leider ohne Stütze, ohne Pflege und ohne die Beweise

von Zuneigung eine Zeit lang in der Welt umhergetrieben worden und glaubte alle diese dem Kinde so wohlthuenden Dinge in der Fichtenau gefunden zu haben. Ist es daher nicht natürlich, daß sich in ihrem Herzen eine Anhänglichkeit gegen diejenigen Personen bildete, welche ihr dies zu Theil werden ließen? Ich sollte glauben, dies wäre sehr erklärlich, und man müßte sie weniger lieben und achten, wenn es anders wäre! Als sie zu uns gekommen war und diejenige Stellung eingenommen hatte, welche ihr gebührte und die sie und wir so schmerzlich entbehrt hatten, war es meine erste Sorge, die Erinnerungen an jenen Aufenthalt sich verwischen zu lassen. Ich bediente mich dazu eines vielleicht nach der strengen Moral nicht gerechtfertigten, aber durch die Verhältnisse gebotenen Mittels, indem ich ihre Briefe nicht abgehen ließ und die ankommenden nicht abgab.

Es sind überhaupt nur wenig Briefe geschrieben worden, sprach sie weiter, als sie sah, daß um den Mund des Herzogs ein eigenthümliches Lächeln zuckte. – Als sie beiderseitig, dieser widerliche Eisenfabrikant und seine Frau, jener Inspector und Margot keine Antwort erhielten, hörten sie auf, an einander zu schreiben – das war ihre ganze Anhänglichkeit!

Aber er und sie, sie *haben* doch an einander geschrieben!

Einmal, wie ich sagte, und ganz harmlos und gleichgültig. Sie scheinen daran zu zweifeln? Der Zufall hat es gefügt, daß ich diese beiden Briefe nicht vernichtet habe, ich weiß selbst nicht, was mich damals dazu veranlaßte.

Ueberzeugen Sie sich selbst, fuhr sie aufstehend fort, indem sie das geheime Fach ihres Schreibtisches aufschloß – hier sind die beiden Briefe.

Er nahm sie schweigend in Empfang, las sie langsam durch und reichte sie dann eben so schweigend der Marquise zurück.

Nun, fragte diese, haben Sie sich überzeugt?

Der Inhalt ist ziemlich unverfänglich, erwiederte er, aber – es steht doch Manches zwischen den Zeilen.

Nur für denjenigen, der etwas darin sucht.

Ich gehöre nicht zu denjenigen, sagte der Herzog, indem er plötzlich die Marquise jetzt ansah – ich am wenigsten. Aber haben Sie die große und unverhohlene Freude nicht gesehen, mit welcher Margot jenen ungehobelten Deutschen empfangen und aufgenommen hat? Warum ist jener Inspector nach der Fichtenau zurückgekehrt, wo er nichts mehr zu suchen hatte? Haben Sie auch diejenigen Briefe gelesen, welche sie bis dahin mit einander gewechselt haben, und wissen Sie auch, daß beide jetzt wieder, und zwar unter der Adresse Ihres Sohnes, correspondiren und daß wir uns in der nächsten Zeit des Besuches jenes Mannes, des jetzigen General-Bevollmächtigten eines reichen Grafen, zu erfreuen haben werden? Wissen Sie das, Frau Marquise? fragte er mit etwas erhobenerer Stimme, und halten Sie auch jetzt noch das von mir gebrauchte Bild für ein unpassendes?

Sie befinden Sich in einem Irrthume, in einem ....

Was ich Ihnen mitzutheilen die Ehre hatte, ist genau die Wahrheit, ich habe meine guten und sicheren Quellen. Nehmen wir daher auch jetzt an – es sei so! – Sie werden nun wohl, fuhr er nach einer Pause fort, meinen russischen Plan weniger abenteuerlich finden – der andere soll deßhalb nicht völlig aufgegeben sein, aber die Verhältnisse, die späteren Verhältnisse allein werden und können mich bestimmen, ihn zu verfolgen oder auf sich beruhen zu lassen. – Ich bin überzeugt, daß die Gesandtschaft Seiner Majestät des Kaisers in Petersburg in nicht zu langer Zeit ihre Pässe fordern wird; ich werde es mir angelegen sein lassen, diesen Zeitpunct mit meinen schwachen Mitteln und Kräften zu beschleunigen – wenn ich dann zurückkehre – sprechen wir weiter über die Sache. Handeln Sie bis dahin nach Ihrem besten Ermessen, der Zurückkehrende wird kein Anderer sein, als der Abschiednehmende – und dieser steht jetzt vor Ihnen, setzte er lächelnd hinzu, indem er aufstand – also auf Wiedersehen! – Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen.

Sie war ebenfalls aufgestanden, als er rasch und ohne weitere Bemerkung das Zimmer verließ. Unwillkürlich zerknitterte sie die beiden Briefe mit einem krampfhaften Zucken ihrer Hand und warf sie dann in das Kaminfeuer.

Es kommt Alles anders, wie ich es vorausgesehen, alle meine Berechnungen werden zu Schanden – aber nie, nie soll das Wappen meines Stammes befleckt werden!

Achtes Capitel.

Auf die Marquise, so fest und stolz sie auch war und so wenig sie sich durch Hindernisse von der Erreichung ihrer Ziele und Plane abschrecken ließ, hatten doch die unerwarteten Mittheilungen des Herzogs einen tiefen Eindruck gemacht. Ihr scharfer Blick erkannte, daß er seine Absichten geändert habe und nur nach einem passenden Vorwande suche, diese Aenderung zu rechtfertigen. Sie sagte sich auch, daß er diesen gefunden, daß es in solchen Verhältnissen überhaupt leicht sei, ihn zu finden, und dies eigentlich nur von dem Willen des danach Verlangenden abhange. Sie nahm an, daß lediglich die reiflichere Erwägung von Margot's veränderter Vermögens Tage diese Aenderung bei dem Herzoge hervorgebracht, und war überzeugt, daß er von dem Augenblicke an, als sie eingetreten, nur noch eine Zeit lang Komödie gespielt habe, um sein Benehmen und sein Handeln in einem weniger gehässigen Lichte erscheinen zu lassen. – Warum er mir nur von seiner Fata Morgana vordeclamirt, sagte sie mit einem verächtlichen Kräuseln ihrer schmalen Lippen, als ob ich ein unerfahrenes Kind wäre und ihn nicht längst und gründlich erkannt hätte! – Im Ganzen ist es vielleicht ein Glück zu nennen, daß sich die Partie zerschlagen hat, denn er paßt eigentlich weder für sie, noch sie für ihn. Sein alter Stammbaum ist das einzig Begehrungswerthe an ihm – das einzige. Sonst ist er ein blasirter, berechnender Mensch, den nichts mehr erfreut und betrübt und der nur ein einziges Ding vergöttert und

anbetet, sein wenig anbetungswürdiges Ich. – Legen wir daher diesen Plan zu den Todten! Mag er nach Rußland oder sonst wohin gehen, was kümmert es mich – es wird sich ja wohl ein Anderer und Besserer für Margot finden – möge es geschehen, ehe er zurückkehrt, setzte sie mit haßerfüllten Mienen hinzu, dies zu bewirken, soll fortan mein einziges Bestreben sein!

Dann schweiften ihre Gedanken ab und weilten auf den für sie eben so unerwarteten als beunruhigenden Mittheilungen, welche sie von dem Herzoge hinsichtlich Margot's erhalten hatte, daß der Briefwechsel wieder aufgenommen werden würde und in einer ihrer Einwirkung entzogenen Weise, hatte sie zwar vorausgesehen – daß aber dieser verhaßte und mystische Inspector oder Director selbst in kurzer Zeit nach Paris kommen würde, das hatte sie nicht erwartet.

Es schien jedoch, als ob die Umstände sich wieder mehr zu ihren Gunsten neigen sollten und das Geschick, welches ihr in der letzten Zeit so treulos den Rücken gekehrt hatte, ihr wieder freundlicher zulächeln wolle, und zwar ohne ihr eigenes Zuthun.

Margot hatte vor ungefähr vierzehn Tagen Walther's Brief erhalten, worin er ihr schrieb, daß der Graf sich auf der Genesung befinde und er selbst in wenigen Wochen abreisen werde. Sie hatte seine Bitte erfüllt und *poste restante* nach Frankfurt geschrieben. Es war nur ein kurzer Brief, aber die ganze Freude ihres Herzens spiegelte sich in den wenigen Worten ab, und wenn der Herzog auch

diesen Brief gelesen hätte, so würde er mit voller Berechtigung haben sagen können: Es steht nur wenig darin, aber Vieles zwischen den Zeilen.

Ihre Stimmung war eine so freudige und gehobene, wie noch nie, so lange sie in Paris war, und wurde selbst durch das fast feindselige Benehmen ihrer Mutter nicht beeinträchtigt, welche die Ursache dieser Veränderung jetzt kannte. Was werden sollte, wenn er nun käme, und weßhalb er kam, diese Fragen, welche sich die Marquise, ohne sie zu beantworten, gestellt hatte, kamen bei ihr gar nicht zur Erwägung – sie hatte nur den Einen beglücken den Gedanken, ihn endlich wiederzusehen. So saß sie eines Morgens versunken in jene süßen Träumereien, welche die Seele eines jungen Mädchens erfüllen, wenn die Liebe darin die ersten Schneeglöckchen des Frühlings erstehen läßt, Träumereien, welche sie verschämt noch nicht auszudenken wagt und doch darin ihr höchstes Glück findet – als Raoul zu Ihr in das Zimmer trat.

Sie erschrak, als ob er sie bei einem Vergehen überrascht habe, und erröthete, ohne es zu wissen.

Ich bringe einen Brief für dich, sagte er ernster, als dies sonst seine Art war.

Einen Brief? rief sie, freudig aufspringend, indem sie ihm entgegen eilte – jetzt schon? setzte sie leiser und mit niedergeschlagenen Augen hinzu – o, wie danke ich dir, lieber Raoul!

Es war dieselbe Erregung bei ihr wie damals, als er ihr den vorletzten Brief brachte, und gerade so wie damals,

nur noch weit mehr, erblaßte sie wieder, als sie den Brief geöffnet und einen kurzen, raschen Blick darauf geworfen hatte.

Er kann wieder nicht kommen, sagte sie dann mit leiser, bebender Stimme, während der Brief ihrer Hand entfiel – dann sprang sie auf und verließ rasch das Zimmer.

Raoul blickte ihr voll Theilnahme nach – dann hob seine Brust ein tiefer, langer Athemzug, und es war ihm, als ob er dadurch von einer drückenden Last befreit worden wäre.

Schweigend nahm er den zur Erde gefallenen Brief auf und las ihn – sie hatte ihm ja auch die anderen Briefe zu lesen gegeben.

Dieser war länger und ausführlicher, als die vorhergehenden. Nach einer Einleitung, der man es ansah, daß sie dem Schreibenden viel Mühe verursacht habe, erzählte er die dem Leser bereits bekannte Begebenheit und fuhr dann fort:

»Was sollte, was konnte ich thun? Der Graf und seine Tochter haben mich mit Wohlwollen und vollem Vertrauen aufgenommen. Es handelt sich für die Gräfin um die Erbschaft einer Million, die verloren ist, wenn sie jetzt nicht reisen – und sie können *nur* reisen, wenn ich bleibe. – Er stellte es mir frei, da er mir sein Wort gegeben habe, und wählte somit das richtigste Mittel, meine wankende Entschließung zu bestimmen. Soll und darf ich übernommene Verpflichtungen brechen und hintansetzen, wenn man mir mit solchem Vertrauen entgegenkommt und so

wichtige Dinge auf dem Spiele stehen? – Ich habe geschwankt – aber mich dann entschieden. Ich dachte mir, wir säßen beide noch wie sonst in der Laube auf der Fichtenau, und ich fragte, was ich zu thun und zu lassen hätte.

Ach, Sie zögerten keinen Augenblick mit der Antwort, und ich wußte, daß ich Ihrer nicht würdig handeln würde, wenn ich meine Einwilligung versagte. – Die Ausführung meiner Reise ist dadurch auf Monate, wohl auf ein halbes Jahr hin verschoben – Niemand leidet dabei mehr, als ich – aber dennoch kann es nicht anders sein. – Nur das Eine würde mich unglücklich machen, wenn ich an Ihrer völligen Billigung auch nur den entferntesten Zweifel hegen müßte – aber das ist nicht, das kann nicht sein – ich habe Ihre Worte deutlich gehört, als Sie mir zustimmten – und die Zeit wird ja kommen, wo ich endlich frei bin! Wenn Sie noch einen Theil der alten Zuneigung zu mir bewahren, o, dann schreiben Sie mir bald, recht bald, denn ich bin das Opfer einer namenlos quälenden Unruhe, und das Bewußtsein der Pflichterfüllung allein vermag dieselbe nicht zu beseitigen! Gott sei mit Ihnen – meine Gedanken sind immer und unausgesetzt bei Ihnen, gedenken auch Sie, ohne da ein Schatten mein Bild trübt,

Ihres treu ergebenen *Walther*.«

Schweigend legte er den Brief auf ihren Schreibtisch, und indem er dies that, war es ihm, als ob eine große Last von seiner Brust gehoben wäre. Sie wird sehr traurig sein, sprach er vor sich hin – aber besser so, wie anders.

– Die Geschäfte gehen vor bei dem Herrn Director, sind vielleicht überhaupt nur ein Vorwand, um die Nichterfüllung eines übereilt gegebenen Versprechens zu beschönigen und sie langsam einleiten zu lassen.

Arme Margot! Auch dein einziger Verbündeter, dein so sehr geliebter Bruder, der dich eben so wieder liebt, will gegen dich sein, weil seine aus der Liebe zu dir entstandenen Besorgnisse es für dein Wohl wünschenswerth erscheinen lassen, daß dein Herz das Vergangene vergesse. Du wirst nichts mehr haben, als dieses Herz. Wird es auch diesen Einflüssen widerstehen, wie es den anderen widerstanden hat? –

Ich habe den Brief gelesen, liebe Margot, sagte er, sie zärtlich umfassend, als sie nach längerer Zeit wieder in das Zimmer trat, du bist doch nicht böse darüber?

Sie schüttelte schweigend mit dem Kopfe, denn er fühlte, daß sie noch nicht die Stärke besitze, um zu sprechen.

Er führte sie langsam im Zimmer auf und ab, während ihr Kopf sich an seine Schulter lehnte. Sie gingen oft so, vertraulich und zärtlich plaudernd, mit einander – es war nach und nach eine beiden lieb gewordene Gewohnheit daraus entstanden, heute ihr besonders angenehm, denn sie konnte mit ihm reden und seine Worte hören, ohne von ihm angesehen zu werden.

Es thut mir herzlich leid, sagte er dann, daß du dich abermals vergeblich gefreut hast – es geht aber oft so im Leben, unsere liebsten Wünsche gehen nicht immer in Erfüllung. Aber es ist nicht recht von dir, daß du dich deiner

Traurigkeit so hingiebst, denn er schreibt dir ja die Gründe, welche ihn abgehalten haben, jetzt zu kommen. Er nimmt dich selbst zum Schiedsrichter und ist überzeugt, daß du seine Handlungsweise billigen wirst.

Das thue ich auch, sprach sie zum ersten Male wieder mit freudiger, wenn auch noch mit etwas unsicherer Stimme – ich thue es im vollsten Maße. Aber nicht wahr, obgleich ich mir sage, daß er nur so und nicht anders habe handeln *können*, so darf ich doch darüber traurig sein, daß es so *sein* muß – du machst mir darüber keine Vorwürfe, Raoul?

Das sei fern von mir, meine liebe Margot – aber du darfst dabei nicht vergessen, daß diese für ihn zwingenden Verhältnisse vielleicht lange Zeit andauern können.

Ja, vielleicht ein halbes Jahr, erwiederte sie leise.

Es kann sein, fuhr er langsam und mit sichtbarem Zwange fort – vielleicht auch noch länger, wer kann es wissen. – Bedenke, daß es eine lange Zeit her ist, in welcher ihr euch nicht gesehen habt – damals warst du noch ein Kind, und er ein Mann, der in sehr abhängigen Verhältnissen lebte und sich eine andere Stellung suchen mußte, die er jetzt gefunden hat und der er Rechnung trägt. – Es sei fern von mir, daran zu zweifeln, daß die Erinnerung an jene Zeit ihm eben so theuer ist, wie dir, aber du mußt bedenken, daß es doch eigentlich nichts ist, als eben eine Erinnerung an eine längst vergangene Zeit. – Er machte wieder eine Pause, während ihr Kopf etwas mehr herabgesunken war und ein tiefer Seufzer ihre Brust hob.

Es kann sich in dieser Zeit Manches ereignet haben, was uns unbekannt ist, Vieles ist eingetreten, was wir wissen, jedenfalls haben sich deine und seine Verhältnisse vollständig umgestaltet. – Die Erinnerungen an den idyllischen Aufenthalt in der Fichtenau waren für ihn getrübt, weil er annahm, sie hätten allen Werth *für dich* verloren – mit Einem Male erfährt er das Gegentheil, und es entsteht bei ihm das Verlangen, sie wieder aufzufrischen – dich einmal wiederzusehen. – Es ist das Alles sehr natürlich, besonders bei einem Manne, der, wie ich annehme, gleich dir etwas zur Schwärmerei neigt. – Er faßte den Vorsatz, hieher zu reisen, denn er malt es sich lieblich und schön aus, noch einmal in der alten Weise mit dir zu verkehren. – Es wiederholt sich aber nichts im Leben; die Tage, welche vergangen sind, kehren in derselben Weise niemals mehr zurück, denn Alles ist dem Wechsel unterworfen, und wir selbst sind es leider am meisten. Auch du hast aufgehört, ein Kind zu sein, meine liebe, gute Margot, was du damals noch warst, als du dich in der Fichtenau befandest. Jetzt bist du eine Jungfrau, die anders empfindet, andere Wünsche hegt, als das Kind.

Was willst du mit diesem Allem sagen? fragte sie, wieder stehen bleibend und zu ihm aufblickend – o, du hast eine Absicht dabei, und ich fange an, ich weiß selbst nicht, weßhalb, mich darüber zu ängstigen!

Eine Absicht? Welche Absicht könnte ich haben, als dich zu trösten und zu beruhigen, da du weißt, wie sehr ich dich liebe!

Ja, das weiß ich, sprach sie leise, indem sie, wieder weiter gehend, sich an ihn lehnte – es macht mich unendlich glücklich.

Die Dämmerung fing an, ihren besänftigenden Schleier über das Zimmer zu breiten, und indem sie die Gegenstände, Schatten und Licht sich verwischen und verschmelzen ließ, befähigte sie die Seele, sich unabhängiger und freier von äußeren Erscheinungen zu ergehen und auszusprechen.

Meine liebe Herzensschwester, sagte er, von dieser gesteigerten Empfindung erhoben, ich habe fast keinen höheren Wunsch, als dein Glück, und nur deßhalb sagte ich, was ich so eben zu dir gesprochen. Du mußt bedenken, daß dieser Herr Rohneck die ganze Sache vielleicht von Anfang an nicht in – wie soll ich sagen – in einer anderen Weise aufgefaßt hat, wie es von dir geschehen ist. – Er will dich, seine ehemalige Schülerin, so hörst du dich ja gern nennen, setzte er, sie auf die Stirn küssend, hinzu – gern einmal wiedersehen, auch vielleicht Paris kennen lernen, eine Reise machen – so scheint es mir. Ich halte ihn überhaupt für eine etwas unruhige Natur, ein wenig zu Abenteuern geneigt, das geht aus seinem braunschweigischen Feldzuge hervor. – In seiner Lebhaftigkeit hat er dir dies sofort mitgetheilt, was er vielleicht besser unterlassen hätte – nun treten Hindernisse ein – an sich keineswegs unüberwindliche Hindernisse, aber vollständig geeignet, um die Verzögerung zu rechtfertigen. – Er wird daher diesen Besuch etwas später machen, wenn seine Verhältnisse nicht wieder störend entgegentreten –

er fühlte, wie ihr Körper, um dessen schlanke Taille seine Hand lag, leise erzitterte, und bereute die letzten Worte –, was sie gewiß nicht thun werden, fuhr er daher fort – aber du mußt die Sache leichter, nicht so ernst, nicht so traurig nehmen.

Du hast Recht, flüsterte sie, vielleicht sehr Recht.

Du mußt bedenken, liebe Margot, daß er das wahrscheinlich gar nicht verlangt ....

Nicht verlangt? unterbrach sie in – hast du seine Briefe nicht selbst gelesen – aber ich weiß nicht, setzte sie verlegen hinzu, weiß wirklich nicht, was du eigentlich meinst?

Ich meine, lebe Margot, du sollst, wenn du ihm jetzt antwortest, nichts von alledem durchblicken lassen, sondern ihm einfach und freundlich schreiben, du bedauertest, daß abermals eine Zögerung eingetreten sei, und hofftest, er würde im Frühjahre gewiß kommen.

Was sollte ich ihm sonst noch schreiben können? sagte sie traurig.

Ich meine nur, du sollst es nicht durchblicken lassen, daß du einen so großen Werth auf sein Kommen legst.

Das soll ich ihm verschweigen? Weßhalb? Soll ich unwahr gegen ihn sein?

Weißt durch denn, ob *er* dies Alles so werthvoll ansieht?

Sie gingen schweigend eine längere Zeit auf dem weichen Teppiche auf und nieder; sie hatte keine Frage weiter. Hätte er ihr Gesicht sehen können, so würde er den Ausdruck tiefsten Seelenschmerzes darauf erblickt haben

– er fühlte ihr Empfinden mit – aber verbarg sein eigenes vor ihr, denn auch die Liebe und Zärtlichkeit hat ihre Täuschungen, nur bezwecken sie nicht den Nachtheil oder den Schaden, sondern den Vortheil und den Nutzen des zu Täuschenden.

Soll ich den Brief, den du *poste restante* nach Frankfurt gesandt, zurückkommen lassen? fragte er dann.

Thue das, sagte sie mit einem tiefen Athemzuge – thue es, wenn durch es für nöthig erachtest.

Er möchte schließlich dort sonst geöffnet werden. – Dann erfülle mir die Bitte, liebe Margot, fuhr er fort, beantworte Rohneck's Brief nicht gleich, warte noch einige Zeit, bis deine Stimmung ruhiger geworden ist. Willst du mir das versprechen?

Sie nickte kaum merklich mit dem Kopfe; er konnte es nicht sehen.

Willst du? fragte er nochmals.

Wenn du glaubst, Raoul, sagte sie, plötzlich stehen bleibend, daß es gut, daß es so besser ist – so will ich es thun – ich habe ein unbedingtes Vertrauen zu dir – ein volles, unbedingtes Vertrauen, wiederholte sie, leidenschaftlich ihre Arme um seinen Hals schlingend – ich weiß jetzt, was dich bewogen hat, so zu mir zu sprechen und dies von mir zu verlangen – ach, vielleicht hast du Recht, es zu thun – aber wünsche es nicht – wünsche es nicht, Raoul, fuhr sie leidenschaftlich fort, und denke, es sei zu meinem Glücke!

Wie du nur so reden kannst! Bist du denn nicht glücklich, liebe Schwester?

O, gewiß – habe ich nicht dich – was bedarf ich weiter!

Die Dienerin brachte Licht, und vor seinem grellen Scheine entflohen erschreckt all die wunderbaren, lieblichen, traurigen und heiteren Gestalten und Bilder, welche das gesteigerte Leben der Phantasie hervorgezaubert hatte – sie, die so oft bereits längst verwelkte Blumen in neuer Pracht und neuem Glanze für uns erblühen läßt, die aus der Hütte einen Palast, aus der Schlacke reines Gold – und aus der Erde den Himmel hervorzaubert.

Sie that, wie sie ihm versprochen, und als er ihr nach drei Wochen den von Frankfurt zurückgekommenen Brief brachte, hielt sie ihn längere Zeit voll Wehmuth in der Hand, die darauf jetzt befindlichen Post-Hieroglyphen betrachtend, dann legte sie ihn langsam und mit einem tiefen Seufzer auf den eisernen Rost des Kamines, und als die Flammen das Papier erfaßten und zerstörten, war es ihr, als ob sie ein Todtenopfer feierte.

Am anderen Tage beantwortete sie Walther's Brief; sie hatte sich überzeugt, daß ihre Stimmung sich nicht mehr ändern würde, und machte sich Vorwürfe, so lange gezögert zu haben. Als sie dann an ihrem Schreibtische saß mit dem Verlangen, ihm einen herzlichen und recht freundlichen Brief zu schreiben, da tönten Raoul's Worte unaufhörlich in ihrem Innern wieder: Weißt du denn, ob *er* das Alles so werthvoll ansieht? – und der Brief wurde ganz anders, als sie es eigentlich gewollt. –

Mit welcher sich täglich und stündlich steigernden Unruhe hatte er dieses Briefes geharrt – endlich hielt er

ihn in der Hand und konnte das Siegel, das Wappen der Beaumonts, erbrechen.

»Sie fragen mich,« schrieb sie, »ob ich Ihre Handlungsweise billige, ob ich dazu gerathen haben würde, wenn Sie mich vorher hätten fragen können? Sie haben gewiß keinen Augenblick daran gezweifelt. Das Vergnügen, mich, Ihre frühere dankbare Schülerin, wiederzusehen, wäre durch eine Hintansetzung von Pflichten gewiß zu theuer bezahlt worden. – Ich will Ihnen nicht verhehlen, daß mich das abermalige Verschieben Ihrer Reise traurig und verstimmt gemacht hat; da ich mir jedoch vergegenwärtige, daß Sie so haben handeln *müssen*, daß Sie nicht kommen konnten und Ihren Plan nicht aufgegeben, sondern nur verschoben haben – gebe ich mich von Neuem der Hoffnung hin. Ihre vermehrte Beschäftigung wird Ihnen Ersatz für diese Entbehrung gewähren – und der Winter so vergehen – wenn der Frühling kommt, schreiben Sie mir vielleicht, daß Ihr Graf mit der russischen Million zurückgekehrt ist und Sie noch immer den Wunsch, hieher zu kommen, zur Erfüllung bringen wollen. Sie werden mich sehr dadurch beglücken, denn *ich* bleibe unverändert Ihre treu ergebene

Margot.«

Das war der Brief – eine Mischung von Kälte und Herzlichkeit, von Zwang und der alten Offenheit –, welch eine getäuschte, so sehr getäuschte Hoffnung!

Neuntes Capitel.

Einen solchen Brief hatte Walther nicht erwartet. Er hatte geglaubt, darin einen Trost, einen Ersatz und eine Anerkennung für das von ihm seiner Pflicht gebrachte Opfer zu erhalten. Die Billigung dessen, was er gethan, deren er so sehr bedürftig war, nach welcher er so sehr verlangte, zugleich die unumwundene Aeußerung des Schmerzes oder wenigstens der Trauer, daß es so hätte sein *müssen*, weil es nicht anders hätte sein *können*, – darauf hatte er mit fieberhafter Erregung gehofft, mit einer Erregung, welche sein ganzes Denken und Handeln beherrschte, deren Beruhigung er durch ihre Worte erwartete.

Es waren sehr schmerzliche und bittere Empfindungen, welche ihn durchzuckten, als er ihren Brief wieder und wieder las und in erfinderischer Weise den geschriebenen Worten bald diese, bald jene Auslegung gab, ihnen bald diese, bald jene Beweggründe unterschob. Wie schnell würden diese Zweifel geschwunden sein, wie die Wolken vor dem Strahle der Sonne, wenn er ein einziges Mal hätte in ihre Augen blicken, nur ein einziges Mal den Ton ihrer Stimme hätte hören können – aber er konnte es nicht, die todten Buchstaben blieben unverändert, und sie war nicht befähigt, ihm zu sagen, daß sie ganz so empfinde, wie er es sich gedacht, und daß, wenn er ihre Worte anders auslege, ihr dies einen neuen und den größten Schmerz verursachen würde. – Er fühlte sich durch ihren Brief verletzt und legte ihn endlich zu

den anderen, nachdem er ihn so oft gelesen und durchdacht hatte, daß er nichts mehr aus ihm herauszulesen vermochte.

Mit der Aufbietung seiner ganzen Energie warf er sich dann auf die Geschäfte und suchte in der Arbeit, wenn auch nicht den Ersatz, doch wenigstens die Beruhigung seiner willenlos treibenden Gedanken. Nach und nach begann diese Fluth zu ebben, und wenn das Meer seines Empfindens auch bewegt blieb und immer noch hin und wieder hochgehende und sich überstürzende Wellen zeigte, er war des Steuers doch wieder Herr geworden, und der Kompaß des Vertrauens ersetzte den von einer Wolke verdunkelten Polarstern. Denn das werthvollste Geschenk, welches die Gottheit den Menschen für ihre irdische Pilgerfahrt mitgab, ist die Arbeit. Nicht ein Fluch, sondern ein Segensspruch war die unseren Stammeltern gewordene Verheißung, als sie das Paradies verlassen mußten: Du sollst im Schweiße deines Angesichtes dein Brod essen! Nur das im Schweiße deines Angesichtes, das durch die Arbeit gewonnene Brod, sei es schwarz oder weiß, sei es das einfachste Mahl oder die raffinirteste, aus allen Theilen der Erde zusammengeraffte Leckerei, soll dir schmecken, dir einen Genuß gewähren, und der höchste Genuß für dich stets die volbrachte und gelungene Arbeit selbst sein! Du sollst nur hungrig sein und genießen können, wenn du gearbeitet hast und die Früchte deiner Arbeit verzehrst. – Ohne Mühe kein Lohn, und alle Mittel, die du er sinnen magst, um dir mühelose Genüsse zu bereiten, werden doch nichts sein und nichts

bleiben, als das Bestreben eines Gesättigten, zu essen, ein vergebliches Bestreben, selbst bei den leckersten und üppigsten Speisen. Beneide die Reichen daher nicht, fleißiger und treuer Arbeiter, der du im Schweiße deines Angesichtes dein Brod issest – beneide jene Reichen nicht, welche im Schweiße ihres Angesichtes nur dem Vergnügen und dem Genusse nachjagen – es ist das für sie auch eine schwere und dazu ganz erfolglose Arbeit!

Doch wir wollen Walther in seiner gesteigerten Thätigkeit ungestört lassen, der Gang unserer Erzählung trennt uns von ihm, vielleicht auf längere Zeit, denn wir müssen den Grafen und Hedwig begleiten, welche sich auf dem Wege nach der Hauptstadt des Nordens befinden und bereits einen Theil dieser beschwerlichen Reise zurückgelegt haben. Beschwerlich war die Reise zur damaligen Zeit, ungeachtet des bequemen Wagens und ungeachtet aller vorsorglich mitgenommenen Bedürfnisse. Chausseen gehörten selbst in Preußen noch zu den Seltenheiten, und die großen Fahrstraßen, auf denen sich der Verkehr bewegte, fingen in dieser Jahreszeit an, grundlos zu werden, in welchem Zustande sie so lange blieben, bis der Frost sie erhärtete und der Schnee eine Decke darüber ausbreitete, welche die Bäume der Schlitten glättete, um leicht und rasch darüber hinzufliegen. Dieser für den Verkehr günstige Zeitpunct war jedoch noch nicht eingetreten, und die schwere gräfliche Berline hatte sich nur langsam und mühevoll über Breslau, Posen, Königsberg und Memel nach den Gränzen Rußlands fortbewegen können.

Dessen ungeachtet übte die Reise keinen nachtheiligen Einfluß auf den Grafen aus. Seine Gesundheit ließ wenig zu wünschen übrig, und seine Stimmung war, wenn auch zeitweise mehr als gewöhnlich erregt, im Ganzen vortrefflich. Das Land, durch welches sie fuhren, an sich, mit Ausnahme der Fluß-, namentlich der Weichselniederungen, unfruchtbar und zum großen Theile aus Haiden und Wäldern bestehend, war wenig geeignet, freundliche Eindrücke und heitere Stimmungen hervorzurufen; außerdem lastete auf ihm der Druck der Zeit, und die Wunden, welche die eiserne Faust des Eroberers geschlagen, lagen noch überall offen, unverbunden und eiternd zu. Tage. Die Festungen befanden sich in den Händen der Franzosen, und die Lage Preußens war gerade damals eine solche, daß Niemand wußte und sagen konnte, ob der kommende Morgen nicht ein Decret von der Seine bringen würde, nach welchem das Königreich Preußen aufhören solle, zu sein.

Ein trüber Himmel lag über den einförmigen Gegenden, durch welche sie fuhren, dazu waren die Menschen ernst, verschlossen und schweigsam, nur die Unbedeutendheit und die Gesinnungslosigkeit machte sich in widerlicher Geschwätzigkeit breit, denn sie findet in solchen Zeiten immer den besten Boden, um ihre wuchernden Triebe emporschießen zu lassen. Die kurze Periode der Stein'schen Verwaltung, die Wiedergeburt des zertretenen Landes hatte bereits ihr Ende erreicht. Der Gewaltige erkannte in diesem Manne einen beachtenswerthen Gegner und erhob ihn zu der Ehre seiner persönlichen

Feindschaft, welche ihn veranlaßte, nachdem er siegreich über Blut und Leichen die Hauptstadt Spaniens abermals erobert und den octroyirten schwachen Bruder-König Joseph seinen in heller Empörung begriffenen Unterthanen wiedergeschenkt hatte, »den, Namens Stein, welcher Unruhen in Deutschland zu erregen sucht«, durch das Decret vom 16. December 1808 zum Feinde Frankreichs und des Rheinbundes zu erklären. – Wohl selten hat der große Kaiser ein wahreres Wort gesprochen! Stein war ein Feind Frankreichs und des Rheinbundes – und ist es so lange geblieben, bis das erstere in seine Gränzen zurückgewiesen war und der Rheinbund, die widerlichste und faulste Frucht deutscher Erbärmlichkeit und Erniedrigung, aufgehört hatte, zu sein.

Stein wurde ein Geächteter und fand eine Zufluchtsstätte in Oesterreich. Seine Schöpfungen für Preußens Wiedergeburt, für seine Verjüngung und zeitgemäßes Fortschreiten kamen zum Stillstehen und wurden von den geschäftigen Händen der Reaction so viel als möglich wieder unschädlich gemacht. – Jetzt sind fast sechszig Jahre seit jener Zeit vergangen – das Joch des eisernen Eroberers ist bereits seit fünfzig Jahren zerbrochen, aber noch immer ist jenen Leuten die Stein'sche Gesetzgebung ein Dorn im Auge, und noch immer blicken sie sehnsuchtsvoll nach der schönen Zeit vor 1806, wo die eximirten Stände in ungefesseltem Dünkel über Volk und König standen. –

Der Graf beschäftigte sich im Ganzen wenig mit der Politik; er haßte die Franzosen, weil sie die unbesiegbare

preußische Armee in einem einzigen Tage nicht nur geschlagen, sondern vernichtet hatten, er haßte sie, wie sie damals alle Bewohner Preußens haßten – aber ein Verständniß für die Forderungen und die Fragen der Zeit lag ihm fern. Stein hielt er für einen Neuerer, der die französischen Revolutions-Ideen in Preußen zur Geltung zu bringen strebe, und wenn er sich auch darüber ärgerte, daß der König durch Napoleon gezwungen worden war, ihn zu entlassen, so hatte er doch im Ganzen nichts dagegen einzuwenden, daß es geschehen sei. Mit der Oberflächlichkeit dieser Gesinnung und mit der Befriedigung, daß man sich auf dem richtigen Wege zur Rückkehr nach der alten, guten Ordnung befinde, fuhr er durch das Land, wenig empfänglich für seine Leiden, und diese selbst der nächsten Veranlassung, den Franzosen, beimessend.

Er unterließ es nicht, in diesem Sinne zuweilen seinen Gefühlen Luft zu machen; die Veranlassung dazu gab jedoch gewöhnlich irgend ein sich auf die Reise beziehender Umstand selbst: die schlechten Wege, die schlechten Wirthshäuser, die langsame Beförderung – das Alles verschuldeten lediglich die Franzosen, denn wären sie nicht plündernd, raubend und mordend in das Land gekommen, so würde es ganz anders sein, er würde besser verpflegt und schneller befördert werden.

Hedwig hörte ihn ruhig an, denn sie vermied es, sich mit ihrem Vater in politische Erörterungen einzulassen, und es genügte ihr, daß sie beide im Hasse gegen die Franzosen übereinstimmten. Am meisten hatte Friedrich

dabei zu leiden, der häufig selbst als die Ursache der fehlenden Bequemlichkeiten behandelt wurde und überall Rath und Abhülfe schaffen sollte, obgleich dies ganz außer seiner Macht lag: Da es aber einmal für den Grafen ein Bedürfniß war, sich mit seinem Leibdiener in derartige nutzlose Zänkereien einzulassen, so nahm dieser das als eine Bestimmung, als einen Theil seines Tagewerkes an und versäumte es niemals, dieser Liebhaberei seines Herrn zu willfahren.

In Königsberg hatte man einige Tage gerastet, denn man bedurfte der Ruhe und Erholung; da die Zeit jedoch drängte und das Wetter immer mißlicher wurde, so fuhr man weiter, überschritt die russische Gränze und kam dadurch zur Erkenntniß, daß es sich in dem Reiche des Czaren, welches noch nicht von den Franzosen geplündert und gebrandschatzt war, doch bei Weitem schlechter reise, als in dem armen und ausgesogenen Preußen. Die Peitsche und namentlich die verbesserte russische Auflage derselben, die Knute fingen an, eine hervorragende Rolle zu spielen, und es blieb nicht zu läugnen, daß, wenn man erst so weit war, sie zur Anwendung bringen zu können, Alles glatt und gut von Statten ging. Die Pferde liefen rascher und die Führer derselben handhabten das Beförderungs-Instrument in der schonungslosesten Weise, weil sie wußten, daß sie sonst in gleicher Art angeregt werden würden. Aber es blieb immer schwierig, bis zu diesem ersehnten Puncte zu gelangen – überall Hindernisse, überall Ausflüchte, bis ein jeder

der Betheiligten zufriedengestellt war. Die ungeheuerliche Habsucht und Bestechlichkeit der russischen Beamten, damals noch in der vollsten, unverschämtesten Blüthe, mußte förmlich erst begriffen und gelernt werden. Manches lag so ganz außerhalb eines deutschen Ideenkreises und trug eine so offene Schamlosigkeit an der Stirn, daß man aus der angeborenen Achtung vor dem Geschöpfe Mensch, wenn es auch in einem schmierigen und übelriechenden Schafpelze da stand, Anstand nahm, es nur zu versuchen. – Indessen man gelangte nach und nach zu der richtigen Erkenntniß, und namentlich Friedrich zeigte sich dabei als der Praktischste von Allen.

Mit einer Miene, welche er nicht gegen einen hungrigen Hund zu Hause aufgesetzt haben würde, warf er den vielen Creaturen, die alle haben wollten und, wie er jetzt wußte, auch erhalten mußten, die möglichst geringen Geldstücke in die offenen, schmutzigen Hände, indem er gleichzeitig dabei seinen Kantschu, den er sich gekauft hatte, bewegte. Dann ging es, und da man nun wußte, wie es allein ging, so ärgerte man sich auch gar nicht mehr über alle diese Niederträchtigkeiten, welchen man ja mehr oder weniger auch bei dem Pöbel, selbst in den ersten Hôtels, auf jeder Reise auch noch jetzt ausgesetzt ist. Nur die Form wird mehr gewahrt – man drückt sich umschreibender, meist in französischer Sprache aus – nennt es *bougis, service* und derartig – sonst ist die Prellerei so ziemlich dieselbe und man betrachtet den Reisenden als einen Schwamm, den man so viel als irgend möglich auspressen muß. In Oesterreich läßt

man sich außer den höchstgeschraubtesten Preisen für Lämmernes und Kälbernes in den Wirthshäusern ersten Ranges noch jedes Stückchen Brod, jedes Körnchen Senf besonders bezahlen, und der eilig sich zu seinem Vortheile verrechnende Oberkellner bleibt mit offener Hand stehen, um noch ein paar kleine Papierlappen in Empfang zu nehmen dafür, daß er sich dieser Bemühung unterzogen; in Italien muß man über den Preis der Wohnung und der Speisen vorher wie mit einem Juden sich in einen Handel einlassen, wenn man sich endlich durch eine Reihe bettelhaften, habenwollenden Gesindels bis zu dem ersehnen Gasthofe durchgeschlagen hat, und selbst in Frankreich, wo jedes, auch das gemeinste und unreinste Ding einen hochklingenden Namen führt, erfordert es der Brauch, nicht nur jedem kurzschößigen Garçon, sondern auch der schön geputzten, vornehm aussehenden Dame de Buffet das übliche Douceur für die unbedeutendste Erfrischung durch einige schmutzige, schwerwiegende kupferne Sous zu verabreichen. Das ist einmal so Landessitte, und der Reisende bringt dieselbe vorher in seinen Ausgabe-Etat. In Rußland dagegen ist er nicht im Stande, eine solche Vorberechnung aufzustellen, weil er dort genöthigt wird, selbst die *Annahme* einer bestimmten Bezahlung noch besonders zu bezahlen. Alle Beamten sind auf solche Prellereien angewiesen und bilden unter sich eine große Räubergesellschaft, die den Raub gemeinschaftlich theilen und sich gegenseitig wieder betrügen.

Das halbe Jahrhundert, welches zwischen heute und der Zeit liegt, in welcher der Graf seine Reise nach der Hauptstadt jenes Landes unternahm, hat Einiges darin besser werden lassen. Der wohlwollende, humane Czar Alexander, sein Bruder, der eiserne Nikolaus, und der jetzige, vom besten Willen beseelte Selbstherrscher aller Reußen sind nach Kräften bemüht gewesen, diesen Krebsschaden zu heilen – aber der Krebs ist eben eine unheilbare Krankheit, bei welcher Brennen und Schneiden nur ein momentanes Stillstehen hervorruft, und – Rußland ist ein großes Land, und der Czar ist weit! –

Man hatte sich jedoch, wie gesagt, auch in diese russische Landessitte gefunden; der Graf betheiligte sich gar nicht mehr an der Abfindung, nachdem er sich einige Male vergeblich und zum Nachtheile seiner Gesundheit abgeärgert hatte, und überließ dieses unangenehme Geschäft seinem Leibdiener, den er ja dazu mitgenommen, um alle Unannehmlichkeiten so viel als möglich von sich fern zu halten. Man wußte es jetzt, daß die Pferde aus irgend einem Grunde nicht vorhanden waren, daß Dieses oder Jenes erst beschafft werden und man deßhalb warten müsse, bis Friedrich in Thätigkeit trat. Dieser verschwendete bei solchen Operationen auch weiter keine unnützen Reden mehr, gab rasch und mit verachtungsvoller Miene, was gegeben werden mußte, bewegte auch wohl dabei seinen Kantschu, den er sich umgehangen – und die gewünschten Pferde waren immer sofort zur Stelle und flogen dann schneller, als man es bei den schlechten Wegen für möglich hielt, davon. Der Graf stieg

selten aus, und wenn er es that, bekümmerte er sich nicht um »die Bande«, welche ihn anstierend und seine Kleider prüfend umstand.

So war man bis zu einer Station zwischen Mitau und Riga gekommen. Die Sonne hatte sich nach längerer Zeit einmal wieder sehen lassen und blickte mit wässerigem Scheine von ihrem niederen Standpuncte aus auf die öde Gegend herab.

Es dauerte dieses Mal ungewöhnlich lange und Friedrich befand sich in einer ihm sonst fremden Aufregung. Er gesticulirte sehr lebhaft, schimpfte und fluchte, aber man schien ihn nicht zu verstehen oder nicht verstehen zu wollen; der Roßhalter zuckte nur immer wieder die Schultern und hielt eine lange Rede in russischer Sprache, die Friedrich wieder nicht verstand. Erst nachdem der Mann einen Rubel dafür erhalten, um sich in deutscher Sprache auszudrücken, die ihm sehr geläufig war, kam man zu einem gegenseitigen Verständniß. Der Graf war indeß ebenfalls sehr ungeduldig geworden und wetterte auch dem herabgelassenen Fenster hinaus, ohne daß seine Philippika auf die Umstehenden den geringsten Eindruck zu machen schien.

Friedrich, rief er endlich im vollsten Zorne, Friedrich, was gibt es denn wieder? Weßhalb kommen die Pferde nicht? Was wollen die Kerle eigentlich?

Der Leibdiener, noch in lebhaftem Gespräche mit dem Posthalter begriffen, brach dieses ab und schritt langsam dem Wagen zu; sein Gesicht zeigte eine mehr als gewöhnliche Röthe, welche theils durch die scharfe Luft,

theils durch die aufregende Unterhaltung hervorgerufen war.

Es geht dieses Mal nicht, sagte er mit einem resignirten Tone, da er wußte, daß jetzt der Zorn seines Herrn sich über ihn entladen würde – der Herr Graf müssen aussteigen und einige Stunden warten.

Aussteigen? rief dieser; wie kann Er mir zumuthen, auszusteigen und in diese Spelunke zu gehen – ich werde aussteigen, wenn es mir beliebt, versteht Er mich!

Wenn der Herr Graf die ganze Zeit im Wagen sitzen bleiben wollen – meinetwegen – ich dachte nur ....

Was hat Er zu denken? Und von welcher ganzen Zeit fabelt Er?

Es sind jetzt keine Pferde zu haben – die da sind, können wir nicht kriegen – sie geben sie einmal nicht – es hilft nichts, wenn wir sie auch vierfach bezahlen.

Sie geben sie nicht? Weßhalb geben sie sie nicht? Das wollen wir doch einmal sehen!

Dort halten drei Wagen, erwiederte Friedrich, indem er mit seinem Kantschu nach der anderen Richtung zeigte – die gehören der französischen Gesandtschaft. Die verdammten Franzosen sitzen im Zimmer und frühstücken – die Posten haben kaiserliche Ordre, sie sofort zu befördern, und wenn sie diese Ordre nicht befolgen, sagt der Kerl, würden sie nach Sibirien geschickt – kurz, sie geben sie nicht. Es stehen zwölf Pferde im Stalle, aber die brauchen alle die Franzosen, und wir müssen warten,

bis andere zurückkommen, was in einer Stunde geschehen soll – indeß man kennt das – wir werden wohl bis zum Abend warten müssen.

Da soll ja das Donnerwetter drein schlagen! brach der Graf los – französische Gesandtschaft? Was kümmert mich die französische Gesandtschaft – mein Geld ist eben so gut als das ihrige, und ich will doch einmal sehen! – Aufgemacht! Wie steht Er da, als ob das Gewitter vor ihm eingeschlagen hätte! Ist sein Bißchen Verstand schon wieder zu Ende?

Ich sagte es ja, daß der Herr Graf aussteigen würden, erwiederte Friedrich mit einem wenig respectvollen Lachen, indem er die Wagenthür öffnete und den Tritt herunterlegte – versuchen es der Herr Graf selbst, es soll mir lieb sein ....

Lieber Vater, unterbrach Hedwig, vor allen Dingen ereifere dich nicht unnöthiger Weise; man kommt mit Ruhe und Gelassenheit jedenfalls eher zum Ziele. Du wirst dich erkälten, fuhr sie fort, als der Graf sich ungestüm seiner vielfachen Umhüllungen entledigte; wenn es wirklich eine Gesandtschaft ist, mag es nun eine französische oder eine andere sein, so wird man sie früher befördern, als uns, das liegt in den Umständen. Das Haus sieht ganz freundlich aus, und wir sind schon sechs Stunden gefahren. Wenn die Gesandtschaft drinnen frühstückt, so laß uns ein Gleiches thun; dabei vergeht die Zeit, und die Pferde kommen vielleicht früher, als wir glauben.

Es paßt sich nicht für dich, sagte der Graf ruhiger, daß du in eine solche Kneipe gehst, wo es schmutzig ist und

nach Branntwein und nach nassen Schafspelzen riecht – das paßt sich nicht. Bleibe sitzen, ich werde allein gehen.

Jedenfalls werde ich aussteigen, sagte Hedwig; die Luft ist klar, die Sonne scheint einmal wieder, ich sehne mich wenigstens, etwas auf und ab zu gehen.

Thue, was du willst, erwiederte der Graf ungehalten; geh' meinetwegen spazieren und genieße den Reiz dieser schönen russischen Natur – ich hoffe, du sollst bald in deinen Betrachtungen gestört werden, denn ich will doch einmal sehen, ob hier wirklich keine Pferde zu haben sein sollen.

Vater und Tochter verließen jetzt den Wagen; der Graf begab sich eiligen Schrittes in das Haus, nachdem er den Posthalter, welcher ihm den Rock küssen wollte, unsanft auf die Seite gestoßen hatte; Hedwig dagegen wanderte langsam auf einem trockenen Fußwege einer nahegelegenen Kiefernwaldung zu.

Zehntes Capitel.

Es war eine große, niedrige Stube, deren Thür sich dem Grafen jetzt öffnete; ein heißer, übelriechender Dunst flog ihm entgegen, so daß er zögernd einige Augenblicke stehen blieb, um dann erst mit einem resignirten Entschlusse einzutreten. Er hatte sich durchaus nicht in seiner Voraussetzung geirrt: in dem überheizten, mit Menschen angefüllten Zimmer war die Luft vorzugsweise mit den Dünsten des Branntweins und übelriechender

Pelze geschwängert, wozu jedoch noch allerlei verschiedene andere Odeurs hinzukamen, deren Zergliederung unmöglich sein würde.

Wo sind die Herren? fuhr der Graf den ihn begleitenden Wirth an; man kann ja hier kaum Jemanden unterscheiden!

In der Nebenstube, gnädigster Herr, in der Nebenstube, welche ich für die Herrschaften eingerichtet habe.

Der Graf war jetzt vor der Thür dieser herrschaftlichen Nebenstube angelangt, wurde jedoch durch einen davor stehenden Bedienten am Eintreten gehindert.

Der Eintritt ist nicht erlaubt, sagte dieser in französischer Sprache, dies ist ein Privat-Cabinet.

Privat-Cabinet? Was kümmert mich das? Melde Er seiner Herrschaft den Grafen von Wallfort.

Ich verstehe kein Deutsch, erwiederte jener ruhig; und der Graf war genöthigt, dem Bedienten, welcher ihn mit sehr nichtachtenden Blicken maß, sein Verlangen in französischer Sprache zu wiederholen.

Auch dann schien dieser noch zweifelhaft, ob er der ihm gewordenen Weisung folgen solle; er ging aber und kehrte bald mit der Antwort zurück: der Herr Graf würde willkommen sein.

Es war ein kleines, aber reinliches und freundliches Zimmer, in welches ihm jetzt der Eintritt gestattet wurde. An dem mit einem feinen Damasttuche bedeckten Tische saßen zwei Männer in eleganten Pelzröcken und schienen sich das Frühstück vortrefflich schmecken zu lassen,

wozu die auf dem Tische befindlichen Speisen und Getränke; auch volle Veranlassung gaben. Eine straßburger Gänseleber-Pastete, ein bourgogner Schinken, verschiedene andere Delicatessen nebst gutem Chateau-Lafitte versetzten die Speisenden in das schöne Frankreich zurück und ließen sie es für den Augenblick vergessen, daß sie sich in dem Privat-Cabinet eines russischen Land-Wirthshauses befanden.

Der jüngere der beiden Reisenden erhob sich von seinem Stuhle beim Eintritt des Grafen, während der ältere den Gruß desselben nur nachlässig und sitzen bleibend erwiederte.

Was verschafft uns die Ehre? fragte dann jener – aber wollen Sie nicht Platz nehmen, setzte er mit französischer Höflichkeit hinzu, vielleicht verschmähen Sie es nicht, sich an unserem bescheidenen Frühstücke zu betheiligen?

Der Graf war durch diese nicht erwartete Zumuthung einigermaßen überrascht und empfand die angenehme Beruhigung, es mit gebildeten und zuvorkommenden Menschen zu thun zu haben.

Ich danke Ihnen, sagte er daher sehr freundlich, in dem er Platz nahm, ich habe bereits in meinem Wagen gefrühstückt, wie ich es zu thun gewohnt bin; aber ich komme, Sie um eine andere Gefälligkeit zu bitten.

Es wird uns sehr angenehm sein, wenn Sie uns in den Stand setzen, Ihnen zu dienen, erwiederte der Jüngere, indem er wieder zu essen fortfuhr.

So eben angekommen, sprach der Graf weiter, versagt man mir die Mittel zur Weiterreise und gibt vor, keine Pferde zu besitzen.

Ach, mein Herr, bemerkte lächelnd der Franzose, indem er sein Glas füllte – Sie verkennen uns, wir sind keine Beamten Sr. Majestät des Czaren, gehören vielmehr zur Gesandtschaft Sr. Majestät des Kaisers Napoleon; die russischen Post-Einrichtungen liegen ganz außerhalb unseres Einflusses.

Das meinte ich auch nicht – aber man sagte mir, es seien zwölf Pferde im Stalle und diese würden sämmtlich von Ihnen in Anspruch genommen – es würde leicht sein, sich mit acht zu begnügen, in welchem Falle ....

Wir bedürfen zwölf Pferde, mein Herr, unterbrach jetzt der ältere Franzose in ziemlich rauhem Tone, und können von dieser Zahl keine entbehren – wir befinden uns im Dienste und müssen eilen. Franz, rief er dem Bedienten zu – abräumen, einpacken, wir wollen abreisen!

Wir bedauern, sagte jetzt der Jüngere in höflichem Tone, Ihrem Wunsche nicht entsprechen zu können – der Dienst des Kaisers zwingt uns, Ihnen diese Gefälligkeit versagen zu müssen. Hoffentlich wird die Verzögerung Ihrer Reise nicht von langer Dauer sein.

Der Graf sah ein, daß es vergeblich sein würde, weitere Worte zu verschwenden, und stand daher auf, um das Zimmer wieder zu verlassen. Die Franzosen hatten sich gleichfalls erhoben.

Der Blick des Jüngeren fiel zufällig durch das kleine Fenster und auf Hedwig, welche langsam auf dem davor

sich hinziehenden Wege auf und ab schritt. Ah, eine Dame! sagte er – und von untadelhafter Schönheit, setzte er leise hinzu.

Meine Tochter, bemerkte der Graf, dessen Augen den Blicken des Franzosen gefolgt waren.

Sie reisen nicht allein? Jene Dame ist Ihr Fräulein Tochter?

Wie ich sagte – aber ich habe die Ehre, mich zu empfehlen, erwiederte der Graf; vielleicht verschafft mir der Zufall das Vergnügen, die heutige flüchtige Bekanntschaft in Petersburg zu erneuern.

Sie reisen ebenfalls nach Petersburg?

Das ist das Ziel meiner Reise.

Und werden sich dort einige Zeit aufhalten?

Wahrscheinlich den Winter über.

Während dieser kurzen Unterredung hatten die Blicke des jüngeren Franzosen unausgesetzt Hedwig beobachtet. – Erlauben Sie noch einen Augenblick, sagte er dann, vielleicht ließe sich doch noch ein Arrangement treffen.

Er sprach dann eine Zeit lang leise mit seinem Gefährten, dessen kalte Miene allmälig einem etwas spöttischen Lächeln Platz machte.

Mein Herr, sagte dann der Jüngere, wir bedürfen zwölf Pferde; acht zu unserem persönlichen Gebrauche und vier für unseren Fourgon, welcher unsere Betten, unsere Küche und alle diejenigen Dinge enthält, die man nicht entbehren kann, aber hier in Rußland nicht vorfindet. Sie werden das aus eigener Erfahrung kennen. Indessen es

gibt Rücksichten, welche uns die Pflicht auferlegen. Diejenigen gegen unsere eigene Person in den Hintergrund treten zu lassen. Es würde unverantwortlich sein, wenn eine junge Dame durch unsere Schuld gezwungen sein so sollte, hier in diesem schlechten Wirthshause sich längere Zeit aufzuhalten. Wir werden daher unseren Gepäckwagen nachkommen lassen und stellen Ihnen die vier Pferde zur Disposition.

Sie sind sehr freundlich, entgegnete der Graf, unschlüssig, ob er jetzt die Pferde annehmen solle – aber es würde Ihnen doch große Unbequemlichkeiten verursachen, die ich nicht fordern darf; ich werde daher warten, bis ....

Betrachten wir diese unbedeutende Sache als abgemacht, unterbrach ihn der höfliche Franzose, sie ist wirklich nicht so viel werth, um darüber noch mehr Worte zu verlieren; ich werde sofort die nöthigen Befehle ertheilen.

Bei diesen Worten verließ er, von dem Grafen gefolgt, das Zimmer, während der Aeltere mit einem spöttischen Lächeln schweigend darin zurückblieb.

Der Befehl, vier Pferde vor den Wagen des Grafen anzuspannen, wurde sofort gegeben, und als dann Hedwig wieder zu ihrem Vater herantrat, sagte der Franzose in höfligem Tone:

Darf ich bitten, mich Ihrer Fräulein Tochter vorzustellen, Herr Graf? Ich bin der Herzog von Villeroi, Attaché der Gesandtschaft Sr. Majestät des Kaisers der Franzosen.

Mein Fräulein, fuhr er dann fort, nachdem diese Förmlichkeit erfüllt war, es gereicht mir zum besonderen Vergnügen, durch einen günstigen Zufall in die Lage versetzt zu sein, Ihnen einen unbedeutenden Dienst leisten zu können.

Hedwig blickte ihren Vater fragend an.

Der Herr Herzog ist so gütig, bemerkte der Graf, auf den der hochklingende Titel seines neuen Bekannten nicht ohne Einfluß geblieben war, der Herr ist so gütig, uns vier Pferde abzutreten, auf welche wir sonst keinen Anspruch haben würden.

Wenn Sie sich aber selbst dadurch berauben, entgegnete Hedwig mit einem kalten Tone, so ....

O, nicht im mindesten, unterbrach er sie, während seine Augen unausgesetzt prüfend auf ihr ruhten, wir werden nur unseren Gepäckwagen eine Zeit lang zurücklassen, das ist Alles!

Das ist aber in diesem Lande sehr viel, mein Herr – ich bitte daher, sich unseretwegen durchaus keiner Gêne zu unterwerfen; denn mir ist es gar nicht unangenehm, eine Zeit lang hier auszuruhen. Die Pferde werden nicht zu lange auf sich warten lassen, und wir können, wenn auch etwas später, doch zur Nacht nach Riga gelangen.

Handeln Sie in dieser Beziehung ganz nach Ihrem Belieben, mein Fräulein, erwiederte der Herzog, ohne daß ihn diese Weigerung irgendwie unangenehm zu berühren schien; es befindet sich in diesem Hause ein keineswegs ganz unfreundliches Zimmer – aber Sie werden die unbedeutende und von der gewöhnlichen Rücksicht gebotene

Gefälligkeit, welche wir beabsichtigen, gewiß nicht damit vergelten, daß Sie dieselbe ausschlagen.

Ich habe sie bereits angenommen, mein Kind, sagte der Graf, und wiederhole, daß ich dem Herrn Herzoge zu großem Danke verpflichtet bin – ich sehe, es ist angespannt, und da Sie ebenfalls wenig Neigung empfinden werden, hier länger zu verweilen, so wollen wir uns Ihnen mit dem Wunsche empfehlen, daß es uns vergönnt sein werde, unsere heutige flüchtige Bekanntschaft in Petersburg zu erneuern.

Sie werden mich dadurch sehr glücklich machen, erwiederte der Herzog, indem er sie an den Wagen begleitete und, ohne daß es Hedwig zu verhindern vermochte, ihr beim Einsteigen behülflich war – also auf Wiedersehen, sagte er dann, sich verbeugend, und recht glückliche Reise!

Des Wagen fuhr ab, und der Herzog blickte ihm mit lächelnder Miene eine kurze Zeit nach. Ein schönes Kind, sprach er dann vor sich hin – aber kalt und ganz anders wie unsere Pariserinnen. – Man muß sich erst an die Art dieser Deutschen gewöhnen, obgleich ich mir diese Art anders gedacht habe.

Die Gesandtschaft Sr. Majestät des Kaisers Napoleon brach nun ebenfalls auf. Die beiden Repräsentanten desselben setzten sich, heiter plaudernd, zusammen in einen Wagen, wie sie überhaupt bisher gefahren waren, und ließen keineswegs den ihnen unentbehrlichen Fourgon, sondern den anderen Wagen zurück, indem sie über das große, von ihnen gebrachte Opfer lachten und scherzten.

Schon auf der nächsten Station überholten sie den Grafen, und der Herzog fand die erwünschte Gelegenheit, sehr angelegentlich zu grüßen, obgleich er zu seinem Aerger erkennen mußte, daß sein Gruß nur von dem Grafen, nicht aber von Hedwig, die sich in den Wagen zurücklegte, erwiedert wurde.

Ich habe mir gleich gedacht, daß diese Franzosen nicht ohne ihre Bagage reisen würden, bemerkte der Graf; das Opfer, welches sie uns gebracht haben, ist nicht weit her.

Wir hätten es überhaupt nicht annehmen sollen, erwiederte Hedwig; der Mensch that bei allem dem doch, als ob er uns eine überaus große Gefälligkeit erwiesen.

Abends langten sie in Riga an. Als sie, nachdem sie durch die Wälle der Festung gefahren waren, an das innere Thor kamen und dort nach Namen, Stand und Paß gefragt wurden, denn die Fremden-Polizei wurde zu jener Zeit sehr peinlich ausgeübt, meldete sich bei dem Grafen ein Mann als Beamter des Fürsten von Boridow. Er benachrichtigte den Grafen, daß der Fürst, sein Herr, die nöthigen Zimmer für den Herrn Grafen habe in Bereitschaft setzen lassen, indem er zugleich einen Brief übergab.

Der Graf nahm den letzteren in Empfang und befahl Friedrich, dem Beamten des Fürsten zu folgen. Dieser geleitete den Wagen zu dem ersten Gasthofe der Stadt, in welchem die besten Zimmer für den Grafen schon mehre Tage lang in Beschlag genommen gewesen und jetzt, angenehm erwärmt und hell erleuchtet, die ermüdeten Reisenden aufnahmen. Der Graf konnte ein behagliches

Gefühl nicht unterdrücken, als ihn Friedrich seiner Hüllen entledigte und er seine Augen durch die wohnlichen Zimmer schweifen ließ.

Nun, hier ist es doch seit langer Zeit einmal wieder menschlich, sagte er – ach, es thut meinen alten Gliedern wohl, auf einem guten und weichen Sopha sich auszustrecken – aber zuerst will ich den Brief meines Vetters, des Fürsten, lesen.

Der Inhalt war folgender:

»Ihren Brief aus Königsberg, verehrter Herr Vetter, habe ich so eben empfangen und daraus mit Befriedigung ersehen, daß Sie und Ihre Tochter die Reise zu mir nicht nur antreten wollen, sondern wirklich angetreten haben. Es ist in allen Dingen gut, Gewißheit zu er halten. So viel als möglich habe ich dafür Sorge getragen, daß Sie sowohl in Riga, wo jetzt viel militärischer Trouble sein wird, als auf dem Wege hieher diejenigen Bequemlichkeiten finden, welche zu beschaffen in den Verhältnissen liegt. Ich sende Ihnen einen meiner gewandtesten Leibeigenen, Petrowitsch, welcher Sie begleiten und für Alles sorgen wird. Er spricht drei Sprachen und ist ein zuverlässiger Mensch. – Ich würde Ihnen rathen, einige Tage in Riga auszuruhen, denn da Sie jetzt sicher kommen, so hat die Sache keine so große Eile mehr. Die Pferde bis hieher sind für Sie bestellt; vielleicht bekommen wir in diesen Tagen Schnee, in welchem Falle Ihre Reise weit angenehmer und rascher von Statten gehen könnte, als es bei diesen aufgeweichten Wegen möglich ist. Petrowitsch wird dann für gute und geschlossene Schlitten sorgen.

Ich freue mich sehr, Sie und namentlich Ihre Tochter kennen zu lernen; aber es ist nicht nöthig, daß Sie deßhalb die Reise mit überflüssigen Beschwerden verbinden. Wie gesagt, ruhen Sie sich auch und lassen Sie einen Courier abgehen, wenn Sie selbst von Riga abreisen. Im Uebrigen habe ich die Ehre, zu sein

Ihr ergebenster Vetter *Fürst von Boridow*. «

Sehr aufmerksam, bemerkte der Graf, indem er Hedwig den Brief hinreichte, welche ihn flüchtig las – sehr aufmerksam der Vetter fängt an, in meiner Achtung zu steigen, und ich finde überhaupt, daß die Reise, obgleich sie ihre vielfachen Beschwerden und ihren unaufhörlichen Aerger hat, doch nicht ohne Interesse ist.

Die gute Stimmung des Grafen wurde durch das jetzt sich entwickelnde Abendessen, Thee nach russischer Weise, dann mehre sehr gut zubereitete Speisen und vortreffliche Weine, noch mehr erhöht. Man hatte gar nicht nöthig gehabt, irgend etwas zu bestellen; es kam und man servirte es, wie in einem Privathause, unter der schweigenden Aufsicht des fürstlichen Leibeigenen, dessen unmerklichstem Augenwinke eben so schweigend Folge geleistet wurde.

Man muß anerkennen, daß diese Kerle sämmtlich vorzüglich dressirt sind, fuhr der Graf fort, nachdem das Dessert aufgetragen und die Dienerschaft nebst Petrowitsch das Zimmer verlassen hatten; es wäre ganz unmöglich, unser rohes Volk so weit zu bilden. Was meinst du, wollen wir ein paar Tage hier bleiben, ich sehe keinen Grund, es nicht zu thun?

Handle ganz nach deinem Belieben, lieber Vater, erwiederte Hedwig; es scheint mir ebenfalls gut zu sein, daß du dich etwas ausruhst und ganz erholst, ehe wir weiter reisen, da wir ja keine Eile mehr haben. Vielleicht gibt es auch Schnee, setzte sie etwas lebhafter hinzu, und wir könnten Schlitten fahren – es muß einen großen Genuß gewähren, so rasch über die glatte Fläche hinzufliegen.

Ah, du wirst dieses Vergnügen noch genug genießen, erwiederte der Graf mit einem ängstlichen Athemzuge – rasch mag es gehen, das will ich zugeben, aber ziehen wird es jedenfalls in diesem dünnen Kasten, und man kann sich sehr leicht erkälten.

Wir besitzen ja einen Ueberfluß von Pelzen, lächelte Hedwig, aber ich glaube, das Wetter wird leider noch längere Zeit so mild und trüb bleiben, wie es in der letzten Zeit gewesen ist.

Meinst du? entgegnete der Graf – nun, so wollen wir in Gottes Namen einige Tage hier bleiben und uns ausruhen – ich trenne mich ungern von meinem Wagen, in dem es behaglich und warm ist, wenn es auch etwas langsamer damit geht.

Am anderen Tage war schönes und kälteres Wetter. Die Reisenden hatten länger als sonst geschlafen, mit Comfort gefrühstückt und beschlossen dann, sich die Stadt und den Hafen anzusehen.

Als sie hinaustraten auf den großen, belebten und von der Sonne beschienenen Platz, an welchem das Gasthaus lag, erblickten sie zuerst den Wagen der französischen

Gesandtschaft, vor welchen man so eben andere Pferde zu spannen beschäftigt war. Der Graf, in der Absicht, seine Bekannten von gestern zu begrüßen, eine Absicht, welche Hedwig keineswegs theilte, erfuhr jedoch, daß die Herren selbst bereits gestern Abend weiter gereis't seien und dies nur der zurückgebliebene, so eben erst angekommene Wagen sei.

Wir haben wirklich alle Ursache, jenen Franzosen verpflichtet zu sein, bemerkte der Graf, indem er mit seiner Tochter und von Petrowitsch gefolgt weiter ging, denn wir würden, statt gestern Abend, ebenfalls erst jetzt angekommen sein und hätten vielleicht in jener Spelunke übernachten müssen.

Riga war zu jener Zeit ungewöhnlich belebt und mit Truppen überfüllt. Es kamen täglich neue Zuzüge, welche nach dem Süden dirigirt wurden, so daß nicht nur die Stadt, sondern auch die Umgegend von Soldaten aller Waffengattungen wimmelte. Es machte dies auf den Grafen und vorzugsweise auf Hedwig einen erhebenden und freudigen Eindruck, hervorgerufen durch den Gedanken, daß alle diese so stattlich aussehenden und gerüsteten Krieger bestimmt sein könnten, den Entscheidungskampf mit dem gehaßten Eroberer zu kämpfen. Noch war zwar die Entscheidung nicht gefallen, noch sprach und schrieb man über die Erhaltung des Friedens als von einem allgemeinen Wunsche, als von einer Nothwendigkeit – aber es lag etwas in der Luft, was diese Annahmen Lügen strafte. Auf ihrem Wege durch Polen und Preußen waren sie französischen Truppen begegnet, die nach Osten und

Norden zogen; hier sahen sie russische in großer Anhäufung, welche die entgegengesetzte Richtung einschlugen. Man rüstete beiderseitig, das unterlag keinem Zweifel; die Wolken zogen sich wie bei einem sich bildenden Gewitter zusammen, um sich immer mehr zu verdichten und in drohende, dunkle Massen zu verschmelzen.

Unter dem russischen Volke begann bereits jene nationale Erbitterung aufzuflammen, welche, von oben herab und mehr noch durch die Geistlichkeit geschürt, zum fürchterlichen, zuerst Moskau, dann aber auch das ganze, stolze Heer des Eroberers verschlingenden, gräßlichen Brande emporloderte.

Eine zur Leidenschaft aufgehetzte, bis dahin in Stumpfheit und Sclaverei gehaltene Volksmasse wird zu wüthenden Thieren, wie die Russen es wurden, als sie die erfrorenen, verhungerten Franzosen nackt auszogen, am Feuer brieten und Weiber ihnen die Köpfe abschnitten, um damit Kegel zu spielen. Alles dies und tausend Mal mehr, hunderttausend Mal, milionen Mal mehr für den Ehrgeiz eines Einzigen, dessen unersättlicher Ländergier das auch allen Staaten Europa's zubereitete Ragout den Hunger nicht mehr zu stillen vermochte. Noch mußten Millionen auf den Schlachtfeldern in der Blüthe der Kraft und des Daseins dahinsterben, noch Millionen Mütter um die erschlagenen Söhne weinen und jammern, ehe der Gewaltige, gleich Prometheus, auf dem Felsen von St. Helena angeschmiedet wurde, um dort zu sterben!

Die kommenden Ereignisse deckt zum unendlichen Glücke der armen Menschen ein undurchdringlicher

Schleier, und jede Berechnung, selbst der nächsten Zukunft, ist nichts als ein Spiel mit Seifenblasen, welche in dem nächsten Luftzuge zerplatzen; aber dennoch kann Niemand es sich versagen, den Schleier des Bildes von Saïs heben zu wollen, und die Gegenwart mischt immer die Farben für das Gemälde der Zukunft, welches wir entwerfen.

So geschah es auch mit Hedwig. Die stattlichen Kriegerschaaren, welche so gerüstet und entschlossen da standen und sich rasch nach dem Willen eines Einzigen bewegten, erweckten in ihr das Gefühl der Siegeshoffnung; denn sie kannte nicht das gräßliche Spiel der Schlacht, zu welchem diese Auserwählten mit allem Aufwande militärischer Anregung hinausgesandt werden, um sich gegenseitig zu morden und zu vernichten – sie hatte die französischen Krieger noch nie am Abende nach einer Schlacht, am wenigsten nach einer verlorenen Schlacht gesehen, wo die Hälfte todt oder gräßlich verstümmelt, unverbunden und sterbend da liegt, während die andere entmuthigt, verzweifelnd und mit dem schmerzlichen Bewußtsein, daß alles Blut, alle Anstrengung vergeblich gewesen, vielleicht nur darum, weil des Schlachtenlenkers Geist weniger ausgerüstet war, als derjenige des feindlichen, dem blutgedüngten Schlachtfelde den Rücken zuwenden und zu dem Unglücke auch noch den Hohn und die Schande sich zugesellen lassen muß! – Das konnte sie nicht und daran dachte sie nicht; sie freute sich der gegen den Gehaßten sich entwickelnden Macht und vertraute ihrer Stärke.

Als sie dann längs der Düna dem Hafen zugingen, der noch nicht durch das Eis gesperrt war, erstaunten sie über die Menge der darin befindlichen Schiffe und den ungemein regen Verkehr. Wehte auch nicht die englische Flagge von den Masten, es waren doch fast alles englische Schiffe, und es unterlag keinem Zweifel, daß Rußland die Continental-Sperre, diese letzte Ausgeburt wahnsinniger Ueberhebung und zügelloser unpolitischer Rachgier gegen das gehaßte England, in Wirklichkeit längst nicht mehr befolgte.

Haufen von Matrosen verkehrten in englischer Sprache, und die Waaren, welche in großen Massen aus den Schiffen geladen wurden, bewiesen, wenn es noch eines Beweises bedurft hätte, daß der Czar, der Bevormundung seines Freundes vom Niemen überdrüssig, auf eigenen Füßen stehen und nach eigener Entschließung handeln wolle.

Es sieht sehr kriegerisch hier aus, sagte der Graf, als sie zurückgingen – sehr kriegerisch; man gibt sich gar nicht einmal mehr die Mühe, den bevorstehenden Bruch mit Frankreich zu bemänteln.

Freuen wir uns darüber, erwiederte Hedwig mit leuchtenden Augen; hätten wir nicht stets bemänteln wollen und uns schließlich so sehr unglücklich bemänteln lassen, es sähe anders in Preußen aus, als jetzt. Hier weht doch wieder eine Luft, die sich athmen läßt, nicht jene traurige, düstere Atmosphäre, durch welche nie ein Sonnenstrahl von oben fällt.

Eilftes Capitel.

Es blieb den Reisenden hinlänglich Zeit, Riga und das damals dort herrschende lebendige und kriegerische Treiben, wenn auch nur vom Fenster aus, zu betrachten, denn es begann in der folgenden Nacht zu schneien, das Wetter wurde stürmisch, und Petrowitsch erklärte, daß die Fortsetzung der Reise unter diesen Umständen sehr beschwerlich, selbst gefährlich und unausführbar sein würde. Man mußte daher warten bis zur Schlittenbahn, die nach dem Urtheile des sachverständigen Leibeigenen und anderer zu Rathe gezogenen Personen wahrscheinlich in einigen Tagen hergestellt sein würde.

Wir holen dann die verlorene Zeit wieder ein, bemerkte Petrowitsch, der gnädige Herr werden um so rascher und angenehmer fahren.

Der gnädige Herr empfand aber eine große Abneigung gegen diese Art der Beförderung, da er an sein noch immer hin und wieder auftauchendes Reißen und an eine unvermeidliche Erkältung dachte. Es half jedoch nichts; man mußte sich in die Umstände fügen, welche im menschlichen Leben, besonders aber, wenn man sich auf Reisen begiebt, immer mehr oder weniger eine gebietende Macht ausüben. Hedwig freute sich dagegen sehr auf die Schlittenfahrt und konnte die Zeit kaum erwarten, bis sie beginnen würde.

Sie wurde in ihren Erwartungen auch keineswegs getäuscht, denn das Reisen im leicht und pfeilschnell dahinsausenden Schlitten ist in Rußland das eigentliche Reisen, so wie Rußland, wenigstens das nördliche, erst im Winter das eigentliche Rußland ist. Am vierten Tage erklärte Petrowitsch, es sei hinlänglich Bahn und man könne abreisen. Das Wetter hatte sich, nachdem es zwei Tage unausgesetzt geschneit, wieder aufgeklart, am Himmel kämpften zwar noch einige tiefziehende graue Wolken mit der Sonne, aber der Wind hatte sich gelegt, die Luft war ruhig und die Kälte betrug nur wenige Grade. Besser konnte man es in Rußland gar nicht treffen. Drei Schlitten, ein verdeckter und zwei offene warteten auf die Reisenden; jeder war mit drei Pferden bespannt, von denen das mittelste in der Gabel ging. Der Graf, nach dem er sich an diesem verhängnißvollen Morgen noch sorgfältiger, als es sonst geschah, von Friedrich hatte einwickeln lassen, nahm in dem verdeckten Schlitten Platz, Hedwig dagegen erlangte endlich die Erlaubniß, sich eines offenen bedienen zu dürfen, ein Verlangen, welches der Graf zuerst widerwillig erfüllte, dem er dann aber nachgab, nachdem er sich überzeugt hatte, daß er mit seinem großen Pelze und noch größerem Fußsacke in dem engen Schlitten zu Zweien sehr unbequem sitzen würde.

Petrowitsch setzte sich hinten auf den Schlitten der Gräfin und war nicht zu bewegen, diesen unbequemen Platz zu verlassen. Friedrich und das Kammermädchen fuhren in dem dritten. Der Reisewagen des Grafen sollte ebenfalls auf einem Schlitten nachkommen.

Und so ging es denn fort, fort in sausendem Galop von dem erstenAugenblicke an, wo die Pferde ansprangen. Es war eine Lust, ein Hochgenuß für Hedwig – anders zwar, aber doch ähnlich, als ob sie auf dem Rücken ihres Pferdes säße und seine Kraft und Gewandtheit auf die Probe stellte, wie sie oft gethan – auch in Gemeinschaft mit der Lissa Hora. Und dazu diese russischen Postillone, die Jämtschschicks, wie man sie nannte! Sie empfand eine ordentliche Hochachtung, eine Zuneigung für diese Rosselenker. Nur dürftig gekleidet, standen sie, die Zügel hoch haltend, auf der Gabel des Schlittens, in steter Unterhaltung mit ihren Pferden, mit dem Schlitten, kurz, mit allem Lebendigen und Todten, anregend, beruhigend, tobend und tadelnd, als ob sie mit gleichberechtigten Wesen sprächen. Für jedes nahm die Stimme einen besonderen Ton an, und die Peitsche diente nur dazu, um sie zuweilen, in besonders lebhaften Momenten, in der Luft zu schwingen oder einem nicht sogleich folgsamen Pferde zu zeigen, welches diese Warnung immer verstand und das nur von dem Jämtschschick bemerkte Versehen dann sofort wieder gutmachte.

So ging es fort, immer in gleichmäßiger, rasender Geschwindigkeit durch Schnee, beschneite, von dunkeln Föhren- und Fichtenwäldern unterbrochene endlose Ebenen, bis sie die Universitätsstadt Dorpat[1] erreichten, wo man abermals einen halben Tag rastete und sich nach Deutschland zurückversetzt glaubte, weil die dortigen

[1] Heute Tartu, Estland.

Studenten sich sowohl in Sprache als Sitten nicht von den deutschen unterschieden. Nachdem man dann in Narwa übernachtet hatte, jener Stadt, bei welcher Peter der Große seinen ersten Unterricht in der Kriegskunst von Karl dem Zwölften erhielt, um ihm später bei Pultawa die erworbenen Kenntnisse reichlich und thatsächlich zurückzuzahlen – gelangte man gegen Abend des folgenden Tages in die Nähe der russischen Metropole.

Der Anblick der jetzt in den letzten Strahlen der untergehenden Sonne auftauchenden glänzenden, vergoldeten Kuppeln, der langgezogenen dunkeln Linien der Paläste und Häuser machte auf Hedwig, wie wohl auf jeden Reisenden, einen überraschenden, aber keinen erhebenden Eindruck. Man fragt sich, weßhalb hier im tiefen, unwirthbaren Norden, in der sumpfigsten, ungesundesten und ödesten Gegend, alle diese starre, mehr durch ihre Größe als durch ihre Schönheit imponirende Pracht aufgehäuft sei. Man staunt und bewundert den zähen und entschlossenen Willen eines jener Gewaltigen, welcher Millionen zu seinen Zwecken verwendet, Millionen Rubel und Menschen, und die Bewunderung und das Staunen macht einem peinlichen und melancholischen Gefühle Platz, wenn man erfährt, daß Tausende, welche der Wille des Czaren hieher befohlen, ihr Leben eingebüßt, um in dieser ungesunden und morastigen Gegend, wo vor zweihundert Jahren nur ein paar elende Fischerhütten standen, wo während eines halben Jahres der Boden mit Schnee bedeckt ist und die Kälte bis auf dreißig Grade steigt, während im Sommer eine

glühende Hitze herrscht, eine der schönsten Städte der Welt sich erheben zu lassen. All jene Tausende sind längst in jenem Boden verwes't, auf dem jetzt Paläste, Kirchen und Denkmäler stehen, nicht Denkmäler für sie, sondern für die Auserwählten der nachfolgenden Geschlechter – aber diese gewaltsame und märchenhafte Schöpfung des großen Reformators des weiten und öden Rußlands – das mächtige Werk der russischen rohen Kraft, vorgeschoben bis hart an die äußerste Gränze europäischer Civilisation, liegt immer noch im steten, verhängnißvollen Kampfe mit den Gewässern des Ladoga-See's und den vom Westwinde heraufgetriebenen Fluthen des Meeres, welche bereit sind, es zu zerstören. Schon sieben Mal hat der Westwind das Meer weit und hoch über die Straßen der Stadt hinwogen lassen, und noch immer liegt es in seiner Macht, sie gänzlich zu vernichten.

Das ist Petersburg, bemerkte in seinem gedämpften und respectvollen Tone Petrowitsch, als die Thürme der Stadt sichtbar wurden, das die Kirche der kasanischen Mutter Gottes, in welcher sich das wunderthätige Bild der Heiligen Mutter Gottes von Kasan befindet; jene Kuppel die Kathedrale der Alexander Newskoi'schen Dreifaltigkeits-Lawra, dies die Isaakskirche – jenes hohe Gebäude der Winterpalast, und dort kommt auch die Statue des Czaren Peter des Großen zum Vorscheine.

Hedwig hörte diese Erläuterungen ihres Begleiters schweigend an, denn, sie wußte selbst nicht, weßhalb, das Alles erweckte bei Ihr eine trübe und melancholische

Empfindung. Sie fuhren jetzt in die Stadt ein, durch breite, lange, von verhältnißmäßig niedrigen und vielen hölzernen Häusern begränzte Straßen und gelangten dann auf den Newskoi-Prospect, eine der schönsten und belebtesten Straßen Petersburgs.

Wir werden bald zur Stelle sein, bemerkte Petrowitsch wieder; der Palast meines Herrn, des Fürsten, liegt unfern des Admiralitäts-Platzes. Das stattliche Gebäude, vor welchem jetzt die Schlitten hielten, nachdem sie das Ende ihrer langen Fahrt erreicht hatten, lag, wie Petrowitsch gemeldet, unfern dieses Platzes, unfern des Sommergartens, also an einer der schönsten Stellen der Stadt.

Damals zierte diesen Platz noch nicht die kolossale, hundertundsechszig Fuß hohe Alexander-Säule, jenes staunenswerthe Denkmal, welches der Czar Nikolaus seinem so plötzlich gestorbenen Bruder errichten ließ; denn der Mann, dessen irdische Gestalt, in Erz nachgebildet, jetzt auf jener hohen, kalten Säule, im Kampfe mit Sturm, Schnee und Sonne, einsam prangt, gehörte damals noch zu den lebenden Menschen, und zwar zu jenen Auserwählten, deren Wille die Geschicke von Millionen Anderer zu bestimmen berufen ist. Das warme, begehrliche Blut pulsirte noch in seinen Adern und hatte nichts, als den eigenen Willen und die zwingenden Verhältnisse, es zu zügeln. Der wohlwollende und zugleich sinnliche Charakter des Czaren neigte zur Heiterkeit und zum Genusse, seine männliche Schönheit, welche das kalte Erz droben auf der hohen Säule in äußeren Umrissen nachgebildet hat, gewann leicht alle Herzen, besonders diejenigen

der Frauen, und der melancholische Zug, welcher häufig seinen Mund umschwebte und seine großen, blauen Augen verschleierte – vielleicht, weil er jene Nacht, in welcher sein Vater ermordet wurde, nicht vergessen und mit den Mördern nicht abrechnen konnte –, machte ihn um so anziehender und interessanter.

Zu jener Stunde stand das Geschick mahnend und trotzend vor den Pforten des Winterpalastes, von dem Beherrscher desselben einen festen Entschluß, ein festes Wollen und ein festes Handeln begehrend – den Krieg mit dem Gewaltigsten der Erde, oder das Sichbeugen unter seine Macht, die Erhaltung der Ehre und der Selbständigkeit seines weiten Reiches, oder das Unterordnen des Ostens unter den Willen des Beherrschers von Europa – von Europa, außer Rußland!

Die Geschichte berichtet uns, daß der Czar den Krieg und die Ehre gewählt hat, wenn auch nach langem Schwanken, und dann auf der eingeschlagenen Bahn durch die Verhältnisse bis zum Aeußersten fortgerissen wurde – sie berichtet uns, daß gerade er es gewesen, der, unbeugsam, nicht gerastet hat, bis seine Heere die stolze Stadt an der Seine erobert hatten und der Gefürchtete zu Boden geworfen war – mag Mancherlei auch dabei mitgewirkt haben: persönliche Eitelkeit und die Einflüsterungen des nach der Vendetta begierigen corsischen Rathgebers – der Czar hat sich nicht beirren lassen durch die Schwäche eines seiner Aliirten, nicht durch mißliche Erfolge; er hat ausgehalten, jetzt und entschieden bis ans Ende, und Deutschland hat volle Veranlassung, zu seiner

Bildsäule auf dem Admiralitäts-Platze in Petersburg mit dankbaren Gefühlen emporzublicken. – Doch wie Peter der Große in Lorzing's volksthümlicher Oper singt: »Und endet das Streben und endet die Pein, so setzt man dem Kaiser ein Denkmal von Stein – ein Denkmal im Herzen, das setzt man ihm nicht« – so geschah es auch mehr oder weniger mit Alexander. Sein in Erz gegossenes Bild blickt jetzt hoch oben von der einsamen Säule herab auf die Stadt, von deren damaligem Leben er den Mittelpunct bildete; aber Die jetzt dort wohnenden Menschen haben andere Interessen, andere Begierden und Wünsche, als an den längst gestorbenen, einst so vergötterten Czaren denken zu können. Du aber, schöne Leserin, wenn Du deutsch empfindest, kannst in Deinem Herzen jenem russischen Selbstherrscher immerhin ein Denkmal aufbauen, denn er hat es um das Land, in welchem Deine Eltern oder Großeltern wohnten und in welchem Du geboren bist, verdient – auch würdest Du, wir zweifeln nicht daran, Dein Herz dem männlich schönen, wohlwollenden, persönlich liebenswürdigen und dabei etwas melancholischen Czaren gewiß zugewendet haben, wenn Du ihn lebend gekannt hättest.

Die Schlitten hielten, wie gesagt, vor dem Palaste des Fürsten, und da Petrowitsch von Riga aus einen Courier hatte abgehen lassen, so war man auf den Empfang vorbereitet. Eine zahlreiche Dienerschaft empfing die Ankommenden, es lagen Teppiche von der Stelle an, wo die Schlitten anfuhren, über die breiten Steinstufen bis zu dem Portale hinauf, und sobald man dies überschritten,

befand man sich in einem behaglich erwärmten und hell erleuchteten Raume, denn in Rußland werden in allen besseren Wohnungen nicht allein die Zimmer, sondern die ganzen Häuser geheizt.

Auf dem Flur empfing sie der Fürst. Es war ein kleiner Mann mit einem scharf markirten, an einen Raubvogel erinnernden Gesichte. In seinen Zügen hatten der Kummer oder die Leidenschaften tiefe Linien gezogen und seine etwas vorstehenden Augen leuchteten mit einem eigenthümlichen Glanze. Den Mund beschattete ein starker, tiefschwarzer Bart, welcher im Vereine mit dem vollen Haupthaare von gleicher Farbe der Vermuthung Raum gab, daß hier die Kunst nachgeholfen habe.

Seine kleine, magere, mit einem eleganten Pelzrocke bekleidete Figur zeigte jene unstäte Beweglichkeit, welche manchen Menschen eigen ist und sie nur in seltenen Momenten zu einer dem Beschauer wohlthuenden Ruhe gelangen läßt.

Ich freue mich unendlich, Sie wohlbehalten hier zu sehen, sagte er, auf den Grafen zuschreitend, indem er ihm die Hand reichte; hoffentlich kommen Sie glücklich an?

Ehe der Graf den Gruß erwiedern und seine Hand aus den vielen Umhüllungen losmachen konnte, hatte der Fürst ihn schon wieder verlassen und war Hedwig entgegen gegangen, welche leichten Schrittes die Stufen heraufeilte und deren Miene zwar eine unverkennbare Neugier, aber zugleich auch das Bestreben kennzeichnete, diese so viel wie möglich nicht sichtbar werden zu lassen.

Meine verehrte Cousine, sagte der Fürst, indem sein scharfer Blick sie rasch von oben bis unten überflog, ich bin unendlich beglückt, Sie hier in meinem Hause begrüßen zu können.

Er ergriff bei diesen Worten ihre Hand, die er küßte; dann reichte er ihr den Arm, und sie die breite Treppe hinaufführend, wandte er sich wieder an den Grafen.

Ich bitte, uns zu folgen, geliebter Herr Vetter – es ist nur noch ein kurzer Weg bis zu Ihren Zimmern, das Schwerste liegt hinter Ihnen; hoffentlich, fuhr er gegen Hedwig gewandt fort, haben Sie die weite Reise ohne Unfall zurückgelegt, der beste Beweis dafür ist Ihr blühendes Aussehen.

Bei einem so freundlichen Empfange denkt man wenig an die Beschwerlichkeiten, welche vorüber sind, bemerkte Hedwig, obgleich es daran namentlich für meinen Vater nicht gefehlt hat.

Sie sind sehr gütig, erwiederte der Fürst mit einem lauernden Blicke; es wird fortan mein Bestreben sein, Sie diese Beschwerlichkeiten ganz vergessen zu machen.

Sie hatten jetzt die breite und bequeme Treppe erstiegen und waren zu dem Corridor des ersten Stockes gelangt.

Dazu ist vor allen Dingen nöthig, daß Sie ausruhen und es sich bequem machen. Ich weiß aus Erfahrung, wie unangenehm es ist, wenn man genöthigt wird, unmittelbar nach der Ankunft von einer langen Fahrt sich irgend eine Gêne aufzulegen. Ihre Zimmer, Herr Vetter, so wie die Ihrigen, meine schöne Cousine, sind bereit, und ich

hoffe, daß Sie nichts darin vermissen werden. Es würde mich sehr beglücken, wenn die Ermüdung der Reise Sie nicht hinderte, später – nach einigen Stunden vielleicht – den Thee und ein frugales Abendessen in meiner Gesellschaft einzunehmen – legen Sie sich aber auch in dieser Beziehung nicht den mindesten Zwang auf, sondern betrachten Sie von diesem Augenblicke an mein Haus als das Ihrige, in welchem Sie ganz nach eigenem Belieben walten und schalten können.

Sie beschämen uns, verehrter Herr Vetter, erwiederte der Graf, bei dem diese etwas überschwängliche Art der Gastfreundschaft ein peinliches Gefühl erregte. Sie beschämen uns; wir sind durchaus nicht ermüdet, und wenn Sie es erlauben, so werden wir uns sehr bald bei Ihnen einfinden, um Ihrer angenehmen Gesellschaft zu genießen, nach welcher wir uns gesehnt haben.

Die Erfüllung meines Wunsches wird lediglich von Ihnen abhangen, erwiederte der Fürst, indem er sich gegen Hedwig verneigte, deren Arm er freigelassen; wir Männer haben in solchen Dingen kein Urtheil.

Meines Vaters Ansichten sind für mich stets maßgebend, sagte Hedwig in ruhigem Tone; außerdem bin ich nicht im mindesten ermüdet.

So werde ich die Ehre haben, Sie zu erwarten, entgegnete der Fürst, sich abermals verbeugend, indem er dem Diener einen Wink gab, die Gäste nach ihren Zimmern zu begleiten.

Der Graf und Hedwig wurden in einen mit aller russischen Pracht überladenen, glänzend erleuchteten Salon geführt, an welchen auf der einen Seite drei Zimmer für den Grafen, auf der anderen drei für Hedwig anstießen. Die Flügelthüren waren geöffnet, und man konnte bis in die letzten Zimmer blicken, in deren jedem ein mit schweren seidenen Vorhängen versehenes Himmelbett stand.

Der Graf blickte eine kurze Zeit hinüber und herüber. Er hatte offenbar so viel Luxus nicht erwartet, obgleich er seine Vorstellungen keineswegs niedrig gestellt; aber er sagte sich auch sofort, daß er durchaus keine Verwunderung kundgeben müsse, verabschiedete die Diener und befahl, Friedrich und das Kammermädchen herauf zu beordern.

Der gnädigste Herr dürfen nur klingeln, bemerkte im unterwürfigen Tone der Leibeigene, die Stuben für Dero Leibdiener und für das Kammerfräulein Dero Fräulein Tochter stoßen unmittelbar an.

Gut, sagte der Graf, so werde ich klingeln. – Reich muß der Vetter sein, fuhr er fort, als er mit Hedwig allein war, indem er sich jetzt prüfend umsah und in die anstoßenden Zimmer ging, und wenn man mir schrieb, er lebe einfach und mache nur geringen Aufwand, so möchte ich wissen, wie diese Russen sich anstellen, *wenn* sie Aufwand machen. – Aber ich finde es viel zu heiß hier – man kann in Allem des Guten zu viel thun.

Das macht, weil du aus der Kälte kommst, Papa, lachte Hedwig, und noch immer so warm angezogen bist.

Habe ich denn schon Zeit gehabt, mich umzukleiden? Wo bleibt der Friedrich, da er doch weiß ....

Wir sollen ja klingeln, unterbrach sie ihn, indem sie die Glocke zog.

Noch während sie die Hand daran hatte, öffnete sich die Thür und ein Diener fragte nach ihren Befehlen.

Mein Bedienter soll kommen, herrschte ihn der Graf an, und das Kammermädchen, das macht ja gewaltig viel Umstände.

Der Diener verschwand, und bald darauf traten die verlangten Personen ein.

Wo bleibst du wieder? herrschte ihn der Graf an. Soll ich vielleicht den ganzen Abend all diese Kleider anbehalten?

Es ist mir befohlen worden, nicht eher hier einzutreten, erwiederte Friedrich störrisch, indem er sich neugierig umsah, bis ich gerufen würde. Draußen lungern immer mehre Kerls in den langen Röcken umher, die nichts zu thun haben, als aufzupassen, ob ....

Künftig kommst du, wenn ich klingele – und nun will ich mich umkleiden – wo sind die Sachen?

Alles sei im Ankleidezimmer, sagte mir einer der Kerls, aber wo dies ist, das weiß ich nicht.

Ich werde es Ihm zeigen, bemerkte der Graf, indem er sich in seine Zimmer begab; mach' Er jetzt die Thür zu – und du, Hedwig, sorge, daß du zur gehörigen Zeit fertig bist.

Hast du schon je auf mich gewartet, Papa? fragte sie lächelnd; ich werde sehr bald bereit sein.

Jemals gewartet? wiederholte er, sich nochmals umwendend; du hast wahrscheinlich ein schlechtes Gedächtniß – als wir von Wallfort abfuhren, mußte ich da nicht ....

Ah, das war ganz etwas Anderes; damals hatte ich noch Geschäfte, setzte sie dann unwillkürlich seufzend hinzu – jetzt aber sollen wir uns ja nur amusiren und uns betrachten lassen.

Sprich nicht solch widersinniges Zeug, sagte der Graf ärgerlich – und nun komme Er, ich kann es in den vielen Röcken hier nicht länger aushalten.

Hedwig zog sich mit ihrem Kammermädchen ebenfalls in ihre Zimmer zurück und erschien bald darauf in einem dunkeln Seidenkleide ohne jeden weiteren Schmuck. Den schlanken Hals rahmte ein einfacher weißer Kragen ein, den vorn eine eben so einfache Broche zusammenhielt. Ihr reiches, lichtbraunes Haar war gescheitelt und hinten in einen griechischen Knoten geschürzt, der die edle Form ihres Kopfes in seiner ganzen classischen Schönheit her vortreten ließ. Sie liebte es überhaupt nicht, Schmucksachen, Ringe, Armbänder, Halsbänder oder dergleichen zu tragen; heute schien es aber, als ob sie absichtlich auch das kleinste Stück solcher Spielereien anzulegen unterlassen habe.

In der Nebenstube, deren Thür geschlossen war, hörte sie ihren Vater mit Friedrich lebhaft verkehren und zog daraus den Schluß, daß sie wohl noch eine Zeit lang werde auf ihn warten müssen; auch die Thür zu ihren Zimmern hatte sie hinter sich zugemacht, weil das Mädchen

mit dem Auspacken der Sachen beschäftigt war, und so stand sie denn einsam in dem luxuriösen Salon, welchen ein Kronleuchter und außerdem einige Wandleuchter mit vielen Wachskerzen taghell erleuchteten.

Es kam ihr dies Alles vor wie ein Traum. Sie mußte ihre Gedanken fast gewaltsam zu der Ueberzeugung zwingen, daß sie sich jetzt wirklich in Petersburg befinde, so weit, weit von der Heimath, hoch oben im Norden Europa's, an einer Stelle der Erde, die sie in der letzten Zeit so oft auf der Karte betrachtet hatte wie einen unerreichbaren, nebelhaften Punct.

Und doch war sie jetzt hier. Die Bilder ihrer Phantasie hatten sich zum Theil verwirklicht, zum Theil waren sie hinter ihren Erwartungen weit zurückgeblieben, in manchen Dingen hatten sie dieselben auch übertroffen. Es war ähnlich, wie sie es sich gedacht, wie sie es aus Beschreibungen und Erzählungen erfahren, aber doch wieder ganz, ganz anders. Sie machte hierin eine Erfahrung, welcher jeder Reisende unterworfen ist, nicht nur der Reisende über einige Strecken der kleinen Erde, sondern alle die vielen Reisenden, für welche diese Erde das Fahrzeug ist, auf welcher sie der unbekannten Ewigkeit und Unendlichkeit zusteuern.

Es ist immer Alles anders, als wir es uns gedacht haben, und unsere Phantasie, an die Bilder der durch die Sinne empfangenen äußeren Erscheinungen gefesselt, vermag sich nur Vorstellungen zu machen von demjenigen, was wir gesehen, gehört und empfunden haben,

deßhalb auch niemals von der Seligkeit nach dem Aufhören des irdischen Lebens, von dem Himmel und seinen Freuden, welche wir thörichter Weise uns immer, aber vergeblich bemühen, mit den vergänglichen Genüssen der Erde zu bevölkern.

Zwölftes Capitel.

Nachdem Hedwig in solche und ähnliche Betrachtungen versunken eine Zeit lang da gestanden hatte, Gedanken, zu denen die äußeren veränderten Verhältnisse Veranlassung gegeben, zu denen sie aber auch vermöge eines ernsten Zuges ihres Charakters neigte, trat ihr Vater wieder in das Zimmer. Seine äußere Erscheinung unterschied sich jetzt nach langer Zeit zum ersten Male in keiner Weise von derjenigen in Wallfort. Er trug nur den unerläßlichen blauen Frack mit gelben Metallknöpfen und die hohe, weiße Halsbinde, ohne weitere Ueberkleider, welche er auf der Reise niemals abgelegt hatte. Der ihm von Friedrich gereichte Ueberzieher war mit der Bemerkung zurückgewiesen worden, das sei hier im Hause nicht nöthig, da die zweckmäßige Einrichtung bestehe, sämmtliche Corridors gleichmäßig zu erwärmen, so daß man sich durchaus nicht erkälten könne – eine Einrichtung, die er in Wallfort gleichfalls einführen werde, sobald sie zurückgekehrt sein würden.

Man kann überall etwas lernen, fügte er dann belehrend hinzu, auch von diesen Russen – das merke dir, der

du dich immer in deiner Beschränktheit für den Mittelpunct der Wahrheit hältt – und nun packe Alles zusammen oder vielmehr aus, denn jetzt haben wir Gott sei Dank für längere Zeit Ruhe.

Auf Friedrich machte diese Belehrung, wie immer, nicht den mindesten Eindruck; er schwieg jedoch, weil er vor allen Dingen die Entfernung seines Herrn wünschte, um auch seinerseits von den Beschwerden der Reise ausruhen zu können.

Wir könnten gehen, sagte der Graf zu Hedwig, während seine Blicke unwillkürlich in den bis an den Boden reichenden Spiegel fielen, welcher seine Figur in ihrer ganzen Größe wiedergab, wir könnten gehen, setzte er hinzu, die Schleife seines Halstuches verbessernd – der Mensch bleibt ein für alle Mal ein Dummkopf – wie das wieder sitzt!

Komm, Papa, ich werde dir das Tuch nach den Regeln der Kunst binden, lächelte Hedwig, so etwas verstehen Männer gar nicht, du solltest das stets mir überlassen.

Ach, da müßt' ich viel überflüssige Zeit haben, sagte er, den Kopf steif in die Höhe haltend, so viel Zeit, um auf deine jedesmaligen Launen warten zu können.

So ist es gut, bemerkte sie, es sitzt Alles vortrefflich; nur siehst du nach meiner Ansicht viel zu elegant aus für das erste Debut bei dem russischen Vetter.

Laß jetzt diese thörichten Reden – ich bin in meinem gewohnten Anzuge, in welchem ich mich fortan wieder immer befinden werde, weil ich nicht mehr nöthig habe, mich vor Erkältung zu fürchten.

So gehen wir denn, sagte sie, obgleich ich nicht weiß, wohin.

Das wird sich finden, man wird uns den Weg schon zeigen.

Auf dem Corridor befanden sich mehre ganz gleichmäßig gekleidete Bedienten, von denen einer sofort den Gästen vorausschritt und sie nach der anderen Seite des weitläuftigen Gebäudes führte. Die Flügelthür, welche jetzt mit einer gewissen Ostentation geöffnet wurde, ließ den Grafen und seine Tochter in einen Salon eintreten, ähnlich dem ihrigen.

Der Fürst, welcher mit einer Dame auf dem Sopha saß, erhob sich sogleich und trat ihnen entgegen.

Ah, ich freue mich, Sie so bald wieder zu sehen, sagte er verbindlich, früher, als ich erwartet habe, denn ich hoffte nicht annehmen zu können, daß Sie sich so schnell von den Strapazen der Reise erholt haben würden – es hat hoffentlich an nichts gefehlt?

Ihre Gastfreundschaft, verehrter Vetter, übersteigt bei Weitem unsere kühnsten Erwartungen, sie beschämt mich förmlich ....

Nein, Sie beschämen mich, indem Sie dies sagen, unterbrach ihn der Fürst, und da dies gewiß nicht in unserer beiderseitigen Absicht liegt, so sprechen wir nicht weiter über einen so unbedeutenden und selbstverständlichen Gegenstand. Gestatten Sie mir, Ihnen meine Hausgenossin, die Oberstin Sabowska, vorzustellen. Sie, Frau

Oberst, werde ich nicht nöthig haben, mit meinem Vetter und meiner liebenswürdigen Cousine bekannt zu machen, da Sie dieselben eben so sehnlich erwartet haben, als ich selbst.

Die Dame, welche sich beim Eintritte des Grafen und Hedwig's gleichfalls erhoben hatte, verneigte sich jetzt und sagte dann mit einer sehr freundlichen Miene:

Ich habe Sie im Stillen recht bedauert, besonders Sie, gnädige Gräfin, daß Sie in dieser schlechten Jahreszeit eine so weite und anstrengende Reise unternommen, und freue mich daher um so mehr darüber, daß Sie so wohl und munter angekommen sind.

Die Reise war keineswegs so anstrengend, wie Sie anzunehmen scheinen, beste Hedwig, wenn sie auch etwas lange gedauert hat; aber von Riga aus, nachdem Schlittenbahn eingetreten war, sind wir sehr rasch und angenehm gefahren.

Was wir Ihrer Fürsorge verdanken, Herr Vetter, schaltete der Graf ein.

O, Sie schmeicheln! rief dieser lachend; wenn ich das Wetter machen könnte, würde ich der mächtigste Mann nach dem Czaren sein. Doch ich bitte Platz zu nehmen, fuhr er fort, Hedwig auf das Sopha nöthigend. – Sie haben von Petersburg kaum die allgemeinsten Umrisse gesehen, und es wird mir zum Vergnügen gereichen, Sie mit den Merkwürdigkeiten unserer Hauptstadt, welche an sich selbst die größte Merkwürdigkeit ist, nach und nach näher bekannt zu machen. Ich sage: nach und nach,

da wir nicht nöthig haben werden, uns dabei zu übereilen.

Sie kommen zu einer sehr bewegten Zeit, bemerkte die Oberstin; man hält den Krieg für unvermeidlich, obgleich man den Frieden wünscht, und die Stimmung ist deßhalb eine fieberhaft erregte.

Wir sind unterwegs mit einem Stücke französischer Gesandtschaft zusammengetroffen und haben auch eine Masse von Truppen gesehen, französische, die sich in Polen, und russische, die sich in Riga und der Umgegend zusammenziehen, bemerkte der Graf.

O, erzählen Sie, erzählen Sie, sagte der Fürst, jede Neuigkeit ist uns von großem Interesse, da unsere Zeitungen so viel als nichts enthalten.

Während der Graf dem Verlangen seines Wirthes entsprach und sich in eine längere Darstellung seiner Reise-Erlebnisse einließ, verhielten sich die beiden anderen Personen schweigend. Der Fürst hörte offenbar mit gespannter Aufmerksamkeit zu, und auch die Mienen der Oberstin drückten dieselben Empfindungen aus; es war jedoch unverkennbar, daß sie sich in Gedanken mehr mit Hedwig beschäftigte, als mit den Erzählungen des Grafen. Ihre Blicke flogen dann und wann musternd zu ihr hin und hafteten an ihr so lange, als dies unbeachtet geschehen konnte.

Da wir ebenfalls für die Mittheilungen des Grafen kein weiteres Interesse empfinden, so wollen wir diese Zeit

benutzen, um uns mit der Oberstin näher bekannt zu machen. Sie stand in den Anfängen der Vierzig; man würde sie jedoch ihrer äußeren Erscheinung nach für jünger gehalten haben. Ihre Gestalt war groß, zwar etwas voll, aber doch noch schlank, ihre Formen weich und gerundet, und ihr Gesicht, welches wohl niemals auf classische Schönheit einen Anspruch gehabt hatte, viel mehr dem weichen russisch-slawischen Typus angehörte, hatte noch keineswegs mit der Jugend Abrechnung gehalten. Der Teint war von untadelhafter Weiße, von welcher das Roth der vielleicht etwas zu stark hervortretenden Backen verlockend abstach; die Lippen waren voll und begehrlich und die kohlschwarzen Augen zwar nicht groß, aber schön geschnitten. Ihre Kleidung verband Geschmack mit einer unverkennbaren Neigung zum Putz, denn sie trug auch jetzt ein ziemlich tief ausgeschnittenes Seidenkleid, welches ihren vollen und wohlgebildeten Hals und Nacken unverhüllt ließ, und außerdem eine Menge von Schmucksachen, wie sie diejenigen Frauen lieben, bei denen der Anzug einen Theil ihrer Zeit und ihres Nachdenkens in Anspruch nimmt. Am wenigsten paßten zu der ganzen Erscheinung die Augen. Ohne dieselben würde der Beobachter zu dem Schlusse gekommen sein, eine gutmüthige, vielleicht etwas eitle, vielleicht etwas sinnliche, aber sonst unbedeutende Frau vor sich zu sehen. Dieser Eindruck wurde jedoch durch die dunkelschwarzen, bald feurig blickenden, bald sanft und traurig aussehenden, dabei von einer gewissen Unstätigkeit behafteten Augen wieder aufgehoben.

Auch jetzt, während sie mit lächelnder, freundlicher und aufmerksamer Miene da saß, schweiften diese Augen immer wieder, wenn es unbemerkt geschehen konnte, zu Hedwig hinüber, und es war unverkennbar, daß sie diese, als der Graf endlich seine Erzählung geendet, bis in die kleinsten Einzelheiten beobachtet und daraus im Stillen Schlüsse gezogen hatte.

Ich habe nichts von einem angekommenen neuen französischen Gesandten gehört, sagte der Fürst, nachdem der Graf schwieg; die Herren, welche so freundlich waren, Ihnen einige überflüssige Pferde zu überlassen, müssen jedenfalls nur untergeordnete Persönlichkeiten sein. Der französische Gesandte, Herr de Lauriston, ist, wie ich bestimmt weiß, von den besten Absichten für die Erhaltung des Friedens beseelt, vielleicht mehr, als es Napoleon selbst wünscht – es wird das aber Alles wenig helfen, und selbst, wenn man den Herrn von Nesselrode mit einer besonderen Sendung nach Paris schicken sollte, was ich übrigens bei der Jugend dieses Mannes kaum für zweckmäßig erachten könnte, so würde man sich nur ganz nutzlos von Neuem ein Dementi geben. Ich halte den Krieg für unvermeidlich, und wenn ich der Czar wäre, was ich Gott sei Dank nicht bin, so würde ich eher heute als morgen losschlagen.

Für uns würde ein solcher Krieg von den nachtheiligsten Folgen sein, bemerkte der Graf mit einem Seufzer.

Sie meinen für Preußen? – Das kommt darauf an. Wenn Preußen sich ermannen könnte, einen heroischen Entschluß zu fassen, woran allerdings nicht zu denken

ist, wenn es sich fest und für Sein oder Nichtsein mit Rußland verbände, dann wäre jetzt vielleicht gerade der geeignete Zeitpunct, um seine Ketten zu zerbrechen.

Ach, da kennen Sie unsere Zustände nicht! Preußen ist erschöpft, für lange, lange Zeit gänzlich unfähig, einen Krieg zu führen, am wenigsten mit Napoleon. Das Land ist ausgesogen, verwüstet, verarmt, die Festungen befinden sich theilweise noch immer in den Händen der Franzosen, schon jetzt stehen weit über hunderttausend Mann in Polen, während unsere Armee auf vierzigtausend Mann reducirt ist – wie sollten wir einen Krieg beginnen können, ohne Truppen, ohne Geld und ohne irgend eine Aussicht auf Erfolg?

Mit uns werden Sie siegen, sagte der Fürst stolz.

Das haben wir bereits einmal versucht – und das Ende dieses Versuches bestand in der Abtretung eines preußischen Landestheiles an unseren Verbündeten, an Rußland.

Weil es nicht anders ging, weil das Glück damals gegen uns war – aber vergessen Sie nicht, daß Preußen nur Rußland die günstigen Bedingungen des Zilsiter Friedens zu verdanken hat.

Die günstigen Bedingungen? fragte der Graf.

Verhältnißmäßig, erwiederte der Fürst nicht ohne einige Verlegenheit, denn nur den Bemühungen des Czaren haben Sie es zu verdanken, daß diese Bedingungen geworden, wie sie sind; ohne ihn hätten Sie in Schlesien vielleicht längst aufgehört, preußisch zu sein.

Möglich, bemerkte der Graf, den die nationale Ueberhebung seines Wirthes unangenehm berührte, Gott sei Dank sind wir es aber noch und müssen wünschen, es zu bleiben.

Wenn es mit dem bloßen Wünschen abgemacht wäre, lächelte der Fürst, welcher fühlte, daß er sich vielleicht zu offen ausgesprochen, so sollte Dieser Attila, dieses Raubthier, dieser Napoleon noch heute das Zeitliche segnen, damit wieder Friede und Ruhe wäre auf Erden. Leider bedarf es aber dazu der Thaten, und zu diesen entschlossener Männer – die uns immer noch fehlen. Das Gemüth des Czaren ist zu weich, sein Sinn zu schwankend, zu sehr fremden Einflüssen unterworfen; *meine* Hoffnung ist allein Napoleon; er wird uns zum Kriege *zwingen*, und wenn wir ihn erst *haben*, wenn der Boden des heiligen Rußland von den fremden, gehaßten Eroberern betreten ist, dann werden wir ihn auch *führen* bis ans Ende und bis ans Messer – ich kenne meine Russen!

Aber, fuhr er wieder in einem ruhigeren Tone fort, wir sind unwillkürlich auf das leidige Gebiet der Politik gerathen, welches wenig geeignet ist zu einer Unterhaltung mit Damen; ich bitte vielmals um Entschuldigung, meine verehrte Cousine, Sie müssen einem alten Manne derartige Unarten zu Gute halten.

O, ich habe mich gefreut, Sie so reden zu hören, sagte Hedwig mit aufleuchtenden Blicken, denn wenn Sie auch vielleicht eine irrige Ansicht von meinem armen Vaterlande haben mögen, im Hasse gegen Napoleon stehen

wir Ihnen gewiß nicht nach! Wir sind zerdrückt und zertreten, gebunden an Händen und Füßen; aber wir hoffen auf den Tag der Befreiung, der Vergeltung und der Rache. *Kommen* wird er, mag es immerhin noch eine Zeit lang währen, aber er wird kommen – vielleicht kommt er durch Sie und mit Ihnen – wenn wir auch gefesselt sind und Sie allein kämpfen lassen müssen, *dann* werden wir zu Ihnen stehen!

Der Fürst hatte diese für ein Mädchen etwas lebhafte und außergewöhnliche Antwort mit einer Mischung von Erstaunen und Wohlgefallen angehört und wandte sich dann lächelnd zu dem Grafen.

Sehen Sie, sagte er, daß Rußland und Preußen natürliche Verbündete sind – verlangen Sie noch größere Beweise? Wenn die Frauen bei Ihnen von solchen Gesinnungen beseelt sind, dann können die Männer unmöglich zurückbleiben – doch, setzte er mit einem Winke auf die Oberstin hinzu, wir vergessen darüber ganz, daß unsere Gäste heute eine so weite Reise gemacht haben und es gewiß an der Zeit ist, auch endlich den Anforderungen des Magens zu genügen.

Er bot bei diesen Worten Hedwig den Arm, während der Graf den seinigen der Oberstin reichte, und führte sie ich in ein anstoßendes Zimmer, wo ein luxuriös gedeckter Tisch sie erwartete.

Das Essen ließ eben so wenig zu wünschen übrig, wie die Weine. Der Fürst besaß einen französischen Koch und schien, ungeachtet seiner angeblichen Kränklichkeit, es

sich wohlschmecken zu lassen. Auch die Oberstin verschmähte es nicht, mehr Wein, namentlich Champagner, zu trinken, als dies nach deutschen Begriffen für eine Dame passend erscheint; man befand sich jedoch in Rußland; auch schien der Genuß des Weines auf sie durchaus keinen Eindruck zu machen, denn sie beharrte in ihrer gesuchten und oft überschwänglichen Freundlichkeit, ohne daß irgend eine größere Erregung bei ihr sichtbar geworden wäre.

Dennoch wurde das Gespräch belebter, der Fürst erkundigte sich nach den Zuständen in der Heimath des Grafen und schien sich für den Betrieb der Wirthschaft lebhaft zu interessiren.

Bei uns ist das Alles anders, sagte er dann; wir besitzen Land in Ueberfluß, auch Menschen, aber sie sind faul und träge, man muß sie mit Gewalt zur Arbeit zwingen, und was sie dann schaffen, ist oberflächlich und schlecht. Dazu haben wir keinen Absatz für unsere Producte und fördern daher auch nicht mehr, als wir brauchen – an der Ostsee vielleicht ausgenommen. Kohlen, lachte er – was sollten wir mit Kohlen machen? Wir besitzen Holz in Ueberfluß, es verfault zum großen Theile in unseren Wäldern. Vielleicht wird das Alles mit der Zeit einst anders – aber diese Zeit liegt noch sehr fern. Ich werde nicht den Anfang davon erleben, fuhr er plötzlich ernst werdend und mit einer gewissen Unruhe fort, indem er einen längeren Blick auf die Oberstin warf – beurtheilen Sie mich überhaupt nicht nach dem heutigen Abende, verehrter Herr Vetter. Die Freude, Sie bei mir zu sehen, hat mich

ungewöhnlich erregt – es ist ein alter Fehler von mir, daß ich mich von einer augenblicklichen Stimmung beherrschen und verleiten lasse – denn wie Sie mich sehen, bin ich ein kranker Mann und werde dafür büßen müssen.

Machen Sie sich nicht derartige Gedanken, sagte die Oberstin mit weicher Stimme, indem sie den Fürsten länger als sonst ansah, Ihre Gesundheit hat sich in letzter Zeit sehr gekräftigt und Sie müssen vor Allem solchen Ideen keinen Raum geben.

Ah, das ist leicht gesagt, erwiederte der Fürst, indem er sein Glas, welches er unwillkürlich ergriffen hatte, wieder unberührt hinsetzte – leicht gesagt, aber schwer ausgeführt, und es ist nichts thörichter, als einem Kranken zu rathen: denke nicht an deine Krankheit, dann wirst du gesund sein. Niemand empfindet das Bedürfniß, krank zu sein, und wenn er es dennoch sein muß, so geschieht es immer gegen seinen Wunsch und Willen.

Aber der Wille hat einen großen Einfluß.

Auf den Grafen und Hedwig hatte der plötzliche Uebergang der fürstlichen Stimmung aus der Heiterkeit in eine schwarzsehende Melancholie einen beängstigenden Eindruck gemacht. Er hatte reichlich gegessen und noch mehr getrunken und schien es jetzt, nachdem er gesättigt war, zu bereuen, daß er den Anforderungen seines Appetits entsprochen habe. Die Linien seines Gesichtes, dessen Blässe einer fieberhaften Röthe Platz gemacht hatte, traten schärfer hervor, die kalten und Furchen, welche dasselbe durchzogen, erschienen tiefer, und die Augen, welche jetzt in einem erhöhten Glanze leuchteten, machten

in ihren raschen und unstäten Bewegungen einen peinlichen Eindruck.

Ah, Sie sehen nicht aus wie ein kranker Mann, sagte der Graf mit einem gezwungenen Lächeln, während er ebenfalls daran dachte, daß er ungewöhnlich viel gegessen und getrunken habe und wahrscheinlich eine schlechte Nacht haben werde – ich habe mir Sie, aufrichtig gesprochen, nach Ihren Briefen ganz anders gedacht und freue mich, eines Besseren belehrt zu sein.

Der Fürst blickte den Grafen bei diesen Worten eine kurze Zeit forschend an, während es um seinen Mund eigenthümlich zuckte – haben Sie, sagte er dann plötzlich, wieder zu einer gewaltsamen Fröhlichkeit übergehend – nun, das wird sich ja Alles finden – Alles finden. Heute wollen wir aber die Gegenwart genießen und nicht an die Zukunft denken, denn sie wird dennoch kommen, gerade so, wie sie kommen soll. Wir haben noch gar nicht auf Ihr Willkommen angestoßen, fuhr er mit erhöhter Stimme fort, es ist unverantwortlich! Möge es Ihnen in meinem Hause gefallen und es in allen Stücken Ihren Erwartungen entsprechen – hiermit trinke ich auf Ihr Wohl, Herr Vetter, und auf das Ihrige, meine liebenswürdige Cousine!

Er hatte sich bei diesen Worten erhoben, und die drei anderen Personen folgten seinem Beispiele; man stieß mit den wieder gefüllten Champagner-Gläsern an, welche, wie immer, des Klanges entbehrten; der Fürst leerte

das seinige in einem raschen Zuge und warf es dann gewaltsam gegen die Wand, daß es in tausend Stücke zersprang.

Niemand soll aus diesem Glase mehr trinken! rief er dann – das ist so Sitte bei uns in Rußland!

Bei Hedwig und dem Grafen hatte diese unerwartete Scene einen unangenehmen Eindruck hervorgerufen. Als der Fürst Miene machte, sich wieder zu setzen, blieb sie zögernd stehen.

Sie sind müde, schöne Cousine, sagte dieser – vielleicht habe ich Sie schon viel zu lange von der nöthigen Ruhe abgehalten. Entschuldigen Sie diese Vergeßlichkeit; Ihre angenehme Gesellschaft allein hat mich verhindert, daran zu denken, daß Sie heute schon eine so anstrengende Fahrt gemacht haben.

Er reichte ihr bei diesen Worten wieder den Arm und führte sie in das anstoßende Zimmer zurück, wo man nur so lange verweilte, bis die an sich ganz überflüssigen Befehle ertheilt waren, die Gäste in ihre Zimmer zu geleiten.

Dort angekommen, ging der Graf eine Zeit lang schweigend auf und ab, ohne Miene zu machen, sich auskleiden zu lassen. Hedwig saß gedankenvoll in einem Sessel.

Ich werde eine schlechte Nacht haben, sagte er dann, und komme ganz aus meinen Gewohnheiten – denn ich esse und trinke niemals Abends so viel – ich werde dafür büßen müssen. – Dir scheint das völlig gleichgültig zu

sein, sprach er nach einer kurzen Pause weiter, da Hedwig in ihrem Schweigen verharrte – ich werde mich niemals mit diesen russischen Sitten befreunden können.

Es war eine große Thorheit, daß wir es unternommen haben, sie kennen zu lernen, sagte sie dann – eine große Thorheit.

Du sprichst wieder ohne jede Ueberlegung, fuhr er auf, weßhalb eine Thorheit? Kommt man uns nicht auf das freundlichste entgegen? kann man mehr thun? Es wird ja lediglich von uns abhangen, wie viel wir essen und trinken wollen, und ich werde mich künftig mehr in Acht nehmen ....

Was hältst du von diesem Fürsten, Papa? fragte sie, ohne auf seine Gedankenverbindungen einzugehen.

Von dem Fürsten? Nun, er hat mir ganz wohl gefallen, obgleich ich ihn mir anders gedacht hatte. Er ist ein Russe, das wußten wir ja zum Voraus, äußerlich künstlich polirtes, rohes Metall, an dem einzelne Rostflecken unvermeidlich sind. Ich hätte ihn mir leidender vorgestellt – aber er ist doch tief krank – wirklich krank, man darf ihn nur genau ansehen.

Auf mich macht er einen unangenehmen, fast unheimlichen Eindruck.

Ach – das sind Kindereien.

Und diese Oberstin ist jedenfalls eine schlaue und intriguante Frau.

Eine intriguante Frau? wiederholte er verwundert – so sieht sie wahrlich nicht aus; sie ist die Freundlichkeit und das Wohlwollen selbst.

Meinst du? – ich habe eine andere Ansicht. Und was stellt sie eigentlich hier vor, in welcher Eigenschaft spielt sie die Frau vom Hause?

Ah, was das für kindische Fragen sind – was kümmert uns das, fuhr er lachend fort. In Rußland ist Manches anders, wie bei uns, und bei uns in den Residenzen auch wieder Vieles anders, als auf dem Lande. Das verstehst du nicht. Der Fürst bedarf einer Frau, die seinem Hauswesen vorsteht; die seinige ist todt, deßhalb nimmt er sich dazu eine andere – das ist Alles. Mache dir darüber keine ganz überflüssigen Vorstellungen und sei freundlich und zuvorkommend gegen diese Dame, die mir nicht ohne Einfluß auf den Fürsten zu sein scheint. Doch wir sprechen morgen darüber weiter – ich bin müde und will endlich zu Bette gehen.

Friedrich wurde hereingeklingelt und der Graf ging zur Ruhe, Hedwig aber floh noch lange der Schlaf, denn mancherlei Gedanken hinderten sie, in diesen beruhigenden Zustand zu versinken, nach welchem sich der Mensch gerade dann am meisten sehnt, wenn er der unablässig ihn verfolgenden Gedanken sich zu entschlagen vergeblich bemüht ist.

Dreizehntes Capitel.

Wir wollen den Fürsten, in dessen Gesellschaft wir uns bis jetzt nur eine kurze Zeit befunden haben, etwas näher betrachten, da er sich so ganz unberufener Weise in unsere Geschichte eingedrängt hat, und wählen dazu die Morgenstunde des folgenden Tages; denn wir wissen aus

Erfahrung, daß man einen Menschen am besten kennen lernt, wenn man Gelegenheit hat, ihn in seinen täglichen Gewohnheiten zu beobachten.

Die Sonne geht in Petersburg Ende November, in welcher Jahreszeit wir uns befinden, erst gegen neun Uhr auf und am kürzesten Tage erst um zehn, so daß die Sitte, lange zu schlafen, dort weit mehr eine Berechtigung hat, als in London und Paris, wo man in dieser Beziehung jedoch noch Außerordentlicheres leistet. Der Fürst hatte sich nach einer ziemlich unruhigen Nacht ebenfalls erst gegen zehn Uhr aus seinem Bette erhoben und saß jetzt, in einen seidenen wattirten Schlafrock gehüllt, Thee trinkend auf einem der weißen Divans, welche nach orientalischer Sitte die Wände dieses Gemaches einrahmten.

Sein Aussehen war wesentlich verschieden von demjenigen, welches er am gestrigen Abende gezeigt hatte. Die üppigen schwarzen Locken, welche seine Schläfe beschattet hatten, waren verschwunden, und der leichte seidene Feß, den er jetzt trug, ließ verrätherisch einige grauweiße spärliche Haare hervorschimmern. Die Farbe seines Gesichtes war blaß oder vielmehr gelblich blaß, seine hervorstehenden Augen entbehrten jetzt des Glanzes und wurden von den matt herabhangenden Lidern zur Hälfte bedeckt. Er machte so wirklich den Eindruck eines kranken Mannes, eines Mannes, der das Oel seiner Lebenslampe verschwenderisch verbraucht hat und diese mit den Ueberbleibseln mühsam sich zu erhalten besorgt ist.

Sein Leibdiener brachte ihm eine kostbare türkische Pfeife, auf deren weite Oeffnung er ein Stückchen brennender Holzkohle gelegt hatte, welche er mit einer kleinen silbernen Zange wieder zu entfernen bereit war, sobald der Fürst sich herbeigelassen haben würde, den fein geschnittenen Tabak durch einige Züge in Brand zu setzen. Schon längere Zeit verharrte der Diener deßhalb in einer knieenden Stellung, aber der Fürst schien noch immer kein Verlangen zu tragen, das Nikotin des Tabaks auf seine Nerven einwirken zu lassen. Er hielt das lange, duftende Rohr von Rosenholz mit der breiten, kostbaren Bernsteinspitze gedankenvoll in der Hand, ohne auf den knieenden Leibeigenen zu achten, so daß dieser sich genöthigt sah, die erloschene Kohle nach einiger Zeit schnell durch eine andere, glimmende wieder zu ersetzen.

Dann hoben sich die matten Augen, welche bis jetzt unbeweglich auf einem Zeitungsblatte geruht hatten, etwas empor, er nahm die umfangreiche Spitze in den Mund, und die hastig und schnell daraus hervorquellenden Dampfwolken gaben dem Diener die Gewißheit, daß er diesen Theil seiner Pflichten nunmehr erfüllt habe und die Kohle entfernen dürfe. Er that dies schweigend, wie alle ihm obliegenden Verrichtungen, und blieb dann, der weiteren Befehle seines Herrn gewärtig, in gerader Haltung an der Thür stehen.

Der Fürst rauchte eine Zeit lang fort, schlürfte dabei Thee und schien jetzt wirklich in der Zeitung zu lesen. Dann warf er das Blatt, dessen größter Theil durch

Druckerschwärze unleserlich gemacht war, mit einer unwilligen Geberde auf den Tisch und machte dem Diener ein Zeichen mit der Hand, was dieser sogleich zu verstehen schien, denn er entfernte sich, ohne irgend eine Frage zu thun.

Der Fürst, nachdem er allein war, seufzte mehrmals sehr tief auf, nahm dann das Zeitungsblatt wieder in die Hand und versuchte, die unterbrochene Lecture fortzusetzen. Bald darauf trat die Oberstin in das Zimmer, denn das dem Diener gegebene Zeichen war der Befehl gewesen, sie zu rufen.

Ich habe wieder eine sehr schlechte Nacht gehabt, sprach der Fürst sogleich mit einer dringenden Hast, noch ehe die Oberstin in seine Nähe gekommen war, und mit einem Tone, als ob es ihm ein unabweisbares Bedürfniß sei, über seinen Zustand zu reden – eine sehr schlechte Nacht. Erst gegen Morgen bin ich ein wenig eingeschlummert und fühle mich jetzt nicht weniger als gestärkt – matt und zerschlagen.

Sie haben sich vielleicht gestern zu sehr aufgeregt, tröstete die Oberstin mit einschmeichelnder Stimme, indem sie ihn theilnehmend anblickte – die Freude, Ihre Verwandten zu sehen ....

Ach – dummes Zeug, unterbrach er sie, über dergleichen bin ich weg. Ich habe einfach wieder zu viel gegessen und getrunken – das ist Alles! Solch ein Leben, wo man bei jedem Bissen, den man ißt, und bei jedem Tropfen, den man trinkt, vorher überlegen muß, ob einem das

Zeug auch nicht schaden kann, ist ein wahres Hundeleben! Es ist weit schlechter, als das Leben eines Hundes, fuhr er erregter fort, denn solche Bestie frißt und säuft, was ihr beliebt, wenn sie es nur hat, und legt sich dann hin und schläft so lange, bis sie wieder hungrig wird. Hat sie es nicht weit, weit besser, als so ein geplagter Mensch, wie ich?

Sie sind heute übler Laune, sagte die Oberstin, indem sie sich neben ihn setzte und eine seiner Hände zwischen ihre beiden nahm, und doch haben Sie mir versprochen, daß Sie ernstlich gegen diese Schwäche ankämpfen wollen.

Hat sich was anzukämpfen, erwiederte er, ohne sie anzusehen – leicht gesagt, leicht gesagt! Es gehört mit zu dem Fluche meines Daseins, daß Jedermann, auch Sie, sich einbildet, ich sei nicht krank und spiele nur den Leidenden zu meiner Unterhaltung.

Wie können Sie nur so reden und sich immer diesen Gedanken hingeben? Sie sollten doch endlich nicht mehr daran zweifeln, daß ich den innigsten Antheil an Ihnen nehme und nichts versäume, um Sie zu erheitern und zu erfreuen, wenn es mir auch manchmal sehr schwer wird.

Endlich sprechen Sie einmal aufrichtig, sagte er, indem er seine Hand heftig der ihrigen entzog – ich habe auch nie daran gezweifelt, daß es Ihnen schwer wird – aber Sie werden von dieser Last bald befreit sein.

Es wird mir schwer, erwiederte sie ruhig, nur weil *Sie* es mir schwer machen, weil Sie immer Zweifel in meine Eingebung, in meine Zuneigung zu Ihnen setzen, und

weil – fuhr sie mit bewegter Stimme fort – weil Sie zu mir reden können, wie Sie es jetzt eben wieder gethan. – Warum geben Sie solchen trüben Vorstellungen Raum, sprach sie weiter, indem sie wieder seine herabgesunkene magere Hand ergriff, Sie wissen ja aus Erfahrung, daß Sie sich Morgens am wenigsten wohl befinden, daß dies aber immer bald und sicher vorüber geht. Es hat ein jeder Mensch sein Päckchen Sorgen zu tragen, auch Sie, das ist einmal nicht anders, da Sie, wenn auch ein bevorzugter und reich begabter Mann, doch immer der menschlichen Schwäche Rechnung tragen müssen. Aber eben deßhalb, weil Sie so viele Vorzüge in sich vereinigen, einen scharfen, weitblickenden Verstand und ein für alles Schöne und Gute empfängliches Herz, deßhalb kann man auch von Ihnen Außergewöhnliches fordern. Glauben Sie nicht, daß der Genuß von Speise und Trank – Sie sind ja die Mäßigkeit selbst – die Ursache Ihrer Verstimmung ist – ich habe die sichere Erfahrung gemacht, daß Ihr Geist und Ihr Gemüth immer dabei die Hauptrolle spielen. Sie setzen sich selbst herab, indem Sie eine andere Meinung von sich haben, und weil es so ist, wie ich sagte, deßhalb können Sie auch durch Ihren sonst so starken Willen diesen Feind besiegen, wenigstens ihm keine Gewalt über sich zukommen lassen.

Du meinst es gut, Kathinka, sagte der Fürst nach einiger Zeit, während er schweigend und nachdenkend da gesessen – ich glaube wenigstens, daß du es gut meinst – warum sollte ich es nicht glauben? Sei damit zufrieden und quäle mich wenigstens nicht noch mit Vorwürfen!

Ich – mit Vorwürfen? Ach, ich verlange ja nichts, als daß Sie diesen Glauben fest und unverrückt erhalten – dann bin ich ganz glücklich!

Nun, so sprechen wir nicht weiter darüber. Hast du schon etwas von unseren Gästen gehört?

Nur, daß sie bereits vor einer Stunde gefrühstückt und daß sie, wie der Graf mir auf meine Frage sagen ließ, ganz vortrefflich geschlafen hätten.

Vortrefflich geschlafen? wiederholte der Fürst melancholisch – der Mann ist älter als ich – und hat doch vortrefflich geschlafen!

Wenn Sie eine so weite Reise gemacht hätten, würden Sie ebenfalls vortrefflich geschlafen haben; aber Sie strengen Ihren Geist zu viel an und machen sich zu wenig körperliche Bewegung.

Meinen Geist? lachte der Fürst unangenehm auf, indem er sie eine kurze Zeit mit einem eigenthümlich mißtrauischen Blicke ansah – Sie reden manchmal in einer Weise, daß die Absicht, mich zu täuschen, zu unverhohlen daraus hervorgeht.

Sie sind heute sehr übler Laune, erwiederte die Oberstin gekränkt, und ich muß mir das wie manches Andere gefallen lassen.

Gefallen lassen? wiederholte der Fürst mit aufloderndem Zorne – wie manches Andere? Jetzt fangen Sie wieder an, aufrichtig zu reden!

Ich erkenne es immer mehr, daß Sie mich absichtlich kränken wollen. Vielleicht bedürfen Sie eines Gegenstandes zur Ableitung Ihrer schlechten Stimmung – ich weiß

aus Erfahrung, daß ich dazu für geeignet gehalten werde, und will mir daher auch dies Ihretwegen gefallen lassen.

Sie sprechen in einem eigenthümlichen Tone, fuhr der Fürst auf – Sie haben und brauchen sich gar nichts gefallen zu lassen, und ich verbitte mir dergleichen, Aeußerungen, wie Sie so eben zu machen beliebt haben. Was ich bedarf, weiß ich selbst, ohne daß ich nöthig habe, es von Ihnen zu erfahren, und was ich Ihnen sagte, sagte ich, weil es meine Ueberzeugung und die Wahrheit ist.

Die Oberstin schwieg eine Zeit lang, nachdem der Fürst diese verletzenden Worte gesprochen; ihr Gesicht nahm einen sehr traurigen Ausdruck an, und es schien sogar, daß sie bemüht war, die hervorbrechenden Thränen zurückzudrängen.

Sie haben oft kränkende Worte zu mir gesprochen, sagte sie dann mit leiser und bewegter Stimme; ich bin darüber betrübt gewesen, aber ich habe mich mit der Ueberzeugung getröstet, daß dies Alles immer nur ein Ausfluß der durch körperliches Unwohlsein entstandenen übeln Stimmung sei. – Einem Manne, den man liebt und hochschätzt, mit welchem man sechs Jahre in der innigsten Gemeinschaft gelebt hat, kann man Vieles zu Gute halten, wenn man nur weiß, daß seine eigentliche Gesinnung unverändert geblieben – und so habe ich es auch gethan. – Jetzt aber bin ich eines Besseren belehrt worden. Ich habe erfahren, daß meine Hingebung, meine guten Absichten aus einem anderen Gesichtspuncte betrachtet werden, daß man ihnen sogar schlechte und unlautere Motive unterschiebt.

Was wollen Sie eigentlich mit diesem Geschwätz? unterbrach sie der Fürst; verschonen Sie mich damit, denn es hat weiter keinen Erfolg, als daß ich mich ärgere, was, wie Sie wissen, mir am meisten schadet!

Wenn Sie Sich darüber ärgern, so thut es mir leid, sagte sie immer mit derselben sanften und bewegten Stimme; ich kann es aber dennoch dieses Mal nicht ändern, denn ich kann nicht dafür, daß Ihr Egoismus so sehr die Herrschaft über Sie erlangt hat, daß Sie Ihre besten Freunde von sich stoßen.

Ich sagte Ihnen schon, daß ich es satt habe, diese Sprache länger zu hören. Wenn Sie heute nur die Schleuse zu dieser Unterhaltung aufgezogen haben, so lassen Sie mich allein.

Sie kommen meinen Wünschen zuvor. Ich *werde* Sie allein lassen, so schmerzlich es auch für mich sein mag und so sehr ich darunter leiden werde.

Nun, so gehen Sie – Adieu!

Es ist dies ein kurzer Abschied, den wir nehmen nach so langem Zusammenleben – indessen ich muß mir auch das gefallen fassen und erkenne jetzt, daß ich Ihnen niemals etwas Anderes gewesen bin, als ein Gegenstand Ihrer Unterhaltung. – So leben Sie denn wohl, Paul, sagte sie nach einer kurzen Pause, leben Sie wohl; möge es Ihnen ferner recht gut gehen und niemals die Zeit kommen, wo Sie meiner entbehren werden!

Was schwatzen Sie jetzt wieder für Unsinn? fragte er mit einer etwas unsicheren Stimme.

Ich werde heute noch Ihr Haus verlassen, sagte sie fest, da Sie es so gewollt haben!

Er erschrak sichtlich. Der Gedanke, des gewohnten Umganges und der Pflege dieser Frau zu entbehren, mit welcher er eine so lange Zeit zusammen gelebt hatte, war ihm unerträglich. Er hatte Derartiges auch weder beabsichtigt, noch vorausgesetzt, sondern nur in der gewohnten Weise mit ihr verkehrt. Sein Benehmen gegen sie war häufig viel unleidlicher, oft sogar roher gewesen; sie hatte es hingenommen, zuweilen nachgebend, zuweilen ebenfalls heftig – aber von einer Trennung war niemals die Rede gewesen, und wenn man sich nach einiger Zeit wiedergesehen, hatte man sich versöhnt oder häufiger derartige Scenen als nicht geschehen in tiefes Schweigen gehüllt. Jetzt mit Einem Male spielte sie die Empfindsame und drohte, sein Haus zu verlassen. Sie *spielt*, dachte er, indem er sich diesen Erwägungen hingab, sie will mich einschüchterm, um desto mehr Herrschaft über mich zu erlangen; ich muß ihr einen ernsten und entschlossenen Willen entgegensetzen.

Handeln Sie ganz nach Ihrem Belieben, sagte er daher, jedoch ohne die vorherige Heftigkeit – unser Verhältniß ist ein Derartiges, daß es lediglich von Ihrem Willen abhängt, es in jedem Augenblicke zu lösen.

Nicht *mein* Wille hat es gelös't, sondern der *Ihrige*. Ich müßte mir und Ihnen verachtungsvoll erscheinen, wenn ich diesem so rücksichtslos ausgesprochenen Willen irgend ein Hinderniß entgegensetzte.

Denken Sie darüber, wie Sie Lust haben, sagte er wieder ärgerlich.

Ich werde Alles ordnen, meine Rechnungen abschließen und heute Abend Ihr Haus verlassen. Wollen Sie dieselben vorher einsehen, oder ....

Ach, verschonen Sie mich mit diesen Lappalien, Sie wissen, daß ich mich darum nicht bekümmern kann! Machen Sie Alles mit Petrowitsch ab!

Sie war aufgestanden und sah ihn mit traurigen Blicken an, durch welche jedoch eine gewisse Unruhe und Unsicherheit durchleuchtete. Darauf wandte sie sich nach der Thür, ging einige Schritte und blieb dann wieder stehen.

Laß uns nicht so scheiden, sagte sie dann zärtlich und ihm die Hand hinhaltend – ich werde *ganz bestimmt* gehen, darauf verlasse dich, und deßhalb laß uns nicht so von einander scheiden!

Ach, wozu diese Albernheiten! Mach's kurz! Wenn du gehen willst – obgleich du nicht die mindeste Veranlassung dazu hast – so geh'!

So leh' denn wohl! sagte sie mit verändertem, entschossenem Tone – du sollst die Erinnerung behalten, daß ich auch deinen letzten Wunsch erfüllt habe!

Sie wandte sich wieder und schritt langsam der Thür zu. Er blickte ihr mit steigender Unruhe nach. Der Gedanke, daß sie dennoch wirklich Ernst machen könne, fing an, bei ihm Boden zu gewinnen – selbst wenn sie nur die Vorbereitungen zu einem so auffallenden Schritte träfe und das Gesinde, vielleicht sogar seine Gäste Kenntniß

davon erhielten, so müßte dies in hohem Grade peinlich und unangenehm sein; daß es nicht zur Ausführung kommen dürfe, hatte bei ihm von Anfang an festgestanden – sie trieb es aber jetzt weiter, als er erwartet hatte, und er hielt es daher bei seinem schwankenden Charakter für angemessen, wieder einzulenken.

Kathinka, sagte er daher, als ihre Hand bereits auf dem Drücker der Thür ruhte, komm' noch einmal her – du hast Recht, wenn es wirklich dein Ernst ist, mich zu verlassen, so laß uns wenigstens in einer Weise von einander scheiden, wie es sich nach einem so langen Zusammenleben geziemt.

Warum sagen Sie, ich wollte Sie verlassen? fragte sie, sich umwendend – Sie wissen recht wohl, daß ich Sie nie verlassen haben würde, wenn *Sie* mich nicht hätten gehen heißen; aber Sie wissen oder glauben vielleicht nicht, daß ich jetzt, nachdem Sie mir dies einmal gesagt haben, jedenfalls gehen werde, selbt wenn Sie sich, wie es leicht möglich ist, jetzt wieder eines Anderen besonnen haben.

Ich weiß wirklich nicht, was du heute eigentlich hast, sagte er lachend – komm' einmal her, setz' dich zu mir und laß uns vernünftig mit einander reden.

Sie werden sich vergebens bemühen, meinen Entschluß zu ändern; ich habe Vieles ertragen, Vieles geduldet, weil – weil – nun, weil ich glaubte, weil ich mich in einem Irrthume befand! Sie haben mich heute darüber aufgeklärt! Ich habe erfahren, was ich Ihnen bin, was ich

Ihnen stets war! Ich würde jeden Anspruch auf Ihre Achtung, auf meine Selbstachtung verlieren, wenn ich jetzt noch Einen Tag bei Ihnen bleiben wollte!

Während sie diese Worte mit einer stolzen und etwas affectirten Stimme sprach, war er aufgestanden, zu ihr hingegangen und hatte mit lächelnder Miene ihre Hand ergriffen.

Komm', Kathinka, sagte er dann, sie zu sich heranziehend – Närrchen, wie kannst du dich nur solchen albernen Gedanken hingeben? Ach, wenn wir beide noch jung wären, könnten wir uns mit solchen kindischen Zänkereien die Zeit vertreiben – aber für uns, obgleich *du* noch jugendlich und schön bist, paßt es nicht mehr – für mich alten Mann am allerwenigsten! Komm', sei vernünftig, setze dich zu mir, vergiß, was ich dir in meiner gereizten Stimmung gesagt habe – ich bin krank, das solltest du bedenken – und laß uns plaudern!

Lassen Sie mich, sagte sie, seine Hand, die er um ihre Taille gelegt hatte, zurückstoßend – mein Entschluß bleibt unverändert, ich gehe!

Du gehst nicht! erwiederte er wieder heftig; ist es nicht genug, wenn ich mich entschuldige, wenn ich dir sage, daß ich krank bin? Ist das nicht genug? Verlangst du noch mehr, soll ich vielleicht niederknieen und dich um Verzeihung bitten?

Das würde sehr lächerlich sein und dennoch keinen Erfolg haben!

Aber was willst dir denn eigentlich, was hast du heute? Du bist mir wirklich völlig unverständlich!

Sie sagten mir, als ich bemüht war, Ihre böse Laune zu verscheuchen, welche ein Erbtheil Ihrer Familie zu sein scheint, meine Absicht, Sie zu täuschen, träte diesmal zu deutlich zu Tage! kann man Jemanden, der es treu und gut meint, dessen Treue Sie sechs Jahre erprobt haben, tiefer und empfindlicher kränken, als indem man ihn zu einem Heuchler stempelt?

Sagte ich das, Kathinka? Ich glaube nicht, daß ich es gesagt habe; jedenfalls hast du mich unrichtig verstanden, denn ich habe es nicht sagen wollen! Wenn du mir wirklich ein wenig gut bist, wie du mir oft gesagt hast, weßhalb hängst durch dich an ein im Unmuthe und in der Uebereilung gesprochenes Wort, von dem ich mich ja nicht einmal erinnere, es gesprochen zu haben? Närrchen – fuhr er mit schmeichelnder Stimme fort, indem er die nur noch scheinbar Widerstrebende zu sich auf den Divan zog – sei wieder vernünftig. – Du mußt Geduld mit mir haben – aber vergiß nie, daß ich es gut mit dir meine!

Ich dachte, flüsterte sie, indem sie ihren Kopf auf seine Schulter herabsinken ließ, es wäre Ihnen wirklich jetzt angenehm, daß ich Ihr Haus verließe.

Jetzt? Weßhalb jetzt?

Nun, weil die Fremden, Ihre Verwandten, gekommen sind.

Ach, was du für thörichte Gedanken hast – ich sollte denken, wir hätten uns über diesen Punct vollständig ausgesprochen!

Ja, das haben wir freilich, indeß ....

Nun, so wollen wir nicht wieder von vorn anfangen. Geh' jetzt, fuhr er fort, indem er seinen Arm zurückzog – du wirst meine Worte ferner nicht mehr mißdeuten, auch nicht mehr auf die Goldwage legen, und wenn ich dir sage, geh' jetzt, so weißt du, daß ich damit nur meine, auf dein Zimmer, wo ich dich bald besuchen werde.

Und du hast das Alles gewiß und wahrhaftig nicht im Ernste gemeint?

Soll ich es dir nochmals versichern?

Sie umarmte ihn leidenschaftlich, drückte einen Kuß auf seinen Mund und entfernte sich dann, ihm nochmals zärtlich von der Thür aus zunickend.

Der Fürst holte tief Athem, als er allein war, wie ein Taucher, wenn er wieder an die Oberfläche des Wassers kommt.

Es war wieder eine recht überflüssige Scene, sprach er dann vor sich hin, und ich hätte, glaube ich, gar nicht nöthig gehabt, ihr so viel nachzugeben. Indessen die Sache hat mich wohlthätig angeregt, meine Nerven sind wieder in Spannung gerathen und ich fühle mich bei Weitem wohler. – Es wäre mir sehr unangenehm, wenn ich sie entbehren müßte, denn ich habe mich einmal an sie gewöhnt. – Sechs Jahre ist eine lange Zeit, und Eines kommt zum Anderen. Mein Gott, Weiber gibt es genug – aber sie meint es wirklich gut mit mir, wenn sie auch ihre besonderen Absichten dabei hat. – Ja, das unterliegt keinem Zweifel, und was sie mir da von Liebe und Zuneigung vorschwatzt – warum soll ich es mir nicht vorschwatzen lassen? Wenn ich ein armer Mann wäre, wie

rasch würde diese Liebe und Zuneigung sich verflüchtigen! Für Geld läßt sich Alles erkaufen – besonders die Weiber! Es kommt immer nur auf den Preis an und in welcher Weise er gezahlt wird. Was ich von ihr haben will und wozu ich sie bedarf, das erhalte ich, und dafür erhält sie mehr, als die Waare werth ist – das Uebrige, worauf sie speculirt, steht damit in gar keinem Zusammenhange – in gar keinem Zusammenhange, weder mit ihr, noch mit ihrem Herrn Bruder – darin speculirt sie falsch – aber ich wäre ein Thor, ihr deßhalb reinen Wein einzuschenken!

Vierzehntes Capitel.

Nachdem die Oberstin das Zimmer des Fürsten verlassen hatte, schritt sie den langen Corridor hinunter und begab sich in die geräumige Küche, welche sich im Souterrain des Hauses befand. Diese ganz nach französischem Muster eingerichtete Speisebereitungs-Anstalt entsprach in jeder Beziehung allen Anforderungen, welche die höhere Kochkunst zur Ausübung ihrer oftmals sehr verwickelten Aufgaben beansprucht. Sie war hell, geräumig, hoch gewölbt, Alles blank und reinlich und selbst die Luft frei von Dämpfen und Gerüchen, da für einen gehörigen Wechsel gesorgt war. Der Vertreter jener Kunst selbst, welche man immer noch nicht nach ihrem wahren Werthe schätzt, sondern stets mit einer gewissen, durchaus übel angebrachten Verschämtheit behandelt, war natürlich ein Franzose und trug mit seinen zahlreichen Gehülfen jenes leichte, weiße Costume, welches

darthun soll, daß die Reinlichkeit bei der Zubereitung der Speisen als erste Bedingung obenan steht.

Die Oberstin wurde hier, wie überall, von der zahlreichen männlichen und weiblichen Dienerschaft mit sclavischer Unterwürfigkeit empfangen, und selbst der Sohn des mächtigen Frankreichs, welches gesonnen war, ganz Rußland, wenn auch vielleicht als ein etwas schwer verdauliches Gericht, zu verspeisen, machte davon keine Ausnahme. Obgleich die Unterredung der Oberstin mit ihm sich nur auf die Feststellung des Speisezettels, *du menu*, beschränkte, so hatte sie doch keineswegs eine kurze Dauer. Der Fürst war ein Feinschmecker und legte einen großen Werth auf gute Gerichte; da er jedoch mit seiner Verdauung in stetem Unfrieden lebte und jede Ueberfüllung seines schwachen Magens den mangelhaft bereiteten Speisen zuschob, so hatte der höhere Leiter der Kochkunst eine keineswegs leichte Aufgabe zu lösen. Die Oberstin wußte außerdem aus Erfahrung, wie nachhaltig schlecht und unleidlich die Stimmung des Fürsten blieb, wenn er an den Speisen etwas zu tadeln fand, und wie sehr er bemüht war, etwas daran zu finden. Sie hatte daher vollkommen Ursache, in dieser Beziehung mit Sorgsamkeit zu verfahren, und sie that es an jenem Tage um so mehr der angekommenen Gäste wegen. Es wurde daher Manches geändert, Manches gestrichen und Manches hinzugesetzt, und erst nachdem sie den Zettel nochmals sorgfältig erwogen und dem Monsieur Renard die größtmögliche Sorgfalt empfohlen hatte, verließ sie wieder die

Küche und begab sich in ihre eigenen Zimmer. Die Einrichtung derselben unterschied sich nur wenig von derjenigen der übrigen, es schien Alles mehr oder weniger nach Einer Schablone angeordnet zu sein. Sie bewohnte eine Reihe von Gemächern, wovon jedes einen besonderen Zweck hatte, ohne daß ein Bedürfniß dazu vorhanden gewesen wäre. Bedürfniß ist bekanntlich ein sehr dehnbarer Begriff, so daß der Arme, wenn er mit seiner Familie in einer geräumigen, hellen und warmen Stube wohnt, sein Bedürfniß vollständig befriedigt findet, während der Reiche eine Reihe von Zimmern dazu nicht mehr für ausreichend hält. Auch hier bleibt die alte Streitfrage unentschieden, ob es glücklicher mache, recht *wenig* Bedürfnisse zu *haben*, oder die Fähigkeit und die Mittel zu besitzen, möglichst *viele befriedigen* zu können. Bei dem Ersten hungert und entbehrt man, bei dem letzten wird man rasch übersättigt und zum Genusse unfähig und so liegt auch hier, wie überall, die Wahrheit in der Mitte. Derjenige, welcher im steten Kampfe mit der nothdürftigen Befriedigung seines Magens liegt, der alle seine geistigen und körperlichen Kräfte dazu verwenden muß, um die gröbste Sorge, die um die Nahrung, zu befriedigen, kann eben so wenig das dem Menschen überhaupt zugetheilte Maß von Wohlbefinden oder Glück erreichen, wie derjenige, welcher ohne alle Mühe und Anstrengung jedes Gelüste und jeden Wunsch zu befriedigen im Stande ist.

Die Oberstin begann nunmehr einen zweiten, wichtigen Theil ihrer Tagesbeschäftigung, ihre Toilette. Da sie

sich der Gränze näherte, auf welcher angelangt das Weib mit einer sehnsüchtigen und melancholischen Stimmung rückwärts blickt nach den Tagen, die vergangen sind, der schönen, leider so flüchtigen Jugend, und deßhalb bemüht ist, die ersten leisen, aber doch unverkennbaren Mahnungen des sich nahenden Alters vor fremden Augen so viel als möglich zu verbergen, so beschäftigte auch sie sich jetzt weit mehr mit ihrem Anzuge, als dies sonst geschehen war, obgleich man nicht hätte sagen können, daß die Zeit, welche sie früher darauf verwendet, zu kurz bemessen gewesen wäre.

Ihre Kammerfrau, ebenfalls eine Französin und selbst in einem ähnlichen zweifelhaften Alter stehend, war in diesen Dingen und Künsten vollständig erfahren und eingeweiht. Wir wollen ihr bei der Ausübung derselben weiter nicht Gesellschaft leisten, denn es gewährt wenig Interesse, dabei zuzusehen, obgleich die Oberstin, wie bereits bemerkt, noch eine hübsche Frau war. Wir beschränken uns vielmehr darauf, zu berichten, daß sie, nachdem sie fast eine Stunde zwischen zwei großen Spiegeln gesessen, nachdem ihr etwas dünn gewordenes Haar durch fremdes eine üppige Fülle erhalten, die durch einen kostbaren und zugleich etwas auffallenden Aufsatz noch erhöht wurde, nachdem sie ferner ein schwerseidenes Kleid angezogen und eine verhältnißmäßig große Menge von Armbändern, Halsketten und Brochen angelegt hatte, uns weniger gefiel, als vorher in dem einfachen, weißen Morgen-Ueberrocke und der coquetten, mit seidenem Bande garnirten Haube. Der Geschmack der Frauen

ist jedoch immer ein anderer, als derjenige der Männer, und wir sind keineswegs so anmaßend, den unserigen als Norm aufstellen zu wollen. Die Oberstin war offenbar mit dem Ergebnisse ihrer Studien zufrieden, besah sich nochmals von allen Seiten im Spiegel und rauschte dann hinaus in das Nebenzimmer, während die Kammerfrau das Schlachtfeld aufräumte und die Todten begrub.

Ein Diener meldete den Capitän Ardatow, welcher unmittelbar darauf in das Zimmer trat, ein großer, stattlicher Mann in der reichen Uniform der russischen Kaisergarde. Sie ging ihm freundlich entgegen und ihr Blick hatte eine wirkliche und wahre Herzlichkeit, als sie ihm die Hand reichte und ihn zu sich auf das Sopha zog.

Hast du einmal wieder Zeit, deine Schwester zu besuchen? fragte sie dann – es sind jetzt drei Tage, daß ich dich nicht gesehen habe, Alexander!

Der Dienst, der Dienst, Kathinka, erwiederte er leichthin; ach, du glaubst gar nicht, was wir für geplagte Menschen sind! An jedem Tage eine neue Ordre, ein neuer Befehl – es ist kaum glaublich, was Alles ersonnen wird, um uns endlich für befähigt zu halten, ausmarschiren zu können! Und es wird wahrscheinlich doch noch lange nicht dazu kommen!

Du scheinst die Zeit gar nicht erwarten zu können?

Wie du es nehmen willst. Wäre der Krieg gewiß, wüßte ich, daß es von hier direct an den Feind ginge, es wäre nichts mehr zu wünschen, lieber heute als morgen – aber so weit scheinen wir noch lange nicht zu sein, denn man fabelt noch immer von der Erhaltung des Friedens. Dazu

scheint es mir unzweifelhaft zu sein, daß Napoleon vor dem Frühjahre nichts unternehmen wird; er weiß, daß wir an dem Winter einen mächtigen Verbündeten haben, und wird diesen erst abziehen lassen, ehe er angreift. Im Winter aber in kleinen Nestern oder gar auf dem Lande herumzuliegen, ist durchaus nicht das Ziel meiner Wünsche; da ist Petersburg jedenfalls vorzuziehen.

Die Garden werden gewiß nicht eher marschiren, als es nöthig ist, und so hoffe ich dich wenigstens den Winter über noch hier zu behalten.

Ich hoffe das auch, aber wünsche, daß es dann auch Ernst werde.

Wünschest du denn so sehr, mich zu verlassen?

Wozu uns mit solch thörichten und nutzlosen Gedanken beschäftigen, sagte er heiter; ich bin Soldat, Officier des Kaisers – könntest du es billigen, wenn ich anders dächte?

Dennoch macht es mich sehr traurig, und der Tag, an welchem ich dich scheiden sehen muß, scheiden, um vielleicht niemals wiederzukehren, wie meinen seligen Mann, wird der traurigste meines Lebens sein!

Du machst deinem seligen Manne damit kein großes Compliment, erwiederte er lächelnd – aber vorläufig bleibe ich ja noch hier; laß uns deßhalb die Gegenwart nicht durch Gedanken an die Zukunft verkümmern. Was gibt es Neues? Ich höre, eure lang erwarteten deutschen Gäste sind endlich angekommen – erzähle mir das Nähere, wie sehen sie aus, ist das Mädchen hübsch?

Hübsch ist nicht der rechte Ausdruck.

So ist sie häßlich?

Nein, sie ist weder hübsch noch häßlich, sondern schön.

Du setzest mich in Erstaunen, sagte er mit gesteigertem Interesse, denn wenn eine Frau die andere schön nennt, so muß diese wirklich *sehr* schön sein!

Du hast, wie ich dir schon oft gesagt, über uns Frauen sehr befangene und vorgefaßte Ansichten; aber abgesehen davon, das junge Mädchen wirklich schön.

So beschreibe sie mir; was hat sie für Augen, Haare? Ist sie groß oder klein, voll oder mager?

Du magst dir selbst ein Urtheil bilden, Alexander; wozu mich in eine nähere Beschreibung einlassen, da du sie sehen wirst – der Fürst ladet dich heute zum Diner ein.

Ich werde nicht verfehlen, zu erscheinen; so wenig anziehend seine Diners auch sonst für mich sind, heute ist es anders.

Meine Person scheint bei dir nur eine Nebenrolle zu spielen?

Bin ich nicht hier? Besuche ich dich nicht an jedem Tage, wo es meine Zeit irgend erlaubt, um mit dir zu plaudern, wenn ich weiß, daß du allein bist – aber dieser grämliche, ewig verdrießliche und mit seiner eingebildeten Krankheit beschäftigte Fürst – nach dem empfinde ich nicht die geringste Sehnsucht, und selbst seine sonst gute Küche und noch besseren Weine vermögen es nicht, sie hervorzurufen.

Ich habe dir schon so oft meine Ansicht über diesen Gegenstand dargelegt, aber du hast kein Ohr für meinen

Rath und meine guten Absichten. Wenn dein Benehmen aufmerksamer gegen den Fürsten wäre, der keineswegs eingebildet, sondern wirklich tief krank ist, so daß er vielleicht plötzlicher, als du glaubst, abgerufen werden kann, so würde ....

Du weißt, ich denke über diesen Punct anders, und der Beweis, daß ich Recht habe, liegt darin, daß er diese Leute sich von so weit her verschrieben hat, um ihnen sein Vermögen zu vermachen. Er ist ein schlauer, alter Fuchs, dieser Fürst, der genau weiß, was er will, und sich nicht durch Schmeicheleien und schöne Redensarten zur Aenderung seiner Plane bestimmen läßt.

Meinst du? sagte sie sinnend – es käme dennoch darauf an. Vielleicht gefällt dir die schöne Gräfin und du verliebst dich in sie.

Verlieben? lachte er auf – nun, und wenn ich wirklich dieser Thorheit verfallen sollte?

Du nennst dies Thorheit? Vergißt du, daß sie eine Erbin werden soll?

Ach, du kannst dich immer noch nicht von dieser Idee losreißen, obgleich du dich hinlänglich hättest überzeugen können, daß ich einmal nicht zu den Lieblingen des Fürsten gehöre, daß er vielmehr eine Abneigung gegen mich besitzt, die er nur sehr unvollkommen verbirgt, eine Abneigung, welche durchaus gegenseitig ist, setzte er lachend hinzu.

Du nimmit diese wichtige Sache zu leicht – ich begreife dich darin nicht! Du thust nichts, um dich bei dem Fürsten in Gunst zu setzen, was dir bei deinen Talenten

und vielen bestehenden Eigenschaften nicht im mindesten schwer fallen kann, wenn du nur wolltest; aber du *willst* es nicht! kannst du verlangen, daß dir der Fürst entgegenkommt, wenn du ihm durch dein Benehmen täglich zeigst, wie wenig Werth du darauf legst? Er hat doch wahrlich kein Interesse dazu, aber du solltest einsehen, daß es sehr entschieden in dem deinigen läge, seine Gunst zu gewinnen, was durchaus nicht schwierig ist.

Mag es sein, meinetwegen, sagte er leichthin – ich kann nicht dafür, daß ich es nicht einsehe, und du hast Recht, ich sehe es nicht ein. Mag er sein Vermögen vermachen, wem er will, mag er sich dazu Personen verschreiben lassen, woher es ihm beliebt – was kümmert das mich? Zur Erbschleicherei besitze ich einmal kein Talent, so etwas verträgt sich schon nicht mit der Ehre des Soldaten – hier, fuhr er mit lebhafterer Stimme fort, in dem er die Hand an den Griff seines Degens legte, hier ist die Wünschelruthe, mit welcher ich nach Schätzen graben will, nach besseren und werthvolleren Schätzen, als Die du mir in Aussicht stellst!

Jugendliche Schwärmerei, sagte sie, mit den Achseln zuckend. Du bist ehrgeizig, Alexander, du willst befördert werden, Carrière machen, das Phantom des Ruhmes verlockt dich – ich finde das natürlich in deinem Alter und bei dem von dir erwählten Berufe, aber du hast eine große Hauptsache vergessen!

Welche, wenn ich fragen darf?

Nichts weiter als eine Kleinigkeit, den Egoismus und die Erbärmlichkeit der Menschen. Sieh dich doch um unter deinen Kameraden – wer wird befördert, zu höheren Stellen heraufgeschoben, während die Anderen unbeachtet den gewöhnlichen Weg wandern? – der Reiche, der durch seine Geburt Bevorzugte. So ist es wenigstens bei uns in Rußland. Ja, wenn du ein Fürst, auch nur ein Graf oder so etwas und dabei reich wärest – o, längst würden die Epauletten des Stabsoffiziers deine Schultern schmücken, aber der einfache Capitän Ardatow, wenn auch ein anerkannt tüchtiger Officier, er wird nicht so anmaßend sein, zu verlangen, mit den hochgestellten Kameraden in gleicher Weise avanciren zu wollen.

Im Kriege ist das Alles anders, erwiederte er nicht ohne eine sichtbare Verstimmung, im Kriege nimmt man diejenigegen, die man für fähig hält, weil man dazu gezwungen ist – und wir werden Krieg haben!

Der Krieg ist ein gefährliches Spiel, du kannst darin gewinnen, aber auch gänzlich zu Grunde gehen. Wenn man dich verwundet und für immer dienstunfähig vom Schlachtfelde trägt, dich mit einer Pension, von der du deinen Hunger nicht zu stillen vermagst, in Gnaden nach Hause schickt, wie so viele Tausende – dann hat es mit allen ehrgeizigen Planen ein Ende ....

Oder wenn man mich todtschießt, was auch gar nicht unwahrscheinlich ist, unterbrach er sie, dann hat es bestimmt ein Ende – das ist einmal nicht anders, dafür bin ich Soldat und muß es darauf ankommen lassen. Man

kann überall das Unglück und das Elend in den Vordergrund stellen und jede menschliche Thätigkeit, jedes Streben damit zu Tode sprechen. Warten wir es ab. Ohne Glück erreicht Niemand etwas, und ich hoffe auf das Glück! Warum bemühst du dich, mir diese Hoffnung zu zerstören? Du nimmst mir damit fast das Einzige, was ich mein nenne, und machst dich zu meiner schlimmsten Feindin, während du mir unaufhörlich versicherst, daß du mich liebst.

Wie kannst du mir einen solchen Vorwurf machen? sagte sie zärtlich; ich will deine Hoffnungen nicht zerstören, ich will sie nur befestigen, sicher stellen, deshalb allein rede ich so zu dir. Ich möchte dich zu einem reichen und angesehenen Manne machen, damit die Menschen, welche allein darauf einen Werth legen, sich vor dir beugen und sich bemühen, dir zu dienen, indem sie glauben, sich selbst damit zu nutzen. Ich will dir nur die Mittel verschaffen, auf der schwanken Leiter militärischen Ruhmes rasch in die Höhe zu steigen, damit du das dir vorgesteckte Ziel um so leichter erreichen kannst.

Und deßhalb hältst du es für wünschenswerth, erwiederte er wieder heiter, daß ich mich in die deutsche Gräfin verliebe?

Ich habe das noch keineswegs behauptet, denn ich kenne sie selbst noch viel zu wenig und weiß noch weniger, wie sich ihr Verhältniß zum Fürsten gestalten wird. Es war nur eine so hingeworfene Aeußerung, jedenfalls müssen wir erst das Weitere abwarten.

Liebe Kathinka, sagte er, indem er seine Augen mit einem muthwilligen Blicke auf sie richtete, du theilst mir da eine viel zu verwickelte Rolle zu, eine Rolle, die ich bei meinem etwas unbeholfenen Wesen jedenfalls schlecht spielen werde und die ich deßhalb von vornherein anzunehmen ablehnen muß.

Ich weiß nicht, was du meinst.

Das will ich dir kurzweg sagen. Entweder verliebe ich mich in die deutsche Gräfin, oder ich verliebe mich nicht in sie – ein dritter Fall ist nicht denkbar, das gibst du zu?

Ist nicht denkbar, wiederholte sie.

Da sie, wie du sagst, sehr schön ist, so liegt es nicht außer der Möglichkeit, daß ich mich in sie verliebe. Nehmen wir dies also einmal an und zugleich, daß sie dem grämlichen, alten Fürsten nicht gefiele und er sie nicht zu seiner Erbin machte – was dann? Sollte ich dann meine Liebe sofort wieder an den Nagel hängen wie eine nicht mehr moderne Uniform? Das könntest du selbst nicht von mir verlangen, und wenn du es thätest, ich würde mich natürlich nicht daran kehren. Dein ganzer Plan verliefe also im Sande, genau so, als wenn ich mich nicht verliebte, was das Wahrscheinlichste ist. Soll ich mit dem Verlieben warten, bis die Erbschaft gesichert ist? Das hieße, ich sollte mich in die Erbschaft verlieben und die schöne Gräfin so mit in den Kauf nehmen. Ich glaube, dies ist eigentlich deine Absicht, aber wir gehen leider dabei wieder aus einander. Ich *bin* einmal in diese Erbschaft nicht

verliebt, sie hat so wenig Reiz für mich, daß ich ja deßhalb nicht einmal dem Fürsten den Hof mache, noch weniger mag ich sie in Gemeinschaft mit einer mir nicht zusagenden Frau. Ich kann auch das Verlieben nicht bis zu einem bestimmten Zeitpuncte aufsparen, wie ein geladenes Gewehr, das man erst losschießt, wenn man das Ziel aufs Korn genommen hat. Also würde ich mich entweder sogleich oder bald verlieben, oder gar nicht, und da das Erstere sehr unsicher wäre, besonders weil ich jetzt, unmittelbar vor dem Kriege, nicht die mindeste Neigung zu solcher Thorheit verspüre, wirst du mir darin beipflichten, daß es das Beste ist, daß ich mich *nicht* verliebe, wozu ich übrigens ohnehin jetzt entschlossen bin.

Es ist mit dir über ernsthafte Dinge nicht zu reden, erwiederte sie verdrießlich, dein Leichtsinn läßt keine vernünftige Erwägung zu.

Ich danke dir für dieses offene Geständniß. Leichtsinnig nennst du mich? Immerhin. Es scheint mir besser, mit dreißig Jahren etwas leichtsinnig zu sein, als Talent und Neigung für so verwickelte Plane zu entfalten. Ich bin übrigens jetzt wirklich sehr gespannt, diese schöne deutsche Gräfin zu sehen, obgleich ich nicht glaube, daß ich mich in sie verlieben werde, da ich in diesen Dingen, wie du weißt, etwas schwerfällig bin.

Wir werden dich also heute sicher zum Diner erwarten und du wirst nicht wieder einen Vorwand erfinden, um dich zu entschuldigen?

Wenn der Dienst mich nicht in Anspruch nimmt, was ich jedoch nicht glaube, so komme ich ganz bestimmt.

Wir werden in einer Stunde wahrscheinlich ausfahren; es ist gute Schlittenbahn und der Fürst will seinen Gästen Petersburg und seine schönen Schlitten zeigen. Du könntest uns auf der Newskoi-Perspective treffen.

Wir wollen sehen, vielleicht habe ich Zeit.

Handle nach deinem Belieben, sagte sie empfindlich – ich muß jetzt zu unseren Gästen gehen. Soll ich dich vielleicht dort vorstellen – willst du mich begleiten?

Nein, erwiederte er nach kurzem Nachdenken, ich halte das nicht für passend, es würde zudringlich aussehen – ich werde ja auch vielfache Gelegenheit haben, sie kennen zu lernen, wenn es sich überhaupt der Mühe lohnt.

Nun, so geh' jetzt, denn ich habe noch Manches zu besorgen.

Sei nicht böse, Kathinka, sagte er lächelnd, aber in herzlichem Tone; ich weiß, du meinst es gut mit mir, und ich mache dir manche Sorge und Noth – aber ich kann wirklich nicht dafür, du mußt mich nehmen, wie ich bin – ich nehme dich auch, wie du bist, aber deßhalb bleibst du doch meine liebe, gute Schwester.

Sie blickte ihm gedankenvoll nach, als er darauf raschen Schrittes, nachdem er ihr die Hand gereicht, das Zimmer verließ, und erst als seine hohe und schlanke Gestalt hinter der wieder geschlossenen Thür verschwunden war, gab sie ihren Augen eine andere Richtung.

Es war übereilt und unüberlegt, eine solche Idee bei ihm anzuregen, sprach sie dann vor sich hin – es will mir überhaupt nichts mehr gelingen. Er ist ein leichtsinniger Mensch, der nur an den Augenblick denkt, und der Fürst,

setzte sie ernster und mit halbgeschlossenen Augen hinzu – der Fürst – es wird immer schwerer, mit ihm zu verkehren und seine Launen zu ertragen, und ich bin vielleicht sehr thöricht, daß ich mich dazu hergebe. Was hat es mir bis jetzt genutzt? Er bleibt eigensinnig jetzt in diesem Puncte und vermeidet sichtlich jedes darauf bezügliche Gespräch. Er wird eines Tages die Augen schließen, was bald, sehr bald geschehen kann, setzte sie mit einem tiefen Seufzer hinzu, und dann werden Fremde kommen und mich gehen heißen – das wäre dann das Ende von dieser ganzen Herrlichkeit – der Lohn für alle meine Sorgen und Plagen. – Er kennt nur sich, dieser Mann, nur sich – ich bin ihm nichts weiter, als die Leiterin seines Hauswesens, die er nicht entbehren kann, sonst nichts – der erste Dienstbote! – Nein, nein, setzte sie entschlossen hinzu, so kann, so darf es nicht enden!

Fünfzehntes Capitel.

Die schönste Straße Petersburgs ist der Newskoi-Prospect, die Litainaga. Sie läuft mit mehreren anderen Hauptstraßen der Stadt von dem Admiralitäts-Platze fächerförmig ab, überschreitet die Fontanka und zieht sich dann in schnurgerader Richtung fast eine Stunde weit bis zu dem Ligowka-Canale. Unten wendet sie sich ein wenig rechts bis zum Alexander-Newsky-Kloster und der oberen Newa und wird dort in ihrem schönsten, der Admiralität am nächsten gelegenen, über eine halbe Stunde langen Theile, von der Fontanka an, von etwa fünfzig der herrlichsten Kirchen und Paläste begränzt. Sie ist

mit Bäumen bepflanzt und so breit, daß ein viereckiger Abschnitt überall mit dem Namen eines Platzes bezeichnet werden würde. Hier versammelt sich bei gutem Wetter von eilf bis drei Uhr die vornehme und feine Welt. Man erblickt, je nach der Jahreszeit, Hunderte von eleganten Equipagen oder Schlitten, ausgestattet mit jenem eigenthümlichen, halb europäischen, halb orientalischen Luxus, welcher uns daran erinnert, daß wir uns in der Hauptstadt eines Staates befinden, dessen Gränzen sich vom Osten des civilisirten Europa bis zum äußersten Rande Asiens, bis an die Behringsstraße und die Gebiete des himmlischen Reiches erstrecken.

In Rußland ist Alles weit, groß und geräumig, der Maßstab der Entfernungen ein anderer, wie in Ländern, wo die Menschen eng und dicht bei einander wohnen und bemüht und gezwungen sind, jeden Fußbreit Erde ihren Zwecken dienstbar zu machen. In Rußland herrscht das Oede und Leere vor, es tritt überall zu Tage, selbst in den großen Sammelplätzen der Menschen, den Städten, und wenn dieser Eindruck auch bei außergewöhnlichen Gelegenheiten verschwinden mag, es geschieht das immer nur für eine kurze Zeit. So und nicht anders ist es auch in Petersburg.

An dem Tage, dessen Morgenstunden wir in den Zimmern des Fürsten und der Oberstin zugebracht, war der Newskoi-Prospect ungewöhnlich belebt. Veranlassung dazu gab das herrliche Winterwetter und außerdem

einer von den vielen Feiertagen, welche die russische Arbeitsscheu zu ihrer Beschönigung erfunden hat. Hunderte von Schlitten flogen neben einander hin, sich begegnend oder überholend, gezogen von den edelsten, reich verzierten Pferden, welche meistens von bepelzten, langbärtigen Kutschern gelenkt wurden; Tausende von Fußgängern füllten die breiten Trottoirs, und unzählige Reiter, meist in der Uniform der Garde-Regimenter, sprengten auf den Seitenwegen längs den Baumreihen dahin. Es war ein bewegtes, lebhaftes Treiben, denn ein Jeder, der irgend Muße hatte, befand sich heute auf dem Newskoi-Prospect. Selbst der Hof hatte es nicht verschmäht, das herrliche Wetter zu genießen, und der Schlitten des Kaisers, als er rasch durch die Menge dahinflog, wurde nur kenntlich durch seine Einfachheit und durch die Bezeigung der Ehrfurcht, welche ihm überall zu Theil wurde. Jeder Schlitten hielt still, jeder Reiter machte Front, jeder Fußgänger blieb unterwürfig grüßend stehen und viele warfen sich auf die Erde, um so dem Czaren ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Heiter und freundlich grüßend flog er dahin, der jugendlich schöne Czar, die Hand bewegte sich unablässig zu dem Schirm seiner einfachen Militärmütze hinauf, ohne daß seine Blicke an diesen Dankesbezeigungen einen besonderen Antheil nahmen. Nur wenn er den Gruß schöner Frauen erwiederte, belebten sich seine Augen und wandte sich sein Kopf zuweilen eine kurze Zeit nach dieser oder jener Seite. Auf seinem Gesichte lag für den genauen Beobachter der Ausdruck der

Abspannung und des Zwanges, denn auch diese Spazierfahrt war eine Arbeit, eine kaiserliche Arbeit. Er mußte sich seinem Volke einmal wieder zeigen, ihm Gewißheit geben, daß er munter und wohlauf sei, daß seine Stimmung nicht durch die sich zusammenziehenden Kriegswetter beeinträchtigt wäre – er hatte ja vielleicht Vieles von diesem Volke zu fordern, Alles, was es geben konnte, Blut und Leben, und deßhalb mußte er selbst beweisen, daß er die Ueberzeugung habe, mit diesen Opfern dasjenige zu erringen und zu erhalten, was bei jedem, auch dem grobesten Menschen höher geschätzt wird, als Blut und Leben – die Freiheit und die Unabhängigkeit, wenn man nur versteht, ihn auch seinem dumpfen Schlummer zu erwecken und mit diesen so oft mißbrauchten Namen seine Leidenschaften und seinen Fanatismus anzuregen.

Hierzu machte man jetzt die ersten Versuche, wenn auch noch mit einer gewissen Scheu und Vorsicht, da man nicht wußte, ob es nöthig sein würde, einen Strom sich entfesseln zu lassen, dessen Wiedereindämmung nachher seine Schwierigkeiten haben konnte. Der freundlich grüßende, rasch dahinfliegende Czar in dem einfachen Schlitten, der ein um so glänzenderes Gefolge hinter sich hatte, befand sich daher in einer keineswegs mühelosen Arbeit, welche er mit dem genugthuenden Gefühle der Pflichterfüllung beendete, als sein Schlitten vor dem Portale des Winterpalastes hielt, die Wachen in das Gewehr traten, die Trommeln gerührt wurden und

er dann rasch und wieder ernst die breite Treppe emporstieg. Der Ernst seiner Züge nahm zu, als er sein Gemach betrat, denn er wußte, daß seine Minister in zu einer wichtigen Berathung erwarteten.

Die Sonne, welche heute, wenn auch ohne Wärme, am Himmel stand und in die hohen Fenster des Winterpalastes hineinschien, sandte, wie das so oft geschieht, einige ganz unerwartete beglückende Strahlen in die verdüsterte Stimmung des Czaren. Ein so eben von der Donau angekommener Courier hatte die Nachricht gebracht, der alte Kutusow habe die Türken in die Nähe von Nikopolis gelockt, dann die Donau selbst bei Rustschuk überschritten, das Lager des Wesirs überfallen, einen Theil seiner Truppen versprengt und hatte den Rest derselben eng eingeschlossen auf einer Insel des Flusses. Es konnte für Rußland nichts wünschenswerther sein, als den Krieg mit der Türkei so bald als möglich auf eine der Ehre nicht zu nahe tretende Art zu beenden, um alle Kräfte gegen Frankreich verwenden zu können.

Der damalige Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Graf von Romanzow, stand an der Spitze derjenigen Partei, welche den Anschluß an Frankreich und daher die Erhaltung des Friedens, selbst mit namhaften Opfern, wünschte. Es entsprang diese Ansicht aus der Ueberzeugung, daß Rußland in einem Kriege mit Napoleon unterliegen werde, und es daher vorzuziehen sei, nachzugeben, als sich später härteren Bedingungen fügen zu müssen. Ueber den Patriotismus dieses jetzt fünfundfünfzig Jahre alten Staatsmannes, der sich bereits in einer

früheren Stellung als Beförderer des Handels und der Industrie große Verdienste erworben, konnte ein Zweifel irgend einer Art nicht obwalten, aber die altrussische, die Kriegspartei, suchte ihn unter jeder Bedingung zu stürzen. Der Kaiser hatte den Plan gefaßt, nochmals einen besonderen Botschafter nach Paris an Napoleon zu senden, weil der dortige russische Gesandte, der Fürst Kurakin, mit Napoleon auf einem etwas gespannten Fuße stand, so daß von weiteren Unterhandlungen durch ihn kein besonderer Erfolg zu erwarten war. Man hatte dazu den Grafen Nesselrode ausersehen, welcher eine Zeit lang Gesandtschafts-Secretär in Paris gewesen, dann dem Congresse in Erfurt beigewohnt hatte und von Napoleon mehrmals ausgezeichnet worden war. Der Graf schien deßhalb die geeignete Persönlichkeit; man nahm jedoch an seiner Jugend Anstoß, denn er war damals erst einundvierzig Jahre, ein Alter, das nach gewöhnlichen Begriffen keineswegs als ein Hinderniß angesehen werden konnte, von der Kriegspartei aber, welche eine solche Sendung überhaupt nicht wollte, und selbst von dem Grafen Romanzow, welcher auf den jungen, talentvollen Diplomaten eifersüchtig war, verhindert wurde.

Alexander war längere Zeit schwankend geblieben, ob er diesen Schritt, den man ihm als eine Demüthigung Rußlands hinzustellen bemüht war, thun solle oder nicht, hatte sich jedoch endlich im Einverständnisse mit Romanzow dazu entschlossen und die Instructionen für den neuen Botschafter selbst ausgearbeitet.

Heute sollten dieselben einer genaueren Berathung unterworfen werden, als die unerwartet günstige Nachricht aus der Türkei die Sachlage wieder bedeutend änderte. Kutusow wurde sofort ermächtigt, die Unterhandlungen zu eröffnen, von den ersten russischen Forderungen abzustehen und den Frieden anzubieten. Die Bedingungen, welche man stellte, waren unter den obwaltenden Verhältnissen für die Türkei nicht ungünstig und man zweifelte nicht an deren Annahme. Der Abschluß eines Waffenstillstandes stand dabei in erster Reihe.

Der Czar, durch diesen lächelnden Blick des Glückes wieder heiter gestimmt, überließ sich der Hoffnung, daß Napoleon, wenn er erfahren, daß der russisch-türkische Krieg beendet sei, sich zu günstigeren Bedingungen verstehen oder vielmehr den Wunsch nach einem Kriege aufgeben würde. Die Sendung des Grafen Nesselrode nach Paris wurde einstweilen so lange verschoben, bis der Abschluß des Friedens mit der Türkei, bei welchem man dem General Kutusow die möglichste Eile empfohlen hatte, bewirkt sein würde.

Er wird die Sache dann von einem anderen Gesichtspuncte ansehen, sagte der Czar sichtlich erheitert zu seinem Minister – und sollte er es dennoch nicht – nun, so haben wir achtzigtausend Mann mehr in die Wagschale zu legen und einen Feind weniger. Ich bin lange nicht so erfreut gewesen, wie in diesem Augenblicke, und vertraue auf die Vorsehung, welche Rußland nicht verlassen wird.

Wer möchte daran zweifeln, erwiederte der Minister; aber uns liegt die Pflicht ob, Alles zu thun, Alles zu versuchen, um von Rußland die Schrecken und die Leiden des Krieges abzuhalten – Alles, was sich mit der Ehre verträgt.

Sie wissen, daß wir darüber einig sind. Sobald der Friede mit der Türkei abgeschlossen ist, soll Nesselrode nach Paris. Sorgen Sie jetzt dafür, daß das freudige Ereigniß allgemein bekannt werde; lassen Sie die Kanonen der Festung den Einwohnern der Hauptstadt den Sieg bei Rustschuk verkünden! –

Noch ging die Menschenwoge in buntem Gemisch durch den Newskoi-Prospect, als die Kanonen der Festung zu donnern begannen. Die Woge kam für eine kurze Zeit fast zum Stillstehen, denn ein Jeder horchte der unerwarteten und sich immer wiederholenden Sprache aus dem Munde der Feuerschlünde. Vermuthungen der verschiedensten Art wurden laut, bis die Kunde von dem Siege über die Türken, hundertfach vergrößert, sich zu verbreiten begann.

Die Schlitten des Fürsten, vier an der Zahl und an Eleganz die meisten überbietend, befanden sich an dem schönsten Theile der Perspective, unfern der Fontanka, als der erste Kanonenschuß von der Festung herübertönte. Der Schall desselben war in der klaren, reinen Luft noch nicht verhallt, als ein zweiter, ein dritter und eine lange Reihe von anderen folgten. Der Fürst, welcher in dem vordersten Schlitten saß, ließ halten, und bald

standen die vier Schlitten auf der breiten Straße neben einander.

Hören Sie, sprach der Fürst zu dem auf seiner rechten Seite haltenden Grafen, während die beiden Schlitten mit Hedwig und der Oberstin an seine linke Seite und zwar so gefahren waren, daß der erstere außen stand – hören Sie, es folgt Schuß auf Schuß! Es muß sich etwas sehr Wichtiges ereignet haben, denn ich zählte schon über fünfzig und es hört immer noch nicht auf.

Vielleicht der Friede mit Frankreich, sagte der Graf.

O nein, rief der Fürst mit einem verächtlichen Lächeln – wir sind ja mit Frankreich nicht im Kriege – das kann es nicht sein!

Während dieses kurzen Gespräches hatte sich ein Reiter genähert; er hielt sein Pferd jetzt unmittelbar vor dem Schlitten des Grafen an und grüßte in höflicher und verbindlicher Weise.

Es freut mich, Herr Graf, Sie wohlbehalten hier in Petersburg wiederzusehen; darf ich bitten, mich den Herrschaften vorzustellen?

Es gewährt mir gleichfalls eine große Freude, erwiederte der Graf, Ihnen nochmals für Ihre Gefälligkeit danken zu können – der Herr Herzog von Villeroi, der Herr Fürst von Boridow, Frau Oberstin von Sabowska – meine Tochter hat die Ehre, von Ihnen gekannt zu sein.

Der Herzog verneigte sich gegen eine jede der ihm vorgestellten Personen; am längsten ruhte sein Auge dabei auf Hedwig, welche sich am fernsten von ihm befand und kaum hinüberblickte.

Können Sie uns vielleicht darüber aufklären, Herr Herzog, fragte der Fürst, nachdem man einige Worte der Höflichkeit gewechselt, was dieses Schießen bedeutet?

Ich bin so glücklich. Der General Kutusow hat die Türken bei Rustschuk vernichtet, und die Freudenschüsse, welche jetzt beendet zu sein scheinen, verkünden wahrscheinlich gleichzeitig den Schluß des Krieges mit der Türkei.

Der alte Kutusow ist ein großer Feldherr, ich habe es immer gesagt, rief der Fürst erfreut, das ist herrlich! Kennen Sie die näheren Details?

So weit sie bekannt sind – doch die Pferde werden unruhig; wenn Sie es mir gestatten, Herr Fürst, so bin ich so frei, Ihnen noch im Laufe des Tages meinen Besuch zu machen, und werde dann besser Gelegenheit haben, Ihnen das Nähere über dieses für Rußland glückliche Ereigniß mitzutheilen.

Es wird mir sehr angenehm sein, erwiederte der Fürst, den diese freudige Nachricht in hohem Grade aufgeregt hatte; wenn Sie es nicht als formlos ansehen und heute zum Diner mein Gast sein wollen, so würden Sie mich doppelt erfreuen.

Sie beschämen mich, erwiederte der Herzog mit einem längeren Blicke auf Hedwig – ich werde die Ehre haben.

Um fünf Uhr, wenn ich bitten darf, rief der Fürst, während die Schlitten sich wieder in Bewegung setzten – total geschlagen – nicht wahr, total geschlagen? Das steht fest?

Gänzlich vernichtet, erwiederte der Herzog mit einem spöttischen Lächeln, indem er seinen Hut zog – ich habe die Ehre.

Die Schlitten flogen dahin, und der Herzog ritt in langsamem Schritte in der entgegengesetzten Richtung weiter. Er achtete wenig mehr auf die an ihm vorbeibrausenden Schlitten, sondern schien sich lediglich seinen Gedanken hinzugeben. Ich muß sogleich zu unserem Gesandten, sprach er dann vor sich hin; man wird dort genauere Nachrichten haben, obgleich die Sache unzweifelhaft zu sein scheint. – In Paris wird man schwerlich deßhalb die Kanonen lösen – im Gegentheil, ich kann mir den Zorn des Gewaltigen lebhaft denken und freue mich darüber von ganzem Herzen, denn er wird dadurch nur noch verbissener, noch leidenschaftlicher werden. Dieser Herr von Lauriston spielt hier eigentlich eine lächerliche und klägliche Rolle mit seinem steten Bemühen, den Frieden *à tout prix* zu erhalten, einen Frieden, den Napoleon gar nicht will. Aber er ist vielleicht gerade deßhalb vollständig an seinem Platze, denn Napoleon bedarf der Zeit zum Lügen und Betrügen, und sein Gesandter, der immer noch glaubt, es könne doch noch Alles in Liebe und Freundschaft enden, leistet ihm auf diese Weise die unschätzbarsten Dienste. Es wäre unklug, ihn daran zu hindern, denn es scheint mir ganz überflüssig, das Feuer noch zu schüren. Es brennt bereits unter der Asche und wird bald in hellen Flammen auflodern. Wie mag es wohl heute über's Jahr aussehen? – Wer das wissen, wer das sagen könnte! – Man muß auf alle Fälle gefaßt sein,

auf denjenigen, welchen wir wünschen – und auch auf denjenigen, den wir nicht wünschen. Das erfordert die Klugheit – handeln wir danach.

Der Herzog begab sich zu seinem Chef. Der Marquis de Lauriston, damals fünfundvierzig Jahre alt, war seinem Herrn und Kaiser aus voller Ueberzeugung und mit der größten Hingebung zugethan. Er hatte dies sowohl als General vor Kopenhagen, in Spanien und in dem österreichischen Feldzuge und nicht minder als Freiwerber um die Hand der jetzigen Kaiserin in Wien bewiesen. Von Napoleon zu dem wichtigen Posten eines Gesandten in Rußland bestimmt, vertrat er dort im besten Sinne die Interessen Frankreichs, zum ersten Male jedoch vielleicht nicht ganz nach den Intentionen seines Meisters. Er hielt den Krieg zwischen diesen beiden großen und mächtigen Staaten für beide verderblich und bot daher Alles auf, was in seinen Kräften stand, um ihn zu verhindern. Napoleon, dem es jetzt nur noch darum zu thun war, Zeit zu gewinnen, um den Czaren zu täuschen und seine Armeen ungehindert bis an die Weichsel vorschieben zu können, ließ ihn gewähren und erhielt ihn selbst in einer Art von Irrthum, weil er überzeugt war, dadurch am sichersten seinen Zweck zu erreichen.

Die Nachricht von dem Siege der Russen über die Türken hatte daher auf Lauriston keinen unangenehmen Eindruck gemacht, er glaubte im Gegentheil darin ein neues Motiv zu finden, Napoleon zu friedlicheren Ansichten zu bestimmen.

Wir werden sofort einen Courier nach Paris senden, sagte er zu dem Herzoge, nachdem beide eine längere Zeit mit einander verkehrt hatten – arbeiten Sie sogleich die Depesche aus, so daß ich sie in längstens zwei Stunden unterzeichnen kann. Wiederholen Sie darin, daß der Czar noch immer die friedlichsten Absichten hege und auch durch den wahrscheinlich sehr bald mit der Türkei abzuschließenden Frieden seine Ansichten nicht ändern lassen würde. Benachrichtigen Sie Se. Majestät, daß ein besonderer Botschafter, in der Person des Herrn von Nesselrode, nach Paris kommen werde, weil man glaube, der Fürst Kurakin sei dem Kaiser keine angenehme Persönlichkeit; daß der Czar die Instructionen für den neuen Botschafter selbst ausgearbeitet und mir vorgelesen und ich daraus die Ueberzeugung gewonnen habe, daß die Erhaltung des Friedens von dem Czaren wirklich ernstlich und aufrichtig gemeint sei. Fügen Sie hinzu, daß nach meiner Ansicht jene Bedingungen nichts enthielten, was der Ehre Frankreichs zu nahe träte, und daß man Herrn von Nesselrode mit ausführlichen Vollmachten und Instructionen versehen werde, um über alle neuerdings angeregten Fragen, namentlich wegen der Besitzergreifung Oldenburgs und der Zulassung der Neutralen in die russischen Häfen, zu unterhandeln, welche Fragen bisher weit weniger durch das, was man gesagt, als durch das, was man zu sagen unterlassen, einen bösartigen Charakter angenommen hätten. Bemerken Sie schließlich, daß die Stimmung hier zwar noch eine dem Frieden zugeneigte, zugleich aber auch eine tief ernste

und entschlossene sei und ich die feste Ueberzeugung hätte, man würde es schlimmsten Falles auf das Aeußerste ankommen lassen, man würde eher Rußland zur Wüste machen und sich bis an die fernsten Gränzen des Reiches zurückziehen, als einen nachtheiligen Frieden schließen.

Nach diesen Andeutungen, fuhr der Gesandte fort, arbeiten Sie die Depesche aus und bemühen Sie sich, in Ihre Worte denjenigen Nachdruck zu legen, welcher sich mit der Ehrfurcht gegen Se. Majestät den Kaiser verträgt, denn es ist meine erste Pflicht, eine offene und redliche Sprache zu führen, und ich würde erfreut sein, wenn es mir gelänge, diesen verderblichen Krieg von zwei Nationen fern zu halten, die allen Anspruch besitzen, sich gegenseitig zu achten und in Freundschaft mit einander zu verkehren.

Des Herzogs Mund umschwebte ein spöttisches Lächeln, als er bald darauf schreibend in seinem Geschäftszimmer allein saß. Schon nach einer Stunde war er mit der ihm übertragenen Arbeit fertig und schien mit dem Ergebnisse zufrieden, als er sie nochmals aufmerksam durchlas. Sie war ganz nach den erhaltenen Instructionen verfaßt, nur in einer Sprache, welche die Ansichten und Ueberzeugungen des Gesandten vielleicht mehr und rücksichtsloser durchblicken ließ, als es nöthig gewesen wäre, um den beabsichtigten Zweck zu erreichen, in einer Sprache, von welcher der Herzog annahm, daß Lauriston sie billige, wenn er sie vielleicht auch selbst nicht gebraucht haben würde, die jedoch die Eitelkeit und den

Stolz Napoleon's leicht verletzen konnte. Wenn der Herzog den gleichen Zweck verfolgt hätte, wie der Gesandte, so würde er dasselbe in anderer Weise geschrieben haben.

Als Lauriston den Entwurf durchlas, hatte er zwar den unbestimmten Eindruck, daß die Fassung anders hätte sein können, seine Gedanken waren jedoch darin wiedergegeben; er nahm noch einige unbedeutende Aenderungen vor und ließ die Depesche abgehen, ohne zu ahnen, daß sie bei Napoleon gerade den entgegengesetzten Erfolg haben würde, nämlich den, die Sendung des Herrn von Nesselrode zu hintertreiben und seine Rüstungen nach Möglichkeit zu beschleunigen.

Sechszehntes Capitel.

Die Kronenleuchter in dem Speisesaale des Fürsten waren angezündet und die mit Silbergeschirr überladene Tafel harrte der Gäste. Diese befanden sich in den Nebenzimmern, nach welchen die Thüren noch geschlossen waren. Man wartete auf das Erscheinen des Herzogs, und der Fürst, hinsichtlich der Zeit zum Essen ziemlich pedantisch, hatte schon mehrmals nach der Uhr geblickt.

Der Hauptmann war dagegen sehr pünktlich gekommen und unterhielt sich in seiner offenen und gesprächigen Weise angelegentlich mit dem Grafen und Hedwig, auf welche das natürliche Wesen des Officiers keinen unangenehmen Eindruck zu machen schien.

Der Herr Franzose lassen lange auf sich warten, sagte er lächelnd und in etwas leiserem Tone; der Fürst fängt

an, ungeduldig zu werden, ein schlimmer Umstand für den armen Koch; doch er kann sich wenigstens nicht beschweren, das Unheil wird ihm durch einen seiner Landleute bereitet.

In diesem Augenblicke wurden die Flügelthüren rasch geöffnet und der Herzog trat ein. Nachdem er die Anwesenden mit der Sicherheit eines Weltmannes begrüßt, entschuldigte er sich bei dem Fürsten, daß er sich etwas verspätet, und gab als Ursache die Abfertigung eines Couriers an, welcher die größte Eile beansprucht habe.

Ich kann mir die Veranlassung denken, sagte der Fürst höflich, und freue mich, daß es Ihnen Ihre Zeit erlaubt hat, mich durch Ihre Gegenwart zu beglücken.

Ich würde trostlos gewesen sein, wenn ich auf dieses Glück hätte verzichten müssen.

So bitte ich denn, wenn es gefällig ist, erwiederte der Fürst, indem er Hedwig den Arm reichte und den Grafen bat, die Oberstin zu führen; die beiden jüngeren Herren, setzte er lächelnd hinzu, müssen sich heute schon ohne Damen behelfen.

Der Herzog erhielt seinen Platz auf Hedwig's anderer Seite. An der geräumigen Tafel blieben zwischen den daran Sitzenden größere Zwischenräume. Die Speisen waren vortrefflich, die Weine ausgesucht, und die Einwirkung beider auf die Magennerven und dieser auf die Stimmung daher bald eine erkennbar vortheilhafte. Das Gespräch wurde belebter, und der Herzog erzählte die näheren Umstände des Sieges von Rustschuk in einer für russische Ohren angenehmen und schmeichelhaften

Weise. Der Fürst wurde immer heiterer und brachte die Gesundheit des Generals Kutusow aus, worin der Herzog mit dem Ausdrucke der vollsten Ueberzeugung einstimmte.

Das ist noch so ein General vom alten Schlage, der immer weiß, was er will und was er thut, sagte der Fürst – der Sieg folgt seinen Fahnen.

Sie haben Recht, erwiederte der Herzog, er ist ein ausgezeichneter General, und der Verlust der Schlacht von Austerlitz kann seine Verdienste nicht beeinträchtigen.

Pah – bei Austerlitz commandirten zu Viele – die Oesterreicher allein tragen die Schuld! Was kann ein General ausrichten, wenn Alle befehlen wollen?

Ich bin ganz Ihrer Ansicht, wenn man in Frankreich die Sache auch anders darzustellen bemüht ist. Die Gegenwart urtheilt immer parteiisch.

Es ist selten, eine so vorurtheilsfreie Ansicht aus französischem Munde zu hören, sagte der Fürst sichtlich geschmeichelt.

Sie müssen Frankreich nicht nach den unvollkommenen Zeitungsnachrichten beurtheilen, Herr Fürst; man denkt dort, und namentlich in Paris, über manche Dinge ganz anders, als es in den officiellen Kundgebungen zu lesen ist – doch erlassen Sie es mir wohl, in dieser Hinsicht mich weiter zu äußern.

Der Fürst, dem diese Bemerkung sehr gefiel, indem sie seiner National-Eitelkeit schmeichelte, nickte seinem Gaste beistimmend zu, und das bis dahin allgemein gehaltene Gespräch fing an, sich mehr zu vereinzeln.

Sie waren niemals in Paris? fragte der Herzog seine Nachbarin.

Nein, niemals; es ist dies überhaupt meine erste größere Reise, erwiederte Hedwig.

Das ist zu bedauern, und Sie sollten es nicht versäumen, Paris zu sehen, die Hauptstadt der Welt – Alles, was groß, edel und erhaben ist, concentrirt sich dort eben so, wie das Schlechteste, Gemeinste und Lächerlichste. Dennoch gibt es nur Ein Paris, und wer Paris nicht gesehen hat, hat die Welt nicht gesehen.

Ich sollte denken, alle großen Städte müßten sich mehr oder weniger ähnlich sein?

Wenn Sie unter dieser Aehnlichkeit eine Masse von Häusern, Palästen, Kirchen und dergleichen verstehen, so mögen Sie Recht haben; sonst aber sind gerade die großen Städte am meisten von einander verschieden, weil sich der Charakter eines ganzen Volkes darin repräsentirt.

Und deßhalb halten Sie Paris für die erste Stadt der Welt? fragte Hedwig mit einem leichten Spotte.

Sie beschuldigen mich durch diese Frage der Anmaßung, erwiederte er, aber ich muß mir das gefallen lassen, denn ich halte die Franzosen auch für die bevorzugteste Nation der Erde.

Jedenfalls ist sie die am meisten für sich eingenommene.

Alles hat seinen Grund und seine Ursache, gnädige Gräfin, und wir sind stolz darauf, viele solcher Ursachen und Gründe für uns anführen zu können.

Ich will sie Ihnen nicht streitig machen, es würde doch keinen Erfolg haben; Sie sprechen mit dem Rechte des Siegers, und wir, die Besiegten, haben keine Befugniß, diese Berechtigung in Zweifel zu ziehen.

Verkennen Sie mich nicht, sagte er in etwas leiserem Tone, so daß sie nur allein es hören konnte; ich bin sehr weit davon entfernt, das Glück des Eroberers als ein Recht zur Geltung bringen zu wollen.

So möchte es vorzuziehen sein, das Gespräch über einen Gegenstand fallen zu lassen, bei welchem wir eine so sehr verschiedene Stellung einnehmen. Erzählen Sie mir lieber etwas von Paris, das Sie so hochstellen; ich denke mir das Leben dort sehr vereinsamt.

Vereinsamt? fragte er erstaunt.

Ja, nicht äußerlich; aber eben, weil es so sehr äußerlich ist, müssen die inneren Beziehungen fehlen.

Keineswegs; es hat ein Jeder seine Kreise, seine genauen Bekannten und Freunde, aber das hindert nicht, sich den allgemeinen und höheren Interessen zuzuwenden, zu denen man sonst, namentlich auf dem Lande, und in kleinen und kleinlichen Städten, so wenig Gelegenheit findet.

Kennen Sie vielleicht zufällig in Paris einen Marquis de Beaumont und seine Familie? fragte Hedwig leichthin.

Den Marquis de Beaumont? wiederholte er sichtlich erstaunt und betroffen – wie kommen Sie zu dieser Frage? Sollten Sie ihn kennen?

Nein, nein, ich habe nicht die Ehre, lächelte sie – aber es würde mich interessiren, Näheres von ihm zu hören.

Das würde Sie interessiren?

Ja – finden Sie das so außerordentlich? Ich kenne zufällig einen Theil der Geschichte seiner Tochter – heißt sie nicht Margot?

Der Herzog blickte Hedwig, während sie diese Worte sprach, mit zunehmender Aufregung an, da er, ungeachtet aller Combinationen, sich nicht zu enträthseln vermochte, in welcher Beziehung diese in einem so entfernten und abgelegenen Theile Deutschlands wohnende Gräfin zu dem Marquis und seiner Tochter, deren Namen sie wußte, stehen könne.

Margot heißt sie allerdings, sagte er dann.

Also Sie kennen dieselbe? Sie ist schön, nicht wahr? Würden Sie vielleicht so gütig sein, sie mir näher zu beschreiben?

Näher beschreiben? Von Herzen gern, setzte er wieder in seinem gewöhnlichen, höflichen Tone hinzu, da Sie ein Interesse daran nehmen, obgleich ich sie nur oberflächlich kenne und sie nur einige Male flüchtig gesehen habe. Sie schien mir ein hübsches, wenn auch etwas unbedeutendes Mädchen; der Marquis ist ein alter, unselbständiger Mann, Kammerherr Sr. Majestät des Kaisers, und steht völlig unter der Herrschaft seiner Frau, einer klugen, etwas intriguanten Frau.

So habe ich auch gehört. Sie kennen sie nur oberflächlich? Die junge Marquise lebte eine Zeit lang in Deutschland?

Ich glaube – sie befand sich in einer Pension und ist vor ungefähr zwei Jahren zurückgekehrt.

In einer Pension? Das glaube ich, ist nicht ganz genau. Sie hat auch einen Bruder, der Officier ist, Namens Raoul, nicht wahr?

Ich weiß wirklich nicht, ob so sein Vorname ist, aber der junge Marquis ist Officier.

Man hat ihn eine Zeit lang für todt gehalten, fuhr Hedwig fort, der es Vergnügen machte, sich an dem nur unvollkommen verhehlten Erstaunen des Herzogs zu weiden, während er sich in der Gefangenschaft in Spanien befand.

Ich glaube davon gehört zu haben; aber gestatten Sie mir die Frage, auf welche Weise Sie zu so genauen Nachrichten über diese Familie kommen und welches Interesse Sie daran nehmen.

Ich babe zufällig von einem Bekannten davon reden hören, und mein Interesse ist kein anderes, als einige Fragen über Personen an Sie richten zu können, die Ihnen vielleicht nicht fremd sind.

Des Herzogs Blick ruhte eine kurze Zeit forschend auf Hedwig's unbefangenen und lächelnden Mienen, ehe er antwortete.

Wie Sie es nehmen wollen, sagte er dann; sie sind mir bekannt und zugleich fremd; ich kenne sie von Ansehen, wie man in Paris tausend Menschen kennt, und bedauere es daher, Ihnen nicht genauere Nachrichten über diese Familie geben zu können.

O, das war auch gar nicht die Absicht meiner Frage, da mir diese Leute ja ebenfalls fremd sind und ich durchaus sein besonderes Interesse habe, Näheres darüber zu

erfahren! Finden Sie keine Aehnlichkeit zwischen Petersburg und Paris? fuhr sie fort, dem Gespräche plötzlich eine andere Wendung gebend.

Beide sind die Hauptstädte großer Reiche, erwiederte er, sichtlich zerstreut, aber abgesehen davon, daß diese Reiche und ihre Bewohner so sehr von einander verschieden sind, repräsentirt Paris die ganze Geschichte Frankreichs; jeder Platz, jedes öffentliche Gebäude, jede Straße, fast jedes Haus hat seine geschichtliche Erinnerung, während Petersburg, eine künstliche Schöpfung der neueren Zeit, in seiner kalten Lapidarschrift nur die Macht und den unumschränkten Willen einiger Beherrscher Rußlands abspiegelt.

Während der Herzog seine Ansichten über diesen für uns wenig interessanten Gegenstand weiter ausführte, wollen wir uns den anderen Personen wieder zuwenden. Der Fürst war mit dem Grafen in ein lebhaftes Gespräch über Krieg und Frieden gerathen, welches, da beide, durch den Genuß des Champagners angeregt, ihre Ansichten hartnäckiger als sonst verfochten, sie ausschließlich beschäftigte. Der Graf verfocht den Frieden, während der Fürst zur Kriegspartei gehörte.

Die Oberstin sprach mit ihrem neben ihr sitzenden Bruder so leise, daß sie von den Andern nicht würde verstanden worden sein, wenn sie sich auch nicht des russischen Idioms bedient hätten.

Der Herzog scheint sich förmlich für die Gräfin zu interessiren, sagte sie, und sie hört ihm mit sichtlichem Wohlgefallen zu.

Warum sollte sie nicht? Er ist ein gewandter Mann und weiß seine Worte zu setzen. Er erzählt von Paris, und wenn er auch, wie alle Franzosen, übertreibt und ausschmückt, es hört sich angenehm an.

Dir scheint das völlig gleichgültig zu sein!

Was? Ob er ihr etwas vorlügt oder ihr die Wahrheit sagt? Ich wüßte wirklich nicht, weßhalb ich mich darum bekümmern sollte.

So gefällt dir die Gräfin nicht?

O, das habe ich nicht gesagt! Sie gefällt mir im Gegentheil sehr gut. Ich finde sie schön, schöner, als ich geglaubt habe, und dabei ist sie liebenswürdig, wenn auch vielleicht etwas stolz.

In diesem Augenblicke trägt sie dieser Eigenschaft wenig Rechnung, denn die Unterhaltung mit dem Franzosen scheint sie sehr zu fesseln.

Ich finde das sehr natürlich – aber sieh' nur, wie sie ihn jetzt eben anblickt, sieh' den spöttischen Zug, der um ihren schönen Mund schwebt! Viel Terrain hat er bis jetzt nicht gewonnen – aber sie hat wirklich einen wunderschönen Mund!

Findest du das? fragte lächelnd die Oberstin – die Augen sind jedenfalls das Schönste an ihr; ich habe noch nie so schöne, große, braune Augen gesehen!

Nein, das Profil ist das Schönste – sie ist überhaupt sehr schön – man kann das Einzelne nicht herausgreifen.

Du solltest dich in das Gespräch mischen, Alexander, denn es möchte gut sein, diese intime Unterhaltung zu unterbrechen.

Warum soll ich sie stören, wenn es ihnen Vergnügen macht? Ich fühle nicht den mindesten Beruf dazu.

Du bist unverbesserlich, es ist mit dir nichts anzufangen!

Ehe der so gescholtene Capitän auf diese Beschuldigung etwas erwiedern konnte, wurde er durch Hedwig selbst in die Unterhaltung gezogen.

Nein, sagte diese mit lauterer Stimme, dieser Ansicht muß ich entschieden widersprechen – was meinen Sie dazu, Herr Hauptmann? Der Herr Herzog behauptet, Rußland habe eigentlich noch gar keine Geschichte; was es besitze, sei nur der Beginn dazu, es wären nur wenige Blätter, beschrieben mit den Erzählungen einiger blutigen und grausamen Schlachten, schreckenerregender Palast-Revolutionen und der ersten Versuche zur Einführung europäischer Cultur.

Hedwig hatte diese Worte so laut gesprochen, daß sie von Allen gehört worden waren, und da sie eine für die russische Eitelkeit so wenig schmeichelhafte Behauptung aufstellte, fand sich der Fürst bewogen, sein Gespräch mit dem Grafen abzubrechen und selbst zur Abwehr dieses Angriffes aufzutreten.

Ah, Sie eröffnen schon den Krieg, Herr Herzog, rief er aufgeregt, noch ehe die Unterhandlungen gänzlich abgebrochen sind, und greifen uns an einer sehr empfindlichen Stelle an! Sie möchten uns gern wieder zurückweisen in die Steppen Asiens, aus welchen wir nach Ihrer Ansicht hergekommen sind, weil Sie fürchten, wir könnten

immer weiter in das alte, blasirte, abgelebte Europa vordringen! Das nutzt Ihnen nichts! Sie werden den Strom nicht aufhalten, der unaufhaltsam von Osten nach Westen fließt! Freilich haben wir keine Geschichte, wie die Ihrige! Wir haben keine Revolution, welche die edelsten ihrer Kinder zu Hunderttausenden auffraß, nur weil sie eine unersättliche Gier nach Blut hatte, bis ein fremder Emporkömmling ihr den Zügel anlegte. Wir haben ein angestammtes Kaiserhaus, für das wir leben und sterben, und was Sie da von Ihrer gerühmten Cultur reden, so besitzen wir gerade so viel, als uns für jetzt frommt, nicht mehr und nicht weniger, vielleicht eher von zu viel! Seien Sie unbesorgt, wir werden uns alles dasjenige holen, was uns noch fehlt, wenn wir dessen bedürfen sollten! Es ist ja im Ganzen sehr wohlfeil zu haben und läßt sich leicht aus Ihrer so hochgestellten Hauptstadt erlangen, wo Alles für Geld feil ist!

Der Herzog hatte dieser leidenschaftlichen Rede ruhig zugehört; es zuckte zuweilen über sein Gesicht und er war einen kurzen Augenblick unschlüssig, ob er die Unart seines Wirthes nicht in gleicher Weise erwiedern sollte. Dann nahmen seine Augen jedoch den gewohnten, verschleierten Blick an, um seinen Mund spielte wieder das bisherige unbestimmte Lächeln, und er ließ den Fürsten ruhig zu Ende sprechen, ehe er darauf erwiederte.

Ich bin völlig mißverstanden worden, sagte er dann; Sie, verehrte Gräfin, welche meine Worte so ganz aus dem Zusammenhange hinzustellen beliebten, könnten

am besten wissen, daß sie nicht in einem feindlichen Sinne gegen Rußland gesagt waren, wie sie der Herr Fürst auffaßt. Daß Frankreich ein älterer Staat ist, als Rußland, dürfte eine unbestreitbare Thatsache sein; folglich muß es auch eine ältere und ruhmvollere Geschichte haben. Es ist fern von mir, in Abrede zu stellen, daß sich darin einige dunkle, sehr dunkle Blätter befinden, und dazu gehört namentlich unsere beklagenswerthe Revolution, wo alte, wohlerworbene Rechte, die heiligsten und ehrwürdigsten Ueberlieferungen der Vergangenheit, einem blutgierigen, rasenden Fanatismus zum Opfer fielen. Der Stand, welchem ich anzugehören die Ehre habe, der Adel Frankreichs, hat dadurch am meisten gelitten, indem man die Meute des fanatisirten Pobels auf ihn gehetzt, seine Schlösser zerstört, ihm seine Güter geraubt und seine edelsten Mitglieder dem Beile der Guilottine Preis gegeben hat. Sie werden daher wohl ohne meine weitere Versicherung annehmen, daß ich diesem Theile unserer Geschichte nicht habe das Wort reden wollen. Vielleicht nicht einmal dem Ruhme und der Macht des jetzigen Kaisers, setzte er mit etwas leiserem Tone hinzu, dem jedoch jedenfalls das große Verdienst zukommt, das entfesselte Ungeheuer wieder gebändigt zu haben, wenn auch vielleicht in anderer Weise, als wir es wünschen. Man muß indeß aus der Noth eine Tugend machen. – Was ich von Rußland sagte, enthielt für dieses Land, dessen Größe und Zukunft ich anerkenne, das ungetheilteste Lob. Rußland ist ein jugendlicher Staat, Frankreich ein

alter – Rußland besitzt erst die Anfänge, und die ruhmvollsten Anfänge einer Geschichte, so ungefähr wie ein junges, schönes Mädchen von achtzehn Jahren, aber eine um so größere Zukunft – Frankreich dagegen – nun, Frankreich ist eine coquette Frau, über die besten Jahre hinaus, mit reichen und mannigfachen Erfahrungen und zugleich im Besitze aller derjenigen Mittel und Künste, welche geeignet sind, für die verlorene Jugend einen Ersatz zu gewähren.

Der Fürst war durch die geistreiche Wendung sehr befriedigt.

Wenn Sie es so meinen, Herr Herzog, sagte er daher wieder mit einem freundlichen Lächeln, so läßt sich nichts dagegen sagen. Wir haben uns im Gegentheile für das uneigennützige Compliment höflichst zu bedanken. Sie pflichten mir gewiß darin bei, schöne Cousine, denn es bleibt mir immer noch zweifelhaft, ob der Herr Herzog die Absicht hatte, Ihnen oder Rußland Schmeichelhaftes zu sagen. Ich will aber das von ihm gebrauchte Bild vervollständigen, indem ich Sie bitte, das letzte Glas auf das Wohlergehen der Jugend, der jungen Frauen und der jungen Staaten zu leeren – der Sieg sei in ihrem Gefolge!

Er erhob sich, und man stieß an; der Herzog that dies auf die verbindlichste Weise, namentlich mit Hedwig, indem er nur ihr hörbar hinzufügte:

Beim Anstoßen mit einer jungen, schönen Dame denkt man nur an sie, nicht an etwas Anderes.

Sie erwiederte nichts und brachte ihr Glas nur in eine kaum merkbare Berührung mit dem seinigen, ohne ihn dabei anzusehen. Es war ihr sichtlich unangenehm.

Nehmen Sie sich vor diesem Herzoge in Acht, verehrte Cousine, sagte der Fürst, als er sie aus dem Saale führte; er ist ein gescheiter und gewandter Mann, der seine Worte zu setzen versteht.

Wir Preußen hassen alle Franzosen, erwiederte Hedwig lachend – alle, ohne Ausnahme.

Haben Sie das dem Herzoge gesagt?

Ich hatte keine Veranlassung dazu.

Keine Veranlassung? Sie werden vielleicht eine finden.

Ich wüßte nicht, weßhalb. Solche Veranlassung würde ein näheres Kennenlernen voraussetzen, welches durchaus nicht in meiner Absicht liegt.

Der Fürst sah sie einen Augenblick forschend an. Sie haben Recht, sagte er dann, er ist ein grundsatzloser Mensch. Es kommt ihm nicht darauf an, sein eigenes Vaterland und seinen vergötterten Kaiser zu erniedrigen, nur um eine Phrase zu machen. Sie sollen keine Veranlassung zu einer näheren Berührung finden, wenigstens nicht in meinem Hause.

Hedwig hörte diese Rede schweigend an, welche ihr Empfinden abermals unangenehm berührt hatte, schon wegen der Zusammenstellung ihrer Person mit der des Herzogs.

Der Kaffee wurde servirt, und man nahm an kleinen Tischen Platz; der Herzog vermied es jedoch, sich an Hedwig's Seite zu setzen, sondern befand sich bald neben

der Oberstin, mit welcher er sich in ein angelegentliches Gespräch vertiefte, während der Capitän sich in seiner gewohnten offenen Weise mit Hedwig und ihrem Vater unterhielt.

Zweiter Band.

Erstes Capitel.

Da der Graf und seine Tochter sich jetzt schon über eine Woche in dem Hause des Fürsten befinden, so wird es nöthig sein, den Leser mit der Vergangenheit desselben und der neu aufgetretenen Personen bekannt zu machen. Durch den frühen Tod seines Vaters war der Fürst sehr jung in den Besitz eines selbst nach russischen Begriffen großen Vermögens gekommen. Seine Großjährigkeit fiel in die schlaffste und verderblichste Zeit der europäischen Geschichte, in welcher sich jedoch gleichzeitig jene gewaltigen Gährungsstoffe ansammelten, die wenige Jahre nachher die alten, sündenverderbten Ordnungen über den Haufen stürzten und einen Kampf heraufbeschworen, dessen Zuckungen immer noch nicht beendet sind. In Rußland herrschte damals Katharina II. und stand auf dem Gipfelpuncte ihrer Macht, Friedrich der Große war bereits alt und ermüdet, wenn auch nicht unthätig, in Oesterreich kämpfte Joseph II. vergebens mit jugendlichem Eifer gegen die Macht festgewurzelter Vorurtheile und Standesinteressen, und in Frankreich rechneten es sich die adeligen Geschlechter zur Ehre an, den Hirschpark des entnervten Königs durch ihre Töchter zu bevölkern, während eine Straßendirne den beneideten, weit über der Königin stehenden Rang einer *maîtresse en titre* einnahm. Der junge Fürst hatte wenig Neigung zum Kriegsdienste. Weder die Feldzüge mit der Türkei, noch die Abschlachtungen der Polen reizten seinen Ehrgeiz;

er suchte das Vergnügen, und zwar dasjenige Vergnügen, welches seinen zügellosen und rohen Begierden volle Befriedigung gewährte. Nachdem er in Petersburg darin einige wenig ausreichende Vorstudien gemacht, preßte er so viel baares Geld zusammen, als er flüssig machen konnte, und reiste nach Paris, wo er Alles und noch weit mehr fand, als seine in dieser Beziehung lebhafte Phantasie ihm vorgespiegelt hatte.

Paris in den letzten Regierungsjahren Ludwig's XV. – was konnte ein junger russischer Fürst, welcher das Geld mit vollen Händen ausstreute, dort nicht alles erhalten! Er stürzte sich in den Schlamm jenes trüben Stromes, und als er nach einigen Jahren übersättigt daraus wieder empor tauchte, war er an Körper und Geist ein alter Mann, erschöpft von den wildesten, ekelhaftesten und gemeinsten Genüssen. Paris hatte für ihn seinen Reiz verloren, denn es konnte mit all seinen Raffinements nichts mehr aufweisen, was ihm neu war, was er nicht genossen hatte. Dazu fing es an, dort unheimlich zu werden. Von Nordamerika herüber begann es zu wetterleuchten, und die Atmosphäre in Frankreich wurde so schwül und beängstigend, daß sie ihm nicht mehr zusagte.

Er sehnte sich nach Ruhe, nach Einsamkeit, das Treiben und Jagen nach neuer Lust, die er doch nicht mehr genießen konnte, weil ihm die Empfänglichkeit und die Fähigkeit dazu fehlte, ekelte ihn an – er zog wieder heim, krank, elend und tief verschuldet. Er ging auf seine Güter an der Wolga. Es war eine weite Reise, es war das

Versetzen aus einer Welt in eine andere, aus einem Zustande in einen anderen, welche beide gar keine Aehnlichkeit mit einander hatten. Dort lebte oder vegetirte er mehre Jahre krank, einsam und theilnahmlos für Alles. Seine Vermögensverhältnisse besserten sich wieder, weil er äußerst wenig gebrauchte, und allmälig begann das Verlangen, reich zu sein, einen gewissen Reiz auf ihn auszuüben. Er fing an, sich mit der Verwaltung seiner Güter zu beschäftigen, so weit dies nach russischen Anschauungen so genannt wird. Die Folge davon war jedoch, daß er nach weiteren drei Jahren, gerade zur Zeit, als die Revolution in Paris zum Ausbruch kam, die französische Reise finanziell überwunden hatte. Die anderen Folgen dieser mehrjährigen Vergnügungspartie ließen sich jedoch nicht so leicht beseitigen, er war und blieb ein kränkelnder, siecher Mann, den selbst die lange Nachcur einer späteren Zeit niemals wieder herzustellen vermochte.

Dennoch hatte er jetzt auch Einsamkeit genug genossen; er zog zum nächsten Winter nach Petersburg, ließ sich bei Hofe vorstellen und verheirathete sich mit einem jungen und schönen Mädchen, deren üppige Formen, glänzende Augen und kleine Hände auf seine Sinne eingewirkt hatten. Er besaß eine große Vorliebe für kleine Hände und schwarze Haare, und seine junge Frau befand sich im Besitze von beiden. Schwarze, schöne Haare sind bei den russischen Frauen eine Seltenheit, kleine Hände dagegen weniger; die junge Fürstin besaß jedoch außer diesen beiden noch manches Andere. Dazu gehörte auch ein leichtsinniger, sinnlicher Charakter und ein

empfängliches Herz. Der Fürst hatte das arme Mädchen, die Tochter eines im türkischen Feldzuge gebliebenen Generals, eigentlich nur zu seiner Pflege geheirathet und ihre Mutter, eine eingebildete Frau, mit in den Kauf genommen. Er sah sich aber in seinen Erwartungen sehr bald vollständig getäuscht. Seine junge Frau, eine glänzende Erscheinung, wurde von ähnlichen Empfindungen beseelt, wie er, als er seine pariser Reise antrat, wenn auch vielleicht in anderer Weise. Sie liebte das Vergnügen, ließ sich den Hof machen, wollte überall sein, wo es dazu Gelegenheit gab, und empfand die tödtlichste Langeweile in dem Umgange ihres diesen Dingen durchaus abgeneigten Gatten. Es gab bald sehr heftige häusliche Scenen, und da der Fürst erkannte, daß derartige Aufregungen seiner ohnehin schwankenden Gesundheit schädlich seien, ließ er den Reisewagen packen und zog mit seiner Frau auf seine Güter in der Nähe von Nowgorod.

Eine Zeit lang lebten sie dort leidlich mit einander; der Fürst hatte es durchgesetzt, daß die ihm verhaßte Schwiegermutter in Petersburg bleiben mußte. Bald fanden sich jedoch auch dort für die junge Frau Gelegenheiten, sich das langweilige Leben zu versüßen. Die Officiere eines in der Nähe liegenden Cavallerie-Regiments wurden die fleißigen Besucher auf dem Schlosse, und als der Fürst seine Frau eines Tages mit einem derselben in einem *tête-à-tête* überraschte, welches über die Untreue derselben keinen Zweifel aufkommen ließ, schickte er sie

zu ihrer Mutter zurück, setzte ihr ein mäßiges Jahrgehalt aus und sah sie niemals wieder. Alle Versuche, ihn zu einer Aenderung seiner Gesinnung zu bewegen, blieben vergebens; er nahm keinen Brief von ihr oder von ihrer Mutter an, und Niemand durfte ihren Namen nennen bei Strafe sofortiger Entlassung. Der Mensch ist immer am unduldsamsten, wenn er seine eigenen Fehler bei Anderen wiederfindet; dazu hatte der Fürst seine Frau niemals wirklich geliebt, sondern in ihr nur eine angenehme, jugendliche Pflegerin gesucht, und wurde, jetzt so gründlich enttäuscht, nur noch verbitterter und verschlossener.

Mehre Jahre lebte er wieder einsam und von Allen gemieden. Er wurde täglich hypochondrischer und unleidlicher, und Niemand trug das geringste Verlangen, ihn in dieser Beschäftigung zu stören. Seine Paläste in Moskau und Petersburg standen leer, er wurde ungeachtet der barbarischen Strenge, mit welcher er gegen seine Leibeigenen, Beamten und Verwalter verfuhr, überall gründlich betrogen, wie dies in Rußland in allen Verhältnissen unvermeidlich war, noch ist und auch noch lange bleiben wird, und war daher im wahrhaften Sinne ein unglücklicher, todmüder Mann, der sich nach dem Ende wie nach der Erlösung sehnte und doch, vermöge der Schwäche der menschlichen Natur, vor diesem Ende eine unbezwingliche Furcht empfand.

Inzwischen hatten sich die politischen Verhältnisse wesentlich geändert. Das Meteor Napoleon stieg empor und warf sein strahlendes Licht weithin über die Gränzen Frankreichs. Der längst abgestorbene und in Fäulniß

übergegangene Körper des deutschen Reiches schloß vor demselben seine erblindeten Augen und ging endlich zu Grabe; aber die legitimen Herrscher Europa's begannen diesen Emporkömmling zu fürchten und zu hassen, der die Revolution nur deßhalb gebändigt zu haben schien, um sie in einer anderen Form, unter der Fahne der Gloire, über ganz Europa zu verbreiten und ihnen die mottig gewordenen Herrschermäntel von den Schultern zu reißen.

Von dem russischen Kaisermantel konnte man nicht behaupten, daß er den Motten verfallen sei, er war im Gegentheil noch ziemlich neu, wenn auch vielleicht etwas unmodern mit nordischem Pelzwerk verbrämt.

Der russische Stolz und die russische Anmaßung fand sich durch die Erfolge des französischen Parvenu's verletzt, und man beschloß, denselben ein Ziel zu setzen. In Gemeinschaft mit Oesterreich schien dies unzweifelhaft. Die Schwerfälligkeit der russischen Heeres-Organisation ließ die Armee erst auf dem Kriegsschauplatze erscheinen, nachdem die Oesterreicher gründlich geschlagen waren und Napoleon in Wien stand. Dann kam der Tag von Austerlitz, die Dreikaiserschlacht, in welcher der jüngste seine beiden älteren lieben Brüder so vollständig besiegte, daß sie zu einem für Oesterreich sehr ungünstigen Frieden genöthigt wurden. Aber in Rußland lebte der Haß gegen Frankreich fort, welcher sich erst nach einem zweiten, eben so unglücklichen Versuche, dem Preußen zum Opfer fiel, in Freundschaft verwandelte.

Als der Fürst sein Asyl im Innern Rußlands verließ und für den Winter wieder nach Petersburg zog, war die Schlacht von Austerlitz vor wenig Wochen geschlagen worden. In der Hauptstadt herrschte Bestürzung und Trauer, Bestürzung darüber, daß man hatte besiegt werden können, und Trauer über den Tod so Vieler, welche wenige Monate vorher mit der Gewißheit des Sieges in den Kampf gezogen waren. Unter den Trauernden befand sich die junge Wittwe eines Obersten, den das Geschick ebenfalls in der Dreikaiserschlacht ereilt hatte.

Sie stand damals in den letzten Jahren der Zwanziger und war eine hübsche, wenn auch nicht gerade schöne Frau. Hoch, schlank und voll gewachsen, hatte sie sich ein jugendliches Ansehen bewahrt, wie dies bei den russischen Frauen in diesem Alter durchaus nicht zu den Seltenheiten gehört. Ihr Teint war von untadelhafter Weiße und Reinheit, und ihre dunkeln Augen nahmen bei näherer Betrachtung bald für sie ein, da sich ein kluger und gewandter Geist in ihnen abspiegelte.

Der Tod ihres Mannes hatte sie in eine sehr dürftige Lage gebracht; sie besaß weder Vermögen noch Verwandte, außer einem siebenzehnjährigen Bruder, Fähnrich bei der Garde, der ebenfalls in der Schlacht von Austerlitz mitgekämpft, aber unversehrt geblieben war. In ihrer Bedrängniß wandte sie sich mit einem Unterstützungsgesuche an den Minister, der jedoch nicht Zeit hatte, sie zu sprechen, sondern dergleichen Geschäfte von einem Unterbeamten besorgen ließ. Dieser verfuhr damit sehr cursorisch, da bei denselben voraussichtlich kein Gewinn

zu machen war. Der Anblick und die Unterhaltung mit der jungen, klugen und verständigen Frau brachte ihn in diesem Falle jedoch auf andere Gedanken, indem er sich sagte, daß doch vielleicht mit ihr ein Geschäft zu machen sei.

Aus Staatsfonds können Sie nichts erhalten, bemerkte er kurz; die Kassen sind erschöpft, der Krieg hat unglaublich viel gekostet und es werden noch viele Millionen nöthig sein, um die Verluste zu decken und die Armee wieder herzustellen – Sie müssen sich auf andere Weise zu helfen suchen.

Auf andere Weise? erwiederte die Wittwe mit einem trostlosen Aufschlag ihrer thränenfeuchten Augen – ach, Ew. Excellenz wissen nicht, wie unmöglich das für eine allein stehende Frau in der jetzigen Zeit ist!

Ich weiß das wohl, Frau Oberstin – aber vielleicht könnte ich Ihnen dabei behülflich werden.

Ich würde Ihnen ewig dankbar sein.

Leider kann dies nicht ohne Anwendung von Kosten geschehen; würden Sie im Stande sein, diese zu tragen?

Ich besitze nichts – alle meine werthvollen Gegenstände sind schon verkauft.

Sie können aber diese Kosten später erstatten, wenn ich Sie in eine Lage versetze, wo Ihnen dies ohne Beschwerde möglich sein wird.

Ich würde zu jedem Opfer bereit sein, erwiederte die kluge Frau, die jetzt erkannte, daß ihr Gönner wirklich Absichten mit ihr habe.

Ein alter Bekannter von mir sucht eine Dame von guter Familie und in einem gereifteren Alter, setzte er lächelnd hinzu, die seinem Hauswesen vorstehen kann. Er ist Fürst und sehr reich – aber kränklich, abgelebt, launisch und heftig. Würden Sie sich um diese Stelle bewerben wollen?

Ew. Excellenz schildern mir den Herrn Fürsten nicht in einem vortheilhaften Lichte – indessen, ich habe keine Wahl.

Sie kennen ihn vielleicht, es ist der Fürst Boridow.

Ich habe nicht die Ehre.

Nun, das ist am Ende auch gleichgültig, da Sie Gelegenheit haben werden, ihn kennen zu lernen, und die Stellung zu jeder Zeit wieder aufgeben können, wenn sie Ihnen nicht zusagt. Um sie aber zu erlangen, ist es nöthig, bei den vielen Bewerbern, den Hausmeister des Fürsten, der großen Einfluß bei ihm besitzt, zu gewinnen. Mit achthundert Rubeln würde dies wahrscheinlich zu ermöglichen sein. Da Sie mein Interesse einmal erweckt haben, so bin ich bereit, diese Summe für Sie auszusetzen, wenn Sie mir dieselbe später erstatten wollen.

Sie überhäufen mich mit Güte, Excellenz; ich werde meine Schuld so bald als möglich abtragen!

So kommen Sie übermorgen wieder zu mir, um das Weitere zu erfahren.

Die verwitwete Oberstin Sabowska verließ erfreut den uneigennützigen Beamten, da sie die Ueberzeugung hatte, daß er jetzt seinen ganzen Einfluß aufbieten werde, um ihr diese einträgliche Stelle zu verschaffen. Während

der ihr gestellten Frist zog sie Erkundigungen über den Fürsten ein, um danach ihr Benehmen zu regeln. Was sie erfuhr, war allerdings nicht besonders erfreulich; sie tröstete sich jedoch mit der Hoffnung, bald einen entschiedenen Einfluß zu erlangen, und knüpfte daran Betrachtungen mancherlei Art, in welchen der große Reichthum des Fürsten und seine Kränklichkeit, vielleicht sein baldiger Tod, bunt durch einander liefen.

Die Excellenz war ein Jugendbekannter des Fürsten, gehörte zu den Wenigen, mit denen er verkehrte. Es hielt nicht schwer, ihn zu bewegen, mit der Oberstin einen Versuch zu machen, da der Fürst eines weiblichen Wesens zur Beaufsichtigung seines Hauses bedurfte und die Oberstin ihm als eine kluge, erfahrene, sanfte und brave Frau geschildert wurde, welche schon aus Dankbarkeit allen Anforderungen zu entsprechen bemüht sein werde.

Ah, gehen Sie mir mit der Dankbarkeit der Menschen, sagte hohnlachend der Fürst – ich werde sie ordentlich bezahlen, darauf kommt es allein an, und werde sie wieder fortschicken, wenn sie mir nicht gefällt!

Sie wollen es also mit ihr versuchen?

Ihre Empfehlung ist mir zwar eine hinlängliche Bürgschaft, dennoch will ich sie erst sehen. Eine Person, welche man genöthigt ist, täglich um sich zu haben, muß uns gefallen, mag sie sonst sein, wie sie will.

Das versteht sich von selbst; ich werde sie Ihnen also herschicken. Wann wünschen Sie?

Wann Sie wollen, ich bin immer zu Hause. Wie alt sagten Sie, daß sie sei?

Achtundzwanzig bis dreißig Jahre; sie sieht jedoch jünger aus.

Ich hoffe, daß sie keinen Anspruch mehr auf Schönheit macht und den verliebten Ideen entsagt hat, sonst paßt sie nicht für mich.

Ihr Ruf ist unbefleckt; sie hat mit ihrem verstorbenen Manne in der musterhaftesten Ehe gelebt.

Und hat gar keine Verwandte – nicht etwa eine Mutter?

Keine Mutter; nur einen Bruder von siebenzehn Jahren, der als Fähnrich bei der Armee steht.

Sonst Niemanden?

Niemanden.

Nun, so schicken Sie sie her; ich werde mich entscheiden, nachdem ich sie gesehen und gesprochen habe. Ich will eine einfache, anspruchslose Frau.

Das ist sie.

Der Fürst wird Sie engagiren, sagte der Beamte am anderen Tage zu der Oberstin, gehen Sie heute noch zu ihm – benehmen Sie sich verständig und klug, woran ich nicht zweifle, so werden Sie aller Sorgen enthoben sein.

Ew. Excellenz überhäufen mich mit unverdienter Güte.

Ich hoffe, Sie nach einiger Zeit wiederzusehen, um von Ihnen zu erfahren, daß es Ihnen gut gehe.

Es wird mich unendlich glücklich machen, Ihnen meine Dankbarkeit beweisen zu können.

Nun, wir werden ja sehen, erwiederte beziehungsvoll der Beamte; gehen Sie jetzt, Frau Oberstin, ich bin sehr

beschäftigt, ich hoffe Sie bald in Ihrer neuen Stellung bei meinem alten Freunde begrüßen zu können.

Es war am Nachmittage und die Dunkelheit der langen Winternacht bereits eingetreten, als dem Fürsten die Oberstin Sabowska gemeldet wurde. Beschäftigungslos, wie er war, hatte er ihrem Erscheinen mit einer gewissen Ungeduld entgegengesehen, denn die endliche Ausführung des lange erwogenen Planes, wieder eine Frau in sein Haus zu nehmen, regte ihn auf, und das Warten und Erwarten hatte keineswegs vortheilhaft auf seine ohnehin verdrießliche Stimmung eingewirkt.

Die Oberstin erschien in einem sehr einfachen Anzuge und in der tiefsten Trauer; er erwiederte ihre Verbeugung kaum sichtbar und ließ sie eine Zeit lang an der Thür des Zimmers stehen, während seine Augen forschend und rücksichtslos auf ihr ruhten.

Der Herr Fürst haben befohlen, mich zu sprechen, sagte sie mit leiser Stimme.

Befohlen? wiederholte der Fürst – meinetwegen, wie Sie es nennen wollen. Sie wünschen in meine Dienste zu treten?

Wenn ich die erforderlichen Eigenschaften besitze – worüber ich mir selbst kein Urtheil anmaße, so würde ich bereit sein ....

Nun, das versteht sich von selbst, unterbrach er sie, deßhalb sind Sie hier; wir wollen uns darüber verständigen – Setzen Sie sich.

Sie nahm Platz, ohne daß er von seinem Sitze aufstand oder ihr einen Stuhl anbot, und saß wieder eine Zeit lang schweigend, seine weitere Mittheilung erwartend.

Sie sind Wittwe? fragte er dann.

Mein Mann ist in der Schlacht von Austerlitz geblieben.

Sie werden aber bei mir sogleich die Trauer ablegen – ich liebe die schwarzen Kleider nicht.

Wenn es der Herr Fürst wünschen, sagte sie nach einer kurzen Pause, so werde ich das thun, denn die Trauer des Herzens ist unabhängig von der äußeren Kleidung.

Ich will aber auch keine traurige und betrübte Person um mich haben; ich bedarf der Erheiterung, wenigstens wenn es mir darum zu thun ist, danach hätten Sie sich zu richten.

Ich werde bemüht sein, den Wünschen des Herrn Fürsten zu entsprechen.

Sie haben keine Familie, keine Verwandte, keine Mutter?

Von meinen Verwandten lebt nur mein Bruder, welcher ....

Ich weiß – darüber würde ich hinwegsehen. Getrauen Sie sich, einem größeren Hauswesen vorzustehen?

Mein seliger Mann befand sich längere Zeit in der Lage, ein vielbesuchtes Haus machen zu können,

Sprechen Sie Französisch?

Ich glaube, es fertig zu sprechen.

So setzen wir unsere Unterhaltung in dieser Sprache fort. Besitzen Sie Vermögen?

Nein, Herr Fürst.

Hat Ihnen Ihr Mann gar nichts hinterlassen?

Er lebte nur von seinem Gehalt.

Sagen Sie immerhin, von seinem Einkommen, denn das Gehalt eines Obersten kommt wenig in Betracht.

Wie Sie es nennen wollen.

Er hätte davon zurücklegen können, aber diese Leute leben nur in der Gegenwart. Doch mir ist das so ganz recht. – Ich bin ein kranker Mann, fuhr er fort, indem er sein Gesicht unangenehm verzog, und bedarf einer vorsichtigen, äußerst rücksichtsvollen Behandlung, namentlich hinsichtlich der Speisen und auch in vielen anderen Dingen. Es geht in meinem Hause keineswegs lustig und verschwenderisch zu – ich werde vernachlässigt und überall betrogen; diesem Zustande wünschte ich wenigstens einigermaßen abgeholfen zu haben – halten Sie sich dazu für befähigt?

Ueber meine Fähigkeiten maße ich mir kein Urtheil an und kann nur versichern, daß ich dazu den besten Willen besitze.

Sie sollen meinem Hauswesen vorstehen, Sie sollen dasselbe leiten, die Dienerschaft beaufsichtigen und controliren und mich selbst von der Besorgung jener kleinlichen und unleidlichen Dinge befreien, die mich aufreiben und krank machen – werden Sie das können?

Ich hoffe es.

So wollen wir denn den Versuch machen, sagte der Fürst nach längerer Ueberlegung, den Versuch – vorläufig auf ein Vierteljahr, wir werden dann sehen, wie er ausfällt.

Es entspricht dies ebenfalls ganz meiner Auffassung.

Das ist mir lieb. Ich gede Ihnen tausend Rubel jährlich und ganz freie Station natürlich. Sind Sie damit zufrieden?

Vollkommen, Herr Fürst.

Dagegen erwarte ich aber auch, daß Sie sich vollständig damit begnügen und dieses Ihnen reichlich ausgesetzte Einkommen nicht auf andere Weise zu vermehren bemüht sind, wozu Sie allerdings vielfach Gelegenheit haben werden. Jeder derartige Versuch würde sofort das Aufhören unseres Uebereinkommens zur Folge haben.

Die Oberstin hatte, während diese verletzenden Worte gesprochen wurden, Worte, welche nach russischer Anschauung an sich sehr natürlich waren, den Fürsten mit ruhigem Blicke angesehen, dann stand sie auf und sagte mit leiser Stimme: So sehr mich meine traurige Lage auch nöthigt, ein passendes Unterkommen zu suchen, und so sehr das mir Angebotene meinen Wünschen entsprechen würde, indem es meine Erwartungen weit übertrifft, so bedauere ich doch, es unter den obwaltenden Verhältnissen nicht annehmen zu können!

Nicht annehmen zu können? rief der Fürst mit sichtbarem Erstaunen – weßhalb nicht? Ist Ihnen das Gehalt vielleicht nicht hoch genug?

Ich habe bereits bemerkt, daß es meine Ansprüche übertrifft – aber Sie werden bei näherer Erwägung mir gewiß darin Recht geben, daß meine Stellung eine durchaus unhaltbare sein muß, wenn dem Herrn Fürsten das Vertrauen zu meiner Person in solchem Grade mangelt, daß Sie derartige Voraussetzungen auszusprechen für nöthig erachteten!

Welche Voraussetzungen? rief der Fürst heftig – wovon reden Sie eigentlich?

Die Voraussetzung, daß ich Sie betrügen würde, sagte sie ruhig. Wie wäre es mir möglich, mit dem Bewußtsein, von Ihnen in dieser Weise betrachtet zu werden, unter dem Drucke dieses Bewußtseins die mir obliegenden Pflichten mit Freudigkeit zu erfüllen? Ich bin von der Größe meiner Verantwortlichkeit überzeugt, und es würde mein aufrichtigstes und alleiniges Bestreben gewesen sein, Ihnen den Beweis zu liefern, daß ich wenigstens den redlichsten Willen besitze, die mir obliegenden Pflichten zu erfüllen! Dies ist aber ohne Vertrauen von Ihrer Seite nicht möglich, und da Sie von vorn herein ein so großes Mißtrauen gegen mich hegen, daß Sie es für nöthig gehalten haben, es auszusprechen, so muß ich – so schwer es mir auch fällt – auf die angebotene Stelle verzichten!

Ich weiß nicht, wovon Sie eigentlich reden, sagte der Fürst, dem diese Erwiederung sichtlich imponirt hatte – zu Ihren Pflichten, wie Sie es nennen, gehört es auch, daß Sie meine Worte nicht auf die Goldwage legen – das paßt nicht, das sagt mir nicht zu – ich bin ein kranker

Mann und oft in einer verdrießlichen Stimmung. Sie werden das später einsehen und erkennen. – Wenn Sie weiter nichts haben, so beruhigen Sie sich; hegte ich Mißtrauen gegen Sie, würde ich Sie nicht nehmen, für so thöricht werden Sie mich nicht halten. – Ich hoffe, Sie sind mit dieser Erklärung zufrieden – setzte er mit sichtlicher Ueberwindung hinzu.

Verringern Sie das mir bestimmte Gehalt, Herr Fürst, erwiederte sie mit bewegter Stimme, aber schenken Sie mir volles Vertrauen – ohne dasselbe ist meine Stellung unmöglich!

Wir werden uns näher kennen lernen, das wird sich dann alles finden – wollen Sie morgen eintreten?

Ich will es, erwiederte sie nach kurzem Bedenken, und ich hoffe, Sie sollen Ihre Güte gegen mich nicht bereuen. Das wird sich finden, wird sich finden, wiederholte er – also bis morgen!

Zweites Capitel.

Die Oberstin trat am anderen Tage ihr neues Amt an. Ihrer Klugheit und Gewandtheit gelang es bald, dasselbe vollständig zu übersehen und auszufüllen. Ihr verstorbener Mann hatte, wie alle russischen Obersten, seiner Zeit ein sehr bedeutendes Einkommen gehabt, da ein großer Theil der zur Verpflegung des Regiments bestimmten Gelder in seine Taschen geflossen war, so daß seiner jetzigen Wittwe ein üppiges und verschwenderisches Leben durchaus nichts Ungewohntes war. Ihre in dieser Hinsicht erworbenen Erfahrungen kamen ihr jetzt sehr zu Statten,

und sie konnte den Haushalt des Fürsten in einer Weise regeln, daß er an Annehmlichkeiten und Luxus gewann, ohne daß die Ausgaben sich vermehrten. Sie beaufsichtigte Alles, sah überall selbst nach, hielt einen Jeden unter möglichst strenger Controle und war zugleich klug genug, dasjenige nicht zu sehen, was in Rußland ein für alle Male nicht gesehen werden muß.

Mit diesem Theile ihrer Stellung fand sie sich bald ab. Schwieriger war dagegen die Behandlung des Fürsten selbst, welche, wie sie von Anfang an sehr richtig erkannte, die Hauptsache blieb. Sie ging in dieser Hinsicht sehr vorsichtig und allmälig weiter, indem sie sich sagte, daß jede plötzliche Aenderung der gewohnten Zustände, jede Uebereilung nachtheilig sein müsse. Ihre erste Sorge bestand darin, jede kleinliche Wirthschafts-Angelegenheit, über welche er, wie alle derartigen Menschen, am leichtesten in Zorn und Aerger gerieth, von ihm fern zu halten. Es wickelte sich Alles leicht, pünktlich und ganz nach seinen Wünschen ab, fast zu sehr, denn er entbehrte förmlich der damit verbundenen kleinen Aufregungen, welche ihm ebenfalls bereits zur Gewohnheit geworden waren. Indessen empfand er doch das Wohlthuende und Angenehme dieser Veränderung und fing an, die ruhige und geräuschlose Wirksamkeit der Oberstin anzuerkennen.

Sie erschien nur, wenn er es wünschte, aber sie fehlte auch niemals, sobald er nach ihr verlangte. Es war Alles anders wie sonst, niemals mangelte etwas; seinen kleinsten Bedürfnissen, seinen, wenn auch nur beiläufig ausgesprochenen Wünschen wurde Rechnung getragen,

es zeigte sich dies in den unbedeutendsten Kleinigkeiten. Sie bereitete des Morgens selbst seinen Thee, sobald sie erfahren, daß er aufgestanden und im Begriffe war, sein Zimmer zu verlassen. Wenn er kam, war Alles so eben erst fertig, sie selbst aber wieder verschwunden, weil sie wußte, daß es seine Gewohnheit war, allein und ungestört zu frühstücken und dabei die Zeitungen zu lesen.

Eines Morgens beeilte er sich, um sie noch zu finden.

Bleiben Sie, sagte er dann, es ist mir angenehmer, in Ihrer Gesellschaft zu frühstücken; Sie könnten mir die Zeitungen vorlesen, es greift meine Augen an.

Sie blieb, las vor, und von jenem Tage an frühstückten sie gemeinschaftlich – es wäre ihm eine große Entbehrung gewesen, fortan wieder des Morgens allein zu sein.

Die größte Sorgfalt verwandte sie auf die Zubereitung der Speisen. Es war dies durchaus keine leichte Aufgabe. Seine verwöhnte Zunge verschmähte eine einfache und natürliche Kost, und seine zerrüttete Verdauung strafte stets den Genuß piquanter, gewürzreicher und reizender Gerichte. Es war somit der Kochkunst die schwierige Arbeit gegeben, hier die richtige Mitte zu halten, und die Oberstin bot Alles auf, um das Mögliche zu leisten. Dem Fürsten schmeckte sein Diner besser, ohne daß er wie sonst unangenehm daran erinnert wurde, und wenn sich zuweilen dennoch einige unausbleibliche nachtheilige Folgen zeigten, so wußte die Oberstin ihn durch eine angenehme und heitere Unterhaltung darüber hinwegzubringen.

Die ärztliche Weisheit hatte dem Fürsten, welcher gern nach Tisch schlief, dies zwar erlaubt, aber die Zeit dazu genau auf eine Viertelstunde festgesetzt. Petrowitsch stand mit der Uhr in der Hand vor dem Schlafenden und hatte den Befehl, ihn schonungslos nach einer Viertelstunde zu wecken, den er natlürlich auch streng befolgte.

Bald übernahm die Oberstin dieses Amt und verlängerte, den Fürsten täuschend, auf eigene Gefahr die Zeit des Schlafes, was er wohlthuend empfand. Zuerst weckte sie ihn auf dieselbe Weise, wie sein bisheriger Wächter, dann berührte sie ihn leise, strich mit ihrer kleinen Hand über seinen Kopf, und er blickte jedes Mal in ihre besorgten und freundlichen Augen, wenn er die seinigen aufschlug. Er fand auch diese Veränderung angenehm. Noch später weckte sie ihn durch einen leisen Kuß auf die Stirn, was ihm noch mehr gefiel, so daß er die Augen, auch wenn er erwacht war, nicht mehr früher aufschlug, bis dieses Erweckungsmittel zur Anwendung gebracht war. In der hingebenden Stimmung, welche ein kurzer, stärkender Nachmittagsschlaf erzeugt, legte er dann – wieder später – seinen Arm um ihre Taille und blickte dankbar so lange zu ihr auf, bis sie sich zu gleichem Zwecke nochmals zu ihm herabbeugte.

Wir wollen den Fortgang dieses Verhältnisses zwischen einer klugen, sich ihrer Absichten vollständig bewußten, noch jugendlichen Frau und einem zwar kranken und übersättigten, aber keineswegs in seinen Leidenschaften und Begierden ganz abgestorbenen Manne nicht weiter

ausführen. Die Erinnerungen an seine pariser Vergnügungsreise begannen sich bei ihm wieder zu beleben, und sie war klug genug, ihn daran nur in so weit zu hindern, als es die Verhältnisse und sein Gesundheitszustand nöthig machten.

Nach einem Jahre war sie ihm vollständig unentbehrlich geworden, so unentbehrlich, daß, wenn er auch zuweilen den zwar sanften, aber doch fühlbaren Druck ihrer Herrschaft abzuschütteln bemüht war, er doch die Unmöglichkeit einer solch energischen That sogleich wieder einzusehen begann.

Schon nach einem halben Jahre hatte sie ihren Verpflichtungen gegen den uneigennützigen Beamten genügt, dem sie diese einflußreiche Stellung verdankte, und zwar nicht etwa durch Veruntreuung, sondern lediglich durch Geschenke, welche ihr der Fürst gemacht hatte, ohne daß sie ihn darum gebeten, die sie sogar fast immer nur erst seinen Bitten nachgebend angenommen hatte. Es machte ihm Vergnügen, sie zu beschenken, er hatte ja so viel überflüssiges Geld, und sie war stets so erfreut, so überrascht, so dankbar, und ihre Weigerung eine so angenehme, anregende Unterhaltung. Niemals begehrte sie etwas von ihm, und was er gab, war stets zu viel, zu gut, zu schön für sie, aber das Folgende mußte natürlich das Vorhergegangene an Werth übertreffen, schon um ihre Ueberraschung und ihre Dankbarkeit zu steigern, welche für ihn dabei die Hauptsache bildeten.

So lebten sie mehre Jahre fort, bald in Petersburg, bald in Moskau, bald auf seinen Gütern. Sie war ihm völlig unentbehrlich geworden, er hätte sich ohne sie nicht mehr denken können – aber er sah in ihr doch nur ein nothwendiges Mittel zu seinem Wohlergehen. Er sagte sich, daß er sich den Besitz Desselben durch sein Geld verschafft habe, und war bei seinem egoistischen und mißtrauischen Charakter keinen Augenblick darüber in Zweifel, daß er ohne Reichthum niemals zu demselben gelangt sein würde. Er duldete Manches, ließ sich Vieles gefallen, weil ihm dies weniger unangenehm war, als das Entbehren des damit verbundenen Angenehmen; aber weiter erstreckte sich seine Neigung durchaus nicht. Das matte nochmalige Aufflackern eines dem Verlöschen nahe gewesenen sinnlichen Verlangens hatte sich wieder beruhigt und trat nur noch in längeren Pausen hervor. So lebten beide mit einander weiter, ohne jede innere Herzensneigung, Jeder bemüht, den Anderen so weit auszubeuten, als es sein eigener Vortheil erforderte, der vor Allem die ungestörte und möglichst ungetrübte Fortsetzung ihres Verhältnisses zur Bedingung machte. Beide glichen zwei klugen und erfahrenen Verbündeten, die zwar einen gemeinsamen Zweck verfolgen, bei dem jedoch der eigene Nutzen und oder eigene Vortheil die Hauptsache bleiben.

Die Oberstin, den baldigen Tod des Fürsten als Gewißheit annehmend, da er unaufhörlich davon sprach, während sie ihm stets das Gegentheil versicherte, zog den Fall

dieses Todes in die ernsteste Erwägung. Der Fürst hatte keine Verwandten und war unermeßlich reich. Seine Frau, bis zur untersten Stufe der Verkommenheit herabgesunken, war gestorben – warum sollte sie ihn nicht beerben? Wer in der Welt hatte mehr Ansprüche darauf? So vorsichtig sie jedoch in dieser Weise auch zu Werke ging und so consequent sie dann alle ihr zu Gebote stehenden Mittel anwandte, um den Fürsten ihren Absichten geneigt zu machen – er blieb in dieser Beziehung unnahbar. Alle Versuche, ihn zu einem Entschlusse, auch nur zu einem Versprechen zu treiben, mit welchen er sonst keineswegs sparsam war, blieben vergebens. Er sprach niemals über diesen Gegenstand, wenn sie auch noch so vorsichtige Andeutungen machte, im Gegentheil, seine Todes- und Sterbegedanken schienen plötzlich zu verschwinden, wenn dieser Sache auch nur im Entferntesten Erwähnung geschah. Eine Zeit lang trug sie sich mit dem Gedanken, ihn zu einer Ehe zu bewegen, gab aber diesen Plan auf, nachdem ihr der Fürst bestimmt erklärt hatte, er werde nie mehr heirathen.

Sie hatte ein halbes Jahr nach dem Tode seiner Frau nur sehr entfernt sich eine derartige Aeußerung erlaubt, ohne jede Beziehung auf sich selbst; er aber hatte höhnisch aufgelacht und mit seiner unangenehmsten Stimme, die sie jetzt kannte, erwiedert:

Ich weiß, was du denkst, Kathinka, aber schlage dir diese Albernheiten ein für alle Mal aus dem Sinne. Ich bin ein alter und kranker Mann, aber wenn ich auch gesund und jung wäre, ich würde doch gewiß niemals mehr

eine solche Thorheit begehen. Die Ehe ist nichts als eine Erfindung für das gemeine Volk, damit nicht eine wilde und regellose Wirthschaft eintritt – aber vernünftige Menschen, zum Beispiel wir beide, lachen darüber – wir haben uns ja auch längst über diese Vorurtheile hinweggesetzt.

Sie gab diesen Plan, wenn auch mit enttäuschter Erwartung, auf, denn die Frauen, auch solche, welche sich über die bestehenden Verhältnisse und Formen hinwegsetzen und ihre Neigungen allein als maßgebende Gesetze anerkennen, haben schließlich immer ein Verlangen, sich zu verheirathen.

Mache dir übrigens keine unnöthigen Sorgen, fuhr der Fürst fort, der sich mit einem gewissen Wohlbehagen an der nur unvollkommen verschleierten Enttäuschung seiner Gefährtin weidete, du wirst nach meinem Tode nicht darben.

Rede doch nicht von solchen Dingen, sprach sie in erregtem Tone; du bist jetzt viel wohler und gesunder, als sonst, und wirst noch lange, recht lange leben. Es ist mein heißester, sehnlichster Wunsch, vor dir zu sterben – denn was sollte mir ein Leben ohne dich?

Was es dir sollte? – Ich will darüber, weil du es so haben willst, nicht weiter sprechen, obgleich du mich nicht für so kindisch halten wirst, dergleichen Redensarten Glauben zu schenken. Weßhalb wollen wir in dieser Beziehung mit einander Komödie spielen? Du wirst nach

meinem Tode anständig und auskömmlich zu leben haben und leicht Gelegenheit finden, dir einen passenden Mann zu suchen.

Du willst mich jetzt absichtlich kränken und beleidigen – aber wenn du noch einen Funken von Zuneigung für mich übrig hast, so sprich nicht mehr von deinem Tode.

Warum soll ich denn nicht von einem Ereignisse reden, das nahe bevorsteht?

Wenn du es durchaus thun willst, so muß ich es mir gefallen fassen; hättest du Vertrauen zu mir, fuhr sie, sichtlich mit einem Entschlusse kämpfend, fort, so würdest du nicht von deinem Tode, aber von dem Verbleiben deines Vermögens nach demselben mit mir reden. Du hast aber die thörichte und für mich verletzende Voraussetzung, daß ich darauf speculirte – ich will es einmal gerade heraus sagen –, und deßhalb sprichst du nicht mit mir darüber, mit mir, Deiner einzigen Vertrauten, deiner besten und wahren Freundin!

Der Fürst sah sie eine Zeit lang mißtrauisch und überlegend an und schien unschlüssig, was er thun solle. Du magst Recht haben, sagte er dann langsam, und es wird vielleicht am besten sein, wir sprechen einmal über diesen Punct.

Ich würde wenigstens zu der Ueberzeugung gelangen, daß ich dir nicht ganz gleichgültig geworden bin.

Wie kannst du so etwas glauben? Ich werde dir und auch deinem Bruder, der ein braver, wenn auch etwas unleidlicher Bursche ist, ein bedeutendes Legat aussetzen – sprach er weiter, ohne sie dabei anzusehen, während

ihre Augen mit großer Spannung auf ihm ruhten – mein Vermögen aber ....

Willst du zu wohlthätigen Zwecken verwenden? fragte sie, als er eine Pause machte.

Ah – dummes Zeug – halte mich nicht für einen Narren – nein, mein Vermögen soll in meiner Familie bleiben!

In deiner Familie? fragte sie erschreckend – hast du noch Verwandte?

Ja, mein Kind, erwiederte er mit einem spöttischen Lächeln, ich habe noch Verwandte, wenn auch nicht ganz nahe. Mein Großvater war, wie du weißt, ein Deutscher und hieß von Randel, seine Frau eine geborene von Wüllen; deren Schwester verheirathete sch mit einem damals eben Graf gewordenen von Wallfort. Von dieser Frau lebt noch ein Enkel, ein Graf von Wallfort, und dieser hat eine Tochter, ein schönes, talentvolles Mächen – das sind meine Verwandten.

So hast du darüber schon Erkundigungen eingezogen? fragte die Oberstin, welche durch diese Mittheilung ihre Plane mit Einem Male beeinträchtigt sah.

Genaue Erkundigungen, und was ich erfahren, hat mich in dem Vorsatze bestärkt, meine Cousine, wie ich sie nennen will, zu meiner Erbin einzusetzen, wenn sie meinen Voraussetzungen entspricht, wovon ich mich vorher allerdings überzeugen will.

Du willst dich vorher überzeugen? fragte die Oberstin, welche aus dieser Aeußerung wieder Hoffnung schöpfte – willst nach Deutschland reisen, dich den Strapazen einer solchen Fahrt unterziehen, ohne zu bedenken ....

Ich erkenne deine Vorsorge, Kathinka, unterbrach er sie – du glaubst, eine solche Reise könnte meiner Gesundheit schaden, und du hast Recht – ich darf mich derartigen Anstrengungen nicht aussetzen – denn ich bin ein kranker Mann und bedarf der Pflege.

Ich könnte dich ja begleiten, Alexander, natürlich müßte ich dich begleiten ....

Nein, nein, das würde nicht gehen – würde sich nicht einmal passen, da wir nicht verheirathet sind – ich bin vielmehr der Ansicht, daß, wenn ich so entfernten Verwandten, die wahrscheinlich gar nichts von meiner Existenz wissen, mein ganzes Vermögen zu hinterlassen beabsichtige – mit Ausnahme natürlich einiger Legate –, sie hieher zu mir kommen können, damit ich sie vorher kennen lerne. Findest du das nicht in der Ordnung?

Ich kann diese Ansicht nur vollständig billigen, zweifle aber, daß sie kommen werden. Sind sie arm?

Em Gegentheil, der Graf ist reich, wenigstens nach deutschen Begriffen – wir werden ja sehen – kommen sie nicht, so ändere ich meinen Plan; ich habe ihnen dies offen geschrieben, und es ist nun ihre Sache, sich zu bestimmen.

Du hast schon geschrieben? fragte sie mit neuem Erschrecken.

Ja, schon vor vier Wochen; ich erwarte die Antwort.

Sie würden thöricht sein, wenn sie nicht kämen, sagte die Oberstin nach längerem Schweigen.

Das denke ich auch. Ich habe sie eingeladen, den Winter über hier zu bleiben, denn ich will sie nicht bloß oberflächlich kennen lernen. Das Weitere wird sich dann finden. Wir sprechen später mehr darüber. Vorerst ist die Antwort abzuwarten.

Auf diese Weise erfuhr die Oberstin, nachdem sie sechs Jahre mit dem Fürsten zusammen gelebt hatte, die bevorstehende Ankunft des Grafen und seiner Tochter und zugleich das Scheitern Ihres lang durchdachten und überlegten Planes, den Fürsten zu beerben. Sie bedurfte längerer Zeit, um sich mit diesem Gedanken vertraut zu machen, und viel Kraft und Ueberwindung, um die Unruhe und den Verdruß, welche sie beseelten, nicht zu verrathen. Es gelang ihr jedoch, denn ihre Klugheit trug den Sieg davon und sie erkannte, daß sie nur durch völlige Unbefangenheit und gesteigerte Hingebung diejenigen Vortheile erlangen könne, welche zu erreichen blieben. Sie hoffte zuerst, daß die Einladung nicht angenommen werden würde: als dies aber dennoch geschah, nahm sie sich vor, gegen die Gäste äußerlich so liebenswürdig zu sein, als möglich, um jeden etwaigen Argwohn des mißtrauischen Fürsten im Keime zu ersticken, dagegen keine sich irgend darbietende Gelegenheit zu versäumen, um einen Plan scheitern zu machen, welcher so langjährige Hoffnungen zu zerstören bestimmt war.

Dies war der Stand der Dinge bei der Ankunft des Grafen und Hedwig's in dem Hause des Fürsten.

Drittes Capitel

Der Graf und seine Tochter befanden sich bereits über zwei Monate in Petersburg und hatten der Einladung des Fürsten, ihren Aufenthalt bis zu Ende des Winters zu verlängern, nachgegeben. Die Einladung war erfolgt, weil der Fürst an dem Umgange mit seinen Gästen Gefallen fand, und angenommen worden, weil dieses Gefühl ein gegenseitiges gewesen. Der Fürst bot Alles auf, um seinen Verwandten den Aufenthalt angenehm zu machen, und versäumte, ganz gegen seine sonstigen Gewohnheiten, keine Gelegenheit, um ihnen Abwechslung und Zerstreuung zu bereiten. Es lag für ihn ein Genuß darin oder es gewährte ihm vielmehr Vergnügen, Hedwig die Herrlichkeiten von Petersburg zu zeigen und sich an ihrer Empfänglichkeit für Dinge, welche für ihn längst jeden Reiz verloren hatten, mit zu erfreuen. Er konnte dies, weil es viele Dinge in der großen Stadt für Hedwig gab, welche für sie vollständig neu waren, da sie fast immer ausschließlich auf dem Lande und theilweise ziemlich einsam gelebt hatte. Man besuchte fleißig die Theater, namentlich die Oper, Gesellschaften und Bälle, kurz, man setzte im Vollgenusse der höhern Petersburger Vergnügungen, ja, der Fürst hatte sogar die Vorstellung des Grafen und seiner Tochter bei Hofe bewirkt, so daß sie auch zu mehren Hoffesten Einladungen erhalten hatten. Dort war Hedwig bereits dreimal zu der Ehre gelangt, mit dem Czaren zu tanzen, mit dem schönen, jugendlichen, galanten und dabei etwas melancholischen Czaren, und das

Alles hatte eine unverkennbare Aufregung bei ihr hervorgerufen.

Sie gab sich diesen für sie neuen Vergnügungen mit der Empfänglichkeit eines jugendlichen und lebhaften Herzens hin, wenn ihr Empfinden auch vielleicht weniger in die äußere Erscheinung trat, da der Stolz ihres Charakters sie daran hinderte. Dem Fürsten gefiel gerade dieser Zug am meisten, denn da er selbst alle diese Vergnügungen, weil er sie bis zum Ueberdrusse genossen, als leere und dürftige Auskunftsmittel des menschlichen Witzes im Kampfe mit der Langenweile verachtete, so freute er sich doch darüber, daß ein junges, schönes und allgemein gefeiertes Mädchen ein ähnliches Empfinden zur Schau trug.

Im Ganzen befand er sich auch keineswegs im Irrthume, denn obgleich Hedwig sich diesen für sie neuen Eindrücken hingab, so kamen doch immer wieder für sie Stunden ernster Betrachtungen, in welchen sie das Fade und Unbefriedigende aller dieser Dinge erkannte und den Räuber davon zerstörte, weil sie dieselben mit dem Verstande zergliederte. Der Fürst wurde mit jedem Tage aufmerksamer, freundlicher und zuvorkommender gegen sie, und sie ließ es sich angelegen sein, dieses unverkennbare Bemühen, ihr den Aufenthalt in seinem Hause angenehm zu machen, durch ein gleiches Benehmen zu erwiedern.

Die Oberstin betrachtete dies mit sich täglich steigerndem, wenn auch streng verheimlichtem Argwohne. So lebhaft, gesellig und heiter war der Fürst noch niemals

gewesen. Er wurde ordentlich wieder jugendlich, sprach fast gar nicht mehr von seiner Krankheit oder von seinem Tode und nahm an Vergnügungen Theil, welche er bisher mit Entrüstung oder Verachtung gemieden hatte. Er nahm nicht nur daran Theil, sondern suchte sie förmlich auf und veranlaßte sie, denn schon zweimal während der Anwesenheit seiner Gäste hatte er eine große und in hohem Grade luxuriöse Tanzgesellschaft gegeben, und er sprach bereits von einer Dritten. Dabei drehte sich sichtlich Alles um Hedwig; er mühte sich förmlich ab, etwas zu erdenken, was ihr eine neue Unterhaltung oder neue Abwechslung gewähren könne, und zog dabei die Oberstin in einer Weise zu Rathe, welche sie innerlich tief kränkte, weil er sie lediglich als ein Mittel zum Zwecke behandelte und ihre eigene Person dabei gar nicht in Betracht kam. Mit Hedwig sprach er dagegen so, daß sie nicht nur erkennen mußte, sondern auch erkennen sollte, daß dies Alles allein ihretwegen geschähe – er fragte sie, wie sie sich gefallen, wie sie Dies oder Jenes wünsche, und änderte sofort seine Absichten, wenn er aus ihren Aeußerungen auch nur zu der Vermuthung gekommen war, daß seine Anordnungen ihren Wünschen nicht entsprächen. Sie war gegen ihn die Liebenswürdigkeit, Freundlichkeit und Zuvorkommenheit selbst, und er schien kein anderes Ziel zu haben, als der Gegenstand derselben zu sein.

Die Oberstin wurde immer nachdenkender, immer verstimmter und bedurfte aller ihrer Verstellung, um diese Stimmung zu verbergen. Sie ging zwar von ganz falschen

Voraussetzungen aus, aber es war ihr nicht zu verdenken, daß sie dies that. Sie hatte längst erkannt, daß Hedwig kein unbedeutendes, sondern ein charaktervolles, kluges Mädchen sei. Was beabsichtigte sie mit diesem Benehmen? Entweder lag es in ihrem Plane, den Fürsten zu heirathen, was sie gar nicht für unwahrscheinlich hielt, oder sie wollte ihn wenigstens so bestricken, daß die Erbschafts-Angelegenheit weiter keinem Zweifel mehr unterliegen konnte. Weßhalb verlängerten sie so leicht ihren Aufenthalt? Der Graf litt zwar seit einiger Zeit wieder an der Gicht, indessen dies hätte ihn, vorläufig wenigstens, nicht an der Reise hindern können. Weßhalb war sie so überaus zuvorkommend gegen den Fürsten und behandelte ihn mit einer Liebenswürdigkeit und Aufmerksamkeit, welcher unbedingt eine Absicht zu Grunde liegen mußte? Diese Absicht konnte ja auch gar nicht in Zweifel gezogen werden, denn weßhalb wäre sie sonst überhaupt hergekommen?

Und doch irrte die Oberstin in allen diesen Voraussetzungen, Hedwig's Benehmen gegen den Fürsten war nichts, als das Gefühl der Rücksicht, vielleicht auch ein wenig der Dankbarkeit, da sie sah, wie sehr er ihretwegen bemüht war. Zuerst verletzte es ihr Gefühl oder vielmehr ihren Stolz, sich in irgend einer anderen Weise gegen ihn zu benehmen, als es Höflichkeit und die gesellschaftlichen Formen mit sich brachten, um jeden Schein, als ob sie ihn der Erbschaft wegen für sich zu gewinnen

bemüht sei, von sich abzulenken. Nach und nach machte sich dies jedoch anders; sie konnte seine Freundlichkeit, seine Zuvorkommenheit nicht unerwiedert lassen, und dann wurde es ihr ein Bedürfniß, ihm dies zu erkennen zu geben, weil sie sah, daß es ihn jedes Mal freute, wenn sie sich gefreut hatte und sie ihm davon lebhaft und ausführlich erzählte. Sie empfand ein Wohlwollen gegen ihn, dem sie Ausdruck verlieh, oft, immer und nach und nach unbewußt und aus Gewohnheit.

Bei ihm war das vielleicht anders. Er hatte wieder einen Gegenstand, der ihn lebhaft interessirte. Ihr Freude zu bereiten, ihre lebhaften, für ihn so ursprünglichen Aeußerungen und Mittheilungen darüber zu hören, in welchen er den Erguß eines dankbaren Herzens zu erkennen glaubte, regten ihn an, das Leben gewann wieder Reiz, wieder Werth für ihn, und er verscheuchte die trüben und selbstquälerischen Gedanken. Ihr Wesen ließ sie bei ihm auch nicht aufkommen, denn sie tröstete ihn nicht, klagte nicht mit ihm, sondern sie lachte ihn aus, wenn er irgend derartigen Empfindungen Worte verlieh. Sie behandelte ihn wie einen gesunden, rüstigen Mann, und er schämte sich, es nicht wirklich sein zu sollen. Er gab sich daher Mühe, es zu sein, er wollte es wieder sein und er wurde es, so gut es ging, wenigstens verheimlichte er jede Anwandlung der alten Schwäche und ertrug Vieles für sich, was er sonst zum Gegenstande längerer Mittheilung gemacht hatte. Das war für ihn, wenigstens eine Zeit lang, die angemessenste Cur, denn er hielt sich

selbst wieder für gesund, und deßhalb war er es so weit als möglich.

Nach diesem Benehmen des Fürsten schien es der Oberstin wenig zweifelhaft zu sein, daß Hedwig ihren Zweck erreichen werde. So niederschlagend und traurig dies auch für sie selbst sein mußte, so sehr war sie bemüht, wenigstens dasjenige zu erhalten, was zu erhalten oder zu retten irgend möglich war. Sie kannte den kalten und egoistischen Charakter des Fürsten viel zu genau, um nicht zu erkennen, daß ein feindseliges Benehmen ihrerseits keinen Erfolg, vielmehr gerade die entgegengesetzte Wirkung haben müsse; sie stellte sich daher sehr erfreut über seine zunehmende Gesundheit und verdoppelte sowohl gegen ihn als gegen Hedwig ihre Aufmerksamkeit und Freundlichkeit. Eine schwache Hoffnung glaubte sie noch in ihrem Bruder zu finden. Er bemühte sich in seiner Weise offenbar ebenfalls um die Gunst der schönen, gefeierten Gräfin, leider war jedoch diese Weise durchaus nicht nach dem Geschmacke seiner vielerfahrenen Schwester.

Sein Benehmen überschritt durchaus nicht die Gränzen einer zuvorkommenden, achtungsvollen Höflichkeit, wenn es auch mit einer gewissen Geradheit und Offenheit verbunden war, welche sowohl in seinem Charakter, als in seiner militärischen Erziehung lag, hier aber und wenigstens nach der Ansicht der Oberstin besser nicht zu Tage getreten wäre. Daß er sich für Hedwig interessire, schien ihr unzweifelhaft, wenn er es auch selbst in Abrede stellte und seine Schwester auslachte, wenn sie ihm

Andeutungen in dieser Beziehung machte. Sie gab deßhalb jedoch ihren Plan nicht auf und suchte seine Leidenschaften bei jeder Gelegenheit anzuregen.

Du bist ein großer Thor, Alexander, sagte sie zu ihm, als er sie am Morgen nach einem Hofballe besuchte und ihr davon erzählte, da sie selbst daran nicht Theil nehmen durfte – du bist ein großer Thor, daß du dir eine so schöne Gelegenheit, dein Glück zu machen, entgehen läßt. Was nutzt es dir, daß du auf solchen Festen einmal mit ihr tanzest und sie freundlich gegen dich ist, wie du erzählst? Niemand in ganz Petersburg hat so viel Gelegenheit, sich ihr zu nähern und ihr Herz zu gewinnen, als du, der du täglich hieher kommen, sie sehen und sprechen kannst, so oft du willst!

Was sollte mir das nutzen, Kathinka, erwiederte er lachend – ich weiß, du hast die Absicht, mich mit ihr zu verheirathen – aber dazu gehören Zwei, nämlich sie und ich. Sie denkt entschieden nicht daran, und ich auch nicht. Sie wird keinen armen Capitän heirathen, der noch dazu in der ersten Schlacht todtgeschossen werden kann, und ich wäre ein vollständiger Narr, wenn ich jetzt, wo der Krieg vor der Thür ist, an so etwas denken wollte. Sie ist Gräfin, wird wahrscheinlich durch Adoption Fürstin werden – und ich bin der Capitän Ardatow, schlechtweg Ardatow, und wenn ich auch vielleicht bald von Ardatow heiße, was will das sagen? Mein Hoffen ist der Krieg, der Krieg, welcher jetzt unzweifelhaft ist und lang und blutig sein wird! Entweder bettet er mich auf irgend

ein Schlachtfeld mit tausend anderen meiner Kameraden, und damit ist das Spiel ein für alle Mal zu Ende, oder ich kehre als General oder wenigstens als Oberst zurück – und dann wird sich das Weitere finden. Für jetzt aber – nur der Krieg! – Ach, wie wohl ist mir, daß es endlich losgehen soll!

Es ist noch keineswegs entschieden, sagte sie enttäuscht – aber wenn es auch so wäre, warum solltest du deßhalb den Versuch unterlassen, das Herz dieses schönen und reichen Mädchens für dich zu gewinnen? Gerade solche Momente sind dazu besonders geeignet. Sie haßt die Franzosen vielleicht noch mehr, als wir, und schon deine Eigenschaft als Soldat, weicher bereit und bestimmt ist, in einem Kampfe mit ihnen sein Leben zu opfern, muß sie für Dich einnehmen. Du hast nur nöthig, diesen günstigen Eindruck zu verfolgen. Aber du bist ein kleinmüthiger Mensch, der kein Selbstvertrauen besitzt und eine viel zu geringe Meinung von sich selbst hat!

Sie haßt die Franzosen? wiederholte der Capitän in nachdenkendem und zweifelndem Tone – es hat mit soll dem Nationalhaß bei den Frauen stets seine eigene Bewandtniß. Sie können ein Volk als solches hassen und sehr patriotisch empfinden, wie man es nennt, aber deßhalb doch für Ein Exemplar solcher gehaßten Nation durchaus keine Abneigung hegen. Im Gegentheil, man hat Beispiele, daß gerade ein solcher Widerspruch der Gefühle etwas besonders ....

Was willst du mit dieser Andeutung sagen, Alexander? unterbrach ihn die Oberstin, als er schwieg, ohne den angefangenen Satz zu vollenden.

Eigentlich nichts – erwiederte er zögernd – es ist eine allgemeine Wahrnehmung – aber es scheint mir, als ob die Gräfin, welche die Franzosen so sehr haßt, bei dem Herzoge von Villeroi eine Ausnahme mache.

Bei dem Herzoge von Villeroi? wiederholte die Oberstin gespannt – wie kommst durch zu dieser Annahme?

Wie ich dazu komme? sagte er lächelnd; mein Gott, ich habe es gesehen – sie tanzt jedes Mal mit ihm, unterhält sich viel mit ihm, läßt sich von ihm zu Tische führen – so etwas zeugt doch nicht von Haß!

Das thäte sie? Sie ließe sich von diesem blasirten Herzoge den Hof machen?

O, das habe ich nicht gesagt, das ist lediglich eine Schlußfolgerung von dir! Ich meinte nur bemerkt zu haben, daß sie ihren Franzosenhaß nicht auf seine Person überträgt.

Die Oberstin war wieder sehr ernst und nachdenkend geworden und schwieg eine Zeit lang, während der Capitän seiner Gewohnheit nach mit seiner Reitpeitsche Figuren auf den Teppich zeichnete.

Mädchenhafte Eitelkeit, sagte sie dann, weiter nichts. Es schmeichelt ihr, sich auch von diesem Franzosen huldigen zu lassen. Für dich sollte aber gerade darin ein Sporn liegen, dir von ihm nicht den Rang ablaufen zu lassen. Du bist ja keine Frau, leidest daher nicht an einer Charakterschwäche, welche du uns Frauen Schuld gibst. Dein Haß

gegen die Franzosen müßte schon allein für dich ein Motiv sein, diesen Feind auch auf diesem Gebiete zu besiegen. Hast du daran nicht gedacht, Alexander?

Nein, daran habe ich nicht gedacht und denke auch nicht daran, sagte er ernster, als es sonst seine Art mar; wenn sie die Huldigungen dieses Franzosen annehmbar findet – so will und werde ich sie nicht darin stören. Schon deßhalb nicht, weil ich russischer Officier bin und mit einem Franzosen um die Gunst einer Frau nicht in die Schranken treten will.

Weil du ein Narr bist, sagte die Oberstin – du willst den Krieg, und hier ziehst du dich zurück, ohne eine Schlacht anzunehmen.

Vielleicht, weil mir der Preis des Sieges keiner Schlacht werth ist. Doch ereifere dich nicht ohne Grund – ich weiß wirklich nicht, was du von mir willst, und es wäre mir lieb, wenn du mich ein für alle Mal mit dieser Sache in Ruhe ließest.

Unwillig über ihren Bruder, der so wenig Neigung zeigte, ihren Wünschen gemäß, zu handeln und seinen eigenen Vortheil wahrzunehmen, brach die Oberstin die Unterredung ab, welche es jedoch nöthig macht, uns selbst wieder mit Hedwig zu beschäftigen, von der wir beiläufig erfahren haben, daß sie sich die Huldigungen des Herzogs gefallen lasse. Wenn wir nach dem äußeren Scheine urtheilen, so können wir dies nicht ganz in Abrede stellen. Es war überhaupt in mancher Beziehung seit ihrer

Anwesenheit in Petersburg eine Veränderung mit ihr vorgegangen, denn sie gab sich jenen Vergnügungen, welche ihr sonst wenig zugesagt hatten, mit unverkennbarem Genusse hin. Es verging kein Abend, wo sie nicht entweder in Gesellschaft oder im Theater oder im Concerte gewesen wäre, sie tanzte gern und leidenschaftlich, nahm die ihr in reichlichem Maße zu Theil werdenden Huldigungen mit sichtlicher Befriedigung entgegen und schien an allen nichtsbedeutenden und faden Dingen Gefallen zu finden, deren Erreichung das Bestreben so vieler jungen Mädchen bildet, welche entweder im Rausche dahinleben, oder zu unbeständig oder zu beschränkt sind, um den Kern von der glänzenden Schale unterscheiden zu können.

Wenn sie erschien, wurde sie sofort von einem Heere junger und eleganter Herren, meistens Officieren, umschwärmt, mit Engagements bestürmt und hatte stets nach wenigen Augenblicken keinen Tanz mehr zu vergeben.

Der Herzog gehörte oft zu ihren Tänzern, und es ließ sich nicht läugnen, daß sie ihn in gewisser Beziehung auszeichnete, da sie ihm immer einen der beliebtesten Tänze zusagte, auch öfter seine Einladung, sie zu Tische zu führen, annahm. Er versäumte keine Gelegenheit, sich ihr angenehm zu machen, und sein Benehmen unterschied sich von demjenigen der Anderen auf eine vortheilhafte Weise, indem es mit dem rücksichtsvollsten Entgegenkommen stets die Beweise der größten Achtung verband und dadurch zeigte, daß er Hedwig nicht mit

den übrigen Damen in eine Reihe stelle und den Tanz mit ihr mehr als ein Mittel, sich ihr zu nähern und sich mit ihr zu unterhalten, ansah.

Sie sprach ebenfalls gern mit ihm, und ihre Gespräche waren beiderseitig angeregt, wie zwischen Personen, welche an einer gegenseitigen Unterhaltung Gefallen finden. Zuweilen kam es ihm vor, als verbinde sie eine besondere Absicht damit; seine persönliche Eitelkeit ließ ihn jedoch nicht daran zweifeln, daß er Eindruck auf ihr Herz gemacht habe; er fand dies vielmehr sehr natürlich, da er sich ja bemühte, es zu thun, und gewiß war, daß seine Bemühungen auch hier von Erfolg sein mußten. Vorläufig blieb das bei ihm der Anfang einer interessanten Liaison – eine angenehme Unterhaltung, oder er sich hingab, ohne über das Ende besonders nachzudenken. Es war dies ja auch nicht nöthig – so oder so, er fand sich damit ab. Sollte es Ernst werden – nun, sie war eine reiche Erbin, ein schönes, geistreiches Mädchen, weßhalb hätte sie nicht Herzogin von Villeroi werden können? Blieb es bei der Einleitung, bei der Einfädelung eines beziehungsvollen, vielleicht sogar zärtlichen Verhältnisses – so wurde der Petersburger Aufenthalt dadurch versüßt und eine Gelegenheit zum Abbrechen sehr leicht schon durch die doch wohl bald eintretende Abreise der Gesandtschaft herbeigeführt, Also *laissez aller!* – es lag kein Grund vor, den Zügel nicht schießen zu lassen.

Er hatte über ihre Verhältnisse und Beziehungen zu dem Fürsten ausführliche Erkundigungen eingezogen, deren Ergebniß seine Aufmerksamkeiten sich verdoppeln

ließ. Die rücksichtsvolle und zuvorkommende Weise, mit welcher der Fürst sich benahm, ließ bei ihm darüber keinen Zweifel mehr obwalten, daß sie seine Erbin werden würde; nur das schien ihm ungewiß, ob es auch geschehen werde, wenn sie einen Anderen als ihn selbst heirathen sollte.

Nach seiner eigenen egoistischen Anschauung glaubte er mit Gewißheit annehmen zu müssen, daß es in der Absicht des Fürsten liege, sie selbst zu heirathen – denn wozu sonst sein so auffälliges und seinen bisherigen Gewohnheiten so sehr widersprechendes Benehmen? Der Herzog sah in diesem Plane zwar nur die lächerliche Ueberhebung eines alten Mannes; indessen er wußte aus Erfahrung, daß die Frauen in solchen Dingen oft ganz andere Ansichten hegen, und glaubte bemerkt zu haben, daß bei Hedwig die Rücksichtnahmen des Verstandes den Empfindungen des Herzens sich unterzuordnen wußten. Es schien ihm daher gar nicht unmöglich, daß der alte, kränkliche Fürst und das junge, schöne, blühende Mädchen ein Paar werden könnten, vielleicht gerade darum, weil er so alt und so kränklich war. Denn konnte es für sie ein wünschenswertheres Ziel geben, als nach einer kurzen, allerdings gerade nicht verlockenden Ehe im Besitze einer Million und des Fürstentitels in freiester Unabhängigkeit da zu stehen, im Vollgenusse von Jugend und Schönheit und mit den Mitteln versehen, diese in jeder beliebigen Weise zu genießen? – Der Fürst dagegen, der nur noch einige Jahre zu leben hatte, was konnte er mehr wünschen, als dieses junge, schöne Mädchen, das

er doch zu der Erbin seiner Million machen wollte, auch zu seiner Frau zu nehmen und für sein Geschenk sich ein anderes geben zu lassen, nämlich Alles, was sie zu vergeben hatte, ihr Herz und ihre Schönheit?

Dies Alles schien dem selbstsüchtigen Herzoge so wahrscheinlich und natürlich, daß er keinen Augenblick daran zweifelte, denn er sagte sich, daß er sowohl an der Stelle des Fürsten als an derjenigen von Hedwig eben so klug und verständig handeln würde – und gerade deßhalb reizte es ihn, zu versuchen, ob er nicht durch das Gewicht seiner eigenen Persönlichkeit in diesem an sich vernünftigen Plane eine Aenderung hervorbringen könne. Es schien ihm dies keineswegs unmöglich, wenn er an den alten, abgelebten Fürsten dachte, und um seine Lippen zog sich ein spöttisches Lächeln, als sein Blick während dieser Betrachtungen in den Spiegel fiel, der sein Bild zurückwarf, ein Bild, auf dem die Leidenschaften und die Ausschweifungen bereits sehr sichtbare Linien gezeichnet hatten, welche er selbst aber nicht erkannte, weil sie unmerklich entstanden waren und Eitelkeit und Ueberhebung wie bei den meisten Menschen sein Auge verschleierten, wenn es das eigene ich im Bilde betrachtet.

Viertes Capitel.

Hedwig selbst hatte natürlich von als diesen Planen keine Ahnung. Gegen den Fürsten empfand sie Wohlwollen, durchaus nichts weiter, und eine Absicht, wie sie

ihr die Oberstin und der Herzog unterschoben, lag ihrem Charakter fern. Es war bei ihr noch niemals auch nur der Anfang eines solchen Gedankens aufgekommen. Weniger klar war ihr Benehmen gegen den Herzog; sie ließ sich seine Huldigungen in unverkennbarer Weise gefallen, sie schien sogar ein besonderes Interesse dabei zu haben, und doch spielte zuweilen ein hohnvolles Lächeln um ihren schönen Mund, wenn sie sich unbeachtet glaubte. Er nahm dagegen ihr Benehmen als ein Entgegenkommen von ihrer Seite und verdoppelte seine Aufmerksamkeiten.

Es war ein Fest bei Hofe. Man sprach davon, daß es das letzte sein werde, indem der politische Horizont sich immer mehr verfinsterte. Der Czar hatte eine ungewöhnliche Heiterkeit zur Schau getragen, vielleicht gerade deßhalb, um die Sorgen seines Innern zu verbergen. So glaubten wenigstens der Herzog und viele Andere mit ihm. Der Czar hatte viel getanzt, und auch Hedwig war die Ehre zu Theil geworden, mit ihm zu tanzen.

Erregt, weniger von dieser Auszeichnung, als von der Liebenswürdigkeit des männlich schönen Fürsten, der sich so freundlich, so wohlwollend und fast beziehungsvoll mit ihr unterhalten hatte, kehrte sie auf ihren Platz zurück, zu welchem sie der Czar hingeführt und dann noch eine kurze Zeit bei ihr stehen geblieben, während alle Uebrigen ehrfurchtsvoll zurückgetreten waren.

Wenn Sie nach Deutschland zurückzukehren beabsichtigen, hatte er gesagt, so dürfen Sie nicht zögern, Sie

möchten sonst leicht auf unüberwindliche Hindernisse stoßen.

Mein Vater ist leider jetzt krank, Sire – aber ich habe keine Besorgniß, ich vertraue der Macht und dem Glücke Ew. Majestät.

Sie haben ein festes Vertrauen, und es gewährt mir eine große Freude, dies von einem so schönen Munde aussprechen zu hören.

Ich hoffe, sagte sie mit leuchtendem Blicke, daß die Armeen Ew. Majestät den Weg zu meiner Heimath frei und sicher gemacht haben werden, wenn ich darauf zurückkehre, und nicht nur diesen Einen Weg, sondern alle übrigen in meinem geknechteten Vaterlande.

Das große, blaue Auge des Czaren ruhte mit einer ernsten Freundlichkeit auf ihr, während sie diese Worte sprach und das ihrige mit begeistertem Aufschlage dem seinigen begegnete.

Hoffen Sie das? sagte er dann mit leiserer Stimme, als ob er zu sich selbst spräche – es ist viel, sehr viel, was Sie erwarten – aber ich will an Ihrem festen Glauben ein Beispiel nehmen und werde meinerseits nichts unterlassen, um ihn zur Erfüllung zu bringen.

Es würde der schönste, der herrlichste Tag meines Lebens sein!

So lassen Sie uns denn beide hoffen, daß die Sonne jenes Tages einst für uns aufgehe, und gedenken Sie dieser Stunde, wenn sie uns leuchtet, ich werde dann ebenfalls der schönen und begeisterten Prophetin eingedenk sein. – Ich danke Ihnen, sagte er nach einem kurzen Momente

des Schweigens; Ihre Worte haben meinem Herzen wohlgethan, denn ich bedarf der Mahnung an die Sonne zu einer Zeit, wo so trübe und schwere Wolken den Himmel verfinstern.

Es war gewiß natürlich, daß diese Worte des Czaren ihr Herz vor Erregung schneller schlagen gemacht hatten, und sie befand sich noch unter diesem Eindrucke, als der Herzog zu ihr trat, um sie ihrer gegebenen Zusage gemäß zur Tafel zu führen.

Sie hatte bisher jedes politische Gespräch mit ihm vermieden; heute zum ersten Male schweifte es auf dieses Gebiet hinüber, denn sie empfand ein Bedürfniß dazu nach der Unterhaltung mit dem Czaren, welche sie zu verheimlichen nicht befähigt war.

Sie hoffen viel, erwiederte der Herzog, indem er seine Stimme bis zum Flüstern sinken ließ, denn ehe Ihr Hoffen in Erfüllung gebt, muß noch das Blut von Hunderttausenden vergossen werden – aber dennoch, weßhalb sollte es sich nicht erfüllen, ich für meine Person habe keinen sehnlicheren Wunsch, als daß es geschehe, und zwar so bald als möglich.

Sie – fragte sie, indem sie ihn zweifelnd und verwundert ansah, Sie haben keinen sehnlicheren Wunsch?

Ich gebe Ihnen den größten Beweis meines Vertrauens, fuhr er noch leiser fort, indem ich vor Ihnen meine wahren Gesinnungen entschleiere; ich weiß, daß Sie dieses Vertrauen nicht mißbrauchen werden.

Davon kann nicht die Rede sein; aber ich verstehe Sie nicht.

Sie kennen die Verhältnisse in meinem Vaterlande nicht. Sie beurtheilen Frankreich nach den officiellen Bulletins und denjenigen Lügen und Uebertreibungen, welche zu drucken allein noch erlaubt ist. Aber die Lage der Dinge ist eine ganz andere. Es gibt in Frankreich selbst eine große und mächtige Partei, welche in dem Kaiser ihren erbittertsten Gegner haßt und jede Gelegenheit herbeizuführen sucht, um ihn zu stürzen. Dazu gehört nicht nur der alte Adel Frankreichs, der nur, um aus dem Schiffbruche dasjenige zu retten, was zu retten war, sich scheinbar dem neuen Regiment angeschlossen hat, sondern jetzt auch bereits ein großer Theil der Nation selbst, welche es müde geworden ist, ihre Kinder und ihr Geld in den unersättlichen Rachen dieses gefräßigen Löwen zu legen, damit er sie verschlinge. Lassen Sie irgend eine Krisis eintreten, nur Einen unglücklichen Krieg, und die Revolution wird in Frankreich losbrechen zu seinem Sturze, Frankreich kann nur durch Frankreich frei werden und nur durch sich selbst zu seiner alten Ordnung zurückkehren – aber ehe das geschieht, muß die Macht des ehrgeizigen Eroberers auf fremdem Boden gebrochen werden.

Ich höre Sie mit Erstaunen in solcher Weise reden, Herr Herzog, Sie – ein Mitglied der französischen Gesandtschaft!

Erstaunen Sie immerhin – denn wir kämpfen bereits, während Sie nur rüsten. Wir, der Adel Frankreichs, zu welchem zu gehören ich die Ehre habe, wir kämpfen, und ich bin hier auf dem äußersten Vorposten unserer

Armee. Auch in Frankreich gibt es eine Friedenspartei. Zu ihr gehören die wirklichen und besonnenen Anhänger des Kaisers, dann alle diejenigen, welche es müde geworden sind, ihr Leben unter Strapazen und auf den Schlachtfeldern zuzubringen, Leute, welche auf diesen Wegen bereits genug gestohlen und geraubt haben und nun ihre Beute gern in Ruhe und Genuß verzehren möchten. Diese wollen den Frieden. Ein Theil der Armee aber, derjenige, welcher noch nach Ruhm und Gewinn begierig ist, will den Krieg, wir wollen ihn ebenfalls. Denn nur der Krieg, und zwar der Krieg in diesem unwirthbaren Lande, welches an seinem Winter den treuesten Verbündeten hat, kann seinen Sturz herbeiführen. Gott sei Dank, finden unsere Bemühungen den besten Stützpunct in dem unersättlichen Ehrgeize des Kaisers selbst. Er will *auch* den Krieg, und *sein* Wille entscheidet. Ich bin hier, um jede etwa mögliche Aussöhnung zu verhindern, *das* ist meine Aufgabe – keine andere. Meine Arbeit war eine sehr leichte, denn der Kaiser hatte den Krieg schon beschlossen, ehe diese scheinbaren Unterhandlungen weiter geführt wurden. Wir haben unser Ziel erreicht, und ich kann hoffentlich in kurzer Zeit mit der Befriedigung, den Zweck meiner Sendung erfüllt zu haben, wieder abreisen.

Ich gestehe, sagte sie, indem ihr Auge mit einem eigenthümlichen Ausdrucke auf ihm ruhte, daß ich solche Worte von Ihnen nicht erwartet habe.

Ich bin davon überzeugt, erwiederte er mit sichtlicher Selbstbefriedigung, und Sie halten es vielleicht für thöricht und unüberlegt, daß ich sie gesprochen.

Das habe ich nicht gesagt.

Es wäre auch sehr schmerzlich für mich, wenn Sie es gesagt hätten und ich dadurch zu der Erkenntiniß gekommen wäre, daß ich mich in meinen Voraussetzungen geirrt hätte.

Ich kenne Ihre Voraussetzungen nicht.

Sie bestehen einfach darin, daß ich Sie nicht nur für eine geistig hochstehende Dame halte, welche über die Vorurtheile der Menge erhaben ist und sie verachtet, sondern daß ich glaube, wir beide befänden uns auf demselben politischen Standpuncte.

Auf demselben politischen Standpuncte?

Ja, denn ich bin überzeugt, Sie würden als Französin eben so denken und empfinden, wie ich. Sie hassen jetzt die Franzosen, und mit Recht, weil sie Ihr Vaterland erobert und erniedrigt haben; aber Ihr Haß sollte nur diejenigen oder nur denjenigen treffen, welche sich daran wie an vielem anderen Unrecht betheiligt, nicht diejenigen von uns, welche, indem sie diese Ungerechtigkeit ebenfalls tief beklagen, im Hasse gegen den Unterdrücker mit Ihnen übereinstimmen. Zu diesen gehört ein großer Theil der französischen Nation, und darunter derjenige, welcher in diesem Augenblicke das Glück genießt, an Ihrer Seite zu sitzen und Sie zur Vertrauten seiner geheimsten Gedanken zu machen.

Ich habe niemals gesagt, daß ich Sie hasse, erwiederte sie mit einem eigenthümlichen Lächeln.

Der Gedanke, daß dies möglich sein könne, würde mich auch sehr unglücklich machen, sagte er, sie jetzt ansehend; es gibt aber eine lange Stufenleiter der Gefühle, auf welcher der Haß die niedrigste oder die höchste Sprosse einnimmt.

Ich habe mich doch vielleicht geirrt, fuhr er fort, als sie seine Worte unbeantwortet ließ; es gibt noch eine niedrigere Stufe, als den Haß, wenigstens für mich, das ist die Gleichgiltigkeit. – Ein Vertrauen ist des anderen werth, sprach er in drängendem, leisem Tone weiter, sagen Sie mir, auf welcher Stufe meine Person in Ihren Gedanken steht?

Nicht auf dieser letzten.

Ich danke Ihnen, sagte er mit freudigem Ausdrucke, ich danke Ihnen aus ganzem Herzen, denn ich weiß nun auch, daß Sie mich nicht hassen!

Das wissen Sie? fragte sie, ihn fest ansehend.

Ja, denn wenn Sie mich haßten, so würden Sie mir ein solches Geständniß nicht gemacht haben.

Sie schien etwas erwiedern zu wollen, aber ihre Lippen preßten sich fester zusammen, während ein tieferer Hauch von Röthe ihr Gesicht überflog; sie blickte ihn einen Moment mit blitzenden Augen an, aber dann senkten sich ihre langen Wimpern wieder und sie beharrte in ihrem Schweigen.

Sie glauben also bestimmt an den Krieg? fragte sie nach einiger Zeit.

Er ist unvermeidlich. Die Armeen des Kaisers stehen zur Hälfte bereits in Polen und dem nördlichen Deutschland, die andere Hälfte befindet sich auf dem Marsche.

So will Napoleon Rußland erobern, wie er das übrige Europa erobert hat?

Er will vielleicht noch mehr. Rußland soll ihm nur der Weg sein, um die Engländer, seinen eigentlichen Feind, in Indien zu fassen. Ah, es ist ein abenteuerlicher Plan, entstanden in dem vom Ehrgeiz verblendeten Gehirn eines Emporkömmlings, aber je toller, je unausführbarer, um so besser! Er selbst ist sein größter Feind, und Niemand mehr als er selbst arbeitet an seinem Sturze und an seinem Verderben.

Wird Rußland gerüstet sein, um diesen Stoß auszuhalten?

Wenn es klug operirt, wenn es die Entscheidungen vermeidet und die Entfernungen zwischen den vordringenden Armeen und ihren Hülfsmitteln immer mehr wachsen läßt, wenn es ihn bis in das Innere des weiten Reiches nach sich lockt und sich dann mit dem Winter gegen ihn verbündet – so wird es siegen.

Wie schade, erwiederte sie mit unverkennbarem Sohne, daß Sie nicht in dem Kriegsrathe des Czaren sitzen!

Es wäre vielleicht auch am besten, wenn ich fortan mit offenem Visir in die Schranken träte, bemerkte er geschmeichelt; ich bin mit mir deßhalb zu Rathe gegangen, aber doch zu dem Entschlusse gekommen, es zu unterlassen.

Ich finde das natürlich.

Es freut mich, daß Sie meiner Ansicht sind. Ich habe erwogen, daß einestheils der Erfolg immer ein unsicherer ist, weil die russische Politik, durch einige gewiß eintretende Siege des Kaisers geschreckt, sich zu einem nachtheiligen Frieden herbeilassen kann, anderentheils, weil ich glaube, daß mein Einfluß als geborener Franzose, den man als einen Abtrünnigen betrachten würde, doch ohne Bedeutung bleiben könnte.

In letzterer Beziehung urtheilen Sie gewiß sehr richtig; Sie würden sich einer unnöthigen Gefahr aussetzen, sagte sie wieder mit einem halb spöttischen Lächeln, dem er jedoch eine andere Deutung gab.

Der Erfolg wird hoffentlich meine Ansichten bestätigen – und der Erfolg ist das allein Entscheidende.

Auch darin bin ich Ihrer Meinung.

Sie glauben nicht, wie sehr es mich freut und beruhigt, meine Handlungsweise so von Ihnen beurtheilt zu sehen, erwiederte er in sichtlich gehobener Stimmung, denn ich will es nicht verhehlen, daß mir an Ihrem Urtheile mehr gelegen ist, als an demjenigen aller übrigen Menschen.

Und doch verstehe ich nichts von der Politik, von jener Kunst, welche Sie zum Ausgangspuncte Ihrer Studien gemacht haben.

Es handelt sich hier nicht um die Politik, sondern für mich einzig und allein darum, von Ihnen meiner wahren und inneren Gesinnung nach richtig erkannt zu sein – das bildet bei mir die Hauptsache, und ich würde unglücklich sein, wenn in dieser Beziehung noch ein Zweifel obwalten könnte.

Es waltet keiner mehr ob, Herr Herzog, sagte sie langsam und ihn fest ansehend – aber man bricht auf – haben Sie die Güte, mich zu dem Herrn Fürsten zu führen.

Der Herzog erfüllte den Wunsch seiner schönen Tischgenossin und erlaubte sich sogar, beim Scheiden unmerklich die kleine Hand zu drücken, auf deren graziösen Bewegungen seine Blicke oft verlangend geruht hatten. Als er dann später in seinem Zimmer saß, ließ er die Ereignisse des Abends nochmals in seinen Gedanken vor übergehen. Er mußte sich gestehen, daß er eigentlich unüberlegt gehandelt habe, indem er seine wahren Gesinnungen einem ihm fern stehenden jungen Mädchen kund gegeben. Aber stand sie ihm jetzt noch fern? War sie ihm gerade dadurch nicht nahe getreten? Hatte sie ihm nicht versichert, daß sie seine Anschauungs- und Handlungsweise billige? Mit der Befriedigung der Selbstliebe erkannte er, daß er einen großen Schritt vorwärts gethan habe, denn die Schranke zwischen ihr und ihm, die ihr verhaßte Nationalität, war gefallen. Ihr beiderseitiger Haß war ein gemeinschaftlicher geworden, seine Person als Franzose davon ausgeschlossen. Sie wußte nun, daß es in Frankreich Viele gab, welche ebenfalls den Sturz Napoleon's als das Ziel ihres Strebens betrachteten, und daß er, der Herzog, zu diesen gehöre – wie nahe liegend war dadurch die Ideen-Verbindung für sie, ebenfalls eine solche Französin zu werden, das heißt die Frau eines solchen Franzosen! Aber es lag noch sehr, sehr Vieles dazwischen. Der Fürst und die Erbschaft – denn ohne die Erbschaft war

es kaum der Mühe werth, wenigstens mußte die Erbschaft als ein wesentlicher Bestandtheil in Betracht gezogen werden. Würde der Fürst jemals einwilligen, besonders wenn er die Absicht hatte, sie selbst zu heirathen? Dabei war es unzweifelhaft, daß die französische Gesandtschaft spätestens in wenigen Monaten, vielleicht schon früher Petersburg verlassen mußte – wie konnte er nach seiner Abreise auf irgend einen Erfolg rechnen? Bis dahin mußte, das war unabweislich, mit ihr Alles im Reinen sein – sie mußte sich mit ihm verlobt haben, wenn auch nur im Geheimen, dann würde sich das Andere finden, so oder so. Ihm blieb dann immer noch das Auskunftsmittel, die Sache wieder fallen zu lassen, was die weite Entfernung nicht schwierig machen konnte. – Es handelte sich also darum, sie zu gewinnen, ganz und sicher. Das war das Ergebniß seiner Erwägungen, und er beschloß, fortan danach zu handeln.

Fünftes Capitel.

Der Zustand des Grafen verschlimmerte sich eher, als er sich besserte, und machte ihm das Reisen zu einer so kalten Jahreszeit unmöglich; man mußte sich daher entschließen, den Aufenthalt in Petersburg zu verlängern, selbst auf die Gefahr hin, später, des bevorstehenden Krieges wegen, an der Rückkehr verhindert zu sein. Sein Leiden war durchaus nicht bedenklicher Art, die gichtischen Anfälle, denen er unterworfen war, nahmen vielmehr einen ganz sachgemäßen Verlauf, und der behandelnde Arzt erklärte sie für eine Anweisung auf ein recht

langes Leben. Dennoch war der Graf mit dieser Anweisung keineswegs zufrieden, sondern hätte sich weit lieber ohne dieselbe beholfen, indem er annahm, er werde mit ihr doch nicht länger leben, als sonst, und zu lange sei ohnehin vom Uebel. Inzwischen nahmen die politischen Verhältnisse einen immer entschiedeneren und feindseligeren Charakter an, da Napoleon es nicht mehr der Mühe werth hielt, länger eine ihm lästige Maske zu tragen. Die ungeheuren Vorbereitungen zu dem russischen Feldzuge, die umfangreichsten und großartigsten, welche jemals aus dem Gehirn eines einzigen Gewaltigen zu einem jener verderbenden Ereignisse, welche wir Krieg nennen, hervorgegangen sind – waren, wenn auch noch nicht ganz, doch zum größten Theile beendet. Er hatte die beabsichtigte ausgleichende Sendung des Herrn von Nesselrode unmöglich gemacht, und der Czar war dadurch zu der Ueberzeugung gekommen, daß nur der Krieg übrig bleibe, und zwar der Krieg bis zum Aeußersten. Nicht ohne inneren Kampf und mit großer Ueberwindung war der Czar zu diesem Entschlusse gekommen, denn er hatte den furchtbaren Gegner kennen gelernt, welcher jetzt in einer bis dahin nie dagewesenen Weise gegen ihn rüstete, und wußte, daß es sich um die Selbständigkeit Rußlands handle. Indem er nunmehr die Friedensgedanken aufgab und sich der Kriegspartei anschloß, faßte er zugleich den festen Vorsatz, nicht zu wanken, bis ein ehrenvoller Friede erkämpft sei, und lieber unterzugehen, als sich zu anderen Bedingungen zu verstehen. So sehr er sich in diesen Entschließungen bestärkte, so sehr beunruhigte ihn

dabei die Befürchtung, daß er dennoch später schwankend werden könne. Er wußte aus Erfahrung, welche magische Gewalt die Einwirkung des Augenblickes, getragen von der Macht der Ereignisse, auszuüben vermag, und er bangte vor sich selbst, daß eine Zeit kommen könne, wo er dennoch derselben unterliegen würde. Die Geschichte hat bewiesen, daß er zwar von einer solchen Schwäche nicht frei geblieben ist, als seine Armeen geschlagen waren und die französischen Heere in der Mitte seines Reiches standen, daß er ihr aber Widerstand geleistet und dadurch allein den Untergang seines Feindes herbeigeführt hat.

Man beschloß nun, ebenfalls jede Rücksicht schwinden zu lassen und, ähnlich wie in Spanien, das Volk zu fanatisiren. Es ist dies immer ein gefährliches und leicht verderbliches Mittel, besonders bei einem so rohen und ungebildeten Volke, wie das russische. Man glaubte indessen zu diesem äußersten Mittel schreiten zu müssen, welches in Spanien so gute Früchte getragen, und suchte hier in derselben Weise, wie es dort geschehen, die Religion als den Haupthebel in Bewegung zu setzen. Das ganze große, an sich ebenfalls rohe und ungebildete Heer der russischen Priester, der Popen, wurde dazu benutzt, ihr Fanatismus angefacht und sie selbst zu Leitern der Weiterverbreitung desselben gemacht. Ungläubige Krieger wollen den heiligen Boden Rußlands betreten, sie kommen als Eroberer in der Absicht, die alte Ordnung, den alten, heiligen Glauben – Gott und den Czaren zu stürzen und zu verderben – deßhalb Krieg – Krieg bis

auf's Messer, in jeder Form, auf jede Weise, bis die Verdammten wieder vom Boden Rußlands vertrieben sein werden! – So war die Parole, welche die Priester erhielten und die sie von Tausenden von Kanzeln unter die rohen Massen schleuderten und dadurch jene mitleidslose Verfolgung und jene schändlichen, jedem Völkerrechte Hohn sprechenden Gräuelthaten vorbereiteten, welche die geschlagene und erfrorene französische Armee vernichteten.

In Petersburg selbst blieb die Stimmung eine, wenn auch ernste, doch ruhigere und würdige. Jeder schien durch sein Benehmen darthun zu wollen, daß er sich der ganzen Schwere der kommenden Ereignisse vollkommen bewußt sei, sie keineswegs unterschätze, aber auch den festen Entschluß gefaßt habe, alle und jede Kraft ihnen entgegen zu setzen.

Die Kriegspartei hatte den vollständigen Sieg davongetragen, es galt für Verrath, noch vom Frieden zu reden. Dennoch gingen die Unterhandlungen noch scheinbar weiter, man zögerte immer noch, sie abzubrechen. Alexander hatte den kühnen Plan, sofort den Niemen zu überschreiten, die in Preußen und Polen stehenden Franzosen zu schlagen und diese Länder selbst zur Wüste zwischen Napoleon und Rußland zu machen – verworfen; er wollte der Angegriffene sein und die Gerechtigkeit ganz auf seiner Seite haben. Die fanatische Kriegspartei sah hierin die erste Schwäche und befürchtete, daß er auch künftig nur zu halben Maßregeln zu bewegen sein werde. Die in Petersburg herrschende ernste Stimmung war den

geselligen Festen natürlich hinderlich und man lebte im Ganzen stiller, als sonst. Es gab jedoch viele Große, welche gleichsam den Beweis liefern wollten, daß die drohende Kriegsgefahr auf ihre Gewohnheiten keinen Einfluß übe, und diese beschränkten ihre geselligen Vergnügungen nicht. Zu diesen gehörte auch der Fürst. Feste und Gesellschaften bildeten eigentlich gar nicht seine Gewohnheiten, da er sie aber jetzt, Hedwig's wegen, einmal angenommen hatte, so fand er keine Ursache, davon abzugehen; die Beweggründe der Anderen waren für ihn vielmehr ein willkommener Vorwand, darin fortzufahren. So war denn in den letzten Tagen des März abermals ein großer Ball bei dem Fürsten und dazu die ganze hohe Aristokratie Petersburgs geladen.

Die weitläufigen und luxuriös eingerichteten Räume des fürstlichen Palais strahlten an jenem Abende von einem Lichtmeere, welches Tausende von Wachskerzen verbreiteten, und während in dem großen Saale getanzt wurde, hatte sich die Gesellschaft in den anderen Zimmern, theils sich unterhaltend, theils hoch spielend, zerstreut. Hedwig war die Königin des Festes, man erkannte ihr diesen Preis zu, nicht nur, weil man wußte, daß der Fürst ihretwegen dasselbe gab, sondern auch ihrer heute wahrhaft blendenden Schönheit wegen, mit der sie alle etwaigen Nebenbuhlerinnen überstrahlte. Natürlich wurde sie von Bewerbern zum Tanzen förmlich belagert, aber sie hatte heute den ersten Tanz dem Capitän gegeben,

welcher den Muth gehabt hatte, sie schon vor einigen Tagen darum zu bitten, und tanzte jetzt, als dieser nachdenkender als sonst in einer Fensternische stand, mit dem Herzoge.

Sie war heute besonders freundlich, fast herzlich gegen den Capitän gewesen, so daß mancherlei Gefühle und Gedanken bei ihm entstanden waren, die ihn freudig erregt hatten – jetzt aber verfinsterte sich sein Auge, denn er sah, wie angelegentlich der Herzog mit ihr sprach und wie aufmerksam sie seinen Worten zu lauschen schien. Zwar kam es ihm manchmal vor, als schwebe ein hohnvoller Zug um ihren Mund, aber das konnte auch eben so gut Verlegenheit oder sonst etwas sein – er that einen sehr tiefen Athemzug und verließ seinen Platz, verstimmt und unzufrieden, er wußte selbst nicht, weßhalb. Er mochte wenigstens diese angelegentliche Unterhaltung nicht länger beobachten.

An den Tanzsaal stießen mehrere Zimmer, welche jetzt fast leer waren, und hieran reihte sich schließlich ein etwas phantastisch ausgestattetes Gemach. Es war rund und hatte eine gewölbte Glaskuppel, durch welche das Licht einfiel. An den mit Seidentapeten bedeckten Wänden liefen niedrige Divans hin und die Mitte bildete ein Springbrunnen, welcher von blühenden Blumen und südlichen Topfgewächsen eingerahmt war. Zwischen einzelnen Absätzen der Divans standen Statuen von Alabaster und hinter denselben befanden sich Nischen, die durch

seidene, jetzt geöffnete, schwere Vorhänge abgeschlossen werden konnten. Dieses phantastisch, halb orientalisch ausgestattete Zimmer erhielt jetzt sein Licht durch eine oberhalb der Glaskuppel angebrachte, jedoch durch einen blaßrothen Vorhang gemilderte Lampe, so daß eine vollkommene Dämmerung darin geherrscht haben würde, wenn nicht das helle Licht der anstoßenden Räume durch die geöffneten Flügelthüren eingefallen wäre.

Hierhin war der Capitän langsam und nachdenkend gegangen; er warf sich jetzt auf einen Divan, von dem auch er durch die Zimmerreihe bis in den Ballsaal sehen konnte, und gab sich seinen Gedanken hin, etwas, was sonst nicht in seiner Gewohnheit lag. Sein Auge haftete unwillkürlich an den fernen, rasch vorüberschwebenden Gestalten, die, da er sie im Einzelnen nicht mehr erkennen konnte und auch die Musik nicht mehr hörte, wie in einem traumähnlichen Bilde sich zu bewegen schienen. Er sah jetzt, daß die gleichmäßige Bewegung aufhörte und sich das Ganze in eine regellose Verwirrung auflös'te. Der Tanz war zu Ende und die Tänzerinnen wurden nach ihren Plätzen geführt. Auch die ferneren Nebenzimmer begannen sich wieder mehr zu füllen, man suchte Räume auf, in welchen die Temperatur weniger heiß war, als in dem Ballsaale.

Der noch immer in seinen nachdenkenden Betrachtungen verlorene Capitän sah jetzt den Herzog an Hedwig's Seite ebenfalls in eine der anstoßenden Zimmer treten. Sie gingen sehr langsam und er sprach noch immer in

derselben angelegentlichen Weise zu ihr. Der Capitän erschrak, er wußte selbst nicht, weßhalb, als er beide sich nähern sah; er sprang auf, um ihnen nicht zu begegnen, aber dies war nicht mehr möglich, da das Zimmer nur Einen Ausgang hatte und sie sich schon in dem anstoßenden befanden. Es war nicht anzunehmen, daß sie hier verweilen würden; er trat daher in eine Nische hinter eine der Statuen und zog den Vorhang zu, so daß er ungesehen selbst beobachten konnte. Es war ihm ein unangenehmes Gefühl, in diese Lage gekommen zu sein, welche seiner offenen und geraden Natur widerstand, Indessen ließ sich jetzt nicht mehr ändern, auch war er überzeugt, daß die Kommenden sich sogleich wieder entfernen würden.

In dieser Voraussetzung hatte er sich jedoch geirrt.

Es ist kühl und anmuthig hier in diesem Raume, der unwillkürlich an Tausend und Eine Nacht erinnert, sagte der Herzog – wollen Sie nicht ein wenig ausruhen?

Sie setzte sich schweigend auf den Divan und er an ihre Seite. Der Capitän, welcher fast hinter ihnen in der Nische stand, konnte ihre Gesichter nicht mehr sehen, sondern nur noch die Köpfe und nur zuweilen einzelne Theile der Profile.

Ich preise den Zufall, der es mir vergönnt, einmal ungestört mit Ihnen reden zu können, sagte der Herzog wieder – denn es ist eine Lebensfrage für mich geworden, dies zu thun, ehe ein weiter Raum uns trennen wird – ein Traum, den wir durch nichts, nicht einmal durch das an

sich so unvollkommene Hülfsmittel des Briefschreibens zu mindern befähigt sein werden.

Wie kommen Sie zu der Annahme, daß ich einen Brief von Ihnen empfangen würde?

Wie ich zu der Annahme komme? Es wäre sehr schmerzlich, wenn ich mich darin geirrt haben sollte! – Aber ich vermag einen Unterschied nicht anzuerkennen zwischen dem gesprochenen Worte und dem geschriebenen. Sie würdigen mich des Glückes des ersteren – jetzt, ohne Zeugen und allein – weßhalb wollten Sie mir daher die Bitte versagen, meine Briefe zu empfangen?

Weßhalb sollte ich nicht mit Ihnen reden, da Sie hier sind, wie mit jedem Andern, der hier ist? Das ist Zufall, bringt der gesellschaftliche Ton mit sich – wie steht dies mit dem Briefschreiben in irgend einer Verbindung, wozu für mich nicht die mindeste Veranlassung vorliegen kann?

Sie haben Recht, indem Sie dies sagen, Recht und Unrecht, wie Sie es nennen wollen. Eine Veranlassung für Sie liegt noch nicht vor, aber ich bilde mir ein, daß sie eintreten könnte.

Sie bilden sich das ein?

Ich hoffe es vielmehr, sagte er drängender, indem er den Versuch machte, ihre Hand zu ergreifen, was sie jedoch verhinderte – ich habe aus Ihrer Güte, aus Ihrer Freundlichkeit gegen mich Hoffnungen geschöpft, deren Scheitern mich unglücklich und elend machen würde! Lassen Sie mich offen und rückhaltslos zu Ihnen reden – ich würde es vielleicht noch nicht thun, wenn die Zeit

nicht drängte, so muß es aber geschehen! Niemals hat die wahre, wirkliche Liebe zu einem Weibe mein Herz berührt, noch nie habe ich den hohen Werth einer edlen Frau erkannt! An jene Spielereien, die ich für Liebe gehalten, wie eitel, wie nichtsbedeutend waren sie gegen das Eine, meine ganze Natur erschlütternde Empfinden, das meine Seele jetzt erfaßt! Wenn ich Ihnen dies sage, Hedwig, wenn ich Sie frage ....

Fragen Sie nichts und vollenden Sie diesen Satz nicht, sagte sie mit einem eisigen Hohne, wobei der Capitän ihr volles Profil sehen und den kalten Blick ihres Auges erkennen konnte – ich würde mich selbst verachten, wenn ich auch nur einen Augenblick Ihre mich beleidigenden Worte anhören wollte! Es scheint mir, Sie wollen mir eine Erklärung machen und dazu wieder die bekannten, längst verbrauchten Mittel anwenden! Wozu all diese Unwahrheiten? Sie sind eben so überflüssig wie schlecht angebracht! Haben Sie auch Margot – ich meine die junge Marquise de Beaumont – niemals wahr geliebt? Es ist immerhin möglich, denn warum sollte es nicht sein? Indessen Sie werden sich bei ihr wahrscheinlich ganz in ähnlicher Weise ausgedrückt haben, als Sie es jetzt gegen mich beabsichtigen, indem Sie annehmen, die deutsche Gräfin sei immerhin noch gut genug für einen französischen Abenteurer, den die Marquise de Beaumont verworfen, so sehr er sich auch ihretwegen bemüht hat! Sie sehen, ich weiß etwas mehr von Ihrer Vergangenheit, als Ihnen vielleicht lieb ist; aber wenn dies auch nicht wäre, sprach sie mit einem so kalten Ausdrucke weiter, daß der Capitän,

obgleich ihn ihre Worte entzückten, doch innerlich davor erbebte – wenn dies auch nicht wäre – Sie würden mir schon Ihrer politischen Gesinnung wegen verachtungswerth erscheinen!

Verachtungswerth? wiederholte der Herzog in einem fast drohenden Tone.

Wie ich sagte. Wenn Sie den Kaiser, Ihren Kaiser, hassen und sein Verderben beabsichtigen – weßhalb treten Sie nicht offen gegen ihn in den Kampf? Weßhalb erniedrigen Sie sich, ihm zu dienen, um ihn unter dieser Maske zu verrathen und zu verderben? Ein Mann, der in Einer Beziehung, und besonders da, wo seine Ehre mit betheiligt ist, niedrig und verrätherisch handelt, kann und wird es auch in jeder anderen thun! Ich hasse die Franzosen, Ihre Landsleute, weil sie als Feinde in unser Zand gekommen sind, es unterjocht und geknechtet haben – aber sie kamen wenigstens als offene, ehrliche Feinde, mit den Waffen in der Hand, und mit den Waffen werden sie, so Gott will, wieder hinausgetrieben werden – aber Sie? – Sie erlassen mir wohl das Weitere, nicht wahr, und werden nach diesem meinem offenen Geständnisse kein Verlangen mehr empfinden, mich in die Lage zu versetzen, einen Brief von Ihnen uneröffnet zurückschicken zu müssen!

Der Herzog war am Anfange von Hedwig's ihm so ganz unerwarteter Erwiederung leichenblaß geworden, indem ein Gefühl der tiefsten Beschämung und selbst des Hasses sein Herz zusammenpreßte. Er hatte auf einen sicheren,

sogar leichten Erfolg gerechnet und sich in dieser Voraussetzung nicht nur völlig getäuscht, sondern die deutsche Gräfin schien ihn absichtlich zu einer Erklärung veranlaßt zu haben, um ihn zu beleidigen und zu verhöhnen. Einen Augenblick war er unter dem Einflusse dieser Gefühle im Begriffe, ihr in gleicher Weise zu antworten, sie waren ja beide ohne Zeugen und sie hatte sich unvorsichtig in dieser Beziehung in seine Gewalt gegeben. Noch während sie redete und die letzte beleidigende Frage gegen ihn aussprach, gewann jedoch die Erwägung wieder bei ihm die Oberhand, daß er sich dadurch nur noch mehr compromittire; er wurde, wenn auch mit sichtlicher Ueberwindung, dieser Empfindung Herr, wobei ihm Uebung und Gewohnheit zu Hülfe kamen. Um seinen Mund legte sich der bekannte spöttische Zug, und während er Hedwig mit seinen jetzt wieder verschleierten Augen lächelnd ansah, erwiederte er mit kalter Ruhe: Sie fragen mich, was ich bin? Ich könnte Ihnen darauf eine ausführliche Antwort geben, die Sie vielleicht über Manches aufklären würde – aber ich halte es nicht mehr der Mühe werth. Sie sind immerhin eine Dame, wenn auch nur eine deutsche, und mir, als Franzosen, bleibt weiter nichts übrig, als aufzustehen, was ich hiermit thue, und mich Ihnen zu empfehlen. Unsere beiderseitige Unterhaltung hat ihr Ende erreicht – ich bin Ihnen dafür, namentlich für den piquanten und originellen Schluß, zu lebhaftem Danke verpflichtet, denn sie hat jedenfalls in meinen langweiligen petersburger Aufenthalt

einige Abwechslung gebracht. Ich hoffe dasselbe von Ihnen und bitte, mich in geneigtem Andenken zu behalten.

Nachdem er diese Worte gesprochen, machte er eine rücksichtsvolle und förmliche Verbeugung und entfernte sich dann in langsamem und nachlässigem Schritte.

Sie blieb noch eine Zeit lang sitzen und blickte ihm mit leuchtenden, haßerfüllten Augen nach. Der Capitän konnte dies eben so deutlich sehen, wie die tiefe Röthe, welche auf ihrem Gesichte aufflammte, auch das schnelle Wogen ihres Busens. Für ihn war die ganze Scene, deren unfreiwilliger Theilnehmer er geworden, eben so unerwartet als unerklärlich. Wenn sie so über den Herzog dachte – weßhalb dann ihr bisheriges Benehmen gegen ihn? Sie kam ihm in diesem Augenblicke, in welchem sein Auge unverwandt an ihren erregten Zügen hing, räthselhaft, fast unheimlich vor. Hatte sie diesen Auftritt selbst beabsichtigt, vielleicht sogar herbeigeführt? – Er war im Begriffe, aus seinem Verstecke hervorzutreten, und nur die Erwägung, daß seine Gegenwart für sie jetzt peinlich, sogar kränkend sein müsse, hielt ihn davon zurück.

Noch immer saß sie unbeweglich auf derselben Stelle des Divans und ihre Augen blickten nach der Richtung, in welcher der Herzog gegangen war, obgleich sie ihn nicht mehr sehen konnte. Ihre kleinen Hände lagen zusammengepreßt auf den Falten ihres seidenen Kleides, halb davon verdeckt, als ob sie krampfhaft etwas festhalten wollten, und es verging noch eine längere Zeit, ehe

ihr Athem ruhiger und die Stellung ihres Körpers eine weniger gefesselte wurde.

Dann hob ein leiser Athemzug ihren Busen, sie sprang auf, trat vor den Spiegel, so daß der Capitän jetzt ihr ganzes, noch immer erregtes Gesicht und ihre leuchtenden Augen sehen konnte – ordnete ihr Haar und ihren Anzug, obgleich daran eigentlich nicht zu ordnen war, ihre Züge nahmen wieder den gewohnten Ausdruck an, und dann verließ sie langsamen Schrittes das Gemach.

Der Capitän trat jetzt aus seinem Verstecke hervor und blickte unwillkürlich auf die Stelle des Divans, wo sie gesessen hatte; auch seine Züge waren ungewöhnlich erregt und mancherlei Gedanken zogen durch seinen Kopf.

Vor dem Divan lag ihr feines, weißes Batisttuch. Sie hatte es verloren. Rasch hob er es auf, steckte es unter seine Uniform und verließ dann eilig, als ob er einen Raub begangen habe, das verhängnißvolle Zimmer.

Sechstes Capitel.

Es ist ein räthselhaftes Ding, das menschliche Herz, darüber sind alle Philosophen, die alten und die neuen, einig, selbst diejenigen, welche in dem Herzen nichts anerkennen, als einen bewegenden und blutpumpenden Muskel. Unter Herz versteht man das Empfindungsvermögen des Menschen, und keine Philosophie, so viele unverständliche und sich widersprechende Systeme es auch gegeben haben mag und noch gibt, kann das Vorhandensein dieses Empfindungsvermögens im Gegensatze zu dem Verstande im Menschen läugnen. Der Kampf

beider uns innewohnenden Kräfte bildet unser Leben und bringt alle jene Beziehungen hervor, welche es überhaupt erträglich und reizvoll machen. Ein Mensch mit bloßem Verstande wäre die personificirte Nüchternheit, ein dürrer Stamm, von welchem alle Blüthen und Blätter abgestreift sind. Eben so undenkbarer ein Mensch ohne Verstand, er hört auf, ein Mensch zu sein, und sinkt unter das Thier hinab, wie die Erfahrung leider überall zeigt, wo ein Fehler des körperlichen Organismus diese höchste göttliche Gabe nicht zur Geltung kommen läßt. Nur bei denjenigen, wo beide Kräfte sich das Gleichgewicht halten, sehen wir die größtmögliche menschliche Vollkommenheit, aber doch wird uns das Ueberwiegen des Gefühls mehr zusagen, als das des Verstandes. Bei dem weiblichen Geschlechte ist dies mit geringen Ausnahmen immer der Fall, und deßhalb sind die Frauen auch viel unlösbarere Räthsel, als die Männer. Wir vermögen mit unserem eigenen Verstande die Handelungen eines anderen Verstandes vorher zu berechnen, denn der Verstand ist eben eine sich überall gleichbleibende Einheit, und nur die Abweichungen davon sind, durch Leidenschaften hervorgerufen, unberechenbar; dies ist bei überwiegendem Gefühlsleben stets der Fall, und deßhalb allein nennen wir die Frauen unlösbare Räthsel.

Indem wir die legte Scene zwischen Hedwig und dem Herzoge der Wahrheit gemäß geschildert haben, wollen wir gestehen, daß wir gleich dem Capitän dadurch überrascht worden sind, weßhalb wir uns in der Nothwendigkeit befinden, die Motive dazu aufzusuchen, so weit

dies uns möglich ist. Da sich oft aus unscheinbaren Dingen wichtige Schlüsse ziehen lassen und wir die Freiheit dazu haben, so wollen wir noch ein wenig in der Gesellschaft Hedwig's zubringen, nachdem das Fest sein Ende erreicht hatte.

Rascher als sonst, nachdem sie sich nur eilig bei dem Fürsten empfohlen, begab sie sich nach ihrem Zimmer und ließ sich entkleiden. Sie sprach, ihrer Gewohnheit entgegen, fast gar nicht während dieser Zeit mit ihrem Kammermädchen, und erst nachdem sie sich im Negligé befand, fragte sie, ob ihr Vater bereits schlafe.

Der gnädige Herr hat sagen lassen, es würde ihm angenehm sein, wenn Sie noch herüber kämen, da er doch nicht schlafen könne.

Du brauchst nicht auf mich zu warten, erwiederte sie, sich der Thür zuwendend, ich werde dann allein zu Bette gehen.

Sie fand ihren Vater im Bette sitzend; er hatte sie mit der Ungeduld eines Kranken, den der Schlaf flieht, erwartet.

Es freut mich, daß du nicht zu müde bist, um noch ein wenig mit mir zu plaudern, sagte er; es ist ein großes Unglück, nicht schlafen zu können und sich von Friedrich vorlesen lassen zu müssen – es macht nervös, dieser einförmige Ton und das stete Falschlesen – du kannst jetzt gehen, bemerkte er diesem, der im Begriffe stand, sich zu rechtfertigen. – Nun, wie war der Ball? fuhr er fort, als Friedrich sich entfernt hatte; hast du dich gut amusirt?

Es war wie immer, sagte sie, sich setzend – immer dasselbe, ein herzloses, fades Treiben, ein gemachtes, langweiliges Marionettenspiel.

Du scheinst übler Laune, sonst hast du dich niemals so geäußert.

Weil mir dies Alles noch neu war – aber es ist wirklich nicht befähigt zu einer öfteren Wiederholung, es fehlt ihm dazu der innere Gehalt.

Der Graf sah seine Tochter forschend an. Ist dir etwas Besonderes begegnet, fragte er dann, daß du so übler Laune bist?

Was sollte mir begegnet sein? erwiederte sie leichthin. Ich habe getanzt, gegessen und mich mit den gewohnten Redensarten unterhalten lassen – was könnte einem sonst auf einem solchen Balle begegnen?

Ach, Bälle bilden in der Geschichte junger Mädchen oft sehr wichtige Abschnitte – doch lassen wir das, ich weiß, du hast über Manches deine besonderen Ansichten. Wie war die Stimmung?

Wie immer, lieber Vater, sagte sie erregter; der Krieg ist ganz unzweifelhaft, und wir müssen wirklich ernstlich an unsere Abreise denken, wenn wir nicht für längere Zeit von der Heimath abgeschnitten werden sollen.

An die Abreise – jetzt, wo meine Füße so sehr geschwollen sind und ich die heftigsten Schmerzen habe? Wenn du beabsichtigst, mich unterwegs zu begraben, so können wir reisen!

Du siehst viel zu schwarz. Wenn du dich recht warm einpackst, so wirst durch ungefährdet nach Hause kommen und kannst dich dort besser pflegen, als hier in dem fremden Hause.

Es fehlt mir hier nichts – nichts als die Heimath, aber das läßt sich nun einmal nicht ändern.

Das Wetter wird täglich milder, noch haben wir Schlittenbahn, wir werden rasch und bequem fahren – später ist das Alles schwieriger.

Das mag sein – aber ich kann doch jetzt einmal nicht.

Vielleicht bessert sich dein Zustand sehr bald, bemerkte sie dringender; du mußt das annehmen, lieber Vater, und den Termin unserer Abreise in Gedanken nicht immer weiter hinausschieben, du mußt dabei doch auch an deine eigenen Angelegenheiten und an Herrn Rohneck denken!

Als ob ich etwa nicht daran dächte! erwiederte der Graf mit einem tiefen Seufzer; meine einzige Beruhigung besteht in der Ueberzeugung, daß ich in Rohneck einen umsichtigen und zuverlässigen Verwalter besitze.

Gerade aus diesem Grunde ist es aber auch geboten, gegen ihn keine Rücksichten zu versäumen.

Was meinst du damit? Ich verstehe dich nicht.

Du weißt doch, sprach sie mit etwas leiserer Stimme, daß Herr Rohneck uns eigentlich ein großes Opfer bringt, indem er unseretwegen seine Reise nach Paris verschoben hat. Er rechnet gewiß sicher auf unsere baldige

Rückkehr und würde vielleicht seinen Plan nicht aufgegeben haben, wenn er gewußt hätte, daß sich unsere Abwesenheit so lange verzögern würde.

Das glaube ich nicht, bemerkte der Graf beruhigt; mir scheint es, daß ihm an dieser abenteuerlichen pariser Reise überhaupt wenig liegt und daß ihm der Vorwand, sie verschieben zu können, sehr gelegen kam. Er wird sie jetzt längst ganz aufgegeben haben und schwerlich reisen, wenn wir zurückgekehrt sind.

Das wird er jedenfalls, sagte sie mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit, wie kannst du eine so unwürdige Meinung von ihm haben? Er wird jedenfalls reisen, und jetzt mehr, denn je!

Jetzt mehr denn je? Was du für sonderbare Behauptungen aufstellst! Wie kannst du darüber irgend eine Gewißheit haben! Sein letzter Brief ist vier Wochen alt, und er spricht darin kein Wort von seiner Reise.

Weil sich das von selbst versteht. Wie sollte er auch dazu kommen, davon an dich zu schreiben? Sei dem aber, wie ihm wolle, wir haben darüber verschiedene Ansichten, fuhr sie mit einiger Verlegenheit fort; es liegt uns ob, die gegen ihn eingegangenen Verpflichtungen zu erfüllen. Wir haben versprochen, in höchstens sechs Monaten zurückzukehren, nur unter dieser Bedingung ist er auf deinen Vorschlag eingegangen. Wir sind bereits länger als fünf Monate fort, deßhalb liegt uns die Pflicht ob, jetzt zu reisen.

Hat Rohneck vielleicht an dich deßhalb geschrieben? fragte der Graf, der sich das Benehmen seiner Tochter

nicht zu erklären vermochte; sein letzter Brief an mich, in welchem er mir ausführlich über den guten Fortgang unserer Geschäfte berichtet, enthält nicht einmal eine Andeutung darüber.

Wie sollte er dazu kommen, an mich zu schreiben? erwiederte sie mit einem leichten Erröthen; ich würde das – nicht passend finden.

Darin sprichst du ganz meine Ansicht aus, schaltete der Graf ein. Du kannst also gar nicht wissen, ob er unsere Rückkehr so sehnlich erwartet, wie du annimmst, wäre es so, würde er wenigstens darüber Andeutungen gemacht haben. Beruhige dich deßhalb ....

Gerade das Vertrauen, welches Herr Rohneck in dein Wort setzt, unterbrach sie ihn, sollte dich vorzugsweise bestimmen, es nicht zu mißbrauchen und Alles aufzuwenden, deine Zusage zu erfüllen.

Du befindest dich ja heute in einer sonderbaren Erregung, sagte der Graf sichtlich verstimmt; ich bin deßhalb so lange munter geblieben, um mich noch ein Weilchen von dir angenehm unterhalten zu lassen, weil ich annahm, du würdest heiter und angeregt wie sonst von dem Balle zurückkehren und mir deine kleinen Erlebnisse erzählen. Statt dessen kommst du, wie es scheint, sichtlich übel gelaunt und nur in der Absicht, mich zu quälen, indem du unmögliche Dinge von mir forderst.

Unmögliches? wiederholte sie mit einer ihr sonst nicht eigenen Hartnäckigkeit. Wir können doch nicht immer hier in Petersburg bleiben, und ich habe dich nur gebeten, so bald zu reisen, als es deine Gesundheit zuläßt.

Das werde ich von selbst thun, und du hast nicht nöthig, mitten in der Nacht hieher zu kommen und es mir zu sagen, als ob die höchste Gefahr im Verzuge läge. Jetzt bin ich noch krank und kann also nicht reisen, und wenn ich dieser Gicht Herr sein werde, ist es nothwendig, endlich an den Zweck unserer Reise zu denken und die Erreichung desselben zu sichern, denn zum Vergnügen bin ich nicht hieher gekommen, wie du weißt, sondern nur deinetwegen – das solltest du bedenken!

Ich hoffe, daß dich meine Worte nicht gekränkt haben, lieber Vater, sagte sie jetzt mit theilnehmender und fast zärtlicher Stimme, es war wenigstens nicht meine Absicht.

Es freut mich, daß du so sprichst und wenigstens anerkennst, daß ich kein Opfer für dich scheue.

Ich weiß das, wenn auch unsere Ansichten vielleicht nicht immer übereinstimmen – aber nicht wahr, so bald du irgend kannst, werden wir abreisen?

Der Graf, welcher offenbar das abermalige Zurückkommen auf diesen Wunsch nicht erwartet, vielmehr geglaubt hatte, den Widerspruch seiner Tochter in dieser Beziehung beseitigt zu haben, wurde jetzt sichtlich verstimmt.

Du verfällst in deinen alten Fehler, den du von Kindheit an gehabt hast, an einem Gegenstande eigensinnig festzuhalten, selbst wenn man dich vom Besseren überzeugt hat. Ich kenne das und will mich auf weitere Erörterungen mit dir deßhalb jetzt nicht einlassen. Es ist spät, ich bin sehr müde und werde vielleicht, nachdem

ich mich geärgert habe, was ich dir verdanke, einschlafen. Geh' daher, und wenn du morgen wiederkommst, so bringe eine weniger unleidliche Stimmung mit.

Ich wünsche von Herzen, daß deine Voraussetzung in Erfüllung gehe, lieber Vater, und du eine ruhige Nacht haben mögest – wenn ich dich gekränkt habe, setzte sie mit weicherer Stimme hinzu, so vergib mir, es geschah gewiß nicht absichtlich.

Er reichte ihr stumm die Hand, welche sie küßte und sich dann ohne weitere Erwiederung entfernte.

Der Graf blickte ihr gedankenvoll eine Zeit lang nach und dann verwischten sich seine Vorstellungen, die ermüdeten Augen schlossen sich und der lang vergeblich ersehnte Schlaf schüttete seine Mohnkörner darüber aus.

Hedwig legte sich ebenfalls zur Ruhe, und zwar mit einer Eile, als ob es sie dränge, in einen Zustand zu gelangen, in dem wir für eine Zeit lang als unsere Freuden und Leiden vergessen, um von Neuem dazu gerüstet und gestärkt wieder zu erstehen. Sie hatte das Verlangen, in jene bewußtlose Ruhe zu versinken, welche dem Tode so ähnlich ist und nur deßhalb für uns keine Schrecken hat, weil wir bestimmt annehmen, wieder daraus zu erwachen, während uns diese Gewißheit bei dem Todesschlafe mehr oder weniger fehlt – aber ihr Wunsch ging dieses Mal nicht in Erfüllung. Nur wenn der Geist des Menschen ebenfalls ermüdet oder ruhig ist, findet der Körper den Schlaf, so lange aber die Gedanken lebendig bleiben, regellos auf und abwogen oder unablässig um Einen Gegenstand wie um einen Mittelpunct kreisen und jeder

Mühe ungeachtet immer wieder dahin zurückkehren – bleibt der Körper ihnen unterthan, seine Nerven gelangen in eine fieberhafte Erregung, und alle Bemühungen, ihn in die Ruhe des Schlafes zu versetzen, bleiben vergebens.

Sie mußte heute unaufhörlich an Walther denken. Sie ärgerte sich darüber und bemühte sich, ihren Gedanken gewaltsam eine andere Richtung zu geben; aber es half ihr nichts, sie kehrten immer wieder dahin zurück. Endlich ergab sie sich, halb gezwungen, halb freiwillig; denn die Bilder, welche die jetzt unbeengte Phantasie ihr im bunten Gemische vorgaukelte, waren keineswegs unangenehm.

Sie dachte sich, Walther habe ihr Gespräch mit dem Herzoge belauscht und ihr dann durch einen langen, innigen Blick stumm dafür gedankt, daß sie ihn so ritterlich an diesem Manne gerächt habe, der Margot so viele kummervolle Stunden bereitet. Dann erschien diese selbst, und sie freute sich, sie zu sehen, obgleich sie anders aussah, als sie sich dieselbe gedacht hatte; sie war noch schöner und lieblicher und ihre großen, kindlichen Augen hingen voll inniger Liebe an Walther, der sie eben so anblickte. Sie empfand dabei ein Gefühl der Freude und des Schmerzes zugleich, beides war eng mit einander vermischt, aber doch unendlich wohlthuend und beruhigend.

Das ist Hedwig, liebe Margot, sagte dann Walther, von der ich dir so viel geschrieben habe, und dabei erröthete er und sah sie selbst verlegen an – sie liebt dich auch,

denn ich war Zeuge, wie sie den Herzog behandelt, nur deinetwegen, weil er dich so gekränkt und verfolgt hat – sonst hätte sie dies Alles gewiß nicht gethan, denn – ich kenne sie und ihre innersten Gedanken. – Dabei sah er sie wieder mit demselben Blicke an, wie vorher, und Margot's Auge richtete sich jetzt ebenfalls mit kindlichem Erstaunen auf sie, als ob sie ihre Handlungsweise doch nicht recht begreifen könne.

Ich bin Ihnen von Herzen gut, liebe Hedwig, flüsterte sie dann, indem sie ihr die Hand reichte, haben Sie mich auch ein wenig lieb und bleiben Sie immer Walther's Freundin – immer.

Auch Walther wiederholte diese Worte, bei denen, als ihre Phantasie sie ihr zuflüsterte, ein glückliches Lächeln ihren Mund umspülte – nicht wahr, Sie erfüllen meine Bitte, sprach sie leise weiter.

Gewiß, gewiß, von ganzem Herzen und für das ganze Leben, flüsterte sie eben so leise, während beide ihre Hände ergriffen und sie innig drückten. –

Es ist und bleibt ein unlösbares Räthsel, das weibliche Herz, wir müssen es zugestehen, jetzt um so mehr, nachdem wir Hedwig's geheimste Gedanken erfahren haben, Gedanken, die sie selbst nur in jenem halb traumartigen Leben der Seele zu denken sich erlaubte. Vielleicht ist Dir ihre Handlungsweise dadurch jedoch klarer geworden,

geneigte Leserin, und da Du selbst zu jenen verlockenden Räthseln gehörst, wirst Du mehr zu der Lösung desselben befähigt sein, als wir. Der Fortgang unserer Erzählung wird Dir später zeigen, ob Du richtig geschlossen oder Dich dennoch geirrt hast.

Siebentes Capitel.

Kalt, wie der Nordostwind, welcher am andern Morgen durch die breiten und langen Straßen Petersburgs webte und den Schnee von den Dächern aufwirbelte, war Hedwig's Stimmung, als sie, spät erwacht, in ihrem behaglich erwärmten Zimmer saß. Der Wind, welcher die Luftströmung des hohen Nordens über die weiten, schneebedeckten Ebenen und zuletzt über die Eismassen des Ladoga-See's geführt hatte, zog mit der Anmaßung des Siegers über die widerstandslose Stadt hin, Alles, was er von ihr erreichen konnte, mit seinem eisigen Hauche erstarrend, während sie ihr Inneres vorsichtig und wohlverwahrt vor ihm und seinen Einflüssen verschloß – die Stimmung dagegen, welche Hedwig's Gefühle erkältete, war nicht durch äußere Einflüsse entstanden, sondern aus ihrem Innern entsprungen. Sie saß im Sessel vor einem mit dem ganzen Comfort der russischen Theebereitung bedeckten Tische, ihre Augen hafteten auf den Spalten eines französischen Zeitungsblattes, aber ihr Geist beschäftigte sich mit ganz anderen Dingen. Sie war sichtlich verstimmt und unzufrieden mit sich selbst. Die Scene mit dem Herzoge kam ihr jetzt ihrer unwürdig vor,

da sie sich eingestehen mußte, daß sie ohne ihren Willen nicht gespielt haben würde, ja, daß sie dieselbe mehr oder weniger gewünscht und selbst herbeigeführt habe.

Gestern Abend empfand sie darüber eine innere Genugthuung, hervorgegangen auch dem befriedigenden Gefühle, Wiedervergeltung geübt zu haben – heute? – Was hatte sie mit dieser Wiedervergeltung zu schaffen? Was hatte sie sich überhaupt und selbst nur in Gedanken mit Dingen zu beschäftigen, die ihr vollständig fern lagen, die sie gar nichts kümmerten, von denen sie, ohne zu erröthen, nicht einmal reden durfte! – Sie erröthete wirklich, indem sie dieses dachte, erröthete über ihre eigene Handlungsweise. – Ihr Auge hob sich unbewußt von dem Zeitungsblatte empor und richtete sich eben so unbewußt auf die hohen Fenster, an deren großen, äußeren Spiegelscheiben der kalte Nordostwind phantastische Eisblumen hatte entstehen lassen – ihr Auge blieb mit einem melancholischen Ausdrucke daran haften, und der trübe Gedanke, daß die Blumen ihres Herzens jenen Gebilden des Winters ähnlich seien, entlockte ihrem Busen einen tiefen und langen Seufzer.

Dann versuchte sie dieser Stimmung Herr zu werden und ihren Gedanken eine andere Richtung zu geben, aber es wollte ihr immer noch nicht gelingen. Der Herzog, Margot – und Walther hielten sie hartnäckig im Besitze, und ihre Bilder wichen nicht, bis sie sich gewaltsam aufraffte, ihrem Mädchen klingelte und die gewöhnlichen Begebnisse des Tages auf sich einwirken ließ. Es war ihr willkommen, daß bald darauf die Oberstin zu

ihr kam und sich dann mit ihrer gewohnten Freundlichkeit nach ihrem Ergehen erkundigte. Hedwig war heute viel gesprächiger, viel zuvorkommender als sonst, und der Abstand ihres Benehmens, welches jedoch eine gewisse Absichtlichkeit zur Schau trug, war so groß, daß es der Oberstin auffiel, obgleich sie diese Wahrnehmung verheimlichte. Später, nachdem sich Hedwig angezogen, wozu sie sich heute ungewöhnlich lange Zeit nahm, erschien auch der Fürst und war entzückt, von ihr zu hören, daß sie sich gestern besonders gut auf seinem Feste amusirt habe, mehr wie je auf einem anderen. Indem sie sich bemühte, sie wußte selbst nicht, weßhalb, dies dem Fürsten zu sagen und dabei so liebenswürdig als möglich zu sein, sprach sie sich selbst in eine gewisse Aufregung hinein, die Bilder des Abends wurden wieder lebendiger und ihre Stimmung nun eine wirklich heitere, denn ihr Benehmen am gestrigen Abende, welches allein den Mittelpunct ihrer Gedanken bildete, erschien ihr jetzt in einer weit weniger nachtheiligen Beleuchtung, ja, es traten bereits wieder Momente ein, wo sie mit Genugthuung daran denken und sich innerlich darüber freuen konnte.

Der durch die nüchterne Morgenbetrachtung hervorgerufene Anflug von Reue schien verschwunden, ihr Auge fiel jetzt beachtungslos und ohne weitere Vergleiche hervorzurufen auf die Eisblumen an den Fenstern – der erste leer gewesene Raum des neuen Blattes war beschrieben, und die Fortsetzung bildete bereits wieder die Fortsetzung des vergangenen. Die Woge, welche der nüchterne, reflectirende Verstand im Kampfe mit dem

Empfinden in ihrem Innern hoch und siegreich hatte anschwellen lassen, war abgeflossen und die alte Strömung an ihre Stelle getreten. – Sie freute sich wieder ihres Triumphes, nicht ihretwegen – sondern aus einem anderen Grunde, worüber sie jedoch weiter nachzudenken mit Beharrlichkeit unterließ.

Der Fürst war, wie gesagt, entzückt von ihrem Benehmen, er blieb ungewöhnlich lange und hob Alles auf, um ihre Andeutung, daß sie ihre Rückreise bald antreten müßten, zu beseitigen.

Wir haben heute zwanzig Grad Kälte, sagte er mit einer Miene, als ob er sich über diese zu jener Jahreszeit selbst in Petersburg ungewöhnliche Temperatur freue, und dabei weht ein so scharfer Wind, daß gewiß viele Menschen der Kälte zum Opfer fallen werden. Sie kennen unser Klima nicht und dürfen bei dem leidenden Zustande Ihres Vaters, den ich jetzt meinen Freund nennen kann, längere Zeit nicht an die Rückreise denken.

Aber dann kommt der Krieg, Herr Fürst, der Krieg, welcher unvermeidlich ist, und unsere Reise wird unmöglich werden.

Das ist sie eigentlich jetzt schon, sagte er mit einem freudigen Ausdrucke seiner hervorstehenden, scharfen Augen – Sie müssen sich mit dem Gedanken vertraut machen, den Krieg hier abzuwarten. O, erschrecken Sie deßhalb nicht so sehr, fuhr er fort, als er bemerkte, daß Hedwig sichtlich von dieser Empfindung ergriffen wurde – es wird sich wirklich kaum anders machen lassen, denn selbst wenn Sie jetzt reisen wollten, würde Ihre Fahrt mit

so vielen Gefahren verbunden sein, daß es unverantwortlich wäre, sich denselben auszusetzen – ich könnte das nie und nimmer zugeben.

Aber wir können unmöglich länger von Hause abwesend sein ....

Nach den Mittheilungen Ihres Vaters wüßte ich nicht, was Sie daran hindern sollte, da sich Ihre heimischen Angelegenheiten in guten Händen befinden. Glauben Sie nicht, fuhr er beredter fort, als er Hedwig's sich steigernde Unruhe wahrnahm, glauben Sie nicht, daß Sie während der besseren Jahreszeit hier in dem unwirthlichen Petersburg bleiben sollen, wo es gar keine bessere Jahreszeit gibt, sondern nur einen rauhen und kalten Winter und dann plötzlich einen heißen und ermattenden Sommer mit so langen Tagen, daß es eigentlich immer Tag ist – wir werden uns eine Zeit lang in dem alten, ehrwürdigen Moskau aufhalten, der wirklichen Hauptstadt des großen Reiches, wo Sie Rußland, russische Sitten und russisches Volksleben erst kennen lernen sollen; dann ziehen wir, während unsere Heere die übermüthigen Franzosen schlagen, auf meine Güter in die Gegend von Nowgorod, an die Ufer der Wolga, wo das Klima angenehm und die Natur voll südlichen Reizes ist. – Die Zeit wird Ihnen dort hoffentlich schnell und in mannigfacher Abwechslung vergehen, ich meinerseits werde wenigstens Alles aufbieten, um diesen Zweck zu erreichen, und wenn wir dann einen ehrenvollen Frieden erkämpft haben, für uns und auch für Sie – dann kehren Sie, im Besitze dieser freudigen Errungenschaft, in Ihre Heimath

zurück – wohin ich Sie vielleicht begleite, wenn Sie mir diese Gunst gestatten wollen, setzte er mit etwas leiserer Stimme hinzu.

Sie hatte ihm schweigend und mit gesteigerter Unruhe zugehört, jedoch zugleich erkannt, daß der Schwerpunct dieser Angelegenheit allein in dem Willen ihres Vaters ruhe und es daher zu keinem Ergebnisse führen könne, den Ansichten des Fürsten bestimmten Widerspruch entgegen zu setzen.

Sie machen weit aussehende Plane, Herr Fürst, erwiederte sie daher mit einem unbestimmten Lächeln – ich sehe ein, daß wir bei diesem Wetter nicht reisen können und Ihre so rücksichtsvolle Gastfreundschaft noch länger in Anspruch nehmen müssen ....

Das freut mich, freut mich mehr, als ich es sagen kann und vielleicht sagen mag, unterbrach er sie – aber reden Sie nicht von so unbedeutenden und selbstverständlichen Dingen – Ihre Gegenwart ist für mich ein großes Glück, halten Sie diese Ueberzeugung fest und bedenken Sie, daß es grausam von Ihnen sein würde, mir dasselbe schon so bald wieder zu rauben!

Mein Vater würde sich sehr freuen, Ihren Besuch zu empfangen, erwiederte sie, den Gegenstand des Gespräches abbrechend; ich selbst habe ihn an diesem Morgen noch nicht begrüßt und mich nach seinem Befinden erkundigt, weil ich weiß, daß er sehr spät eingeschlafen ist – wenn es Ihnen genehm wäre, gingen wir zu ihm.

Ihr Wunsch ist stets für mich ein Befehl, sagte der Fürst, indem er aufstand und, von ihr geführt, den Zimmern des Grafen zuschritt. –

Die Ungunst des Wetters, der unveränderliche Zustand des Grafen und die Bemühungen des Fürsten, mit denen er die Abreise seiner Gäste zu verhindern wußte, dehnte ihren Aufenthalt immer länger aus, und es waren bereits abermals sechs Wochen seit dem Balle verflossen, auf welchem Hedwig jene aufregende Unterredung mit dem Herzoge gehabt hatte. Sie war seit jener Zeit nicht mehr mit ihm zusammengekommen, er hatte das Haus des Fürsten gemieden und an anderen Orten Hedwig vollständig unbeachtet gelassen. Die Abreise der französischen Gesandtschaft stand jetzt in wenigen Tagen bevor. Man wußte in Petersburg, daß Napoleon binnen kurzem Paris zu verlassen beabsichtige, um sich zur Armee zu begeben, und zweifelte nicht daran, daß dann endlich auch die förmliche Kriegserklärung folgen werde, zu welcher alle Vorbereitungen von beiden Seiten im ausgedehntesten Maßstabe getroffen waren und noch unausgesetzt getroffen wurden. Der Czar wollte sich dann ebenfalls zur Armee begeben, und das Hinhalten der Entscheidung, das Fortsetzen von scheinbaren Unterhandlungen, von deren Nutzlosigkeit man überzeugt war, steigerten nur die Erbitterung. Die Mitglieder der französischen Gesandtschaft vermieden es aus diesem Grunde so viel als möglich, sich öffentlich zu zeigen, und wurden auch nicht mehr zu den Cirkeln des Hofes geladen.

Endlich war der lang ersehne und doch noch immer gefürchtete Zeitpunct gekommen; man erzählte sich überall in der Stadt, daß der französische Gesandte seine Pässe gefordert habe und in wenigen Tagen Petersburg verlassen werde.

Am Abende jenes Tages, zu Ende des Monats April, waren die Straßen der Stadt ungewöhnlich belebt. Das letzte Garde-Regiment, dasjenige, bei welchem der Capitän stand, hatte ebenfalls Marsch-Ordre erhalten und sollte nach dem Süden abrücken. Die Menschen standen überall zusammen und besprachen die kommenden Ereignisse, ergingen sich in mannigfachen Vermuthungen und gaben sich, wie immer, Mühe, allerlei Gerüchte zu erfinden und zu verbreiten. In einem der elegantesten Restaurations-Locale von Petersburg war es an jenem Abende ebenfalls sehr lebendig; alle Räume hatten sich mit lebhaft sprechenden Menschen angefüllt, welche die Tagesneuigkeiten verhandelten. Da uns dies jedoch wenig interessirt, gehen wir die hell erleuchtete Treppe hinauf, über einen langen Corridor fort und gelangen so in ein großes und geräumiges Zimmer, welches zum Hazardspiel benutzt wird. Der Russe ist bekanntlich ein leidenschaftlicher Spieler und kennt fast keine Geselligkeit ohne die Befriedigung dieser ihm angeborenen Neigung. In dem an sich einfachen und ohne Comfort eingerichteten Zimmer waren viele, große Vermögen der Spielwuth zum Opfer gefallen; diejenigen, welche darin verkehrten, hatten wenig Sinn für die Ausschmückung eines Raumes,

von welchem sie nichts weiter verlangten, als ihrer verderblichen Leidenschaft ungehindert fröhnen zu können.

Die Gesichter, welche an dem langen, mit grünem Tuche ausgeschlagenen Tische saßen, unterschieden sich wenig von denen, welche man in allen derartigen Spielhöllen zu sehen Gelegenheit hat – denn es ist immer mehr oder weniger dieselbe Sorte von Menschen, welche sich an sollen Orten zusammenfindet. Der in diesen Dingen erfahrene Beobachter wird hier wie dort nur von dem Gefühle des Ekels berührt werden, welches sich bei den deutschen privilegirten Spielanstalten noch dadurch steigert, daß es deutsche Fürsten gibt, welche sich nicht scheuen, die verwerflichsten Laster aus ganz Europa bei sich zusammenkommen zu lassen, lediglich, um daraus eine Quelle der Geldeinnahme zu ziehen. Die öffentlichen prahlerischen Ankündigungen solcher Spielbanken, welche wir unaufhörlich in den Zeitungen lesen, welche uns belehren, daß auch der Winter kein Hinderniß dafür bilde und man bemüht gewesen sei, daneben eine Sammlung verschiedenartiger fremder, besonders pariser Laster in den verlockendsten Formen bereit zu halten, ist ein betrübendes Bekenntniß unserer Schande, vor welchem wir nicht nur dem Anstande, sondern am meisten uns selbst gegenüber zu erröthen haben.

Die Raffinements der deutschen Bäder fehlten in dem beschriebenen petersburger Spielsaale; es fanden sich daselbst hauptsächlich nur Männer ein, welche wirklich spielen wollten, wenig Zuschauer und gar keine von jenen Damen, denen die Bestimmung obliegt, mit ihren

feilen Reizen die Anwesenden zu bestricken und zum Spielen zu verlocken, wie man sie jetzt, neben Austern, Trüffeln und anderen Leckereien, auch dem Auslande für Deutschlands Spielbanken besonders verschreibt.

Die Plätze an dem langen Tische waren alle besetzt, auf einem etwas erhöhten Sessel saß der Banquier, neben ihm seine Croupiers, confiscirte Physiognomieen, wie gewöhnlich. Hinter den Stühlen der Spielenden standen die Zuschauer oder solche, die nur hin und wieder einmal Versuch mit einer Karte machten, und in dritter Reihe ging man auf dem weichen Teppiche auf und ab, leise plaudernd und beobachtend.

Unfern des Croupiers saß der Herzog. Vor ihm lag eine Masse von Goldstücken, denn das Glück schien ihm günstig gewesen zu sein; er setzte so eben wieder eine bedeutende Summe auf eine Karte. Sein Spiel mußte die Aufmerksamkeit der Uebrigen erregt haben, denn Vieler Blicke waren auf ihn und den Erfolg seines Spieles gerichtet. Er verlor. Mit der Gleichgültigkeit eines routinirten Spielers sah er den kleinen Haufen Goldes verschwinden, nahm eine andere Karte und verdoppelte den Satz. Das Glück war ihm abermals ungünstig. Auch jetzt ging nicht die mindeste Veränderung auf seinem Gesichte vor, seine blassen Züge und seine verschleierten Augen blieben unbeweglich. Dem Capitän, welcher ihm gegenüber stand und ihn scharf beobachtete, kam es jedoch vor, als ob seine zusammengepreßten Lippen unmerklich zuckten, während er in gleicher Weise noch einige hohe Sätze

verlor und der Haufe Goldstücke vor ihm gänzlich verschwand. Es schien, als ob er das Glück zu erzwingen beabsichtige, denn er legte neue Rollen mit Napoleonsd'ors vor sich hin, die jedoch eben so schnell verschwanden, wie die bisherigen.

Ein spöttisches Lächeln flog über das Gesicht des Capitäns, als er den sich steigernden Verlust des Herzogs beobachtete, denn er nahm in seinem Innern offenbar Partei gegen ihn und freute sich jedesmal, wenn die Harke des Croupiers die ausgesetzten Goldstücke einzog. Nochmals erneuerte der Herzog seine Einsätze, und nochmals verlor er – er mußte bereits sehr bedeutend verloren haben.

Es trat jetzt die übliche Pause von einer halben Stunde ein, nach deren Verlauf das Spiel von Neuem beginnen sollte. Das Gespräch wurde lebhafter, mehre Spieler verließen ihre Sitze, um sie anderen einzuräumen, während diejenigen, welche fortspielen wollten, abwartend sitzen blieben. Der Herzog gehörte zu den letzteren.

Sie haben unglücklich gespielt, Herr Herzog, sagte ein Mann, der ihm gegenüber saß; es ist heute nicht Ihr Tag, Sie sollten aufhören.

Es ist mir gleich, ob ich verliere oder gewinne, erwiederte in nachlässigem Tone der Herzog, mich unterhält das Spiel – das ist Alles.

Ah, das glaube ich Ihnen nicht; Niemand spielt, um zu verlieren, ein Jeder will gewinnen.

Aber man kann nicht immer gewinnen, und der Reiz liegt allein in der Abwechslung.

Sie werden diesen Reiz hier in Petersburg kaum mehr genießen können, bemerkte ein Anderer, da Sie uns bald verlassen müssen.

Möglich – hier oder anderswo, das bleibt sich gleich.

Sie scheiden gewiß mit schwerem Herzen von hier?

Mit schwerem Herzen? fragte mit einem gezwungenen Lächeln der Herzog, indem sich seine Augen etwas mehr aufschlugen; dieses unbedeutenden Verlustes wegen?

O, das wollte ich nicht sagen! Ich habe eine viel zu gute Meinung von Ihnen, als daß ich glauben sollte, der Verlust einer solchen Kleinigkeit, die Sie ja auch immerhin noch wiedergewinnen können, würde Ihnen das Herz schwer machen.

Was meinten Sie denn, wenn ich fragen darf?

Nun, daß das alte Sprüchwort bei Ihnen zutrifft: Unglück im Spiele, Glück in der Liebe!

Der Herzog schwieg, aber um seinen Mund legte sich ein halb selbstbewußtes, halb spöttisches Lächeln.

Sehen Sie, daß ich Recht habe, fuhr der Andere in demselben leichten Tone fort, Sie schweigen – wer schweigt, gibt zu.

Ich weiß wirklich nicht, was Sie meinen.

Ach, spielen Sie nicht den Unwissenden! Ich kenne sehr schöne Augen, die sich mit Thränen füllen werden bei Ihrer Abreise.

Sie kennen solche Augen? Das überrascht mich wirklich!

Das überrascht Sie? Daß ich sie kenne? Nun, das ist sehr zufällig, sehr oberflächlich. Aber Sie werden doch

zugestehen, daß die deutsche Gräfin, welche bei dem Fürsten Boridow zum Besuche ist, sehr schöne Augen hat, vielleicht die schönsten in ganz Petersburg, und was die Thränen betrifft ....

Was die Thränen betrifft, mein Herr, unterbrach der Herzog, so ziemt es mir am wenigsten, davon zu reden.

Warum Ihnen am wenigsten? Ich würde glücklich sein, wenn sie meinetwegen geweint würden! Warum wollen Sie ein solches Glück nicht eingestehen?

Weil es mir nicht zusagt, mich mit der Gunst einer Dame zu rühmen. Wir dürfen dies am wenigsten dann thun, wenn wir so glücklich gewesen sind, damit beschenkt worden zu sein.

Bravo, Bravo! rief lachend der Andere, und die Umsitzenden stimmten in das Gelächter ein. Sie verstehen es, Herr Herzog, von der Sprache den richtigen Gebrauch zu machen, indem Sie in einem und demselben Satze verneinen und bejahen.

Ich muß die weitere Auslegung Ihrer eigenen Beurtheilung überlassen, bemerkte der Herzog, ebenfalls lachend.

Die Augen des Capitäns hatten sich während dieser leichtfertigen und für Hedwig beschimpfenden Unterhaltung mit einem flammenden Ausdrucke auf den Herzog gerichtet, ohne daß dieser die Anwesenheit des Capitäns bemerkt hätte. Des Capitäns Hand, die auf der Lehne des vor ihm stehenden Stuhles ruhte, erzitterte leise, als der Herzog die letzten Worte sprach.

Meine Herren, sagte er dann mit so lauter Stimme, daß alle Anwesenden es hören konnten und das Gespräch sofort deßhalb verstummte – wofür halten Sie einen Mann, welcher sich der Gunst einer Dame öffentlich rühmt, von der er bestimmt weiß, daß sie ihn verachtet, weil sie ihm dies selbst mit unzweideutigen Worten gesagt hat? – Ich halte ihn für einen Elenden und für einen Nichtswürdigen, fuhr er eben so laut fort, während jetzt im ganzen Saale die tiefste Stille herrschte, und bin überzeugt, daß Niemand unter Ihnen einer anderen Meinung sein wird!

Soll das mir gelten? rief der Herzog aufspringend, indem er den Capitän jetzt ebenfalls mit haßerfüllten Augen anblitzte.

Könnten Sie darüber noch zweifelhaft sein? erwiederte dieser ruhig; ich glaube, mich deutlich und bestimmt ausgedrückt zu haben.

Ich werde Ihnen die Antwort durch meinen Secundanten zukommen lassen, sagte der Herzog, indem er sich zwang, seiner Aufregung Herr zu werden, und bemerke nur, daß meine Zeit hier in Petersburg sehr gemessen ist.

Die meinige ebenfalls, erwiederte der Capitän, das paßt vortrefflich.

Der ganz unerwartete Vorfall hatte nicht verfehlt, einen nachhaltigen Eindruck auf die Anwesenden hervorzurufen, denn es herrschte, auch als der Capitän sich gleich darauf entfernt hatte, noch immer eine nur von leisem Flüstern unterbrochene, fast lautlose Stille. Aller Blicke richteten sich auf den Herzog, der mit anscheinend gleichgültiger Miene unverändert auf seinem Platze saß.

Dann erschien der Banquier wieder, die dicken Karten-Pakete wurden gemischt und die monotonen Worte *Messieurs, faites votre jeu – rien ne va plus* – brachten das Spiel wieder in Gang.

Das Glück war dem Herzoge jetzt günstiger. Sein Verlust ersetzte sich bald und er gewann schließlich eine nicht unbedeutende Summe.

Sollte ich mich doch vielleicht in der Anwendung des Sprüchwortes geirrt haben, scherzte der Veranlasser des Auftrittes dann mit sichtlicher Schadenfreude weiter, weil der russische Nationalhaß dem Franzosen feindlich war – doch was liegt Ihnen an ein paar Thränen aus schönen Augen!

Sie würden mich verpflichten, wenn Sie diesen jetzt wohl nicht mehr passenden Gegenstand ferner unberührt ließen, erwiederte der Herzog gereizt.

O, ich habe durchaus keine Veranlassung dazu, und wenn ich gewußt hätte, daß der Capitän sich zum Ritter einer Dame aufwerfen würde, von der Sie eigentlich, so viel mir erinnerlich ist, gar nichts Nachtheiliges gesagt haben, so würde ich gewiß nicht die unschuldige Ursache zu einem Duelle geworden sein. Ich bedauere dies von ganzem Herzen, fuhr er in demselben spöttischen Tone fort, und bitte Sie deßhalb um Entschuldigung. Sollten Sie vielleicht eines Secundanten bedürfen? Sie werden die Sache schnell abgemacht sehen wollen, und auf Pistolen natürlich – ich stehe Ihnen zu Diensten.

Ich danke Ihnen, erwiederte der Herzog kalt und mit einem raschen Blicke auf die ihn neugierig Umstehenden

– ich pflege meine Angelegenheiten selbst nach meiner Weise abzumachen und habe meine Freunde.

Nun, es war gut gemeint – gut gemeint. Hoffentlich haben wir die Ehre, Sie morgen hier wiederzusehen – denn vielleicht ist doch noch immer eine Ausgleichung möglich, und nur in dieser Absicht habe ich Ihnen meine Dienste angeboten.

Ich danke Ihnen auch für diese gute Absicht und habe die Ehre, mich zu empfehlen, sagte der Herzog, indem er den Saal verließ.

Ich bin neugierig, ob wir ihn noch einmal wiedersehen werden, bemerkte Jener wieder; es sollte mir leid thun um den braven Capitän; aber er muß sich in Acht nehmen, denn diese Franzosen schießen alle vortrefflich, und der Herzog sieht nicht danach aus, als ob er eine so grobe Beschimpfung anders als mit dem Leben Eines oder des Anderen zu sühnen gesonnen wäre.

Achtes Capitel.

Der jenem Abende folgende Tag brachte eine für Hedwig unangenehme Entscheidung, welche sie jedoch schon längere Zeit vorausgesehen hatte, nämlich das Verschieben der Rückreise, und zwar für eine unbestimmte Zeit. Der Zustand ihres Vaters war unverändert geblieben, hatte sich eher noch verschlimmert, so daß sie selbst von dem Verlangen, ihn vor seiner Genesung die Rückreise antreten zu lassen, Abstand genommen. Dazu war das Wetter eigentlich noch ungünstiger geworden,

obgleich die strenge Kälte nachgelassen und sich in jene unangenehme und wechselnde Witterung verwandelt hatte, welche zur Zeit des deutschen Frühlings in Rußland herrscht. Die Eisdecke der Newa stand zwar noch, drohte aber in jedem Augenblicke aufzubrechen und dem Meere zuzueilen, es wehten heftige, von eisigem Regen und Schnee begleitete Weststürme, die Wege fingen bereits an, grundlos zu werden, kurz, hierin allein würde der Fürst die vollkommen begründetste Ursache gefunden haben, den Grafen zum Bleiben zu bewegen.

An jenem Tage hatte sich dieser nun bestimmt dahin ausgesprochen, daß, da jetzt immer noch nicht gereis't werden könne, nichts übrig bleiben werde, als den Krieg abzuwarten, also jedenfalls den Sommer in Rußland zuzubringen. Der Fürst war über diese Entscheidung sichtlich erfreut und sprach seinen Dank dafür in den wärmsten Ausdrücken, jedoch sonderbarer Weise fast allein gegen Hedwig aus, welche darauf gar keinen Anspruch hatte und dies auch unverhohlen zu erkennen gab. Er nahm jedoch darauf keine Rücksicht, denn ihm genügte es, die Gewißheit zu besitzen, noch eine lange Zeit in ihrer Gesellschaft zubringen zu können, und es war ihm ein angenehmes Gefühl, ja, fast ein Bedürfniß, ihr dies zu sagen.

Hedwig ergab sich darein mit schwerem Herzen, aber sie sah ein, daß es sich nicht ändern ließe, denn der Krieg war entschieden, die französische Gesandtschaft sollte

über morgen Petersburg verlassen, und die Feindseligkeiten konnten bereits begonnen haben. Es war also unmöglich, jetzt den Landweg nach der Heimath zu benutzen, und die See war noch nicht offen, auch wußte sie, daß sich ihr Vater niemals zu einer Seereise entschließen würde, besonders auf einem Schiffe, welches in die preußischen Häfen nur als ein feindliches hätte einlaufen können.

Nächst Hedwig war die Oberstin am meisten über diese Entscheidung unzufrieden. Sie hatte das sich immer mehr steigernde Interesse des Fürsten für die Fremde mit innerem, oft nur schlecht verhehltem Aerger wahrgenommen, denn sie sah darin den Anfang von dem Scheitern all ihrer wohlüberlegten und so lange vorbereiteten Plane.

Sie kannte des Fürsten leicht erregte und in seinen einmal erwachten Leidenschaften unbezähmbare Natur; sie wußte aus Erfahrung, daß Hindernisse, welche seinem Willen sich entgegenstellten, diesen nur zu größerer Stärke und Festigkeit stählten, weil er von Jugend auf gewohnt war, seine Zwecke und Absichten zu erreichen, ohne dabei in den Mitteln besonders wählerisch zu sein. Während der langen Zeit eines sehr vertrauten Zusammenlebens hatte sie sich nicht nur diese Kenntniß seines Charakters erworben, sondern auch in seinen, sonst keineswegs für Jedermann verständlichen Gesichtszügen so sicher lesen gelernt, daß es ihm sehr schwer wurde, selbst seine geheimsten Gedanken vor ihr zu verbergen.

Er wußte dies natürlich nicht und freute sich oft im Geheimen, sie dennoch überlistet und betrogen zu haben, während sie doch nur, weil es in ihre Plane paßte, die Unwissende spielte.

Es verdroß sie jetzt besonders, daß er sich in seinem Benehmen gar nicht einmal mehr diese Mühe zu geben schien. Sie zweifelte keinen Augenblick daran, daß er thöricht genug sein würde, Hedwig zu heirathen, er, der sechsundfünfzigjährige, kränkliche Mann, sie, das blühende, neunzehnjährige Mädchen. Schon der Umstand, daß er jetzt durchaus gar nicht mehr von seinem Kranksein sprach oder davon hören wollte, vielmehr umgekehrt jetzt seine Rüstigkeit eben so übertrieb, wie früher seine Kränklichkeit, gab ihr die Gewißheit, daß er mit diesem thörichten Plane in seinen Gedanken ernstlich beschäftigt sei. Was sollte aber aus ihr selbst in diesem Falle werden?

Hedwig's stolzer Charakter war bei mancherlei Veranlassungen sichtbar zu Tage getreten, ihre, der Oberstin, Zuvorkommenheit und Freundlichkeit hatte sie nur zu einer stets förmlichen und kalten Erwiederung bewogen – es blieb nicht im mindesten zweifelhaft, daß die Fürstin Hedwig sie, die Oberstin, nicht Einen Tag länger in ihrem Hause dulden werde. Der Fürst, von seiner jungen Gemahlin beherrscht, würde dann wenig für seine alte Freundin übrig behalten – sie kannte seinen herzlosen, kalten Charakter zu genau, um sich in dieser Beziehung einer Täuschung hinzugeben –, er würde sie mit einer

dürftigen Summe abfinden und sie gehen heißen – nichts weiter.

Ganz anders mußte sich die Sache gestalten, wenn Hedwig den Fürsten nur beerbte. Die Oberstin blieb dann bis zu seinem Tode in ihrer jetzigen Stellung und konnte diese zu mancherlei ihr günstigen letztwilligen Bestimmungen benutzen und vielleicht den ganzen Plan doch noch schließlich wieder rückgängig machen. So hatte sie sich die Sache in ihrem Innern zurechtgelegt und sich in das Unvermeidliche, in die Herberufung der fremden Verwandten, gefunden – jetzt sollte nun mit Einem Male Alles anders kommen. Auch selbst ihre Eifersucht trat mit in das Spiel, denn wenn bisher der sichere und und beschränkte Besitz denselben als ziemlich bedeutungslos hatte erscheinen lassen, so steigerte sich jetzt, wie immer, der Werth desselben, wo seine Erhaltung in Frage und sein Verlust in naher Aussicht stand.

Am meisten unzufrieden war die Oberstin mit ihrem Bruder, obgleich er eigentlich der einzige Mensch war, für den sie eine wirkliche und wahre Zuneigung empfand. Er sollte das Herz der fremden Gräfin und schließlich ihre Hand gewinnen, das war ihr Plan. Ihre Zukunft, das wußte sie, wäre in diesem Falle, wenn Hedwig und mit ihr der Bruder den Fürsten beerbt haben würden, vollkommen gesichert gewesen – aber auch dieser Plan scheiterte an der Gleichgültigkeit oder wenigstens an der Oberflächlichkeit, mit welcher ihr Bruder selbst die Verhältnisse auffaßte. Zuweilen war es ihr zwar vorgekommen, als ob er mehr als ein gewöhnliches Empfinden für

Hedwig an den Tag lege, niemals hatte er aber in dieser Beziehung eine auch nur bestimmt zu deutende Aeußerung gemacht, vielmehr die ihrigen stets belacht und bespöttelt, indem er den bevorstehenden Krieg als die für ihn allein Werth habende Lebensfrage hinstellte.

Auch heute hatte er den gewohnten Besuch gemacht und dabei länger verweilt, als dies sonst seine Gewohnheit gewesen. Sie schob sein etwas verändertes Benehmen dem Umstande zu, daß der Abmarsch seines Regiments jetzt bestimmt auf übermorgen früh festgestellt und sein Besuch daher schon eine Art von Abschied sei. Auch nach Hedwig hatte er sich erkundigt, ja, sogar den Wunsch geäußert, sie zu sprechen, denselben jedoch wieder aufgegeben, als ihm die Oberstin gerathen, ihr einen Besuch abzustatten.

Wozu das? erwiederte er; es möchte leicht zudringlich erscheinen, und ich werde ja immer morgen noch Zeit haben, von ihr mich zu verabschieden, da wir erst übermorgen früh ausmarschiren.

Du bist und bleibst ein Thor und empfindest ordentlich Furcht davor, mit diesem Mädchen in nähere Berührung zu kommen!

Weßhalb sollte ich davor Furcht empfinden? sagte er mit seiner gewohnten Freundlichkeit – ich vermeide es nur, etwas Ueberflüssiges zu thun. Sollte mir morgen vielleicht dazu keine Zeit mehr bleiben, so sei so gut, Kathinka, ihr meinen Abschiedsgruß zu überbringen.

Ich hoffe, daß du wenigstens nicht so unhöflich sein wirst, dies zu unterlassen; es würde ja förmlich auffallend und verletzend aussehen!

Beruhige dich, sagte er, und sah dabei ernster aus als sonst, wenn es mir irgend möglich ist, werde ich selbst und persönlich Abschied nehmen.

Warum sollte es dir nicht möglich sein? Ich wüßte wirklich keinen Grund, erwiederte sie ärgerlich.

Ich auch nicht; sprechen wir daher nicht weiter darüber – es war nur so eine Aeußerung, wie man sie zuweilen macht.

Es thut mir leid, daß du gerade bei dieser Gelegenheit so gleichgültige Aeußerungen machen kannst, denn ich habe dir schon oft gesagt ....

Was ich deßhalb vollständig weiß, unterbrach er sie lächelnd. Sei mir daher nicht böse, daß ich dich verhindere es abermals zu sagen – ich habe Eile, noch Manches zu besorgen. Lebe wohl, liebe Schwester, fuhr er dann mit einer Stimme fort, die zwar scherzend klang, aber doch eine tiefere Erregung zur Schau trug – es ist mir fast, als ob ich heute schon Abschied von dir nehmen müßte. – Wie thöricht man sein kann! Lebe also wohl – auf Wiedersehen! –

So war er gegangen, und sie hatte ihm gedankenvoll nachgeblickt. Da sie keine Ahnung davon hatte, daß er sich am anderen Tage mit dem Herzoge schießen sollte, schrieb sie seine einigermaßen veränderte Stimmung natürlich allein dem Umstande zu, daß sein Ausmarsch so nahe bevorstand, und indem sie sich diesen Gedanken

hingab, malte sie sich die Gefahren des Krieges aus, und auch ihre Stimmung wurde dabei eine immer ernstere und wirklich schmerzliche. Die Möglichkeit, den einzigen Verwandten, den sie besaß, den einzigen Menschen, den sie wirklich liebte und von dem sie sich geliebt glaubte, zu verlieren, erschütterte sie mehr, als sie es für möglich gehalten hatte, wie dies immer dann der Fall ist, wenn Ereignisse, die wir zwar lange vorher gewußt und geahnt, nun plötzlich zur Erfüllung werden.

Der Morgen des folgenden Tages verging, ohne daß der Capitän, seinem Versprechen gemäß, wiedergekommen wäre; die Oberstin hatte ihn mit Sicherheit, aber ebenfalls vergeblich, zum Essen erwartet. Bei dieser Gelegenheit hatte Hedwig sich nach ihm erkundigt, und es war der Oberstin vorgekommen, als sei ihre Miene trauriger und ernster geworden, als sie erfahren, daß der Capitän morgen früh mit seinem Regimente ausmarschiren müsse.

Wir werden Ihren Herrn Bruder doch noch einmal sehen und von ihm Abschied nehmen können?

Jedenfalls, gnädige Gräfin, erwiederte die Oberstin; er wollte sich schon gestern die Ehre geben und wurde nur durch die Rücksicht, daß er vielleicht stören könne, daran verhindert.

Es thut mir leid, daß er dies annehmen konnte, erwiederte sie mit offener und freundlicher Stimme, und noch mehr bedauere ich es, daß er uns verlassen muß, um sich so großen Gefahren zu unterziehen.

Ah, er ist ein leichtsinniger, gedankenloser junger Mensch, sagte der Fürst, der über Vieles seine eigenen Ansichten und Grundsätze hat – er würde sonst gewiß nicht am letzten Mittage hier gefehlt haben, während seine Abreise von so schönen Lippen bedauert wird!

Wenn es im möglich gewesen wäre, würde er gewiß gekommen sein, bemerkte die Oberstin gereizt, und es schmerzt mich, daß ihm deßhalb so harte Vorwürfe gemacht werden!

Ich stelle mich ganz auf Ihre Seite, sagte Hedwig in einem Tone, der halb wie Ernst, halb wie Scherz klang; Abwesende können sich ohnehin nicht entschuldigen.

Um so beneidenswerther sind sie, wenn sie unter den Anwesenden so warme Vertheidiger finden, entgegnete der Fürst.

Das Essen ging zu Ende, auch der Kaffee war getrunken, ohne daß der Capitän sich hatte blicken lassen. Der Oberstin bemächtigte sich eine gewisse Unruhe, als sie sich auf ihr Zimmer begab, und sie war eben im Begriffe, einen Diener nach ihrem Bruder abzusenden, um die Ursache seines Ausbleibens zu erfahren, als – er ihr gemeldet wurde.

Es ist unverantwortlich von dir, Alexander, daß du heute am letzten Tage so spät kommst, empfing sie ihn – denn Alle, der Fürst, selbst der Graf und auch die Gräfin haben auf dich gewartet und sich nach dir erkundigt.

Auch die Gräfin? fragte er in einem eigenthümlichen Tone – das freut mich – aber ich konnte wirklich nicht früher kommen, es war mir nicht möglich, und ich will

keineswegs in Abrede stellen, daß es mir lieb ist, mich jetzt in der Lage zu befinden, meine gestrige Zusage erfüllen zu können.

Was willst du mit diesen verdeckten Worten sagen? Welche wichtigen Geschäfte konnten dich abhalten, den letzten Tag deiner Schwester und deinen Freunden zu schenken? Aber du siehst ungewöhnlich blaß aus, fuhr sie besorgt fort, indem sie näher zu ihm herantrat – du bist doch nicht krank? Es wäre schlimm für dich, gerade jetzt, wo du ausmarschiren sollst!

Ich befinde mich ganz wohl – ganz wohl – aber ....

Nun, aber? fragte sie gespannt, als er den angefangenen Satz nicht vollendete – ist dir etwas Unangenehmes begegnet?

Wie du es nennen willst, sagte er mit veränderter Stimme – ich werde dir es immerhin sagen müssen, Kathinka, da du es doch jedenfalls erfahren würdest!

Sprich, sprich, Alexander, was ist es? Du steigerst meine Besorgniß!

Eigentlich eine an sich sehr gleichgültige Sache, besonders wenn sie abgemacht ist. Morgen marschiren wir aus, Schlachten und Gefechten entgegen, in denen Hunderttausende bleiben werden – ein einfaches Duell kann dabei wenig in Betracht kommen.

Du hast ein Duell gehabt? rief sie bestürzt – ein Duell, jetzt noch? Und mit wem?

O, mit keinem Kameraden, das wäre unter den jetzigen Umständen unverantwortlich, erwiederte er mit einem

gezwungenen Lächeln – nein, einfach mit einem Franzosen! Ich habe den Krieg, der jetzt wahrscheinlich bereits erklärt ist, etwas früher begonnen – das ist Alles!

Mit einem Franzosen? Mit wem? Doch nicht ....

Mit dem Herzoge von Villeroi, sagte er ernst.

Mit dem Herzoge von Villeroi? wiederholte sie mechanisch – und der Erfolg? Du bist unverletzt, Gott sei Dank – aber der Herzog, wie steht es mit dem Herzoge?

Ich habe ihn *todtgeschossen*, sagte er in demselben ruhig-ernsten Tone.

Todtgeschossen? rief die Oberstin im heftigsten Schrecke – und das sagst du, als ob du von einer gleichgültigen Sache sprächest?

Die Sache ist mir keineswegs gleichgültig, denn es macht immer einen Eindruck auf uns, wenn wir einen Menschen tödten, auch im ehrlichen und redlichen Kampfe und selbst wenn er unser Feind ist. Aber es wäre eine Thorheit, wenn ich mich deßhalb beunruhigen wollte – es werden noch viele Franzosen auf russischer Erde ihr Leben aushauchen – dieser hat den Anfang gemacht! Es galt *sein* oder *mein* Leben! Soll ich vielleicht darüber traurig sein, daß er seine Absicht, *mich* zu tödten, nicht erreicht hat?

Wie du nur so reden kannst! Ich danke Gott aus tiefstem Herzen, daß er dich so gnädig beschützt hat! Aber mußte es denn sein? Was war die Veranlassung?

Die Veranlassung? Darauf kommt es nicht an, erwiederte er ausweichend; glaube mir, daß ich nicht anders

handeln konnte und daß die Gesetze der Ehre dabei zur vollen Geltung gekommen sind.

Daran zweifle ich keinen Augenblick – aber weßhalb willst du mir die Veranlassung verschweigen? Hast du kein Vertrauen zu mir?

Du würdest es doch wahrscheinlich erfahren, und vielleicht in entstellter Weise, sprach er überlegend vor sich hin. – Er hat in beschimpfender Weise von der Gräfin gesprochen, in beschimpfender Weise, setzte er mit gehobener Stimme hinzu, denn er hat sich in leichtfertigen Worten ihrer Gunst gerühmt, obgleich er wußte, daß sie ihn verachtete.

Und du hast dich zu ihrem Ritter aufgeworfen? Du, Alexander? *Und den Herzog deßhalb erschossen?* fragte sie mit gesteigertem Erstaunen.

Im ehrlichen Zweikampfe.

Natürlich – das versteht sich von selbst, aber ....

Die Thür öffnete sich, während die Oberstin diese Worte sprach, und Hedwig trat ein.

Schweige gegen sie, flüsterte der Capitän – kein Wort!

Die Oberstin war jedoch weit entfernt, diesem Wunsche nachzukommen, es drängte sie vielmehr, der Gräfin sogleich Alles mitzutheilen, denn darin lag ja ein kaum mehr gehoffter Anfang der Verwirklichung ihrer Plane.

Sie nöthigen uns, Herr Capitän, sagte Hedwig, nachdem sie seinen Gruß freundlich erwiedert, Sie selbst aufzusuchen, um von Ihnen Abschied zu nehmen. Es ist dies sehr unrecht von Ihnen ....

Er hat sich so eben deßhalb entschuldigt, unterbrach sie hastig die Oberstin, und er konnte wirklich nicht früher kommen, denn er hat ein Duell gehabt!

Ein Duell? fragte Hedwig, ebenfalls erschrocken,

Ja, ein Duell, fuhr die Oberstin rücksichtslos fort, ohne die Winke ihres Bruders zu beachten, und zwar mit dem Herzoge von Villeroi!

Mit dem Herzoge von Villeroi? wiederholte Hedwig erblassend.

Weil er in unangemessener Weise von Ihnen geredet, sich Ihrer Gunst gerühmt hat!

Das hätte er gewagt? rief Hedwig mit flammenden Blicken.

Er hat es gewagt – aber er hat es mit dem Leben gebüßt, erwiederte die Oberstin, indem sie Hedwig fest ansah – Sie haben durch meinen Bruder vollständige Genugthuung erhalten!

Das hätten Sie gethan? stammelte Hedwig, indem sie in einen Sessel sank – Sie hätten ihn getödtet – *meinetwegen getödtet*? setzte sie mit einem Schauer hinzu.

Indem er sein eigenes Leben dafür aussetzte, sprach die Oberstin mit langsamer, betonender Stimme.

Es herrschte eine längere Zeit tiefes Schweigen. Hedwig bedurfte derselben, um sich zu fassen, um sich an die Vorstellung zu gewöhnen, daß der Herzog wirklich todt, ihretwegen getödtet worden sei. Der Capitän war sichtlich verlegen und zugleich voll Zorn über die Rücksichtslosigkeit seiner Schwester, und nur diese allein empfand eine innerliche Freude und Genugthuung.

Verzeihen Sie, gnädige Gräfin, sagte er dann mit kaum hörbarer Stimme, daß Ihnen die Kunde dieses an sich unbedeutenden Ereignisses in solcher unpassenden Weise zu Theil geworden ist, es geschah durchaus gegen meinen Willen und meine Absicht.

O, reden Sie nicht so – ich bitte, ich flehe darum, erwiederte Hedwig, noch immer von der Erschütterung ihrer Gefühle beherrscht – ich fühle – ich fühle, daß ich Ihnen zu Danke verpflichtet bin – denn Sie haben ja meine Ehre vertheidigt – wenn nur der Erfolg nicht so schrecklich wäre – ist er todt, wirklich todt?

Er ist ohne einen Laut, ohne ein Zucken des Körpers gestorben, sagte der Capitän – die Kugel hatte das Herz getroffen, wohin sie gerichtet war!

Entsetzlich! stammelte Hedwig.

Hätten Sie vielleicht gewünscht, es wäre anders gekommen? fragte er, sie fest ansehend.

O, wie können Sie eine solche Frage an mich richten? Vergeben Sie mir, bedenken Sie, wie mich dieses unerwartete Ereigniß erschüttern muß – haben Sie doch Ihr eigenes Leben – ich mag das Alles gar nicht ausdenken – lassen Sie mir Zeit – Zeit, mich zu fassen!

Ihr Auge begegnete bei diesen Worten zum ersten Male dem seinigen, und beider Blicke ruhten eine längere Zeit in einander.

Er trat, als ob er zu ihr sprechen wolle, einen Schritt näher heran, ein weißes Tuch glitt unter der offenen Uniform, wo es verborgen gewesen, herab und fiel, ohne daß der Capitän es bemerkte, zu ihren Füßen. Sie erkannte

darin ihr eigenes und hob es, von einem unüberlegten Antriebe bewegt, empor.

Sie besitzen ein Tuch von mir? fragte sie mit steigender Verlegenheit – aber, mein Gott, rief sie mit neuem Schrecken, indem sie es entfaltete – es sind Blutflecken darin und es ist durchlöchert!

Blutflecken, wiederholte er tief erröthend – und durchlöchert? Vergeben Sie mir, sagte er dann mit leiser Stimme – ich habe das Tuch einst gefunden und – und – noch nicht Gelegenheit gehabt, es Ihnen zurückzugeben. Heute ruhte es zufällig auf meiner Brust, als die Kugel des Herzogs mich leicht streifte – Sie werden jetzt das Tuch nicht mehr annehmen können.

Als die Kugel des Herzogs Sie streifte – Sie sind also verwundet? Und das sagen Sie erst jetzt?

Ich wußte es kaum – es ist nicht der Rede werth. – Aber wenn Sie mir eine Gunst erweisen wollen – so lassen Sie mir das Tuch. Wir Soldaten, sprach er lächelnd weiter, sind eben so abergläubisch wie die Seeleute – dieses Tuch hat mich einmal beschützt – es wird es auch ferner thun. Ich halte es für einen Talisman – wollen Sie es mir lassen?

Wo haben Sie das Tuch gefunden? fragte sie leise, von einer unbestimmten Ahnung erfaßt.

Im Glaspavillon vor dem rothen Divan, erwiederte er in derselben Weise.

Ein tiefes Roth machte jetzt der Blässe ihres Gesichtes Platz. Wie könnte ich Ihnen diese werthlose Bitte versagen, erwiederte sie dann mit einem innigen Blicke – hier, hier, rief sie in neuer Aufregung – möge Ihr Glaube sich

erfüllen – möge es Ihnen, von meinen heißesten Wünschen begleitet, in allen Gefahren Schutz verleihen!

Ich danke Ihnen, danke Ihnen mehr, als ich in diesem Augenblicke auszudrücken vermag, sagte er mit leiser und bebender Stimme, indem er das Tuch aus ihrer zitternden Hand nahm und diese dabei eine kurze Zeit umschloß – möge der Himmel Sie auf all Ihren Wegen beschützen und mir das Glück vergönnen, Sie noch einmal froh im Leben wiederzusehen! – Einen schöneren Abschied könnte ich nie von Ihnen nehmen – deßhalb – Gott beschütze Sie – und auf fröhliches Wiedersehen!

Rasch verließ er das Zimmer, worin Hedwig und die Oberstin, von mannigfachen und widerstrebenden Gefühlen ergriffen, zurückblieben.

Neuntes Capitel.

Wilna ist die Hauptstadt von Litthauen, eine alte Stadt mit einer weit in das slawische Heidenthum hinaufreichenden Geschichte. Im Jahre 1305 ward sie die Residenz der Herzoge von Litthauen, dann in Laufe der Zeit von den deutschen Rittern, mehrmals von den Russen und den Schweden erobert, geplündert und niedergebrannt. Die günstige Lage an der schiffbaren Wilia, welche sich bald mit dem Niemen vereinigt, und der fruchtbare Boden ließen die Stadt immer wieder aus ihren Trümmern erstehen. Im Jahre 1795 kam Wilna bei der Theilung Polens an Rußland und wurde die Hauptstadt des Gouvernements. Zur Zeit unserer Geschichte befand

sie sich daher erst siebzehn Jahre unter russischer Herrschaft, und in der älteren Generation ihrer Bewohner lebten noch die Erinnerungen an die zu Grabe gegangene Selbständigkeit. Die Bevölkerung bestand damals aus ungefähr vierzigtausend Einwohnern, worunter zwölftausend Juden. Sie war der Sitz der Statthalterschaft, eines katholischen Bischofs, einer jetzt aufgehobenen Universität und machte, aus der Ferne gesehen, an den hügeligen Ufern der Wilia mit zwei großen Vorstädten sich hinziehend, von vierzig Kirchen und einem stattlichen Schlosse überragt, einen ziemlich großartigen Eindruck.

Hier befand sich im Juni des Jahres 1812 das Hauptquartier der russischen Armee.

Der Czar hatte es für angemessen gefunden, sich selbst dahin zu begeben, und verweilte bereits vierzehn Tage dort, ohne daß man zu einem festen Feldzugsplane gekommen war. Unter seiner Umgebung befanden sich mehrere Ausländer, auf deren Rathschläge er besondere Rücksicht nahm, Männer von verschiedenartiger Befähigung und nur in dem gemeinsamen Hasse gegen Napoleon mit den Russen übereinstimmend. Von diesen übte auf den Geist des Czaren den größten Einfluß der General Pful, ein Preuße von Geburt, mehr Theoretiker als praktischer Militär, aus. Er hatte einen Feldzugsplan ausgearbeitet, welcher im Wesentlichen darin bestand, die Franzosen, in Nachahmung von Wellington's festem Lager bei Torres Vedras, in das Innere von Rußland zu locken, ihnen bis dahin stets auszuweichen, sich dann in

eine unüberwindlich verschanzte Stellung zurückzuziehen und sie dort zu schlagen. Die russische Armee sollte in zwei Hauptcorps agiren, eines, um die Franzosen nach sich zu ziehen, ein anderes, um die Geschlagenen von ihrer Rückzugslinie abzuschneiden. Alexander, welcher diesem Plane im Geiste zugethan war, ohne den Muth zu besitzen, ihn gegen die Ansichten der russischen Generale fest und bestimmt zur Ausführung zu bringen, hatte sich darauf beschränkt, seine Armee in zwei abgesonderte Hauptcorps zu theilen und ein festes Lager bei Drissa, viel zu nahe an der Gränze, errichten zu lassen. Der Erfolg hat die Fehler des Pful'schen Planes sehr bald an den Tag gelegt; damals waren sie jedoch noch nicht erkannt worden, so daß der Czar, welcher in seinen Entschlüssen schwankend blieb, es noch nicht gewagt hatte, einen Oberbefehlshaber mit unbeschränkter Vollmacht zu ernennen.

Man war in Petersburg zu keiner festen Entschließung gekommen, und auch jetzt in Wilna herrschte immer noch dieselbe Unschlüssigkeit vor. Die beiden großen Heeres-Abtheilungen hatten sich inzwischen der Gränze genähert, und während die eine unter dem Befehle des Fürsten Bagration den linken, vorgeschobenen Flügel bildete, stand das Hauptquartier in Wilna, nur zwölf Meilen von der Gränze entfernt. Selbst die Unterhandlungen waren noch nicht völlig abgebrochen, und obgleich man wußte, daß die Franzosen unter der persönlichen Leitung des Kaisers bis unfern des Niemen vorgerückt waren, so

hatte man doch noch immer, wenn auch nur eine schwache Hoffnung, daß die Ueberschreitung dieses Gränzflusses, mithin die wirkliche Eröffnung des Feldzuges, ohne nochmaliges Unterhandeln nicht vor sich gehen werde.

Es war am Abende des 24. Juni, des Johannistages, als die Räume eines weitläufigen, alterthümlichen Gebäudes, worin zur Zeit der General Bennigsen wohnte, festlich geschmückt und erleuchtet wurden. Man hatte sich bemüht, die etwas verwahrlos'ten Säle und Zimmer so wohnlich herzustellen, als es die Umstände zuließen, und heute, wo der General einen Ball gab, welchen der Czar mit seiner Gegenwart beehren wollte, war Alles aufgeboten, was möglich gewesen, zur würdigen Ausstattung dieser seit langer Zeit nicht zu solchem Zwecke benutzen Räumlichkeiten. Dennoch blieb die Eile und die Unzulänglichkeit der ganzen Einrichtung überall sichtbar, man befand sich jedoch im Hauptquartier – im Felde – und mußte daher Manches übersehen und entbehren, was sonst für solche Zusammenkünfte nothwendig erachtet wird.

Die Sonne des längsten Tages des Jahres stand noch am Himmel, als die Equipagen vor dem Portale anfuhren und die Gäste sich einfanden. Es war ein militärisches, kriegerisches Fest, man erblickte nur Uniformen, eine Menge von Generalen und Officieren von allen Waffengattungen, meist mit ernsten und nachdenkenden Mienen, welche wenig paßten zu dem Zwecke, zu welchem

sie geladen waren. Der Adel von Wilna und der Umgegend brachte den schöneren Theil der Gesellschaft, allerdings nur in verhältnißmäßig kleiner Zahl, so daß voraussichtlich keine Tänzerin vergeblich eines Tänzers zu harren hatte.

Die Räume füllten sich immer mehr, und wir erblicken unter den Damen, welche so eben durch die dichtgedrängte Reihe der Officiere dem Hauptsaale zuschreiten, auch Hedwig und die Oberstin, von deren Erscheinen wir sichtlich überrascht sind, indem wir vorläufig nicht zu erforschen vermögen, welcher Umstand den Fürsten mit seinen Gästen mitten in dieses kriegerische Treiben geführt haben kann. Es bleibt uns jedoch keine Zeit, darüber nachzudenken, denn der Eintritt des Czaren nimmt unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Er trug eine einfache Generals-Uniform, seine Miene war freundlich, wie immer, aber ernst, während er die tiefen Verbeugungen der Anwesenden mit einem leichten Nicken seines Kopfes erwiederte. Er unterhielt sich mit denen, in deren Nähe er trat, in gewohnter, leutseliger Art, dann begab er sich zu den Damen, welche abgesondert standen, hier in gleicher und sichtlich theilnehmender Weise verfahrend.

Die Polonaise, welche er mit der Generalin Bennigsen getanzt, war zu Ende, und Hedwig's Herz klopfte unwillkürlich höher, als sie die Aufforderung, den nächsten Walzer mit dem Czaren zu tanzen, durch einen seiner Adjutanten erhielt.

Bald darauf trat der Czar selbst zu Hedwig heran, und seine Augen ruhten mit sichtlicher Theilnahme auf ihr, als sie sich vor ihm verneigte.

Es freut mich, Sie hier zu sehen, sagte er freundlich, während sie leise ihre Hand in die seinige legte; wenn die Schönheit sich uns verbündet, können wir des Erfolges sicher sein.

Meine heißesten Wünsche knüpfen sich an das Glück Ew. Majestät.

Ich zweifle nicht daran und betrachte es als ein günstiges Ereigniß, heute mit Ihnen tanzen zu können – denn wir befinden uns nahe vor der Entscheidung.

Möge sie kommen, da sie doch nicht ausbleiben kann – die gerechte Sache wird siegen, und Ew. Majestät Ruhm ....

Tanzen wir, tanzen wir, unterbrach er sie lächelnd, zerstören wir die schöne Gegenwart nicht durch die Erwägung der dunkel vor uns liegenden Zukunft – die Musik hat begonnen.

Sie flog an seinem Arme dahin, fast allein durch den leer gelassenen Raum, da es die Etiquette nur wenigen Paaren gestattete, gleichzeitig mit dem Czaren zu tanzen. Es währte auch nur eine kurze Zeit, der Czar schien sichtlich mit seinen Gedanken beschäftigt, und seine sonst lebhafte Unterhaltung blieb heute einsylbig und zerstreut. Abermals hatten sie getanzt und der Czar so eben die Frage an sie gerichtet, durch welchen Zufall sie jetzt nach Wilna gekommen sei, als der General Bennigsen eilig und mit verstörter Miene herantrat.

Verzeihen Ew. Majestät, sagte er, daß ich zu stören wage, aber es ist so eben die Meldung eingetroffen, daß die französische Armee heute den Niemen überschritten habe.

Ueber das Gesicht des Czaren flog eine leichte Blässe; er bedurfte eines Augenblicks, um ruhig zu erscheinen.

Die sichere Meldung? fragte er dann, ohne die große Aufregung seines Innern verbergen zu können – ist es wirklich mehr als ein bloßes Gerücht?

Es ist eine sichere und ausführliche Meldung.

Wer hat sie gebracht?

Ein Kosaken-Officier, welcher den Uebergang mit eigenen Augen beobachtet hat.

Lassen Sie ihn sogleich hieher kommen, befahl der Czar, es ist nicht nöthig, eine solche Nachricht geheim zu halten!

Hier ist er, Majestät.

Ein mit Staub bedeckter Kosaken-Officier trat auf einen Wink des Generals näher, indem er seinen Kaiser ehrfurchtsvoll, aber militärisch grüßte. Es war ein noch junger Mann mit einem schönen Gesichte von jenem etwas melancholisch und zugleich verschlagenen Ausdrucke, wie er den Völkern am Don eigen ist.

Melde, was du gesehen hast, befahl der Czar – erzähle ausführlich und bedenke, daß deine Meldung von großer Wichtigkeit ist!

Wir hatten die äußersten Vorposten, sprach der Officier, indem er seine dunkeln Augen mit dem Ausdrucke ehrfurchtsvoller Begeisterung auf den erwartungsvoll vor

ihm stehenden Czaren richtete, welcher nur um einige Jahre älter war, als er selbst, der aber in seiner Vorstellung unmittelbar hinter dem höchsten Wesen stand – wir lagen ungefähr zwanzig Werste oberhalb Kowno am Ufer des Niemen. Von den Anhöhen, welche den Fluß begränzen, konnten wir den großen wilkowisker Wald am jenseitigen Ufer bis an den fernen Saum des Horizontes übersehen. In der Nacht, welche der letzten vorherging, leuchteten überall Feuerscheine daraus auf, als ob der Wald in Brand gerathen sei, aber wir erkannten sehr bald, daß es die Wachtfeuer des Feindes seien, der im Walde bivouakirte. Die Nacht war warm und windstill und bald stieg die Sonne wieder herauf und die Feuer verschwanden. Eine Stunde später trat die erste feindliche Colonne aus dem Walde hervor und stellte sich in dem Raume auf, welcher sich in jener Gegend zwischen dem Walde und dem Flusse hinzieht. Es folgten immer mehre, Colonne auf Colonne, Infanterie, Cavallerie und Artillerie. So weit das Auge den Fluß hinauf und hinab sehen konnte, traten sie aus dem Walde hervor, um sich in tiefen Massen aufzustellen und sich in Regimenter und Brigaden zu formiren. Die Artillerie besetzte die höheren Puncte, welche den Fluß beherrschen; ich selbst habe über dreihundert Geschütze gezählt, welche schußfertig aufgefahren waren, mit brennenden Lunten.

Es währte bis gegen Drei Uhr Nachmittags, da war das ganze jenseitige Ufer mit Truppen bedeckt, so weit das Auge reichen konnte.

Wie stark schätzest du ihre Zahl? fragte der Czar den Officier, welcher seine Meldung in der etwas bilderreichen Sprache seines Stammes abstattete.

Noch nie hat mein Auge eine solche Masse von Kriegern auf Einem Puncte vereinigt gesehen, erwiederte der Gefragte; es waren mehre Hunderttausend, doch bin ich nicht geübt in der Schätzung von so viel Truppen, die in so tiefen Colonnen stehen.

Erzähle weiter.

Auf einer kleinen Anhöhe, die gegen Norden von unserem Standpuncte lag, wurde ein Zelt aufgeschlagen, und wir erkannten an den vielen Officieren, welche sich dort versammelten, so wie an den rings herum aufgestellten Wachen, daß es das Zelt des Höchstkommandirenden, wahrscheinlich des französischen Kaisers selbst sei. Ich ritt mit meinen Leuten näher heran, indem ich sie hinter einem Verstecke aufstellte. Nach einiger Zeit wurden Pferde vorgeführt, und zehn Reiter verließen jenen Raum, um eine Recognoscirung vorzunehmen. Vorn ritt ein kleiner Mann in dem Mantel eines Lanciers, aber es blieb mir kein Zweifel darüber, daß es der Kaiser selbst war, denn ich sah deutlich, wie sehr Alle bemüht waren, seinen Bewegungen Folge zu leisten. Sie ritten nördlich bis dicht an das Ufer, und da ich glaubte, der günstige Augenblick sei gekommen, so brach ich mit meinem Trupp hervor, und wir feuerten unsere Pistolen auf sie ab. – Aber sie kehrten sich nicht daran, sondern ritten

ruhig weiter, indem sie öfter halten blieben und mit einander sprachen. Der Fluß ist breit, und eine Pistolenkugel reicht nicht weit; wir gaben das nutzlose Schießen deßhalb wieder auf. Der kleine Mann mit dem dreieckigen Hute in dem Lancier-Mantel hielt öfters längere Zeit still und blickte mit seinem Fernrohr herüber, nicht auf uns, sondern auf die Ufer des Flusses, und dann, ungefähr nach einer Stunde, kehrten sie wieder zurück. Wir sahen darauf an drei verschiedenen Stellen die Pontonniers mit ihren Brückengeräthen bis dicht an das Ufer fahren und diese von den Wagen abladen. Um eilf Uhr Abends bemannten sich eine große Anzahl Kähne und ruderten, von Infanterie gefüllt, über den Fluß, die Taue wurden befestigt, und noch war die Sonne nicht wieder aufgegangen, als drei Brücken über den Strom geschlagen waren. Als die Sonne dann emporstieg, schallten die Freudenrufe der ganzen, drüben versammelten Armee, das *Vive l'Empereur!* zu uns herüber, die Brücken füllten sich und der Uebergang begann. Noch eine Stunde habe ich von einem etwas entfernteren Puncte aus diesem Schauspiele zugesehen – dann aber erfüllte ich den mir gewordenen Befehl, wendete mein Pferd, um hieher zu reiten, so schnell als möglich, und zu melden, was ich gesehen habe.

Ich danke dir, sagte der Czar, dessen Unruhe sich während der Meldung des Officiers immer mehr gesteigert hatte – du wirst den Orden der heiligen Anna tragen zum Andenken an diese Stunde – jetzt geh' und ruhe dich aus.

Nach diesen Worten machte der Czar gegen Hedwig eine leichte Verbeugung, welche während der ganzen, so aufregenden Scene die einzige Dame im Kreise der umstehenden Generale und Officiere gewesen war.

Der Czar bat um Entschuldigung, daß er den Tanz nicht fortsetzen könne, und entfernte sich raschen Schrittes.

Die ganze Gesellschaft folgte seinem Beispiele. Die unerwartete Nachricht hatte die größte Bestürzung hervorgerufen und die Sicherheit, in welcher man sich noch kurz vorher gewiegt, plötzlich zerstört und in Furcht und Schrecken verwandelt. Wenn die Franzosen schon am Morgen den Niemen überschritten hatten, so konnten sie eben so gut, wie der Kosaken-Officier, der den Anfang dieses Uebergangs noch mit angesehen, bald vor Wilna stehen. Die Furchtsamen glaubten schon den fernen Donner der Kanonen zu hören, und ein Jeder beeilte sich, schleunig diejenigen Maßregeln zu treffen, welche er unter diesen Umständen für die rathsamsten hielt.

Der Ball nahm aus diesen Gründen ein schleuniges Ende, indem sich die Anwesenden mit einer Eile entfernten, welche es den meisten nicht einmal gestattete, sich von ihrem Wirthe zu verabschieden.

Die in zwei Armeecorps getheilten Truppen der russischen Armee standen zwar zwischen Wilna und dem Niemen, ihre Entfernung war jedoch viel zu groß, um, abgesehen von ihrer Minderzahl, dem Feinde mit Erfolg die Spitze bieten zu können, indem man überhaupt nur

über hundertdreißigtausend Mann verfügen konnte, deren Vereinigung jetzt ihre großen Schwierigkeiten hatte. Der Eifer derjenigen, welche bisher so rücksichtlos für eine Offensiv-Bewegung geschwärmt hatten, verstummte immer mehr, und man war ziemlich allgemein über einen schleunigen Rückzug einig, indem man jetzt nicht mit Unrecht Befürchtungen für das weit rechts vorgeschobene Corps des Fürsten Bagration aussprach.

Der Czar hatte die Absicht, einen Kriegsrath zu versammeln. Bei den ihm bekannten, so sehr verschiedenen Ansichten seiner Generale, und da man ihm nicht vorenthielt, daß seine persönliche Anwesenheit nur nachtheilig einwirken könne, wenn er nicht in Wirklichkeit den Oberbefehl übernähme, wozu er sich jedoch selbst nicht für befähigt bielt, so übergab er das Commando der Armee dem General Barclay de Tolly in seiner Eigenschaft als Kriegsminister, indem er ihm befahl, die Armee bis hinter die Düna zurückmarschiren zu lassen, und reis'te dann selbst, von seinen verschiedenen Räthen gefolgt, in der Richtung des Lagers von Drissa ab, von dem man sich immer noch einen großen Erfolg versprach.

So hatte der Uebergang der französischen Armee über den Gränzfluß Rußlands eine Entscheidung herbeigeführt, welche nach der Lage der Dinge unvermeidlich war, die man längst hätte voraussehen und bewerkstelligen können, während ihre Ausführung jetzt bereits mit nicht unerheblichen Schwierigkeiten verbunden war.

Die Franzosen hatten an jenem und an den folgenden Tagen in der Stärke von vierhundertzwanzigtausend

Mann vollständig kampffähiger und wohlgerüsteter Soldaten den Niemen an drei verschiedenen Puncten überschritten. Napoleon verweilte noch in Kowno, um Magazine zu errichten und andere Vorkehrungen zu treffen, während seine Avantgarde bereits unfern von Wilna stand. Schon am 28. Juni des Morgens erschien die Cavallerie des Generals Bruyère vor dieser Stadt, und bald darauf zog König Murat an der Spitze seiner Cavallerie, umgeben von einem glänzenden Gefolge, so wie der Marschall Davoust mit der Infanterie in die Hauptstadt Litthauens ein. Die Einwohner sahen in den Franzosen die Befreier vom russischen Joche, die Wiederhersteller der alten Selbständigkeit, und halfen die von den Russen zerstörte Brücke über die Wilia wieder erbauen.

Am Nachmittage desselben Tages hielt Napoleon selbst seinen Einzug in die Stadt, welche nach nur viertägigen Feindseligkeiten ohne Kampf in seinen Besitz gelangt war. Das wechselnde Kriegsglück ließ ihn am Abende in denselben Räumen verweilen, in welchen vor wenigen Tagen der Czar gewohnt hatte. Der Anfang der Eroberung des russischen Reiches war gemacht, und zwar so leicht und und ruhig, daß es vielleicht der ungeheuren Vorbereitungen gar nicht bedurft hätte, um zum Ziele zu gelangen. Die Bevölkerung Litthauens sympathisirte mit den Franzosen, selbst ein großer Theil des Adels trat offen auf ihre Seite, und Napoleon's reger und schaffender Geist zog auch diesen günstigen Umständen sofort alle

Vortheile, welche sie darboten. Das Land wurde im französischen Geiste vollständig organisirt, Behörden eingesetzt, welche nur den Befehlen des Kaisers zu gehorchen hatten. Man fing damit an, Litthauen bereits als ein nicht mehr zu Rußland gehörendes Land zu betrachten, sondern als ein solches, welches man niemals zurückzugeben beabsichtigte. Die Litthauer, von den alten Erinnerungen entflammt und umgeben von einer Armee, die nach Zahl und Ausrüstung alle Vorstellungen übertraf und von einem bis dahin unüberwindlichen Feldherrn geführt war, gaben sich Illusionen bin, welche, plötzlich entstanden, eben so plötzlich wieder verschwinden sollten, getödtet von dem Froste einiger kalten Winternächte.

Zehntes Capitel.

Da es nicht in unserer Absicht liegt, die Ereignisse jenes denkwürdigen Feldzuges zu schildern, welche wir nur so weit zu erzählen genöthigt sind, als sie mit unserer Geschichte in Verbindung stehen und auf deren Fortgang selbst Einfluß ausüben, so überlassen wir sowohl die russische als die französische Armee vorläufig ihren weiteren Schicksalen und kehren zu den uns bekannten Personen zurück, denen wir so unerwarteter Weise auf jenem historischen Balle in Wilna begegnet sind.

Gleich den übrigen Gästen hatten auch sie den Saal in großer Eile verlassen und nicht ohne Mühe in dem vor dem Hause entstandenen Gedränge den Wagen des Fürsten erreicht. Derselbe fuhr jetzt rasch der östlichen

Vorstadt Antokolla zu, wo man nach langem Suchen in einem keineswegs stattlichen Hause ein Unterkommen gefunden hatte. Hedwig und die Oberstin saßen im Fond des offenen Wagens, der Fürst auf dem Rücksitze, und der Capitän, welcher ihnen beim Einsteigen behülflich gewesen, hatte seinen Platz neben dem Kutscher eingenommen, um, wie er sagte, als Officier jedes etwa entstehende Hinderniß leichter zu beseitigen. Der Graf hatte es abgelehnt, den Ball zu besuchen, er war in verdrießlicher Stimmung zu Hause geblieben.

Sie werden sich jetzt überzeugt haben, verehrte Gräfin, sagte der von der so eben gehörten Nachricht ebenfalls in hohem Grade aufgeregte Fürst, daß es von Anfang an ein vergeblicher Versuch war, jetzt und auf diesem Wege in Ihre Heimath zurückzukehren.

Es scheint fast so, erwiederte Hedwig mit einem Seufzer, es scheint, daß wir umkehren müssen, obgleich wir der Gränze bereits so nahe sind.

Nach den so eben gehörten Nachrichten dürfte es nicht nur so scheinen, sondern nöthig sein, so schleunig als möglich abzureisen. Was ist Ihr Rath und Ihre Ansicht? fragte der Fürst den Capitän, welcher so nahe saß, daß er die gesprochenen Worte hören konnte.

Dieser wandte, als diese Frage an ihn gerichtet wurde, seinen Kopf um und erwiederte, während sein Auge mit Theilnahme auf Hedwig ruhte: Es kann darüber nicht der geringste Zweifel obwalten, denn es ist wohl leider gewiß, daß unsere Armee eine rückgängige Bewegung machen wird, wahrscheinlich bis zur Düna. Sie haben keine

Zeit zu verlieren, sondern müßten Alles aufbieten, um den Truppen vor zu kommen, wenn Sie nicht den unangenehmsten Zufällen preisgegeben sein wollen.

Hören Sie den Rath eines erfahrenen Officiers! bemerkte mit sichtlicher Befriedigung der Fürst.

Und welches würde das Ziel unserer Reise sein? fragte Hedwig.

Ich rathe, entweder nach Petersburg zurückzukehren oder sich ohne jeden Aufenthalt nach Moskau zu begeben, erwiederte der Capitän; das letztere würde ich vorziehen. In Moskau können Sie die weiteren Ereignisse ruhig abwarten, setzte er mit Selbstgefühl hinzu, denn niemals wird der Fuß eines Franzosen die heilige Stadt betreten, so lange noch ein russischer Krieger am Leben – dort sind Sie sicher und bleiben fern von den kriegerischen Ereignissen.

Wie weit ist es von hier bis Moskau?

Es mögen gegen vierzehnhundert Werste sein, erwiederte der Fürst, ungefähr zweihundert Meilen.

Ein weiter, weiter Weg!

Wir werden ihn schnell durcheilen, denn die Wege lassen wenig zu wünschen übrig, und wenn wir erst aus dem Bereiche der Armeen sind, so haben wir keine weiteren Schwierigkeiten. In Smolensk können wir einen Tag ausruhen, damit Sie und namentlich Ihren Herrn Vater die Reise nicht zu sehr anstrengt – in spätestens zehn Tagen hoffe ich, Sie in mein Palais in Moskau einführen zu können, wo ich bemüht sein werde, Sie die Beschwerden der Reise vergessen zu machen.

Sie sind sehr gütig, sagte sie noch immer mit unschlüssiger Stimme. Und Sie glauben, daß es nicht möglich sein würde, vielleicht auf einem anderen Wege zurückzukehren?

Es ist wirklich unmöglich, sagte der Capitän statt des Fürsten, an den die Frage gerichtet war; Sie würden überall sowohl auf unsere, als auf die feindlichen Truppen stoßen und allen Schrecken des Krieges ausgesetzt sein. Von Moskau aus, setzte er hinzu, können Sie, wenn Sie es durchaus wollen, vielleicht Ihren Weg über Odessa nehmen – das wäre, meiner Ansicht nach, die einzige Möglichkeit.

Ach, darein wird mein Vater niemals willigen – reisen wir denn also in Gottes Namen nach Moskau, und, da es einmal geschehen muß, so rasch als möglich.

Ich freue mich, daß Sie endlich zu dieser Ueberzeugung gekommen sind, erwiederte der Fürst, auch daß Sie es erkennen, wie sehr wir nöthig haben, zu eilen. Ich werde Alles aufbieten, daß die Wagen in höchstens zwei Stunden bereit stehen, vorausgesetzt, daß Sie bis dahin Ihre Vorbereitungen treffen können.

Wir haben nur wenig zu besorgen, da wir uns ja auch hier auf der Reise befinden – ich werde sogleich meinen Vater in Kenntniß setzen, damit wir zur bestimmten Zeit bereit sind.

Je früher, desto besser, sagte der Fürst; je weiter wir die Armee im Rücken haben, um so unangefochtener und angenehmer werden wir reisen. Die Nacht ist schön, windstill und warm; es fährt sich um diese Jahreszeit am

besten des Nachts hier in Rußland, weit besser, wie am Tage, wo die Sonne heißer brennt, als selbst in Italien.

Der Wagen war inzwischen bis zu dem Hause gelangt, in welchem man Wohnung genommen, der Capitän sprang rasch vom Bocke herab und öffnete den Schlag, um beim Aussteigen behülflich zu sein.

Ich muß fort, sagte er dann mit einem längeren Blicke auf Hedwig, um die Befehle kennen zu lernen, die jedenfalls ergangen sein werden. Wenn es mir irgend möglich ist, so kehre ich nochmals zurück, um von Ihnen Abschied zu nehmen.

Es wird Ihnen möglich sein, erwiederte Hedwig nicht ohne Bewegung, denn es würde mich betrüben, Sie nicht noch einmal zu sehen.

Der Fürst führte sie eilig in das Haus, ohne dem Capitän Zeit zu einer Antwort zu lassen, dessen Auge ihrer schlanken Gestalt folgte, welche in der niedrigen Thür des Hauses verschwand. Dann kehrte er selbst raschen Schrittes nach der Stadt zurück. Ein günstiger Zufall ließ ihn auf dem Wege dahin einen Officier seines Regiments finden, von dem er erfuhr, daß dasselbe am Morgen um vier Uhr marschbereit sein solle. Er erkundigte sich genau nach den näheren Bestimmungen und gewann daraus die für ihn erwünschte Ueberzeugung, daß er, ohne Vernachlässigung des nothwendigsten Dienstes, zwei Stunden für sich übrig behielt – und in dieser Zeit lag ja ihre Abreise.

Langsam senkte er seine Schritte wieder rückwärts und blieb dann vor dem Hause stehen, indem er sich

sagte, daß er sie jetzt, da sie mit ihren Vorbereitungen beschäftigt sei, doch nicht werde sprechen können. Die Wagen wurden herausgefahren, der des Fürsten, dann der des Grafen und ein Gepäckwagen. Mehre Diener gingen ab und zu, Koffer und sonstige Reisegeräthschaften bringend und befestigend. Dann kamen auch die Pferde, und es ergab sich, daß es nicht möglich gewesen war, mehr wie zwei für jeden Wagen zu erlangen, und daß selbst deren Beschaffung große Anstrengungen und die Aufbietung außergewöhnlicher Geldmittel nöthig gemacht habe.

Dem Capitän, welcher auch hierbei anordnend Hülfe geleistet hatte, schien jetzt der geeignete Augenblick gekommen, um hinauf zu gehen. Er trat in das Vorzimmer, welches leer war. Unschlüssig, ob er weiter gehen sollte, blieb er stehen, als sich eine Seitenthür öffnete und Hedwig im Reiseanzuge heraustrat. Ihr Gesicht, auf welchem der Ernst des Augenblickes lag, erheiterte sich und nahm einen freundlichen Ausdruck an, als sie den Capitän sah.

Sie bereiten mir eine große Freude, sagte sie, ihm die Hand reichend, indem Sie es mir vergönnen, von Ihnen Abschied zu nehmen – und Ihnen meinen Dank abzustatten, setzte sie mit leiserer Stimme und niedergeschlagenen Augen hinzu.

Ihren Dank? fragte er, indem er ihre Hand an seine Lippen zog.

Wir haben nicht Zeit zu längeren Erörterungen – wir wissen nicht, ob wir uns überhaupt noch einmal im Leben wiedersehen, sprach sie in derselben Weise weiter

– Sie haben mich zu Ihrer Schuldnerin, zu Ihrer lebenslänglichen Schuldnerin gemacht, indem Sie Ihr eigenes Leben meinetwegen auf das Spiel gesetzt – obgleich ich niemals darein gewilligt haben würde, daß es geschähe, wenn ich es vorher gewußt hätte.

O, erwähnen Sie doch dieser unbedeutenden Sache nicht! sagte er mit einem etwas gezwungenen Lächeln.

Unbedeutend? wiederholte sie – ich werde es niemals vergessen und immer beklagen.

Beklagen? fragte er ernst.

Beklagen, weil meinetwegen ein Mensch getödtet worden ist – ein Mensch, dessen Beleidigungen mir eben so verächtlich waren, als er selbst.

Es war eine Ehrensache, gnädige Gräfin, sagte der Capitän sichtlich verletzt, eine Ehrensache unter Männern – dle nicht anders beendet werden *konnte*.

O, ich will Ihnen keine Vorwürfe machen, gewiß nicht! Ich will Ihnen danken, wenn ich auch Ihre That nicht zu billigen vermag – Sie müssen mir deßhalb nicht zürnen, daß ich es nicht kann – ich weiß, daß Sie sich meinetwegen ja selbst der größten Gefahr ....

Wenn Sie zugeben, daß ich als Mann so habe handeln müssen, unterbrach er sie, so lassen Sie uns nicht mehr davon reden – denn ich bin gekommen, um Ihnen Lebewohl zu sagen – wie Sie selbst bemerkten, vielleicht für immer.

Wie schmerzlich, wie betrübend ist das Alles, sagte sie – meine innigsten Wünsche für Ihr Wohlergehen, meine Gebete werden Sie begleiten!

Und dabei der Talisman, erwiederte er mit leuchtenden Blicken, den Sie mir geschenkt haben, der mich schon einmal beschützt hat und mich auch ferner beschützen wird! O, zweifeln Sie nicht daran, sprach er erregt weiter, als er das wehmüthige Lächeln gewahrte, welches um ihren Mund spielte – ich habe ein festes Vertrauen zu solchen Dingen, es ist vielleicht ein wenig Aberglaube – aber ich hoffe, Sie wohlerhalten wiederzusehen, wenn wir die verhaßten Feinde von Rußlands Boden verjagt haben werden!

Mögen Ihre Worte zur Wahrheit werden, es – es würde mich ebenfalls sehr beglücken!

Gott lohne Ihnen dieses Wort, sagte er, abermals ihre Hand küßend, und erhalte Sie bis zu der Stunde, wo es sich erfüllen wird!

Der Eintritt des Fürsten und bald auch der übrigen Personen unterbrach diese Unterredung. Es entstand jene Unruhe und Bewegung, welche die letzten Augenblicke der Abreise stets umgibt. Der Fürst war heiter und redselig, der Graf und die Oberstin schweigsam und ernst; man ging endlich hinab, bestieg die bereit stehenden Wagen, und kurze Zeit nachher stand der Capitän einsam in der jetzt menschenleeren, von der Dämmerung der kurzen Sommernacht erhellten Straße und blickte den dahinrollenden Wagen schweigend so lange nach, bis Ihre dunkeln Umrisse in der nächsten Biegung verschwanden. Dann raffte er sich auf und ging eiligen Schrittes zu dem Sammelplatze seines Regiments, mit welchem er wenige Stunden später fast denselben Weg einschlug, auf dem

die Wagen des Fürsten und des Grafen dahingerollt waren.

Die Reisenden hatten, wie das unter den obwaltenden Umständen nicht anders möglich war, mit mannigfachen Schwierigkeiten zu kämpfen, welche hauptsächlich in der Erlangung von Pferden bestanden, die sämmtlich zu militärischen Zwecken in Beschlag genommen wurden. Am ersten und zweiten Tage begegneten sie außerdem noch Truppen, welche nach einer früher erhaltenen Ordre der Gränze zuzogen, um nun sogleich auf dem so eben zurückgelegten Wege wieder umzukehren. Erst nachdem sie die Beresina im Rücken hatten, einen kleinen, so unscheinbaren, von sumpfigen Ufern umgebenen Fluß, daß Hedwig es nicht einmal der Mühe werth gehalten hatte, nach dem Namen desselben zu fragen, wurde es besser.

Die geringe Theilnahme, welche sie ihren Umgebungen zollte, bezog sich jedoch eben nur auf diese selbst. Mit ihrem Vater hatte sie sich ausgesprochen, die von der Nothwendigkeit gebotenen Umstände, welche ihren beiderseitigen verlängerten Aufenthalt in Rußland erheischten, waren ausführlich verhandelt; man hatte sie anerkennen und sich darein fügen müssen, gegen die ursprüngliche Absicht.

Hedwig empfand außerdem eine Unzufriedenheit mit sich selbst, deren sie nicht Herr zu werden vermochte. Ihr Leben kam ihr als ein verfehltes vor, denn sie bemühte sich vergebens, etwas darin aufzufinden, dessen

Erreichung ihr besonders wünschenswerth gewesen wäre, so wünschenswerth, daß es sich der Mühe gelohnt hätte, sich dafür zu begeistern und für die Erlangung die Kräfte ihres Geistes anzuspannen. Der Tod des Herzogs hatte auf sie, so wenig sie sich selbst dies eingestehen wollte, doch einen nachhaltigen und bleibenden Eindruck gemacht. Es wollte ihr noch immer nicht gelingen, denselben zu verwischen. Durch die Oberstin hatte sie die näheren Umstände sowohl der Veranlassung als des Herganges des Duells erfahren, daß man sich auf eine ganz nahe Distanz, also in der beiderseitigen Absicht eines tödtlichen Ausganges, geschossen, daß der Herzog den ersten Schutz gethan und seine Kugel den Capitän gestreift, dieser dann, ruhig zielend, den Herzog durch das Herz geschossen habe, so daß er lautlos und sogleich todt niedergestürzt sei – das Alles hatte sie sich erzählen lassen, und die Einzelheiten dieser Erzählung hafteten noch immer fest in ihr. Sie machte sich jetzt Vorwürfe, daß sie sich überhaupt in irgend nähere Beziehung zu einem Manne gestellt, den sie von Anfang an gehaßt, nur weil sie wußte, daß er sich um Margot gegen deren Willen beworben. Es war ihr ein Triumph gewesen, gegen ihn eine Art von Wiedervergeltung zu üben, ein Gefühl, dem sie sich mit der Lebhaftigkeit ihres Herzens und ihrer Phantasie hingegeben, ohne es sich damals klar zu machen, daß sie dazu nicht den mindesten Beruf habe, daß sie das Alles ganz und gar nichts angehe – gar nichts angehen dürfe – nun war die Wiedervergeltung eingetreten, allein durch sie, wie sie sich jetzt in ihren

nun übertriebenen Selbstquälereien sagte – und in einer Weise, die sie weder vorausgesehen, am aller wenigsten aber gewünscht hatte. Der Capitän war als ihr Ritter dabei handelnd aufgetreten – ihr Verstand und zu gleich ihr Stolz sagten ihr, daß er ehrenwerth, daß er ihre eigene Ehre beschützend gehandelt habe – sie zwang sich, ihm dafür zu Dank verpflichtet zu sein, aber – in ihrem Inneren empfand sie jetzt eine Abneigung gegen ihn, weil er sich zum unberufenen Werkzeuge und zum Vollstrecker einer Absicht, eines Wunsches gemacht, die sie sich jetzt selbst nicht mehr eingestehen wollte, weil dies zugleich ihre Mitschuld eingestehen hieß.

Es war ihr eine große Beruhigung, daß sie wenigstens nicht mehr in seiner Nähe verweilen und ihn sehen und sprechen mußte – sie hoffte, daß dies niemals wieder geschehen werde.

Dazu kamen Augenblicke – wir wollen auch dies nicht verschweigen, da wir uns einmal zum Vertrauten ihrer geheimsten Gedanken gemacht – wo sie die Möglichkeit, die Gemahlin des Fürsten zu werden, in nähere Erwägung zog. Es geschah dies immer dann, wenn ihr das Leben überhaupt als wenig werthvoll erschien und sie sich sagte, daß die materiellen Güter eigentlich allein im Stande seien, sich ein genußreiches Dasein zu verschaffen. Die unbefriedigte Sehnsucht nach einem höheren Genusse des Geistes oder des Herzens kam ihr dann kindisch vor – mit Reichthum und Unabhängigkeit konnte man Alles haben, was überhaupt wünschenswerth war, was sich damit nicht erlangen ließ, war nicht des Besitzes

werth, lag nur in dem Spiele einer thörichten und regellosen Phantasie – in der Schwärmerei der Jugend, die sie endlich abschütteln mußte, da sie ja bereits zwanzig Jahre alt war.

Es waren trübe und finstere Gedanken und Betrachtungen, die durch ihre Seele zogen, wenn sie sich diesen Vorstellungen hingab, das völlige Abschließen mit dem Leben und das Aufgeben aller jener schönen, edlen und hohen Ideen, von denen sonst ihre so sehr dafür empfängliche Seele belebt war.

Da sind die Thürme von Smolensk, Herr Graf, rief Friedrich, bei welchen Worten Hedwig erschrocken, als ob man sie auf einem Unrechte betroffen habe, emporfuhr – wir werden hoffentlich endlich einmal wieder ein gutes Nachtquartier bekommen.

Eilftes Capitel.

Mit erneuertem Interesse fuhr Hedwig bei diesem Zurufe aus ihren Träumereien und Gedanken empor und richtete ihr Auge auf die im Glanze des Abends zu ihren Füßen ruhende Stadt. Die Thürme der im byzantinischen Style erbauten alten Kathedrale, die unförmliche, auf einer Höhe gelegene Citadelle, die dunkle, von vielen Thürmen gekrönte, in unregelmäßigen Linien sich hinauf- und hinabziehende Stadtmauer, und endlich das Häusermeer, welches sie umschloß, unten am Ufer des ruhig dahinfließenden Dniepr und hinaufsteigend drüben bis zu den begränzenden Anhöhen – das Alles da

liegend still und friedlich im Goldschimmer der scheidenden, tiefstehenden Sonne, machte auf sie einen fesselnden und zugleich beruhigenden Eindruck. Die durchsichtigen Rauchsäulen stiegen so langsam und senkrecht aus den vielen Schornsteinen zu dem klaren, blauen Himmel empor, der über dem ganzen Bilde ruhte, als ob jede einzelne damit die gastliche Einladung aussprechen wollte, bei ihnen einzukehren. Auch der Graf wurde von diesem Anblicke in eine behagliche und heitere Stimmung versetzt.

Ich hätte mir die Stadt nicht so hübsch gedacht, sagte er, und freue mich, daß wir sie erreicht und somit die Hälfte des Weges zurückgelegt haben.

Die russischen Städte sehen alle mehr oder weniger malerisch von außen aus, aber sie enttäuschen uns sehr bald, wenn wir in das Innere gelangen. Ich freue mich auch, daß wir endlich hier sind und die Hälfte unserer langen Reise hinter uns haben, aber wenn wir die Rückreise mit in Anschlag bringen, so ist es leider erst ein Viertel.

Wozu nutzen diese fortgesetzten Berechnungen? erwiederte der Graf wieder verdrießlich; wir werden den Heimweg eben so gut zurücklegen, wie wir jetzt hergekommen sind, obgleich ich nicht geglaubt hätte, jemals in meinem Leben so weit in das Innere Rußlands zu gelangen.

Wenn wir das voraus gewußt hätten ....

Dann würden wir vielleicht gar nicht gereis't sein, unterbrach er sie, indessen jetzt läßt sich das nicht mehr

ändern, und ich hoffe, alle diese Beschwerden nicht vergeblich zu bestehen, setzte er mit einem beziehungsvollen Blicke auf seine Tochter hinzu.

Diese hielt es, wie immer in solchen Fällen, für angemessen, das Gespräch abzubrechen und lenkte es wieder auf diejenigen Gegenstände, welche äußerlich ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Man fuhr inzwischen in die Stadt ein, welche, wie Hedwig richtig vorausgesagt hatte, im Innern nur wenig dem glänzenden Bilde entsprach, das ihr Aeußeres dargeboten. Enge, schmutzige Straßen, eine Masse unansehnlicher, zum Theil hölzerner Häuser, staubige, unregelmäßige und unschöne Plätze – das Alles war wenig geeignet, einen angenehmen Eindruck hervorzurufen.

Es fand sich auch ein leidliches Unterkommen, große, etwas wüste Räume, welche, so wie die Verpflegung, zwar Vieles zu wünschen übrig ließen – indessen es war Sommer, und der Fürst trug Sorge, daß jede irgend zu erlangende Bequemlichkeit beschafft wurde. Der folgende Tag, den man zum Ausruhen bestimmt hatte, war für Hedwig noch langweiliger, als die vorhergegangenen. Die Stadt interessirte sie wenig, und die Abwechslung der Reise, immerhin eine Abwechslung, hatte aufgehört. Der Graf pflegte der Ruhe und suchte darin denjenigen Genuß, den er so lange vermißt hatte. Als Hedwig gegen Abend mit dem Fürsten einen Spaziergang auf die Höhen machte, welche die Stadt im Osten begränzten, ruhten ihre Blicke mit melancholischem Ausdrucke auf den

Windungen des sich im Süden verlierenden Flusses. Seine Fluthen, welche an den Pfeilern der breiten Brücke eine leichte, hellschimmernde Woge bildeten, zogen fernen, unbekannten Gegenden zu, bis sie sich mit den Gewässern des schwarzen Meeres vereinigten. – Wie war das Alles so fremd, so weit und so fern von der Heimath! Mit der Schwärmerei, welche ihr eigen, die sie oft vergeblich bemüht war, durch die Reflexionen des Verstandes zu unterdrücken, dachte sie daran, daß ja auch unfern ihrer Heimath die Quellen von Bächen und Flüssen entsprängen, welche, mit der Donau vereinigt, denselben Lauf in dasselbe unbekannte Meer nähmen – sie hatte vielleicht von der Lissa Hora aus die Thäler jener Quellen gesehen – von der Lissa Hora! Welch eine eigenthümliche Gedankenverbindung, jetzt am Ufer des Dniepr, das alte Smolensk zu ihren Füßen! – Sie dachte gerade jetzt an die Stunde, wo sie auf der Lissa Hora gestanden, obgleich sie selbst die Verbindung ihrer Idee nicht erkannte. Die Rede des Fürsten, welche sie in sichtlicher Zerstreuung längere Zeit überhört hatte, brachte sie wieder in die Gegenwart zurück. Er machte sie darauf aufmerksam, daß man auch hier Vorbereitungen zur Vertheidigung treffe, daß man die Mauern und Thürme ausbessere und Erdwälle aufbaue.

Es scheint, sagte er mit einer Stimme, welche seine verhaltene Aufregung nur unvollkommen verbarg, daß man die Absicht hat, es wenigstens für möglich hält, sich selbst bis hieher zurückzuziehen – immer zurück – vielleicht noch weiter! Man darf kaum daran denken, aber

das ist die Frucht der vielen fremden Rathgeber, welche den Czaren umgeben, denen er nur zu willig sein Ohr leiht! Es wäre schrecklich für uns, wenn der Einfluß dieser Leute seine Entschlüsse schwankend machte und ihn zu einem schimpflichen Frieden bewöge!

Können Sie so etwas von dem Czaren glauben?

Ich habe bis jetzt keine Bürgschaft vom Gegentheil.

O, Sie sollten nicht so reden, Herr Fürst, sagte sie mit leuchtenden Blicken, Sie sollten die schwierige Lage, in welcher sich der Czar befindet, würdigen und nicht eine Meinung über ihn aussprechen, die bis jetzt durch nichts begründet ist und wozu er nicht die mindeste Veranlassung gegeben hat! Sie als Russe sollten dies am wenigsten thun!

Sie mögen Recht haben, erwiederte er nicht ohne einige Verlegenheit, und es freut mich, daß Sie eine so gute Meinung von unserem Kaiser haben – aber, setzte er mit einem eigenthümlichen Lächeln hinzu, es ist ein großer Unterschied zwischen einem freundlichen, leutseligen und galanten Benehmen und einer festen, eisernen Entschlossenheit. Ihr Urtheil stützt sich auf persönliche Eindrücke – ah, er versteht es, liebenswürdig und zuvorkommend gegen schöne Frauen zu sein und auf diesem Felde Siege zu erringen, die ihm nicht schwer fallen – aber die Siege, welche wir, welche Rußland jetzt von ihm fordern, müssen nicht im Ballsaale, sondern auf den Schlachtfeldern erkämpft werden, und dazu gehört eine feste und nicht schwankende Willenskraft!

Weßhalb zweifeln Sie, daß er diese nicht besitze?

Ich zweifle nicht daran – ich will wenigstens nicht daran zweifeln, aber die Zeit ist zu ernst und zu gewaltig, als daß nicht auch derartige Gedanken aufsteigen sollten.

Nur mit dem vollen Vertrauen, mit der ganzen Hingebung seines Volkes wird es dem Czaren möglich sein, seine mächtigen Feinde zu besiegen.

Das Alles wird ihm in ganzem Umfange zu Theil werden, und wir, die wir es zu geben bereit sind, verlangen nichts weiter, als daß er den unbeschränktesten Gebrauch davon mache.

Das wird er, darauf können Sie mit der vollsten Gewißheit rechnen! sagte sie mit einer so festen Stimme, als ob sie die eigenen Worte des Czaren wiederholte.

Hat er es Ihnen vielleicht gelobt? fragte mit einem sonderbaren Tone der Fürst.

Die Hochachtung, welche ich für Ihren edlen Kaiser empfinde, verbietet es mir, eine solche Frage zu beantworten, erwiederte sie sichtlich verletzt.

Er schwieg, indem er sie forschend ansah – wie schade, sagte er dann, daß Sie nicht eine geborene Russin sind!

Meine Ansichten sind unabhängig von dem Zufalle der Geburt.

Sie haben Recht, sagte er, den letzten Gedanken festhaltend; die Geburt ist ein bloßer Zufall, und der Mensch hat, nachdem seine Erkenntniß sich entwickelt, seine Erfahrung sich befestigt hat, die Befugniß und die Macht, diesen Zufall wieder auszugleichen.

Er kann das Land seiner Geburt, seine Heimath, verlassen, kann es aufgeben und mit einem anderen vertauschen, es können ihn vielerlei Veranlassungen, gute und schlechte, edle und niedrige, dazu bestimmen – aber er wird niemals die Heimath vergessen, niemals im Geiste aufhören, demjenigen Lande zu eigen zu bleiben, worin seine Wiege gestanden hat.

Der Fürst blickte sie längere Zeit schweigend an, nach dem sie diese Worte mit größerer Lebhaftigkeit, als die vorhergehenden, gesprochen hatte, dann schlugen sie den Rückweg ein. Es entging ihr nicht, daß es in seiner Absicht liege, das Gespräch, welches eine für sie peinliche Wendung genommen hatte, in derselben Weise weiter fortzusetzen, und sie beeilte sich daher, ihn durch allerlei Fragen über die Stadt und ihre Umgebung davon abzulenken, indem sie zugleich den Entschluß faßte, nicht wieder allein in der Begleitung des Fürsten auszugehen.

Man brachte den Abend gemeinschaftlich zu in Gesprächen, wozu die Tagesereignisse und die später eingetroffene Nachricht von dem Einzuge der Franzosen in Wilna vollständig Veranlassung gaben, und setzte die Reise am anderen Morgen fort, als die Sonne, welche um drei Uhr aufging, erst zwei Stunden ihren langen Lauf am Himmel begonnen hatte. Es war die große Straße, auf der sie fuhren, jene Straße, welche damals noch nicht ihre traurige, weltgeschichtliche Berühmtheit erlangt hatte.

Am vierten Tage näherten sie sich dem Städtchen Moshaisk. Auf den dasselbe begränzenden Anhöhen lag ein

armseliges Dorf, nach dessen Namen, seiner Unbedeutendheit wegen, Niemand gefragt hatte – es war Borodino. Auf den schlecht bebauten Feldern wogte das spärlich stehende Getreide leise im Winde, der Bach, von welchem jene Anhöhen im Osten begränzt wurden, bestand aus sumpfigen Ufern, die selbst die lange andauernde Hitze nicht auszutrocknen vermocht hatte, das Auge suchte vergebens nach einem Puncte, auf welchem es mit Interesse oder Wohlgefallen hätte verweilen können. Keiner von den Reisenden, welche jetzt, gelangweilt und belästigt von der Hitze des Mittags, über jene Felder und Anhöhen hinfuhren, ahnte es, daß hier wenige Wochen später die blutigste Schlacht des Jahrhunderts gekämpft werden würde, einen ganzen, unendlich langen Sommertag hindurch, bis neunzigtausend verstümmelte Leichen und Verwundete diese Felder und Höhen bedecken würden, um dann, unbeerdigt und unberührt, Monate lang liegen zu bleiben, den Wölfen und Geiern zur Beute, bis sie das kalte, weiße Leichentuch des Winters mitleidsvoll verhüllen würde. Neunzigtausend junge, kräftige Männer aus allen Ländern Europa's, alle dem Ehrgeize eines Einzigen zum Opfer gefallen, und an einem einzigen Tage!

Sie fuhren weiter, ahnungslos, ohne ihre Blicke auf das neben ihnen liegende Dorf Seminofkir zu richten, um dessen Besitz so blutig gestritten wurde, daß die Leichen der Gefallenen einen Wall bildeten, den die Kämpfenden erst überschreiten mußten, um sich zu tödten. Doch weiter – die Zeit war noch nicht gekommen, und, unbekannt

mit der nächsten Zukunft, zogen die Reisenden dem unfernen Moskau zu, welches sie am folgenden Tage zu erreichen hofften, da die Erlangung von Pferden keine Schwierigkeiten mehr darbot.

Der vorn fahrende Wagen des Fürsten hielt gegen Abend des folgenden Tages, nachdem man langsam eine Anhöhe erreicht hatte, still, der Fürst war aufgestanden und zeigte mit ausgestreckter Hand gegen Osten.

Und da lag sie vor ihnen, die wunderbare, unendliche Stadt, in tausend Farben schimmernd, von einer Menge vergoldeter, in blendendem Glanze strahlender Kuppeln überragt. Ein märchenhaftes Gemisch von Gehölzen, Seen, Hütten, Palästen, Kirchen und Thürmen, eine zugeich byzantinische und gothische Stadt! In der Mitte stiegen hohe Kuppeln, umgeben von crenelirten Mauern, empor, die Tempel der Gottheit und die Paläste der Kaiser enthaltend, hoch oben auf der höchsten Zinne erglänzte das Emblem, welches die Geschichte Rußlands und dessen ganzen Ehrgeiz versinnlicht: das Kreuz über dem umgekehrten Halbmonde. Diese hohe, von vergoldeten Kuppeln überragte Masse war der Kreml, der alte Wohnsitz der Czaren.

Schweigend und von mannigfachen Gefühlen ergriffen, blickten Hedwig's Augen auf dieses wunderbare Bild, welches alle Vorstellungen ihrer Phantasie weit hinter sich zurückließ. Alle Städte, die sie gesehen, auch Petersburg, sanken zur Unbedeutendheit herab bei diesem Anblicke.

Nach einiger Zeit fuhr man weiter, und so einförmig die Reise bis dahin gewesen war, so unterhaltend und anregend wurde sie jetzt. Man näherte sich der ungeheuren Stadt, der größten Europa's nach Konstantinopel dem Umfange nach, deren Häuser, Kirchen und Paläste einen Flächenraum von zwei Quadratmeilen bedeckten. Der Weg belebte sich mit unzähligen Fuhrwerken und Menschen, und als sie dann einfuhren, immerfort durch breite, nicht endende Straßen, die in seltsamem Gemische von niedrigen, elenden, hölzernen Häusern, prachtvollen Palästen, in Gold glänzenden Kirchen, Kasernen und anderen öffentlichen Gebäuden gebildet wurden, durch das Gewirr von Wagen und Reitern und Pferden in seltsamen, fremden Ausrüstungen und Trachten, glaubten sie in einer anderen, außereuropäischen Welt zu sein. Asien und Europa trafen hier im bunten Gemische zusammen und suchten sich in phantastischer Weise zu vereinigen. Man fuhr über große, gartenartige Plätze, an dem Kreml vorbei, dessen hohe Mauern, von den vielen vergoldeten Kuppeln überragt, im Glanze der Abendsonne schimmerten, und gelangte endlich zu dem Palaste des Fürsten. Es war ein stattliches, weitläufiges Gebäude, und wenn auch mit derselben Pracht ausgestattet, doch sehr verschieden von dem Palaste in Petersburg. Er lag inmitten einer großen, schön angelegten und von hohen Baumgruppen beschatteten Gartens, denn in Moskau ist Alles groß und weitläufig, und auf dem Raume, welchen die Besitzung des Fürsten einnahm, hätte immerhin eine

kleine Stadt Platz gefunden. Von einer zahlreichen Dienerschaft empfangen – alle Leibeigene des Fürsten und zu diesem Zwecke erzogen und abgerichtet –, stieg man endlich aus, und die Reihe der Zimmer, welche dem Grafen und seiner Tochter zur Verfügung gestellt ward, war so umfassend, daß sie es vorläufig vorzogen, einen Theil davon ungesehen zu lassen. Es waren besondere Wohn- und Empfangzimmer, besondere zum Schlafen und Ankleiden, verschiedene Bäder, Boudoirs mit den seltensten Pflanzen des Südens angefüllt – kurz, es war so Vieles, was sie nicht bedurften, was überflüssig war, daß sie das Nöthige und Nothwendige kaum herauszufinden vermochten – eine fremde Welt, an die sie sich erst gewöhnen mußten.

Der Abend vereinte sie in einem Gartensalon; die ausgesuchtesten Speisen, die edelsten und feurigsten Weine suchten für die Entbehrungen der Reise Ersatz zu gewähren. Als dann die Nacht ihren Schleier über die hohen Bäume des Gartens ausbreitete, erglänzten die dunkeln Gänge in magischer Beleuchtung und eine sanfte Musik ließ sehnsüchtige Gefühle erstehen, ohne dem heiteren Gespräche hindernd in den Weg zu treten.

Die nächste Zeit verwandte man zur Besichtigung der Merkwürdigkeiten der Stadt und Umgegend. Es gab so Vieles zu sehen, daß es bei dem Bedürfnisse, sich zu zerstreuen, an Unterhaltung der mannigfachsten Art nicht fehlte. Neben dem Volksleben, welches sich hier in echt

russischer Weise entwickelte, nahm Hedwig's Aufmerksamkeit hauptsächlich der Kreml in Anspruch, diese altehrwürdige Residenz der Czaren. Mit Staunen erblickte sie mehre concentrisch in einander gestellte Städte: in der Mitte auf einer Anhöhe am Ufer der Moskwa den Kreml; am Fuße desselben, als ob er sie beschützen wollte, die alte, chinesische Stadt genannt, welche den russischen Charakter und den des Orients in sich vereint; in ihr den Bazar, ein großes, umfangreiches Gebäude, gefüllt mit den reichsten und kostbarsten Waaren aller Art, den schönsten Geweben Indiens und Persiens, den Seltenheiten Europa's, nebst ungeheuren Vorräthen von Colonialwaaren und den feinsten Weinen. Diese sogenannte chinesische Stadt wurde ringsum von einer Dritten, der weißen Stadt, eingeschlossen, weit und geräumig, fast nur Paläste enthaltend, und dann kam die Erdstadt, ein Gemisch von Dörfern, kleinen Gehölzen, hölzernen, niedrigen Häusern und imposanten Gebäuden. Das Ganze umgab ein Erdwall, und was man in diesen vier von einander umschlossenen Städten, durch die sich eine Bevölkerung von dreihunderttausend Einwohnern bewegte, gleichmäßig vertheilt sah, waren mehre hundert Kirchen, deren vergoldete Kuppeln die Form der Turbane nachahmten, so wie schlanke Minarets, wie in einer Stadt des Orients. Das kaiserliche Lustschloß Petrowski, von Katharina der Zweiten erbaut, wurde seiner hübschen Lage wegen öfter besucht, und Hedwig stand eines Abends an demselben Fenster und schaute auf die vor ihr ausgebreitete Stadt hin, an welchem Napoleon, nachdem ihn

die Flammen aus dem Kreml vertrieben, den ungeheuren Brand mit Entsetzen beobachtete, welcher das *mene mene thekel* mit feuriger Schrift für ihn an den Himmel zeichnete.

Das Leben in Moskau würde sonach für Hedwig, wenn auch nicht ein befriedigendes, doch ein unterhaltendes gewesen sein, wenn die täglich vom Kriegsschauplatze eintreffenden Nachrichten und Gerüchte nicht eine fieberhafte Spannung hervorgerufen hätten. Man erfuhr, daß die russische Armee fortwährend zurückgehe, ohne eine Schlacht zu wagen, und mit der Ungeduld, wie sie Denjenigen eigen ist, welche einen günstigen Erfolg oder doch wenigstens den Versuch eines solchen erwarten, erging man sich in den härtesten Urtheilen über die Leiter des Krieges. Dazwischen tauchten die ersten leisen Befürchtungen auf, die man jedoch noch nicht auszusprechen wagte, daß selbst Moskau kein völlig sicherer Aufenthalt bleiben könne. Hedwig beruhigte sich mit der Vorstellung, daß eine große Armee unmöglich den weiten Weg marschiren werde, welchen sie während zehn langer Tage in raschem Fahren zurückgelegt hatte.

Es war in der letzten Hälfte des August, man befand sich bereits über einen Monat in Moskau, als der Fürst in ungewöhnlich erregtem Zustande seine Gäste aufsuchte.

Wir haben eine Schlacht verloren, rief er, und Smolensk ist von den Franzosen erobert!

Man wollte der Nachricht zuerst keinen Glauben schenken – aber sie ist verbürgt, ich habe sie aus dem Munde meines Freundes, des Gouverneurs Rostopschin!

Unsere Armeen hatten sich endlich bei Smolensk vereinigt, und Barclay de Tolly war zu einer Schlacht entschlossen – aber wie kann man von diesem Ausländer einen festen Entschluß erwarten? Man hat sich darauf beschränkt, Smolensk mit der Arrieregarde zu vertheidigen, nutzlos Menschen geopfert und ist dann, den Franzosen die Stadt überlassend, wieder weitergezogen! Wir werden verrathen durch Männer, denen der Czar blindlings vertraut, nachdem er sich selbst vom Kriegsschauplatze zurückgezogen hat!

Diese Nachricht, welche sich blitzschnell durch die Stadt verbreitete, erzeugte eine allgemeine Bestürzung und eine leidenschaftliche, jede Schranke übersteigende Erbitterung gegen den Oberbefehlshaber Barclay de Tolly, welcher, wie Dies in solchen Fällen gewöhnlich ist, der öffentlichen Meinung zum Opfer fallen mußte, obgleich er, über jeden Verdacht verrätherischer oder auch nur schwankender Absichten erhaben, nichts gethan, als den mit richtiger Erkenntniß gefaßten Plan zur Ausführung gebracht hatte, nämlich die Franzosen so weit als möglich in das Innere von Rußland vordringen zu lassen und sie erst anzugreifen, wenn sie durch die langen Märsche, durch Mangel an Verpflegung und Desertion geschwächt sein würden.

Der Czar mußte dem allgemeinen Unwillen nachgeben, welcher sich selbst durch meuterische Bewegungen in der Armee kund gegeben hatte, und einen anderen Befehlshaber in der Person eines National-Russen ernennen. Er wählte hierzu den einäugigen, siebenzig Jahre

alten Kutusow. Dieser General, obgleich durch Krieg und Ausschweifungen erschöpft, tief verderbt, falsch und lügnerisch, kaum mehr fähig, zu Pferde zu sitzen, welcher die Schlacht von Austerlitz verloren hatte, besaß bei alledem eine große Klugheit und die Fähigkeit, die Menschen durch sein schlichtes und cynisches Wesen, nach dem Beispiele seines Lehrers Suwarow, zu blenden. Er wurde mit Einem Male der Abgott derer, welche den Angriffskrieg wollten, und seine Ernennung zum Ober-General war daher vollständig geeignet, die aufgeregten Gemüther zu beruhigen und neues Vertrauen zu erwecken.

Zwölftes Capitel.

Unerwartet traf der Czar am folgenden Tage selbst in Moskau ein. Von der Armee vertrieben, hatte er beschlossen, das russische Volk zu enthusiasmiren und zur Landesvertheidigung aufzurufen. Der Gouverneur Rostopschin wurde beauftragt, den Adel und die Kaufleute des Gouvernements zu versammeln, und als dann der jugendliche Czar unter diesen erschien, fiel es ihm nicht schwer, die Gemüther zu entflammen und zu den größten Opfern zu bestimmen. Die Liebe des Volkes trug sich ihm mit lautem Jubel und mit den Ausbrüchen der tiefsten Hingebung entgegen, welche sich oft durch Weinen und Schluchzen, dann wieder durch nicht endende Beifallsrufe äußerte. Er stand unter ihnen ähnlich wie Maria Theresia unter den Ungarn, als sie diese zum Kriege gegen Friedrich den Großen entflammte. Der Adel beschloß

die Aushebung des zehnten Mannes auf seinen Besitzungen, der Handelsstand zeichnete bedeutende Geldsummen, und hiermit sollte sogleich eine Miliz geschaffen werden, die im Gouvernement Moskau allein achtzigtausend Mann betragen sollte.

Hedwig begeisterte sich fast in gleicher Weise in dem allgemeinen Aufschwunge, der, wie immer, durch die Verhältnisse getragen, zuletzt in der Luft zu liegen schien und mit derselben eingeathmet wurde. Ihr Wunsch, den Czaren noch einmal wenigstens zu sehen, war insofern in Erfüllung gegangen, als sie ihn, freundlich grüßend, aber ohne sie zu erkennen, in raschem Fluge hatte vorbeifahren sehen – dann war er am andern Tage nach Petersburg abgereis't.

Während Moskau eine so kriegerische Gestalt annahm und die Rüstungen und Uebungen der Milizen fast das ausschließliche Geschäft des Tages bildeten, war Kutusow bei der Armee eingetroffen und von derselben mit Jubel empfangen worden. Dennoch traf auch jetzt wieder die Nachricht ein, daß man die rückgängigen Bewegungen fortgesetzt habe und daß sich die Armee Moskau nähere. Man hielt dies jedoch, nachdem einmal ein Umschwung der öffentlichen Meinung eingetreten war, jetzt für nothwendig, indem man annahm, daß es nur geschähe, um sich ein vortheilhaftes Schlachtfeld zu suchen.

Das Wetter war schlecht geworden, und so viel man wußte, hatten die Franzosen ihren Marsch auf Moskau nicht fortgesetzt. Man erfuhr, daß die russische Armee fünfundzwanzig Meilen von der Stadt, bei Borodino, sich

eine feste Stellung genommen und mit dem Aufwerfen beträchtlicher Schanzen beschäftigt sei. Alles befand sich in fieberhafter Aufregung, dem Eintreffen entscheidender Nachrichten entgegensehend. Das Wetter hatte sich seit mehren Tagen wieder gebessert, und unbestimmte Gerüchte, daß die Franzosen wieder vorgerückt seien, flogen wie die Vorboten eines großen Ereignisses umher.

Es war noch ziemlich früh am Morgen in den ersten Tagen des September, als Hedwig mit ihrem Vater zusammen frühstückte und, wie immer jetzt, von den Tagesereignissen sprach, als die Thür ungestüm geöffnet wurde und der Fürst in der freudigsten Aufregung in das Zimmer stürzte.

Sieg, rief er, Sieg! Die Franzosen sind total bei Borodino geschlagen und befinden sich auf dem Rückzuge!

Sowohl der Graf als Hedwig waren bei diesen Worten freudig aufgesprungen und so von der Gewalt dieser Mittheilung ergriffen, daß der Graf den Fürsten in seine Arme schloß und Hedwig ihm willig beide Hände zum Willkommen überließ. Es dauerte längere Zeit, ehe man sich fassen und die aufsteigenden Zweifel, von denen man ergriffen war, beseitigen konnte.

Es ist eine officielle Nachricht, versicherte der Fürst – Kutusow hat es an den Gouverneur melden lassen. – Endlich, endlich! fuhr er in erneuerter, freudiger Aufregung fort – endlich ein Sieg! Und nun bedenken Sie die Folgen – was steht der geschlagenen französischen Armee bevor? Die ganze Bevölkerung wird sich gegen sie

erheben, und was dem Schwerte und den Kugeln unserer Soldaten entrinnt, wird dem Messer unserer Bauern zum Opfer fallen – bis sie alle vertilgt sind, alle, bis auf den letzten Mann, setzte er mit haßerfüllten Mienen hinzu, die es gewagt haben, den geheiligten Boden des alten Rußlands zu betreten!

Hedwig wandte sich mit einem innerlichen Schauder von den durch fanatischen Haß und Leidenschaft entstellten Zügen des Fürsten ab; er kam ihr in diesem Augenblicke schrecklich, wie ein wildes Raubthier vor.

Man besprach die Einzelheiten, so weit sie bekannt geworden, und die dahin lauteten, daß die Schlacht auf beiden Seiten sehr blutig gewesen, ohne jedoch Näheres anzugeben.

Der Fürst begab sich sogleich zu dem Gouverneur selbst, um das Eintreffen von weiteren Nachrichten zu erfahren, und Hedwig blieb mit ihrem Vater in sehr aufgeregter Stimmung zurück, die ihre Freudigkeit, sie wußte selbst nicht, weßhalb, bald wieder verloren hatte. Man erwartete mit ängstlicher Spannung die Rückkehr des Fürsten, welche jedoch nicht erfolgte, obgleich bereits mehre Stunden verflossen waren. Friedrich, der, gleichfalls von Neugierde getrieben, sich auf die Straße begeben hatte, wo die Menschen haufenweise zusammenstanden, kam nach einiger Zeit mit bedenklichen Mienen zurück.

Herr Graf, sagte er in seiner gewohnten kurzen und ärgerlichen Weise. Diese Russen sprechen selten ein wahres Wort – einer lügt und betrügt den anderen!

Was willst du damit sagen, hast du etwas gehört? fragte der Graf gespannt.

Mir scheint es mit der gewonnenen Schlacht nicht ganz klar zu sein, man munkelt Dies und Jenes, und einer von den schmierigen Kerls behauptete mit Bestimmtheit, die Russen zögen sich wieder zurück.

Ah, Unsinn, rief der Graf, du hörst ja, daß der Gouverneur selbst ....

Da kommt der Fürst, unterbrach Friedrich, und er sieht eben nicht aus, als ob Alles so glatt abgegangen wäre.

Es sind sehr widersprechende Nachrichten angelangt, sagte der Fürst, während die Augen seiner Gäste mit Spannung an seinem Munde hingen – es hält schwer, sie zu vereinen. Es hat eine große Schlacht stattgefunden, das steht fest; wir haben die Stellung behauptet, auf dem Schlachtfelde bivouakirt – aber ....

Nun, aber? rief der Graf.

Es heißt, daß wir uns dennch wieder zurückzögen.

Wieder zurückzögen? wiederholte der Graf, vor Schreck erbleichend – hieher zurück – so würde Moskau von den Franzosen erobert werden?

Sprechen Sie das Wort nicht aus! Wie können Sie so etwas nur denken – wir werden noch einmal kämpfen – wir werden – o, es ist nicht möglich, ganz unmöglich! rief er, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend – eher würden wir Alle, Alle zu Grunde gehen! –

Die pomphaften Siegesnachrichten, welche Kutusow für gut fand, über die Schlacht von Borodino zu verbreiten und selbst an den Czaren nach Petersburg abschickte,

nach welchen die Franzosen geschlagen waren und ihr Verlust an Todten und Verwundeten auf sechszigtausend angegeben, während derjenige der Russen auf vierzigtausend Mann berechnet wurde – ungeheure und kaum glaubliche Zahlen –, traten in Widerspruch mit der Ankunft der russischen Armee selbst in der unmittelbarsten Nähe von Moskau. Ihr voran gingen unendliche, nicht enden wollende Wagenzüge von Verwundeten, die man in Moskau unterbrachte und deren Zahl man bereits auf fünfzehntausend berechnete, obgleich man jetzt wußte, daß die Russen einen sehr großen Theil ihrer Verwundeten auf dem Schlachtfelde hatten zurücklassen müssen, weil sie es noch in der Nacht nach dem Schlachttage geräumt hatten.

Die Aufregung der Bevölkerung steigerte sich von Minute zu Minute, die Kirchen füllten sich mit Betenden, welche den Schutz des Höchsten für die Stadt erflehten, und als am folgenden Tage die ganze russische Armee eintraf und vor Moskau Stellung nahm, fing bereits ein Theil der Einwohner, die reichen und unabhängigen, an, die Stadt zu verlassen. Man erfuhr jetzt, daß der Verlust der Russen an Todten und Verwundeten sechszigtausend betrug, darunter vierzig Generale und fünfundvierzig Obersten – Zahlen, die man jetzt noch eben so sehr übertrieb, als man sie bisher verkleinert hatte.

Der Fürst hatte sich den ganzen Tag über nicht blicken lassen; er befand sich bei dem Gouverneur Rostopschin und mit diesem draußen im Hauptquartier des Generals Kutusow, wo man darüber verhandelte, ob man eine neue

Schlacht unter den Mauern der Stadt schlagen oder diese dem gehaßten Feinde überlassen sollte. Erst spät am Abende kehrte er zurück; Hedwig und der Graf hatten ihn diesmal mit fieberhafter Spannung erwartet.

Er sah bleich, finster und verstört aus, als er endlich erschien.

Ich bin so erschöpft, so ergriffen, sagte er mit kaum hörbarer Stimme, während er sich rücksichtslos auf einen Sessel warf – daß Sie Geduld mit mir haben müssen – doch, wozu ein längeres Schweigen? setzte er mit einem langen und tiefen Seufzer hinzu – die Stadt ist aufgegeben – wir müssen sie spätestens bis übermorgen verlassen.

Aufgegeben? rief Hedwig bestürzt.

Ja, aufgegeben, erwiederte der Fürst mit flammenden Augen – er müsse die Armee erhalten, sie nicht einer neuen Schlacht aussetzen – die Armee allein sei die Rettung des Landes – Moskau käme nicht in Betracht, so sehr es ihn schmerze, daß .... – o, ich darf es kaum wiederholen, was er sagte – aber er hat den Befehl – und die Armee wird morgen weiter zurückgehen! Es ist beschlossen und läßt sich nicht mehr ändern! Die Franzosen werden in Moskau einziehen, setzte er mit einem unheimlichen Blick und einem heiteren Lachen hinzu, und hier von ihren Siegen und Strapazen ausruhen! Möge es ihnen wohl bekommen! In diesem Augenblicke ergeht der Befehl an alle Einwohner, die Stadt zu verlassen, denn sie soll leer und öde sein, wenn die Sieger einziehen – Niemand wird

sie empfangen und sie werden keine Zeugen ihres Triumphes haben.

Aber wie ist das möglich? fragte bestürzt der Graf – werden Sie die ganze Bevölkerung zwingen können, auszuwandern?

Wir werden sie zwingen! O, es wird gar keines Zwanges bedürfen, denn sie werden von selbst gehen!

Und Alles, ihre ganze Habe zurücklassen?

Was sie nicht mitnehmen können, werden sie zurücklassen – sie werden handeln, wie ihnen befohlen wird. Die Franzosen werden eine reiche Beute finden, setzte er wieder hohnlachend hinzu, möge es ihnen gut bekommen!

Ich halte es für unmöglich.

O, bei uns ist Vieles möglich, was man anderswo für unmöglich hält! Der große Menschenschlächter wird auch diese Erfahrung machen, vielleicht früher, als er es glaubt!

Und wann werden wir reisen? fragte der Graf, dessen Unruhe sich immer mehr steigerte – Sie sagten übermorgen, weßhalb nicht morgen? Wenn sich wirklich so viele Menschen auf die Flucht begeben, so möchte es räthlich sein, so bald als möglich zu reisen, um nicht in den Strom zu kommen.

Ich kann leider nicht früher, erwiederte der Fürst mit einem finsteren Blicke, ich habe noch unabweisliche Geschäfte. – Aber seien Sie unbesorgt, unser Fortkommen wird auf keine Hindernisse stoßen.

Es war eine schlaflose Nacht, welche diesem Abende folgte. Der Graf hatte fast gänzlich den Muth verloren. Der Gedanke, noch weiter in das Innere von Rußland ziehen zu müssen und unter solchen Verhältnissen, fast innerhalb der kriegerischen Ereignisse, schien ihm schrecklich. Er machte Hedwig den Vorschlag, ruhig zu bleiben und die Ankunft der Franzosen abzuwarten. Was sollen wir immer weiter ziehen, sagte er, und unser Geschick an das der Russen knüpfen, welche den Krieg bereits verloren haben! Es scheint wirklich, daß Napoleon unüberwindlich ist. Von Moskau aus wird er den Frieden dictiren, den der Czar bereitwillig schließen wird; wir können das hier ruhig abwarten, Preußen ist mit Frankreich verbündet, man wird uns einen Paß geben, und wir können unter französischem Schutze zurückkehren.

Hedwig's entschiedener Widerspruch bewog ihn, diesen Plan aufzugeben, und man fügte sich in das Unvermeidliche.

Mit dem ersten Grauen des Morgens begann bereits die Auswanderung der Bevölkerung. Unabsehbare Wagenzüge, beladen mit allerlei Dingen, welche man mitzunehmen für nöthig und möglich erachtete, bedeckten die Straße vor dem Palais des Fürsten, welche sich nach einem der östlichen Thore zog – immer dichter wurde das Gedränge, immer lauter das Rufen, Schreien, das Weinen der Weiber und das Fluchen der Männer – das unmöglich Gehaltene wurde zur Wirklichkeit, die ganze Bevölkerung verließ die Stadt, um sie leer und öde den

gehaßten Feinden zurückzulassen. Die eintretende Dunkelheit bewirkte seine Veränderung – der Zug der Menschen, Pferde und Wagen strömte unausgesetzt fort – es war wie eine Völkerwanderung, und als die Sonne wieder aufging, waren die Straßen zum Theil bereits leer und die meisten Thüren und Fenster, sowie alle Läden fest geschlossen. Auch im Hause des Fürsten herrschte eine unruhige, fast wilde Bewegung. Vieles wurde eingepackt, das Meiste blieb jedoch zurück, und Hedwig, die von einem kurzen Gange in den Garten zurückkehrte, sah mit Bestürzung, wie man werthvolle Gegenstände, Statuen, Uhren und sonstige kostbare Luxussachen, zerschlug und zerstörte, weil man genöthigt war, sie zurückzulassen.

In dem Allem sprach sich ein fanatischer und verzweiflungsvoller Haß aus, der es vorzog, lieber das werthvollste Eigenthum zu zerstören, als es den Feinden als Beute zu überlassen. Die Wagen, welche man mit denjenigen Sachen beladen hatte, die man mitnehmen wollte, fuhren gegen Abend ab. Der große Palast war öde und leer geworden und machte den Eindruck einer wüsten Zerstörung, so daß Hedwig sowohl als der Graf sehnlichst dem Augenblicke entgegen sahen, wo sie ihn würden verlassen können.

Dazu erschienen, als die Nacht gekommen war, unheimliche, wilde Gestalten, die in dem Palaste ungehindert umhergingen, als ob man ihnen denselben zur Beute überlassen hätte – was sie beabsichtigten und wozu

sie gekommen waren, blieb ungewiß, denn sie ließen Alles unberührt – obgleich sie Niemand gehindert hätte, zu rauben und zu stehlen.

Auch der folgende Tag verging noch, ohne daß der Fürst sich zur Abreise entschlossen hätte; er war wieder abwesend gewesen und kehrte erst in der Nacht zurück.

Die Avantgarde der Franzosen steht nur noch eine Meile von der Stadt, sagte er mit einem eigenthümlichen Lächeln, welches den ganzen fanatischen Haß, von dem er beseelt war, ausdrückte – morgen werden sie einziehen, Niemand wird sie hindern – morgen in aller Frühe reisen auch wir!

Kaum war die Sonne aufgegangen, als zwei leichte Wagen vorfuhren – die anderen hatte man vorausgesandt – und die so lange verzögerte Abreise wirklich erfolgte. Die Straßen der Stadt, durch die man fuhr, waren gänzlich menschenleer, alle Häuser geschlossen – Alles öde und verlassen. Erst vor dem Thore erreichte man die Nachzügler der ausgezogenen Bevölkerung, und je weiter man fuhr, nicht mehr auf dem Wege, sondern über die Felder hin, um so dichter wurde der Schwarm, Alles drängte vorwärts, und an einzelnen Stellen, wo zerbrochene Wagen lagen, welche die Passage hemmten, herrschte die größte und wildeste Verwirrung. Sonst zogen alle diese Hunderttausende schweigend und resignirt neben und hinter einander her und nur zuweilen sehnsuchtsvolle Blicke auf die in der Morgensonne glänzenden Kuppeln der verlassenen Stadt richtend.

Es war nicht möglich, rasch fortzukommen, da man weite Umwege machen mußte, um dem Hauptstrome fern zu bleiben.

Am Nachmittage erreichte man einen keinen Ort, welcher einige Meilen seitwärts von der Straße auf einer Anhöhe lag, die eine weite Aussicht über die Ebenen darbot, und der Fürst erklärte, daß man hier übernachten werde. Die Gegenvorstellungen des Grafen lehnte er mit einer Entschiedenheit ab, welche ihm sonst seinen Gästen gegenüber nicht eigen war. Hedwig fühlte sich um so unangenehmer von diesem veränderten Wesen berührt, als er am anderen Morgen erklärte, daß man auch noch diesen Tag und die Nacht hier verweilen werde, weil er eine wichtige Nachricht erwarten müsse.

Es ließ sich jedoch dagegen nichts einwenden, denn das Wesen des Fürsten war seit einiger Zeit so verändert, daß ein Widerspruch gegen seinen Willen für nicht räthlich erachtet wurde. So blieb man denn, anscheinend ohne Zweck, an jenem kleinen Orte, welcher sich nach und nach mit Flüchtlingen aller Art gefüllt hatte, die zum großen Theile im Freien, so gut es gehen wollte, sich eingerichtet hatten. Die Fenster des gemeinschaftlichen Wohnzimmers der bescheidenen Wohnung, welche der Fürst vorher hatte bestellen lassen, lagen nach Westen in der Richtung gegen Moskau. Der Fürst stand gedankenvoll und wieder in fieberhafter Aufregung stundenlang an denselben, und seine Blicke hingen an der Stelle des

Horizontes, der über Moskau sich hinzog. Der Tag verging, und die Unruhe des Fürsten schien mit jeder Stunde zuzunehmen. Am Abende saßen Hedwig und der Graf am Tische; die Oberstin bereitete den Thee, während der Fürst unruhig auf und ab ging, immer wieder längere Zeit am Fenster verweilend.

Die Nachricht, welche Sie erwarten, ist immer noch nicht gekommen? fragte der Graf; werden Sie nicht vergebens darauf warten?

Sie kommt so eben! rief der Fürst mit vor Aufregung bebender Stimme, indem er mit der ausgestreckten Hand nach dem Fenster deutete.

Aller Blicke wandten sich dahin – eine helle Röthe flammte am westlichen Himmel auf, wie ein Nordlicht emporschießend, immer heller, immer glänzender.

Was ist das? riefen Alle, erschreckt aufspringend.

Das ist der Anfang des Brandes von Moskau! sagte der Fürst mit erhobener Stimme.

Moskau brennt! Moskau brennt! tönte es jetzt in wildem Geschrei von außen herein.

Ja, Moskau brennt, wiederholte der Fürst, ohne seine Augen von dem immer heller aufflammenden Feuerscheine abzuwenden – es wird von der Erde verschwinden und die Feinde Rußlands mit sich in den Untergang reißen!

Schrecklich, schrecklich! stammelte Hedwig. O, wie schrecklich, wie entsetzlich ist der Krieg! Was wird aus den armen Verwundeten?

Der Fürst ließ diese Frage unbeantwortet und blickte schweigend auf die immer höher aufsteigende Lohe, welche einem Nordlichte gleich bald heller emporschoß, bald wieder nachließ, aber mit ihrem unheimlichen Glanze bereits bis zum Zenith hinaufreichte, obgleich Moskau sechs Meilen entfernt war.

Die Nacht verging; am anderen Morgen war der ganze westliche Himmel in einen grauen, finstern Schleier gehüllt. Es erhob sich ein orkanähnlicher Sturm aus Nordwest, der gegen Abend nach Südwest umsprang und am andern Tage aus Südost wehte, als ob der Himmel den Untergang der ungeheuren Stadt beschlossen habe. Am Abende, wo sie fast fünfundzwanzig Meilen von Moskau entfernt waren, sahen sie noch immer die Röthe des ungeheuren Brandes am Himmel, jenes Brandes, welcher den Haß der Russen gegen die Franzosen zu einer Höhe und zu einem Fanatismus entflammte, den nichts mehr zu füllen vermochte, als allein der Tod und das Verderben der von Gott verfluchten Feinde.

Dreizehntes Capitel.

Drei Meilen von Nischnei-Nowgorod – in einer anmuthigen, von niedrigen Höhen durchschnittenen Gegend an den Ufern der Wolga lag die umfangreiche Besitzung des Fürsten. Wir sind genöthigt, das Schloß und die nächste Umgebung etwas näher zu beschreiben, weil unsere Geschichte daselbst ihren weiteren Verlauf nimmt und daher die Kenntniß der Oertlichkeit zur Auffassung der kommenden Ereignisse nöthig ist. Es waren drei

große Herrschaften, welche der Fürst hier besaß, mit einigen Tausend Leibeigenen, über deren Wohl und Wehe er zu verfügen hatte. Da er längere Zeit auf der einen zugebracht, nachdem er von Paris zurückgekehrt war, so hatte er viel Zeit, Geld und auch einige Thätigkeit darauf verwendet, diesen seinen Aufenthalt nicht nur wohnlich zu machen, sondern mit all der Pracht und überflüssigen Verschwendung einzurichten, welche man in Rußland bei ungemessenem Reichthum dazu für nothwendig hält.

Das alte Schloß wurde durch einen neuen, weit umfangreicheren Bau fast völlig beseitigt; die Hauptfront desselben lag nach dem Flusse hinaus, welcher hier in einem weiten und breiten Bogen an seinem Fuße vorüberzog, so daß man aus den Fenstern sich einer eben so schönen als abwechselnden Aussicht erfreute, da die Schifffahrt auf der Wolga im Sommer sehr lebendig ist. Das große, im byzantinischen Style aufgeführte Gebäude gewährte, vom Flusse aus gesehen, mit seinen vielen Thürmen und spiegelhellen Fenstern, umgeben von hohen, schattigen Bäumen, einen herrlichen Anblick, an welchem sich der vorüberfahrende Schiffer um so mehr erfreute, als die Einförmigkeit seiner Reise dadurch auf eine überraschende Weise unterbrochen wurde. Nachdem er Tage lang an den Ufern nur elende Dörfer oder

dichte Waldungen gesehen, stieg plötzlich dieses prächtige Schloß vor ihm empor und würde ihn in seiner Phantasie an die Ufer des Rheins versetzt haben, wenn er jemals diesen schönsten aller Flüsse gesehen oder von seinem Dasein auch nur eine Ahnung gehabt hätte. So aber beschränkte er sich darauf, mit einem Gemisch von Bewunderung und Neid »Balagna« auszurufen, den Namen des Schlosses, an den sich in seiner Vorstellung zugleich der Begriff ungemessenen Reichthums knüpfte.

Die hintere Seite des Schlosses lag nach dem Garten hinaus, der, zuerst parkartig angelegt, sich an einen umfangreichen herrlichen Buchen- und Eibenwald anschloß. Das alte Schloß mit seinen dunkeln Mauern, nur nothdürftig unterhalten, hatte man durch eine niedrige Mauer von dem Parke abgezweigt und dadurch mit den übrigen Wirthschaftsgebäuden in Verbindung gebracht. Stolz, vornehm und exclusiv, als ob es nicht zu ihnen gehöre, oder sich dieser niedrigen Umgebung schäme, blickte das neue Schloß auf diese Gebäude herab, den Unterschied der Bewohner beider schon durch die todten Steinmassen versinnlichend.

Zwischen dem Flusse und der Anhöhe, auf welcher das Schloß stand, zog sich die große Straße hin, welche von Moskau über Nowgorod nach Sibirien führt. Zur Zeit der großen Peter-Paul-Messe in Nowgorod, welche während des Juli in jedem Jahre abgehalten wird, wo man Waaren im Werthe von hundertfünfzig Millionen Rubel und mehr umsetzt, und wo sich vier bis fünfhunderttausend Menschen versammeln, war diese Straße eben so

wie der Fluß ungemein belebt. Der Fürst hatte es keineswegs verschmäht, von diesem Verkehr Nutzen zu ziehen, und deßhalb unmittelbar am Ufer eine große Ausspannung angelegt, wo die Fuhrwerke anhielten, um zu füttern, und die Führer den beliebten Wudtka und sonstige dem russischen Magen zusagende Erfrischungen in Fülle gegen gute Bezahlung erhalten konnten. Er bezog von dieser wirthlichen Einrichtung fünftausend Rubel Pacht jährlich, die ihm ein Jude zahlte, welcher dabei bereits ein reicher Mann geworden war. Eine Menge niedriger Gebäude, Ställe, Remisen und Schuppen umgaben den umfangreichen Raum, der zur Meßzeit für die vielen darauf haltenden Fuhrwerke dennoch nicht ausreichte. Sonst genügte er dem Bedürfniß vollkommen und stand zu Zeiten oft ganz leer.

In diesem Schlosse befanden sich jetzt der Fürst, die Oberstin, der Graf und Hedwig, nachdem sie die Reise von Moskau im Lauf von acht Tagen dahin zurückgelegt hatten. Mit einer durch die Umstände erzeugten Resignation hatten sich sowohl der Graf als Hedwig darein gefunden, bis in diese fernen Gegenden zu reisen, in denen sie der Gränze Asiens weit näher gerückt waren, als derjenigen ihrer Heimath; die Umstände hatten sie dazu gezwungen, und jetzt, da sie am Ufer der Wolga angelangt waren, jenes größten der europäischen Ströme, der seine Fluthen dem kaspischen Meere zuführt – war die weite, unendliche Entfernung in ihrer Vorstellung um Vieles geschwunden, denn jeder Mensch setzt sich und seinen

jedesmaligen Aufenthalt stets in den Mittelpunct der ihm bekannt gewordenen kleinen Welt.

Der Aufenthalt in Balagna war dazu an sich keineswegs unangenehm oder langweilig. Die innere Einrichtung des Schlosses ließ keinen Wunsch unerfüllt und war noch luxuriöser, als selbst in dem Palaste zu Moskau. Es befand sich sogar ein Theater im Schlosse, das jetzt allerdings, aber nur deßhalb unbenutzt blieb, weil die kriegerischen Ereignisse wenig Neigung zu solchen Vergnügungen hervorriefen; es würde sonst dem Fürsten leicht gewesen sein, die Schauspieler-Truppe aus Nowgorod mehrmals in der Woche herüberkommen zu fassen. Die Stadt selbst, die Fahrt dahin, theils zu Wasser, theils zu Lande, so wie der Besuch der Umgegend würde viele Abwechslung und Zerstreuung gewährt haben, wenn man mehr, als es der Fall war, dafür empfänglich gewesen wäre.

Hedwig war immer schweigsamer und verschlossener geworden und entzog sich der Gesellschaft, so oft sie dazu Gelegenheit fand. Sie ging und ritt oft einsam spazieren, und man ließ sie gewähren, ohne ihr irgend einen Zwang aufzuerlegen. Der Graf, dessen Gesundheit sich wieder ganz gekräftigt hatte, fing vielleicht gerade deßhalb an, sich mehr mit seinen eigenen Angelegenheiten zu beschäftigen und darüber in Sorgen zu gerathen. Es war ihm dies keineswegs zu verdenken, denn er hatte seit fünf Monaten keinen Brief aus der Heimath von seinem Direktor erhalten, und wenn er sich auch damit tröstete,

daß die Verwaltung seines Vermögens sich in zuverlässigen und geschickten Händen befinde, so stiegen doch vielerlei Besorgnisse bei ihm auf, gesteigert durch die kriegerischen Ereignisse, von denen nur aus der nächsten Nähe, das heißt aus der Umgegend von Moskau, Nachrichten herüber kamen. Er bereute es jetzt sehr, sich in diese abenteuerliche Unternehmung eingelassen zu haben, war aber genöthigt, gute Miene zum bösen Spiele zu machen, da *er* es gewesen, der Hedwig dazu beredet, sogar halb und halb dazu gezwungen hatte. Selbst gegen Friedrich mußte er sich in dieser Beziehung Gewalt anthun, denn dieser war nur zu sehr bereit, seine üble Laune gegen seinen Herrn auszuschütten, dem er bis hieher hatte folgen müssen. Dabei beunruhigte es den Grafen, daß der Fürst sich eigentlich noch immer nicht in der Hauptsache gegen ihn ausgesprochen hatte. Es war zwar unverkennbar, daß er für Hedwig ein großes und lebhaftes Interesse gefaßt habe; auch sagte sich der Graf, daß es zwecklos sei, über diesen Gegenstand früher zu sprechen und zu verhandeln, bis man sich von einander trennen würde – aber die ganze sich in die Länge ziehende und immer weiter gehende Reise hatte doch bis jetzt eigentlich noch gar keinen reellen Zweck gehabt. Es ließ sich vorläufig nichts in der Sache thun, man mußte den geeigneten Zeitpunct abwarten, und Dieser so wie überhaupt Alles drehte sich um den Ausgang des Krieges.

Vier Fünftel von Moskau waren von den Flammen verzehrt worden; in den Ueberbleibseln, immer noch ausreichend genug, hatten sich die Franzosen eingerichtet und

schienen sich ganz wohl darin zu befinden. Es fehlte weder an Lebensmitteln, noch an sonstigen Dingen, welche für die Entbehrungen des Krieges Ersatz gewährten, Alles, was man fand, und man fand noch sehr viel, war herrenloses Gut, mit dem man nach Gefallen schalten konnte. Die russischen Verwundeten, fünfzehntausend an der Zahl, waren größtentheils in dem Brande umgekommen, dagegen hatte man die bei Borodino verwundeten Franzosen so viel als möglich nach Moskau transportirt, wo sie wenigstens nothdürftig untergebracht waren.

Napoleon wohnte wieder im Kreml, den die Flammen nicht zu zerstören vermocht hatten, und es gewann den Anschein, als ob die französische Armee sich in Moskau für den Winter einrichten wolle, da man ja sogar das Theater wieder eröffnet hatte, welches Napoleon selbst mit glänzendem Gefolge öfter zu besuchen pflegte. Dies waren sehr beunruhigende Nachrichten, besonders für den Grafen und Hedwig, deren Rückreise dadurch in eine ganz unabsehbare Zukunft hinausgerückt wurde. Der Fürst trug ein ungewöhnliches Vertrauen zur Schau. Es war keinem Zweifel mehr unterworfen, daß der Czar fest entschlossen blieb, jede Friedensvermittlung zurückzuweisen, und mehr war nach der Ansicht des Fürsten so wie aller fanatischen Russen nicht nöthig. Man hoffte auf den Winter. Im Einklange mit dieser Hoffnung stand es, daß sich die russische Armee nicht weiter zurückgezogen, sondern auf die rechte Flanke der Franzosen nach Kaluga gewandt und dort eine feste Stellung eingenommen hatte. Sie zog täglich Verstärkungen an sich,

um ihre großen Verluste zu ersetzen, während die französische Armee der weiten Entfernung wegen nicht nur ohne jeden Ersatz blieb, sondern sich täglich verminderte. Man hoffte daher auf den Winter, und der Fürst war von rachsüchtiger Freude erfüllt, wenn die eingehenden Nachrichten die Bestätigung brachten, daß die Franzosen noch immer in Moskau verweilten. Man befand sich bereits in der zweiten Woche des Oktober, und das Wetter war bis dahin stets ungewöhnlich heiter und warm gewesen. In der Nacht vom 13. zum 14. Oktober trat zum ersten Male ein leichter Frost ein. Als man gegen Mittag gemeinschaftlich spazieren fuhr, schien die Sonne zwar wieder warm, aber die Geleise auf den Wegen waren noch hart und leisteten den Rädern Widerstand. Der Fürst war ungemein heiter und gesprächig, es schien, als ob dieser geringfügige Umstand besonders dazu beigetragen habe.

Die ersten Vorposten des Winters sind in dieser Nacht eingetroffen, sagte er mit einem befriedigten Lächeln; ich hoffe, die anderen Truppen werden rasch nachkommen, und dann muß der Franzosen-Kaiser doch zu einem Entschlusse kommen.

Er wird den Winter über in Moskau bleiben, bemerkte der Graf.

Dies wage ich kaum zu hoffen; Gott müßte ihn vollständig mit Blindheit geschlagen haben – aber wie dem auch sei, die Franzosen bedürfen acht Wochen, um den

Niemen wieder zu erreichen, und in acht Wochen schreiben wir den fünfzehnten Dezember, setzte er hohnlachend hinzu.

So glauben Sie, er würde den Rückzug antreten?

Mag er thun, was er will, er wird hoffentlich den Boden Rußlands lebendig nicht mehr verlassen!

Der Graf theilte keineswegs die sanguinischen Hoffnungen seines Wirthes und das Vertrauen auf die russische Armee, die bis jetzt noch nicht einen einzigen siegreichen Erfolg gehabt hatte; aber er unterließ es, zu widersprechen, da er eine andere Meinung zu äußern sich nicht berufen fühlte.

Den gegen Mittag Zurückgekehrten theilte die Oberstin die freudige Nachricht mit, daß sie von ihrem Bruder, dem Capitän, aus der Gegend von Kaluga einen Brief erhalten habe. Er befindet sich wohl, erzählte sie erregt weiter; er ist in der furchtbaren Schlacht von Borodino zwar leicht verwundet worden, aber jetzt völlig wieder hergestellt.

Alle, und besonders Hedwig, äußerten ihre lebhafte Freude und richteten an die Oberstin vielerlei Fragen, welche sich sowohl auf die Person des Capitäns als auf die Lage der russischen Armee bezogen.

Lesen Sie doch den Brief vor, sagte der Fürst, soweit er keine Geheimnisse enthält, die uns ja ohnehin nicht interessiren; man wird doch endlich einmal etwas Näheres über die Armee erfahren.

Der Brief enthält keine Geheimnisse, erwiederte die Oberstin verletzt, was sollte mir mein Bruder Geheimnißvolles zu schreiben haben; er ist übrigens bereits drei Wochen alt, und die Mittheilungen über die Armee ....

So lesen Sie doch, unterbrach sie ungeduldig der Fürst, was er darüber schreibt; alt oder nicht alt, für uns wird es immerhin neu sein.

Die Oberstin erfüllte diesen fast in befehlendem Tone ausgesprochenen Wunsch, nachdem sie eine kurze Zeit in den entfalteten, eng geschriebenen Brief geblickt hatte, um die Stelle, wo sie anfangen wollte, zu finden.

»Wir stehen in der Gegend von Kaluga,« las sie dann, »wo das Hauptquartier ist, in ziemlich ausgedehnten Cantonnements. Die Truppen haben den besten Geist und jeder einzelne ist von Haß und Rache gegen die Franzosen beseelt, welche das heilige Moskau den Flammen geopfert haben.«

Die Miene des Fürsten zeigte bei diesen Worten ein befriedigtes spöttisches Lächeln.

»Täglich treffen Verstärkungen ein,« las die Oberstin weiter, »und wenn es auch bis jetzt noch nicht möglich gewesen ist, die ungeheuren Verluste in der Schlacht von Borodino zu ersetzen, so wird dies doch in wenigen Wochen der Fall sein. Wir stehen auf der rechten Flanke der Franzosen, können in wenigen Tagesmärschen ihre Rückzugslinie erreichen und ihnen den Weg verlegen. Dies ist jedenfalls der Plan des Ober-Befehlshabers, der, wie man sagt, wenn er sich wieder stark genug fühlt, nicht

zurück, sondern vorwärts marschiren wird, um die Entscheidung herbeizuführen. Doch Du wirst das Alles nicht recht verstehen, liebe Schwester; wenn ich bei Dir wäre, könnte ich's Dir auf der Karte zeigen. Vorläufig muß der Entschluß der Franzosen abgewartet werden. Sollte es in ihrem Plane liegen, in Moskau zu überwintern, so werden wir jedenfalls auf Smolensk marschiren und sie von jeder Verbindung abschneiden. Dann müssen sie aus ihrem warmen Neste heraus, und dann wird es Winter sein. – Alles ist guten Muthes und voller Hoffnung, und ein Jeder erwartet mit Sehnsucht den Tag, wo der Krieg wieder beginnen wird. Empfiehl mich dem Herrn Fürsten vielmals, so wie dem Herrn Grafen und Fräulein Hedwig, und wenn ....«

Das Weitere ist von keinem besonderen Interesse, unterbrach die Oberstin das Vorlesen des Briefes, den sie wieder zusammenfaltete, sondern enthält nur Mittheilungen des Bruders an die Schwester.

Ich freue mich vor Allem, daß Ihr Herr Bruder wohl und munter ist, sagte Hedwig, denn ich habe große Besorgnisse deßhalb gehabt.

Ich danke Ihnen im Namen meines Bruders.

Wenn Sie ihm schreiben, so grüßen Sie ihn herzlich von mir; fügen Sie hinzu, daß ich den lebhaftesten Antheil an seinem Ergehen nähme und ihn bäte, sich nicht mehr als es nöthig ist und nicht unbedacht der Gefahr auszusetzen.

Ihr Gesicht hatte sich, während sie diese Worte mit einer größeren Lebhaftigkeit sprach, mit einer leichten Röthe bedeckt, während ihre Augen ein höherer Glanz belebte. Dem Fürsten war dies keineswegs entgangen, und um seinen Mund legte sich jenes unangenehme, sarkastische Lächeln, welches der Oberstin als der Ausfluß einer gereizten und zum Zorne geneigten Stimmung hinlänglich bekannt war.

Die Hauptsache ist, daß unsere Armee bald wieder schlagfertig sein wird! sagte er hart – es freut mich auch, daß Ihr Bruder gesund und im Stande ist, den Pflichten des Dienstes ferner obzuliegen, denn wir dürfen nur an das Eine denken: die Feinde zu vernichten – alles Uebrige ist Nebensache.

Das Gespräch brach bei diesen Worten ab, deren Lieblosigkeit jeder Anwesende fühlte, mit Ausnahme dessen, der sie gesprochen hatte. Man ging zu Tische, wo der Fürst sehr heiter wurde und sich bemühte, durch Liebenswürdigkeit den üblen Eindruck, den sein Benehmen hervorgerufen hatte, wieder zu verwischen. Da es im Ganzen und Einzelnen günstige Nachrichten gewesen waren, die man empfangen, Nachrichten, an welche ein Jeder Folgerungen und Hoffnungen knüpfte, wie sie seinen Wünschen entsprachen, so wurde die Stimmung eine allgemein heitere, und man blieb heute weit länger bei Tische sitzen, als dies sonst der Fall zu sein pflegte. Der Fürst war besonders gesprächig und erzählte manches Interessante aus seiner Vergangenheit, wobei die Oberstin oft im Stillen lächelte, nicht über die ihr längst bekannten

und oft gehörten Thatsachen, sondern über die Art, wie sie erzählt, ausgeschmückt und in einem verschönernden Lichte dargestellt wurden.

Spielen wir eine Partie Schach? fragte der Fürst den Grafen, als die Tafel aufgehoben war – ich möchte endlich Revanche nehmen für die letzte verlorne Partie.

Ich stehe zu Diensten, entgegnete dieser, während sich beide in ein Cabinet begaben, welches lediglich zu diesem Zwecke eingerichtet war. Hedwig empfahl sich, um auf ihr Zimmer zu gehen, und auch die Oberstin hatte keine Veranlassung, den beiden Herren zu folgen.

Der Fürst schien sichtlich zerstreut, denn er machte gleich von Anfang an mehre Fehler und gab dann bald die Partie verloren.

Ich befinde mich heute nicht in der Stimmung, sagte er, das Bret bei Seite schiebend, um Schach zu spielen und meine Gedanken so daran zu fesseln, wie es nöthig ist.

Ich habe das von Anfang an gemerkt, erwiederte artig der Graf; wir können diese Partie daher auch nicht gelten lassen.

Wie Sie wollen, sagte der Fürst, noch immer zerstreut – meine Gedanken beschäftigen sich in diesem Augenblicke wirklich mit ganz anderen Dingen – ich bin mit mir nur noch nicht einig, ob es an der Zeit sei, sie Ihnen mitzutheilen.

Ich weiß nicht, was Sie meinen, erwiederte der Graf, von dieser dunkeln Aeußerung beunruhigt – jedenfalls

müssen Sie selbst am besten wissen, ob und in wie fern dies überhaupt nöthig ist.

Allerdings – allerdings – das unterliegt keinem Zweifel – so oder so – einmal wird es doch zur Sprache gebracht werden müssen, wenn es geschehen soll – und ich wüßte wirklich keinen vernünftigen Grund, weßhalb es nicht geschehen sollte.

Der Graf blickte den Fürsten erwartungsvoll an, dessen Augen niedergeschlagen auf dem kleinen, zwischen ihnen stehenden Tische ruhten.

Wir haben eigentlich von unseren gemeinschaftlichen Angelegenheiten noch gar nicht gesprochen, begann der Fürst wieder, wobei er tiefer Athem holte, als ob er zu einem Entschlusse gekommen sei – die Umstände haben es bisher verhindert, und Sie sind so zartfühlend gewesen, einen Gegenstand nicht zu berühren, dessen Realisirung an das Aufhören meines Lebens geknüpft ist.

Und halten Sie es gerade jetzt, wo Sie sich wieder ganz wohl befinden und die von Ihnen gehegte Befürchtung in eine weite Zukunft hinausgerückt ist, für nothwendig, davon zu reden?

Sie verkennen meinen Zustand, sagte der Fürst mit einem melancholischen Lächeln; ich bin und bleibe ein kranker Mann, obgleich ich mir jetzt zuweilen einbilde, es nicht mehr zu sein, weil ich wieder anfange, das Leben werth zu schätzen.

Fahren Sie in diesem Bestreben fort, und Sie werden bald ganz gesund sein. Ich weiß zwar aus Erfahrung, setzte der Graf mit einem Seufzer hinzu, daß es

sehr leicht ist, solche Rathschläge zu ertheilen, aber sehr schwer, sie auszuführen – indessen Sie haben wirklich keine Ursache, sich melancholischen Gedanken hinzugeben – bedenken Sie, daß Sie zehn Jahre jünger sind als ich – auch, wenn ich diese zehn Jahre noch einmal vor mir hätte!

Sie würden nach zehn Jahren wieder dasselbe sagen – und die Jahre machen es nicht allein. Aber wissen Sie auch, wem ich allein diese meine geistige und körperliche Verjüngung verdanke?

Vielleicht dem vielen Reisen – denn ich hätte selbst nicht gedacht, daß man dabei so gesund sein könne.

O, nicht doch, nicht doch, lächelte der Fürst – ich bin früher immer und noch mehr gereis't, und Entfernungen wie diejenige von hier nach Petersburg zählen bei mir nicht zu den großen – nein, setzte er mit leiserer Stimme hinzu – ich verdanke es lediglich Ihnen, Ihrem Umgang, oder, um es unumwunden auszusprechen, dem erheiternden, belebenden und anregenden Umgange mit Ihrer Fräulein Tochter.

Mit meiner Tochter? wiederholte der Graf, von einer eigenthümlichen Ahnung ergriffen, die ihn unwillkürlich erschreckte – mit meiner Tochter?

Vierzehntes Capitel.

Ja, mit Ihrer Fräulein Tochter, wiederholte der Fürst in einer Weise, als ob er mit sich selbst spräche – finden Sie das so außergewöhnlich? setzte er dann, den Grafen wieder anblickend, hinzu.

Außergewöhnlich? – Weßhalb außergewöhnlich? sagte dieser mit einem gezwungenen Lächeln, es scheint mir nur, daß Sie sich dabei doch vielleicht in einem Irrthume befinden. Unsere Gesundheit, ich weiß das aus eigener, langjähriger Erfahrung, hängt von ganz anderen Dingen ab; der menschliche Körper ist eine sehr complicirte Maschine, so complicirt, daß es eigentlich unbegreiflich bleibt, weßhalb sie nicht in jedem Augenblicke den Dienst versagt. Es sind oft geringfügige, uns unbekannte Ursachen ....

Sie gerathen auf ein ganz anderes Gebiet, unterbrach ihn der Fürst; es liegt durchaus nicht in meiner Absicht, Ihnen meine Krankheitsgeschichte vorzutragen oder nach deren Entstehen zu forschen, sondern ich will mit Ihnen über Ihre Fräulein Tochter reden, setzte er ernst und bestimmt hinzu.

Ueber meine Tochter? sagte der Graf, die Worte mechanisch nachsprechend, da es ihm jetzt nicht mehr zweifelhaft war, daß der Fürst endlich seine Absicht hinsichtlich der Erbschafts-Angelegenheit kund geben wolle.

Gehen wir bis auf den Zeitpunct zurück, sprach dieser weiter, wo ich zuerst an Sie schrieb. Ich war damals sehr krank und hatte mich selbst aufgegeben. Sie sind mein einziger, wenn auch entfernter Verwandter, und ich will Ihnen jetzt offen gestehen, daß es nicht mehr als eine Laune und eine gewisse Abneigung gegen meine nächste Umgebung war, welche mich Ihnen jenen Vorschlag machen ließ. – Ich hatte ja keine bestimmte Zusage gegeben und konnte mir die Sache überlegen, wenn Sie kämen

und ich Sie kennen gelernt haben würde. Als ich die Gewißheit Ihres Besuches erhielt, war ich deßhalb keineswegs erfreut; denn es ist überhaupt kein angenehmes Geschäft, über den Verbleib unserer irdischen Glüter nach unserem Tode nachzudenken und darüber zu verfügen. Dann kamen Sie, und ich hatte die Freude, in Ihnen einen eben so ehrenwerthen als kenntnißreichen Verwandten, in Ihrer Fräulein Tochter aber ein schönes, liebenswürdiges und geistreiches Mädchen kennen zu lernen. Schon nach einigen Wochen freute ich mich meines Entschlusses und betrachtete Ihre Tochter als meine Universal-Erbin. – Es war mir lieb, fuhr der Fürst nach einer kurzen Pause fort, während sich die Mienen des Grafen sichtlich erheitert hatten, es war mir lieb, daß sich Ihr Aufenthalt verlängerte, und ich fing an, mit Unruhe an den Tag zu denken, an dem Sie mich wieder verlassen könnten. Ich hatte mich an den Umgang mit Hedwig gewöhnt, und er fing an, mir unentbehrlich zu werden. Das Leben begann wieder einen Reiz und einen Zwef für mich zu gewinnen, und ich fühlte, daß der letztere darin bestehe, das Glück Hedwig's zu begründen.

Sie sehen mich erstaunt an, als ob Sie meine Worte bezweifelten, fuhr der Fürst fort, indem er seine bis dahin niedergeschlagenen Augen zu dem Grafen emporhob – kommt Ihnen das so unglaublich vor? – Ich habe so lange Jahre vereinsamt und zwecklos fortvegetirt, daß Sie diese meine Umwandlung natürlich finden müssen,

wenn Sie näher darüber nachdenken. Die Art und Weise, wie Hedwig meine unbedeutenden Aufmerksamkeiten aufnahm, so unbedeutende, daß sie nicht der Rede werth waren, zeugte von einer Ursprünglichkeit des Gefühls, von einer Bescheidenheit und Genügsamkeit, die mir neu war und mich entzückte, – Sie werden auch dies gerechtfertigt finden, wenn Sie bedenken, wie viel trübe Erfahrungen vom Gegentheil ich gemacht habe – kurz, ich gewann eine Zuneigung zu Hedwig, welche Gefühle und Empfindungen bei mir hervorrief, die ich längst, längst für erstorben gehalten hatte.

Der Graf machte bei diesen Worten auf seinem Stuhle eine unwillkürliche, eine unruhige Bewegung, welche der Fürst jedoch nicht zu bemerken schien, denn er fuhr, ohne darauf zu achten, in seiner Mittheilung fort:

Es stiegen mancherlei Gedanken in mir auf – Plane und Entwürfe, die ich eben so schnell wieder verwarf, als sie gekommen waren. Ihre Abreise verzögerte sich und das beruhigte mich wieder; ich war dadurch der Nothwendigkeit enthoben, einen bestimmten Entschluß zu fassen. Dennoch bin ich jetzt zu der Ueberzeugung gekommen, daß es an der Zeit dazu ist, schon deßhalb, weil ich überhaupt nicht mehr viel Zeit übrig habe. Ich will daher offen mit Ihnen reden, setzte er zögernd hinzu, und vorerst Ihre Ansicht hören, ehe ich weitere Schritte thue – oder ganz davon absiehe. – Sollten Sie noch nicht errathen haben, was ich meine? fragte er dann, als der Graf in seinem Schweigen beharrte.

Errathen? wiederholte dieser, dessen Unruhe sich immer mehr gesteigert hatte – nein, Herr Fürst – wie könnte ich das!

Glauben Sie, daß Hedwig sich entschließen würde, meine Gemahlin zu werden, und würden Sie einem sollen Entschlusse Ihre Zustimmung ertheilen?

Ihre Gemahlin? rief der Graf, ohne das Erschrecken verbergen zu können, welches ihn bei den letzten, von dem Fürsten mit etwas unsicherer Stimme gesprochenen Worten ergriffen hatte – Hedwig, Ihre Gemahlin?

Sie denken an den Unterschied der Jahre und daß ich eben so gut wie Sie ihr Vater sein könnte – ich habe mir das Alles und vieles Andere bereits selbst gesagt. Wir sind dem Alter nach allerdings sehr weit verschieden, aber – das Weib ist in dieser Einsicht ganz anders organisirt, als der Mann. Es gibt viele junge Frauen, die ihre weit älteren Männer, Männer, die ihre Väter sein könnten, nicht nur wahrhaft, sondern sogar mit Leidenschaft lieben; es gibt eine Menge solcher Ehen, die viel glücklicher sind, als andere, wo die Eheleute in gleich jugendlichem Alter stehen – das lehrt die Erfahrung. Der Mann hat von der Natur das Vorrecht erhalten, auch noch in seinen älteren Jahren in dem jugendlichen Weibe die Empfindung der Liebe zu erwecken und ihre Vorstellungen, welche sie sich von dem Glücke derselben gemacht hat, zu verwirklichen. Darüber waltet eben so wenig ein Zweifel ob, als darüber, daß solche alte Männer von ihren jungen Frauen auch auf's Schmählichste betrogen werden, indem sie sich anderweitig einen Ersatz für dasjenige suchen, was

sie bei den ihrigen nicht finden. Dies hat seinen Grund aber nicht in dem Alter des Mannes, sondern lediglich in seinen sonstigen Eigenschaften, und vorzugsweise in denen der Frauen. Eine große Anzahl von Männern ist dazu bestimmt, immer von den Weibern betrogen zu werden, und eine eben so große Anzahl von Weibern kann ohne zu betrügen gar nicht leben – es steht das mit dem gegenseitigen Alter in gar keiner Verbindung.

Ich rechne Hedwig nicht zu dieser Gattung der Frauen – habe sie sehr genau in Kleinigkeiten beobachtet und sie immer wahr und offen gefunden – sie würde es für eine Entwürdigung halten, auch nur die kleinste Unwahrheit auszusprechen, schon ihr Stolz würde das nicht zulassen. – Ich bin daher überzeugt, in dieser Beziehung völlig beruhigt sein zu können, wenn sie meine Frau geworden, und es ist nur die Frage, ob sie sich dazu entschließen will.

Er machte, an diesem Puncte seiner Erörterung angelangt, eine Pause, gleichsam als ob er dem Grafen Zeit lassen wolle, über das Gesagte näher nachzudenken, und fuhr dann fort:

Ich kann mit Ihnen über diesen Gegenstand offen und frei sprechen, und deßhalb habe ich es vorgezogen, Ihnen zuerst meinen Plan mitzutheilen. Mein Vermögen beläuft sich nach einer oberflächlichen Schätzung auf ungefähr eine und eine halbe Million Rubel – es mag leicht größer sein, denn der Werth der Leibeigenen läßt sich

nicht genau feststellen. Mit diesen Mitteln ist es mir gestattet, ganz nach meinem Belieben und Wünschen zu leben, wo und wie ich will – ich habe nicht nöthig, mich in irgend einer Weise zu beschränken. Ich weiß, daß mein Lebensziel ein kurzes, vielleicht ein sehr kurzes sein wird – können Sie mir es daher verdenken, wenn ich von derjenigen, der ich meinen ganzen Reichthum hinterlassen will, verlange, daß sie die kurze Zeit, welche ich noch zu leben habe, mir Gesellschaft leiste? Ist das etwa eine überspannte, unbillige Forderung?

Weßhalb denken Sie immer an Ihren Tod? unterbrach ihn der Graf – selbst jetzt, wo Sie sich so wohl fühlen, daß Sie sogar nochmals heirathen wollen? Sie können noch zwanzig Jahre und länger leben!

Sollte das wirklich der Fall sein, erwiederte der Fürst mit einem trüben Lächeln, so würde ich dennoch Sorge tragen, daß Hedwig ihren Schritt niemals zu bereuen Ursache hätte.

Ich glaube das, ich zweifle nicht daran, bemerkte der Graf, welcher anfing, die Idee, seine Tochter als Fürstin zu sehen, weniger abenteuerlich und unausführbar zu finden, hauptsächlich deßhalb, weil er selbst nicht im Entferntesten an eine lange Lebensdauer des Fürsten glaubte. Das Bestreben, Reichthum zu erwerben, ein Zug seines Charakters, welcher nahe am Geize und der Habsucht hinstreifte und nur durch andere Rücksichten gemildert wurde, ließ auch hier nur die großen materiellen Vortheile in den Vordergrund treten. Heirathen aus reiner

und wirklicher Neigung hielt er überhaupt für eine Thorheit, Standes- und andere Interessen standen bei ihm stets in erster Reihe, und er würde daher auch zu der Heirath seiner Tochter mit einem Armen oder auch nur mit einem Bürgerlichen niemals seine Einwilligung gegeben haben. Er war übrigens eben so fest davon überzeugt, daß ein solcher Fall niemals eintreten könne. Weßhalb sollte daher seine einzige Tochter nicht einen russischen, über eine Million verfügenden Fürsten heirathen, wenn an demselben sonst auch Manches zu wünschen übrig blieb? Er fand die Idee seines Wirthes, welche ihn noch vor kurzem so überrascht hatte, jetzt bereits in vielfacher Beziehung ganz annehmbar und vortheilhaft, und indem er daher innerlich auf die Seite des Fürsten trat und seine eigenen Wünsche damit vereinigte, stiegen sehr erhebliche Bedenken hinsichtlich Hedwig's Zustimmung in ihm auf.

Der Fürst hatte den Grafen eine Zeit lang schweigend angeblickt und vergeblich auf eine Antwort gewartet, während dieser mit nachdenkender Miene und niedergeschlagenen Augen da gesessen.

Nun, fragte er dann, wie denken Sie über meinen Vorschlag?

Wenn ich mich in Ihre Lage versetze, sagte der Graf mit einigem Zögern, so erscheint mir Ihr Vorhaben, wenn auch vielleicht etwas außergewöhnlich, doch durch die obwaltenden Umstände gerechtfertigt.

Sie haben Recht, unterbrach ihn lebhaft der Fürst, außergewöhnlich mag es sein, aber Hedwig ist auch ein außergewöhnliches Mädchen, werth und befähigt zu solchen außergewöhnlichen Handlungen! *Sie* würden also meinen Plan biligen, ihm nicht entgegen sein, ihn befördern helfen? fuhr er dringender fort.

Ich? – Ich, nein, ich würde ihm nicht entgegen sein, erwiederte der Graf, wieder unruhig werdend – aber Sie werden zugeben, daß nicht mir, sondern meiner Tochter hier die Entscheidung zusteht.

Das weiß ich, das weiß ich, das versteht sich von selbst, und darüber wollen wir sogleich sprechen. Zuerst ist es aber nöthig, daß wir beide uns einigen und daß ich auf Sie in dieser Sache mit Zuversicht rechnen kann. Lassen Sie uns also den geschäftlichen Standpunct dieser Angelegenheit besprechen. Es ist meine Absicht, Ihre Tochter hinsichtlich meines Vermögens vollständig sicher zu stellen, bevor sie meine Frau wird. Ich werde einen Ehe-Contract aufsetzen lassen, in welchem ich sie, mit Ausnahme einiger unbedeutenden Legate, zu meiner Universal-Erbin ernenne und zugleich mich selbst der Verfügung über die Substanz meines Vermögens ohne ihre Einwilligung während meines Lebens enthebe – kurz, wir werden einen Contract machen, durch welchen sie in dieser Beziehung so vollständig gesichert werden soll, als Sie es irgend für nöthig oder wünschenswerth erachten. Ich will mich hinsichtlich dieser Bestimmungen ganz Ihrem Willen unterwerfen, da es meine ausdrückliche Absicht ist, Ihnen jede irgend mögliche Garantie zu geben.

Sie sind sehr gütig, erwiederte der Graf nicht ohne Verlegenheit, aber doch mit einer beruhigten und freudigen Empfindung – ich bin von Ihren reellen Absichten vollständig überzeugt und weiß wirklich nicht, weßhalb ein solcher Contract ....

Ich wünsche das, unterbrach ihn der Fürst, und Sie werden hoffentlich der Erfüllung dieses Wunsches nicht entgegentreten. Hedwig soll wissen, daß ich ihren Besitz über Alles werth halte und dagegen in die Wagschale lege, was ich zu geben vermag. – Das Geschäftliche wäre daher zwischen uns abgemacht, und wir können nun zur Hauptsache übergehen, nämlich zu Hedwig selbst – denn ich setze voraus, daß Sie mit mir einverstanden sind und mir als Vater Ihre Einwilligung geben.

Wenn Hedwig einwilligt, erwiederte der Graf – ich würde ihrem Glücke natürlich nicht entgegentreten.

Ich danke Ihnen, sagte mit lebhafter Freude der Fürst, indem er dem Grafen die Hand reichte und sie schüttelte – wir sind einig, und ich hoffe, jetzt auch Hedwig's Zustimmung zu erlangen. Wie sind Ihre Gedanken in dieser Hinsicht? Sie sind der Vater, Sie kennen Hedwig von Kindheit an – wie glauben Sie, daß wir zu verfahren haben?

Ich glaube, daß sie nicht die entfernteste Ahnung von Ihrer Absicht hat, erwiederte der Graf, bin ich doch selbst vollständig dadurch überrascht worden.

Das beweis't nichts, erwiederte der Fürst mit einem selbstgefälligen Lächeln, Frauen haben in solchen Dingen

stets einen scharfen Blick. Mein aufmerksames und rücksichtsvolles Benehmen ist von ihr nicht unbemerkt geblieben, und es ist mir keineswegs das ihrige bei solchen Gelegenheiten entgangen, wo sie eine Zurückhaltung, ja, so gar eine Verlegenheit kund gab, welche nicht mehr unbefangen und gleichgültig genannt werden konnte.

Mir völlig neu, schaltete der Graf ein.

Ich will damit keineswegs sagen, fuhr der Fürst fort, daß sie zu der Ansicht gekommen sei, es läge in meiner Absicht, ihr meine Hand anzutragen – vielleicht – doch darauf kommt es ja jetzt nicht an. Halten Sie es für besser, daß ihr durch Sie diese Erkenntniß beigebracht werde, oder durch mich?

Ich sollte denken, erwiederte der Graf, welcher die Absicht des Fürsten zu errathen glaubte, ihn zum Bewerber bei seiner Tochter zu machen, daß Sie selbst ihr am zweckmäßigsten das Alles sagen könnten – zu der geeigneten Zeit, nach und nach – Sie verstehen mich. Wenn ich das thue, so trete ich von Anfang an als Mittelsperson auf, was, glaube ich, bei ihr keinen guten Eindruck machen dürfte.

Der Fürst war bei den letzten Worten des Grafen wieder nachdenkend geworden. – Die Sache hat ihre zwei Seiten, sagte er dann – wenn ich noch ein junger Mann wäre – ja, dann allerdings – dann würde ich Sie wahrscheinlich vorher gar nicht gefragt, sondern Alles allein mit Hedwig abgemacht haben – Sie nehmen mir diese

Aeußerung nicht übel – es ist der naturgemäße Weg, zuerst das Herz des Weibes zu gewinnen, welches man heirathen will, und dann den Vater zu fragen, ob er Ja oder Nein sagen will, oder ihn auch nicht zu fragen, wenn es nicht anders geht. Aber – leider bin ich kein junger Mann mehr und die Sache hat ihre zwei Seiten. – Mir scheint es jetzt zweckmäßiger, wenn die ersten Andeutungen von Ihnen ausgehen, damit sie, ehe ich mit ihr rede, sich mit dem Gedanken vertraut gemacht habe. Sie müssen in dieser Hinsicht mit Vorsicht zu Werke gehen – nur Andeutungen machen, daß ich Dies und Jenes geäußert hätte, daß ich es für das größte Glück ansehen würde, stets in ihrer Nähe leben zu können, daß ihr erheiternder, geistreicher Umgang, ihre jugendliche, frische Auffassung mich entzücke, mich selbst verjüngt habe, und daß es Ihnen fast so vorgekommen sei, als ob ich eine tiefe und wahre Zuneigung zu ihr gefaßt habe. – Nach diesen unbefangenen Mittheilungen können wir dann eine Pause eintreten lassen, damit sie sich in ihren Gedanken die ganze Sache erst zurecht legt – dann sprechen wir weiter darüber, wenn ich erfahren haben werde, wie sie das Alles aufgenommen und wie ich ihr Benehmen gegen mich sich dadurch gestaltet hat. – Halten Sie diesen Weg nicht auch für den richtigeren?

Möglich, erwiederte der Graf unschlüssig und wenig erbaut von der ihm zugemutheten Aufgabe.

Es freut mich, daß Sie meiner Ansicht sind – ich betrachte Sie jetzt als meinen Verbündeten und rechne im ganzen Umfange des Wortes auf Ihre Unterfügung und

auf die Geltendmachung Ihres ganzen väterlichen Einflusses. Wenn Sie die Verbindung Ihrer Tochter mit mir als ein Glück für sie ansehen, was ich jetzt annehme, so werden Sie als Vater von selbst Alles aufbieten, um es herbeizuführen.

Gewiß, gewiß ....

So benutzen Sie denn also die erste sich darbietende Gelegenheit, um meine Wünsche der Erfüllung näher zu bringen, bedenken Sie, daß jede Zögerung für mich die Schmälerung des kurzen Glückes enthält, das ich ersehne und welches den Abend meines Lebens verschönern soll.

Ich werde Ihren Wunsch erfüllen, sagte nach einigem Bedenken der Graf, und so bald als thunlich – ich muß jedoch den geeigneten Zeitpunct abwarten, der sich hoffentlich bald finden wird.

Ich danke Ihnen, erwiederte der Fürst, indem er dem Grafen abermals die Hand reichte und lebhaft drückte – möge uns denn bald ein engeres Band umschließen, das ist mein sehnlichster und heißester Wunsch!

Die beiden Männer erhoben sich von dem kleinen Tische, an welchem sie sich vor längerer Zeit niedergesetzt hatten, um Schach zu spielen. Der Fürst hatte die Partie verloren, aber er blickte doch mit befriedigter Miene auf das längst bei Seite geschobene Bret, auf welchem die Figuren noch stehen geblieben waren.

Ich habe der Königin Schach geboten, sprach er selbstgefällig lächelnd vor sich hin, nachdem der Graf sich entfernt hatte – und der König ist, wie immer, eine wenig in Betracht kommende Figur.

Fünfzehntes Capitel.

Der Graf bedurfte stets einer gewissen Zeit, um eine Sache, welche für ihn von Wichtigkeit und von größerem Einflusse auf seine eigenen Angelegenheiten war, in sich zu verarbeiten. Es lag dies theilweise in seinem Charakter, theilweise war es eine Wirkung des Alters, welche sich so bei den meisten Menschen kundgibt. Die überraschende Mittheilung des Fürsten diente daher vorläufig nur dazu, seine ihm ohnehin eigene Unruhe zu vermehren, indem er stets, aber vergebens, nach einer günstigen Gelegenheit suchte, Hedwig die geeigneten Mittheilungen zu machen. Zu verschiedenen Malen hatte er mit dem Versuche begonnen, denselben aber immer wieder aufgegeben, weil in Hedwig's Stimmung und die von ihr auf ganz entfernte Andeutungen ertheilten Antworten wieder zurückgeschreckt hatten.

Eines Tages, als er gegen Mittag bei ihr in ihrem Zimmer saß und ungewöhnlich freundlich und redselig geplaudert hatte, schien es ihm, als ob der geeignete Zeitpunct gekommen sein könne. Er hatte viel von der Heimath gesprochen und mancherlei Vergleichungen zwischen den Reichthümern des Fürsten und seinem eigenen Vermögen angestellt, war auf den Baron von Kalden zu sprechen gekommen, den er einen unbedeutenden und doch von sich eingebildeten Mann genannt, und hatte dann seine Freude noch nachträglich darüber ausgesprochen, daß sie seine Bewerbung um ihre Hand zurückgewiesen habe.

Wie kommst du heute auf den Baron? fragte Hedwig; ich habe die ganze Zeit, daß wir von Hause fort sind, nicht an ihn gedacht.

Ich weiß es selbst nicht – es fiel mir gerade ein; vielleicht dachte ich an ihn, weil ich mir vergegenwärtigte, daß du jetzt bereits zwanzig Jahre alt bist und es an der Zeit sein möchte, an eine passende Verbindung für dich zu denken.

Was du für sonderbare Gedanken hast, Papa! lachte sie. Wollen wir vielleicht nach Nowgorod reisen, damit ich mir einen Perser, Armenier oder Türken aussuche?

Ach – lächerlich ich die Sache keinenfalls, und ich möchte eine Frage an dich richten, die mich interessirt.

Eine Frage? Nun, warum zögerst du damit?

Ich möchte wissen, ob du den Baron lediglich deßhalb ausgeschlagen hast, weil – nun, weil er nach deiner Ansicht zu alt für dich war?

Was du für komische und sonderbare Fragen machen kannst, Papa, fuhr Hedwig in derselben muthwilligen Weise fort, und ich möchte vor Allem wissen, wie durch überhaupt darauf kommst. Du nanntest so eben den Baron selbst einen unbedeutenden und von sich eingenommenen Mann – und jetzt fragst du mich wieder, ob nur sein Alter der Grund meiner Zurückweisung gewesen sei.

Es freut mich, es freut mich, erwiederte der Graf mit einem wiederholten raschen Kopfnicken, so vernünftige Ansichten von dir aussprechen zu hören.

Was freut dich? fragte sie, ernster werdend, weil dem Benehmen ihres Vaters eine Absichtlichkeit zu Grunde zu liegen schien; ich verstehe dich wirklich nicht.

Nun, daß es nicht das Alter allein war; denn die Erfahrung lehrt, daß es Ehen gibt, Ehen von sehr ungleichem ....

Der plötzliche, unerwartete Eintritt des Fürsten unterbrach den Grafen in der Fortsetzung seiner Rede, mit welcher er geglaubt hatte, endlich dem beabsichtigten Ziele näher zu kommen; er schwieg mitten in dem begonnenen Satze und blickte verlegen zu dem Fürsten empor, der mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit näher trat.

Entschuldigen Sie, daß ich störe, sagte dieser, aber die so eben erhaltenen Nachrichten sind so wichtig und zu gleich so erfreulich, daß ich sie Ihnen nicht einen Augenblick vorenthalten kann. Wir haben ein entschieden siegreiches Gefecht bei Winkowo bestanden, wo Kutusow die Franzosen überfallen und geschlagen und ihnen – es sind die ersten Trophäen – zweitausend Gefangene und zwanzig Kanonen abgenommen hat; in Folge dessen, und das ist das Wichtigste, haben die Franzosen Moskau geräumt und den Rückzug angetreten.

Moskau geräumt, riefen Hedwig und der Graf mit freudiger Ueberraschung, und wirklich den Rückzug angetreten! Ist die Nachricht auch ganz sicher? setzte sie zweifelnd hinzu.

Ganz sicher; ich hatte, wie Sie wissen, meinen Hausverwalter Petrowitsch in Moskau zurückgelassen, um

durch ihn, so weit es irgend möglich war, immer zuverlässige Nachrichten zu erhalten – er ist heute zurückgekehrt, nachdem er erst vorgestern Abend Moskau verlassen hat und Augenzeuge des glorreichen Abzuges der Franzosen gewesen ist.

O, erzählen Sie, erzählen Sie! bat Hedwig dringend.

Ich habe mir nur Zeit genommen, die kurze Meldung der Hauptsachen anzuhören, wenn Sie es gestatten, so lasse ich Petrowitsch heraufkommen, damit er hier seinen ausführlichen Bericht erstatte.

Sie würden uns sehr dadurch verbinden.

Petrowitsch wurde heraufbeordert; die Anwesenden setzten sich erwartungsvoll in die weichen Sammt-Fauteuils, während der Hausverwalter, obgleich er zwei Nächte und einen Tag gereis't war, stehen blieb und nach geschehener Aufforderung des Fürsten seinen Bericht abstattete.

Erzähle ausführlich, befahl der Fürst, es interessirt uns Alles, da wir bis jetzt nur sehr ungenügende Nachrichten erhalten haben.

Von dem Palaste meines Fürsten ist nichts mehr übrig, als ein wüster Schutthaufe, begann der Leibeigene; schon in der ersten Nacht nach dem Einzuge der Franzosen begann das Feuer darin, es war das erste Gebäude in jenem Viertel.

Ein rachsüchtiges Lächeln legte sich bei diesen Worten um den Mund des Fürsten. Ich weiß das, und es war Niemand da zum Löschen! sagte er.

Niemand – die Franzosen wollten dem Feuer Einhalt thun, aber es fehlte an Spritzen – und bald war überhaupt jedes Löschen vergeblich. Die Stadt zerstört – was übrig geblieben, sind Ruinen, die man zuerst geplündert und dann wieder wohnlich zu machen versucht hat, so gut es ging. Als der Brand nach acht Tagen aufhörte, weil er keine Nahrung mehr fand, kehrten die Franzosen zurück und richteten sich ein, so gut sie konnten. Sie waren heiter und guter Dinge, leerten die Keller und betranken sich; Napoleon wohnte im Kreml, hielt Revuen und besuchte das Theater. Aber es blieb dennoch ein schauervoller, melancholischer Aufenthalt, die rauchenden Ruinen, die verwesenden, halb verbrannten Leichen und die leeren und öden Plätze und Straßen. Es wurden Lazarethe und Magazine eingerichtet, und die Soldaten waren überzeugt, daß sie den Winter über in Moskau bleiben und in derselben schwelgerischen Weise fortleben würden. Daß unser erhabener Czar Frieden schließen müsse, daran zweifelte man nicht. Erst seit ungefähr zehn Tagen verbreiteten sich beunruhigende Gerüchte, besonders über die Stellung unserer Armee. Als der Kaiser am 18., es war ein schöner Morgen, eine Musterung über das Corps des Marschalls Ney abhielt, hörte man plötzlich in der Richtung nach Süden dumpfen Kanonendonner, der eine große Bestürzung hervorrief und der Musterung sogleich ein Ende machte. Am Abende verbreitete sich die Nachricht, daß Murat bei Winkowo von Kutusow selbst überfallen und mit empfindlichem Verluste zurückgeschlagen sei.

Und hat sich diese Nachricht bestätigt? fragte der Fürst.

Vollkommen; die Franzosen verloren an dreitausend Mann und zweitausend Gefangene nebst zwanzig Kanonen; ich habe es von einem zuverlässigen Manne erfahren, der an jenem Tage von Kaluga gekommen ist.

Weiter!

Noch an demselben Nachmittage erhielten sämmtliche Corps Befehl zum Ausmarsche für den folgenden Tag. Es entstand ein unbeschreibliches Durcheinander und eine allgemeine Verwirrung; jeder, auch der gemeinste Trainknecht, suchte so viel Beute mitzuschleppen, als er irgend tragen konnte. Man trug Alles zusammen, was man zu finden vermochte, und nahm alle Wagen und Pferde, welche man in der Stadt und Umgegend auftreiben konnte. In der Nacht schon rückten die verschiedenen Corps, gefolgt von unzähligen Bagage-Wagen, in die Straßen nach dem Thore von Kaluga, und am 19. Morgens begann der Abzug. Nie hat mein Auge ein solches Schauspiel gesehen, und Niemand wird es für möglich halten, der es nicht gesehen hat! Ich stand nebst mehren anderen Einwohnern Moskau's auf der Mauer am Thore, und zu unseren Füßen begann der unendliche Zug. Zuerst bis gegen Mittag geordnete Corps, die kaiserliche Garde machte den Schluß; die Menschen sahen gesund und gestärkt aus, die Pferde mager und erschöpft. Dann kam der Nachzug! Zuerst ein ungeheures Artilleriegeräth, das wohl zwei Stunden lang vorüberfuhr; dann die Bagage! Sie begann gegen drei Uhr durch das Thor zu ziehen, und

als es Morgen wurde, fuhren immer noch Wagen durch dasselbe. Alles, was man hatte finden können, eine ungeheure Masse von Lebensmitteln hatte man auf diese Wagen geladen, die in einem mehre Meilen langen Zuge sich fortbewegten, bald sich den Weg versperrend, bald wieder in rascher Eile dahinziehend; den Schluß bildete ein langer Wagenzug von Frauen und Kindern. Die Verschiedenheit und Seltsamkeit dieser Fuhrwerke ist nicht zu beschreiben: elegante Kutschen, vollgestopft mit Mehlsäcken, Hausgeräth, Pelzen und Stoffen, Droschken, Karren, Caleschen voller Kleidungsstücke, Kranken, Weiber und Kinder boten ein bizarres, gar nicht enden wollendes Schauspiel.

Und das Alles fährt hinaus in den Winter, schaltete der Fürst ein – eine gute und sichere Beute für die Kosaken! – Die Tage der Rache sind gekommen und die Flammen des heiligen Moskau nicht vergeblich zum Hinmel emporgestiegen!

So hat die ganze französische Armee Moskau verlassen?

Nein, erwiederte Petrowitsch. Als ich abreis'te, um meinem Fürsten und Gebieter diese wichtigen Nachrichten persönlich zu überbringen, befand sich noch der Marschall Mortier mit ungefähr acht bis zehntausend Mann in Moskau und hielt den Kreml besetzt, welcher, wie man sagt, vollständig unterminirt sein soll, damit er sofort in die Luft gesprengt werden kann. Niemand zweifelte jedoch daran, daß auch dieser Rest der französischen Armee bald den Rückzug antreten wird, und obgleich man

sich den Anschein geben wollte, als werde man zurückkehren und sei nur ausgezogen, um Kutusow zu schlagen, so glaubte dies doch selbst kein einziger Franzose, wie schon aus dem Umstande hervorgeht, daß ein Jeder so viel mitgenommen hat, als er im Stande war. Selbst das große Kreuz des Kreml ist auf einen ungeheuren Wagen geladen und mit geführt worden.

Die Augen der Pariaer werden es niemals erblicken, lachte hohnvoll der Fürst auf – die Zeit ist gekommen, die Frucht ist reif – die Aernte hat bereits begonnen!

Man sprach und fragte noch Vieles, indem man sich nach den Einzelheiten erkundigte, und Petrowitsch mußte noch eine lange Zeit stehen und Antwort ertheilen, ehe er die Erlaubniß erhielt, sich zu entfernen, um von seiner angestrengten Fahrt auszuruhen. –

Die Wichtigkeit dieser Nachrichten, welche den Stand der Dinge vollständig veränderte und in den Anschauungen des Grafen eine unvorhergesehene Umwälzung hervorbrachte, hinderte ihn längere Zeit, die Plane des Fürsten weiter zu verfolgen. Er hielt es immer noch nicht für möglich, daß der bis dahin unbesiegbare Napoleon sich wirklich auf dem Rückzuge befinden solle, und zweifelte noch mehr an den mit so großer Sicherheit ausgesprochenen Behauptungen des Fürsten, daß die ganze französische Armee dem gewissen Untergange geweiht sei. Hierbei tauchten vielerlei Besorgnisse bei ihm auf, die seine Gedanken vollständig in Anspruch nahmen, denn er dachte daran, daß, wenn der Krieg jetzt wirklich für

die Russen einen glücklichen Verlauf nehmen sollte, derselbe sich leicht bis nach Preußen hinein und daher auch nach Oberschlesien ausdehnen könne. Seine eigenen Interessen traten in den Vordergrund und ließen ihn einstweilen die Plane des Fürsten als Nebensache erscheinen, bis es diesem gelang, ihn deßhalb mehr oder weniger zu beruhigen und ihn an sein eigenes gegebenes Versprechen zu erinnern. So abermals gedrängt, sah er sich genöthigt, der ihm übertragenen diplomatischen Sendung zu genügen, und beschloß, sich derselben nun ohne weitere und längere Vorbereitungen zu entledigen.

Wir sprachen schon neulich über die Ehe, begann er daher, als er mit Hedwig allein war, und wenn ich mich nicht irre, so warst du ebenfalls der Ansicht, daß ein mehr oder weniger verschiedenes Alter kein Hinderniß zur Schließung derselben sei.

Ich weiß mich dessen wirklich nicht mehr zu erinnern, erwiederte Hedwig zerstreut – aber weßhalb kommst du abermals auf diesen Gegenstand zurück?

Weßhalb ich darauf zurückkomme? Nun, weil es mich, als deinen Vater, interessirt – vielleicht mehr, als du glaubst.

Sie sah ihn forschend an, und da sie ihn genau kannte, so entging es ihr nicht, daß er in diesen Worten eine Absicht verberge. Sie empfand jedoch durchaus keine Neigung, diese zu erforschen, sondern zog es vor, ihm jede weitere Erörterung abzuschneiden.

Meinetwegen, erwiederte sie daher, einen scherzenden, leichten Ton anschlagend; mich interessirt es aber gar nicht, und deßhalb sprechen wir von etwas Anderem.

Du bist und bleibst ein unverständiges, thörichtes Kind, entgegnete er mit ernster Miene, und hast mir deßhalb schon mancherlei Sorge gemacht; es läßt sich aber nicht Alles leichthin und oberflächlich behandeln, sondern will gründlich und ernsthaft erwogen sein.

Mein Gott, was will denn erwogen sein? fragte sie erregt – ich weiß wirklich nicht, wovon du eigentlich sprichst!

Das weißt du nicht? Es scheint mir mehr, daß du es nicht wissen willst! Wovon sollte ich anders reden als von deiner Verheirathung?

Von meiner Verheirathung? fragte sie erstaunt und erschreckt.

Das heißt – erwiederte er, fühlend, daß er zu viel gesagt habe – von der Möglichkeit deiner Verheirathung, und zwar mit Jemandem, der dich hochschätzt, der – der, wenn er auch vielleicht etwas älter ist als du, doch viele Eigenschaften besitzt, welche – welche, wenn man sie zu würdigen versteht und nicht mit den Augen und den Vorurtheilen eines Kindes ansieht, wohl geeignet sind, den Unterschied der Jahre auszugleichen, die ja ohnehin ....

Sie hatte ihn, während er diese Worte mit einer Verlegenheit sprach, die er durch eine gewisse Heftigkeit verschleiern wollte, mit steigender Unruhe angesehen.

Was beabsichtigst du eigentlich, Papa? unterbrach sie ihn jetzt, indem sie ihre dunkeln Augen fest auf ihn richtete. Sind es nur deine eigenen Ansichten, welche du mir zum Besten gibst, oder sprichst du im Einverständniß oder gar im Auftrage eines Anderen?

Es läßt sich niemals verständig mit dir reden, sagte der Graf, ärgerlich darüber, daß seine Absicht so bald durchschaut worden war; man kann niemals eine Sache gründlich und ordentlich mit dir überlegen, denn du schneidest immer sogleich jede Erörterung ab, indem du mit der Thür ins Haus fällst.

Weil ich es für richtiger halte, ohne weitere Einleitung dasjenige zu sagen oder zu hören, was gesagt oder gehört werden soll.

Nun, meinetwegen, so mag es sein, wie du es verlangst. Der Fürst will dich zur Universal-Erbin machen, sein Vermögen beträgt beinahe zwei Millionen Rubel – er machte bei diesen Worten eine kleine Pause, ohne zu bemerken, daß die Röthe auf Hedwig's Wangen plötzlich einer tiefen Blässe Platz gemacht hatte – aber er knüpft daran den gewiß natürlichen Wunsch, daß du – daß du – so lange er noch leben würde, ihm Gesellschaft leisten – kurz – daß du seine Frau werden sollst.

Ein bitterer und zugleich schmerzlicher Zug hatte sich bei dieser unerwarteten Mittheilung um ihren feinen Mund gelegt; ihre Augen hafteten eine Zeit lang schwermüthig an den niedergeschlagenen ihres Vaters, welcher, als ob er das Gewicht dieses Blickes fühlte, unruhig auf seinem Sessel hin und her rückte. Ein tiefer, langer

Athemzug hob ihren Busen und dann blitzte es zornig in ihren Augen auf.

Und das kannst *du* mir sagen? fragte sie mit langsam betonender Stimme.

Ja, das kann ich dir sagen, erwiederte er mit ärgerlicher Miene, und ich wüßte wirklich nicht, weßhalb ich es dir nicht sagen sollte! Der Fürst ist kein Kind mehr, fuhr er in gesteigertem Affect fort, wohinter er seine Verlegenheit verbarg, darüber waltet kein Zweifel ob – du bist aber auch kein Kind mehr, sondern befindest dich in dem Alter, worin die Mädchen daran denken müssen, zu heirathen, weil nun bald die Jahre kommen, von denen man sagt: sie gefallen mir nicht mehr. Der Fürst ist einige dreißig Jahre älter, als du – aber das ist Ansichtssache; es gibt Hunderte von Ehen, wo der Mann so viel älter ist, als die Frau, und die viel glücklicher sind, als wenn sich ein Paar junge Menschen aus sogenannter Liebe zusammengethan haben, um sich nachher zu zanken und unglücklich zu machen. Dazu ist der Fürst ein kränklicher Mann, der nicht mehr lange leben kann – in ein paar Jahren bist du eine junge Wittwe, die über Millionen zu verfügen hat – der das Leben offen steht – es wäre Thorheit, wenn du diesen Antrag zurückweisen wolltest!

Also es handelt sich bereits um einen förmlichen Antrag? fragte Hedwig mit tonloser Stimme – und du selbst bist gekommen, ihn mir zu machen?

Ja, es handelt sich um einen förmlichen Antrag, erwiederte entschlossen der Graf, und ich selbst bin gekommen, ihn dir zu machen, nachdem ich Alles vorher reiflich und wohl überlegt habe. Was du dagegen anführen kannst, weiß ich, und du hast nicht erst nöthig, es mir zu sagen. Wenn du die Erwägungen deines Verstandes unhaltbaren Gefühlsregungen unterordnen willst, wozu du leider stets nur zu geneigt bist, weil du dies von deiner Mutter geerbt hast, so kann ich dich daran nicht hindern, sondern werde den ganzen schönen Plan, zu dessen Verwirklichung ich mich in meinen alten Tagen so vielen Beschwerden nur aus Liebe zu dir unterzogen habe, als gescheitert ansehen und mit diesem schmerzlichen Bewußtsein meine Augen schließen. Wirst du aber wie ein verständiges Mädchen handeln, das nicht nur an die nächste Gegenwart, sondern auch an die Zukunft denkt, so wirst du dir die Sache reiflich überlegen – nicht etwa jetzt gleich mit einer absprechenden und verwerfenden Antwort bereit sein – und bald einsehen, daß dein Vater nur dein Bestes im Auge gehabt hat. – Der Fürst ist ein edler Mann, fuhr er nach einiger Zeit fort, während sie schweigend und mit ihrer inneren Bewegung kämpfend, da gesessen hatte; er liebt dich wirklich und wahr – er will dir sein ganzes Vermögen vermachen und für seinen Tod jetzt und unumstößlich verschreiben – kannst du mehr verlangen? Erwäge wohl und genau alle Umstände, betrachte die Sache nicht wieder leicht und obenhin; man findet Millionen nicht auf der Straße, und du wirst später einsehen ....

Ich will deinen Wunsch erfüllen, unterbrach sie ihn mit ruhiger Stimme.

Du willst ihn erfüllen? rief er freudig.

Ich will dir jetzt keine Antwort auf das Alles geben – keine – kein einziges Wort. Ich verlange dagegen, daß bis zu dem Augenblicke, wo ich sie gebe, ich mit jeder Andeutung auf diese Sache verschont bleibe.

Schön, schön, sagte der Graf, sehr erfreut über diese unerwartete Erklärung; und wann glaubst du, daß ....

Das weiß ich selbst nicht, sagte sie gemessen – aber unser Abkommen beginnt in diesem Augenblicke.

Dritter Band.

Erstes Capitel.

Als Hedwig einige Tage nach der Unterredung mit ihrem Vater sich gegen Abend, ein Unwohlsein vorschützend, der Gesellschaft entzogen hatte und einsam auf ihrem Zimmer saß, waren es ernste und melancholische Betrachtungen, welche durch ihre Seele zogen und ihr Auge mit wehmuthsvoller Trauer umflorten.

Die Sonne ging klar und friedlich, aber kalt unter, das Abendroth lag wie ein glänzender, duftiger Schleier über der Gegend und über dem ruhig dahinziehenden, breiten Strome, auf welchem einzelne Schiffe mit fremdartigen Segeln hinabschwammen und auf dem glatten Spiegel des Wassers schnell verschwindende Furchen zurückließen; den östlichen Horizont begränzten die scharf hervortretenden Linien waldbewachsener Höhen, deren Fuß bereits der purpurne Duft des Abends mit der weiten Ebene vereinte – die Erde hüllte sich in den Mantel der Ruhe und des Friedens, und die scheidende Sonne sah mit ihrem letzten Blicke liebevoll darauf hinab.

Hedwig's Augen schweiften achtlos über das alles hin, ohne sich der Schönheit des vor ihr ausgebreiteten Bildes bewußt zu werden, aber es blieb dennoch nicht ohne Einfluß auf ihr Denken und ihr Empfinden. Die Melancholie, welche über die weite, menschenleere Gegend ausgebreitet lag, stand in wohlthuendem Einklange mit der Stimmung ihres eigenen Herzens, welches, müde des Kampfes mit einer unbefriedigten und uneingestandenen

Sehnsucht, auch nach der Ruhe des Abends verlangte. Alles menschliche Streben erschien ihr zwecklos und thöricht – alles dadurch zu Erreichende werthlos und eitel.

Sie war in ihrem Empfinden auf dem Standpuncte des Alters angelangt, welches alle irdische Herrlichkeit als nichtig erkennt, nur weil es sie genossen hat und nicht mehr fähig zum Fortgenusse ist, auf jenem Standpuncte, welcher den im Alter weise gewordenen Salomo ausrufen ließ: »Es ist Alles eitel!« – aber in der Jugend, welche noch eine Hoffnung besitzt, sind solche Stimmungen selten. von Dauer. Ihr ganzes bisheriges Leben zog an ihr vorüber, und die Melancholie, welche sie beherrschte, gefiel sich in dem Festhalten der Vorstellung, daß es auch für sie bereits Abend geworden sei. Mit dem Reize, welcher in solchen Selbstquälereien liegt, gab sie sich diesen Gedanken hin und fand in der Sehnsucht nach dem Ende allein Befriedigung und Glück.

Einmal war es wie ein Sonnenstrahl in ihr Leben gefallen, und sie hatte die erste Berührung dieses Strahles empfunden in der dunkeln, stürmischen Nacht auf der Lissa Hora – dann aber, als er angefangen, heller und glänzender zu werden, war er plötzlich wieder erloschen, abgewehrt von dem Schilde ihres Stolzes, in dessen Schatten sie sich gestellt hatte. Sie dachte immer noch mit einer wehmuthsvollen Empfindung an jene Zeit zurück, aber ohne Reue, denn niemals würde sie sich einem Manne zu eigen geben, der eine Andere wirklich und wahrhaft geliebt hatte – vielleicht noch liebte. – Sie stand immer noch im Schatten des Schildes ihres

Stolzes, und je länger sie dachte, je mehr der Mantel der Nacht die vor ihren Blicken ausgebreitete Gegend verhüllte, desto stärker wurde dieser Schatten und trat mit der Nacht in Einklang. Das Geschick hatte sie auf einen Standpunct gestellt, wo sie den thörichten Wünschen des Herzens entsagen und in anderen Gütern eine Entschädigung suchen mußte, wenn diese auch an sich nichtig und keines Strebens werth waren – gab es überhaupt solche, von denen man das nicht hätte sagen können? Die Liebe zu einem Manne, das fühlte sie, würde niemals mehr ihr Herz berühren – war es daher nicht ganz gleichgültig, welchem Manne sie sich vermählen würde? Gleichgültig in dieser, aber nicht in anderer Beziehung. Sie wollte, indem sie sich diesem Manne opferte, wenigstens dadurch alle sonstigen Vortheile erlangen, welche der Mensch als das Ziel seiner Wünsche immer in die erste Reihe stellt. – Wie befriedigend würde ihr Vater gelächelt haben, wenn er diese dem innersten Wesen seiner Tochter widersprechenden Gedanken hätte hören können!

Der Antrag des Fürsten, welcher bisher ein inneres Grauen bei ihr hervorgerufen hatte, kam ihr jetzt weit weniger verächtlich, ja, weit weniger unverständig vor. – Es flog ein kaltes Frösteln, ein Schauer durch ihren Körper, wenn sie sich als die Frau des Fürsten dachte – unwillkürlich sprang sie bei dieser Vorstellung von ihrem Sitze auf und ging raschen Schrittes in dem Zimmer umher – aber weil sie danach suchte, so fand sie bald Vieles, was die dunkeln Farben dieses Bildes milderte und die Lichter desselben heller erglänzen ließ. Seine Rohheit

wurde der Ausfluß eines etwas heftigen Temperamentes, das sie beherrschen konnte, sein Alter – war gleichgültig – und da es dunkel im Zimmer geworden und auch eine dunkle Stunde durch ihre Seele zog – so dachte sie auch an ihre bald in Aussicht stehende Unabhängigkeit und an eine glänzende, lachende Zukunft, die sich dann vor ihr erschließen würde.

Ihr bis dahin letzter Entschluß, ein Entschluß, der eigentlich gar nicht so genannt werden konnte, weil er sich ganz von selbst verstand: die Hand des Fürsten zu verwerfen, fing an, zweifelhaft zu werden – und dann hätte sie weinen, über sich selbst weinen mögen, als sie plötzlich fühlte, wohin ihre Gedanken sich verirrt hatten! Aber sie weinte nicht – sie gehörte überhaupt nicht zu den weichen Frauen mit den stets thränenbereiten Augen – sie empfand einen tiefen, stechenden, herben Schmerz, aber ihr Gemüth verhärtete sich zu einer immer größeren, kalten Resignation. Wäre ihr Vater in diesem Augenblicke in das Zimmer getreten, wer weiß, was sie gethan hätte – es war eben ein solcher Moment in ihr Leben getreten, in welchem es uns zu Handlungen treibt, deren Folgen bis an unsern Tod auf uns lasten.

Statt ihres Vaters erschien jetzt ein Diener mit Licht. Als er sich wieder entfernt hatte und der Glanz der Wachskerzen von den silbernen Armleuchtern eine plötzliche Helle durch das Zimmer ergoß, blickte sie wie aus einem Traume erwachend umher. Es war ihr wirklich, als ob sie geträumt hätte – eine tiefe Röthe legte sich über ihr Gesicht, während sie mit niedergeschlagenen Augen

da stand – sie schämte sich vor sich selbst, und es war ihr unbegreiflich, wie sie sich solchen Gedanken hatte hingeben können. – Sie wußte es noch nicht, oder hatte es vielleicht noch nicht erkannt, daß die eigenen Gedanken unsere schlimmsten Feinde, unsere sichersten und glattesten Verführer sind, daß sie zuerst kommen wie spielende, harmlose Kinder, um schnell wieder zu entschwinden, dann aber immer wieder da beginnend, wo sie vorher aufgehört – bis sie uns beherrschen und unseren Willen sich unterthan machen.

In der darauf folgenden Nacht hatte es zum ersten Male stärker gefroren. Als Hedwig an das Fenster trat und in die Gegend hinausschaute, kam es ihr vor, als ob diese in der Nacht plötzlich ein anderes Kleid angezogen habe. Der Fluß trieb voller Eisschollen, welche sich am diesseitigen Ufer dicht zusammenschoben und wie die stumme Avantgarde des Winters weiterschwammen. Obgleich kein Schnee gefallen war, so hatte doch ein starker Reif die ganze Gegend in ein weißschimmerndes Gewand gekleidet und die Bäume und Büsche bis in die feinsten Spitzen mit schneeigen Krystallen überzogen, die in der Sonne glänzten und funkelten, während die Bäume im Ganzen aussahen, als ob sie sich zu einem allgemeinen Feste hätten schmücken und pudern lassen. Die Strahlen der Sonne ließen auf den Wiesen und Feldern Millionen von Diamanten erglänzen, welche die Hand des Winters darauf ausgestreut, gleichsam zur Entschädigung für das grüne und blumengestickte Kleid, welches sie während des Sommers getragen und das er ihnen geraubt hatte.

Sinnend stand sie noch immer am Fenster und konnte sich von diesem Bilde nicht losreißen. Der Winter war gekommen und hatte verschwenderisch seine besten Gaben in der leichtesten, anmuthsvollsten Form überall ausgebreitet und schien lächelnd und schmeichlerisch zu fragen, ob dies alles nicht weit schöner und dauernder sei, als die vergängliche Pracht des Frühlings und des Sommers. Nicht der leiseste Luftzug bewegte die feinen, weiß überzogenen Zweige der schlanken Birken, welche wie eitle, geputzte Mädchen da standen, die sich gegenseitig bewundern. Nur hier und da fielen einzelne welke Blätter mit leisem Geräusche zu Boden hinab, denen das Geschenk des neuen Herrschers zu schwer geworden war oder die es nicht tragen mochten, weil sie dem alten treu geblieben waren und lieber mit ihm sterben wollten. Es sah Alles frisch, stark und gekräftigt aus, das herbstliche, an das Vergehen mahnende Bild war verschwunden und an seine Stelle ein anderes, von der Jugend eines kommenden Zustandes gekennzeichnetes, getreten – und darüber lag der Sonnenschein klar und hell wie sonst – aber ohne Wärme.

Die Natur, welche uns immer in jeder Form und in jeder Gestalt ergreift und bewegt, wenn unser Inneres mit ihr in Sympathie tritt, zog sie unbewußt mit einer Macht an, welche sie lange nicht empfunden. War diese heitere, sich entschieden bewußte Winterlandschaft nicht weit herrlicher, als jene hinsterbende, melancholische des vergangenen Abends! Sie dachte zwar daran, daß auch dieses trügerische und bestechliche Gewand des nahenden,

Winters bald verschwinden und er, der finstere, eigenwillige, grausame Herrscher, dann Schnee, Sturm und er starrende Kälte, sein wahres und wirkliches Gefolge, über das alles hintreiben werde – aber es hatte immer einen entschiedenen und bestimmten Charakter, keine Blumen und keine Blüthen, aber funkelndes Eis und glänzenden Schnee, auf dem der Schlitten ihres Lebens in raschem und klingendem Laufe dahinfliegen konnte. Was nutzt es, sprach sie mit einem halb wehmüthigen, halb spöttischen Lächeln zu sich selbst, im Sommer an die Veilchen, im Herbste an die Rosen und im Winter an die Blumen überhaupt zu denken? Jeder Mensch muß nehmen und ergreifen, was ihm geboten wird, und nicht nach dem verlangen, was doch einmal unwiederbringlich verloren ist. Er wird sonst immer leer ausgehen und zu spät kommen. Es ist eine Thorheit, sich an Erinnerungen festklammern zu wollen und Wiederholungen zu ersehnen, welche niemals aus ihrem Grabe erstehen können! Für mich ist es Winter geworden, setzte sie schmerzlich hinzu – denn ich bin in einem unglücklichen Jahre geboren, das weder einen Frühling noch einen Sommer hatte. – Der Winter ist da und will mir zum Bunde die Hand reichen, soll ich sie ausschlagen und immer noch an die längst verblühten Veilchen und Rosen denken? Soll ich es auch mit dem Winter verderben, wie ich es mit seinen Vorgängern gethan, weil ich die Stürme, die Kälte und den Schnee fürchte, den er jedenfalls bringen wird? Oder soll

ich mich zum Kampf mit ihm rüsten, damit ich ihn beherrsche und mir seine Macht unterthänig mache? – Entweder dies, sprach sie leise und langsam weiter – oder, auf Alles verzichtend, mich zur Ruhe legen – unbekümmert darüber, ob auf dem Hügel, welcher mich deckt, Blumen blühen oder der kalte Schnee liegt. – Das wäre jedenfalls das Beste und meines sehnlichsten Wunsches liebste Erfüllung. –

Welcher Mensch hätte nicht ähnlichen Gedanken nachgehangen? Die besten und edelsten verfallen ihnen am leichtesten, weil sie die Nichtigkeit des menschlichen Lebens am meisten erkennen; die Jugend spielt und schwärmt damit, weil das Spiel des Gefühls und die Schwärmerei zu ihrer Beschäftigung gehört, aber bei dem tiefen und festen Charakter Hedwig's war es mehr als eine Schwärmerei. Es war ein Resigniren, ein Sichabfinden mit der Jugend, vielleicht mit dem Leben, welches bis jetzt keine ihrer Hoffnungen erfüllt hatte, wenn auch diese Hoffnungen selbst nicht zum klaren Bewußtsein gekommen waren.

Noch immer stand ihr Frühstück unberührt und sie sinnend am Fenster, ernst und trübe auf die Gegend hinausblickend.

Da trat ihr Vater in das Zimmer.

Ich wollte dich abholen, sagte er, aber ich sehe, du hast noch nicht gefrühstückt; bist du unwohl, du siehst blaß aus?

Nein, erwiederte sie, ich bin ganz wohl und betrachtete die Gegend, welche plötzlich so sehr verändert ist.

So? Ich habe das noch nicht bemerkt – aber frühstücke jetzt, kleide dich warm an, und dann wollen wir hinabgehen, um den ersten Transport der gefangenen Franzosen zu sehen, welche hier durchkommen, um weiter nach Sibirien zu wandern.

Gefangene Franzosen? Und man schleppt sie nach Sibirien?

Wenn sich hinkommen – doch beeile dich, in einer Stunde werden sie hier sein.

Ich mag sie nicht sehen.

Sei nicht wieder kindisch – der Fürst freut sich darauf, in deiner Gesellschaft die ersten Erfolge der russischen Waffenthaten zu sehen – wir werden nicht lange verweilen – in einer kleinen Stunde hole ich dich ab. –

Unten herrschte eine sehr geschäftige Bewegung. Aus der nächsten Umgegend war Alles zusammengelaufen, um den ersten Transport der gehaßten Feinde, gegen welche man die Rache des Himmels und den blindesten Fanatismus aufgerufen hatte, zu sehen und zu verhöhnen.

Der Fürst stand mit Hedwig und dem Grafen innerhalb des großen Raumes der Ausspannung, als der Zug endlich ankam. Es waren einige Hundert Mann von allen Waffen – ein großer Theil hatte bereits unterwegs den Tod gefunden –, die in zerlumpten Kleidern, welche sie fast gar nicht gegen die Kälte schützten, in das Gehöft zogen. Blaß und abgezehrt, aber mit finstern und entschlossenen Blicken gingen sie neben einander hin, von Kosaken geleitet, welche auf ihren hohen Sätteln mit den

langen Bärten wie Kobolde hockten und jeden Säumigen mit Lanzenstichen weitertrieben. Als Halt gemacht wurde, warfen sich die meisten Gefangenen auf den Boden, weil sie nicht mehr zu stehen vermochten, und nur einige blieben trotzig stehen, indem sie ihre hohläugigen, von wilden Bärten beschatteten Gesichter ihren Peinigern zuwandten, die sie, boshaft lachend, wie eine Heerde Schlachtvieh mit ihren Lanzen zusammentrieben.

Zweites Capitel.

Auf Hedwig machte der Anblick dieser abgezehrten, zerlumpten Gestalten, welche mit Grausamkeit und Hohn einem gewissen Tode entgegengeführt wurden, einen ergreifenden Eindruck. Sie mußte es abwenden, denn sie vermochte das Elend und das Unglück des Krieges, welches ihr hier in der mitleidvollsten Gestalt vorgeführt wurde, nicht länger zu sehen. Es empörte ihr Gefühl, daß die Blicke aller Umstehenden, selbst der Weiber, voll Haß und Hohn auf diese Unglücklichen gerichtet waren und in Keinem sich die geringste Regung des Mitleids kund gab.

Und doch mußte sie immer wieder hinblicken auf diese unglückliche, dem Verhängnisse verfallene Schaar, die aus weiten, weiten Ländern im Schmucke der Waffen und mit stolzen Hoffnungen gekommen waren, um in Rußlands nordischen Eissteppen einen ruhmlosen Tod zu finden.

Die armen Menschen sind bis zum Tode erschöpft, sprach sie leise zum Fürsten; befehlen Sie, daß ihnen eine Erfrischung gereicht werde.

Eine Erfrischung? fragte der Fürst erstaunt und mit hohnvollem Lächeln; was Sie da sehen, ist der Rest von den Zweitausend, die bei Winkowo gefangen genommen wurden – es sind nur noch einige Hundert – die Uebrigen hat bereits ihr Schicksal erreicht, und doch haben wir noch gar keine Kälte gehabt. Weßhalb sie noch wieder erfrischen? Je eher es mit ihnen zu Ende geht, um so besser für sie selbst!

Ein kalter, eisiger Schauer durchrieselte ihren Körper bei dieser harten, mitleidslosen Antwort, aber sie konnte doch ihr Verlangen nicht aufgeben.

Es sind vielleicht Landsleute darunter, sagte sie, Deutsche – haben Sie Mitleid mit ihnen, lassen Sie dieselben nicht ohne eine Erquickung ihre traurige Wanderung fortsetzen!

Deutsche? Sie sehen mir nicht so aus, erwiederte der Fürst, aber wir können ja hören.

Aus welchem Lande bist du? fragte er einen der Gefangenen, einen jungen Mann mit dunkeln, trotzig blickenden Augen, der mit finsterer und resignirter Miene da stand. – Welches ist dein Vaterland? wiederholte er französisch.

Italia, sagte mit klangvoller, unmerklich bebender Stimme der Gefangene, indem seine dunkeln Augen sich unwillkürlich mit einem sehnsuchtsvollen Blicke nach Süden richteten – *bella, cara Italia!*

Es sind Italiener, bemerkte ruhig der Fürst, indem er sich abwandte – das russische Klima wird ihnen schwerlich behagen.

Thun Sie es mir zu Gefallen, ich bitte Sie darum! flüsterte sie mit leiser, aber dringender Stimme.

Ihnen zu Gefallen? fragte der Fürst, indem ein verbindliches, aber häßliches Lächeln sich um seinen Mund setzte – ich werde immer glücklich sein, wenn ich Ihre Wünsche erfüllen kann.

Laßt den Gefangenen eine Suppe von Graupen und Fleisch kochen! befahl er mit lauter Stimme, zum großen Erstaunen der umstehenden, gaffenden Menge – laßt ihnen in dem großen Stalle eine ordentliche, warme Streu bereiten und einem Jeden ein Glas Branntwein verabreichen – dasselbe soll morgen früh geschehen, denn sie werden heute hier ausruhen!

Grazie, signorina, sagte mit einem dankbaren, melancholischen Blicke der Gefangene, an den der Fürst jene Frage gerichtet und der das zwischen ihnen geführte Gespräch mit angehört hatte, indem er die Hand an seine Mütze setzte – *grazie per la sua misericordia. Ch'il Dio onnipotente ich suoi giorni protegga!*

Hedwig fühlte sich so ergriffen, daß sie sich abwenden mußte, um die Thränen zu verbergen, welche, so sehr sie auch dagegen ankämpfte, ihre Augen umflorten. Was hätte sie darum gegeben, wenn sie diese armen Gefangenen hätte retten können – aber sie erkannte die Unmöglichkeit, die Thorheit eines solchen Wunsches, und verließ, dem Italiener, der Ihr traurig nachblickte, noch

einen Abschiedsgruß zuwinkend, raschen Schrittes einen Ort, welcher der Schauplatz eines für sie so erschütternden Auftrittes gewesen war.

Der Fürst verhandelte noch mit den beiden Kosaken-Officieren, welche den Transport commandirten, und erlangte bald die Einwilligung dieser rohen und wüsten Menschen, bis zum anderen Tage hier auszuruhen, da für sie selbst eine genügende Quantität von Spirituosen dabei in Aussicht gestellt wurde.

Hedwig vermochte ihrer Erschütterung lange nicht Herr zu werden. Den ganzen Tag über blieb sie auf ihrem Zimmer, ein Unwohlsein vorschützend – es wäre ihr nicht möglich gewesen, heute den Fürsten zu sprechen, vor dem sie ein inneres Grauen empfand. Auch die Nacht verging ihr schlaflos, ihre Gedanken verweilten immer bei den armen Gefangenen, und es war ihr zuweilen, als ob ihr Jemand leise, aber deutlich die Worte zuflüstere: *Italia – bella, cara Italia!* so daß sie erschrocken emporfuhr und sich ängstlich in dem matt erleuchteten Zimmer umsah.

Als dann der Morgen zu grauen begann, wurde es unten geräuschvoll, und der Laut wüster, befehlender Stimmen drang bis zu ihr hinauf. Jetzt ziehen sie weiter, dachte sie – weiter, weiter, in den kalten Tod! Das blasse, melancholische Gesicht des armen Italieners mit den dunkeln, hohlen Augen stand wieder vor ihr und sie verbarg das ihrige in die weichen, warmen, seidenen Kissen, um es nicht mehr zu sehen. Aber das half nicht – es duldete sie nicht länger im Bette, sie sprang auf, warf einen

Mantel um und trat an das Fenster – denn sie mußte den Abzug der Gefangenen *sehen*.

Es herrschte noch eine trübe Dämmerung, das Auge vermochte die einzelnen Gegenstände noch nicht zu erkennen. Die Gefangenen standen auf dem Hofe zusammen, eine dunkle Masse bildend – jetzt bewegte sie sich, das Geräusch und das Rufen der Stimmen wurde schwächer, um bald ganz zu verhallen. Noch einmal hob sich der traurige Zug wie ein dunkler Körper von der weißen, schneeigen Fläche des Bodens in der Ferne ab – dann verschwand er – für immer. – Nie wird dein Auge, du Armer, dein schönes Vaterland wiedersehen! seufzte sie leise vor sich hin – niemals! – Es fröstelte sie – sie suchte ihr Lager wieder auf und verfiel endlich in einen von ängstlichen Träumen beunruhigten Schlummer.

Im Laufe des Tages wurde sie zwar wieder ruhiger, und die Bilder ihrer in so hohem Grade aufgeregten Phantasie begannen zu erblassen, aber sie nahm sich jetzt vor, niemals mehr Augenzeuge eines Elendes zu sein, das zu ändern oder nur zu mildern doch nicht in ihrer Macht lag. Die Russen und selbst der Fürst sahen in diesen armen Gefangenen, die man mit so barbarischer Grausamkeit behandelte und einem sicheren, qualvollen Tode entgegenschleppte, nichts als die Gegenstände ihrer Rache: Ketzer und Räuber, die gekommen waren, um den Boden Rußlands zu erobern und zu plündern; Mordbrenner, welche selbst das heilige Moskau den Flammen geopfert hatten! Alles Mitgefühl war in dem sonst gutmüthigen Charakter der Russen erstorben, sie dürsteten nur nach

Rache und Vergeltung. Selbst die Weiber wurden zu Hyänen, welche die Hinsinkenden mordeten und in wilder Wuth um die zerfleischten Leichen umhertanzten. Krieg und Vertilgung war die Losung – Krieg bis aufs Messer und Vertilgung bis zum letzten der Feinde!

Das wußte sie, das hörte sie täglich und hatte selbst jeden doch vergeblichen Widerspruch aufgegeben. Aber auch in ihrem Herzen loderte die Flamme der Rache, und wenn sie sich auch mit Schauder von dem grausamen Fanatismus der Russen abwandte, der Sieg ihrer Waffen, die Vernichtung der Franzosen erfüllte sie mit hoher Freude, denn auch für ihr geknechtetes und erniedrigtes Vaterland begann die Morgenröthe der Freiheit zu leuchten. Täglich trafen jetzt günstige Nachrichten vom Kriegsschauplatze ein. Die Franzosen hatten Moskau ganz geräumt, zuvor jedoch noch den Kreml in die Luft gesprengt und durch diese nutzlose Barbarei den Haß der Russen noch mehr entzündet. Bei Malo-Jaroslawetz hatte eine blutige Schlacht Statt gefunden, in welcher es zwar nicht gelungen war, den Franzosen, wie man beabsichtigt, den Rückweg abzuschneiden; der Verlust des Feindes an Todten und Verwundeten, die sie nicht mehr mit sich fortführen konnten und welche daher alle mit zu den Todten gezählt werden mußten, weil man sie nachher unbarmherzig mordete, so wie an Gefangenen war sehr groß gewesen. Die Russen hatten gesiegt, wenn auch der beabsichtigte Zweck nicht erreicht war; die Franzosen waren auf die alte, ausgehungerte Straße nach Smolensk zurückgedrängt und die Corps von

Tschitschakow und Wittgenstein eilten vom Niemen herbei, um ihnen den Rückzug gänzlich abzuschneiden. Das Heer von Kutusow hatte sich verdoppelt, und da der Weg, den die Franzosen durch ein völlig verödetes Land zu machen hatten, in welchem alle Dörfer und Städte niedergebrannt waren, noch fast zweihundert Meilen betrug, so war nach menschlicher Voraussicht ihr völliger Untergang eine unzweifelhafte Thatsache.

Das Wetter, welches jetzt täglich mit großem Interesse beobachtet wurde, war zwar wieder milder geworden, aber dunkle, tiefgehende Wolken zogen, vom Sturme gejagt, eilig am Himmel hin und warfen ein Gemisch von Schnee und Regen herab, so daß die Wege immer grundloser wurden. Man freute sich vorläufig auch darüber, so wie überhaupt über Alles, was man für nachtheilig für die Franzosen ansah. Diese – das war die letzte Nachricht – hatten nach großen Verlusten die alte Straße in der Gegend von Moshaisk wieder erreicht. Auf den Höhen angelangt, welche diese jetzt gänzlich verwüstete und verlassene Stadt begränzen, bivouakirte die Armee auf den blutgedüngten Feldern von Borodino. Noch lagen dort die fünfzigtausend Leichen unbegraben, mit ihnen die Cadaver der Pferde, zertrümmerte Wagen, demontirte Kanonen, Helme, Kürasse und Gewehre zerstreut umher. Die Leichen, halb in Verwesung übergegangen, halb von Raubthieren angefressen, gewährten einen grauenerregenden Anblick. So oft man sich einer Stelle nahte, wo der Tod seine reichste Ernte gehalten hatte, stiegen

Schwärme von Raubvögeln mit widrigem Geschrei empor, die Luft mit ihren dunkeln Flügeln verfinsternd.

Es waren trübe und traurige Betrachtungen, welche die jetzt hier wieder an dürftigen Feuern gelagerten Franzosen während dieser Nacht ergriffen. Vor sieben Wochen hatte man auf diesen Anhöhen jene blutige, mörderische Schlacht geschlagen, nachdem man vergeblich nach einem endlosen Marsche den stets ausweichenden Feind zu erreichen gesucht hatte – dann war man nach Moskau gezogen, vierzigtausend Mann an Zahl geschwächt, um dort die Früchte dieser namenlosen Anstrengungen zu ernten, und hatte nichts als ein Feuermeer gefunden, nebst der Gewißheit der Fortsetzung des Krieges bis zum Aeußersten. Dann kam nach einer von trügerischen Hoffnungen erfüllten Rast von fünfunddreißig Tagen – der Rückzug – der Rückzug durch das unendlich weite, verödete Land, jetzt, beim Herannahen des Winters! Die aus Moskau mitgeschleppten Lebensmittel hatte man bereits nach einem Marsche von acht Tagen, den man auf geradem Wege ohne Schlacht in drei Tagen hätte zurücklegen können, aufgezehrt, und mit der ersten Kälte kamen zu gleich die ersten Mahnungen des Mangels und des Hungers. Die Armee, welche jetzt wieder, mit umgekehrter Front, auf dem Schlachtfelde von Borodino lagerte, war bereits auf die Hälfte ihrer damaligen Stärke herabgesunken – man wußte schon, daß jeder Verwundete, der nicht zu folgen vermochte, zu den Todten zählte, und daß der größte Theil der aus Moskau

mitgeführten Verwundeten erbarmungslos zurückgelassen worden war.

Das waren sehr niederdrückende und entmuthigende Betrachtungen, welche anfingen, die Disciplin zu lockern, so daß die Soldaten heimlich ihre Regimenter verließen, um jene Schwärme von Marodeurs zu bilden, die auf eigene Hand marschirten, auf eigene Hand bivouakirten und sich der Armee nur, wenn sie Schutz gegen die Kosaken suchten, wieder anschlossen.

Noch herrschte aber im Ganzen die alte Ordnung, als die Armee beim ersten Grauen des Morgens ihr trauriges Bivouak bei Borodino verließ und schweigend den Weg gegen Westen fortsetzte.

Wie würde der Fürst gejubelt haben, wenn er diesen Anblick hätte genießen können, aber was ihm zu sehen nicht vergönnt war, trug ihm und allen Anderen das stets dienstbereite Gerücht auf raschen Flügeln und in vergrößertem Maßstabe zu. Seine Stimmung war dadurch eine sehr heitere geworden, wozu auch ein längeres Gespräch beigetragen, welches er mit dem Grafen gehabt hatte. Die Antwort Hedwig's betrachtete er als eine Einwilligung. Wolle sie seinen Antrag ausschlagen, so schloß er, würde sie keinen Anstand genommen haben, dies unumwunden auszusprechen; daß sie sich Bedenkzeit ausgebeten, fand er vollständig angemessen, es würde ihrem Charakter, ihrer Würde nicht entsprochen haben, wenn sie auf seine für sie immerhin überraschende Bewerbung sogleich eine Zusage ertheilt hätte.

Wenn auch ein außergewöhnliches, sie ist doch immer ein Weib, sprach er mit befriedigtem Selbstbewußtsein vor sich hin, und nur die allergewöhnlichsten Weiber verschenken ihre Gunst und was damit zusammenhängt, ohne sich wenigstens den Anschein zu geben, als ob es dazu einer reiflichen Erwägung und Ueberlegung bedürfe. Das liegt in der Natur des Weibes, und je mehr sie bei ihm hervortritt, je mehr sie es versteht, sich selbst zu beherrschen und ihre Gunstbezeigungen zu verwerthen, desto angenehmer ist es für den Mann, wenigstens für den erfahrenen Mann, für den es längst reizlos geworden ist, Blumen zu pflücken, die sich willig von seinem Fuße zertreten lassen. – Sie weiß jetzt, was ich will, und das genügt vorläufig vollkommen; sie zieht sich von mir zurück, nur um mich dadurch um so mehr anzuziehen – es ist das Alles ganz natürlich und sachgemäß, und ich wünschte nicht, daß es anders wäre. Ich werde sie noch eine Zeit lang in diesem Uebergangs-Stadium lassen, dann aber ihre Antwort nicht abwarten, sondern selbst und offen mit ihr reden. – Spätestens im Frühjahre denke ich zu heirathen, fuhr er immer heiterer werdend fort – es wird dann vielleicht Friede sein, nachdem Napoleon und seine Armee vernichtet sind, und wir können eine Reise nach Deutschland und dem Süden machen. – Ich werde noch einmal aufleben, noch einmal jung und jugendlich empfinden! – Wäre es auch nur der Schluß der ganzen Komödie, setzte er wieder in trüberer Stimmung hinzu, es wäre immerhin ein schöner und beneidenswerther Schluß!

Es verging wieder eine Woche, in welcher der Fürst, seinem Vorsatze getreu, sich anscheinend weniger um Hedwig bekümmerte, welche, selbst schweigsam und verstimmt, dies kaum zu bemerken schien. Die lang ersehne Kälte war nun endlich eingetreten, und die Erde hatte sich in eine tiefe Schneedecke gehüllt. Der Fluß bildete eine feste, starre Eismasse, aber der dadurch gehinderte Verkehr hatte sich nicht vermindert, sondern vermehrt, denn es war Schlittenbahn und dadurch die bisher schlechten und unfahrbaren Wege dem leichten und raschen Verkehre geöffnet.

Unten in der Ausspannung wurde es daher wieder sehr lebendig, denn täglich kamen Hunderte von Schlitten, mit den verschiedensten Gegenständen beladen, von Nowgorod herauf oder fuhren dahin.

Auch der Fürst war auf einige Tage verreis't. Er habe Geschäfte in Nowgorod und wolle einen alten Freund besuchen, dessen Herrschaft einige dreißig Werste südlich von Nowgorod lag. Mit diesen Worten hatte er sich, gleichsam entschuldigend, von Hedwig verabschiedet, welche in mit ruhiger und gleichgültiger Miene angehört und ihm dann ebenso glückliche Reise gewünscht hatte.

Es thut mir unendlich leid, daß ich auf eine kurze Zeit des Vergnügens Ihrer Gesellschaft beraubt bin, hatte er dann mit einem verbindlichen Lächeln hinzugefügt, aber mich tröstet die Hoffnung, daß Sie auch in der Ferne zuweilen meiner gedenken werden.

Sie hatte diese beziehungsvolle Andeutung nur durch eine leichte und stumme Verbeugung erwiedert, und er war abgereis't.

Der Tag war besonders schön; die Sonne schien hell, die Luft war ruhig und die Kälte nicht empfindlich. Hedwig empfand am Nachmittage das Verlangen, eine Schlittenfahrt zu machen; sie wußte, daß sie dabei allein sein konnte, da der Fürst abwesend war und ihr Vater keinenfalls mitfahren würde. Der Gedanke übte den alten Zauber aus, sie könne wieder mit flüchtigem Pferde rasch über die Fläche dahinfliegen und sich dabei ungestört ihren eigenen Empfindungen überlassen. Sie ließ daher den Hausmeister heraufbeordern und theilte ihm ihren Wunsch mit. Petrowitsch war einer von den außergewöhnlichen Leibeigenen, wie es deren in Rußland damals eine Menge gab. Er sprach fertig Deutsch und Französisch, was ihn der Fürst hatte lernen lassen, und besaß überhaupt einen Grad von Bildung, der ihn befähigt hätte, in jedem gesellschaftlichen Kreise mit Sicherheit und Gewandtheit zu erscheinen. Dazu war er in all derjenigen Fertigkeit geübt, welche seine Stellung erforderte, ein gewandter Reiter, ein sicherer Kutscher und zugleich ein zuverlässiger Buchführer. Sein Amt stellte ihn über die ganze übrige Dienerschaft, welche seinen Befehlen eben so sclavisch gehorchte, als denen des Fürsten, während er selbst nur diesen, aber eben so unbedingt und sclavisch nachkam.

Petrowitsch hörte die Worte der Gräfin in schweigender Unterwürfigkeit an und erwiederte, daß er sogleich

einen Schlitten anspannen lassen werde. Würden es die gnädige Gräfin mir vielleicht gestatten, Sie zu begleiten? fragte er dann.

Mich begleiten? erwiederte sie, unangenehm von dem Gedanken berührt, wieder nicht allein sein zu können.

Der Leibkutscher des Herrn Fürsten ist mit ihm gefahren und die anderen sind nicht so erprobt, daß ich einem von ihnen die gnädige Gräfin, namentlich in Abwesenheit des Herrn Fürsten, anvertrauen möchte. – Ich würde die gnädige Gräfin sicher fahren, setzte er, gleichsam ihre Gedanken errathend, hinzu.

Nun, wenn Sie meinen, erwiederte sie freundlich – ich will Sie nicht daran hindern und fahre natürlich lieber mit Ihnen, als mit einem Anderen.

Wann befehlen die gnädige Gräfin, zu fahren?

So bald als möglich; die Tage sind bereits sehr kurz geworden.

In zehn Minuten wird der Schlitten bereit sein.

Als sie nach kurzer Zeit in ihren Pelz gehüllt vor das Portal des Schlosses trat, hielt der Schlitten bereits dort, ihrer harrend. Das Innere desselben war ganz mit Bärenfell ausgeschlagen und eben solche mit einem rothen, ausgezackten Tuchrande verzierte Decke bildete die äußere Hülle. Bereitstehende Diener legten außerdem einen Fußsack von sibirischem Fuchs auf den Boden, in welchem sie ihre zierlichen Füße barg; dann wurde die schwarze, zottige Decke rund herum fest zugeknüpft, Petrowisch, ebenfalls in einen langen Pelzrock gehüllt, stellte sich vorn auf ein am Schlitten befindliches Bret, man

reichte ihm die Zügel der drei ungeduldig scharrenden, kohlschwarzen Pferde, von denen das mittlere nach russischer Sitte in der Gabel ging, während die beiden Seitenpferde nur galopirten – er hielt sie mit sicherer Hand, und dann flog das leichte, elegante Fuhrwerk pfeilschnell dahin. Sie athmete tief auf, als sie so dem Vogel gleich über die glatte Fläche fortfuhr, und als das Schloß sich nach und nach in dem Dufte des sich neigenden Tages verlor, war es ihr, als ob sie einen lang entbehrten, erquickenden Trank zu sich nehme. Sie fuhren durch einen Kiefernwald. Die stets melancholischen Bäume, an denen die Jahreszeiten wie an alten oder unempfindlichen Menschen spurlos vorüber zu gehen scheinen, so daß sie wenig wissen von der Herrlichkeit des Frühlings, dem Zauber der warmen Nächte des Sommers oder den klaren, sehnsuchterweckenden Tagen des Herbstes, standen jetzt da mit vom Schnee herabgedrückten Zweigen wie Menschen unter der Last der Jahre oder der Verhältnisse – rasch und verwirrt schienen die dunkeln Stämme sich durch einander zu bewegen, als der klingelnde Schlitten an ihnen vorüberflog, und Hedwig's Auge, welches hin und wieder in die entstehenden und verschwindenden Lücken blickte, hatte nur Zeit, das ganze melancholische Bild in sich aufzunehmen, ohne die Einzelheiten festhalten zu können. Es war ihr ein wohlthuendes Gefühl, als sie die Gränze des Gehölzes erreichten und die weite, schneeige und glänzende Fläche wieder vor ihnen lag.

Drittes Capitel.

Sie waren nur eine kurze Strecke gefahren, als Hedwig in der Ferne eine dunkle Masse gewahrte, welche sich langsam ihnen entgegen bewegte. Anfänglich achtete sie nicht darauf, als sie aber näher kamen und man erkannte, daß es wieder ein Transport französischer Gefangener sei, empfand sie das Verlangen, ihnen nicht zu begegnen.

Lassen Sie uns vom Wege abbiegen, sagte sie deßhalb zu Petrowitsch, es ist mir schmerzlich, diese Unglücklichen in der Nähe zu sehen, denen ich doch nicht helfen kann. –

Petrowitsch ließ die Pferde langsamer gehen, indem er sich nach beiden Seiten umblickte. Es ist unmöglich, Herrin, sagte er dann; der Weg wird von tiefen, mit Schnee gefüllten Gräben begränzt, in denen die Pferde stürzen würden. Wir können weder den Weg verlassen, noch umwenden.

Mit beklommenem Herzen fuhr sie weiter und schloß unwillkürlich die Augen, um nicht wieder diese dem sicheren Tode geweihte Schaar in der unmittelbarsten Nähe zu sehen. Als aber das Geräusch ihrer Schritte und das Rufen der begleitenden Kosaken an ihr Ohr schlug, vermochte sie dennoch ihre Blicke nicht abzuwenden, nicht aus Neugierde, sondern gefesselt durch jene unwiderstehliche Macht, mit welcher uns das Tragische oder das Gräßliche in seinen Bereich zieht.

Die Enge des Weges gestattete nicht, rasch vorüber zu fahren, und als sie bemerkte, daß die Kosaken die ermattet hinwankenden Gefangenen mit den Lanzen auf die Seite trieben, um dem Schlitten Raum zu schaffen, befahl sie Petrowitsch, zu halten.

So zogen sie denn langsam, schweigend, mit der Hoffnungslosigkeit des Leidens, den Schlitten kaum beachtend, vorüber. Zuweilen hob sich ein matter, trüber Blick empor und schweifte nach dem eleganten Fuhrwerke mit der schönen, in warmen Pelz gehüllten Frauengestalt hinüber, aber es lag keine Frage, kein Verwundern, kein Forschen mehr in diesen Blicken, sondern nur die stumpfe, durch ein Uebermaß von Leiden erzeugte Gleichgültigkeit, die sich nach dem Ende sehnt. – Der Zug wollte nicht enden, es war eine größere Zahl Gefangener, und die Enge des Weges gestattete es nicht, in breiten Reihen zu marschiren. Sie hatte immer wieder den Versuch gemacht, ihr Auge davon abzuwenden, aber es war immer vergeblich gewesen.

Endlich schienen die letzten zu kommen, die am meisten Ermatteten, die Kranken – diejenigen, welche bald aufhörten, die letzten zu sein. Unbarmherzig trieben die Kosaken sie weiter. Unter ihnen ging schwankenden Schrittes ein junger, schlanker Mann in der zerlumpten Uniform eines Officiers. Man hatte ihm die Epauletten wie jeden anderen Schmuck abgerissen, ihm den Mantel genommen und ihn so gleich seinen Unglücksgefährten weiter getrieben. Ein dunkler Bart beschattete sein

Kinn und hob die Blässe und Magerkeit seines regelmäßigen, auch jetzt noch schönen Gesichtes hervor. Um den Kopf war, vielleicht um gleichzeitig eine Wunde zu verbinden, ein schwarzes Tuch geschlungen, unter welchem die glänzenden dunkeln Locken hervorquollen. Sein Weg führte ihn unmittelbar an dem Schlitten vorüber, ohne daß er darauf achtete. Dann schien es, als ob seine Kräfte ihn verlassen wollten, denn er blieb stehen, griff mit der Hand nach der Lehne des Schlittens und stützte sich darauf. Ein Kosak sprengte heran, um ihn mit der Lanze weiter zu treiben.

Schont seiner! rief sie, von der Gewalt des Mitleids erfaßt, indem sie wie zu seinem Schutze die Hand ausstreckte – sagt es ihm, sagt es ihm, Petrowitsch, und gebt im Geld – damit er es thue! – Hier, hier, fuhr sie immer erregter fort, ihre Börse hinhaltend – hier ist Geld, gebt es ihm und sagt ihm, ich würde mich zu Hause erkundigen, ob es geschehen sei.

Während Petrowitsch diesem unerwarteten Befehle nachkam und mit dem Kosaken verhandelte, welcher mit gierigem und höhnischem Grinsen die ihm gereichten Geldstücke in Empfang nahm, war der Gefangene in seiner Stellung verblieben. Es schien, daß er die seinetwegen gepflogene Verhandlung nicht gehört oder nicht verstanden habe, denn die völlig hoffnungslose Apathie seiner Züge blieb unverändert.

Sie wagte es nicht, mit ihm zu sprechen oder ihn zu fragen – es war ja doch Alles vergeblich, und sie scheute ich vor einer noch größeren Aufregung ihrer Gefühle. Da hob er die dunkeln Augen empor und sah sie mit einem langen, ermüdeten Blicke an, von welchem sich abzuwenden sie nicht die Macht besaß.

Es lag keine Bitte um Hülfe, kein Ausdruck des Dankes in diesem Blicke, vielleicht der kaum merkliche Anflug einer Frage nach dem Warum einer solchen außergewöhnlichen und nutzlosen Rücksichtnahme – sonst war es nichts als ein leeres, ausdrucksloses Hinstarren, welches sich zufällig an ihr Auge geheftet hatte, wie es dies an jeden anderen Gegenstand gethan haben würde. Und doch konnte sie sich von diesem Blicke nicht abwenden, bis der Kosak zum Aufbruche trieb und dem Gefangenen begreiflich machte, er könne sich an seinem Steigbügel festhalten. Dieser schüttelte verneinend mit dem Kopfe und schwankte weiter.

Sie fühlte sich so ergriffen und erschüttert, wie noch nie in ihrem Leben. Unwillkürlich schloß sie Ihre Augen, aber immer sah sie diejenigen des Gefangenen, seinen todmüden Blick, der so lange und mit einem so eigenthümlichen Ausdrucke an dem ihrigen gehaftet hatte. Ihre lebhafte Phantasie malte sich die Geschichte seiner Leiden, dieser maßlosen Leiden aus, sie dachte an seine ihr unbekannte Heimath, daß er auch Eltern, Geschwister und vielleicht eine Braut zurückgelassen, die jetzt voll Kummer und Schmerz seiner dächten.

Wenn du diesen Einen wenigstens retten könntest! Dieser Gedanke fuhr plötzlich wie ein zündender Blick durch ihre Seele. Nicht mit Worten, wozu er vielleicht nicht mehr befähigt oder zu stolz ist, hat er mich darum gebeten, aber er hat seine ermattete Hand, Schutz suchend, auf meinen Schlitten gestützt – soll ich ihm diesen Schutz versagen? Die wildesten Völker nehmen sich des Verfolgten an, der ihre Gastfreundschaft empfangen, und ist er nicht mein Gast gewesen, wenn auch nur einen kurzen Moment? Soll ich ihn jetzt verlassen? Nicht einmal den Versuch machen, ihn zu retten?

Der erhebende Aufschwung, welcher unser Gefühl und unser Empfinden ergreift, wenn wir den Vorsatz zu einer edlen That fassen, bemächtigte sich ihrer; sie begeisterte sich für diesen Gedanken und beschloß mit der ihrem Charakter eigenen Energie und Lebhaftigkeit, die Ausführung zu versuchen. Es mochte eine Stunde vergangen sein, als dieser Entschluß bei ihr zur Vollendung gediehen war, und sie befahl jetzt Petrowitsch, umzukehren und so rasch als möglich nach dem Schlosse zu fahren. Für ihre Ungeduld war die eilige Fahrt immer noch zu langsam.

Werden die Gefangenen in der Ausspannung übernachten? fragte sie, während die Pferde im Galop dahinflogen.

Sie werden nicht weiter können.

War es ein Italiener? sagte sie nach einiger Zeit, indem sie unwillkürlich an Jenen dachte, der ihr damals so freundlich gedankt hatte.

Nein, ein Franzose, wenigstens nach der Aussage des Kosaken; doch ist dies keine sichere Bürgschaft.

Es schien mir ein Italiener zu sein, sprach sie mehr zu sich selbst. Wie lange werden wir noch fahren?

Noch eine Stunde.

Die Sonne neigt sich schon zum Untergange.

Wir werden vor dem Abende dort sein.

Die Umrisse des hochgelegenen Schlosses traten jetzt, von den aufsteigenden Nebeln der kommenden kalten Winternacht halb verhüllt, hervor, und als sie den Eingang zu dem unten gelegenen großen Gehöfte erblickten, erkannte sie, daß die dunkle Masse der Gefangenen sich so eben hindurch bewegte. Nach zehn Minuten waren sie ebenfalls zur Stelle. Ihr Auge suchte die schlanke Gestalt, deren Hand einen kurzen Moment auf der Lehne ihres Schlittens geruht hatte, aber es suchte vergeblich.

Sehen Sie ihn nicht? fragte sie Petrowitsch.

Wen, gnädige Gräfin?

Den Gefangenen, über den wir gesprochen.

Nein, ich sehe ihn nicht – aber dort liegen mehrere auf der Erde, vielleicht ist er unter diesen.

Sie sprang vom Schlitten und eilte nach jener Stelle. Unbewußt, was sie that, drängte sie sich durch die Umstehenden, und dann sah sie denjenigen, welchen sie suchte, auf dem kalten, harten Boden liegen – er war anscheinend seinen Leiden bereits erlegen.

Retten Sie ihn, befahl sie in deutscher Sprache Petrowitsch, der ihr besorgt gefolgt war – ich will es! Ich befehle es! setzte sie fast heftig hinzu, als dieser zu zögern schien.

Der Herr Fürst ....

Ich übernehme jede Verantwortung!

Der Hausmeister verneigte sich zum Zeichen des Gehorsams und befahl dann einigen Knechten, den Gefangenen nach einem warmen Stalle zu tragen, ihm eine weiche Streu zu machen, ihn mit einem Pelze zu bedecken und wenn er sich erholt habe, ihm diejenigen Nahrungsmittel zu reichen, welche er senden würde.

Es konnte vorläufig nichts weiter geschehen, das erkannte sie. In einer ihr sonst nicht eigenen Aufregung blickte sie den Trägern des bewußtlosen Gefangenen nach, dessen Hände schlaff wie die eines Todten herabhingen und dessen Augen geschlossen waren. Das Tuch, welches er um den Kopf getragen, war abgefallen, und unter den dunkeln, zum Theil blutigen Haaren zeigte sich eine nur unzulänglich verbundene Wunde.

Ob er noch lebt? fragte sie mit bebender Stimme.

Vielleicht, erwiederte Petrowitsch, vielleicht auch nicht – es wird sich bald zeigen.

Ich verlasse mich darauf, daß nichts versäumt werde, sagte sie, unschlüssig, ob sie nicht selbst dem Zuge folgen solle – kommen Sie in spätestens einer halben Stunde zu mir auf mein Zimmer und theilen Sie mir mit, wie es um ihn steht.

Dann entfernte sie sich endlich, aber erfaßt von einer Unruhe, wie sie niemals empfunden, obgleich sie sich diesselbe nicht eingestand. Die Zeit, bis Petrowitsch kam, däuchte ihr eine Ewigkeit, und sie war eben im Begriffe, nach ihm zu schicken, als er gemeldet wurde.

Sie eilte ihm bis zur Thüre entgegen, und er erstaunte, sie noch in demselben Anzuge zu finden, welchen sie auf der Schlittenfahrt getragen hatte.

Nun, fragte sie – lebt er noch? Geht es ihm besser?

Er lebt, gnädige Gräfin, erwiederte der Beamte ruhig, er ist noch nicht todt, aber daß es ihm besser gehe, wage ich nicht zu behaupten.

Erzählen Sie – erzählen Sie – ich wünsche Alles genau zu erfahren!

Er kam nach kurzer Zeit, wahrscheinlich in Folge der ungewohnten Wärme, wieder zu sich – es schien nur eine Ohnmacht gewesen zu sein, in welche er aus Schwäche gefallen war. Ich ließ ihm warmen Thee reichen und Weißbrod, und er trank und aß mit der Hast eines Menschen, der lange gehungert hat; sonst verharrte er in seinem apathischen Zustande, schloß bald darauf wieder die Augen und schlief ein. Er mag wohl lange nicht so warm und so weich geschlafen haben.

Und er schläft noch?

O, er wird schlafen, bis man ihn weckt, um seinen Marsch fortzusetzen; er würde wahrscheinlich morgen den ganzen Tag und auch noch die kommende Nacht fortschlafen, wenn es ihm vergönnt wäre!

Er hat eine Wunde am Kopfe.

Ich habe sie ausgewaschen und so gut es ging verbinden lassen; sie ist nicht tief und bereits in der Heilung.

Sie ging, nachdem sie diese Nachrichten gehört hatte, längere Zeit nachdenkend und mit einem Entschlusse kämpfend in dem Zimmer auf und ab, während Petrowitsch schweigend da stand und ihres weiteren Befehles harrte.

Nehmen Sie Platz, Petrowitsch, sagte sie dann plötzlich – ich habe noch mit Ihnen zu reden – vielleicht längere Zeit, und Sie werden müde sein, denn Sie haben meinetwegen so lange auf dem Schlitten gestanden.

Ich werde die Befehle der Herrin stehend anhören, wie es mir geziemt, erwiederte er; es paßt sich nicht ....

Soll ich es Ihnen erst befehlen, unterbrach sie ihn mit einem freundlichen Lächeln, oder genügt es, wenn ich Sie darum ersuche?

Sie setzte sich selbst bei diesen Worten in einen der weichen Sammtsessel, indem sie mit der Hand auf einen anderen zeigte. Verlegen und noch immer zögernd folgte der Beamte dieser für ihn eben so ungewöhnlichen als schmeichelhaften Aufforderung.

Sie glauben, sagte sie nach einer kurzen Pause, daß der Gefangene sich vollständig erholen würde, wenn man ihn ordentlich verpflegte?

Ich wage diese Frage nicht unbedingt zu bejahen – er ist sehr schwach und hat außerdem Fieber – es geht mit solchen Leuten oft sehr schnell zu Ende.

Dennoch müssen wir den Versuch machen! sagte sie plötzlich entschieden.

Er blickte sie fragend und verwundert an. – Es wird zu nichts helfen, erwiederte er dann, er muß morgen doch weiter – es ist ihm wirklich nicht zu helfen.

Es *soll* ihm aber geholfen werden, und deßhalb *muß* er hier zurückbleiben!

Hier zurückbleiben? Der Kosaken-Officier kann und darf dies nicht gestatten.

Es ist auch nicht nöthig, wir werden ihn nicht darum fragen.

Nicht darum fragen – wie wäre das möglich?

Wir werden den Gefangenen heimlich zurückbehalten.

Heimlich zurückbehalten? rief Petrowitsch erschreckt. Wissen die gnädige Gräfin auch, daß Todesstrafe darauf steht, einen französischen Gefangenen zu befreien?

Ach, was kümmern mich Eure barbarischen Gesetze! rief sie verächtlich. Haben Sie sich nach dem Namen und dem Stande erkundigt, haben Sie die Listen nachgesehen, wie ich es Ihnen aufgetragen?

Ich habe dies gethan, aber diese Listen sind so schlecht und unleserlich geführt, es steht bei so vielen Namen ein Kreuz, daß es nicht möglich ist, den Bestand der noch Vorhandenen daraus zu ermitteln.

Um so besser – und sonst haben Sie nichts über ihn erfahren?

Nichts, als daß er ein französischer Cavallerie-Officier ist – den Grad wußte man nicht – der bei Malo-Jaroslawetz gefangen genommen wurde.

Schweigend und nachdenkend saß sie wieder eine Zeit lang da, während ein höheres Roth ihre Wangen färbte und sie Petrowitsch unruhig betrachtete.

Hören Sie, sagte sie dann mit einem gewinnenden, freundlichen und fast bittenden Ausdrucke, welcher ihre sonst so stolzen Züge doppelt schön machte – wir *müssen* ihn retten – *wir beide*. Ich vermag es nicht ohne Ihre Hülfe, und Sie werden mir diese nicht versagen.

Es ist unmöglich, gnädigste Gräfin, erwiederte Petrowitsch mit sichtlichem Schreck – der Herr Fürst würde die härtesten Strafen über mich verhängen – ich kann und darf nicht!

Ich übernehme jede Verantwortung – jede. Ich werde es dem Fürsten selbst mittheilen – ich werde ihm sagen, daß ich es Ihnen befohlen hätte – daß Sie nur meinem Befehle nachgekommen wären. Sie haben nichts, gar nichts zu besorgen!

Der Herr Fürst darf es selbst nicht, er würde einen Landesverrath begehen – es ist wirklich unmöglich, Herrin!

Ihre Unruhe steigerte sich bei diesen Worten des Beamten und ihre Augen ruhten einen Moment mit einem zornigen Ausdrucke auf ihn. Sie erkannte jedoch bald, daß sie nur mit seiner Hülfe ihren Zweck erreichen könne, und sprach daher in demselben freundlichen und gewinnenden Tone weiter.

Ich habe Sie bisher hochgeschätzt, Petrowitsch, weil ich erkannt, daß Sie, wenn auch noch von den unwürdigen Banden der Leibeigenschaft gefesselt, doch in Ihren Kenntnissen, Anschauungen und Empfindungen zu

den Gebildeten gehören, die in allen Ländern der Erde sich ebenbürtig sind. Soll ich heute an Ihnen irre werden? Wollen Sie mir in diesem Falle Ihre Hülfe verweigern, wo ich derselben nothwendig bedarf, und zu einem Zwecke, den Sie selbst billigen und dessen Erreichung Ihr eigener Wunsch sein muß? Ich habe wirklich nicht geglaubt, daß so engherzige Erwägungen zur Richtschnur Ihrer Handlungen werden könnten, vielmehr angenommen, Sie würden, über diese erbärmlichen Vorurtheile erhaben, selbst gern und freudig auf meinen Plan eingehen! Sollte ich mich wirklich in dieser Voraussetzung getäuscht haben? – Aber wenn Sie nur die Folgen im Auge haben, glauben Sie dann wirklich, daß ich nicht so viel Einfluß auf den Fürsten besäße, um seine Zustimmung zu einer an sich unbedeutenden Bitte zu erlangen – vielleicht nur einer Laune? setzte sie hinzu, indem sie ihren Blick verlegen abwandte. Ich wiederhole, daß ich jede Verantwortung übernehme – jede. Der Fürst soll sogar Ihre Handlungsweise billigen und Sie deßhalb beloben – wenn auch vielleicht nur im Geheimen – darauf kann es Ihnen ja doch nicht ankommen.

Herrin, sagte der Beamte, indem er seine bis dahin niedergeschlagenen Augen schwermüthig zu ihr emporhob und sie mit dem Ausdrucke von Trauer und Ergebung anblickte – ich bin nichts als ein Leibeigener des Fürsten, der seiner Willkür verfallen ist und den er morgen zu Tode knuten lassen kann – er hat mich unterrichten lassen und in die Welt geschickt, nicht meinetwegen, sondern

allein seinetwegen – aber die erlangte Erkenntniß ist keine Wohlthat für mich, denn ich empfinde mein Unglück dadurch nur um so tiefer – doch das betrifft mich allein. – Sie haben aber Worte zu mir geredet, wie sie mein Ohr aus dem Munde eines der Gewaltigen noch niemals gehört hat! Sie haben die Wunden meines Innern berührt, aber dennoch meine Seele mit Dank erfüllt! – Ich werde Ihren Befehlen gehorchen, wenn es auch zu meinem Unglücke führen wird!

Mit einem freudigen Blicke reichte sie ihm die Hand, welche er demüthig küßte.

Es wird nicht zu Ihrem Unglücke sein, Petrowitsch, sagte sie dann in einem Tone, der deutlich verrieth, daß ihre Gedanken ein ganz anderer Gegenstand beschäftigte – verlassen Sie sich deßhalb ganz auf mich – und nun lassen Sie uns berathen, wie wir handeln wollen.

Der Herr Fürst, sagte Petrowitsch, nachdem er eine kurze Zeit nachgedacht hatte, wird erst in einigen Tagen zurückkehren – der Transport marschirt morgen früh weiter – was geschehen soll, muß daher noch in dieser Nacht und heimlich geschehen.

Sie nickte ihm beifällig zu.

Ich bewohne einen abgelegenen Theil des alten Schlosses. Hinter meinen Zimmern befindet sich eines, das leer steht, weil es allein auf der anderen Seite des Flurs liegt – dort könnte man ihn unterbringen.

Herrlich, Herrlich! rief sie in freudiger Aufregung.

Niemand darf es erfahren – Niemand, setzte er wieder ängstlicher hinzu – ich werde das Zimmer durch eine sichere Person heizen und in Stand setzen und ihn dann durch zwei Knechte, denen ich bei Todesstrafe Schweigen auferlege, dort hintragen lassen. – Es führt eine besondere Treppe vom Garten aus auf den Corridor, so daß er unbemerkt hinaufgetragen werden kann.

Wie soll ich Ihnen danken? unterbrach sie ihn mit glänzenden Augen. – Aber morgen, fuhr sie wieder besorgter fort, wie wird es morgen beim Abmarsche sein?

Ich werde sie betrunken machen, die beiden Officiere mit, sagte er mit einem verächtlichen Lächeln; über Nacht werden ohnehin Einige sterben und dann wird man es mit dem Zählen so genau nicht nehmen – man macht wieder einige Kreuze in die Liste, bei irgend welchen beliebigen Namen, und die Sache ist abgethan.

Sehen Sie, daß ich Sie besser und richtiger kenne, als Sie sich selbst kennen! rief sie, erfreut über die so leichte Beseitigung aller Hindernisse – so eilen Sie denn, Alles so vorzubereiten und anzuordnen, wie Sie es erdacht haben!

Es wird geschehen, Herrin, sagte er ernst, indem er aufstand; morgen werde ich darüber Bericht erstatten – es wäre jedoch leicht möglich, daß der Herr Fürst unerwartet zurückkehrte, wie dies in seiner Gewohnheit liegt – für diesen Fall möchte es gut sein, ihm vorläufig nichts von dem Gefangenen zu sagen, sondern dazu eine passende Stimmung abzuwarten – es ist dies bei ihm nothwendig, und der Erfolg hängt fast immer davon ab.

Vielleicht ist es besser, wenn er es gar nicht erfährt, erwiederte sie, von einem neuen Gedanken erfaßt. Wenn der Gefangene genesen ist, können wir ihn leicht in irgend einer Verkleidung zurückschicken und würden dadurch aller unangenehmen Erörterungen enthoben.

Das wird schwerlich ausführbar sein, erwiederte er bedenklich; es ist ein weiter Weg von hier bis zur Gränze und darüber hinaus – doch das wird sich Alles später finden – ich habe nur die Bitte, daß, ehe die gnädige Gräfin dem Herrn Fürsten die Mittheilung macht, ich zuvor davon in Kenntniß gesetzt werde.

Ich werde nichts ohne Ihren Rath und ohne Ihre Einwilligung in dieser Sache thun, Petrowitsch, verlassen Sie sich fest darauf, wir sind ja Verbündete. Bedürfen Sie Geld? fragte sie dann, indem sie die Hand nach ihrer Börse ausstreckte – es steht zu Ihrer Verfügung.

Geld ist nicht nöthig, erwiederte er ernst, ich habe, was ich bedarf – aber ich werde Sie vielleicht bald um weit Größeres bitten, um die Geltendmachung Ihres ganzes Einflusses bei dem Herrn Fürsten zur Verantwortung dessen, was zu thun ich jetzt im Begriffe stehe.

Sie haben mein Wort, Herr Petrowitsch, sagte sie mit klarer, leiser Stimme – noch niemals habe ich ein gegebenes Versprechen unerfüllt gelassen. Handeln Sie nach unserer Verabredung und seien Sie ohne jede Besorgniß.

Ich danke Ihnen, erwiederte er mit einem erleichterten Athemzuge – es wird Alles geschehen, wie wir es besprochen haben.

Sie blickte ihm eine Zeit lang schweigend nach, als er gegangen war, dann, gleichsam um ihrer inneren Aufregung Herr zu werden, klingelte sie ihrem Kammermädchen, ließ sich umkleiden und begab sich zu ihrem Vater.

Viertes Capitel.

Während des ganzen Abends war Hedwig so zerstreut und mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt, daß es ihrem Vater auffiel und er sich nach der Ursache davon erkundigte. Die ausweichende Antwort, welche er erhielt, rief bei ihm die Vermuthung hervor, daß sie über den Antrag des Fürsten ernstlich mit sich zu Rathe gehe, in welcher Annahme er durch einige Fragen, welche sie an ihn im Laufe des Gespräches richtete, über die Rückkehr des Fürsten und ob er nicht einen bestimmten Tag angegeben habe, noch mehr bestärkt wurde. Er freute sich im Stillen, als er diese Wahrnehmung machte, und kam zu der Ueberzeugung, daß sie den Fürsten bereits mit Sehnsucht erwarte. Wie wenig kannte er sie! Er hatte nicht die entfernteste Ahnung von ihrem wirklichen Seelenzustande, welcher ihm jetzt, wie fast immer, fremd blieb, da er sich niemals die Mühe gegeben hatte, der Entfaltung ihrer seelischen Kräfte zu folgen und sich ihr zuzuwenden. Ohne die Pflege einer Mutter aufgewachsen, fast immer auf sich selbst oder den Umgang in dienstlichen Verhältnissen stehender Personen angewiesen, würde sie sich zu einer Selbständigkeit des Charakters entwickelt haben, welche in Stolz und Härte ausgeartet wäre, wenn ihr für

alles Edle und Hohe empfängliches Herz und ihre lebhafte, oft fast ungezügelte Phantasie sie nicht davor bewahrt hätten. Sie liebte ihren Vater und wurde von ihm geliebt; bei beiden war dieses Empfinden jedoch mehr das Resultat des Verstandes und der Gewohnheit als die Ausströmung einer wahren und innigen Neigung des Herzens.

Sie zog sich an jenem Abende, Müdigkeit vorschützend, bald wieder zurück, und ihr Vater hinderte sie nicht daran, obgleich es ihm geschienen hatte, daß sie heute keineswegs ermüdet, sondern im Gegentheil aufgeregt sei. Er lächelte selbstgefällig vor sich hin, als sie ihn verlassen, in der angenehmen Ueberzeugung, sie werde nach der Rückkehr des Fürsten, nach welcher sie sich ja mehrmals selbst und angelegentlich erkundigt hatte, ihr Schweigen brechen und seinen Antrag annehmen.

Von all seinen Annahmen war nur die eine richtig, daß sie sehr aufgeregt sei. Dieser Zustand ihrer Seele trat noch mehr hervor, als sie sich allein und ohne jeden fremden Beobachter auf ihrem Zimmer befand, denn sie hatte ihr Mädchen sofort mit der Weisung entlassen, daß sie sich später selbst entkleiden werde.

Unruhig schritt sie umher, setzte sich bald einen kurzen Moment nieder, trat bald wieder an das Fenster und blickte nach dem Hofe hinüber, wo es jetzt still und ruhig geworden war. Der Mondschein der klaren und kalten Winternacht ließ den Schnee in hellem, bläulichem Lichte erglänzen, während die umstehenden Gebäude in tiefen, gesättigten Schatten sich darauf abzeichneten. Niemand war zu sehen, die Gefangenen hatte man in einem

großen Gebäude untergebracht und es nicht für nöthig gehalten, Wachen auszustellen, da man wußte, daß die Kälte und die Ermattung für diese Unglücklichen der sicherste Wächter sei.

Plötzlich ergriff sie eine sich fast zur Angst steigernde Besorgniß darüber, ob Petrowitsch auch den zwischen ihnen verabredeten Plan wirklich zur Ausführung gebracht, oder sie dennoch nicht vielleicht getäuscht habe, um morgen, wenn es zu spät sein würde, mit der Unmöglichkeit des Erfolges sich zu entschuldigen. Sie wollte ihn noch einmal sprechen, sie wollte sich darüber Gewißheit verschaffen – denn noch war es Zeit, das Versäumte nachzuholen. Im Begriffe, die Klingel zu ziehen, fiel ihr Blick auf die Uhr, deren Zeiger auf Mitternacht standen. Sie wurde wieder unschlüssig. Konnte sie zu einer so späten Zeit noch nach Petrowitsch schicken? Würde ein so ungewöhnlicher und auffallender Befehl nicht allerlei Vermuthungen hervorzurufen, welche leicht zu der Entdeckung ihres Vorhabens hätten führen können? Er wird sein Versprechen erfüllen, sprach sie vor sich hin, während sie wieder unruhig im Zimmer auf und ab schritt – weßhalb sollte er es sonst gegeben haben – die Art, wie er es gab, bürgt mir dafür. – Nein, ich kann, ich darf jetzt nichts weiter thun – es könnte nur schädlich, nur nachtheilig werden! – Und wenn es nun dennoch nicht wäre, habe ich dann nicht das Meinige gethan? – Wie sonderbar, setzte sie ihr Selbstgespräch fort, während eine leichte Röthe ihr Gesicht überflog und ihre Augen sich zu Boden senkten – sie war ja allein, allein mit sich selbst – wie

sonderbar, daß ich es mir beinahe zum Bergehen anrechne, wenn ich diesen abenteuerlichen Plan nicht ausführte! – Abenteuerlich? wiederholte sie, indem sie an seine Augen dachte, an seine dunkeln Augen, welche sie so todesmüde angeblickt hatten – ist es abenteuerlich, ein Menschenleben zu retten? – Und weßhalb gerade dieses – dieses eine von so vielen, vielen Tausenden, die in diesem schrecklichen Kriege verloren gehen? – Sein stummer und doch so beredter Blick hat mich darum gebeten, sprach sie dann mit leiser und klarer Stimme weiter, als ob sich einem Andern diese Frage beantworten müsse, – seine Hand, die sich auf meinen Schlitten stützte, hat nach der meinigen Hülfe suchend verlangt – ich bin diesem Blicke nicht ausgewichen, ich habe diese Hand nicht fortgestoßen, sondern die meinige zu seinem Schutze erhoben und es mir in jenem Augenblicke gelobt, ihn zu retten! – Ich will Wort halten und Alles, was in meiner Macht und in meinen Kräften steht, aufbieten, um jenes heilige Gelöbniß zu erfüllen! –

Es zog eine freudige, selbstzufriedene Ruhe durch ihre Seele, als sie diese Worte gedacht hatte, die Zweifel an dem Gelingen ihres Unternehmens waren geschwunden, sie empfand kein Mißtrauen mehr gegen Petrowitsch und setzte sich mit der freudigen Hoffnung nieder, am Morgen den günstigen Erfolg zu erfahren.

Leise athmend lag sie in dem weichen Bette, ihr schöner Kopf ruhte auf dem weißen Kissen, halb davon verdeckt, die langen Wimpern hielten die bis dahin so lebhaft blickenden, glänzenden Augen geschlossen, die

Hand lag, von leichten Spitzen umrahmt, auf der purpurnen, seidenen Decke – sie war entschlummert. Auf der Marmorplatte des Nachttisches stand ein matt brennendes Licht, dessen Schein die durchsichtige Scheibe einer Uhr erhellte, welche mit kaum hörbarem Pendelschlage die stets gleichmäßig dahinziehende Zeit in kleinere und größere Abschnitte eintheilte. – Es war lautlos still in dem matt erleuchteten Zimmer und die Umrisse der darin befindlichen Gegenstände verschwammen zu unsicheren und phantastischen Linien. Die Zeiger der Uhr rückten langsam und gleichmäßig weiter und standen bereits auf den ersten Stunden des kommenden Tages – da belebten sich die Züge der Schlummernden, ein wärmerer, röthlicher Ton flog darüber hin, um ihren Mund spielte ein seliges Lächeln – sie schlug mit dem Ausdrucke inneren Entzückens die Augen auf, blickte einen Moment nach dem Fußende ihres Bettes und dann fragend und enttäuscht in dem Zimmer umher.

Was man für thörichte Träume haben kann, sprach sie, verlegen lächelnd, leise vor sich hin, indem sie mit der schmalen, weißen Hand über ihre Stirn strich – und so lebhaft! – Ich muß meine Gedanken mehr beherrschen. – Er stand am Fußende meines Bettes, die Hand darauf gelehnt, so wie gestern auf den Schlitten, und blickte mich wieder an – aber nicht mehr so traurig – voll Dank – voll – und ich schämte mich gar nicht, fuhr sie, ganz in der Erinnerung dieses Traumes versunken, fort – ich dachte gar nicht daran, daß ich im Bette lag – es war auch ganz gleichgültig, denn er sah so ernst und doch so schön und

so lieb aus. – Es ist mir, als sähe ich ihn noch, oder als hätte er wirklich dort gestanden, sprach sie immer leiser und jetzt tief erröthend weiter, indem sie mit den Augen die Stelle aufsuchte, an welcher sie das Bild im Traume gesehen hatte – ah, was man für thörichte und unglaubliche Träume haben kann! sagte sie dann munter und mit einem gezwungenen Lächeln – ich will versuchen, wieder zu schlafen, denn es ist ja erst vier Uhr. –

Ja, es gibt thörichte und sonderbare, liebliche und schreckliche Träume, aber sie sind doch immer nur Abspiegelungen unserer Gedanken und unserer geheimsten Empfindungen, getrübt und verzerrt, oder geläutert und verschönert durch die Einwirkung und den Zustand der zeitigen Hülle unserer Seele, welche in diesem freien, aber willenlosen Ergehen oft in weite Fernen zurückgreift und deren Bilder wieder in die Gegenwart rückt, oder kaum gedachte Wünsche und Hoffnungen zu Erfüllungen macht und diese mit dem Zauber einer regellosen, ungehinderten Phantasie ausschmückt.

Aber der Schlaf, welcher kommt »wie ein reines Glück, unerbeten, unerfleht, am willigsten die Knoten der strengen Gedanken lös't und alle Bilder der Freude und des Schmerzes verwischt«, er senkte sich nicht mehr auf ihre Augen herab, obgleich sie ihn ersehnte. Der Mond, auf seinem einsamen Wege durch den wolkenlosen, klaren und kalten Nachthimmel weiter ziehend, rückte langsam vor das nach Süden gelegene Fenster ihres Zimmers und sandte sein blasses, bläuliches Licht hinein, das auf dem Teppiche phantastische Schatten warf und den röthlichen

Schein der Nachtlampe auf ihre nächste Umgebung zurückdrängte. Es war am Abende versäumt worden, weil sie so eilig war, allein zu sein, die schweren seidenen Vorhänge herunter zu lassen, und es schien fast, als ob der Mond neugierig diese Nachlässigkeit benutze, denn es wurde immer heller im Zimmer, fast wie an einem trüben, nebeligen Tage, nur anders, lautlos geisterhaft, ohne Leben, ohne Wärme.

Sie bemühte sich vergebens, wieder einzuschlafen, es, gelang ihr jedoch nicht, auch dann nicht, als sie aufgestanden war und den Vorhang herabgelassen hatte. – Er hat mich mit seinem bleichen Gesichte angeblickt, sprach sie leise vor sich hin, indem sie sich fester in die Decke hüllte, deßhalb flieht mich der Schlaf. Sie meinte den Mond, und lächelte dann über diese kindische, abergläubische Vorstellung. Nach einiger Zeit hob sie den Kopf wieder empor und blickte nach der Uhr, deren Zeiger jetzt bereits über die fünfte Stunde hinausgerückt waren. – Sie werden nun bald aufbrechen, dachte sie dann – wenn Petrowitsch dennoch nicht Wort gehalten hätte? Diese Vorstellung rief plötzlich eine neue Unruhe bei ihr hervor; sie lauschte mit verhaltenem Athem auf jeden Ton – aber es blieb Alles lautlos und still, wie vorher. Noch eine Stunde verging zwischen dem vergeblichen Bemühen, wieder einzuschlafen, und der ängstlichen und aufregenden Erwartung, das Geräusch der abziehenden Gefangenen zu hören.

Die ersten, matten Anfänge des dämmernden Morgens begannen durch das Zimmer zu schweben, als der Ton

von Stimmen von unten an ihr lauschendes Ohr schlug – es war wie damals, vor einigen Wochen, und wie damals – litt es sie nicht länger im Bette.

Wieder stand sie am Fenster und blickte in den Hof hinab und den Abziehenden nach – aber es war nicht mehr das Gefühl des Mitleids und der Trauer allein, von dem sie erfaßt war, es durchflog sie eine fieberhafte Angst und Aufregung bei der sich immer mehr steigernden Ungewißheit – ob *er* mit denen zöge, die jetzt ihren nachschauenden Blicken entschwanden – oder ob ihr Wille ihn zurückgehalten. – Es wäre ihr unmöglich gewesen, nur noch an das Schlafen zu denken, und obgleich es zu einer ungewöhnlich frühen Stunde, erst sieben Uhr war, klingelte sie ihrem Kammermädchen, ließ sich ankleiden und setzte sich an das andere Fenster ihres Zimmers, von welchem auch sie über die Gipfel der Bäume die dunkeln Umrisse des alten Schlosses sehen konnte.

Ist Petrowitsch vielleicht schon dagewesen? fragte sie das Mädchen, welches nach einiger Zeit mit dem Frühstücke erschien.

Nein, gnädige Gräfin, erwiederte dieses verwundert; er würde es nicht wagen, so früh zu erscheinen.

Wenn er kommt, führe ihn sogleich herein, ich – ich habe etwas mit ihm zu besprechen – ich will heute Vormittag wieder Schlitten fahren.

Befehlen die gnädige Gräfin vielleicht, daß er gerufen werde?

Sie sann einen Augenblitz nach. Gern hätte sie diesen Befehl ertheilt, aber sie erwog, daß es auffallend erscheinen und die Neugierde der Dienstboten erregen könne.

Nein, sagte sie daher – es hat keine Eile. Hol' mir die Zeitungen, und wenn einer von euch dem Hausmeister vielleicht begegnet, so könnt ihr ihn wissen lassen, daß ich ihn zu sprechen wünsche.

Das Mädchen entfernte sich, um dem Befehle zu entsprechen, hatte aber mit der ihr angeborenen und angelernten Schlauheit richtig erkannt, daß es ihrer Herrin Wunsch sei, den Beamten bald zu sprechen, und deßhalb nach ihm geschickt. Als sie daher nach einiger Zeit wieder in das Zimmer trat und die Zeitungen auf einem silbernen Teller überreichte, meldete sie gleichzeitig, daß Petrowitsch draußen sei, um ihre Befehle entgegen zu nehmen.

Schon? erwiederte Hedwig in anscheinend gleichgültigem Tone, welcher ihre innere Erregung jedoch nur unvollkommen verbarg – sag' ihm, er möge hereinkommen, und – und störe uns nicht, so lange er hier ist.

Sie war aufgestanden, nachdem das Mädchen sich entfernt hatte, und dem eintretenden Beamten fast bis zur Thür entgegengegangen.

Nun? fragte sie, ihn voller Erwartung anblickend und ohne seine Begrüßung abzuwarten – ist unser Plan zur Ausführung gekommen?

Die Befehle der gnädigen Gräfin sind erfüllt, erwiederte er in seiner ruhigen und zugleich unterwürfigen Weise – der Gefangene ist zurückgeblieben.

Setzen Sie sich, Petrowitsch, sagte sie mit einem tiefen Athemzuge, indem sie sich selbst auf einen Sessel niederließ, weil sie fühlte, daß ihre Kniee bebten – und erzählen Sie mir die näheren Umstände.

Es ist Alles so geschehen, wie wir es verabredet haben, erwiederte er; ich habe zuerst die beiden Officiere und die Kosaken betrunken gemacht, und als sie schliefen, den Gefangenen hinübertragen lassen. Es war sehr heller Mondschein – aber ich glaube nicht, daß man ihn gesehen hat, denn ich habe bis gegen drei Uhr gewartet, wo ich überzeugt sein konnte, daß Alle schliefen.

Sie dachte unwillkürlich an ihren Traum, den sie um dieselbe Zeit gehabt. – Wie geht es ihm? Was macht er? fragte sie weiter.

Er schläft noch immer; er ist nicht einmal erwacht, als wir ihn hinüber trugen, auch dann nicht, als wir ihn entkleideten, die nassen, verquollenen und zerrissenen Stiefel von seinen Füßen schnitten und ihn in das Bett legten.

Halten Sie seinen Zustand für bedenklich?

Es läßt sich darüber vorläufig nicht urtheilen, gnädige Gräfin – er hat ein nicht unbedeutendes Fieber, sein Gesicht ist geröthet und sein Athem kurz und eilig. Vielleicht ist Alles nur die Folge der großen Anstrengungen und Entbehrungen, die er ausgestanden, dann wird der Schlaf ihn wieder genesen lassen – vielleicht trägt er auch den Keim einer verderblichen Krankheit in sich – es wird sich das Alles zeigen, wenn er erwacht und zum Bewußtsein zurückgekehrt sein wird.

Für jetzt ließe sich nichts weiter thun?

Ich wüßte nicht. Ich habe das Zimmer nur mäßig heizen lassen, weil die Erfahrung lehrt, daß Menschen, die lange durch Kälte und Entbehrung gelitten haben, zu große Wärme nachtheilig, ja tödtlich sein kann. Eine zuverlässige und verschwiegene Wärterin ist bei ihm und hat den Befehl, das Zimmer keinen Augenblick zu verlassen. Wenn es unbemerkt geschehen kann, werde ich selbst nach ihm sehen.

Ich danke Ihnen, Herr Petrowitsch – Sie haben mein Vertrauen nicht getäuscht, und ich werde dessen stets eingedenk bleiben. Aber wir dürfen nichts versäumen, wir müssen jetzt Alles aufbieten, um ihn zu retten, da – da wir uns nun einmal seiner angenommen haben. Sie glauben, daß sich für jetzt nichts weiter thun ließe?

Ich wüßte nichts. Das Leben eines jeden Menschen liegt in der Hand des allmächtigen Gottes, er wird auch diese erhalten, wenn es nach seinem unerforschlichen Rathschlusse erhalten werden soll, oder ihm ein Ziel setzen, wenn es so bestimmt ist.

Vielleicht ist es bestimmt, daß es erhalten werde, erwiederte sie fast beschämt von dieser gläubigen Auffassung – denn, setzte sie leiser hinzu, weßhalb sollte Gott sonst den Entschluß in unsere Herzen gelegt haben, ihn zu retten? –

Die nächsten Tage werden uns darüber Gewißheit bringen.

Sie schwieg und blickte eine Zeit lang nachdenkend zu Boden.

Der Fürst wird heute wahrscheinlich noch nicht zurückkehren, sagte sie dann; ich werde um acht Uhr Abends auf meinem Zimmer sein – kommen Sie um diese Zeit wieder zu mir – und wenn es sein kann, ungesehen – lassen Sie sich nicht melden. Und bringen Sie mir dann gute und erfreuliche Nachrichten, fuhr sie fort, ihm mit einem gewinnenden Lächeln die Hand reichend – wenn wir Jemanden einmal in unseren Schutz genommen haben – sei es auch ein Unbekannter und Fremder, so gehört er von dem Augenblicke uns an und wir sind für sein Wohl verantwortlich – schon unseres eigenen Handelns wegen.

Er küßte schweigend und ehrfurchtsvoll ihre Hand, wie es die Sitte erforderte, und erhob sich.

Ich werde genau um acht Uhr wieder hier sein, sagte er dann, um zu berichten, wie es mit ihm stehe.

Der Tag verging ihr in anderer Weise, wie die bisherigen. Sie befand sich in einem Schwanken, in einem Auf- und Abwogen ihrer Gefühle, erzeugt durch die Theilnahme für ihren Schützling und durch das Bestreben, diese Angelegenheit als eine untergeordnete und an sich gleichgültige zu betrachten. Sie bemühte sich jedoch vergeblich, sich zu dieser Anschauung und Stimmung hinauf zu reflektiren; denn sie durfte ihren Gedanken nur wieder ein freies Ergehen gestatten, so kehrten sie immer sogleich wieder zu dem Momente zurück, wo er sie mit den matten, müden und doch so fesselnden Blicken angeschaut – und einmal bei diesem Bilde angelangt, schweiften sie weiter im Bunde mit dem wunderbaren Spiele der

Phantasie, so daß sie zuweilen erschreckt auch ihrem eigenen Sinnen emporfuhr und, mit beruhigter Genugthuung umherblickend, sich vergewisserte, daß sie allein sei und Niemand diese Gedanken gehört oder auch nur geahnt haben könne.

Die Ungewißheit, ob der Fürst heute zurückkehren würde, beunruhigte sie ebenfalls, indem sie überlegte, ob sie ihm in diesem Falle sogleich von dem Geschehenen Mittheilung machen oder noch damit warten solle. Sie vermochte auch darüber zu keinem festen Entschlusse zu kommen, obgleich sie es sich klar machte, daß jede Verheimlichung nachtheilig sein und Mißtrauen und Verstimmung bei dem Fürsten hervorrufen müsse. Je unbefangener sie auftrat, je weniger Bedeutung sie dieser Sache beisetzte, um so eher würde der Fürst bereit sein, ihre Bitte zu erfüllen und dem Gefangenen seinen Schutz angedeihen zu lassen. That er dies aber, woran sie nicht zweifeln konnte, wenn sie ihren Einfluß ernstlich geltend machte, so war der Zweck erreicht, und zwar auf eine einfache und sichere Weise. Dagegen stiegen wieder mancherlei Befürchtungen und Bedenken bei ihr auf. Es stand Todesstrafe auf der Verheimlichung eines französischen Gefangenen, und wenn sich der Fürst auch wahrscheinlich darüber hinwegsetzen würde in der Annahme, daß die meisten Gesetze nur für das gemeine Volk, nicht aber für ihn und seine Standesgenossen erlassen seien – wer gab ihr Bürgschaft dafür, daß er sie bei seinem unzuverlässigen und selbstsüchtigen Charakter nicht täuschen, den Gefangenen zwar anscheinend

in seinen Schutz nehmen, aber gleichzeitig dafür sorgen würde, durch seinen Tod allen ferneren Weiterungen enthoben zu werden. Und wie leicht war es, ihn sterben zu lassen – es bedurfte dazu vielleicht nichts, als einer weniger sorgfältigen Pflege, einiger an sich unbedeutenden Unterlassungen, um dann mit anscheinend tiefem Bedauern sagen zu können: Es thut mir recht leid, von ganzem Herzen – Ihre Wünsche werden mir immer Befehle sein – aber der Erfolg hat leider in diesem Falle meinen Bemühungen nicht entsprochen – denken wir nicht mehr daran.

Das Bild des Fürsten stand, während sie sich diesen Gedanken hingab, lebendig vor ihr, und nie war es ihr so bläßlich und abschreckend vorgekommen. Sein gelbliches, von den Spuren der Leidenschaften scharf durchfurchtes Gesicht, die hervorquellenden dunkeln und stechenden Augen, der von dem gefärbten Barte beschattete, höhnisch lächelnde Mund – sie schloß unwillkürlich ihre Augen und ein kaltes Frösteln überrieselte sie.

Wie war sie thöricht, diese sonst so vernünftige und besonnene Hedwig, wie sehr gab sie sich dem ungemessenen Spiele ihrer Phantasie hin; – der Fürst kehrte auch an diesem Tage nicht zurück und sie hätte gar nicht nöthig gehabt, sich so ängstlichen und beunruhigenden Erwägungen hinzugeben.

Fünftes Capitel.

Mit steigender Ungeduld erwartete Hedwig den Abend und den Besuch von Petrowitsch. Der Tag schien unendlich lang und die Unterhaltung mit ihrem Vater die Zeit noch langsamer vergehen zu lassen. Noch vor der achten Stunde zog sie sich auf ihr Zimmer zurück, fast ohne sich die Mühe zu geben, einen besonderen Grund dieses abermaligen früheren Aufbruches anzuführen.

Petrowitsch kam pünktlich zur bestimmten Zeit. Sie empfing ihn, obgleich sie ihn voll fliegender Ungeduld erwartet hatte, mit anscheinender Ruhe, nöthigte ihn zum Sitzen und bat ihn, zu erzählen.

Er schläft noch immer, berichtete der Beamte, und ist auch während des ganzen Tages nicht erwacht. Zuweilen hat er sich unruhig umhergeworfen und im Schlafe gesprochen, denn das Fieber ist sehr gestiegen – aber sein Schlaf hat ununterbrochen fortgedauert.

Das Fieber ist heftiger geworden?

Ja, und ich befürchte fast, daß sein Zustand nicht allein eine Folge der Ermüdung, sondern daß er wirklich krank ist.

Was soll denn geschehen?

Ich weiß es vorläufig nicht, gnädige Gräfin – ich kann mich auch irren; wir werden warten müssen, bis wir darüber Gewißheit haben. Mir sind einige Mittel bekannt für dergleichen Fälle, wie man sie auf dem Lande anwendet

– ein Arzt würde schwerlich zu beschaffen sein, wenigstens nicht ohne bemerkt zu werden. Ich werde ihm vorläufig einen kühlen Trank bereiten lassen, den er nehmen soll, sobald er erwacht.

Ist die Wärterin eine ganz zuverlässige und verschwiegene Person? fragte sie mit plötzlich veränderter Stimme.

Ganz zuverlässig und ganz verschwiegen.

Und es führt eine Treppe vom Garten aus nach dem Corridor des alten Schloses, an welchem das Zimmer liegt?

Allerdings, erwiederte Petrowitsch, sie verwundert anblickend.

So will ich Sie begleiten – und mich selbst von dem Zustande des Gefangenen überzeugen, sagte sie aufstehend – kommen Sie, gehen wir sogleich!

Die gnädige Gräfin wollen selbst ....

Fragen Sie nicht weiter – ich werde Sie begleiten, erwiederte sie in ihrer bestimmten und festen Weise – ich wüßte wirklich nicht, welche Bedenken Sie dagegen haben könnten.

Petrowitsch, gewohnt, den Befehlen seiner Herrschaft zu gehorchen, erhob seinen weiteren Widerspruch; er mochte auch erkannt haben, daß er vergeblich sein würde.

Sie warf rasch einen mit Pelz gefütterten, seidenen Mantel um, dessen Kapuze sie über den Kopf zog, und war im Begriffe, das Zimmer zu verlassen, als sie wieder bedenklich wurde.

Gehen Sie hinaus, sagte sie mit verhaltener Stimme, und überzeugen Sie Sich, ob wir unbeobachtet sind. Wir gehen über die kleine Treppe, welche nach dem Garten führt – wenn Sie in einigen Minuten nicht zurück sind, werde ich folgen.

Er that, wie ihm befohlen, und sie stand eine kurze Zeit allein im Zimmer in laufender Stellung, mit verhaltenem Athem und spähenden Augen nach der offen gebliebenen Thür blickend, ohne daß sie auch nur einen Augenblick in der Ausführung ihres Vorsatzes schwankend geworden wäre. Sie empfand nur darüber Besorgniß, daß er durch die Anwesenheit von Dienstboten gehindert werden könnte. Aber es blieb Alles hin – Petrowitsch kehrte nicht zurück; sie verließ das Zimmer, dessen Thüre sie leise wieder zuzog, und eilte leichten, unhörbaren Schrittes fort über den erleuchteten Corridor, von welchem eine eiserne Wendeltreppe zu dem Garten hinabführte.

Unten erwartete sie der Beamte. Sie mußte unwillkürlich einen Augenblick stehen bleiben und tiefaufathmen, als sie so weit gekommen war – sie hatte das Gefühl, als ob sie ein Unrecht begehe, aber sie ließ es nicht aufkommen, drängte es gewaltsam zurück.

Weiter, flüsterte sie – beeilen wir uns!

Er führte sie durch einen wenig betretenen Weg des Gartens, der sich durch dichte Anlagen hinzog, und dann standen sie bald vor einer kleinen Thür an der dunkeln Mauer des alten Schlosses. Er zog einen Schlüssel hervor und schloß auf.

Treten Sie ein, gnädige Gräfin, sagte er dann kaum hörbar; es ist dunkel hier, bleiben Sie einen Augenblick stehen, denn es wird gut sein, die Thür wieder zu verschließen.

Nachdem dies geschehen war, verschwand auch die unsichere Helle von außen, und sie mußte es sich gefallen lassen, die Hand ihres Führers zu nehmen. Sie stiegen eine halb verfallene steinerne Treppe empor und gelangten auf den Corridor, Ehe sie denselben betraten, lauschte Petrowitsch, ob er ein Geräusch höre; da aber die lautlose Stille durch nichts unterbrochen wurde, gingen sie weiter. Der Beamte schloß eine fest neben der Treppe liegende Thür auf, und sie traten in ein matt erleuchtetes Zimmer. Das schwache Licht einer Nachtlampe erleuchtete den verhältnißmäßig großen und hohen Raum nur unvollkommen, aber die darin befindlichen Gegenstände waren dennoch für die aus der Dunkelheit Kommenden vollständig erkennbar.

Zögernden Schrittes war sie eingetreten und dicht an der Thür stehen geblieben. Die Wände des Zimmers waren weiß, ohne jeden Schmuck; die eine schmale Seite füllte einer jener kolossalen russischen Oefen aus, der sich dunkel und schmutzig gegen die Wand abzeichnete. In der Mitte stand ein größerer Tisch, welcher nebst einigen hölzernen Stühlen, einem Sessel und einem Nachttische das ganze ärmliche Meublement des Zimmers bildete – außer dem Bette. Der matte Schein des Nachtlichtes war durch einen kleinen davor gestellten Schirm gehindert, dasselbe zu beleuchten.

Schon beim Aufschließen der Thür hatte sich eine ältere, reinlich gekleidete Frau von dem unfern des Bettes flehenden Sessel erhoben und versuchte jetzt nach russischer Sitte die Enden von Hedwig's Mantel zu küssen. Petrowitsch flüsterte ihr einige Worte zu, worauf sie geräuschlos das Zimmer verließ.

Mögen die gnädige Gräfin sich jetzt selbst überzeugen, sagte er dann mit leiser Stimme, daß Alles so ist, wie Sie befohlen haben. Der Gefangene ruht hier sicher und wohl aufgehoben, fuhr er fort, indem er den Schirm von der Lampe zurückschob – es ist nichts versäumt, Alles gesehen, was den Umständen nach geschehen konnte.

Ich habe nicht daran gezweifelt – gewiß nicht, erwiederte sie kaum hörbar – nicht deßhalb bin ich gekommen.

Ihr Blick ruhte jetzt auf dem Schlafenden, und sie fühlte es, wie sie bei diesem Anblicke leise erzitterte. Sein vom Fieber geröthetes, abgemagertes Gesicht zeichnete sich mit dem dunkeln lockigen Haare und dem fast wilden Barte scharf von dem weißen Kissen ab, von dem es theilweise verhüllt wurde, der unmerklich geöffnete Mund athmete rasch und zuweilen hörbar, die Hände ruhten bewegungs- und willenlos auf der Decke. – Sie vermochte es nicht, näher zu treten, aber auch nicht, ihren Blick abzuwenden.

Petrowitsch umfaßte jetzt leise eine Hand des Schlafenden, indem er mit der Aufmerksamkeit eines Beobachtenden in sein Gesicht blickte. Das Fieber ist immer noch heftig, sagte er dann; ich glaube sogar, daß es sich

gesteigert hat. Ueberzeugen Sie sich selbst, gnädige Gräfin, fuhr er, sich ihr zuwendend, fort, der Puls geht rasch und unregelmäßig – er hat ein heftiges Fieber.

Sie trat einige Schritte näher, im Begriffe, seiner Weisung zu folgen, denn es war ihr in diesem Augenblicke, als stände sie jetzt unter seinen Anordnungen – dann blieb sie wieder zögernd unfern des Bettes stehen.

Ich verstehe das nicht – Sie werden das besser wissen – ich glaube Ihnen, sagte sie mit gesenkten Augen.

Es wird nöthig sein, ihm einen kühlenden Trank zu geben, bemerkte Petrowitsch, während er seine Hand leise auf die Stirn des Kranken legte und ihn beobachtend ansah – wenn es die gnädige Gräfin gestatten, so gehe ich und lasse ihn bereiten.

Sie erschrak bei dem Gedanken, mit ihrem Schützlinge allein zu bleiben; indeß die Erwägung, daß er fest schlafe und nicht erwachen werde, daß Hülfe nothwendig sei, brachte ihre Bedenken zum Schweigen. Sie nickte daher zustimmend mit dem Kopfe.

Nehmen die gnädige Gräfin so lange in dem Sessel Platz, flüsterte Petrowitsch, ich kann Ihnen leider hier keinen besseren Sitz anbieten.

Sie that, wie ihr geheißen wurde, ohne einen Widerspruch zu erheben und ohne ihre Augen aufzuschlagen, und dann entfernte er sich leisen und geräuschlosen Schrittes.

Als sie mit dem Kranken allein war und so dicht vor seinem Bette saß, überfiel sie eine plötzliche Angst, so daß sie einen Augenblick Willens war, aufzustehen und

das Zimmer ebenfalls zu verlassen. Sie bekämpfte jedoch diese Schwäche, und da Alles unverändert blieb und der Schlafende unbeweglich da lag, wurde sie allmälig wieder ruhiger.

Ihr Brief, der immer nur flüchtig und in kurzen Momenten zu ihm hingestreift war, vermochte jetzt, ohne Unterbrechung auf ihm zu ruhen. Petrowitsch hatte es unterlassen, den Schirm wieder vor die Lampe zu stellen; ihr Schein fiel daher, ohne gehindert zu sein, auf das Bett. Seine geschlossenen Augen hinderten die ihrigen nicht, auf seinen Zügen zu weilen. Er würde einem Gestorbenen geglichen haben, wenn sein abgemagertes Gesicht nicht von der Röthe des Fiebers belebt worden wäre. Das regelmäßige, edle Profil zeichnete sich scharf ab, scharf und bewegungslos, nur um den Mund zuckte es zuweilen unmerklich, wie ein schwacher Versuch des inneren Lebens. Sie vermochte ihren Blick nicht abzuwenden, und je länger sie hinsah, um so mehr fühlte sie die Anziehungskraft dieses im Schlummer ruhenden Gesichtes.

Plötzlich holte er tiefer Athem und warf sich unruhig herum, so daß sein ganzes Gesicht dem Lichte zugekehrt wurde – eine seiner Hände glitt dabei von der Decke herab und hing nun ausgestreckt über den Rand des Bettes hinaus.

Er lag wieder ruhig und um seinen Mund schwebte jetzt ein sichtbares, wehmüthiges, freundliches Lächeln.

Es war nöthig, die Hand wieder in ihre vorige Lage zurück zu bringen – sie kämpfte eine Zeit lang mit dem

Entschlusse, es zu thun – dann lächelte sie über ihre kindische Zaghaftigkeit, erfaßte die Hand in leiser Berührung und legte sie wieder auf die Decke. Es kam ihr vor, als ob seine Finger unmerklich dabei gezuckt und die ihrigen festzuhalten gestrebt hätten. Noch stand ihre Hand in Berührung mit der seinigen, als er leise in französischer Sprache flüsterte:

Margot – theure, geliebte Margot – ich bin wieder bei dir – nicht mehr in dem kalten, schrecklichen Lande – o, nun ist Alles gut!

Mit einem jähen Erschrecken fuhr sie zurück, während ihr Blick an seinem Munde haftete.

Er schlug die Augen auf, nur einen kurzen Moment. Er sah sie nicht an, er blickte nicht umher – nur ein bewußtloses Aufschauen, und dann hatten sich die müden Wimpern wieder geschlossen. Aber in diesem Blicke lag nicht mehr die hoffnungslose Resignation – es war ein freudiges, glückliches Aufleuchten – und jetzt war es vorüber und Alles wieder wie vorher.

Sie fühlte einen pressenden, stehenden Schmerz durch ihre Brust ziehen – sie wußte nicht, weßhalb, und eine innere Unruhe bemächtigte sich ihrer – sie wußte ebenfalls nicht, weßhalb. Ihre Blicke hingen wieder wie vorher, aber erwartungsvoll an seinen Zügen – sie hoffte, sie *wünschte*, daß er noch einmal im Schlafe sprechen möge. –

Margot? dachte sie – was konnte sie für ihre Gedanken – wer ist diese theure, geliebte Margot? – Es ist ein verhängnißvoller Name für mich – wem mag er gelten? Wem

anders, als seiner Geliebten – seiner Braut! – Er träumt von ihr, die in dem fernen Frankreich vielleicht in dieser Stunde mit der gleichen Sehnsucht an ihn denkt und seiner Wiederkehr entgegenharrt. – Wie wird sie in Freude aufjauchzen, diese glückliche Margot, dachte sie mit einem bittern Empfinden weiter, wenn er zurückkehrt – auch vielleicht der unbekannten russischen Gräfin dankbar sein, deren Laune ihn gerettet hat. –

Er lag ruhig schlummernd da, seine Züge hatten den leidenden Ausdruck verloren, wenigstens schien es ihr so; und während ihre Augen mit einer Mischung von Trauer und Glück auf ihm ruhten, empfand sie wieder das beseligende Bewußtsein, daß er nur durch *ihren* Willen, nur durch *ihre* Hülfe gerettet und erhalten werden würde. Halb hoffte, halb befürchtete sie, er möge die Augen noch einmal öffnen, denn sie sehnte sich danach, noch einmal diesen Blick zu sehen, der eine so magische Gewalt auf sie ausübte.

Aber er lag still, ruhig und bewegungslos, und auch die leisen Anfänge jenes glücklichen Lächelns, welche eine Zeit lang um seinen Mund geschwebt und denselben verschönert hatten, waren wieder verschwunden.

Sie war, während sie ihn unverwandt betrachtete, so in ihre Gedanken versunken, daß sie es gar nicht gehört hatte, daß die Thür sich leise geöffnet und Petrowitsch wieder eingetreten war.

Sie erschrak, als er plötzlich neben ihr stand, und fühlte es, daß eine tiefe Röthe sie erglühen mache.

Hier ist der Trank, flüsterte dieser; es wird am besten sein, den Versuch zu machen, ihn zu wecken, damit er trinkt.

Jetzt nicht, jetzt nicht, erwiederte sie eilig, indem sie aufstand – es ist nicht nöthig und nicht passend, daß er mich sieht – ich will wieder gehen. – Geben Sie ihm den Trank, wenn ich fort sein werde, und berichten Sie mir morgen wieder, wie er die Nacht zugebracht hat.

Der Beamte war mit dieser Maßregel vollkommen einverstanden, da sie seinen eigenen Ansichten entsprach. Er entfernte sich noch einen kurzen Augenblick, um die Frau zu rufen, und verließ dann mit Hedwig das Zimmer. Sie gingen denselben Weg zurück, und sie erreichte ihr Zimmer, ohne von Jemanden gesehen oder bemerkt zu werden.

Als sie allein war, machte sie sich im Stillen Vorwürfe und war unzufrieden mit sich selbst, daß sie sich hatte hinreißen lassen, den Gefangenen zu besuchen. Sie hatte Alles gethan, was zu seiner Rettung und Erhaltung nöthig war, sie hatte dies gethan in der Aufwallung des Gefühls, aber das Weitere mußte sie dem Schicksale und der Pflege des zuverlässigen Beamten anheimstellen. – Weßhalb sich selbst weiter darum bekümmern und sich vielleicht dadurch in eine Lage bringen, die so leicht zu einer nachtheiligen und falschen Beurtheilung Veranlassung geben konnte? Sie erröthete abermals, als sie der Vorstellung Raum gab, daß sein Blick, als er die Augen

öffnete, mit innerem Verständnisse hätte begabt sein können – er würde sie dann gesehen, erkannt, mit ihr gesprochen, sie um die Ursache ihrer Theilnahme gefragt, ihr vielleicht oder vielmehr gewiß gedankt haben. – Sie erröthete immer mehr, während sie sich dies in Gedanken ausmalte, und doch waren die Bilder, welche dabei vor ihre Phantasie traten, so lieblich, so berückend, daß sie ihnen nachgab und ihrem bunten, wechselvollen Spiele mit innerem Entzücken nachhing. – Sollte ich gar nicht mit ihm sprechen, wenn er wieder genesen sein wird – sollte ich ihn fortziehen lassen, ohne daß er erfährt, ohne ....

Wozu wäre das nöthig? sprach sie dann mit einem stolzen Kräuseln ihrer Oberlippe weiter – es ist völlig unnöthig und überflüssig, daß er seiner geliebten, theuren Margot von mir erzählt, wenn er heimkehrt – völlig überflüssig – so wie es überhaupt thöricht ist, daß ich mich unaufhörlich mit dieser an sich unerheblichen Sache beschäftige. Ich habe mich für diesen französischen Gefangenen interessirt und werde meinen Vorsatz, ihn zu retten, ausführen, das versteht sich von selbst – aber damit ist die Sache zu Ende, und er soll nie erfahren, wem er sein Leben und seine Freiheit verdankt. – Morgen will ich den Fürsten in Kenntniß setzen. –

Das Geläute eines kommenden Schlittens unterbrach sie in diesem auf- und abwogenden Gedankenspiele. Sie fuhr erschrocken und zerstreut empor und eilte an das Fenster. Der Mondschein lag, wie gestern, hell und klar auf der Gegend, und sie sah den Schlitten des Fürsten vor

das Portal des Schlosses fahren. Sie hatte nicht daran gedacht, daß man sie von unten an dem erleuchteten Fenster sehen könne; erst als der Fürst vom Schlitten sprang und in einer auffallenden Weise zu ihr hinaufgrüßte, erkannte sie dies und trat unwillig vom Fenster zurück. Ihr Auge blickte zornig, während sie rasch bis zur Mitte des Zimmers schritt; denn der Gedanke, daß er glauben müsse oder nur glauben *könne*, sie habe ihn erwartet, sei seinetwegen an das Fenster getreten, verletzte ihren Stolz, der jetzt plötzlich, aber nach einer ganz anderen Richtung hin sich kund gab.

Nein, sagte sie dann, indem sie ihre kleine, zusammengepreßte Hand auf den Tisch stemmte, nein, ich werde es ihm *nicht* sagen! Er soll sich *nicht* daran betheiligen, diesen armen Gefangenen zu retten und zu befreien! – *Allein* habe ich es begonnen – *allein* will ich es zu Ende führen – es käme mir wie eine Entwürdigung, wie eine Beschmutzung vor, wenn er dazu mitwirkte. –

Ein eintretender Diener überbrachte die Bitte des Fürsten, die gnädige Gräfin möge Gefallen finden, noch hinunter in den Salon zu kommen, der Herr Graf befänden sich ebenfalls dort.

Nein, sagte sie hart und stolz – ich bin zu ermüdet – ich ließe bedauern!

Sechstes Capitel.

Hedwig vermochte am andern Morgen eine Einladung, gemeinsam zu frühstücken, nicht abzulehnen, da die Oberstin selbst gekommen war, um sie im Namen des

Fürsten darum zu bitten, welcher ihr eine, wie er glaube, angenehme Mittheilung zu machen habe.

Sie fand ihn in Gesellschaft ihres Vaters. Er eilte bei ihrem Eintritte mit erfreuter Miene auf sie zu, indem er galant ihre Hand küßte.

Wie sehr habe ich bedauert, sagte er, daß mir gestern Abend nicht mehr vergönnt war, Sie zu sprechen, wenn mir auch das Glück zu Theil wurde, Sie bei meiner Rückkehr am Fenster sehen und begrüßen zu können!

Es war Zufall, erwiederte sie gemessen, während sie an ihm vorbeischritt, zu ihrem Vater ging und sich mit einer absichtlichen und im Gegensatze um so mehr hervortretenden Freundlichkeit nach seinem Befinden erkundigte.

Der ihr folgende Blick des Fürsten schien sich einen Moment zu verfinstern, gleich darauf sprach er jedoch in der vorigen Weise weiter, während man sich an dem Frühstückstische niederließ.

Ich bin länger fortgeblieben, als ich beabsichtigte und als es in meinen Wünschen lag – aber mich hielten unaufschiebbare Geschäfte zurück, setzte er, sich gleichsam gegen Hedwig entschuldigend, hinzu, deren Mienen unverändert blieben, sonst wäre ich schon vorgestern wiedergekommen. Der Adel und die Stadt Nowgorod haben ein Fest arrangirt, von dem ich mich nicht ausschließen konnte, einestheils, weil es zu Ehren der Siege unserer tapferen Armee stattfindet, dann aber auch, weil es so eigenthümlicher Art ist, daß es Ihnen gewiß eine neue und interessante Unterhaltung gewähren wird.

Mir? schaltete sie mit gleichgültigem Tone ein – ich hoffe, Sie haben meine Person dabei ganz außer Acht gelassen, welche ohnehin mit einem Feste des Adels und der Stadt Nowgorod in keinerlei Verbindung stehen kann.

Er sah sie befremdet an, während sie diese unhöflichen Worte sprach, denen durch den gleichgültigen und kalten Ausdruck ihrer Züge jede scherzhafte Auslegung entzogen wurde. Er setzte sich aber darüber hinweg und fuhr absichtlich noch heiterer wie bisher fort:

Wenn ich es nun aber doch gethan hätte, würden Sie mir deßhalb zürnen? – Ich muß es darauf ankommen lassen, da es wirklich geschehen ist – aber ich will mich jeder weiteren Einleitung enthalten und sofort zur Sache selbst übergehen. Sie mögen dann entscheiden, ob ich mich wirklich geirrt habe. Es wird am heutigen Nachmittage, am Abende und während der Nacht ein großes Fest auf der Wolga stattfinden. Man hat zu diesem Zwecke die großartigsten Vorbereitungen getroffen, und da Sie gewiß noch nicht in einem eleganten Salon mitten auf einem zugefrorenen Strome getanzt und eben so wenig all die anderen Dinge, als Schaufeln, Schlitten-Carousels – eine Masse von Buden und Restaurationen der verschiedensten Art –, einen großen, offenen, mit Pechfackeln erleuchteten Tanzplatz und so weiter darauf gesehen haben werden, so denke ich mir, es wird dies Alles neu und ungewöhnlich für Sie und Ihnen die Betheiligung daran von Interesse sein.

Sie hatte seinen Worten mit sich steigernder Aufmerksamkeit zugehört, denn er hatte im Ganzen in seiner Voraussetzung sich nicht geirrt, aber die Regung, dieses außergewöhnliche Schauspiel zu sehen, schwand bei ihr eben so schnell, als sie entstanden war, und ihre Gedanken suchten nach einem Vorwande, die Einladung ablehnen zu können.

Sie haben Recht, erwiederte sie daher, indem sie sich bemühte, freundlicher auszusehen, und es wird gewiß sehr interessant sein – aber ich denke mir die ganze Sache doch sehr eisig – sehr kalt. Wir Deutschen sind gegen die Kälte nicht so abgehärtet, und ein Fest auf dem Eise ....

O, Sie machen sich eine ganz falsche Vorstellung, unterbrach sie der Fürst, die Säle, worin wir uns aufhalten, sind nicht nur hell und festlich erleuchtet, sondern auch geheizt!

Geheizt? fragte sie ungläubig.

Ja, geheizt, erwiederte er, sich an ihrer Ueberraschung weidend; der Boden ist dick mit Stroh belegt, darauf ruhen die Breter, und so kann der Raum ganz behaglich erwärmt werden, ohne das denselben tragende Eis zu schmelzen.

Nein, nein! rief sie mit angenommener Angst – das ist zu gefährlich, wir könnten mit der ganzen Herrlichkeit in die tiefen Fluthen der Wolga hinabsinken!

Seien Sie ganz ohne Sorgen, lächelte der Fürst – Sie haben durchaus nichts zu befürchten und werden sich um so mehr in der Vorstellung gefallen, daß unter Ihren

Füßen die Wasser des Stromes ungehindert dahin fließen. –

Sie sah ihren Vater forschend an, der bisher sich an dem Gespräche gar nicht betheiligt hatte – was meinst du, Papa? fragte sie dann, in der sicheren Erwartung, er werde seine Bethetligung ablehnen.

Für mich ist Derartiges nicht, bemerkte der Graf zu ihrer großen Genugthuung – ich könnte mich leicht dabei erkälten.

Die Miene des Fürsten war während dieser kurzen Unterhaltung ernster und nachdenkend geworden; er sah Hedwig forschend an, als ob er die Ursache ihres ungewöhnlichen Benehmens ergründen wolle. Sie erkannte dies und empfand plötzlich ein beängstigendes Gefühl darüber, daß ein in dem Fürsten erweckter Argwohn von den verderblichsten Folgen für ihren Schützling begleitet sein müsse. Denn wir dürfen es nicht verschweigen, daß sie während des ganzen Gespräches nur an den Gefangenen gedacht hatte und die Vorstellung, gerade heute, wo sein Zustand zur Entscheidung kommen würde, das Schloß verlassen zu müssen, die alleinige Ursache ihrer Weigerung gewesen war. Jetzt sah sie ein, wenn auch mit schwerem Herzen, daß es nachtheiliger, ja, verderblicher sein könne, wenn sie durch ihr Benehmen dem ohnehin so leicht bei dem Fürsten zu erweckenden Mißtrauen irgend eine Nahrung gebe. Entweder mußte sie ihm Alles erzählen oder, wenn sie es ihm verheimlichen wollte, ihm keine Veranlassung geben, in irgend einer Weise Argwohn zu schöpfen. Wie immer in solchen Momenten, in

denen wir genöthigt sind, rasch einen Entschluß zu fassen und ihn auszuführen, zogen diese Erwägungen mit der Schnelligkeit des Gedankens durch ihre Seele und änderten plötzlich ihr Benehmen.

Wenn du dich warm anzögest, Papa, sagte sie freundlich lächelnd – es wird mit dem Zuge nicht so gefährlich sein – du bist jetzt ganz wohl, auch ist die Kälte nur mäßig ....

Wie du nur so reden kannst, fiel der Graf ein – eine Breterbude bleibt eine Breterbude, und noch dazu mitten auf dem Eise! Auf jedem Flusse weht ohnehin immer ein ganz absonderlicher Zugwind, selbst bei dem stillsten Wetter – mich interessirt die ganze Sache ohnehin wenig, denn ob die Menschen auf dem Lande oder auf dem Eise Unsinn treiben, das bleibt sich schließlich ziemlich gleich; es ist nur der einzige Unterschied dabei, daß man auf dem Eise noch ertrinken kann, wenn es einem unter den Füßen fortschmilzt.

Du machst dir, wie ich glaube, eine ganz falsche Vorstellung und würdest, davon bin ich überzeugt, unbeschadet deiner Gesundheit dich betheiligen können. Ich gestehe, daß es mir leid thun würde, diesem gewiß sehr interessanten und außerordentlichen Feste nicht beiwohnen zu können.

Würden Sie sich nicht entschließen, es in meiner und der Oberstin Begleitung ohne Ihren Herrn Vater zu thun? fragte der Fürst, indem sein Blick mit einer Vertraulichkeit den ihrigen aufsuchte, welche sie innerlich noch mehr gegen ihn einnahm.

Nein, Herr Fürst, sagte sie daher wieder kalt, es würde sich das nicht passen; ich glaube das als selbstverständlich annehmen zu können.

Ich sehe es aber wirklich nicht ein, bemerkte der Graf, und wüßte nicht, weßhalb ich gerade nothwendig bei diesem Feste auf dem Eise gegenwärtig sein soll, wenn der Herr Fürst und die Frau Oberstin sich in deiner Gesellschaft befinden!

Es thut mir leid, Papa, erwiederte sie bestimmt, in dem sich ihre Brauen zusammenzogen und eine höhere Röthe sich über ihre Wangen ergoß, daß du dies nicht einsiehst – dennoch werde ich nur in deiner Begleitung mitfahren!

Der Fürst legte diese Aeußerung ganz anders und, von seiner Eigenliebe und Selbstsucht beherrscht, nur zu seinen Gunsten aus; er sah darin eine mädchenhafte Schüchternheit, welche sich sträubte, in der alleinigen Begleitung des Mannes öffentlich zu erscheinen, mit dem sie sich bald verloben sollte – denn wäre er ihr gleichgültig, so hätte sie ja kein Bedenken haben können. Während sie daher im Stillen erfreut war, in der Weigerung ihres Vaters einen begründeten Vorwand zur Ablehnung gefunden zu haben, empfand der Fürst darüber ebenfalls eine innere Genugthuung, indem er sich sagte, daß die Zeit, in welcher diese äußerlichen Hindernisse gehoben sein würden, nicht mehr fern läge.

Ich ehre Ihre Bedenken, erwiederte er daher mit einem freundlichen und beziehungsvollen Blicke, und habe, offen gestanden, nichts Anderes von Ihnen erwartet

– aber Sie, bester Graf, sehen daraus, daß Sie nothwendig mitfahren *müssen*. Ich werde Sorge tragen, daß Sie nicht den geringsten Zug empfinden sollen. Sie werden in einem ganz verdeckten und durch Sandsäcke erwärmten Schlitten fahren, mit Pelz gefüttert – Sie können sich warm anziehen und auch in den Sälen – es sind durchaus keine bloßen Breterbuden, sondern ganz feste und geheizte Lokale – Ihre wärmere Bekleidung anbehalten, man nimmt das nicht so genau. Dabei werden Sie sich plötzlich unterhalten, denn es wird an nichts fehlen, was Sie wünschen und verlangen möchten.

Mag sein, mag Alles sein, erwiederte der Graf – aber ich werde mich dennoch erkälten, ich bin einmal empfindlich gegen den Zug, namentlich auf einem Flusse, der außerdem noch zugefroren ist.

Ich versichere Ihnen aber, daß es gar nicht ziehen wird – Sie können mit dem Schlitten bis an die Thür des Saales fahren! Bedenken Sie doch, welche großen und weiten Reisen Sie in der letzten Zeit gemacht haben und wie gut Ihnen diese bekommen sind! Ihre angebliche Kränklichkeit beruht lediglich auf Einbildung – habe ich doch selbst längere Zeit mich solchen Ideen hingegeben, setzte er mit einem vielsagenden Blicke auf Hedwig hinzu – die Fahrt wird Ihnen außerordentlich gut bekommen, seien Sie deßhalb völlig außer Sorgen.

Während der Fürst diese Worte sprach, hing ihr Blick mit ängstlicher Spannung an den Mienen ihres Vaters; sie durfte ihm nicht abreden, seine Bedenken nicht steigern,

aber sie redete ihm auch nicht zu und schwieg, in der Hoffnung, er werde auf seiner Weigerung beharren.

Ich werde mich dennoch erkälten, erwiederte er sichtlich schwankend, denn die Anerkennung seines Gesundheitszustandes war bei ihm nicht ohne Wirkung geblieben.

Jede Verantwortung falle auf mich! rief der Fürst mit einem Ausdrucke, welcher die Weigerungsgründe bereits als beseitigt annimmt – Sie werden es mir morgen Dank wissen, daß Sie meinen Wunsch erfüllt haben, und von Neuem erkennen, wie wenig Ursache Sie hatten, an Ihrer vollständigen Befähigung zu solchen Dingen zu zweifeln!

Er blickte fragend auf Hedwig, welche ihre Augen niederschlug, ein Umstand, den er als eine Zustimmung der Worte des Fürsten ansah.

Nun, so mögen Sie es denn verantworten, sagte er mit einem tiefen Seufzer, und du, mein Kind, magst abermals erkennen, wie unausgesetzt ich bemüht bin, jeden deiner Wünsche zu erfüllen – vergiß es nicht, wenn du dich in einer ähnlichen Lage mir gegenüber befindest!

Der Fürst, dessen Blicke mit einem forschenden und befriedigten Ausdrucke auf ihr ruhten, sah, wie sie erblaßte, während der Graf die letzten, beziehungsvollen Worte sprach, und seine Miene erheiterte sich noch mehr, indem er auch diesen Umstand zu seinen Gunsten auslegte. –

So kann ich denn also die nöthigen Befehle ertheilen, sagte er erfreut – es soll sogleich geschehen. Ich bitte die Herrschaften, um zwölf Uhr bereit zu sein, damit wir

nach einem kleinen Frühstücke gegen ein Uhr abfahren können. Um drei Uhr soll in dem Saale auf der Wolga dinirt werden und demnächst werden die eigentlichen Festlichkeiten beginnen. – Petrowitsch soll kommen! befahl er einem Diener.

Wollen Sie Petrowitsch mitnehmen? fragte sie, von einer neuen Unruhe ergriffen.

Es legt nicht in meiner Absicht – aber wenn Sie es irgend wünschen, soll es geschehen.

Ich – weßhalb sollte ich dies wünschen? – im Gegentheil, es scheint mir besser, wenn er hier bleibt.

Besser?

Oder vielmehr völlig gleichgültig, sagte sie, indem sie sich zwang, selbst so gleichgültig als möglich zu erscheinen – ich wollte nur bemerken, daß ich nicht den mindesten Grund habe, es zu wünschen.

So mag er hier bleiben, wie es in meiner Absicht lag.

Petrowitsch trat bei diesen Worten ein und blieb, nachdem er sich verneigt hatte, an der Thür stehen. Der Fürst ertheilte ihm die nöthigen Befehle, welche er schweigend in gewohnter Weise anhörte. Hedwig's Blicke hafteten während dieser Zeit mit ängstlicher Spannung an seinen Zügen, aber diese blieben ruhig, unverändert, sein Auge blickte nur auf den Fürsten. Als dieser sich aber abwandte und die Frage an den Grafen richtete, ob er noch irgend eine Anordnung wünsche, streifte ein kurzer, rascher Blick des Beamten zu ihr hinüber und er neigte mehrmals mit einer beruhigenden Miene unmerklich seinen Kopf.

Geh' jetzt, befahl der Fürst, nachdem der Graf die an ihn gerichtete Frage verneint hatte, und sorge dafür, daß die Schlitten, so wie ich es befohlen, um zwölf Uhr bereit stehen. Du selbst bleibst hier und wirst uns erwarten, wenn wir in der Nacht zurückkehren.

Der Hausmeister entfernte sich, indem er sich tief verneigte, und auch Hedwig litt es nicht mehr in dem Zimmer; sie ging, indem sie angab, ihre Vorbereitungen treffen zu müssen. Nichts hätte ihr unerwünschter kommen können, als diese Fahrt – aber sie fühlte, daß sie sich darein ergeben müsse, und empfand wenigstens in dem Zurückbleiben von Petrowitsch eine große Beruhigung. Vergebens dachte sie darüber nach, wie sie es anfangen solle, ihn vorher noch einmal allein zu sprechen; sie mußte jeden auffallenden Schritt vermeiden, denn sie war jetzt fest entschlossen, den Fürsten nicht zum Mitwisser ihres Geheimnisses zu machen, sondern ihren Plan allein mit Hülfe von Petrowitsch zu Ende zu führen. Während sie voll Unruhe darüber nachsann, auf welche Weise sie ihn vor ihrer Abreise sprechen könne, um zu erfahren, wie ihr Schützling sich befinde und die Nacht zugebracht habe, ließ sich der Beamte melden.

Er wünsche die Befehle der gnädigen Gräfin einzuholen hinsichtlich der Einrichtung des Schlittens, sagte das Mädchen.

Er soll kommen, erwiederte sie rasch, fast unvorsichtig; geh' hinüber zu meinem Vater und erkundige dich bei Friedrich, ob er vielleicht noch etwas bedarf.

Reden Sie, empfing sie ihn, ihm entgegen eilend, die Zeit ist kurz – ich danke Ihnen sehr, daß Sie gekommen sind – wie geht es ihm?

Das Fieber hat sich gesteigert, erwiederte er ohne weitere Einleitung, aber ich glaube, daß es kein bösartiges ist, obgleich er sehr unruhig ist und stark phantasirt.

Ist er erwacht?

Ja, aber ohne sich seiner Lage bewußt zu sein. Er erkennt die Gegenstände seiner Umgebung nicht und weiß unstreitig durchaus nicht, was mit ihm vorgeht oder vorgegangen ist.

Woraus schließen Sie das?

Er spricht zuweilen mit offenen Augen, aber es sind immer nur Bilder der Vergangenheit, die ihn beschäftigen, von der Gegenwart weiß er nichts.

Wovon redet er? fragte sie mit leiserer Stimme.

Bald befindet er sich in der Schlacht und gibt das Commando zum Angriff, indem er seine Kameraden anfeuert, bald spricht er mit seiner Schwester, die er mit den zärtlichsten Namen nennt.

Mit seiner Schwester? wiederholte sie, von einer glühenden Röthe übergossen.

Ja, und er muß sie sehr lieb haben, denn mit ihr beschäftigt sich seine Phantasie am meisten.

Nennt er ihren Namen? fragte sie kaum hörbar.

Oft, sehr oft, sie heißt Margot – das ist aber auch bis jetzt das Einzige, das wir wissen.

Margot? wiederholte sie. Und Sie glauben, daß dies der Name seiner Schwester sei?

Es ist unzweifelhaft, denn er sagt oft: Theure Margot! und dann wieder: Du meine liebe, gute Schwester, bist du wieder bei mir? und dergleichen mehr.

Sie hatte Mühe, das innere Entzücken zu verbergen, welches sie bei dieser Mittheilung empfand; sie schämte sich vor sich selbst, und das gemischte Gefühl der Freude und der Scham färbte ihre Wangen mit noch tieferem Roth, während ihre Augen in erhöhterem Glanze gestrahlt haben würden, wenn nicht die langen, seidenen Wimpern darüber gesenkt gewesen wären. Sie bedurfte einer kurzen Zeit, um sich zu fassen und das Gespräch in nicht auffälliger Weise fortzusetzen.

Es erweckt ein günstiges Urtheil für ihn, bemerkte sie dann, indem sie tief Athem holte, daß er seine Schwester so sehr liebt; wir können um so mehr überzeugt sein, unsere Theilnahme keinem Unwürdigen zugewendet zu haben.

Das glaube ich auch – aber meine Besorgnisse steigern sich immer mehr.

Daß er sterben könnte? fragte sie erschrocken.

Ich hoffe, daß er genesen wird – aber wie dann weiter? Wollen die gnädige Gräfin dem Herrn Fürsten die nöthige Mittheilung machen? Je länger damit gezögert wird, um so mehr werden sich die Schwierigkeiten steigern, um so ungehaltener wird der Fürst ....

Seien Sie deßhalb außer Sorgen, unterbrach sie ihn, obgleich sie die Besorgnisse des Beamten vollkommen

theilte, verlassen Sie sich ganz auf mich – Sie sollen keine Unannehmlichkeiten haben, wenn Sie meinen Wünschen und Anordnungen nachkommen. – Vorläufig will ich dem Fürsten noch nichts sagen, und, fuhr sie beredter fort, während Petrowitsch sie mit bedenklicher Miene ansah, seien Sie heute Abend, wenn wir zurückkehren, in meiner Nähe, damit ich wieder eine, wenn auch nur kurze Nachricht von Ihnen erhalten kann.

Ich werde den Befehlen der Herrin gehorchen, erwiederte er mit der ihm eigenen Resignation, wenn dieselben auch vielleicht den Zorn meines Herrn zur Folge haben sollten.

Sie ließ die letzte Bemerkung unerwiedert, und als er sich entfernt hatte, ergriff sie eine solche innere, freudige und zugleich beruhigende Empfindung, wie sie noch niemals gefühlt hatte. Alle Zweifel an der Berechtigung, ja an der Nothwendigkeit ihrer Handlungsweise, wie sie bisher immer hin und wieder noch aufgetaucht, waren jetzt verschwunden; sie dachte mit einer befriedigenden Genugthuung an jene Eingebung des Augenblicks zurück, durch welche der Plan, ihn zu retten, so plötzlich zur Ausführung gekommen war. Ein beseligendes Lächeln schwebte um ihren Mund, wenn sie sich ausmalte, wie glücklich er sein würde, wenn er dereinst durch sie, und nur durch sie, diese so sehr geliebte Schwester, diese Margot wiedersehen würde – ach, sie dachte noch Mancherlei, ließ Bilder erleben, die nur zaghaft und fast widerstrebend gedacht, doch sehr lieblich waren, aber schnell wie diejenigen der Fata Morgana wieder

verschwanden – ihre Stimmung wurde immer freudiger, immer gehobener, die Hindernisse, welche der Ausführung ihres Planes entgegenstanden, verschwanden immer mehr – und als dann, viel zu schnell für sie, die Zeit kam, wo sie hinunter gehen mußte, um abzufahren, strahlte ihr Gesicht in solcher Freude, daß der Fürst sie mit erneuertem Wohlgefallen und gesteigertem Verlangen betrachtete, indem er diese glänzenden Augen, diese höher gefärbten Wangen, dieses bezaubernde Lächeln des reizenden Mundes als die Wirkung der Erwartung zu einem Genusse ansah, welchen er ihr zu bereiten im Begriffe stand. Noch nie hatte er sie so schön gesehen – noch nie war sie ihm so begehrenswerth vorgekommen – auch seine Stimmung gipfelte sich zur möglichst freudigen Steigerung auf, und so fuhren sie ab – täuschend und getäuscht, und beide beglückt durch den Wahn dieser Täuschung.

Siebentes Capitel.

Das Fest auf der Eisdecke der Wolga, dessen nähere Beschreibung nicht in unserer Absicht liegt, erregte seiner Fremdartigkeit und Eigenthümlichkeit wegen Hedwig's Aufmerksamkeit und selbst ihre Theilnahme. Sie befand sich in einer so heiteren, glücklichen Stimmung, daß sie gleichsam das Bedürfniß fühlte, Jedes, auch das Unbedeutende anzuerkennen, zu loben und sich darüber zu freuen – es schien ihr undankbar, anders zu sein, obgleich sie es sich durchaus nicht klar machte, gegen wen und für was sie eigentlich dankbar sein wollte – gegen den

Fürsten am allerwenigsten. Das bunte Gemisch so vieler Menschen, die halb europäischen, halb asiatischen Trachten, die fremdartigen Sitten, welche, hier auch durch die mittleren und niederen Stände vertreten, im Genusse eines außergewöhnlichen Festes ihre Befriedigung und Ihren Ausdruck fanden, blieben nicht ohne Interesse für sie, welches sich durch die verschiedenartige Erleuchtung aller dieser vielfachen Einrichtungen noch steigerte. Es schien, als ob man dem Eise einen offenen Krieg erklären und es durch Feuer zerstören wolle, so viele Pech- und Theertonnen brannten darauf in rothem, qualmendem und weithin leuchtendem Scheine. Und doch befand man sich mitten auf der Eisdecke eines tiefen und reißenden Stromes, dessen Fluthen sich unausgesetzt darunter hinwälzten! – In dem großen, festlich ausgeschmückten Raume des für den Adel erbauten Saales war die Tafel gedeckt, und Hunderte von Wachslichtern spotteten der Dunkelheit der Nacht. Die Gesellschaft zeigte sich sehr heiter, angeregt, oft sogar weit lauter, als es sonst die Sitte mit sich brachte; Punsch und Wein ersetzte die fehlende Wärme, und man trank in einer nicht endenden Folge eine Reihe von Toasten.

Hedwig's Schönheit erregte die allgemeine Aufmerksamkeit und Bewunderung; eine Menge Herren, besonders ältere, ließen sich ihr vorstellen, wollten mit ihr reden und ihr Artigkeiten sagen. Das Gesicht des Fürsten, der an ihrer Seite saß, strahlte vor Vergnügen, denn es entging ihm nicht, daß sie heute ungewöhnlich heiter

und erregt war, so, wie er sie eigentlich noch nie gesehen hatte.

Und dennoch waren ihre Gedanken ganz wo anders, sie weilten drüben in dem einfachen und einsamen Zimmer, welche nur von einer kleinen Lampe erhellt wurde, deren Licht noch ein grüner Schirm milderte. Die Bilder, welche in buntem Gemische in ihre Augen fielen, ließen sie ohne Theilnahme, oft ohne Verständniß, und während ihr Mund lächelte und ihre Blicke freundlich strahlten – war dies Alles doch nur der Abglanz einer ganz anderen, wenn auch selbst nicht erkannten und eingestandenen Empfindung. Sie sehnte sich nach dem Ende, die Ungeduld, die sie von Anfang an, so sehr sie dieselbe auch verbarg, beseelt hatte, steigerte sich, und sie konnte es nicht mehr unterlassen, ihren Vater daran zu erinnern, daß der längere Aufenthalt an diesem Orte ihm gewiß schädlich sein würde. Es bedurfte für den Grafen nur dieser Mahnung, um sofort das ängstliche Verlangen nach dem Aufbruche hervorzurufen. Der Fürst, obgleich er gern noch geblieben und sich an Hedwig's Triumphen, die er mehr als seine eigenen ansah, geweidet hätte, durfte dem bestimmt und dringend ausgesprochenen Wunsche keine Weigerung entgegensetzen, und so brach man auf und befand sich bald auf dem Wege nach dem Schlosse.

Der Mond war inzwischen aufgegangen und beleuchtete die belebte Scene – die röthlichen, rauchenden Lichter, die dunkeln, verschwindenden Gebäude und Geräthe erhielten in der Ferne ein kleinliches, unheimliches

Ansehen, und sie wandte ihren Blick gleichgültig davon ab. Sie saß neben ihrem Vater in dem verdeckten, warmen Schlitten, dessen heraufgezogene Glasfenster durch den gefrorenen, wärmeren Dunst undurchsichtig gemacht wurden.

Der Graf war entschlummert, sie aber saß mit offenen, unruhigen Blicken neben ihm und ihre kleine Hand entfernte immer wieder den feindseligen Reif von einer Stelle des Glases, um durch diese kleine Oeffnung in die Gegend hinaus zu blicken. Nach einiger Zeit steigerte sich ihre Unruhe, sie legte das Auge dicht an diese Oeffnung, und ein langer Athemzug hob ihre Brust. Der Schlitten flog in raschem Fluge dahin, sie bog ihren Kopf wieder zurück und schien kein Verlangen zu weiteren Beobachtungen mehr zu haben, denn sie schloß ihre Augen und gab sich, ohne zu schlafen, ihren Gedanken hin, Gedanken, welche am ungehindertsten und am liebsten kommen, wenn sich die Organe der Sinne in Ruhe befinden.

Sie waren an der Stelle vorüber gefahren, wo sich vor einigen Tagen den Gefangenen begegnet war. Jetzt, nachdem der Weg den Wald erreichte, war ihr Interesse geschwunden, und die kleine, so mühsam von ihr durchsichtig erhaltene Oeffnung in dem Reise des Fensters war längst wieder verschwunden.

Erst als sie in die Nähe des Schlosses kamen und das Gebell der Hunde an ihr Ohr schlug, schien sie aus ihren Träumereien zu erwachen.

Wir sind zur Stelle, Papa, sagte sie, das Fenster herunterlassend.

Es zieht, es zieht gewaltig! rief dieser aus dem Schlafe erwachend. Da jedoch der Schlitten unmittelbar darauf hielt und auch die Thür geöffnet wurde, mußte er es sich gefallen lassen, wenigstens für eine kurze Zeit die frische, kalte Winterluft zu athmen.

Der Fürst, dessen Schlitten vorgefahren war, empfing sie und war ihnen beim Aussteigen behülflich. Zerstreut nahm Hedwig diese Aufmerksamkeit in Empfang, ihr Auge suchte Petrowitsch.

Er stand hinter dem Fürsten.

Ah, guten Abend, Petrowitsch, rief sie lächelnd und in scherzendem Tone – nun, steht das Schloß noch auf der alten Stelle, hat sich nichts zugetragen, während wir drüben in Nowgorod waren? – Ihr Blick lag, während sie diese Worte sprach, forschend auf seinen Zügen, er stand jedoch zu fern, als daß sie dieselben genau hätte erkennen können. Sie blieben auch unverändert, während er sich, wie es Sitte war, tief verneigte.

Es hat sich nichts ereignet, erwiederte er in dem unterwürfigen Tone, den er in Gegenwart des Fürsten stets beobachtete – nichts, was für die gnädige Gräfin irgend von Interesse sein könnte.

Ein erleichternder Athemzug hob ihre Brust.

Was sollte sich auch ereignet haben? lachte der Fürst – ich wüßte es wahrlich nicht – aber, fuhr er verbindlich fort, ich bin Ihnen dankbar verpflichtet, daß Sie so viel Antheil an unserem Hauswesen nehmen.

Es war nichts als eine allgemeine Frage, erwiederte sie, unangenehm von dieser Bemerkung berührt – ich danke

Ihnen für die genußreiche Partie, setzte sie dann wieder freundlicher hinzu – aber jetzt ist es spät und ich bin doch etwas ermüdet.

Mögen Sie sanft und ruhig schlafen, sagte er fast zärtlich – und morgen frisch, munter und heiter erwachen.

Sein Wunsch ging in Erfüllung, wenn auch aus ganz anderen Beweggründen, als er gedacht. Der Schlaf ließ die mannigfachen Bilder, welche ihre Gedanken erfüllten, immer undeutlicher werden, legte seinen leichten, beruhigenden Schleier auf ihre Augen und fesselte die Thätigkeit ihrer Seele, während um ihren leise athmenden Mund jenes glückliche Lächeln ruhen blieb, das die letzten Schwingungen derselben begleitet hatte.

Die Schwierigkeiten, welche sich der Ausführung ihres Unternehmens entgegenstellten, traten am anderen Tage in ihrem ganzen Umfange hervor. Sie erkannte, daß sie nur mit festem Willen und zugleich mit großer Vorsicht zu überwinden seien und ein unvorhergesehener Zufall die unberechenbarsten und nachtheiligsten Folgen haben könne. Das Benehmen des Fürsten hatte sie erkennen lassen, daß er eine günstige Entscheidung bereits als eine Gewißheit ansehe – sie war viel zu klug, um sich in dieser Hinsicht zu täuschen. Der Gedanke aber, sich diesem Manne zu eigen zu geben, auch wenn er über alle Schätze der Erde hätte gebieten können, hatte jetzt für sie etwas Entsetzliches. – Nur wie ein letztes, wie ein allerletztes Mittel ruhte der jedoch nicht ausgedachte Gedanke in ihrer Seele, daß es geschehen könne, geschehen müsse –

als die einzige Bedingung zu *seiner* Rettung. – Sie empfand eine gewisse Beruhigung in dem Bewußtsein, daß es im schlimmsten Falle immer noch ein solches Mittel gäbe – ein letztes Opfer, und während sie es absichtlich vermied, darüber weiter nachzudenken, erstarkte sie in dem Vorsatze, mit Aufbietung ihrer ganzen Energie und zugleich mit Vorsicht und Klugheit ihren Plan auszuführen, und dann – dann? – Dann war sie frei, dann konnte sie alle Rücksicht schwinden lassen – was hatte sie überhaupt hier in dem fremden, wüsten Lande und bei diesem Fürsten zu suchen?! –

Also weiter auf der eingeschlagenen Bahn, ohne Zögern, ohne Bedenken – das war das Ergebniß ihrer Reflexionen an dem folgenden kalten, finstern Wintermorgen, an welchem der Nordsturm seinen Mantel ausgebreitet hatte, den Schnee in wildem Jagen umhertrieb und jedes lebende Wesen erstarrt zu den Todten legte. Mit dem Trotze eines jetzt erwogenen Entschlusses stand sie am Fenster und sah dem entfesselten Treiben des jetzt zur vollen Herrschaft gekommenen Winters zu.

Das ist die wahre Gestalt des russischen Winters, sprach sie verächtlich vor sich hin, wobei sie unwillkürlich an den Fürsten dachte – bisher hat er nur ein freundliches, wenn auch frostiges Lächeln gezeigt, aber dies ist seine innere, rohe, wirkliche Natur. Die armen Menschen, dachte sie weiter, die in solchem Wetter ohne Obdach, ohne Nahrung, ohne Schutz gegen die Kälte ihrer fernen, fernen Heimath entgegenziehen müssen – wie sehr, wie tief sind sie zu bemitleiden und zu beklagen! –

Sie schauderte unwillkürlich bei dieser Vorstellung, und doch dachte sie dabei nur an die Feinde ihres eigenen Vaterlandes, an die Franzosen, keinen Augenblick an die befreundeten Russen, welche ja auch denselben Mühen und Strapazen unterworfen waren. – Wie hatte sich in wenigen Tagen ihr Empfinden, ihre Anschauung geändert, und ohne daß sie es sich klar machte, ja ohne daß sie diese Aenderung nur erkannte! Willst Du sie deßhalb tadeln, geneigte Leserin? Wenn Du es vermöchtest – würdest Du selbst nicht weiblich empfinden? –

Um nicht mit dem Fürsten zusammenzukommen, um ungestört bleiben zu können, schützte sie ein Unwohlsein, eine leichte Erkältung vor und verließ ihr Zimmer nicht. Es lag in der Ausführung dieses Entschlusses keine weitere Entbehrung – denn das Wetter war abscheulich und sie empfand kein Verlangen nach einer Unterhaltung, weder mit dem Fürsten, noch mit der Oberstin, selbst nicht einmal mit ihrem Vater. Sie nahm sich vor, in dieser angeblichen Unpäßlichkeit längere Zeit zu verharren, so lange bis – sie ließ den Zeitpunct darüber vorläufig unbestimmt, denn es war ja weiter von keinem Belange; aber die Erwägung, auf welche Weise sie täglich mehrmals Nachricht von Petrowitsch erhalten sollte, machte ihr Sorgen. Ohne diese Nachrichten zu bleiben und es nur dem Zufalle anheim zu geben, sie zu empfangen, würde nicht zu rechtfertigen, sogar unverantwortlich sein – er hätte ja in dieser Zeit sterben können! Petrowitsch aber öfter rufen zu lassen, war ebenfalls nicht

thunlich, es würde bemerkt worden sein und Verdacht erregt haben. Sinnend saß sie längere Zeit und schien mit einem Entschlusse zu kämpfen, dessen Ausführung ihr sichtbar schwer wurde – und doch war es eine Nothwendigkeit. Sie mußte ihr Mädchen zur Mitwisserin ihres Geheimnisses und dadurch zu ihrer Gehülfin machen.

Ihr Stolz erhob Widerspruch gegen eine solche Maßnahme, das ganze verdeckte und heimliche Verfahren stand ohnehin mit ihm nicht in Einklang – aber seine ohnehin nur noch schwachen Einwendungen verhallten ungehört, und sie beschloß, ihren besseren Eingebungen gemäß zu handeln. Sie wußte, daß sie sich auf ihr Mädchen verlassen konnte; es war in Wallfort geboren und erzogen und hing an ihr mit einer Zuneigung und Treue, welche das langjährige, vertrauliche Dienstverhältniß befestigt hatte. Sie theilte ihr daher in allgemeinen Umrissen das Sachverhältniß mit, und Lucie hörte die Erzählung ihrer Gebieterin nicht nur mit unverhohlenem Interesse, sondern auch mit dem Gefühle gehobener Wichtigkeit an. Ihr Charakter hatte sich in Nachahmung der Eigenschaften ihrer Herrschaft von Jugend auf gebildet. Sie empfand daher an sich im Angemeinen ziemlich ähnlich wie Hedwig; außerdem war und blieb ihr aber diese immer die Sonne, um welche sie sich bewegte. Es war deßhalb durchaus nicht schwierig für Hedwig, die ihr völlig er gebene Dienerin zum willenlosen Werkzeuge ihrer Absichten zu machen; diese fühlte sich dadurch im Gegentheil in hohem Grade geehrt und übernahm von diesem Augenblicke an alle jene kleinen Dienste, welche zur

Durchführung ihres Planes nöthig waren. Sie war jetzt keinen lästigen Besuchen mehr ausgesetzt, die verlangten Nachrichten über ihr Befinden wurden ganz ihren Absichten gemäß und ohne daß deßhalb noch eine besondere Frage an sie gerichtet ward, von Lucie ertheilt, und gegen Mittag bemerkte dieselbe sogar, indem sie sich anscheinend mit dem Aufräumen beschäftigte, daß sie vor einer Viertelstunde Herrn Petrowitsch gesprochen habe.

Hedwig fühlte, daß sie erröthe, während sie sich nach dem Inhalte des Gespräches erkundigte.

Herr Petrowitsch war zuerst im höchsten Grade betroffen und sogar erschrocken, als ich ihn nach dem Befinden des Gefangenen fragte, erwiederte Lucie mit einem selbstgefälligen Lächeln, er sah mich verwundert an und bemerkte dann, er wisse nicht, was ich meine. Als ich ihm dann aber zuflüsterte, daß die gnädige Gräfin mich in ihr Vertrauen gezogen habe, weil es nöthig sei, wie er selbst einsehen müsse, – daß ich verschwiegen wäre wie das Grab, sah er mich zwar immer noch bedenklich und zweifelnd an und bemerkte dann, er werde gegen Abend selbst heraufkommen – ich möge dafür sorgen, daß es ungesehen geschehen könne.

Nun, und weiter? fragte Hedwig erwartungsvoll – was sagte er über das Befinden des Gefangenen?

Was er zu melden habe, würde er der gnädigen Gräfin selbst sagen – übrigens müsse ich wohl geträumt haben, denn er wisse von keinem Gefangenen.

Er ist vorsichtig, sagte Hedwig – ich kann ihm das nicht verdenken, es beruhigt mich sogar. War seine Miene besorgnißerweckend – fuhr sie zögernd fort – vermochtest dir daraus keine Schlüsse zu ziehen?

Er sah allerdings so aus, aber, setzte sie hinzu, als sie bemerkte, daß Hedwig unruhig wurde, es schien mir dies mehr durch meine Mittheilung hervorgerufen zu sein, denn er hatte offenbar kein Vertrauen zu mir, auch nachher noch nicht. Als ich ihn zuerst sah und einige gleichgültige Worte mit ihm wechselte, erschien er mir unverändert, wie sonst.

Es ist gut, Lucie, erwiederte Hedwig, ich danke dir. Er wird künftig mehr Vertrauen zu dir haben, wenn er sich davon überzeugt hat, daß du das meinige besitzest. Du weißt, daß ich heute und wahrscheinlich auch die folgenden Tage allein bleiben will und auch keinen Besuch annehme. Sollte die Oberstin kommen, so sage, ich schlief, sei so eben eingeschlafen. – Morgen können wir das Weitere verabreden.

Der Tag verging ihr in steter Erwartung und in einer Unruhe, welche sie vergeblich durch Lesen zu verscheuchen sich bemühte. Die Bücher kamen ihr langweilig vor, und selbst die Zeitungen schienen das Interesse für sie verloren zu haben.

Am Nachmittage kam ihr Vater, dessen Besuch sie nicht verhindern konnte, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen.

Sie gab heftige Kopfschmerzen vor und klagte über eine Abspannung, welche sie zu jeder Unterhaltung unfähig mache.

Der Fürst ist sehr besorgt deinetwegen, bemerkte der Graf, sehr besorgt, er spricht unaufhörlich von dir und macht sich Vorwürfe darüber, dich zur Theilnahme an dem Feste beredet zu haben, wobei du dich jedenfalls erkältet hättest.

Es ist mir unangenehm, meine Unpäßlichkeit zum Gegenstande, so weitläufiger Erörterungen gemacht zu sehen.

Weitläufiger Erörterungen? Nennst du die Beweise von Theilnahme weitläufige Erörterungen? Wäre dir vielleicht lieber, wenn der Fürst gar keine Besorgnisse an den Tag legte?

Viel lieber, erwiederte sie hart; ich fühle durchaus kein Verlangen, bemitleidet zu werden!

Du scheinst wirklich krank zu sein, sagte der Graf, indem er sie verwundert ansah, sonst würdest du nicht so lieblose und kindische Reden führen. Uebrigens ist es gar kein Wunder, daß du dich erkältet hast, bei dem fortwährenden kalten Zuge, der auf dem Eise und in jenen Buden herrschte. Ich war vollständig darauf gefaßt, heute ebenfalls krank zu sein, und ordentlich erstaunt, als ich heute Morgen, nachdem ich vortrefflich geschlafen hatte, erwachte und mich überzeugte, daß ich mich ganz wohl befinde.

Du magst daraus ersehen, wie sehr sich deine Gesundheit erkräftigt hat.

Ja, ich hätte nie geglaubt, daß mir das russische Klima so gut bekommen würde, ich bin selbst darüber erstaunt. – Wirst du heute gar nicht herüberkommen? fragte er weiter, da Hedwig seine letzte Aeußerung unbeantwortet ließ; sämmtliche Corridore sind geheizt, eine Einrichtung, die ich in Wallfort sogleich einführen werde, wenn wir wieder zurückgekehrt sein werden; du darfst nicht befürchten, dich zu erkälten.

Es ist mir nicht möglich – ich habe heftige Kopfschmerzen – Migraine – ich bedarf der Ruhe und des Schlafes.

Nun, so will ich dich nicht weiter stören; ich bin beruhigt, daß es weiter nichts ist, und werde den Fürsten ebenfalls beruhigen, der sich deinetwegen unnöthige Sorgen macht.

Sie athmete tief auf, als er gegangen war, es war ihr ein beglückendes Gefühl, wieder allein zu sein. Der Tag nahte seinem Ende, die Dämmerung sandte bereits ihre ersten, beruhigenden Schatten in das Zimmer, die Stunde, in welcher Petrowitsch kommen wollte, konnte nicht mehr fern sein.

Schon mehrere Stunden waren vergangen, während die Nacht heraufgezogen, ohne daß ihre Erwartung sich erfüllt hätte. Endlich trat Lucie leisen Schrittes herein und benachrichtigte sie, daß Petrowitsch ihr folge; sie hatte es unterlassen, ihn vorher zu melden. Ohne einen Befehl von Hedwig abzuwarten, entfernte sie sich wieder.

Haben die gnädige Gräfin Ihrer Dienerin das Dasein des Gefangenen anvertraut? fragte er mit sichtlich besorgter Miene.

Es war nöthig, erwiederte sie; sie ist ein ganz zuverlässiges, treues Mädchen, wir können uns fest auf sie verlassen.

Das Geheimniß ist nun schon vier Menschen bekannt – je mehr darum wissen, um so leichter wird seine Entdeckung sein.

Ich bürge für Lucie – außerdem war es nöthig, unseres eigenen, unbeobachteten Verkehres wegen. – Wie geht es ihm?

Es hat sich in seinem Zustande nur Weniges geändert. Schwäche und Entbehrungen haben ein Fieber erzeugt, dessen Dauer man vorläufig nicht absehen kann.

Ist er zur Erkenntniß seiner Lage gekommen?

Nein, noch immer nicht. Er phantasirt viel, und selbst wenn er erwacht ist und die Augen offen hat, liegt er ohne ein Verständniß seiner Umgebung, entweder schweigend oder indem er leise Worte vor sich hin spricht.

Er hat noch Niemanden erkannt?

So viel ich glaube – nicht; er würde sonst gewiß doch irgend eine Frage darüber, wie er in seine jetzige Lage gekommen sei, an die Wärterin gerichtet haben.

Ich werde Sie wieder begleiten, sagte sie mit einiger Ueberwindung.

Die gnädige Gräfin wollen abermals ....

Es kann jetzt ohne Gefahr geschehen, unterbrach sie ihn – der Mond geht erst in zwei Stunden auf, ich bin angeblich unwohl, Niemand wird mich stören, und Lucie außerdem jeden Unberufenen fernhalten.

Aber ....

Gehen wir, gehen wir, sagte sie bestimmt, und als ob sie die Einwürfe und Besorgnisse ihres Vertrauten mit Einem Male beseitigen wollte, setzte sie leichthin hinzu: So lange ich unbesorgt sein kann, von ihm nicht erkannt zu werden, will ich ihn an jedem Abende besuchen, um mich zu überzeugen, daß er sich auf dem Wege der Besserung befinde.

Petrowitsch sah sie betroffen an, aber er unterließ es, einen Einwand zu machen, und so verließen beide abermals das Schloß, um durch den jetzt ganz dunkeln Garten den schon einmal eingeschlagenen kurzen Weg zurückzulegen.

Achtes Capitel.

Hedwig saß unfern seines Bettes, wie das erste Mal. Sowohl die Wärterin als Petrowitsch hatten das Zimmer verlassen; jene war sogleich ohne besondere Anweisung gegangen, und auch Petrowitsch hatte sich dann schweigend entfernt; er mochte vielleicht erkannt haben, daß sie wünsche, ungestört zu sein. Sie hatte keinen Widerspruch dagegen erhoben, ihn nicht am Fortgehen gehindert, obgleich sie gewiß nichts dazu gethan haben würde, um es zu veranlassen. Wenn sie auch eine gewisse Bangigkeit beschlich, als sie nun mit dem Fremden allein war – es gibt Empfindungen, denen wir uns zwar mit Besorgniß, vielleicht sogar mit Furcht hingeben, die uns aber dessen ungeachtet doch in hohem Grade beglücken und fesseln.

Mit solchen Empfindungen saß sie unfern seines Bettes und ihr Auge ruhte wieder auf dem Gesichte des Schlummernden. Er kam ihr heute nicht mehr so leidend vor, sie fand ihn besser aussehend, als sein Bild in der Phantasie ihr vorgeschwebt hatte. Seine Züge waren ihr auch nicht mehr fremd, sondern so, als habe sie dieselben schon oft erblickt, ihn überhaupt schon längere Zeit gekannt.

Sie konnte ihn heute deßhalb mit weniger Befangenheit anblicken und, während ihre Augen träumerisch und mit dem Ausdruck innigen Mitgefühls auf ihm ruhten, jenen Gedanken nachhangen, die bei dem Anblicke dieses bleichen Gesichtes aufstiegen oder sich vielmehr nur wiederholten. – Weßhalb übten diese wenn auch edlen, vielleicht sogar schönen Züge einen so mächtigen, zauberartigen Einfluß auf sie aus? Sie hatte sehr viele schönere Männer gesehen, deren Augen nicht geschlossen gewesen waren, sondern sie bewundernd oder begehrend angeblickt hatten, ohne eine ihrer jetzigen Empfindung auch nur ähnliche Regung bei ihr hervorzurufen. Gleichgültig oder stolz war sie an ihnen vorbeigegangen – warum war das jetzt so ganz anders?

Es mag zweifelhaft sein, ob diese Fragen in solcher Schärfe an sie herantraten, aber sie kam sich räthselhaft und verändert vor, das konnte sie sich selbst nicht verbergen; doch dachte sie darüber nicht weiter nach. Sie täuschte sich selbst mit der Vorstellung, daß es Pflicht für sie sei, das einmal begonnene Werk seiner Rettung auch zu Ende zu führen, und gab dieser Pflicht eine Ausdehnung, wie sie von ihrem Herzen gefordert wurde.

So saß sie immer noch schweigend und bewegungslos – aber ohne ihre Augen von ihm abzuwenden. Vorsichtig hatte sie sich so gesetzt, daß er sie nicht sehen konnte, wenn er zufällig seine Augen aufschlagen sollte, obgleich ihr Petrowitsch versichert, daß auch in solchen Momenten die äußere Umgebung für ihn ohne Erkenntniß bliebe.

Er schlummerte fort. Es war nicht mehr jener tiefe, todtenähnliche Schlaf, wie vorgestern; man sah es an seinen Zügen, daß es nicht die Müdigkeit des ermatteten Körpers war, die sein Bewußtsein gefesselt hielt, sondern etwas Anderes, einer jener Zustände, welche wir Krankheit oder Fieber nennen, in welchen der Geist nicht mehr die Fähigkeit besitzt, seinen Diener, den Körper, zu beherrschen, sondern den rascher pulsirenden Wellen des Blutes oder dem regellosen Spiele der Nerven anheimgefallen ist, wie ein Mensch, der sich im heftigen Sturme auf einem Schiffe befindet und all seine Bewegungen mitzumachen gezwungen wird. Um seinen Mund spielte zuweilen ein heiteres, glückliches Lächeln – ein Lächeln, welches der ihrige dann unbewußt nachahmte. Wenn es wieder verschwand und sein Gesicht ernst, sogar wild wurde, sah auch sie ernst und besorgt aus. Zuweilen flüsterte er unverständliche, leise Worte – obgleich sie unwillkürlich ihren Kopf näher zu ihm herabbeugte, so konnte sie doch nichts davon verstehen. Plötzlich schlug er die Augen auf und sein Blick traf den ihrigen, so daß

sie heftig erschrocken zurückfuhr – aber er blieb unverändert – er hatte sie nicht gesehen, wenigstens nicht erkannt, denn er machte keinen Versuch, sich nach ihr umzusehen, sondern schloß die Augen wieder und schlummerte weiter. Seine Züge waren ruhig und regungslos wie vorher und um seinen Mund lag wieder dasselbe glückliche Lächeln.

Nach einiger Zeit bewegten sich seine Lippen wieder und er flüsterte leise, abgebrochene Worte. Sie waren jetzt deutlicher, und sie lauschte mit verhaltenem Athem.

Sei nicht so thöricht, flüsterte er – bin ich nicht bei dir? – Was kümmert uns dieser Herzog? – Vertraue fest auf mich, meine liebe Margot – dein Bruder wird dir zur Seite stehen, dich beschützen. – Aber du denkst immer noch an die Fichtenau – immer noch an jene Zeit, die längst ....

Was er noch weiter sprach, vermochte sie nicht zu verstehen, aber ihre Augen hatten sich erweitert, während sie athemlos lauschend da saß, und ein Ausdruck hoher Freude flog wie ein leuchtender Strahl über ihre Züge.

Wäre es möglich? flüsterte sie, indem sich unwillkürlich ihre Hand nach ihm bewegte. Könnte er der Bruder *jener* Margot sein? – Es ist so, ich kann mich nicht täuschen. Sprach er nicht von dem Herzoge und – und von der Fichtenau? – Ich habe die Worte deutlich gehört – es kann nicht anders sein. – Es ist ihr Bruder, von dem er mir erzählt, der ihm auf so edelmüthige Weise das Leben gereitet hat – es ist ihr Bruder Raoul! –

Der Schlummernde machte eine plötzliche Bewegung, als sie diesen Namen unwillkürlich mit lauterer Stimme aussprach, als ob er ihn gehört und verstanden habe. Sie erschrak abermals, aber nur für einen kurzen Augenblick – denn er schlummerte wieder ruhig fort, und das beseligende Gefühl, welches das Bewußtsein bei ihr hervorgerufen hatte, ihn gerettet zu haben, überwog alle Bedenken und jede Besorgniß. Sie wünschte es jetzt sogar, er möge erwachen und mit ihr reden – damit sie ihm sagen könne, daß sie ihn kenne, daß er gerettet sei und mit ihrem Beistande und Gottes Hülfe seine Heimath und auch seine Schwester wiedersehen werde.

Sie fühlte sich so beglückt, wie noch niemals in ihrem Leben, und ihre Augen, welche unausgesetzt an dem Schlummernden hingen, waren das treue Spiegelbild dieses inneren Empfindens.

Fast unbewußt trocknete sie mit ihrem Tuche seine feuchte Stirn und legte dann eben so unbewußt leise ihre Hand darauf, um ihr Kühlung oder Wärme zu bringen – was sie bedurfte.

Er athmete tief auf, während jenes glückliche Lächeln sich wieder um seinen Mund legte, als ob diese magnetische Berührung ihn beruhige. – Wie du lieb bist, flüsterte er dann – o, wie das schön ist – gehe nicht von mir, Margot – du darfst mich jetzt nicht verlassen – ich würde sonst sterben!

Petrowitsch trat leise in das Zimmer, und sie fuhr erschrocken und tief erröthend empor, als ob sie ein Unrecht begangen habe.

Es ist eine Stunde vergangen, Herrin, sprach er leise – der Mond wird rasch aufgehen.

Eine Stunde, wiederholte sie – schon eine Stunde?

Die Uhr vom Schlosse hat so eben neun geschlagen.

Sie haben Recht, es ist Zeit, daß ich gehe, sagte sie, indem sie sich erhob – ich habe eine wichtige Entdeckung gemacht, fuhr sie leise flüsternd mit niedergeschlagenen Augen fort, der Kranke gehört einer uns befreundeten französischen Familie an, und es war ein sehr günstiger Zufall, der uns ihn finden ließ, ohne daß ich eine Ahnung davon hatte, wer er sei.

So wird Alles gut und glücklich enden, erwiederte Petrowitsch erfreut, denn der Herr Fürst wird nun selbst gewiß Alles aufbieten, um ihn ungefährdet in sein Vaterland zurückkehren zu lassen.

Nein! sagte sie plötzlich mit veränderter und fester Stimme, der Fürst darf nichts von ihm erfahren – jetzt am allerwenigsten!

Er sah sie betroffen an und eine Frage schwebte auf seinen Lippen.

Ich werde Ihnen die Gründe später mittheilen, sprach sie eilig weiter – heute ist es zu spät – ich muß fort! – Sie werden dann selbst erkennen, daß es nicht anders sein kann!

Aber ....

Vertrauen Sie mir – ich werde an Ihrer Treue eben so wenig zweifeln – später wird sich Alles aufklären – gehen wir jetzt!

Er that, wie ihm geheißen, aber während er sie stumm den kurzen Weg zurückführte, steigerten sich seine Besorgnisse, und er verhehlte sich nicht, daß er sich in ein für ihn sehr gefahrvolles Unternehmen verwickelt habe. Sinnend blieb er stehen, als sie rasch die kleine Treppe hinauf geeilt war, und trat in den dunkeln Raum des Gartens zurück, durch dessen entlaubte Bäume der Nordwind noch immer in ungefesselter Wuth dahinbraus'te.

Was wird aus mir werden, dachte er, wenn er es doch durch irgend einen Zufall erfährt, und daß ich die Hand dazu geboten habe? Wird nicht alle Schuld auf mich fallen und von mir gesühnt werden, wie es ja immer geschieht? Wird sie die Macht und den Willen haben, die Strafe von mir abzuwenden?

Ein kaltes Frösteln durchrieselte seinen Körper, als er sich jene schrecklichen, erbarmungslosen Executionen ausmalte, in welchen, nur auf Befehl des Fürsten, die armen, oft schuldlosen Opfer zu Tode geknutet wurden. Er hatte vollkommene Ursache, ernstlich über seine Lage nachzudenken. Noch war es Zeit, noch konnte er dem Fürsten die Sache mittheilen, noch ließ sich in dem ausdrücklichen Befehle der Gräfin eine Entschuldigung seiner Handlungsweise finden – später nicht mehr! Aber sollte er ihr Vertrauen verrathen? Sie war so freundlich, so ganz anders gegen ihn gewesen, wie alle Andern! Sie hatte ihn nicht mit dem Stolze und der Verachtung einer Herrin, sondern, wenn auch wie einen Untergebenen, doch wie einen Menschen behandelt. Sollte er ihr

dies durch Verrath lohnen? Zwar blieb es ihm unerklärlich, weßhalb sie so handle, besonders jetzt, wo die Hindernisse gehoben zu sein schienen – aber er widerstand der Versuchung, wozu ihn die eigene Sicherheit und die langjährig angewöhnte Unterwerfung unter den Willen des Fürsten verleiten wollte.

Ich werde thun, wie sie befohlen, sprach er vor sich hin – sie hat Gewalt über ihn – denn er will sie zu seiner Frau machen, und sie wird mich nicht verlassen, sondern ihr Wort halten. Das Schicksal eines jeden Menschen ruht in der Hand Gottes, das meinige wird sich ebenfalls so und nicht anders erfüllen, wie es bestimmt ist. –

Er war Raoul! Jener Raoul, von dem ihr Walther erzählt, der ihn selbst auf so edle, ritterliche Weise von einem schimpflichen Tode gerettet und den Anmaßungen und Intriguen des Herzogs gegen seine Schweiter eben so energisch entgegengetreten war! Sie hatte diese ihr fremde und doch so bekannte Margot um diesen Bruder und um die Liebe dieses Bruders beneidet, welche sie sich besonders werthvoll und schön ausmalte, vielleicht nur deßhalb, weil sie selbst keinen Bruder besaß.

Ihre Phantasie hatte sich oft mit diesem Raoul beschäftigt und, wie dies immer der Fall ist, sein Bild mit glänzenden Farben ausgemalt. Ihn hatte sie gerettet! Das Bild ihrer Phantasie war zur Wirklichkeit geworden – entsprach diese demselben? – Sie dachte nicht mehr daran, sein wirkliches Bild hatte jenes verwischt und war an seine Stelle getreten – vielleicht auch, weil es ihm so ähnlich war.

Während sie so bewegungslos da saß an dem Fenster nach dem alten Schlosse zu, obgleich man dasselbe jetzt nicht sehen konnte, waren ihre Augen geschlossen und ihre Hände ruhten nachlässig in ihrem Schooße. Wer sie jetzt gesehen hätte, würde sie entzückt von ihrer Schönheit angeblickt haben, von einer Schönheit, hervorgerufen durch einen sanften, elegischen, schwärmerischen Hauch, der sie mit einem bis dahin nie gekannten Zauber umfloß. – Die oft so stolzen und festen Linien des kleinen Mundes waren weich und hingebend geworden, und zuweilen zuckte ein kaum sichtbares Beben über die halb geöffneten Lippen, so daß die weißen Perlen der Zähne hindurchschimmerten – der Knospe einer rothen Camelie gleich, welche, lange unverändert und spröde geschlossen geblieben, nun plötzlich bereit ist, sich dem Kusse der Sonne zu öffnen.

Das Alles war der Abglanz und die Wiederspiegelung ihrer Gedanken. Sie malte es sich aus, wie er bald genesen und sie erkennen würde. Sie führte Gespräche mit ihm, bald so – bald anders, weil sie immer wieder zu dem Einen Gegenstande zurückkehrte, auf den ersten Moment der gegenseitigen Verständigung. Bald überraschte sie ihn, indem sie ihn wie einen längst Gekannten anredete und sich an seiner Verwunderung weidete, bald ließ sie sich seine Geschichte von ihm selbst erzählen und ergänzte sie nur durch Fragen, aus denen er erst nach und nach erfuhr, daß er ihr nicht unbekannt sei – sie hörte seine Worte des Dankes und erröthete, als ob er sie wirklich gesprochen hätte – lächelte verschämt, aber

dachte dennoch immer weiter. Dann wurde ihr Gesicht ernst und traurig, ihr Busen hob sich schneller, denn ihre Gedanken waren jetzt bei dem Momente angekommen, wo er, genesen, von ihr Abschied nehmen mußte, wo ein weiter, weiter Raum sich zwischen sie legen sollte – vielleicht auf Nimmerwiedersehen! – Auch dies Alles nur ein kurzes, schnell verrauschtes Bild? – Ein schöner, wundervoller Traum mit einem kalten, nüchternen Erwachen? – Von innerer Unruhe erfaßt, stand sie auf, ging gesenkten Blickes auf und ab und trat an das Fenster. Der Mond war aufgegangen, aber die dunkeln, tiefstehenden Schneewolken, welche der Sturm in raschem Fluge vorübertrieb, verdeckten den einsamen Wanderer am nächtlichen Himmel und ließen sein Licht nur wie eine trübe, graue Dämmerung hindurchdringen. Die hohen Bäume schwankten und beugten sich im Winde, als ob sie seiner Gewalt erliegen wollten, aber sich richteten immer wieder ihre schlanken Gipfel empor, und nur einzelne saftlose Aeste wehten gebrochen zu Boden. Durch die so entstehenden Lücken schimmerte dann die dunkle Masse des alten Schlosses hindurch und hob sich matt gegen den finstern Horizont ab. – Dort weilte er – er, an den sie unaufhörlich dachte, ohne daß er auch nur eine Ahnung von ihrem Dasein hatte! Der Sturm lag zwischen ihr und ihm, um mit seiner rohen, wilden Gewalt auf seinen ausgebreiteten, mächtigen Flügeln den Traum des Glückes hinweg zu tragen, der ihre Seele erfüllte! Und bei dem Sturme dachte sie wieder an den Fürsten, wie sie bei dem Winter an ihn gedacht hatte – plötzlich fuhr

sie entsetzt vom Fenster zurück, denn es war ihr, als habe sein Gesicht mit weit vorstehenden Augen hohnlachend zu ihr hereingeblickt! – Wie sie thöricht, wie sie kindisch geworden war, diese Hedwig! – Sie schien dies auch zu erkennen, denn sie lächelte über sich selbst – aber sie ging doch nicht mehr an das Fenster.

Au die beiden folgenden Tage blieb sie auf ihrem Zimmer, ohne den Fürsten zu empfangen, welcher wiederholt um diese Gunst gebeten hatte. Sie schützte ihr Unwohlsein vor, und es gelang ihr mit Hülfe Luciens, auch die Besuche der Oberstin abzuwehren.

An jedem Abende war sie drüben. Es war vergeblich, daß sie sich im Laufe des Tages vornahm, nicht zu gehen und so lange zu warten, bis er zur Erkenntniß seiner Lage gekommen sein würde – wenn die Zeit kam, ging sie dennoch. Warum sollte sie es nicht, jetzt, wo er nicht von diesen Besuchen wußte und wo der Mond immer später aufging, erst um eilf Uhr?

Petrowitsch wußte es längst, daß sie während dieser Stunde am liebsten allein sein mochte, und er erfüllte schweigend diesen Wunsch, dem entgegen zu treten er keine Veranlassung fand.

Der Zustand des Kranken war unverändert, so daß die Besorgnisse sich deßhalb gesteigert hatten. Dieses unaufhörliche Schlummern, die so lange andauernde Bewußtlosigkeit auch während oder kurzen Perioden des Wachens gaben der Befürchtung eines Nervenfiebers, vielleicht sogar eines typhösen Fiebers Raum. Petrowitsch warnte sie, jedoch ohne jeden Erfolg; sie änderte nichts

in ihrem Benehmen, sondern wurde nur besorgter und trauriger.

Die Gewohnheit hatte sie sicherer gemacht, denn sie war überzeugt, daß er sich ihrer Anwesenheit nicht bewußt werden würde. Sie betrachtete ihn, ohne zu befürchten, daß er seine Augen aufschlagen und sie erkennen werde, sie trocknete wieder leise seine Stirn und ließ auch ihre Hand zuweilen darauf ruhen, weil er dann immer leichter athmete und freundlich lächelte. Sie rückte auch sein Kissen anders, wenn es sich verschoben hatte, und fing am nächsten Tage damit an, dies zu thun, während sie es am vergangenen Tage nur zögernd beim Scheiden gethan hatte.

So waren die beiden folgenden Tage vergangen, und sie erkannte, daß sie am dritten ihr bisheriges Benehmen ändern müsse, weil der Fürst darauf bestanden hatte, einen Arzt kommen zu lassen, damit ihr Unwohlsein sie nicht verschlimmere. Sie ging daher wieder hinüber, war jedoch schweigsam und in sich gekehrt, in dem sie sich damit entschuldigte, noch leidend zu sein. Nichts war ihr mehr zuwider, als die Theilnahme des Fürsten, und sie bedurfte der ganzen Aufbietung ihrer Willenskraft, um ihn dies nicht in einer Weise fühlen zu lassen, welche ihn verletzt haben würde.

Sie glauben nicht, welche Vorwürfe ich mir gemacht habe, sagte er, sie mit einem langen Blicke ansehend, daß ich die Ursache zu Ihrem Unwohlwein hätte sein können. Ich habe zwei Tage voller Unruhe und Qual verlebt, und es war grausam von Ihnen, daß Sie mir nicht gestatteten,

mich persönlich nach Ihrem Befinden erkundigen zu dürfen. Ich hatte mir geschmeichelt, Sie würden hinsichtlich meiner Person eben so wenig bedenklich sein, wie bei Ihrem Vater.

Es war mir nicht möglich, erwiederte sie mit einem erfolglosen Bemühen, freundlich zu lächeln – die Migraine fordert Einsamkeit und Ruhe.

Es freut mich, daß Ihr Unwohlsein von so kurzer Dauer war; Sie sehen blühender und schöner aus, denn je, fuhr er mit einem vertraulichen Ausdrucke fort, während sie nicht vor Scham, sondern vor Zorn erröthete – und die einzige Spur, welche dieses Kranksein zurückgelassen hat, besteht in einem vielleicht nur mir bemerklichen Anfluge von Ermattung, der aber nur dazu beiträgt, Ihre Reize und Ihre Schönheit zu erhöhen.

Dennoch bin ich noch immer nicht ganz wohl, sagte sie kalt, und kann auch heute des Vergnügens Ihrer Gesellschaft nur eine kurze Zeit genießen.

Ich gab mich der Hoffnung hin, wir könnten heute eine Stunde spazieren fahren; der Sturm hat sich gelegt, das Wetter ist wieder schön.

Es war ein wüster, wilder Sturm, sagte sie mit einem ängstlichen, ihr sonst nicht eigenen Ausdrucke – ich muß es dennoch bedauern, denn ich fühle mich noch zu angegriffen.

Während des Essens blieb sie schweigend, ernst und zerstreut und ging dann auf ihr Zimmer, welches sie ebenfalls am Abende sehr früh, als man kaum sich zum Thee vereinigt hatte, wieder aufsuchte.

Dem Fürsten war die Veränderung in ihrem Wesen nicht entgangen; er besaß zu viele Erfahrungen und hatte die Frauen zu vielseitig kennen gelernt, als daß ihm ihre Unruhe, ihre Theilnahmlosigkeit, ihre Zerstreutheit nicht hätte auffallen sollen. Auch daß sie nicht ernstlich krank sei, hatte er erkannt, und das in seinem Charakter stark vertretene Mißtrauen würde daher gewiß rege geworden sein, wenn dies nicht seine noch größere Selbstüberhebung verhindert hätte. – Es ist das letzte Sträuben mädchenhafter Pruderie, dachte er mit einem selbstgefälligen Lächeln; jede Festung, welche im Begriffe steht, zu capituliren, macht noch einige recht in die Augen fallende Vertheidigungsversuche, ehe sie die weiße Fahne aufzieht, damit sie sich mit Ehren ergeben kann. Diese hat lange von ihrer stolzen, scheinbar uneinnehmbaren Höhe verachtungsvoll auf jeden sich nähernden Gegner herabgeblickt – und doch wird in kurzer Zeit das weiße, zierliche Frauenhäubchen auch diesen schönen Kopf schmücken – als ein Zeichen des aufgegebenen Widerstandes.

Er hatte lange nicht mehr so bilderreich und poetisch gedacht, dieser Fürst, welcher seinen Sterbensgedanken völlig den Abschied gegeben und im Erwachen der alten, längst für erstorben gehaltenen Gelüste wieder hoffnungsvoll und begehrlich in das Leben blickte – aber er hatte sich auch lange nicht so vollständig in seiner Annahme getäuscht und mit seinen eigenen, so kostspielig erworbenen Erfahrungen Fiasco gemacht. Jetzt wußte er das allerdings noch nicht, und es war sehr gut und

günstig für sie, daß er von seinem Egoismus und seiner Eigenliebe so verblendet wurde, daß er es nicht wußte und nicht erkannte – günstig wenigstens für die Fortsetzung eines Unternehmens, dessen Gefährlichkeit mit jeder Stunde zunahm.

Neuntes Capitel.

Hedwig war auch an jenem Abende wieder zu dem Gefangenen hinüber gegangen; die Worte des Fürsten hatten einen an Erbitterung streifenden Trotz in ihr erzeugt, welcher ihr Verlangen, zu gehen, noch mehr steigerte. So glaubte sie wenigstens.

Es war wieder wie sonst. Sie saß schweigend und träumerisch neben seinem Bette, in welchem er schlummernd lag, und blickte in Gedanken versunken zu Boden. Ihre eine Hand ruhte auf seiner Stirn, sie nur leise berührend, die andere in ihrem Schooße. In dem matt erleuchteten Zimmer herrschte eine lautlose Stille, er athmete unhörbar und ruhig, es schien ihr, daß das Fieber heute weniger heftig sei.

So saß sie längere Zeit unbeweglich – ihre Vorstellungen fingen an, in einander zu fließen, gefesselt von der Empfindung eines glücklichen, befriedigten Zustandes. Die Vermittler mit der Außenwelt, die Sinne, waren in Unthätigkeit versunken, ein traumähnliches Gedankenspiel hatte von ihrer Seele Besitz ergriffen.

Zufällig erhob sie ihren Blick und fuhr erschrocken empor.

Seine großen, dunkeln Augen hingen an ihr mit dem Ausdrucke eines seligen Entzückens – das war nicht mehr der Blick eines sich nicht Bewußten, es ruhten Verständniß und Erkenntniß darin.

O, wende dich nicht von mir ab, sagte er dann mit leiser, aber klangvoller Stimme, ziehe deine Hand nicht zurück, es würde sonst wieder dunkel um mich werden – du bist gekommen, um mich einzuführen in die Freuden des Himmels – wie gern will ich dir folgen!

Sie hatte noch nicht die Macht erlangt, ihm zu antworten.

Ich kenne dich, fuhr er fort, während seine glänzenden Augen unverwandt auf ihr ruhten – schon zweimal habe ich dich gesehen – einmal, als ich noch drüben war in dem schrecklichen Lande – du hobst deine Hand segnend über mich empor, damit ich erlös't werden sollte von den Leiden eines qualvollen Daseins – und dann noch einmal – aber ich weiß nicht mehr, wo – oder habe ich das Alles doch nur geträumt, fuhr er fragend und unruhig umherblickend fort – ist dies auch nur ein Traum? – Ich weiß es selbst nicht mehr – meine Gedanken sind verwirrt. – Wende dich nicht von mir, du himmlisches Bild – verkünde es mir, daß ich erlös't bin von den Leiden der Erde, und führe mich ein in die Seligkeiten des Himmels.

Beruhigen Sie sich – beruhigen Sie sich, sprach sie mit bebender Stimme – Sie sind noch krank – sind noch erschöpft von dem langen Marsche – Sie bedürfen vor Allem der Ruhe – und dürfen sich keinen Aufregungen hingeben, die – die – Ihnen schädlich sein könnten.

Krank – krank? Erschöpft von dem langen Marsche? wiederholte er in abgebrochenen Sätzen, während seine Augen in wachsender Erkenntniß in dem Zimmer umherschweiften – so wäre ich nicht gestorben? Ich lebte immer noch auf der Erde, und du – du wärest keine himmlische Erscheinung? – Ach – ach, es ist Alles dennoch nichts als ein Traum – ein wundervoller, herrlicher Traum!

Er hatte, während er die letzten Worte sprach, seine Augen geschlossen und schien wieder zu schlummern.

Sie wagte es nicht, nach ihm hinzublicken, sie wagte es nicht, aufzustehen, sich nicht zu rühren, denn sie fürchtete, er könne wieder erwachen – und doch hatte sie diesem Augenblicke so sehnsuchtsvoll entgegen gesehen und ihn sich so oft und so schön ausgemalt.

Erst nach einiger Zeit, während er sich nicht gerührt hatte, erhob sie sich leise. Bei dem Rauschen Ihres Kleides schlug er die Augen wieder auf und sah sie mit einem Blicke rührender Traurigkeit an.

Ein Traum kann es doch nicht sein, sagte er dann – und du willst mich dennoch verlassen? Weßhalb ließest du mich nicht sterben, wenn du dich jetzt von mir wenden willst? Hilf mir! Meine Gedanken sind verworren, ich vermag sie nicht festzuhalten. – Sage mir, ob du ein irdisches Wesen bist oder dem Himmel angehörst – aber verschwinde noch nicht – verlaß mich noch nicht – es würde mich namenlos unglücklich machen! – Sei gnädig, bat er mit seinen flehenden, von ungewöhnlichem Glanze strahlenden Augen – lege deine Hand wieder auf

meine Stirn, wie du immer gethan – Ruhe, Frieden und Seligkeit spendend!

Sie schwankte einen kurzen Moment, legte dann aber ihre bebende Hand wieder leise auf sein Haupt, und ein beseligendes Lächeln umschwebte seinen Mund.

Kannst du mir jetzt sagen, flüsterte er, während seine Augen sich wieder geschlossen hatten, wer du bist? O, sage es mir! Wie wunderbar schön das ist – warum willst du es immer noch verheimlichen, daß du zu den Engeln des Himmels gehörst?

Beruhigen Sie sich – beruhigen Sie sich, Raoul, sagte sie, kaum ihrer Gedanken mächtig – ich bin ....

Du kennst mich? unterbrach er sie, indem er wieder in derselben Weise zu ihr aufblickte – du kennst meinen Namen? O, wie konnte ich nur einen Augenblick an ich dir zweifeln – vergib mir, vergib meiner Kleingläubigkeit!

Sie raffte sich gewaltsam empor, sie fühlte die Nothwendigkeit, ihn aufzuklären und seine erregte, noch unter dem Einflusse des Fiebers stehende Phantasie zu regeln. Unbewußt hatte sie seinen Namen ausgesprochen – sie wußte überhaupt kaum noch, was sie gesagt hatte, noch wie sie jetzt zu ihm reden solle. Wir haben Ihren Namen durch einen Zufall erfahren, sagte sie, indem sie tief erröthete, und ich habe ihn vielleicht unbewußt ausgesprochen. Sie sind krank gewesen – sind, noch krank – schon fünf Tage befinden Sie sich hier ....

Hier? unterbrach er sie – fünf Tage – wo bin ich denn?

Als Sie mit den übrigen Gefangenen von Nowgorod ankamen ....

Von Nowgorod? Dort, dort – weit in dem schrecklichen Rußland – ach – jetzt erinnere ich mich! sagte er schaudernd.

Ich begegnete Ihnen zufällig, als ich spazieren fuhr ....

Es wird deutlicher in meinem Denken – ich stand an Ihrem Schlitten – Sie – Sie beschützten mich – streckten Ihre Hand über mich aus – weiter weiß ich nichts mehr.

Sie wurden, hier angelangt, ohnmächtig – und hieher gebracht, weil – weil Sie erkrankt waren.

Hieher gebracht, weil ich erkrankt war? fragte er mit wiederkehrender Erinnerung – so wäre ich immer noch – immer noch in der Gefangenschaft – in russischer Gefangenschaft?

Nein, sagte sie in freudigem Ueberströmen ihres Gefühls – nein, Sie sind kein Gefangener mehr, Sie werden in Ihre Heimath zurückkehren und Ihre Schwester Margot wiedersehen.

Meine Schwester Margot? fragte er, und die mühsam geordneten Vorstellungen seines Geistes fingen wieder an, sich zu verwirren. – Kennen Sie Margot? – Kennen Sie mich? – Ich bin kein Gefangener mehr? – Wie wäre das möglich? – Wie ist das Alles überhaupt möglich?

Er sah wieder zweifelnd umher, ob er dennoch nicht träume.

Sie werden mit Gottes Hülfe gerettet werden, fuhr sie immer verlegener und immer mehr erröthend fort; seien Sie vorläufig ohne Besorgnisse, Sie sollen Alles erfahren,

wenn Sie ganz genesen sein werden – bis dahin vertrauen Sie mir. Wollen Sie mir diese Bitte erfüllen und sich mit dieser Mittheilung begnügen? Wie Sie grausam sind, entgegnete er wieder mit den früheren, fieberhaft glänzenden Blicken – Sie reden von einer Bitte – sagen Sie mir, ich soll still und stumm hier liegen, so lange Sie es wünschen, ich soll sterben in diesem Augenblicke – es würde eine Seligkeit für mich sein – nur das Eine könnte ich nicht ertragen – wenn Sie mich verlassen wollten!

Ich werde morgen wiederkommen, sprach sie kaum hörbar.

Wiederkommen? wiederholte er traurig – also doch fortgehen?

Es ist nothwendig – es kann nicht anders sein; morgen, wenn Sie ruhiger und gefaßter sind, fuhr sie mit stockender Stimme fort, werde – werde ich wieder zu Ihnen kommen.

Und jetzt wollen Sie schon scheiden? fragte er, als sie aufgestanden war.

Es ist nothwendig – es kann nicht anders sein.

Ohne Abschied? flüsterte er kaum hörbar, als sie sich zum Gehen schickte.

Leben Sie herzlich wohl, sagte sie mit einem innigen Blicke, wieder näher tretend, und denken Sie nur an Ihre Genesung!

An meine Genesung? An mich? – O nein, ich werde nur an Sie denken und in diesen Gedanken das Glück der Seligen empfinden!

Mit flehenden Blicken hatte er die Hand nach ihr ausgestreckt – sie konnte nicht anders – konnte dieser frommen Bitte nicht widerstehen; bebend und zögernd reichte sie ihm die Hand, er umschloß sie mit seinen beiden und drückte sie begeistert an sein Herz.

Sein Auge ruhte auf ihr, als sie ging, unverwandt und mit dem Ausdrucke eines Betenden, vor dessen Blicken eine himmlische Erscheinung zu verschwinden im Begriffe ist.

An der Thür blieb sie stehen, wandte sich um und ihre Blicke begegneten nochmals den seinigen; es lag eine rührende, weiche Zärtlichkeit darin – ein Trostspenden – ein Hoffnungverkünden – die Hingebung eines liebenden Herzens – das Alles in diesem Einen Blicke – ihre ganze Seele! – Nochmals nickte sie ihm kaum merklich zu – dann war sie verschwunden.

Seine Hände hatten sich unwillkürlich gefaltet, er sah noch längere Zeit auf die jetzt leere Stelle, wo sie gestanden, dann schloß er mit dem Ausdrucke seligen Glückes die Augen, um ihr Bild ungestört vor seinem inneren Anschauen wieder erstehen zu lassen.

Er ist zum Bewußtsein zurückgekehrt, sprach sie zu dem sie begleitenden Petrowitsch, als sie in den Garten getreten waren und die Erregtheit ihrer Züge von der Dunkelheit verborgen wurde – er hat seine Umgebung erkannt und seine Vorstellungen so weit geordnet, daß er verschiedene Fragen an mich gerichtet.

Das ist ein sehr erfreuliches Zeichen, so wird das Fieber und seine bisherige Bewußtlosigkeit nur eine Folge großer Schwäche gewesen sein.

Ich hoffe das auch – er würde dann rasch und bald genesen.

Waren seine Worte und Fragen klar, ruhig und voll Verständniß?

Ja – er sprach, wenn auch noch etwas erregt, doch sonst klar und verständlich.

Ich werde sogleich zu ihm gehen und mich überzeugen.

Er wird wahrscheinlich viele Fragen an Sie richten – auch hinsichtlich meiner ....

Natürlich!

Denn seine Erinnerung reicht nur bis zu dem Augenblicke, wo wir ihm begegneten.

Sie dürfen sich darüber nicht wundern, nach dem, was er gelitten.

O nein, ich wundere mich auch nicht – ich wollte nur bemerken, daß Sie bei der Beantwortung seiner Fragen mit Vorsicht zu Werke gehen müssen.

Soll ich ihm der gnädigen Gräfin Stand und Charakter verschweigen? Es dürfte am besten sein!

Verschweigen? fragte sie verlegen. Weßhalb ihn täuschen, er würde es ja doch erfahren!

Es wäre nicht nöthig, daß er es erführe, er könnte, wenn er genesen sein wird ....

Sie vergessen, daß er einer uns befreundeten Familie angehört – nein, das meinte ich nicht – ich hatte nur die Absicht, Sie zur Vorsicht aufzufordern.

Möchten die gnädige Gräfin mir Ihre bestimmten Befehle ertheilen, sagte er, als sie schwieg und ihn zweifelhaft ließ, was sie meine.

Warum bezeichnen Sie meine Wünsche mit diesem Ausdrucke? – Wir werden ihm den wahren Sachverhalt nicht verschweigen können; beantworten Sie daher seine Fragen in dieser Voraussetzung, nur – nach und nach – nicht auf einmal – wie es sein Zustand erfordert.

Ich werde dem Willen der Herrin genau nachkommen, erwiederte er, obgleich er immer noch im Zweifel darüber blieb, worin derselbe eigentlich bestehe; aber er hatte nicht Zeit, weitere Fragen an sie zu richten, denn sie waren jetzt an der kleinen Treppe angekommen, wo Lucie sie erwartete.

Kommen Sie morgen jedenfalls zu mir – ohne daß Sie gesehen werden, flüsterte er noch – dann eilte sie fort. Auch Lucie, deren Stellung, seit sie die Mitwisserin ihres Geheimnisses geworden, sich einigermaßen geändert hatte, konnte sie heute nicht länger um sich haben – sie *mußte* allein sein. Allein mit sich, mit ihren Gedanken, ihren Gefühlen, ihren Empfindungen, welche, auf- und abwogend, ihre Seele erfüllten, keines anderen Menschen Gegenwart duldeten, sondern nur nach der Einsamkeit verlangten.

Geh', geh', liebe Lucie, sagte sie mit einer ungewohnten Weichheit, du wirst auch ermüdet sein – ich bedarf deiner heute nicht mehr. –

Wir würden unbescheiden und wenig rücksichtsvoll sein, wenn wir ihren Wunsch nicht ebenfalls erfüllen und ihre vielleicht leise und willenlos gesprochenen Worte belauschen wollten. Gehen wir daher ebenfalls, so schwer es uns auch wird; denn sie sah schöner aus, als wir sie je gesehen, während sie da stand, vom Hauche der Liebe berührt, mit in einander geschlungenen Händen, halb gesenkten Augen, herabgeneigtem Kopfe und umflossen von dem Abglanze eines bis dahin nie gekannten Glückes, welches keinen anderen Wunsch hatte, als die Erhaltung desselben.

Am andern Tage mußte sie ihre Gedanken gewaltsam fesseln, die Fluth ihrer Gefühle zurückdrängen und dem Zwange der Verhältnisse wieder Rechnung tragen. Sie durfte nicht mehr einsylbig, zerstreut und nachdenkend sein; es wurde ihr sehr schwer, aber sie beherrschte sich – sie hätte weit mehr, weit Schwereres gethan – seinetwegen. Denn wenn sie es sich auch nicht eingestand, er war der Mittelpunct all ihres Denkens und Empfindens geworden.

So plötzlich – so mit Einem Male – ist das möglich, und bei ihrem Charakter? höre ich Dich fragen, geneigte Leserin.

Frage den Sturm, wenn er in ungefesselter Macht hervorbricht, frage den Strahl der Sonne, wenn er uns geahnt Dein an den tiefen Schatten des Waldes gewohntes

Auge trifft – woher sie kommen. Du wirst die Antwort leichter finden, als die, woher plötzlich die Liebe komme, unser ganzes inneres Wesen in seinem tiefsten Grunde verändernd und beherrschend.

Sie zieht in die Herzen der Menschen oft unmerklich, voll sanfter Gewalt und mit Zeit und Gewohnheit im Bunde; oft aber auch mit dem Fluge des Blickes, jeden Widerstand zerstörend und vernichtend. Wie die edelsten Metalle den Blick anziehen und in seiner Berührung erglühen, so werden auch die edelsten und festesten Herzen am plötzlichsten vom Blitze der Liebe getroffen, und die Schutzwehr des Stolzes fällt zerschmettert zu Boden.

Es wurde ihr sehr schwer, unbefangen und heiter zu erscheinen, die Scherze und Anspielungen des Fürsten anzuhören, dazu die lächelnde und beifällige Miene ihres Vaters, aber sie that es – sie würde noch weit mehr gethan haben, und das uneingestandene Bewußtsein, es seinetwegen zu thun, ließ sie wirklich fröhlich und liebenswürdig sein, so daß der Fürst in hohem Grade von ihrem Benehmen entzückt war. Sie setzte seinem Wunsche, gemeinschaftlich spazieren zu fahren, keine Weigerung entgegen, aber sie sehnte sich um so mehr nach dem kommenden Abende, um Petrowitsch zu sprechen.

Hinübergehen *konnte* sie heute nicht – jetzt nicht mehr – er war ja nicht mehr ohne Bewußtsein – aber Nachricht von ihm empfangen – und dann – dann wollte sie einen weiteren Entschluß fassen.

Endlich stand Petrowitsch vor ihr in ihrem Zimmer. Lucie hatte ihn heimlich heraufgeführt und hielt Wache.

Erzählen Sie, sprach sie aufgeregt – es geht ihm besser, nicht wahr?

Das Fieber hat ihn verlassen, er ist sogar eine kurze Zeit aufgewesen, weil er es durchaus wollte, aber er mußte sich wieder niederlegen, denn er ist noch sehr schwach – sehr erregt.

Das Fieber ist ganz fort?

Ich glaube es.

So haben Sie ihn von den näheren Umständen unterrichtet?

Ich würde es haben thun müssen, auch ohne Ihren Befehl, so ungestüm und dringlich waren seine Fragen, bemerkte Petrowitsch lächelnd.

Es ist dies natürlich.

Fast alle betrafen die gnädige Gräfin, das Uebrige schien ihn nur wenig zu interessiren, selbst die Hindernisse, welche sich der Rückkehr in seine Heimath entgegenstellen konnten, kümmerten ihn wenig. Dagegen war er unermüdlich in Fragen, wer Sie seien, wo Sie wohnten, weßhalb Sie ihn in Schutz genommen, woher Sie ihn kännten, seinen Namen wüßten, auch den Namen seiner Schwester, wie er hinzusetzte. Als ich ihm, so viel ich selbst wußte, darüber Auskunft ertheilte, wurde er sehr nachdenkend und ernst. – Ich kenne sie jetzt auch, sagte er dann – ich kenne auch ihren Vornamen, sie heißt Hedwig – das wußte er – aber gesehen haben wir uns niemals. Wie wunderbar, fuhr er nach einiger Zeit fort –

hier, so weit und so tief in Rußland! Dann schwieg er wieder, und ich glaubte, er sei mit dem Fragen zu Ende, aber er erkundigte sich jetzt, wie oft und wie lange Sie jedes Mal bei ihm gewesen seien, und seine Augen erhielten wieder einen fleberhaften Glanz, als ich ihm das sagte, da Sie es mir ja erlaubt hatten.

Dann fragte er, ob ich glaube, daß Sie heute wieder kommen würden – ich konnte ihm darüber keine Gewißheit geben, und er wurde traurig, weil er selbst daran zweifelte. Er bat mich, Ihnen nochmals seinen innigsten Dank zu überbringen und es ihm möglich zu machen, Ihnen denselben selbst abzustatten.

Es ist gut, Herr Petrowitsch, erwiederte sie mit einem tiefen Athemzuge – heute – heute kann ich nicht hinübergehen – aber sobald er – in seiner Genesung weiter fortgeschritten ist, soll es geschehen – oder er kann hieher kommen. – Sagen Sie ihm das und – und fügen Sie hinzu, daß – daß meine Theilnahme für ihn sich nicht vermindert habe, mich aber die Umstände verhinderten, ihm dies heute selbst zu sagen.

Ich werde die Befehle der Herrin genau erfüllen.

Und morgen – morgen bringen Sie mir wieder Nachricht – nicht erst am Abende – Lucie wird Ihnen ein Zeichen geben, wann Sie kommen können.

Zehntes Capitel.

Es waren vier Tage seit jenem Abende verflossen, und es war wieder Abend. Früh hatte er sich über jenen Theil der Erde hinabgesenkt, wo die Herrschaft des Winters

und der Nacht jetzt fast auf ihrem Höhepuncte stand. Dennoch hatte Hedwig mit Ungeduld den Untergang der Sonne erwartet, welche mit bleichem und kaltem Lichte ihre niedrige, kurze Bahn am Himmel zurücklegte und dann, ermüdet von dem Anblicke der unendlich weiten und öden Schneeflächen, um drei Uhr Nachmittags hinter einem dunkeln Föhrenwalde verschwunden war.

Die hereinziehende Dunkelheit erlös'te sie jedoch nicht von den ihr jetzt plötzlich so unerträglich gewordenen Fesseln. Man dinirte erst um fünf Uhr, und der Graf sprach sein Wohlgefallen über diese Einrichtung eben so oft aus, wie über die geheizten Corridore.

Es hat etwas ungemein Behagliches, sagte er, sich bei Licht zu Tische setzen zu können und dabei zu denken, daß man dinirt und nicht soupirt; man hat nicht nöthig, später noch einmal zu Abend zu essen, und kann deßhalb mit weit größerer Sicherheit auf eine ruhige Nacht rechnen. Ich werde dies künftig in Wallfort ebenfalls einführen.

Endlich war auch dies vorüber und sie konnte sich zurückziehen, nachdem sie die Einladung des Fürsten, den Abend gemeinschaftlich zuzubringen, mit einer Hast abgelehnt hatte, welche ihm aufgefallen war.

Auf ihrem Zimmer angelangt, ging sie unruhig eine kurze Zeit auf und ab, dann kam Lucie.

Ist Alles still und ruhig? fragte sie – glaubst du, daß wir unbeobachtet sind?

Ich habe die Thüre des Corridors, welche nach unserem Fügel führt, zugemacht, erwiederte das Mädchen,

oder vielmehr den ganzen Tag über zugehalten, damit es nicht auffällt, und so kann man uns nicht beobachten.

So geh' hinüber, sagte sie erröthend und mit abgewandten Blicken, geh' hinüber und benachrichtige ihn – aber sei vorsichtig – bedenke, daß seine Freiheit und sein Leben auf dem Spiele stehen!

Ohne ein Wort der Erwiederung entfernte sich das Mädchen.

Hedwig blieb allein. Ihr ganzes Wesen schien verändert. Auf ihrem Gesichte lag eine ängstliche Erwartung, eine ihr sonst fremde und nicht eigene Besorgniß; sie fuhr zusammen, wenn ein zufälliges Geräusch an ihr Ohr schlug, und dann richteten sich ihre Blicke wieder mit einem so beseligenden Ausdrucke auf die geschlossene Thür, als ob sie dem Nahen des höchsten Glückes durch dieselbe entgegensehe. –

Es waren, wie gesagt, vier Tage seit jenem Abende verflossen, und wir haben nur noch zu erwähnen, daß Raoul in dieser Zeit bereits zwei Mal, von Lucie geleitet, bei seiner Retterin gewesen war: gestern und vorgestern, jedes Mal länger als eine Stunde, gestern sogar viel länger.

Sie erwartete ihn nicht mehr, wie einen Fremden, mit dem sich zu verständigen sie eben so sehr gebangt als gehofft hatte – nein, in dem Ausdrucke dieser glänzenden, verschämt und sehnsüchtig blickenden Augen lag ganz etwas Anderes – der Widerschein eines bereits zum Bewußtsein gelangten Glückes, dem ihr Herz sich widerstandslos hingegeben und welches zu verheimlichen sie keine Macht mehr besaß.

Erwartungsvoll, erbebend, mit verhaltenem Athem und vorgebeugtem Körper stand sie da, lauschend auf seinen Tritt und zugleich bangend, daß er von einem anderen Ohre als dem ihrigen gehört werden könne.

Endlich öffnete sich leise die Thür. Er trat ein – sie hatte nicht die Macht, ihm, wie sie wollte, entgegen zu eilen – aber dies war auch nicht nöthig, denn ehe sie eine Bewegung machen konnte, stand er bei ihr, hatte ihre Hand ergriffen und blickte mit Zärtlichkeit in ihre Augen, welche sie verschämt und erröthend niederschlug.

Meine geliebte, meine theure Hedwig, flüsterte er, indem er einen langen Kuß auf ihre nicht widerstrebenden Lippen drückte – ich bin wieder bei dir – Ich habe dich wieder!

Setzen wir uns, sagte sie, indem sie einen schwachen Versuch machte, seine Hand zu entfernen, du bist noch nicht ganz gesund und wirst ermüdet sein.

Krank? Ermüdet? wiederholte er mit dem Ausdrucke des höchsten Glückes – kannst du das im Ernste meinen?

Er führte sie langsam zum Sopha, und sie ließ Alles geschehen, wie er es wollte.

Du bist wieder ganz wohl? sagte sie – o, wie mich das freut, wie kummervoll muß dir die Zeit in deiner Einsamkeit vergehen!

Wenn ich in dem finstersten, dem schrecklichsten Kerker läge und hätte die Hoffnung auf Eine Stunde wie *diese*, nur auf eine einzige Minute, wo ich in deine Augen blicken, deine liebe Stimme hören könnte – wie gern wollte ich Alles ertragen!

Wolltest du das? sagte sie, indem ein höheres Roth ihre Wangen färbte – ich wollte das auch, und ich beneide dich um deine Einsamkeit – gern, gern würde ich mit dir tauschen. – Zweifelst du daran? fuhr sie fort, als er sie fragend anblickte – ich könnte dann ungestört an dich denken.

Denkst du jetzt nicht an mich?

O, immer, immer: Aber ich muß mit den Andern sprechen über Dinge, die ich kaum höre; ich muß freundlich, theilnehmend erscheinen, ich muß mich zwingen, mir Gewalt anthun, während du ....

Während ich, unterbrach er sie, die so schnell entflohene Stunde unseres Glückes immer wieder in der Erinnerung verleben kann, bei jeder Einzelheit, bei jedem Beweise deiner Liebe verweilend, bis ich erschrocken aus meinen Gedanken emporfahre und mich frage, ob mein namenloses, mein so unverhofftes Glück auch Wirklichkeit und nicht ein bloßes Spiel meiner Phantasie sei! – Und dann, fuhr er fort, während sie sich inniger an ihn schmiegte, dann kommt die Hoffnung auf das Wiedersehen! Ach, laß mich dir nicht sagen, wie ich mir dies Alles ausmale, jetzt, jetzt, wo mein Arm dich umfaßt hält und ich in deine lieben, schönen Augen blicken kann! –

Sie sah zu ihm empor, als ob sie diesen Wunsch erfüllen müsse, er aber sah nicht in ihre Augen, sondern drückte einen langen Kuß auf Ihre Lippen.

Schweigend saßen sie eine Zeit lang neben einander im seligsten Austausche ihrer Gefühle, welche in Worte zu fassen die Sprache zu arm ist.

Ich denke zuweilen, sagte sie dann schüchtern und den Kopf abwendend – du könntest mich verachten, Raoul – denn es ist mir selbst unerklärlich.

Daß du mich liebst? fragte er traurig.

Nicht, nicht, daß ich dich liebe – nein – aber weil ich es dir so schnell und so bald gestanden, die Gefühle meines Herzens nicht verheimlicht habe – wenn, wenn du es mißbilligst – mir deßhalb zürnst – so muß ich es tragen – aber ich konnte nicht anders!

Hedwig, rief er innig, meine süße, geliebte Hedwig, es gibt auch ein Uebermaß des Glückes, welches zu tragen das Herz des Menschen nicht befähigt ist – ich kann dir dies Alles nie, niemals vergelten – sei weniger lieb gegen mich, damit die Vorstellung, ich könne deiner nicht werth sein, nicht von vorn herein zur Unmöglichkeit werde!

Zürnst du mir, Geliebter? O, ich wollte dich nicht betrüben, sagte ich etwas, was nicht recht war, so vergib mir! – Wie das Alles so wunderbar gekommen ist, – fuhr sie dann fort, nachdem sie von ihm die stummen und doch redenden Beweise der Unrichtigkeit ihrer Befürchtung erhalten hatte – es ist heute Sonntag; heute vor acht Tagen warst du erst *einen* Tag hier, und vor zehn Tagen wußten wir beide noch gar nicht, daß wir uns je im Leben begegnen könnten.

Wir wußten kaum, daß wir überhaupt lebten – ich hatte deiner einmal flüchtig erwähnen hören, von Margot, als sie mir den Inhalt eines Briefes ihres Freundes Rohneck mittheilte – aber es war nur eine kurze Bemerkung.

Ich kannte dich etwas mehr und habe öfter an dich gedacht, denn Herr Rohneck hatte mir dein edles, ritterliches Benehmen in der Fichtenau ausführlich erzählt, und schwärmte für dich, besonders nach deiner Rückkehr auch Spanien.

O, sprich nicht von diesen unbedeutenden Dingen! Es wurde mir ohnehin schwer genug, den verkleideten braunschweigischen Officter einem Verbrecher gleich zu verhaften; da ich aber erfuhr, daß er meiner geliebten Schwester das Leben gerettet habe – wäre es ja eine Schändlichkeit gewesen!

Wie wunderbar, sagte sie, wieder in ihren Erinnerungen schwelgend, daß wir uns hier, hier am Ufer der Wolga, so fern, so fern von deinem und meinem Vaterlande, begegnen mußten!

Begegnen? Das ist nicht die richtige Bezeichnung, sprach er mit einem Lächeln, welches scherzhaft sein sollte und doch nur ein Ausdruck seiner Liebe war – wir hätten uns immerhin begegnen können, ohne – ohne ....

Ohne uns zu finden und uns für immer anzugehören, ergänzte sie, da er absichtlich zögerte, den Satz zu vollenden.

Für immer, wiederholte er, sie leidenschaftlich umarmend – bis zu unserem Tode!

Und um uns nie mehr zu trennen, flüsterte sie.

Ein tiefer Seufzer hob seine Brust, denn die Gefangenschaft, die verlorene Freiheit, der Krieg, die weite Entfernung, der schreckliche Winter – alle diese Hindernisse ihrer Liebe flogen durch seine Seele.

Da ich gestern vor acht Tagen, von dem schönen Wetter angelockt, die Idee faßte, Schlitten zu fahren, sprach sie gedankenvoll weiter, weil der Fürst abwesend war, bot sich Petrowitsch an, was er noch nie gethan, mich zu fahren. Als wir dann aus einem Walde herauskamen, erblickte ich den Transport der Gefangenen, unter denen du dich befandest, mein theurer Raoul, und da ich eine Furcht davor empfand, ihnen zu begegnen, weil ich ja doch ihr Elend nicht mildern konnte, so befahl ich Petrowitsch, einen Seitenweg einzuschlagen. Er war auch dazu bereit – aber es war keiner vorhanden, und die tiefen, mit Schnee ausgefüllten Gräben machten das Ausbiegen auf die Felder unmöglich – sonst – würden wir uns niemals gesehen haben! Wie wunderbar, fuhr sie mit leuchtenden Augen und der Schwärmerei der Liebe fort – und doch nicht wunderbar, denn wir *sollten*, wir *mußten* uns ja finden! – Ich saß in meinem Schlitten, der zu halten gezwungen war; ich wollte die armen, dem Tode geweihten, abgezehrten Gestalten nicht sehen, und mußte doch immer wieder zu ihnen hinblicken. – Da kamst du und stütztest dich auf die Lehne meines Schlittens – der Kosak wollte dich weiter treiben – aber ich – ich – o, ich weiß selbst nicht, wie mir geschah – ich hätte dich schon damals zu mir in den Schlitten ziehen und in die Welt mit dir hinausfahren mögen! –

Das war unmöglich, sprach sie dann leise flüsternd weiter – du mußtest fort mit den Andern, und als ich dich nicht mehr sah, gab ich mir Mühe, Alles zu vergessen und nicht mehr an dich zu denken. Plötzlich aber ergriff

mich eine unnennbare Angst und der feste Entschluß, dich nicht deinem Geschicke zu überlassen. Die Furcht, daß ich zu spät kommen könne, ließ mich Petrowitsch zur größten Eile antreiben. – Als wir endlich ankamen, nur wenige Minuten nach euch – warst du ohnmächtig geworden, und nur die zufällige Anwesenheit von Petrowitsch und seine Willfährigkeit, hervorgerufen durch die Abwesenheit des Fürsten, machten es mir möglich, meinen Plan zur Ausführung zu bringen.

Er hatte ihr mit dem Ausdrucke der innigsten Zärtlichkeit zugehört, aber in seinem Auge lag doch eine tiefe Traurigkeit, während er sie unverwandt anblickte.

Und ich habe nichts – gar nichts, sagte er dann, um dir dies Alles zu vergelten! –

Willst du mich betrüben? fragte sie zärtlich – *liebst* du mich nicht?

Wenn ich es auch immer und immer wiederhole, wie sehr ich dich liebe – ich vermag es dir doch nicht zu sagen, wie ich es empfinde!

Dann sprich nie wieder solche Worte – sie betrüben mich! –

Vergib mir, zürne mir nicht – ich erkenne es in diesem Augenblicke, daß es auch ein hohes Glück ist, von der Geliebten Alles zu empfangen – Leben und Freiheit – ohne ihr vergelten zu können!

Alles? fragte sie leise und mit gesenkten Wimpern – du hast das Werthvollste dennoch vergessen – die Liebe, – und gibst du mir diese nicht in gleichem Maße zurück? – Nicht in höherem? fuhr sie mit einem Lächeln fort,

welches scherzhaft sein sollte, wobei jedoch die innere Rührung verrätherisch um ihren Mund zuckte – denn das *kannst* du nicht!

Wieder schwiegen sie eine längere Zeit.

Was du vorhin sagtest, sprach er dann glücklich lächelnd weiter, war wunderbar und wundervoll zugleich – das Wundervollste von Allem aber bist du selbst ....

Fahre fort, wehrte sie, als er wieder eine Pause eintreten ließ.

Aber daß *ich* dich hier finden mußte, ist noch weit, weit wunderbarer! Als die Ordre zum Ausmarsche erfolgte, eine Ordre, der wir lange entgegengesehen hatten, Margot mit den bangsten Sorgen ....

Nicht wahr, sie ist schön, deine Schwester Margot, die du so sehr liebst!

Sie ist ein liebliches, unschuldvolles Wesen, aber lange, lange nicht so schön wie du ....

Erzähle weiter, unterbrach sie wieder. Als die Ordre kam, weinte sie unaufhörlich und konnte ihre Thränen gar nicht stillen, und mir selbst war das Herz schwerer denn jemals; denn dieser Feldzug hatte etwas Unheimliches, und ich zog nicht mit der Freudigkeit und Siegesgewißheit fort, wie sonst. Zwar vertrauten wir Alle dem Genie und dem Sterne des großen Kaisers, aber ich konnte dennoch einer bangen Ahnung nicht Herr werden. Sie blieb wieder ohne Schutz zurück, und es beruhigte mich einigermaßen, daß der Herzog von Villeroi Paris ebenfalls verlassen hatte.

Du mußt mir später ausführlich von Margot erzählen, der Herzog aber wird ihre Ruhe nicht mehr beeinträchtigen, denn er ist todt.

Todt?

Er ist in Petersburg im Duell erschossen worden.

Immerhin – ich will mich nicht darüber freuen – aber ich kann auch kein Bedauern empfinden. Unser Abschied war traurig, wie dies nicht anders sein konnte, denn sie gab sich den bangsten Befürchtungen hin. Laß mich dir unseren unendlichen Marsch und die damit verbundenen Entbehrungen nicht weiter schildern, es belebte uns die Gewißheit des Sieges und das Erkämpfen eines ruhmvollen Friedens. Ich focht in der blutigen Schlacht von Borodino und zog in die ersehnte, menschenleere Hauptstadt mit der Avantgarde ein – es machte einen niederschlagenden, unheimlichen Eindruck, als wir durch die verödeten, nicht endenden Straßen ritten, nur von dem Geräusche der Hufschläge unserer eigenen Pferde begleitet, aber der leichte Sinn, der dem französischen Soldaten eigen ist, überwand auch dies bald und ließ ihn von Ueberfluß und Ruhe nach so vielen beschwerlichen Anstrengungen träumen. Dann kamen die furchtbaren Tage des Brandes. Mit der brennenden Stadt verflüchtigten sich unsere geträumten Hoffnungen und zogen in dicken, finstern Rauchsäulen an dem dunkeln Himmel dahin. Dann wohnten wir eine Zeit lang unter den Trümmern und lebten plündernd im Ueberflusse von dem, was die Flammen verschont hatten. Aber wir befanden uns in

einer Art von Taumel, mit dem Bewußtsein, in dem kurzen und wüsten Genusse der Gegenwart einen Ersatz zu suchen für die Vergangenheit – vielleicht auch für die Zukunft – Niemand hatte ein Bild von den Schrecken dieser Zukunft! Ungewisse Gerüchte flogen täglich durch unsere Reihen, bis wir die Stadt verließen. Wir waren überzeugt, daß wir nicht wieder zurückkehren würden, obgleich man es uns vorspiegelte.

Nach wenigen Tagen wußten wir, daß wir uns auf dem Rückzuge befanden, und ein Jeder konnte die Größe der Entfernung bis zur Gränze berechnen, da wir denselben Weg bereits zurückgelegt hatten. Dennoch blieb Alles in der gewohnten Ordnung, bis wir erfuhren, daß die Verwundeten nicht mehr mit zurückgeführt werden konnten, sondern hülflos liegen gelassen wurden. Jede Wunde, auch die unbedeutendste, wenn sie am Marschiren hinderte – war der Tod! Diese Ueberzeugung entmuthigte sehr, und während die Besseren sich mit stummer Resignation um so fester an einander schlossen, stäubten die Andern aus einander, um, auf eigene Hand marodirend, einen ruhmlosen Tod zu finden. Bei Malo-Jaroslawetz versuchten es die Russen, uns den Weg zu verlegen, und es kam zu einem blutigen, mörderischen Kampfe, die Armee schlug sich durch, ich selber aber wurde verwundet und wunderbarer Weise nicht getödtet, sondern gefangen.

Armer Raoul! flüsterte sie zärtlich.

Kannst du mich jetzt noch bedauern, jetzt noch? Würden wir uns sonst jemals gefunden haben?

Aber du hast so viel gelitten – es hätte auf andere Weise geschehen können. Erzähle ausführlicher, nicht so kurz und rhapsodisch, bedenke, wie sehr mich jeder kleine Umstand interessirt.

Erlaß es mir, dir das schreckliche Gemetzel in Malo-Jaroslawetz zu schildern; ich habe viele Schlachtfelder gesehen, auch das von Borodino, aber keines, welches diesem an Gräßlichkeit geglichen hätte. Die Stadt liegt an den sumpfigen Ufern der Lauscha und wird auf beiden Seiten von Höhen begränzt. Sechsmal wurde sie von unserer Infanterie erstürmt und sechsmal von den Russen wieder erobert; endlich überließen uns diese nach dem siebenten Sturme den grauenvollen Schauplatz des Krieges, auf dem unter den Trümmern der noch brennenden Häuser zehntausend halb verkohlte, halb von den Rädern der Geschütze zermalmte Leichen lagen. Die Nacht deckte ihren Mantel darüber, aber das Gewimmer und das Stöhnen der armen Verwundeten, denen Niemand half als der Tod, den sie erflehten, tönte geisterhaft zu uns herüber, die wir auf den Höhen jenseit der eroberten Stadt bivouakirten. Am anderen Morgen wäre der Kaiser fast von Kosaken gefangen worden, welche ihn und seinen Stab umringt hatten, bis die Garde-Dragoner ihn befreiten. Wir sahen das von unserem Standpuncte und zitterten bei dem Gedanken eines solchen Ereignisses. Der Kaiser unternahm eine Recognoscirung, und wir erhielten Befehl, die schwärmende Cavallerie zurückzutreiben. Wir setzten unsere abgemagerten Pferde in Galop, und es kam zu einem unbedeutenden Scharmützel. Plötzlich

erhielt mein Pferd einen Schuß, so daß es sich hoch aufbäumend überschlug, und ich selbst einen Hieb in den Kopf. Dieser und der gewaltsame Sturz betäubten mich – ich blieb bewußtlos liegen. Als ich wieder zu mir kam, schien die Sonne hell und verhältnißmäßig warm, aber sie stand schon tief am Schimmel, es war Nachmittag. Ich war mit Blut bedeckt und mein Fuß, welcher noch unter dem Pferde lag, schmerzte mich sehr. Nachdem ich ihn mit großer Anstrengung von dieser Last befreit hatte, versuchte ich, aufzustehen – aber es war unmöglich! – Die dunkeln Kolonnen meiner Waffenbrüder standen nur einige Tausend Schritte rückwärts; ich vermochte noch die Bewegungen der Einzelnen zu erkennen, die Bayonnette blitzten in der Sonne – aber ich konnte nicht zu ihnen. Ich versuchte, zu fliehen – vergebens! Die schreckliche Ueberzeugung, hier hülflos sterben zu müssen, ergriff mich – und ich dachte einen Augenblick daran, mir selbst den Tod zu geben. Aber das Leben fesselt uns mit starken Banden, und die Hoffnung flüsterte mir zu, daß die Unsrigen vorrücken und mich dann doch mitnehmen würden. Ich setzte mich und blickte mit der Resignation eines Menschen, der sich verloren gibt, bald auf die nahe französische Kolonne, die unbeweglich da stand, rasch auf die dunkeln Linien der Russen und diejenigen der Franzosen, welche ich beide in der Ferne von meinem Standpuncte auch zu sehen vermochte. Ein Zug russischer Dragoner kam näher, lös'te sich auf und schwärmte aus. Ich legte mich auf den Boden, um von ihnen nicht bemerkt zu werden, mußte aber doch gesehen worden

sein, denn bald hielt ein Dragoner neben mir, welcher, indem er sein Pistol auf mich richtete, drohende Worte in russischer Sprache ausstieß, die ich nicht verstand. Ich dachte an Margot, an Frankreich, blickte ihm fest in die Augen und in die Mündung seines Pistols und erwartete den Tod.

Armer Raoul! flüsterte sie wieder.

Da hörte ich einen Ruf und den Hufschlag eines Pferdes, und wenige Augenblicke später hielt ein Officier neben dem Dragoner. Er redete mich französisch an, erkundigte sich, wie ich verwundet sei, und befahl dann, mich aufzuheben und auf ein Beutepferd zu setzen. – Ich war gefangen! Dies schien mir schrecklicher, als der Tod, und ich bat den Officier, mich erschießen zu lassen, damit es rasch mit mir zu Ende komme.

Der Soldat muß nie verzagen, sprach er freundlich; das Geschick war heute wider Sie, nehmen Sie an, was es bringt, aber greifen Sie nicht eigenmächtig in Ihr Schicksal! – Wie Recht hatte dieser brave Capitän, dem ich ewig dankbar sein werde! – Man geleitete mich zu einem höheren Officier, der mich mit haßerfüllten Mienen abzuführen befahl, als ich mich weigerte, die an mich gerichteten Fragen über die Stellung und die Lage unserer Truppen zu beantworten.

Was nun kommt, theuerste Hedwig, laß mich dir nicht im Einzelnen schildern, dir würdest doch an der Wahrheit zweifeln, so wie es mir jetzt selbst unmöglich vorkommt, daß der Mensch im Stande ist, ein solches Uebermaß von Entbehrung, von Gräuel und Beschimpfung zu ertragen.

So lange ich mich bei den russischen Truppen befand, war die Behandlung wenigstens eine annähernd menschliche; ich wurde verbunden, erhielt in einem Schuppen ein Lager auf feuchtem Stroh und auch einige spärliche und verdorbene Nahrungsmittel; als aber der Arzt mich nach dem dritten Tage für transportfähig erklärte, da mein Fuß das Gehen wieder gestattete, wurde ich mit anderen Gefangenen den Kosaken übergeben und war der erbarmungslosen Mißhandlung dieser Horde verfallen.

Man nahm mir nicht nur sofort alle meine irgend werthvollen Sachen und meinen Mantel, sondern riß mir die Epauletten ab und trieb uns dann wie eine Heerde Schlachtvieh mit Lanzenstößen weiter. In jedem Dorfe, in jeder Stadt, die wir durchzogen, keine Spur von Mitleid, sondern Verhöhnung und Mißhandlung, wobei die Weiber sich am tollsten geberdeten. Ich habe selbst gesehen, wie sie Mehre von uns, die ermattet hinsanken, mit Messern ermordeten oder mit Knütteln erschlugen und den Kannibalen gleich um ihre zerfetzten Leichen tanzten!

Vergib mir, fuhr er fort, daß ich dir dies habe erzählen können – die Erinnerung an jene schreckliche Zeit wurde plötzlich zu lebendig in mir; täglich flehte ich den Tod an, mich zu erlösen, nur die Worte jenes Officiers und

der Umstand, daß ich keine Waffen besaß, hielten mich ab, ihn mir zu geben.

So ging es weiter – immer weiter, einen Tag wie den andern. An jedem Morgen war unsere Anzahl eine geringere geworden, und wir dachten voll Neid an diejenigen, welche der Tod von diesen Qualen erlös't hatte. In Nowgorod ließ man uns zwei Tage ruhen, in einem kalten Gebäude, wo wieder Mehre während der Nächte erfroren – dann zogen wir abermals weiter – der Weg bis zum Grabe schien ohne Ende. Von dem Morgen an, wo wir Nowgorod verließen, fangen meine Erinnerungen an, sich zu verwirren; ich schwankte fort, gedankenlos, oft wie im Traume mit geschlossenen Augen – dann hatte ich eine wunderbare Erscheinung – ich sah ein himmlisches Wesen, von einem Strahlenglanze umgeben, der meine matten Augen blendete, die Hand segnend und beschützend über mich ausstrecken, empfand die beseligende Gewißheit, daß der Augenblick meiner Erlösung gekommen sei – und dann – dann weiß ich nichts mehr – bis ....

Bis du erkanntest, du armer Raoul, unterbrach sie ihn mit thränenfeuchten Augen, daß jenes Wesen ein irdisches war, voller Schwächen und Fehler – aber in deiner Liebe seinen Himmel gefunden hat.

Nein, nein, rief er, sie leidenschaftlich umschlingend, du stammst dennoch von dem Himmel, und ich werde dich niemals verdienen, niemals deiner werth sein, dir niemals vergelten können! –

Ein leises Klopfen an der Thür erweckte sie aus der Berauschung ihrer überströmenden Gefühle.

Schon? sagte sie, erschreckt auffahrend – wäre es möglich – bist du nicht vor wenigen Minuten gekommen? – Lucie irrt, es unmöglich!

Der Zeiger der Uhr steht auf Zehn.

Sie wird falsch gehen – willst du wirklich schon fort?

Ich? – O, gewiß nicht! Aber denke an deine Sicherheit, Geliebte!

An *meine*? Nein, nein! rief sie mit dem Ausdrucke der Angst. Beeile dich, Raoul, es ist die höchste Zeit – dein Leben und deine Freiheit stehen auf dem Spiele!

Es ist werthlos gegen einen Augenblick in deiner Nähe – laß mich noch bleiben, Geliebte!

Und was sollte aus mir werden, wenn ....

Du hast Recht, hast Recht, rief er eilig, wie schlecht bin ich, immer nur an mich zu denken, vergib mir – leb' wohl, leb' wohl, meine Geliebte, meine himmlische Hedwig!

Sie sanken sich in die Arme und hielten sich lange umschlungen.

Bis morgen, flüsterte sie dann ....

Bis morgen, wiederholte er, nochmals zurückkehrend und sie küssend – dann war er verschwunden.

Eilftes Capitel.

Wenn Hedwig allein war, wie am Morgen des folgenden Tages, saß sie träumerisch und gedankenvoll, in ihren Erinnerungen schwelgend. Aber die Gegenwart und die Zukunft traten ebenfalls in ihre Rechte, und zwar mit unabweislichen und gebietenden Forderungen. Noch immer erröthete sie vor sich selbst und schlug die Augen

nieder, wenn sie daran dachte, wie schnell, einem Sturme ähnlich, die Liebe in ihr Herz gekommen sei und wie widerstandslos dieses sonst so starke Herz sich ihr unterworfen habe; ein hingebender, verschämter Ausdruck verschönerte dann ihr Gesicht, welches, von der Liebe geküßt, doppelt schön und anziehend aussah. Dann wurde ihre Miene ernster und besorgt, ihre vorher von einem sanften Glanze erfüllten Augen blickten unruhig, denn die Frage: Was nun – wie nun weiter? verdrängte, ohne sich abweisen zu lassen, die süße Schwärmerei des in Gedanken wiederholten Liebesgeflüsters. Keine Trennung – kein Scheiden! Das stand in ihrem Inneren fest, unumstößlich – aber sie wagte es noch nicht, es, wenn auch nur vor sich selbst, auszusprechen, und doch beschäftigten sich ihre Gedanken lediglich mit der Ausführung. Ihn allein ziehen lassen, unter irgend einer Verkleidung, Hunderte von Meilen, durch die russischen Armeen, bei einer alles Leben ertödtenden Kälte, hieße ihn dem sicheren Tode zuführen, einem Tode, dem sie ihn entrissen hatte, um sich selbst ihm zu eigen zu geben. Ihn zurückbehalten, heimlich, versteckt, war ebenfalls unmöglich. Sein Aufenthalt würde entdeckt werden, und dann war er gleichfalls verloren. Der Fürst drang dazu auf Entscheidung – der Fürst – es fröstelte sie, wenn sie an ihn dachte – wenn er die Ursache ihres Verhaltens erführe – sie mochte diesen Gedanken nicht ausdenken; und streckte die Hand wie abwehrend aus, als ob sie ihn mit dieser körperlichen Bewegung hätte verscheuchen können.

Nein, sprach sie dann, aufstehend, vor sich hin, während den Blick ihrer Augen die alte Festigkeit und Energie erfüllte – nein, wir trennen uns *nie, nie mehr* – mag Glück oder Unglück, Leben oder Tod unser Loos sein, nie soll es uns vereinzelt finden, sondern *immer zusammen*!

Lange ging sie nachdenkend auf und ab; allmälig wurde der Ausdruck Ihres Gesichtes ruhiger, es schwebte sogar wieder ein glückliches Lächeln um ihren Mund – sie war einig mit sich geworden, sie kämpfte nicht mehr mit einem Entschlusse, sondern hatte ihn gefaßt und erwog die Art und Weise der Ausführung, weniger bei den Hindernissen, als bei anderen Dingen verweilend, welche sie abwechselnd erröthen und erblassen ließen und doch in ihren Einzelheiten die volle Verwirklichung als ihrer uneingestandenen Mädchenträume enthielten.

Wir werden uns verheirathen, sprach sie leise und erglühend vor sich hin, und dann gemeinschaftlich fliehen! Welch ein Zauber, welch ein Uebermaß von Glück lag in diesem Gedanken! Ihr Vater stand wie eine matt angelegte Gestalt mit in diesem Bilde – er wird uns segnen, wenn wir uns wiedersehen, dachte sie weiter, jetzt darf er nichts erfahren, denn er würde weder einwilligen, noch unser Geheimniß bewahren. Mit der ihrem Charakter eigenen Lebhaftigkeit und Energie beschäftigte sie sich sogleich mit den Mitteln zur Ueberwindung der sich entgegenstellenden Schwierigkeiten, deren Größe sie zwar erkannte, die zu beseitigen sie aber eben so entschlossen als gewiß war.

Ihre Augen belebte nach einiger Zeit ein höherer Glanz, als sie ihr rasches Gehen unterbrach und mit dem Ausdrucke eines siegesgewissen Feldherrn in der Mitte des Zimmers stehen blieb.

Ihrer bin ich sicher – aber er? sprach sie dann sinnend; auch er wird sich gewinnen lassen – denn er ist schon zu weit gegangen, um zurückzukehren – er müßte denn seine Straflosigkeit durch Verrath erkaufen wollen, setzte sie beunruhigt hinzu. Das sieht ihm nicht ähnlich – Beginnen wir mit Lucie.

Warum sprach sie nicht vorher mit Raoul, der so ich wesentlich bei diesem Allem betheiligt war? Weßhalb vergewisserte sie sich nicht vorher dessen Zustimmung? – Weil ihr ein dunkles Gefühl sagte, daß er vielleicht anders darüber denken könne, es nicht dulden würde, daß sie Gefahren mit ihm theile, die er allein zu bewältigen habe. Allein? Ohne sie? Nach einer Trennung, vielleicht auf Nimmerwiedersehen? Niemals! Mit ihm leben, mit ihm sterben! Mit ihm fliehen und ankommen in dem Hafen des Glückes, oder untergehen auf der weiten Fahrt durch Schnee und Krieg! – Alles mit ihm – Eines oder das Andere – aber *immer* zusammen, *immer* vereint, *niemals* mehr getrennt! – Wenn Alles bereit, wenn der kühne Plan zur Ausführung fertig sein würde, zu welcher er bis dahin ja doch nicht mitwirken konnte – dann erst sollte er es erfahren – dann wollte sie das Steuer ihres Fahrzeuges in seine Hand legen und sich willig seiner Leitung unterwerfen.

Sie bedurfte einer längeren Zeit, um die hochgehenden Wogen ihrer Empfindungen ebben zu lassen; dann klingelte sie ihrem Mädchen. In gewohnter Weise ließ sie sich ankleiden. Lucie hatte, während sie vor dem Spiegel saß, die langen, lichtbraunen Flechten gelöst und die schönen, vollen Haare wallten wie ein glänzender Schleier bis auf den Boden herab. Noch immer konnte sie nicht den Anfang zu einer so ganz außergewöhnlichen Mittheilung finden – es war ihr auch nicht möglich, so lange ihr eigenes Bild sie aus dem Spiegel anblickte – sie erröthete vor sich selbst. Die Flechten waren fertig und in gewohnter Weise geordnet; sie erhob sich und stellte den Stuhl anders.

Lucie, sagte sie dann mit etwas unsicherer Stimme – ich werde nöthig haben, dir den Namen meines Bräutigams mitzutheilen.

Ihres Bräutigams, gnädige Gräfin? rief das Mädchen in sichtlichem Schreck.

Hast du denken können – er sei nicht mein Bräutigam?

Nein – nein – aber ....

Du wunderst dich, daß wir uns so schnell und so heimlich verlobt haben; wir kannten uns schon länger – haben zusammen korrespondirt, wenn wir uns auch nicht gesprochen – doch das ist am Ende gleichgültig – der Marquis de Beaumont, Capitän in einem französischen Chevauxlegers-Regiment, ist mein Bräutigam.

Empfangen die gnädige Gräfin meinen aufrichtigsten Glückwunsch, erwiederte die Dienerin beklommen.

Ich verstehe dich, meine liebe Lucie; du denkst, es sei eine sehr gefährliche Verlobung, und du magst darin nicht ganz Unrecht haben. Bist du mir treu und fest ergeben? kann ich sicher auf deine Treue bauen?

Können Sie daran im mindesten zweifeln?

Ich zweifle auch nicht daran, denn wir sind fast zusammen aufgewachsen, ich habe dir immer mein Vertrauen geschenkt und du hast dich stets desselben werth bewiesen. Du kannst mir jetzt dies Alles vergelten.

Es würde mich unbeschreiblich glücklich machen!

So höre genau zu, was ich dir jetzt sage, fuhr sie leiser sprechend fort, und verschließe Alles in dein Inneres als ein tiefes und gefährliches Geheimniß. Wir müssen fliehen!

Fliehen – wer, gnädige Gräfin? – Wie wäre das möglich?

Er, ich, du und – Petrowitsch. Durch ihn muß es möglich werden.

Petrowitsch? wiederholte Lucie sichtlich verlegen – würde er sich dazu entschließen?

Ich hoffe es, und du mußt dazu behülflich sein.

Ich? Wie sollte das geschehen?

Es scheint mir, fuhr Hedwig mit einem vertraulichen Lächeln fort, daß du ihm nicht gleichgültig bist – sei jetzt offen gegen mich, denn es handelt sich um Leben und Freiheit!

Er – er hat zuweilen voller Theilnahme zu mir gesprochen – aber dabei blickte er mich immer traurig an. Einmal, als ich ihn nach der Ursache fragte, sagte er: Bin

ich nicht ein Leibeigener und du ein freies Mädchen, und dazu eine Deutsche!

Ich verstehe, erwiederte Hedwig erfreut – wenn er kein Leibeigener wäre, so würde er vielleicht um dich geworben und du seine Bewerbung nicht zurückgewiesen haben.

Er ist ein sehr unterrichteter und achtungswerther Mann, der Herr Petrowitsch, entgegnete sie erröthend, aber er fühlt sich, und vielleicht gerade deßhalb, sehr unglücklich.

Rege die Idee bei ihm an, daß es unwürdig für ihn sei, in einem solchen erniedrigenden Verhältnisse zu verbleiben, sage ihm, daß er in Deutschland ein freier Mann sein und nicht nach Rußland ausgeliefert werden würde. Ich werde dich ausstatten, Lucie, dein künftiger Gatte, wenn er ein befähigter Mann ist, soll der selbstständige Verwalter eines Vorwerkes werden – du kannst gegen Petrowitsch vielleicht auch davon ein Wort fallen lassen. Aber sei vorsichtig, fuhr sie fort, als Lucie ihr dankbar und erröthend die Hand küßte, theile ihm noch nichts von unserem Plane mit – ich will selbst mit ihm reden. Kein Wort, keine Andeutung darf über deine Lippen kommen. Denke immer daran, daß Leben und Freiheit auf dem Spiele stehen! –

Um dieselbe Zeit hatte der Graf seinen Anzug vollendet und sich heute mit besonderer Sorgfalt die Leibbinde umwickeln lassen, weil das Thermometer auf fünfundzwanzig Grad Kälte stand. Behaglich saß er auf einem Sessel in der stark geheizten Stube und trank Kaffee,

nachdem er zur Beförderung seiner Gesundheit die tägliche Morgenunterhaltung und die damit verbundene Aufregung mit Friedrich abgemacht hatte. Der Eintritt des Fürsten unterbrach ihn im Lesen der Zeitung. –

Ich hoffe, Sie sind wohl und munter, bester Graf, führte sich der Fürst ein, und haben gut geschlafen?

Vortrefflich; Sie sehen ebenfalls sehr wohl aus.

Ich habe vollkommen Ursache, mit meinem Befinden zufrieden zu sein, und komme, Ihnen eine erfreuliche Nachricht mitzutheilen. Die französische Armee hat aufgehört zu sein! Der letzte nennenswerthe Rest ist an der Beresina vernichtet worden, was noch übrig geblieben, wird die Kälte tödten – so wäre denn das große Werk der Rache und der Sühne volbracht!

Die ganze Armee? fragte der Graf ungläubig. Auch der Kaiser Napoleon?

Leider hat man ihn entwischen lassen, wenigstens ist er weder gefangen noch getödtet.

Das ist schade – dieser Mann ist mehr als die ganze Armee, und wenn er nach Frankreich zurückkehrt, wird er bald wieder eine neue zu schaffen wissen.

Es hat Alles seine Gränzen; jedenfalls werden die Gelüste, Rußland zu erobern, in ihm erstorben sein, und wir haben das Verdienst, *wir allein*, diesen für uns überwindlich gehaltenen Eroberer geschlagen, vernichtet und als einen ruhmlosen Flüchtling heimgeschickt zu haben!

Um so schlimmer für uns, denn nun wird der Krieg bei uns losgehen!

Er wird dazu keine Mittel mehr besitzen und froh sein, wenn er einen leidlichen Frieden schließen kann.

Ich wünsche es, aber ich glaube es nicht und empfinde eine große Unruhe. Es wird durchaus nöthig sein, daß ich so rasch als möglich nach Hause reise.

Der Ansicht bin ich ebenfalls, und deßhalb wollte ich mit Ihnen reden. Eine längere Zögerung ist sowohl für Sie als für mich vom größten Nachtheile; auch will ich nicht verhehlen, daß das fortgesetzte Schweigen, überhaupt das ganze eigenthümliche Benehmen Ihrer Fräulein Tochter etwas Kränkendes für mich hat. Ich bin entschlossen, jetzt selbst ihr meinen Antrag zu machen – oder hat sie sich endlich gegen Sie ausgesprochen?

Ich gestehe, erwiederte der Graf verlegen, daß dies bis jetzt noch nicht der Fall gewesen ist – aber ich trage selbst Schuld, denn ich habe sie in den letzten Tagen wenig gesehen. Sie war unwohl und fast immer auf ihrem Zimmer.

Es kommt mir immer vor, als sei dieses Unwohlsein nur ein Vorwand, um unsere, vielleicht besonders meine Gesellschaft zu meiden, denn sie sieht wohler und blühender aus, als je. Ich gestehe, daß ich endlich Gewißheit haben möchte.

Wie können Sie noch im mindesten zweifeln? sagte lächelnd der Graf – wenn sie nicht wollte, würde sie es längst und sogleich ausgesprochen haben, wie das in ihrem Charakter liegt. Sie glaubt vielleicht, daß es nöthig sei, ein wenig zu zögern, fuhr er selbstgefällig fort, und Sie können dies einem jungen Mädchen am Ende auch nicht verdenken.

Ich habe es ihr auch nicht verdacht, aber Alles muß ein Ende nehmen; wir beide haben keine Zeit mehr zum Warten, Sie müssen nach Ihrer Heimath zurück, und ich – nun, wenn ich mich verheirathen will, so werden Sie zugeben, daß ein langer Brautstand oder gar die Einleitungen dazu für mich eine Thorheit sein würden.

Sie haben vollkommen Recht – ich werde noch heute kategorisch mit ihr reden und Ihnen hoffentlich ihre Zusage bringen.

Thun Sie das, bester Graf, oder verehrter Schwiegervater, wie ich Sie nun wohl bald nennen kann – bedenken Sie, daß dessen ungeachtet immer noch mindestens sechs Wochen vergehen werden, ehe wir abreisen könnten.

Bei dieser enormen Kälte würde es ohnehin früher unmöglich sein.

Sechs Wochen werden jedenfalls zwischen unserer öffentlichen Verlobung und unserer Hochzeit eingeschoben werden müssen, fuhr der Fürst fort, die letzte Bemerkung seines Gastes unbeachtet lassend, das schickt sich nicht anders, und ich werde mich darein fügen müssen. Wenn wir daher im Laufe dieser Woche unsere Verlobung bekannt machen und durch einige außergewöhnliche Festlichkeiten feiern, so würden, von heute an gerechnet, doch noch zwei Monate vergehen, ehe wir unsere gemeinschaftliche Reise antreten könnten.

Das wäre in der Mitte Februars; es kann dann immer noch gewaltig kalt sein.

Lassen Sie mich für Alles sorgen, Sie sollen warm und behaglich fahren; sprechen Sie jedenfalls noch heute mit Hedwig, und denken Sie ein wenig daran, mit welcher Ungeduld ich Ihrer Mittheilung entgegensehe.

Ich werde sogleich zu ihr gehen.

Gut, sagte der Fürst mit sichtlicher Befriedigung, und morgen werde ich selbst mir die Bestätigung meines Glückes aus ihrem Munde holen.

Sind die Nachrichten hinsichtlich des Unterganges der ganzen französischen Armee verbürgt? fragte der Graf – es wird sie das ebenfalls sehr interessiren, denn sie haßt die Franzosen fast eben so sehr, wie Sie das thun.

Nicht mehr, als sie es verdienen. Es sind ganz sichere Nachrichten. Nur einige Reste, ohne Geschütze und Waffen, sind bis Wilna gelangt, nachdem Napoleon schon vorher feig entflohen war. Dort hatte man auch diese halb erfrorenen Ueberbleibsel umringt, um sie entweder zu tödten oder gefangen zu nehmen, was an sich gleich bedeutend ist.

Ich werde ihr das mittheilen, und die Freude über diese Siegesnachricht wird gewiß dazu beitragen, ihrer an sich thörichten Mädchenziererei den Abschied zu geben. Ich hätte wirklich nicht geglaubt, als ich Sie das erste Mal sah – wenn ich so zurückdenke, fuhr er, den Fürsten lächelnd ansehend, fort – daß Sie mein Schwiegersohn werden könnten – Sie haben sich aber auch unglaublich zu Ihrem Vortheil verändert, förmlich verjüngt!

Das ist sehr natürlich, erwiederte der Fürst geschmeichelt – ein Bräutigam darf nicht an das Alter denken, und

wenn es zuweilen kommt, um sich in Erinnerung zu bringen, so schickt man es einfach fort. Ein fester Wille vermag Alles. Machen Sie es eben so, folgen Sie meinem Beispiele.

Sie werden doch nicht von mir verlangen, daß ich mich ebenfalls noch einmal verhetrathen soll! rief der Graf erschrocken.

Das meinte ich nicht – Sie sollen nur den Willen haben, jung zu sein, und Sie werden es sein – wie ich! – Nehmen Sie ein Beispiel an mir!

Zwölftes Capitel.

Hedwig saß noch in tiefem Sinnen verloren – sie hatte ja so Vieles zu denken, zu erwägen und zu überlegen –, als ihr Vater bei ihr eintrat.

Guten Morgen, mein Kind, sagte er, während sie aufstand und ihm entgegen ging – ich freue mich, dich so wohl und gut aussehend zu finden; ich habe dir eine erfreuliche Nachricht mitzutheilen.

Eine erfreuliche Nachricht? Hast du endlich einen Brief aus Wallfort erhalten?

Das nicht – die Verbindung ist noch immer unterbrochen – aber die ganze französische Armee ist an der Beresina vernichtet – wir müssen doch auch über diesen Fluß gefahren sein, obgleich ich dessen mich nicht erinnere – und Napoleon ist entflohen.

Die ganze Armee vernichtet? rief sie – die armen Menschen!

Was, du bedauerst sie? Du freuest dich gar nicht?

Wie kann ich mich über diese unaufhörlichen Menschenschlächtereien freuen? Sind der Opfer nicht genug gefallen?

Je mehr, je besser! Es sind ja unsere Feinde!

Wenn auch – es sind immer Menschen – Unglückliche, die aus ihrer fernen Heimath in dieses schreckliche Land getrieben sind, um hier einem erbarmungslosen Geschicke zu erliegen – ich kann mir es immer noch nicht denken! Man gab die Stärke der französischen Armee, als sie vor sechs Monaten, damals, als wir in Wilna waren, den Niemen überschritt, auf fünfhunderttausend Mann an – und sie Alle sollten vernichtet, Alle umgekommen sein?

Alle! wiederholte der Graf mit vergnügtem Gesichte – eine große Anzahl ist zwar gefangen, aber auch diese werden bei dieser exorbitanten Kälte bald zu den Todten zählen!

Schrecklich, schrecklich!

Du befindest dich heute in einer elegischen Stimmung, mein Kind; weßhalb sollen wir diese Franzosen bemitleiden, die uns selbst geknechtet und geplündert haben? – Auge um Auge – Zahn um Zahn, so steht es schon in der Bibel. Du hast ja wundervolle Blumen, fuhr er, in gewohnter Weise abspringend, fort – es sieht bei dir wie im Frühlinge aus, und doch haben wir fünfundzwanzig Grad Kälte. Der Fürst ist in allen Dingen die Aufmerksamkeit selbst.

Woher kommt die Nachricht, Papa? fragte sie, die letzte Bemerkung überhörend.

Von dem Siege an der Beresina? Der Fürst hat sie mir mitgetheilt – sie ist verbürgt, du darfst nicht daran zweifeln. Die französische Armee ist vernichtet. Rußland hat nichts mehr zu fürchten, aber nun wird es bei uns losgehen, setzte er mit einem Seufzer hinzu.

Vielleicht entschließt sich Napoleon, jetzt Frieden zu schließen – er muß des Krieges doch auch genug haben.

Vielleicht, vielleicht auch nicht – wer kann wissen, was in dem Kopfe dieses Ungeheuers vorgeht, welches von Gott in die Welt gesandt ist, um sie zu strafen und zu züchtigen? – Doch, wir wollen uns nicht in Muthmaßungen über Dinge erschöpfen, die völlig außerhalb unserer Auffassung liegen, sondern von unseren eigenen Angelegenheiten reden. Deßhalb bin ich zu dir gekommen. Du hast jetzt lange genug Zeit gehabt, um über eine Antwort auf den Antrag des Fürsten nachzudenken, und ich bin hier, sie zu empfangen.

Den Antrag des Fürsten? wiederholte sie mit sichtlichem Schrecken.

Nun ja, was denn sonst? Du thust, als ob du aus den Wolken fielest! Du wirst zugeben, daß jede Frage eine Antwort verlangt, und daß ein junges Mädchen, wenn es zur Beantwortung einer solchen Frage Bedenkzeit verlangt, die Antwort eigentlich schon gegeben hat!

Du wirst doch nicht etwa glauben – der Fürst wird sich doch nicht einbilden – rief sie verächtlich, brach dann aber, finster und ernst blickend, plötzlich in ihrer Rede ab.

Was soll ich nicht glauben und der Fürst sich nicht einbilden? wiederholte der Graf. Ist es deine Absicht, seinen Antrag zurückzuwerfen und dich und mich zu blamiren – ich sollte denken, das hättest du gleich thun können – ich würde dir weiter nicht zugeredet haben, denn ich will ihn ja nicht heirathen, ihn und seine Millionen – aber nachdem du darauf eingegangen bist ....

Ich darauf eingegangen! rief sie zornig – wie kannst du so etwas behaupten, Papa?

Wenn Jemand Bedenkzeit verlangt, so geht er auf den Vorschlag ein – er nimmt ihn noch nicht an, aber er verwirft ihn auch nicht. Wenn ein junges Mädchen bei einem Heirathsantrage so handelt, so schließt man, sie nehme an, ziere sich nur noch, wie dies in der Natur der Mädchen liegt.

Nun, so sage dem Fürsten, sprach sie mit fester Stimme, indem sie ihren Vater mit blitzenden Augen ansah, sage ihm, daß ich lieber .... – dann stockte sie plötzlich, erröthete und wandte befangen ihren Blick ab.

Was soll ich dem Fürsten sagen? fragte der Graf, erstaunt über dieses ihm auffällige Benehmen seiner Tochter.

Daß – daß er mir noch drei Tage Bedenkzeit lassen müsse, erwiederte sie leise und ohne ihren Vater anzusehen.

Ach, wozu diese ewige Bedenkzeit – es ist das nichts als eine alberne Laune von dir! Was soll das heißen? Du willst ihn heirathen, sonst würdest du ihn abweisen – weßhalb zögerst du also, »Ja« zu sagen?

Sie trat an den Blumentisch, so daß sie ihrem Vater den Rücken zukehrte, und beschäftigte sich damit, einige welke Blätter abzupflücken – ich muß erst mit der Vorstellung ganz vertraut werden, sprach sie dann mit freierer Stimme weiter, obgleich ihr diese Verstellung eine große Mühe kostete; auch – auch kann ich mich von dem Zustande der Freiheit noch immer nicht trennen, denn – so bald ich mich entschlossen habe, würde es mit dieser zu Ende sein. Es hat etwas Verletzendes für mich, daß ich so gedrängt werde, fuhr sie lebhafter fort, man kann den Zeitpunct nicht erwarten, wo man mir die Freiheit rauben will, wenn auch mit goldenen Fesseln – ich aber trage durchaus nicht ein so großes Verlangen nach dem Eintritte in die Sclaverei!

Du hast dich von je her extravaganten Ideen hingegeben – es ist das ein Erbtheil deiner seligen Mutter, sagte der Graf ärgerlich; was fabelst du von geraubter Freiheit und von Sclaverei? Wir leben in einem civilisirten Lande ....

Hier – in Rußland? unterbrach sie ihn spöttisch.

Und nicht in der Türkei, fuhr er, durch diese Bemerkung noch gereizter, fort – wenn du die Gemahlin des Fürsten wirst, so bist du seine Gemahlin und nicht seine Sclavin! Du weißt das Alles sehr wohl, und es ist thöricht von mir, daß ich mich überhaupt auf diesen Unsinn einlasse – also mache mit der Sache ein Ende – ich werde dem Fürsten sagen, daß du einwilligst.

Es wäre das sicherste Mittel, mich zum Gegentheil zu bestimmen.

Hedwig, rief der Graf, indem er dicht an sie herantrat – es hat Alles seine Gränzen! Kehre mir nicht immer den Rücken, wenn du mit mir sprichst, das paßt sich nicht!

Sie wandte sich langsam um und blickte ihn schweigend, ruhig und fest an. Die braune, sonst so warme Färbung ihrer Augen hatte einen helleren, kalten Ton angenommen. Er kannte diesen Blick aus Erfahrung und wußte, daß es jetzt vergeblich sein würde, ihren Willen zu beugen, denn er hatte es oft ohne Erfolg versucht, als sie noch ein Kind war und er diesen Eigensinn brechen wollte. Es war ihm niemals gelungen, und er mußte ihr immer Zeit lassen, um wieder zur Vernunft zu kommen, wie er es nannte. Später hatte er es stets vorgezogen, schon vorher selbst nachzugeben, und damit fast immer seine Absicht erreicht.

Du brauchst mich nicht so trotzig anzusehen, sagte er daher wieder ruhig, denn du hast wahrlich keine Ursache, dich so zu verbittern – was verlangst du eigentlich?

Ich habe es dir ja bereits gesagt, erwiederte sie, tief Athem holend – ich verlange noch drei Tage – dann werde ich mich erklären.

Es ist und bleibt eine abenteuerliche Forderung und zwecklos dazu!

Wenn du mich wirklich zwängest, Papa, sprach sie, ihn immer noch mit demselben Blicke ansehend, wenn ihr es für angemessen erachten solltet, alle Rücksichten gegen mich hintenan zu setzen, Rücksichten, die ich fordere und beanspruchen kann, selbst wenn ich eine dienende

Magd wäre – so würde ich mich erklären – aber vielleicht in einer Weise, die ihr weder wünschet noch erwartet!

Ich zweifle nicht, daß du dazu im Stande wärst, denn dein Eigensinn, wenn er auf seinem Höhepuncte angelangt ist, läßt keine vernünftige Erwägung bei dir aufkommen.

Sie schwieg, senkte ihre Augen zu Boden und stand regungslos da; ihr Gesicht war bleich, wie aus Marmor modellirt, nur um den zusammengepreßten Mund flog dann und wann ein leises Zucken.

Ich soll also dem Fürsten sagen, daß du noch drei Tage Bedenkzeit verlangtest? fragte der Graf, der jetzt die Ueberzeugung erlangt hatte, keine andere Antwort zu erhalten.

Sie neigte bejahend den Kopf.

Du versprichst aber, dich dann bestimmt zu erklären?

Ich verspreche es, sagte sie mit leiser Stimme.

Nun gut – ich werde deinem Willen nachgeben, erwiederte der Graf, der nun seinem Aerger wieder Luft machen konnte, es ist am Ende deine Angelegenheit, nicht die meinige. Handle nach deinem Ermessen, folge auch in der wichtigsten Angelegenheit deines Lebens den Eingebungen deines Eigensinnes, nicht den Rathschlägen deines Vaters – ich muß mir das gefallen lassen – es ist ja nichts Neues, ich bin daran gewöhnt!

Noch immer stand sie schweigend da, aber das Wogen ihres Busens bekundete ihre innere Bewegung, die Blässe ihres Gesichtes war verschwunden, und als sie zu ihrem

Vater aufblickte, lag in dem Ausdrucke ihrer Augen eine Mischung von Liebe, Trauer und selbst von Beschämung.

Zürne mir nicht, lieber Vater, sagte sie dann mit weicher Stimme, es würde mich sehr betrüben – die Zeit wird kommen, wo – wo du meine Handlungsweise erkennen und billigen wirst.

Du bist und bleibst ein eigenthümliches Kind – mir selbst oft unbegreiflich.

Du bist aber deßhalb doch mein guter Vater, der mich lieb hat, erwiederte sie, ihn mit ungewöhnlicher Zärtlichkeit in ihre Arme schließend – immer – nicht wahr, immer?

Was soll das nun wieder heißen? fragte er, ihren Kopf, den sie auf seine Schulter gelehnt hatte, aufrichtend – ich begreife – fuhr er selbstgefällig lächelnd fort – und wir werden dir die drei Tage bewilligen – der Fürst kann mit dieser Antwort auch vollkommen zufrieden sein.

So wäre dies denn vorläufig abgemacht, sagte sie, sich aufrichtend, durch die letzten Worte wieder erkältet – ich knüpfe daran die Bedingung, daß diese Frist mir wirklich gehört, daß ich während derselben durch keinerlei Fragen und Anspielungen belästigt werde.

Du fängst schon wieder an, unleidlich zu werden – es ist bei dir wie an einem Apriltage – aber ich habe nicht Lust, mich deinen Launen weiter auszusetzen. Ich werde den Fürsten benachrichtigen, und er wird gewiß so wenig wie ich Verlangen tragen, dich in deinen tiefen Erwägungen zu stören.

Es war eine schwere, böse Stunde, sprach sie vor sich hin, als der Graf sich entfernt hatte, während sie die Hand krampfhaft auf die Stelle ihres Herzens preßte – aber es geht nicht anders – ich muß auch *ihn* täuschen! – Die Zeit drängt, fuhr sie, fest und freudig emporblickend, fort, die Zeit drängt, es *muß gehandelt* werden, und so bald als möglich! –

Um dieselbe Zeit befand sich Raoul, der Gegenstand ihrer so unruhig umherschwankenden Gedanken, einsam auf seinem Zimmer. Wie eine Erscheinung ist er plötzlich wieder mitten in unsere Geschichte eingetreten, völlig unerwartet, um noch unerwarteter in Hedwig's stolzem Herzen die Liebe für ihn erstehen zu lassen. Wir haben ihn bisher nur flüchtig gesehen, weil es uns mehr drängte, die Wandlungen ihres Herzens zu beobachten, als seine abgehärmte und leidende Gestalt näher zu betrachten. Raoul ist nur in kurzen Epochen aufgetreten, um wieder auf längere Zeit zu verschwinden, wozu ihn sein Beruf nöthigte, aber wenn wir sein uns bekannt gewordenes Handeln uns wieder vergegenwärtigen, so können wir nur günstig über ihn urtheilen. Er gehört zu jenen für alles Gute, Erhabene und Schöne sich leicht begeisternden Naturen, welche niemals eine unehrenhafte Handlung begehen können, weil die Ehre, das heißt die wirkliche, innere Ehre, so unerläßlich zu ihrem Bestehen ist, wie die Luft zum Athmen. Denke nicht, geneigte Leserin, wir beabsichtigten, indem wir dies sagen, den jungen, ritterlichen französischen Officier als ein Ideal menschlicher Vollkommenheit hinzustellen; dies ist durchaus nicht der

Fall, wir wollen vielmehr nur nach der Natur schildern und hegen zum Ruhme der vielgeschmähten Bewohner unseres kleinen Planeten die Ueberzeugung, daß derartige Charaktere keineswegs zu den Seltenheiten gehören, daß viel mehr Alle, welche eine wirkliche Herzensbildung und nicht besondere sie beherrschende schlechte Neigungen und Leidenschaften besitzen, zu jener Klasse gerechnet werden müssen.

Betrachten wir Raoul jetzt etwas näher. In den wenigen Tagen, die er auf dem alten Schlosse des ihm fremden Fürsten zugebracht, war eine sehr vortheilhafte Veränderung in seinem Aeußern vorgegangen. Seine gute Natur hatte den aus unsäglichen Entbehrungen und Schwäche entstandenen Krankheitszustand überwunden, mit dem rückkehrenden Bewußtsein hatten sich seine körperlichen Kräfte rasch wieder gehoben und der plötzlich eingetretene Aufschwung seines Geistes die vollständige Genesung herbeigeführt. Bart und Haare waren geordnet, seine noch etwas tief liegenden Augen blickten klar und mit erhöhtem Glanze, und sein wenn auch noch bleiches und mageres Gesicht hatte seine frühere Schönheit vielleicht in noch mehr vergeistigtem Ausdrucke wiedergewonnen.

Er trug einen einfachen, eng anliegenden Rock nach russischem Schnitte, der seine schlanke Gestalt vortheilhaft hervorhob, und schritt jetzt, sich seinen Gedanken überlassend, in dem einsamen Zimmer auf und ab. Zuweilen blieb er unfern des Fensters stehen, von welchem aus man das neue Schloß sehen konnte, ohne es

zu wagen, näher an dasselbe heranzutreten, und blickte schwärmerisch und mit dem Ausdrucke des höchsten Glückes nach dem Raume hinüber, in welchem sie weilte.

Daß er sie liebte mit der ganzen Kraft und der ganzen Gluth seiner Seele, diese wunderbare Hedwig, die in seinen Phantasieen immer noch mit einer himmlischen Erscheinung in naher Verbindung stand, werden wir weder nöthig haben, besonders zu bekräftigen, noch zu motiviren. Es war dieser Seelenzustand bei seinem leicht begeisterten und etwas schwärmerischen Gemüthe erklärlich, aber wir dürfen nicht verschweigen, daß diese Leidenschaft, von der er eben so plötzlich, wie sie selbst, ergriffen worden, ihn um so mächtiger beherrschte, weil er, ungeachtet seines an Abenteuern so reichen Lebens, noch nie um die Liebe eines Weibes geworben hatte. Margot allein war der Gegenstand seiner Zärtlichkeit gewesen und bisher geblieben, diese Schwester, die so lange nicht seine Schwester gewesen und dann, als sie es wieder wurde, im ganzen Zauber ihrer Schönheit und Lieblichkeit ihm entgegen getreten war.

Der Gedanke, auch nie noch ein anderes Weib neben ihr und anders als sie jemals lieben zu können, war, obgleich unausgesprochen, bei ihm gleichsam zur Gewißheit geworden. Und nun? Nun machte er sich fast Vorwürfe, als ob er eine Untreue begangen habe, daß Margot's Bild so ganz in den Hintergrund getreten, so sehr abgeblaßt sei, wenigstens gegen dasjenige, welches jetzt allein seine Seele erfüllte. Er drängte diese Vorstellungen zurück, er fand sich bald und natürlich mit ihnen ab,

aber andere, weit ernstere fingen an, eben so wie bei ihr, über das strahlende Bild seines Glückes einen Schatten zu werfen – der Gedanke an die Zukunft.

Er hatte ihr Alles zu danken; nicht nur sein Leben, das bereits werthlos für ihn geworden – sie hatte ihm weit mehr, ihre Liebe, sie hatte ihm sich selbst geschenkt, das Höchste und Werthvollste, was es auf der Welt gab. In einem jener Augenblicke, an welche er mit dem Entzücken der Liebe zurückdachte, hatte sie sogar die Aeußerung gemacht, daß sie sich nie mehr trennen dürften – nie mehr trennen? Es lag der Inbegriff alles Glückes und aller Seligkeit in dieser Vorstellung, und er bedurfte der ganzen Kraft seiner Seele, um ihr zu widerstehen und ihr entgegen zu treten. *Konnte* und *durfte* er ihr Schicksal jetzt an das seine fesseln? Sie losreißen aus ihren jetzigen Verhältnissen, aus ihren behaglichen Gewohnheiten, um sie zu überreden, mit ihm zu fliehen? Sie nicht nur den Gefahren einer so weiten Reise, sondern durch ihn den weit größeren der Verfolgung auszusetzen? Er war ein verfehmter, vogelfreier, dem Hasse einer fanatischen Bevölkerung ausgesetzter Flüchtling, und wenn er an die ungeheure Strecke dachte, die er zurücklegen mußte, um wieder die ersten Vorposten seiner Kameraden zu erblicken, so zweifelte er daran, ob er jemals diesen Augenblick erleben würde. – Zu solchen Unternehmungen sollte er sie bereden, *das* sollte der Lohn, der Dank sein für Alles, was sie für ihn gethan? Er wollte, weit entfernt, sich damit zu begnügen, sie zu neuen Opfern hinreißen – Liebe und Ehre kämpften in ihm einen

langen und harten Kampf – aber die letztere trug dennoch, so sehr sein Herz auch blutete, den Sieg davon. – Nein, sagte er mit einem Blicke, in welchem alle Liebe und alle Eingebung seiner Seele sich ausdrückte, nein – dies muß ich *allein* vollbringen, und dann, wenn es mir gelungen ist, wenn ich frei bin – dann werden wir uns wiedersehen, und ich werde dann erst deiner werth sein, du meine geliebte, theure Hedwig, oder du wirst meinem Andenken eine Thräne aus deinen schönen Augen weihen! Anders kann es nicht sein, sprach er leise und traurig vor sich hin – es kann nicht anders sein, wenn es auch so verlockend und so entzückend wäre, daß ich es nicht zu fassen und auszudenken vermag!

Dreizehntes Capitel.

Während Raoul aus diesem schweren Kampfe als Sieger hervorging, handelte Hedwig bereits in entgegengesetzter Weise. Was ihn abhielt, mußte sie bestimmen, und obgleich sie es sich noch nicht klar gemacht hatte, wie sie ihn von ihrem Vorsatze würde in Kenntniß setzen können, so traf sie doch alle Vorbereitungen zur Ausführung desselben.

Petrowitsch, der unbeobachtet zu ihr geführt worden, saß mit sehr ernster und nachdenkender Miene vor ihr, denn beide hatten bereits eine längere, in leise flüsternder Sprache geführte Unterredung gehabt.

Es handelt sich bei dem, was Sie von mir verlangen, gnädige Gräfin, sagte er, tief Athem schöpfend, um Leben oder Tod, das heißt nur für mich.

Weßhalb nur für Sie? Wir werden alle Gefahren theilen, sie gemeinsam überwinden oder gemeinsam darin umkommen.

Täuschen Sie sich nicht, erwiederte er mit dem ihm eigenen melancholischen Blicke, wenn man uns auf der Flucht einholt, so wird man weder das Recht noch den Willen haben, Ihnen ein Leid zuzufügen – mich aber, den entflohenen Leibeigenen, einer grausamen Rache opfern.

Wenn man uns einholen sollte, so wäre er verloren – und ich mit ihm, denn unser Geschick ist Eines – untrennbar. Es würde also dann so sein, wie ich gesagt habe – doch weßhalb denken Sie immer nur an einen unglücklichen Ausgang?

Weil die Schwierigkeiten so groß sind, daß ich keine Mittel sehe, sie zu überwinden.

Keine Mittel? Wenn wir einen Vorsprung von vierundzwanzig Stunden haben, was sich leicht erreichen läßt, wenn wir eine andere als die gewöhnliche Straße einschlagen, wenn wir mit Courierpferden Tag und Nacht durchfahren – wer will uns einholen?

Es lassen sich viele unvorhergesehene Zufälle denken, und ein einziger ist hinreichend, uns zu verderben.

Sie haben keinen Muth oder keinen guten Willen, sonst würden Sie nicht stets bei diesen leicht zu überwindenden Schwierigkeiten verweilen. Bedenken Sie, fuhr sie mit beredter Stimme fort, daß die Gelegenheit, sich dieser unwürdigen Sclaverei zu entziehen, für Sie wohl niemals in einer so günstigen Weise wiederkehren möchte. Wollen Sie bis an Ihr Ende ein Leibeigener dieses

selbstsüchtigen und rohen Fürsten bleiben? Sobald wir die Gränze Rußlands überschritten haben – sind Sie ein freier Mann. Kein Gesetz, keine Gewalt kann Sie zwingen, aufzuhören, es zu sein; in Preußen gibt es keine Leibeigenen. Sie können fest auf mich vertrauen; Sie sollen ein umfangreiches Landgut zur Selbstbewirthschaftung erhalten, von dessen Ertrage Sie unabhängig und auskömmlich leben und sich eine Familie gründen können. Ist dies Alles nicht des Bestehens von Gefahren werth, zu deren Ueberwindung nichts gehört, als Muth und Entschlossenheit? – Ich habe geglaubt, daß Sie beide besäßen.

Sie haben sich darin nicht geirrt, erwiederte er, und sie erkannte mit Befriedigung, daß die Bilder einer verlockenden Zukunft, welche sie vor ihm entrollt, nicht ohne Wirkung auf ihn geblieben waren – aber ....

Immer noch ein Aber?

Es bleibt ein Spiel um Leben und Tod!

So nennen Sie es so, wenn Sie es durchaus wollen; wenn ich die Wahl hätte zwischen einem Leben, zu welchem Sie verdammt sind, und dem Tode – ich würde unbedenklich den Tod wählen.

Die Gewohnheit läßt den Menschen Vieles ertragen, erwiederte er melancholisch.

Nun, so ertragen Sie es, sagte sie kalt; ich habe mich in Ihnen geirrt – gehen Sie jetzt und verrathen Sie mich – es ist das Beste, was Sie thun können, um in Ihren alten Gewohnheiten nicht gestört zu werden.

Zürnen Sie mir nicht, Herrin, bat er traurig – ich habe Ihren Willen befolgt, indem ich Ihnen vertraute und weil Sie stets so gütig gegen mich waren. Es ist anders gekommen, wie ich, wie Sie vielleicht selbst geglaubt haben – Gott hat es so gewollt. – Er hat mein Geschick an das Ihrige gekettet, denn da ich Sie niemals verrathen könnte, so wäre ich dennoch verloren, wenn Sie ohne mich einen Fluchtversuch machten. – Ich werde auch jetzt Ihren Willen erfüllen, und wenn der Tod deßhalb mich ereilt, so war es meine Bestimmung, der ich nicht entgehen konnte.

Einen kurzen Moment rief diese fatalistische Auffassung des Leibeigenen eine mitleidsvolle Regung bei ihr hervor; sie verschwand aber sogleich wieder, zurückgedrängt von dem Verlangen und der Nothwendigkeit, die Ausführung ihres gefahrvollen Unternehmens mit ihm zu verabreden.

So sind wir denn für Leben und Tod mit einander verbunden, sagte sie daher, ihm mit einem bezaubernden Lächeln die Hand reichend, und werden uns nicht verlassen, fest zusammenstehen, bis uns das Eine oder das Andere zu Theil geworden ist.

Was geschehen soll, wird geschehen, erwiederte er jetzt mit fester und entschlossener Stimme; ich habe mich Ihrem Willen unterworfen und Ihr Wille wird mir fortan Befehl sein.

Nicht diese Sprache, Herr Petrowitsch; Sie müssen es sich vergegenwärtigen, daß Sie aufgehört haben, Leibeigener zu sein, wenigstens mir gegenüber, und Sie mir als

Rather und Helfer zur Seite stehen. Lassen Sie uns daher die Ausführung unseres Planes näher besprechen.

Sollte der Herr Capitän nicht dabei mit zugegen sein?

Nein, erwiederte sie erröthend; er – er würde – er ist hier fremd, mit den Verhältnissen unbekannt – ich werde es ihm später mittheilen. Können Sie unter irgend einem Vorwande noch heute oder spätestens morgen nach Nowgorod fahren.

Ich habe ein Geschäft dort und kann heute noch hinüber.

Das ist ein sehr günstiger Umstand, fuhr sie zögernd fort – erkennen Sie daraus, daß die Schwierigkeiten unseres Unternehmens sich von selbst vermindern. Sie haben dort viele Bekannte, auch vielleicht zuverlässige und verschwiegene Freunde?

Keinen, den ich zum Mitwisser eines so gefährlichen Geheimnisses machen möchte, denn die härtesten Strafen treffen denjenigen, der einem Leibeigenen zur Flucht behülflich ist.

Darum handelt es sich nicht, sagte sie kaum hörbar und mit abgewandten Blicken, ich meine – einen verschwiegenen Priester.

Einen Priester? fragte er überrascht.

Nun ja, einen Priester, wiederholte sie, indem sie sich bemühte, unbefangen zu erscheinen – denn Sie werden einsehen, daß wir nicht gemeinschaftlich fliehen können, ohne vorher – verheirathet zu sein.

Er war wieder eine Zeit lang nachdenkend geworden. Ein Priester, sagte er dann, würde zu finden sein, wenn er gut bezahlt wird.

So ermitteln Sie einen solchen – er soll gut bezahlt werden. Verabreden Sie genau die Zeit mit ihm. Uebermorgen Abend müssen wir fort, es ist keine längere Zögerung möglich. Würden Sie das so einrichten können?

Um zehn Uhr, wenn der Fürst zur Ruhe gegangen, werden wir unbemerkt abreisen können.

Wir sind dann um zwölf Uhr in Nowgorod und – können um ein Uhr weiter. Verabreden Sie genau die Stunde. Sorgen Sie auch dafür, daß die Pferde bereitstehen, denn die Hauptsache bleibt, so schnell als möglich fortzukommen.

Ich werde das Alles besorgen.

Bedürfen wir eines Passes?

Er ist durchaus nothwendig.

Das wird die größte Schwierigkeit haben.

Nicht doch, für Geld ist bei uns Alles zu haben; ich werde einen solchen Paß durch einen Unterhändler besorgen.

Herrlich, rief sie in gesteigerter Freude, so fehlt uns ja fast nichts mehr! Lassen Sie den Paß ausstellen für – für den deutschen Kaufmann Rohneck nebst Frau und Bedienung.

Unter zweihundert Rubel ist das nicht zu erlangen – eben so viel wird der Priester erhalten müssen.

Ich dachte, die Leute wären habgieriger, sagte sie lächelnd. Es gibt in Nowgorod jedenfalls reiche Juwelenhändler? fragte sie weiter, indem sie aufstand und an ihren Secretär trat.

Wollen Sie einen Schmuck zur Hochzeit kaufen, Herrin?

Nicht doch, erwiederte sie, ich werde keine Zeit haben, mich zu schmücken; aber ich will einige Schmucksachen verkaufen, damit wir Reisegeld haben – Sie werden das auch besorgen. Hier, fuhr sie fort, ihm mehrere Etuis überreichend, nehmen Sie, verkaufen Sie diese Steine, so hoch Sie können, und behalten Sie das Geld in Verwahrung, da Sie doch unterwegs unser Zahlmeister sein müssen.

Er öffnete die zierlich und verschiedenartig geformten Kästchen und erschrak sichtlich, als er die vielen und werthvollen Diamanten erblickte, welche sie enthielten.

Das Alles soll ich verkaufen und ohne daß Sie mir einen Preis bestimmen? fragte er überrascht.

Ich kenne den Werth nicht; suchen Sie so viel dafür zu erhalten, als möglich, damit es uns nicht an Geld fehle, welches uns zum schnellen und sicheren Fortkommen nöthig ist. Sie werden doch einen Käufer finden?

Unzweifelhaft – aber ich bin selbst in solchen Geschäften ganz unerfahren, habe nie Diamanten gekauft oder verkauft ....

Erkundigen Sie sich, unterbrach sie ihn leichthin, und machen Sie in dieser an sich gleichgültigen, aber nothwendigen Sache weiter keine Schwierigkeiten. Ich

habe nicht nöthig, Ihnen mehr zu sagen, Weiteres mit Ihnen zu verabreden, fuhr sie fort, während er die Kästchen langsam wieder verschloß; die Hauptsachen sind zwischen uns festgestellt – die ganze Ausführung habe ich vertrauensvoll in Ihre Hand gelegt, in der festen Ueberzeugung, daß Ihre Treue unerschütterlich ist und Ihre Umsicht für mich mit einstehen wird. Ich kann Ihnen jetzt nichts dafür geben, als Versprechungen, auf deren Erfüllung Sie aber eben so fest bauen können, wie ich auf Ihre Treue.

Mein Schicksal liegt in Gottes Hand und er hat die Ihrige dazu bestimmt, es zur Erfüllung zu bringen.

So hoffen wir denn, daß diese Erfüllung eine glückliche und segensvolle für uns beide sein möge, sagte sie, indem sie ihm zum Abschiede die Hand reichte, die er nach russischer Sitte küßte, während er sich tief verneigte – und nun gehen Sie, handeln Sie und kehren Sie mit günstigen Nachrichten zurück!

Sie sah ihm längere Zeit nach, als er sich entfernt hatte; ihre Augen hafteten am Boden und eine tiefe Gluth lag auf ihrem Gesichte. Sie hatte gegen einen Dritten, ihr fast Fremden, Worte gesprochen, die sie sich selbst bisher kaum eingestanden – sie hatte bereits gehandelt, Anordnungen getroffen, wovon er keine Ahnung hatte. Alles in der festen, unumstößlichen Ueberzeugung, daß es nicht anders sein könne, daß die drängenden Umstände es so und nicht anders gebieterisch verlangten. Jetzt, wo die

angeborene Scheu und Scham der Jungfrau bei ihr wieder in den Vordergrund trat, jetzt kam ihr dieses selbständige Handeln unweiblich, fast verwerflich vor, und sie bedurfte wieder einer längeren Zeit, um es sich abermals zu vergegenwärtigen, daß sie recht gethan und nicht anders handeln könne; sie mußte die immer wieder in ihr aufsteigenden mädchenhaften Bedenken zurückweisen, indem sie sich sagte, daß es sich hier nicht nur um ihr, sondern um sein Glück und sein Leben handle. – Er *kann* mich nicht falsch beurtheilen, sprach sie leise und noch tiefer erröthend vor sich hin, da er mich liebt und es weiß, daß ich ihn liebe. Weil ich ihn liebe, muß ich diesen kindischen Bedenken entsagen – die an sich so wenig in Betracht kommen. –

Der Graf betrachtete in Folge der Unterredung mit seiner Tochter ihre Heirath mit dem Fürsten als eine feststehende und abgemachte Sache. In der abermals erbetenen Bedenkzeit sah er nichts als eine Laune oder eine von ihren vielen Eigenthümlichkeiten, an die er von je her gewohnt gewesen war. Er hatte sich niemals die Mühe gegeben, diese ihm aufgefallenen Eigenthümlichkeiten seines Kindes näher zu ergründen, sondern sich nur darüber geärgert, sie zu unterdrücken gesucht und, als ihm dies nicht gelang, sich darein ergeben. Ein inniges und vertrautes Verhältniß hatte sich daher niemals zwischen ihnen ausgebildet, und dies kam Hedwig jetzt sehr zu statten. Weniger um ihn leichter zu täuschen, als um sich mit sich selbst darüber abzufinden, daß sie einen so wichtigen Schritt – den wichtigsten ihres ganzen Lebens

– ohne seinen Rath und ohne seine Einwilligung zu thun sich entschlossen hatte.

Der Graf begab sich zum Fürsten, der ihn voll Ungeduld erwartete, und theilte ihm das Ergebniß seiner Unterredung mit. Indem er dies that, hielt er sich jedoch keineswegs an der strengen Wahrheit, sondern wich in so fern wesentlich davon ab, als er seine eigenen Gedanken und Schlüsse bereits als Thatsachen hinstellte.

Sie müssen ihr noch die paar Tage lassen, sagte er lachend, obgleich ich mit Ihnen einverstanden bin, daß es an sich kindisch ist – mir gegenüber hat sie ja jetzt deutlich genug eingewilligt, so daß Sie Ihre Einrichtungen und Vorbereitungen immerhin treffen können. Uebermorgen erhalten Sie ihr Jawort und können am folgenden Tage Ihre Verlobung veröffentlichen.

Es bleibt immerhin sonderbar, erwiederte der Fürst, indem seine Augen forschend auf dem Grafen ruhten, und es scheint doch fast, als ob ihr dieser Schritt sehr schwer würde.

Ah, glauben Sie das nicht – mädchenhafte Ziererei, weiter nichts! Ich kenne sie und weiß aus Erfahrung, daß man wenig bei ihr erreicht, wenn man ihr entgegentritt, sobald sie einmal einen bestimmten Entschluß gefaßt hat, mag derselbe nun begründet sein oder nicht. Sie müssen sie nehmen, wie sie ist, mit ihren Fehlern und guten Eigenschaften, sie besitzt beide, wie alle Menschen.

Die ersteren sind jedenfalls so unbedeutend, daß ich noch keine zu bemerken Gelegenheit hatte, erwiederte

der Fürst galant, und es würde daher auch sehr ungerecht von mir sein, wenn ich ihr jetziges Benehmen mit diesem Ausdrucke bezeichnen wollte.

Nun, um so besser – ich will wünschen, daß Sie auch später immer in dieser Anschauung beharren.

Können Sie daran zweifeln? – Ich nehme also Ihre Eröffnung als eine Zusage von Hedwig selbst an, wenn auch vorläufig in vermittelnder Form, und werde meine Vorbereitungen so treffen, daß unsere Verlobung am vierten Tage, heute mitgerechnet, gefeiert werden kann.

Thun Sie das; ich bin ebenfalls froh, daß diese Angelegenheit endlich zum Schlusse kommt, denn ich habe alle Ursache, meine Abreise zu beschleunigen.

Sie wird erfolgen, sobald die Kälte etwas nachgelassen hat, und wir werden dann eine heitere und genußreiche Reise haben.

Es wird mir doch sehr einsam auf Wallfort vorkommen, wenn Hedwig auch fort ist, bemerkte der Graf mit einem Seufzer. – Es ist indeß das Schicksal des Alters, allein zu sein!

Wir werden eine Zeit lang bei Ihnen bleiben und Sie jedenfalls wieder besuchen, wenn wir von unserer Reise nach dem Süden zurückkehren.

Was Sie für weitgehende Plane haben! – Es soll mich freuen, wenn sie in Erfüllung gehen und Sie mich noch finden, nachdem Sie zurückgekehrt sind.

Ah, scherzte der Fürst mit einem selbstgefälligen Lächeln, das Leben hat wieder Reiz für mich erhalten, ich

fühle mich wieder jung und kräftig und denke an der Seite einer so schönen und liebenswürdigen Frau noch manche Blume der Freude zu pflücken!

Sie werden ordentlich poetisch, bemerkte der Graf mit einem leichten Spotte – nun, vielleicht bleibt auch ein Blümchen für mich mit übrig – es wäre mir immerhin zu gönnen!

Kein Blümchen, sondern ebenfalls viele Blumen, verehrter Herr Schwiegervater – vergessen Sie nicht, daß Sie jetzt statt eines, zwei Kinder besitzen!

Sie haben Recht, ich habe im Augenblicke wirklich nicht daran gedacht und überhaupt nicht geglaubt, jemals einen mir an Erfahrungen und Jahren so nahe stehenden Sohn zu besitzen.

Spotten Sie immerhin, erwiederte der Fürst in der besten Laune, unser Verhältniß wird deßhalb ein um so innigeres und befriedigenderes sein! –

Nach dieser Unterredung war der anfängliche Unmuth des Fürsten über die abermalige Zögerung, die er als solche nicht mehr ansah, verschwunden, denn sie hatte ja eingewilligt, und der Zeitpunct, an welchem sie ihm dies selbst sagen und es öffentlich aussprechen wollte, war ein nur sehr kurzer.

Er setzte sich an seinen Schreibtisch, nachdem der Graf ihn verlassen, um die Anzeige seiner Verlobung zu entwerfen. Ein befriedigtes und wohlgefälliges Lächeln spielte um seinen Mund, als er, langsam und sich öfter bedenkend, diese Worte schrieb, welche er sich bemühte, so einfach und kurz als möglich zu fassen, weil er sich

sagte, daß sie so am meisten überraschen und am wirkungsvollsten sein würden.

Dann befahl er, Petrowitsch zu rufen.

Du bist im Begriffe, nach Nowgorod zu fahren, sagte er zu diesem, um das Geschäft zu besorgen, welches ich dir aufgetragen; ich habe noch einen andern Befehl für dich.

Der Leibeigene verneigte sich schweigend.

Was ich dir jetzt sage, bleibt vorläufig noch ein Geheimniß; du sprichst gegen Niemanden davon. Es ist heute Freitag, fuhr er fort, dem Beamten ein Papier überreichend – am Montag werde ich meine Verlobung mit der Gräfin von Wallfort feiern und wünsche, daß diese Anzeige auf feinem Velinpapier in zweihundert Exemplaren gedruckt werde.

Was zittert deine Hand, fuhr er fort, als Petrowitsch mit sichtlichem Schrecken das Papier empfing – bist du krank?

Die Kälte, Herr – ich war lange im Freien ....

Du bist doch sonst nicht so empfindlich – begib dich in die kaiserliche Druckerei und empfiehl dem Chef derselben in meinem Namen Verschwiegenheit, aber sag' ihm, daß die Anzeigen jedenfalls Sonntag Abend fertig sein müßten – ich werde sie durch einen reitenden Boten abholen lassen.

Der Herr Fürst werden sich vermählen? fragte mit unsicherer Stimme der Beamte.

Ich sagte es dir bereits. Mache keine überflüssigen Fragen, du weißt, ich liebe das nicht. Wir werden am Dienstag ein Fest geben, ich werde meine Verlobung feiern. Sorge dafür, daß alle Vorbereitungen dazu im größten Maßstabe getroffen werden. Kaufe und bestelle in Nowgorod, was uns fehlen möchte, Wild, Fische und Delikatessen, das Beste und Theuerste, was zu haben ist. Spare weder Geld noch Mühe. Hier sind tausend Rubel, laß es uns an nichts fehlen, ich würde es sehr übel vermerken. Du kannst bis morgen gegen Abend in Nowgorod bleiben, damit es dir nicht an Zeit gebreche. Und nun geh', beeile dich, und wenn es möglich ist, bringe die Anzeigen aus der Druckerei sogleich mit.

Petrowitsch entfernte sich schweigend, ohne noch eine Frage an seinen ungewöhnlich aufgeregten Gebieter zu richten, denn seine eigene innere Aufregung stand fast auf gleicher Höhe. Es waren sich vollständig widersprechende, sich gegenseitig aufhebende Aufträge, die ihm zu Theil geworden, aber er befand sich in der Nothwendigkeit, sie beide auszuführen. Gern hätte er Hedwig noch einmal gesprochen, um zu erfahren, ob sich seit ihrer Unterredung etwas Besonderes ereignet habe. Als er aber durch Lucie keine weitere Benachrichtigung erhielt, kam er, während er rasch seinem Ziele entgegenfuhr, zu dem Schlusse, daß der Fürst sich in einer Täuschung befinde, welche, wenn er darin erhalten würde, dazu beitragen könne, sein eigenes gefahrvolles Unternehmen zu einem glücklichen Ende zu führen.

Vierzehntes Capitel.

Der Tag, an welchem die beschriebenen Ereignisse und Unterredungen sich zutrugen, so wie der folgende verflossen sowohl für Hedwig als für Raoul in banger und fieberhafter Erwartung. Die Abwesenheit von Petrowitsch machte es unmöglich, sich zu sehen und zu sprechen. Hedwig's innere Aufregung steigerte sich mit jeder Stunde, denn die Zeit der Ausführung ihres gefahrvollen Planes rückte damit immer näher heran; aber nicht sowohl dieser Umstand rief jene Gemüthsstimmung bei ihr hervor, denn ihr Muth und ihre Entschlossenheit nahmen nach dieser Richtung eher zu als ab – sondern die Verständigung mit ihm – die Mittheilung dessen, was sie bereits gethan, dem ja die Ausführung sofort folgen mußte – sie war völlig rathlos in dieser Beziehung und fühlte sich bei dem Gedanken erleichtert, daß es heute noch nicht geschehen dürfe. Als aber nach einer schlaflosen und unruhigen Nacht der Morgen kam und sie erfuhr, daß Petrowitsch noch nicht zurück sei, erhielt die Befürchtung, daß ihr Plan mißlingen könne, leicht die Oberhand über die mädchenhaften Bedenken, derentwegen sie sich jetzt selbst verspottete, als eine kindische und thörichte Schwäche. Der Tag verging, es wurde Abend, Petrowitsch kam nicht; sie grübelte und quälte sich ab, es war ihr nicht möglich, eine Ursache dieser unverantwortlichen Zögerung zu ermitteln. Endlich, um acht Uhr – sie war auf ihrem Zimmer geblieben und man hatte sie, der getroffenen Verabredung gemäß, ungestört gelassen

– fuhr sein Schlitten in den Hof. In fieberhafter Hast wurde Lucie abgeschickt, kehrte aber sogleich mit der Botschaft zurück, daß Petrowitsch, ohne daß sie ihn habe sprechen können, zu dem Fürsten gegangen sei.

Geh', geh', sagte sie in hastiger Eile, gib genau Acht, wenn er zurückkommt – er wird hoffentlich nicht lange bleiben – und dann führe ihn sogleich zu mir – aber mit der größten Vorsicht! – In der aufregendsten Erwartung verging wieder fast eine Stunde; sie horchte auf jedes Geräusch, sie öffnete sogar mehrmals leise die Thür, um auf den Corridor zu blicken – endlich trat er zu ihr ein.

War es nöthig, so lange zu bleiben? empfing sie ihn – machte es so große Schwierigkeiten, meine Aufträge auszuführen – und ist nun Alles besorgt und geordnet?

Der Fürst hatte mir gleichfalls Aufträge gegeben, erwiederte er, indem er sie forschend ansah, die mich so lange aufgehalten – er will übermorgen seine Verlobung mit Ihnen feiern – ich habe zu dem Feste Alles besorgen und auf die Karten warten müssen, die in der kaiserlichen Druckerei gefertigt sind ....

Verlobung? – Karten? rief sie mit einem bittern und höhnischen Lachen.

Mögen Sie sich selbst überzeugen, sagte er, ihr eine auf seinem Velinpapier gedruckte Anzeige überreichend – hier steht es schwarz auf weiß, und dazu noch gedruckt!

Ohne das Papier eines Blickes zu würdigen, zerriß sie es und warf die Stücke verächtlich zu Boden. – Nun, die Ueberraschung wird um so vollständiger sein, sagte sie

dann – aber verlassen wir jetzt diese widerwärtigen Dinge – berichten Sie, was Sie gethan.

Es ist Alles besorgt, Herrin, sagte er jetzt wieder in seiner ruhigen Weise, der Priester ist gefunden und bereit – er weiß nur, daß er heimlich ein Paar trauen soll und darüber ein tiefes Schweigen zu bewahren hat, was er ohnehin thun wird, um nicht zur Verantwortung gezogen zu werden. Die Pferde werden dort sein, und die Diamanten habe ich verkauft, jedoch nicht alle, denn wozu bedürfen wir einer Summe von zwölftausend Rubeln? Ich habe für zweitausend Rubel verkauft, bedürfen wir unterwegs mehr, so läßt sich leicht mehr erhalten; hier sind die anderen zurück, fuhr er fort, ihr zwei Etuis überreichend.

Es wäre doch vielleicht besser gewesen, bemerkte sie, indem sie die Kästchen, ohne sie zu öffnen, auf den Tisch stellte.

Morgen Abend müssen wir fort, sprach er weiter, wenn es noch immer Ihr Entschluß ist.

Wie können Sie daran zweifeln?

Dann wäre es gut, wenn wir jetzt Alles bestimmt und fest verabredeten, denn mein Hiersein könnte doch bemerkt werden und würde sofort auffallen.

Ich bin ganz Ihrer Ansicht.

Es herrscht eine sehr starke Kälte, und es wird nicht möglich sein, in einem offenen Schlitten zu fahren.

Glauben Sie? fragte sie unschlüssig.

Besonders für einen erst halb Genesenen.

So nehmen wir einen verdeckten.

Es würde dann nichts übrig bleiben, als einen von denen zu nehmen, deren sich der Fürst zu seinem eigenen Gebrauche bedient.

Ihre Miene verfinsterte sich und sie stand eine kurze Zeit nachdenkend da. Nehmen wir, sagte sie dann mit einem spöttischen Lächeln, ich werde meinen Vater bitten, dem Fürsten den Werth desselben zu erstatten.

So werde ich Sie und Lucie morgen Abend zehn Uhr erwarten. Der Schlitten soll dann am Ausgange des Parkes bereit stehen. Den Herrn Capitän werde ich selbst dahin geleiten und durch ein Licht drüben am Fenster Ihnen ein Zeichen geben, dann kommen Sie hinab, ich bin bereit, Sie nach dem Schlitten zu bringen – und das Weitere ruht in Gottes Hand!

Ich danke Ihnen, sprach sie langsam und mit einem tiefen Athemzuge – ich werde Ihnen immer dankbar sein! –

Den Herrn Capitän, fuhr Petrowitsch fort, werde ich von Allem benachrichtigen.

Sie erröthete, als er diese Worte sprach – es kam ihr einen Augenblick der Gedanke, es so geschehen zu lassen – es war vielleicht am besten. Dann aber dachte sie daran, daß es doch nicht möglich sei – ganz unmöglich – denn Alles, wovor sie jetzt bangte und sich scheute, wäre ja dann in weit erhöhtem Grade und .... – nein, nein – es war völlig und gänzlich unmöglich.

Den Capitän muß ich vorher selbst noch einmal sprechen, sagte sie daher mit niedergeschlagenen Augen.

Die Herrin haben zu befehlen – ich wollte nur in Erwägung geben, daß Alles verloren ist, wenn er gesehen wird!

Dennoch ist es nothwendig, durchaus nothwendig!

So wäre es am besten, daß er sogleich herüber käme – morgen würde es ohnehin unmöglich sein.

Ja, sagte sie, mühsam ihre Fassung bewahrend – es wird am besten sein – ich nehme Ihre Güte im ganzen Umfange in Anspruch, aber – aber es geht wirklich nicht anders!

So werde ich ihn herüberführen – alles Andere bleibt fest verabredet; sollte eine Aenderung nothwendig werden, so bitte ich, mich durch Lucie benachrichtigen zu fassen; ich werde dasselbe thun, wenn wider Erwarten ein Hinderniß eintreten sollte.

Es wird keines eintreten – empfangen Sie nochmals meinen Dank – es wird Alles gut gehen – und – und wenn ich Sie wiedersehe, so – so haben wir bereits das Schwerste hinter uns.

Er entfernte sich. Sie war wieder allein. Sie befand sich schon in der Ausführung ihres kühnen Planes, und *er* – all ihre Kraft, ihre ganze Entschlossenheit war dahin, als dieser Gedanke, jetzt alle andern verdrängend, zu ihr herantrat mit der Nothwendigkeit des Handelns, an welches sie bis jetzt absichtlich nicht hatte denken wollen, über welche sie auch irgend einem Vorwande sich immer hinweggesetzt. – Ihr lauschendes Ohr hörte seinen leisen und vorsichtigen Tritt – die Thür öffnete sich und sie fühlte sich von seinen Armen umschlungen. Das Glück des

Wiedersehens nach einer Trennung, die ihnen beiden so unendlich lange gedauert hatte, obgleich sie in der Wirklichkeit doch nur sehr kurz gewesen war, drängte für den Augenblick jedes andere Empfinden, jedes andere Gefühl zurück, Sie hatten so Vieles zu sagen und zu erzählen, als ob große Ereignisse zwischen ihrer letzten Unterredung vorgefallen wären, und sie würden auch wahrscheinlich kaum von etwas Anderem mit einander gesprochen haben, als von dem Glücke ihrer Liebe, wenn sie nicht die Umstände gewaltsam aus diesem süßen Taumel emporgerissen hätten.

Es ist mir, als hätte ich dich Jahre lang nicht gesehen, sagte er – jede Secunde der Trennung war ein Jahr – o, mehr! Ich habe kein Maß für die Bestimmung der Zeit, wenn ich fern von dir bin!

Und doch ist die Zeit gekommen, erwiederte sie kaum hörbar und ohne den Blicke zu erheben, wo du fort mußt – sie ist da. Diese Zeit – sie läßt sich nicht länger verschieben.

Wo ich fort muß? wiederholte er mit einem tiefen Seufzer – und das kannst du so ruhig aussprechen? – Vergib mir, ich handle vielleicht unrecht – ich bin im höchsten Grade undankbar – es sollte auch kein Vorwurf sein – aber ich bedarf meiner ganzen Kraft, meiner ganzen Stärke, wenn mich der Gedanke der Trennung von dir ergreift!

Der Trennung! wiederholte sie bebend. Der Ton ihrer Stimme sollte fragend sein – aber sie vermochte es nicht,

ihn dadurch in ihr Inneres blicken zu lassen. Sie fühlte ihren Willen schwanken und saß rathlos, von seinem Arme umschlungen, neben ihm.

Gibt es kein Mittel? fragte er nach einiger Zeit kaum hörbar – kann ich *nicht* hier bleiben? Ich will mich jeder Gefahr aussetzen, ich will die niedrigsten Dienste thun, Alles, Alles, wenn ich nur in deiner Nähe weilen kann, bis wir gemeinschaftlich dieses Land verlassen können!

Gemeinschaftlich? wiederholte sie abermals, und jetzt war der Ton ihrer Stimme entschieden fragend – nein, Raoul, hier bleiben kannst du nicht – du würdest entdeckt werden, und Alles wäre verloren!

Werden wir uns jemals wiedersehen? – Ach, welche unendlichen Räume sollen sich zwischen uns legen! Ich habe mein Gehirn gemartert und gedacht und gedacht – aber du hast Recht und ich darf nicht unmännlich der Nothwendigkeit entgegentreten – ich *muß* fort! – Ich darf ja nicht einmal klagen und traurig sein, damit ich dir das Scheiden nicht erschwere – ach, ich weiß selbst nicht mehr, was ich rede – es ist *doch* hin mit meiner Kraft, hin mit meinem Vorsatze, den ich so oft und so fest gefaßt – vergib mir, vergib mir, denn der Gedanke, dich wieder zu verlieren, ist tausendmal schrecklicher, als der Tod!

Und glaubst du, daß ich anders empfinde? Glaubst du, daß ich dich weniger liebe, daß ich nicht weit lieber sterben, als fortan ohne dich leben würde?

Und doch – doch müssen wir für jetzt scheiden!

Müssen wir? fragte sie mit einem plötzlichen Aufschwunge ihrer Kraft und dem gewaltsamen Entschlusse, nicht mehr zu zaudern und zu zögern.

Sagtest du nicht, daß ich fort müßte?

Du kannst nicht bleiben, Raoul – es ist unmöglich, es ist ganz unmöglich, sprach sie immer leiser und in abgebrochenen Sätzen, tief erröthend und mit niedergeschlagenen Augen, weiter – man würde dich entdecken – würde dich tödten – wir wären verloren – verloren für immer – deßhalb – deßhalb müssen wir fort.

Wir? rief er mit einem Entzücken, welches deutlich bekundete, wie wenig seine so mühe- und qualvoll errungenen Vorsätze gegen die Verwirklichung eines solchen Glückes Stand zu halten vermochten – du sagtest *wir*, Hedwig? – Aber nein, nein, es *kann*, es *darf* ja nicht sein!

Raoul, mein innig geliebter Raoul, flüsterte sie, an ihn geschmiegt – zürne mir nicht, daß ich, ohne dich vorher zu fragen, bereits Alles zu unserer Flucht vorbereitet habe, und – und denke deßhalb nicht – nicht anders von mir, setzte sie, tiefer erröthend, hinzu – es war nothwendig – die ungewöhnlichen Umstände ....

Hedwig, meine über Alles geliebte Hedwig, unterbrach er sie, indem er den vergeblichen Versuch machte, in ihre Augen zu blicken – was sagst du? Du wolltest – o, nein, nein – bedenke, daß ich nur ein Mensch bin, nur ein schwacher Mensch, dessen Kraft eine Gränze hat, auch mit all seinem Willen!

Aber unsere Liebe hat keine Gränze, sagte sie, zum ersten Male wieder einen kurzen Moment zu ihm aufblickend – *sterben* können wir mit einander – aber uns jetzt *trennen* – das hast auch du niemals für möglich gehalten!

Aber wie, wie? Du wolltest? rief er, sie leidenschaftlich umfassend – ach, es wäre das höchste, unnennbarste Glück – aber es ist ja unmöglich! Wie könnte, wie sollte ....

Frage nicht mehr, sagte sie, sich aus seinen Armen losmachend und mit einem Lächeln, welches scherzend sein sollte, aber die Gluth der Scham nur unvollkommen verbarg – *diesmal* mußt du mir vertrauen, mich handeln lassen, weil es nicht anders geht – später will ich immer ....

Später? rief er, sie wieder umfassend – Hedwig, Hedwig! Was machst du aus mir? – Ich fühle, daß ich deiner nicht werth bin, nie deiner werth werden kann, wenn ich jetzt ....

Wenn du jetzt nicht schweigst, unterbrach sie ihn mit einem seligen Lächeln – du mußt auch ein wenig an mich denken, Raoul, an mich, die ich nur ein schwaches Mädchen bin, die du schonen mußt, weil – weil ich dich so sehr liebe.

Schonen, ich dich schonen? Meine Gedanken verwirren sich, es ist mir fast, als ob ich noch in Phantasieen läge. – Ist es wirklich möglich? Wir sollen uns *nicht* trennen, du willst *mit* mir fliehen? Dein Geschick für immer an mich fesseln?

Für immer, sagte sie, ihn mit einem Blicke der innigsten Liebe ansehend und mit bebender Stimme – in Glück und Unglück – in Leid und Freude – bis zum Tode!

O, meine liebe, liebe, angebetete Hedwig – sage mir, wie ich dich nennen soll – die Sprache ist zu arm, ich ....

Morgen, morgen, flüsterte sie wieder tief erröthend – morgen wirst du die Antwort auf alle diese Fragen erhalten – aber jetzt – wenn du mich liebst, so frage mich jetzt nichts mehr.

Morgen? Wann morgen?

Sei morgen Abend um zehn Uhr bereit, sagte sie, aufstehend und ihn nach der Thür drängend – du mußt jetzt gehen, Raoul – es ist die höchste Zeit – jede Zögerung könnte Gefahr bringen – *für mich, für mich!* fuhr sie eilig fort, als er immer noch stehen blieb. – Morgen Abend zehn Uhr fahren wir ab, wir, Petrowitsch und Lucie – sprich mit ihm – er wird dir Alles sagen, setzte sie wieder tief erröthend hinzu, frage ihn – und nun geh – es ist die letzte Trennung – die letzte, hauchte sie, ihn plötzlich leidenschaftlich umfassend. – Ein langer, seliger Kuß verschloß seine Lippen, die noch immer wieder fragen wollten – sie drängte ihn nach der Thür. – Gute Nacht, flüsterte sie wieder. – Er zog sie nochmals an sein Herz – dann mußte er fort – ihre lieben Augen, die ihn so bittend und voll unendlichen Glückes anblickten, hielten seinen Mund geschlossen, während sein Herz vor Entzücken zu zerspringen drohte.

Sie war wieder allein. Aber all ihre Gedanken blieben bei ihm – ein tiefes Erröthen lag auf ihrem schönen, vom Glanze des Glückes übergossenen Gesichte, ihre Blicke schweiften langsam von der Thür zu jeder einzelnen Stelle, wo er gestanden, wo er gesessen, wo – ach, Alles zog noch einmal in all seinen entzückenden und berauschenden Einzelheiten in ihrem Innern vorüber.

Morgen, flüsterte sie dann, morgen um diese Stunde fahren wir ab – und wenn der Tod uns findet, statt des Glückes, so wird es immer ein seliger Tod sein! –

Sie empfand die Nothwendigkeit, gewaltsam ihre Gedanken anderen Dingen zuzuwenden, und ließ Lucie hereinkommen.

Du kennst mein Vorhaben, sagte sie dann, voll innerer Freude, wieder handeln zu können – ich baue auf deine Treue; Petrowitsch wird uns begleiten – morgen Abend verlassen wir das Schloß.

Morgen schon? fragte das Mädchen mit sichtbarem Schrecken.

Jede längere Zögerung würde verderblich sein. Morgen Abend um zehn Uhr fahren wir ab – zuerst nach Nowgorod, wo – wo wir getraut werden ....

Getraut werden – hier? Wäre es möglich?

Wie sonst anders? – Du und Petrowitsch werdet Zeugen sein. – Um ein Uhr geht es weiter, unausgesetzt, Tag und Nacht mit Courierpferden – Petrowitsch hat Alles besorgt.

Möge Gott uns in seinen Schutz nehmen, erwiederte Lucie zaghaft.

Er wird es – weßhalb sollte er uns sonst so wunderbar zusammengeführt haben? fragte sie mit dem gläubigen Vertrauen der Liebe. Triff im Laufe des Tages all die wenigen Vorbereitungen, welche nöthig sind. Es bleibt Alles zurück, Alles. Nur den kleinen Koffer fülle mit den nothwendigsten Gegenständen – nichts weiter! Hange dich nicht an werthlose und überflüssige Dinge, du sollst später dafür vollen Ersatz haben.

Aber werden wir unbeobachtet bleiben?

Petrowitsch kommt nicht mehr her. Vermeide ihn; wenn du ihn siehst, so sprich nicht mit ihm, behandle ihn wie einen Fremden. Und du – sei du selbst völlig unbefangen, laß dich mit Niemandem in überflüssige Gespräche ein und bewache jedes Wort und jede Miene.

Ich wünschte, es wäre erst morgen Abend.

Das ist auch mein Wunsch – die Zeit wird vergehen – auch diese Stunde erscheinen. Komm morgen früher zu mir, ich werde noch mancherlei mit dir zu besprechen haben, und geh' jetzt – ich will an meinen Vater schreiben, sprach sie mehr zu sich selbst weiter, es ist besser, ich thue es jetzt, als morgen, wo es mir an Sammlung und Ruhe fehlen möchte.

Fünfzehntes Capitel.

Obgleich Hedwig nur wenige Stunden in einem unruhigen Schlummer zugebracht, war sie dennoch am anderen Morgen sehr früh aufgestanden. Noch in der Nacht hatte sie an ihren Vater geschrieben und eine ungewöhnlich lange Zeit zu diesem Briefe gebraucht; denn als sie

gezwungen wurde, ihre Gedanken niederzuschreiben, ihr Handeln zu rechtfertigen und die Zustimmung ihres Vaters dazu zu erbitten, traten ernstere Erwägungen bei ihr in den Vordergrund. So sehr dieselben auch von der Liebe beherrscht und zurückgedrängt wurden, sie erkannte doch, daß sie am Abschlusse ihres bisherigen Lebens stehe, in neue, unbekannte Bahnen auf sehr ungewöhnlichen Wegen einlenke, daß sie Alles ihrer Liebe opfere, der Liebe zu einem ihr fast noch fremden und doch so fest und unauflöslich mit ihr verbundenen Manne.

Sinnend und träumerisch saß sie da, die Feder in der Hand und das noch immer unbeschriebene Papier vor sich; aber ihre Miene zeigte keine Unschlüssigkeit, um ihren Mund lag dasselbe beseligende Lächeln, und nur, wenn sie an ihren Vater dachte, verschwand es auf eine kurze Zeit, um einem Zuge von Wehmuth und selbst von Traurigkeit Platz zu machen.

Weßhalb soll ich ihn nicht froh und heiter wieder sehen? sprach sie dann vor sich hin; er ist wohler denn je und wird die Rückreise ohne Gefahr zurücklegen. Hier in diesem unheimlichen Schlosse können wir ja doch nicht bleiben – ich reise nur früher, das ist Alles – weil ich muß, weil es nicht anders sein kann!

Rasch flog ihre Feder jetzt über das Papier; sie schrieb ihm, daß, wenn er diesen Brief lese, sie mit dem Marquis de Beaumont, den sie hier unter den französischen Gefangenen kennen gelernt habe, vermählt sei. Sie bat ihn, ihr zu vertrauen, daß sie eine ihrer würdige Wahl getroffen habe. Sie sei mit ihm geflohen, weil es kein anderes

Mittel gegeben, ihn vor Gefangenschaft und Tod zu bewahren. Alles Nähere solle er erfahren, wenn sie sich in Wallfort wiedersähen. Sie habe ihn nicht zu ihrem Vertrauten gemacht, um ihn nicht persönlich in ein gefahrvolles Unternehmen zu verwickeln. Mit der festen Ueberzeugung, daß er bei näherer Erwägung diesen Schritt billigen und ihre Verbindung segnen werde, sei sie abgereis't; sie bat ihn ferner, ihr zu vergeben, wenn sie ihm dadurch Kummer bereite, sie wolle später durch alle ihr zu Gebote stehende Liebe ihm dafür Ersatz gewähren.

»In einer Stunde, in welcher mir das Leben werthlos erschien,« fuhr sie fort, »in einer trüben, dunkeln Stunde ist einmal aus Lebensüberdruß die Möglichkeit an mich herangetreten, mich dem Fürsten zu verkaufen – ich hielt mich damals selbst für eine werthlose Sache und es drängte mich nach irgend einem Ende. Dennoch war es nur ein kurzer Moment – ich würde diesen selbstsüchtigen, widerlichen Russen nie geheirathet haben, sondern tausendmal lieber gestorben sein. Als ich später zögerte, mich bestimmt auszusprechen, so geschah es nur, um Zeit zu gewinnen. Wenn Du mich noch liebst, mein theurer Vater, wenn Du noch um mein Wohl besorgt bist, so verschweige dem Fürsten Alles, was ich Dir geschrieben – sage ihm, daß ich zu dem festen Entschlusse gekommen, seine Hand auszuschlagen, und deßhalb mit Lucie und Petrowitsch abgereis't sei, um ihm jede Kränkung zu ersparen. Petrowitsch habe sich bereit finden lassen, mich meiner Sicherheit wegen zu begleiten. – Er wird

uns dann nicht verfolgen lassen – hetze ihn nicht auf unsere Spur, denn wenn mein Gatte ergriffen werden sollte, wird sein Geschick *ganz bestimmt* auch das meinige sein! Das beherzige, geliebter Vater, laß die Liebe größer in Dir sein, als den Zorn darüber, daß ich Dich heimlich verlassen – ich konnte nicht anders! Bezahle dem Fürsten seinen Schlitten, den ich mitnehmen muß, so unangenehm es mir auch ist. Und nun leb' wohl – vergib mir, wenn Du mir noch zürnst – denke daran, daß wir uns hoffentlich bald und froh wiedersehen werden drüben in der Heimath und fern von diesem unheimlichen Lande! Durch doppelte Liebe werden Deine Kinder Dir dann den Kummer ersetzen, den Dir zu bereiten jetzt gezwungen ist Deine Dich unendlich liebende Tochter *Hedwig*.

»Schone vor Allem Deine Gesundheit, lieber Papa; rege Dich nicht unnöthig auf, nimm Dich recht in Acht und eile rasch in die Dich sehnlichst erwartenden Arme

Deiner *Hedwig*.«

Die letzten Worte hatte sie hinzugesetzt, nachdem sie den Brief noch einmal gelesen, der ihr dann zu kurz, zu wenig liebevoll vorkam. Aber sie ließ ihn dennoch so, sie mochte die schwere Aufgabe, ihn zu schreiben, nicht noch einmal beginnen; sie zweifelte auch daran, ob sie im Stande sein würde, dieselbe besser zu lösen, versiegelte und schrieb die Adresse. Dann ließ sie den Gedanken wieder ihren ungehinderten Lauf, welche sie nur mühsam auf diesen Einen Gegenstand so lange zu fesseln vermocht hatte, und wie feurige Rosse sprangen sie auf und davon, fort in das freie, wundervolle Reich der Phantasie!

Lassen wir sie schweifen! Es sind nur wenigen Auserwählten solche Stunden beschieden, wo das ganze künftige Lebensglück sich in eine einzige Hoffnung zusammendrängt, und auch bei diesen ist eine Wiederholung unmöglich. –

Lucie kam früh, wie es ihr geheißen. Sie zündete die Lichter an, denn es war noch dunkel; Hedwig stand eilig auf und kleidete sich eben so eilig an, als ob Gefahr im Verzuge gewesen sei, Sie glaubte noch so Vieles besorgen zu müssen, und doch fand sie, als sie beginnen wollte, daß sich dies auf unbedeutende Kleinigkeiten, auf das Packen des kleinen Koffers beschränke, welches man nothwendig und besser bis zum Abende verschieben müsse. Der trübe Tag begann zu dämmern, die Lichter wurden wieder ausgelöscht, und die Stunden verrannen, eine nach der anderen, und eine immer langsamer wie die andere.

Hedwig hatte sich vorgenommen, heute bald zu ihrem Vater hinüber zu gehen, selbst die Gesellschaft des Fürsten nicht zu vermeiden und so unbefangen und heiter als möglich zu erscheinen, um jeden Verdacht zu entfernen. Aber sie zögerte immer wieder mit der Ausführung dieses Vorhabens, denn nichts war ihrem innersten Wesen mehr zuwider, als Verstellung, und endlich gab sie es ganz auf.

Wozu, sprach sie, ihre Unschlüssigkeit beendend, vor sich hin, wozu soll ich mir diesen Zwang auferlegen? Ich habe die Bedingung gestellt, ungestört bleiben zu können, und will mich meines Vortheiles bedienen.

Sie schickte Lucie mit der Nachricht zu ihrem Vater, daß sie unpäßlich sei und den Tag über ihr Zimmer nicht verlassen könne. Der Graf sei zuerst sehr ungehalten darüber gewesen, berichtete diese, habe dann aber gelacht und gesagt: er wisse schon, es sei gut, er würde sich später nach dieser gefährlichen Krankheit erkundigen.

Der kurze Wintertag neigte seinem Ende und die Nacht begann heraufzuziehen, jene Nacht, welche die Entscheidung ihres ganzen künftigen Lebensglückes in ihrem dunkeln Schooße barg. Ihre Unruhe steigerte sich von Minute zu Minute, und obgleich der Zeiger der Uhr so unendlich langsam weiter rückte und jetzt erst die fünfte Stunde zeigte, so begann sie doch schon, nach Minuten zu rechnen, und mußte sich immer und immer wieder sagen, daß sie thöricht und kindisch handle, obgleich es ohne Erfolg war.

Noch immer war ihr Vater nicht gekommen. Sollte sie nochmals schicken? Sollte sie hinüber gehen? Sprechen *mußte* sie ihn noch einmal; je näher die Stunde der Entscheidung kam, um so höher steigerte sich das Verlangen, ihn zu sehen, sie hätte es für ein Verbrechen gehalten anders zu handeln. Endlich kam er. Sie trat ihm rasch und bewegt entgegen, indem sie seine Hand ergriff; aber die Gefühle, welche sie jetzt mit so großer Gewalt zu ihm hinzogen, fanden keine ähnliche Erwiederung in den seinigen.

Er war sehr heiter, in einer besonders fröhlichen Stimmung, wie man es nach dem Genusse eines guten Diners

zu sein pflegt. Das war es nicht, was sie suchte und erwartete; sie fühlte sich erkältet, wie immer, wenn der Mensch in bewegter Stimmung bei denen, die er liebt, eine ungleiche, nicht vorausgesetzte findet!

Nun, sagte der Graf, indem er sich lächelnd und mit einem unterdrückten Gähnen auf einen Sessel warf, du bist unpäßlich? Daß du jetzt so viel an Unpäßlichkeiten leidest! Wir haben auf deine Besserung angestoßen, mein Kind, mit dem herrlichsten Gewächs, das es gibt, und hoffentlich wird sie morgen jedenfalls eintreten.

Darauf kannst du dich fest verlassen, sagte sie, unangenehm berührt.

Es freut mich, daß du diese Ueberzeugung theilst, denn die Sache muß doch einmal zu Ende gehen.

Sie wird zu Ende gehen.

Natürlich, Alles hat ein Ende, leider auch das beste Diner und selbst das längste Leben.

Nicht wahr, du bist jetzt ganz wohl und gesund, lieber Vater, fragte sie, ihn mit inniger Zärtlichkeit anblickend, wohler, wie jemals?

Das will viel sagen, mein Kind, lächelte er wohlgefällig; aber es geht mir, Gott sei Dank, gut, es wäre Unrecht, wollte ich klagen.

Und hast mich recht, recht lieb? sprach sie weiter, indem sie ihren Arm um seine Schultern legte.

Wie kannst du daran zweifeln? Wenn ich daran denke, wie einsam ich künftig sein werde, daß du auch von mir gehst – so hat es mit meiner Heiterkeit sofort ein Ende. Warum, fuhr er jetzt in elegischer Stimmung fort, warum

hat es sich nicht so fügen können, daß du in Wallfort – doch was nutzt es jetzt, darüber zu sprechen, da es sich nicht mehr ändern läßt.

Noch läßt sich Alles ändern – und – wenn du Vertrauen zu mir hast ....

Vertrauen? fragte er, sichtlich durch diese Aeußerung überrascht, während sie plötzlich abbrach – was willst du damit sagen?

Ich will damit sagen, erwiederte sie zuerst mit beklommener, bald aber mit freierer Stimme, daß ich immer und immer deine dich liebende Tochter bleibe und daß es mich sehr, sehr schmerzen würde, wenn du mein Handeln falsch beurtheilen solltest.

Weßhalb sollte ich es falsch beurtheilen, mein Kind? Wir haben uns ja darüber hinlänglich ausgesprochen. Man findet ein paar Millionen nicht auf der Straße und darf sie immer aufheben, wenn auch ein alter Mann damit verbunden ist, der – doch es ist besser, wir schweigen uns darüber aus, da wir beide wissen, was wir meinen.

Es wird doch vielleicht anders kommen, als du glaubst.

Weßhalb sollte es anders kommen? Du bist noch ein unerfahrenes Kind, noch ein junges Ding – später wirst du erst recht einsehen, wie klug und verständig du gehandelt hast.

Aber wenn es nun doch anders käme – du wirst doch nie, niemals aufhören, mich zu lieben?

Welche thörichte Frage!

Versprich es mir, lieber Vater – es macht mich glücklich – unendlich glücklich!

Du bist sonderbar erregt, sagte er, sie besorgt ansehend; solltest du wirklich krank sein?

Nicht krank, mein theurer Vater, aber heute, heute fühle ich es mehr denn je in meinem Leben, daß ich deiner Liebe bedürftig bin, daß du sie mir niemals entziehen darfst!

Sie schloß ihn bei diesen Worten leidenschaftlich in ihre Arme, und er sah eine Thräne in ihren Augen, als sie ihren Kopf wieder emporhob.

Ich verstehe deine Stimmung, mein gutes Kind, sagte er jetzt ebenfalls bewegt, sie ist natürlich und macht deinem Herzen Ehre – aber du darfst dich derselben nicht hingeben. Was Du vorhast, geschieht mit dem Willen deines Vaters, der deinen Bund segnet. Sei daher fröhlich und guter Dinge, verscheuche diese überflüssigen Anklänge von Traurigkeit. Du bleibst immer mein liebes, gutes Kind, immer – darauf kannst du dich fest verlassen!

Es drängte sie, ihm Alles zu sagen. Das Wort schwebte auf ihren Lippen, das erste Wort, dem die anderen hätten folgen müssen – da sah sie ihn an, und seine jetzt wieder lächelnde, halb spöttische und zugleich abgespannte Miene drängte sie zurück. Sie erschrak bei dem Gedanken der Ausführung eines solchen Vorsatzes.

Morgen, wenn die Gläser klingen, wird es anders sein, sprach er in wieder heiterem Tone weiter. Der Fürst kann die Zeit gar nicht erwarten, er geberdet sich wie ein junger Springinsfeld – ich kann es ihm eigentlich nicht verdenken – und du hättest heute immer mit uns speisen

können. Ich glaube aber, du thust es absichtlich, denn – nun, jetzt kann ich ja immer so zu dir reden, obgleich ich dein Vater bin – Weiber bleiben Weiber!

Du bist ermüdet, sagte sie leise, von dem Wunsche beseelt, den Eindruck seiner früheren Worte nicht durch andere sich wieder verwischen zu lassen.

Ermüdet? wiederholte er – ich habe meinen Mittagsschlaf deinetwegen verschoben, allerdings. Man weiß hier gar nicht mehr, in welcher Tageszeit man lebt. Du hast Recht, mein Kind – aber vielleicht sehen wir dich später dennoch bei uns?

Nein, Vater, sagte sie mit fester und ruhiger Stimme; ich bin wirklich krank, ich will – will bald zu Bette gehen, und werde auch morgen – bis zwölf Uhr nicht zu sprechen sein,

Das ist gegen die Abrede, rief der Graf; mache nicht wieder neue Bedingungen!

Morgen wird meine Erklärung erfolgen – aber nicht früher, als um Mittag – bis dahin muß ich ungestört bleiben, sonst bin ich auch morgen krank. Lucie soll bei mir schlafen.

Was fehlt dir denn eigentlich?

Mein altes Leiden, Migräne.

Ich habe nie davon gehört, aber ich werde es dem Fürsten sagen; ich bin wirklich müde. Also um zwölf Uhr morgen Mittag – so leb' denn wohl, mein Kind, ich wünsche dir gute Besserung und süße Träume – gute Nacht!

Leb' wohl, mein lieber, lieber, theurer Vater! rief sie, ihn plötzlich wieder leidenschaftlich umarmend – und vergiß nicht, was du mir versprochen hast.

Was ich dir versprochen habe? fragte er, von dem unerwarteten und so außergewöhnlichen Beweise Ihrer Zärtlichkeit betroffen – Ach so! – Nun, natürlich! Ich hätte nie geglaubt, daß du ein so thörichtes Kind seiest.

Sie preßte ihre kleine Hand jetzt auf das laut pochende Herz, als er ihren nachblickenden Augen entschwunden war. – Werde ich ihn wiedersehen? flüsterte sie dann vor sich bin – gewiß, gewiß – Gott wird mit uns sein und Alles zum Besten lenken!

Lucie kam, und es begannen jetzt die wenigen Vorbereitungen zur Abreise. Der kleine Koffer wurde gepackt, die Pelze zum sofortigen Gebrauche zurecht gelegt und dann zog sie selbst ein einfaches, warmes Kleid an, welches sie schon vorher zu diesem Zwecke ausgesucht hatte.

Es war Alles beendet, Alles fertig, und doch fehlten noch zwei volle Stunden, bis das Licht drüben am Fenster erscheinen konnte. Zum ersten Male hatte sie ihre Diamanten, so weit sie noch nicht verkauft waren, mit einer gewissen Aengstlichkeit betrachtet und eingepackt, weil sie in ihnen die Mittel zur ungehinderten Reise erkannte.

Winde einen einfachen Kranz von jener Myrthe, sagte sie dann leise und erröthend zu Lucie – der Myrthenkranz darf mir nicht fehlen – es wäre eine üble Vorbedeutung.

Während Lucie ihrem Wunsche entsprach, ruhten ihre Augen in tiefem Schweigen auf der zierlichen Arbeit, die in kurzer Zeit vollendet war.

Lassen Sie mich Ihnen den Kranz einmal aufsetzen, sagte Lucie, mir müssen doch sehen, ob er paßt.

Wie du thöricht bist, erwiederte sie verschämt, indem sie sich vor dem Spiegel niedersetzte.

Ah, er kleidet Sie allerliebst – denn je einfacher der Schmuck ist, den Sie tragen, um so schöner sind Sie.

Packe ihn sorgfältig ein, daß er nicht verdirbt, und dann geh' hinaus, sieh' zu, ob Alles still und ruhig ist; sage den anderen Dienstboten, daß ich nicht wohl sei, daß du die Nacht in meinem Zimmer schlafen müßtest und daß wir in keinem Falle vor Mittag gestört werden dürften.

Sie war wieder allein und trat unruhig an das Fenster, um nach dem dunkeln, alten Schlosse hinüber zu blicken. – Da kehrte Lucie hastig und mit angsterfüllter Miene zurück.

Der Fürst, stammelte sie, der Fürst ist draußen und verlangt, Sie zu sprechen, er ließe sich in keinem Fall abweisen!

Der Fürst – rief Hedwig mit einem verächtlichen Kräuseln ihrer Lippen – nicht abweisen? – Sag' ihm, ich sei bereits zur Ruhe gegangen. – Doch, fuhr sie fort, indem der Zorn in ihren Augen stärker aufblickte – es ist vielleicht so besser! Fort mit jenen Sachen, eilig! – So, nun geh' – laß ihn eintreten! Du kommst mit und begibst dich in das Nebenzimmer, dessen Thür offen bleibt.

Gleich darauf trat der Fürst ein; sein sonst blasses Gesicht zeigte eine leichte Röthe und seine hervorstehenden Augen hatten einen weniger stechenden, etwas verschwimmenden Blick; sie erkannte sofort, daß er unter dem Einflusse eines reichlich genossenen Mahles stehe.

Zürnen Sie mir nicht, theure Hedwig, sagte er, rasch näher tretend und sich bemühend, ihre Hand zu ergreifen, die sie ihm jedoch entschieden verweigerte – Ihr Vater sagte mir, daß ich auch heute auf das Glück verzichten müsse, Sie zu sehen – es geht das über meine schwache Kraft – ich vermag es nicht zu ertragen.

Sie haben Ihre mir gegebene Zusage gebrochen, erwiederte sie kalt und ernst – ich bin dadurch der meinigen ebenfalls enthoben.

O, so grausam werden Sie nicht sein, Sie werden nicht das Verlangen, Sie heute noch einmal zu sehen, nur einmal Ihre Stimme zu hören ....

Vergessen Sie nicht, unterbrach sie ihn, auf die offene Thür des Nebenzimmers zeigend, daß mein Mädchen sich dort befindet und jedes Wort hören muß!

Ihr Mädchen? fragte er, indem seine Miene sich verfinsterte – so schicken Sie dasselbe fort!

Könnten Sie das wirklich von mir begehren? sagte sie, ihn ruhig und fest ansehend.

Warum sollte ich nicht? – es ziemt sich nicht, daß Dienstboten die Gespräche ihrer Herrschaft belauschen.

Sie wird das Zimmer nicht verlassen! Ich weiß selbst vollkommen, was sich ziemt; wenn Sie es *auch* wüßten,

würden Sie zu dieser Stunde nicht ein Asyl verletzen, das Sie mir selbst in Ihrem Hause angewiesen haben!

Er blickte sie mit sehr gemischten Empfindungen an; einen Augenblick wollten die ihm angeborene Rohheit und der Zorn die Oberhand gewinnen – er mochte es sich jedoch vergegenwärtigen, daß es dazu noch nicht an der Zeit sei.

Sie zürnen mir, sprach er daher mit einschmeichelnder Stimme, die ihrem Ohre noch viel widerlicher klang; Sie haben vielleicht Recht – aber Ihr Zorn wird vergehen, wenn Sie bedenken, daß nur die Sehnsucht, Sie zu sehen, die Ursache meines Fehlers ist.

Diese Sehnsucht ist jetzt gestillt, erwiederte sie spöttisch.

Ich soll Sie verlassen? Ach, wie grausam Sie sind! Warum? Weßhalb? Nur noch wenige Tage, und ....

Ich bin wirklich krank, Herr Fürst, unterbrach sie ihn, und es verursacht mir Qual und Schmerz, hier stehen zu müssen. Sie würden mich verbinden, wenn Sie mir gestatten wollten, der Ruhe zu pflegen.

Wirklich krank? wiederholte er, sie mit glühenden Blicken betrachtend – ach! Sie haben niemals schöner, niemals reizender ausgesehen, als in diesem Augenblicke – zürnen Sie nicht mehr – ich gehe, ich gehe schon. Sie sind so eigenthümlich – selbst Ihr Anzug ist so sonderbar – ich glaube, es ist dasselbe Kleid, das Sie auf der Reise trugen – auf jener wundervollen Reise, als ich zuerst ....

Ich werde auch morgen auf meinem Zimmer bleiben, wenn Sie fortfahren, Ihr mir gegebenes Wort zu brechen.

Morgen? – Ah, morgen! – Nein, nein, das könnten Sie nicht, das wäre zu grausam! – So leben Sie denn wohl, theure Hedwig – gestatten Sie mir ein einziges Mal, Ihre Hand zu küssen, dann will ich gehen!

Nein, sagte sie mit flammenden Blicken, nein, heute nichts mehr!

Nun, also denn bis morgen – Adieu, Grausame! – Auch diese Nacht wird noch vorübergehen!

Ihre kleinen Hände waren jetzt zusammengeballt und der Zorn zuckte heftig um ihren Mund, als sie ihm mit dem Ausdrucke der tiefsten Verachtung nachblickte.

Daß ich *das* habe ertragen müssen! sagte sie dann mit bebenden Lippen. Aber es ist vorüber, sprach sie mit einem tiefen, erleichterten Athemzuge weiter, indem ihr Auge wieder den früheren sehnsüchtigen und schwärmerischen Ausdruck erhielt, und es ist vielleicht gut so – wir werden nun ungestört und ganz sicher sein.

Geh', befahl sie dem wieder eingetretenen Mädchen, geh', verschließe die Thür des Corridors, wir haben jetzt eine Veranlassung dazu, die man billigen wird. –

Es war neun Uhr. Die Zeiger der Uhr rückten unendlich langsam weiter. Alles lag bereit, Alles war angeordnet und besprochen. Lucie sollte den Koffer tragen, Hedwig die übrigen Kleinigkeiten. – Es schlug drei Viertel auf Zehn.

Beide zogen die Pelze an; Lucie ging nochmals leise horchend hinaus und Hedwig stand mit hochklopfendem Herzen am Fenster. Ihr Auge hing unverwandt an den dunkeln Umrissen des durch die hohen Bäume

schimmernden alten Schlosses. Sie vermochte kaum zu athmen. Da setzte die Uhr ein und schlug in langsamen Schlägen die zehnte Stunde. Angstvoll strebten ihre Blicke durch die Finsterniß – kein Licht – kein Signal!

Lucie, flüsterte sie, wenn es doch mißglückt wäre, wenn – da ist es – es ist da! rief sie in der höchsten Aufregung – fort, fort! Verschließe die Thür, nimm den Schlüssel mit – fort, vergiß nichts!

Nach wenigen Augenblicken standen sie unten im Garten.

Ist Alles bereit? fragte sie mit hastiger Stimme.

Alles, Herrin, erwiederte Petrowitsch leise – der Schlitten hält am Ende des Parkes, wir müssen dahin gehen, es ließ sich nicht anders machen!

Fort, fort!

Raoul, mein Raoul, hier bin ich! flüsterte sie im seligsten Entzücken, während seine Arme sie umfingen.

Hedwig, theure, geliebte Hedwig! – werde ich dir je vergelten können? –

In rasender Eile flog der Schlitten davon. Petrowitsch stand auf der Deichsel und fuhr. Lucie saß in dem vorderen verdeckten Coupé, Hedwig und Raoul in dem hinteren. In einer Stunde schon waren sie in Nowgorod – es war eine jener Stunden, in welchen der Mensch vergißt, der Erde anzugehören – male sie Dir selbst aus, geneigte Leserin, wir würden sie entweihen durch jeden Versuch, sie beschreiben zu wollen.

In Nowgorod hielt das Fuhrwerk in einer abgelegenen öden Straße. Petrowitsch gab in russischer Sprache einige Befehle, dann gingen sie zu einer kleinen, matt erleuchteten Kapelle. Ein Priester und sein Sacristan empfing sie, Lucie flocht den Myrthenkranz in ihre Locken – dann knieten sie vor dem einfachen Altare, der Priester murmelte unverständliche Worte, steckte die Ringe an Ihre Finger, legte ihre Hände zusammen und segnend die seinigen auf ihre Häupter.

Die Ceremonie war vollzogen. Petrowitsch nahm den vorher schon ausgefertigten Trauschein in Verwahr, der Priester empfing, sich tief bückend, eine dreifach höhere Belohnung, und sie verließen kaum nach einer Viertelstunde die kleine Kapelle, deren äußere Umrisse sie in der Dunkelheit gar nicht einmal erkannt hatten.

Der Schlitten war mit fünf Courierpferden bespannt, der Postillon stand, die Zügel haltend, auf dem Brete hinter der Deichsel. Die Neuvermählten nahmen ihre Plätze im hintern Coupé ein, Petrowitsch setzte sich neben Lucie – und dahin flog das leichte Fuhrwerk auf der glatten Schneebahn, hinaus in die finstere Nacht! – Möge das Glück auch fernerhin ihr treuer und steter Gefährte sein!

Vierter Band.

Erstes Capitel.

Die Ereignisse, welche wir an den fernen Ufern der Wolga erfahren, die Vernichtung der ganzen französischen Armee, die Flucht des Kaisers, hatten auch in Wallfort einen ungeheuern Umschwung hervorgebracht.

Es war Mitte Februar des ewig denkwürdigen Jahres 1813.

Die ganze Nation verlangte stürmisch den Kampf auf Leben und Tod, die Wiedererlangung der verlorenen Freiheit und Selbständigkeit, oder den Untergang. Sie hatte erkannt, daß es für die Dauer nichts Unerträglicheres geben könne, als den Uebermuth, den Hohn und das langsame Sichabschlachtenlassen durch einen unversöhnlichen und seine Gewalt mißbrauchenden Feind, und daß der Tod einem Leben in der Erniedrigung hundertfach vorzuziehen sei. Die allgemeine Stimme verlangte daher gewaltsam nach dem Kriege der Vergeltung, aber der König zögerte noch immer, die Verhältnisse gestatteten noch keinen entschiedenen und offenen Bruch. Niemand zweifelte aber mehr, nachdem der denkwürdige Aufruf »An mein Volk« erschienen und die Bildung der Freiwilligen ausgesprochen war. Zwar war darin nicht gesagt, gegen wen man sich rüsten, gegen wen man kämpfen solle, aber es gab damals für Deutschland und namentlich für das geknechtete Preußen nur Einen Feind, nämlich Frankreich, während die Russen überall als Befreier mit Jubel empfangen wurden.

Der König befand sich in Breslau, und während Alles, Jung und Alt, die Schulen, die Werkstätten, die Kaufläden und die ländliche Bevölkerung begeistert zu den Fahnen eilten, wurde immer noch mit dem französischen Gesandten unterhandelt.

Es liegt nicht in der Absicht, jene so oft beschriebene Zeit zu schildern, wir haben derselben vielmehr nur in so weit Rechnung zu tragen, als die Personen unserer Erzählung dadurch betheiligt werden, welches bei mehreren derselben eine nothwendige Folge ist.

Wir finden Walther, den wir so lange unbeachtet gelassen, im angelegentlichen Gespräche mit einem älteren uns unbekannten Manne. Beide sitzen an einem mit Papieren bedeckten Tische in Walther's Arbeitszimmer und scheinen wichtige Dinge zu verhandeln.

Sie sind nun von Allem hinlänglich unterrichtet, sagte Walther, indem er ein großes Rechnungsbuch schloß, bedürfen Sie noch irgend einer Auskunft? Ist Ihnen noch etwas zweifelhaft?

Nicht im mindesten, Herr Director, die Bücher sind so genau und übersichtlich geführt, die Abschlüsse so klar und übereinstimmend, daß ich keiner weiteren Auskunft über die Vergangenheit bedarf. Zwanzigtausend Thaler sind bei der Bank in Breslau deponirt und den Rest von achttausend behalte ich vorläufig als Bestand zur Bestreitung der laufenden Ausgaben zurück.

Es wird dies für alle Fälle nöthig sein, obgleich ich kaum glaube, daß Sie mehr als die laufenden Einnahmen und von diesen auch nur einen Theil bedürfen werden.

Die Kohlenbergwerke sollen also außer Betrieb gestellt werden?

Es ist nothwendig. Der Absatz wird jetzt vollständig stocken oder hat vielmehr bereits aufgehört; außerdem, so hoffe ich wenigstens, würden keine Arbeiter da sein, da sie mit in den Krieg ziehen werden.

Wenn sie müssen, lächelte der Andere, unsere slawische Bevölkerung dürfte sonst wenig innern Drang dazu empfinden.

So werden sie *müssen*! Jeder, der Waffen tragen kann und nicht freiwillig geht, wird müssen, das ist unzweifelhaft. Die Ihnen gestellte Aufgabe besteht darin, den landwirthschaftlichen Betrieb, so gut es geht, zu erhalten und dem Grafen, der nun doch hoffentlich bald zurückkehren wird, demnächst in meinem Namen vollständige Rechnung zu legen, so wie ich es Ihnen gethan habe.

Sie hätten wenigstens die Rückkehr des Grafen abwarten sollen.

Ich kann und darf nicht länger zögern, sagte Walther ernst und bestimmt, ich glaube meine Pflicht im vollsten Umfange erfüllt zu haben. Seit neun Monaten befinde ich mich ohne jede Nachricht, und wenn ich auch annehmen kann, daß jetzt bald ein Brief eintreffen oder der Graf selbst zurückkehren wird – meine Pflicht, die mich bis jetzt hier festgehalten, weicht nunmehr einer höheren. Der König und das Vaterland rufen – und wer diesem Rufe nicht Folge leistet, wenn er die körperliche Kraft dazu besitzt, ist ein Feigling oder ein Verräther!

Das unterliegt keinem Zweifel, aber war denn eine so große Eile nöthig?

Kein Augenblick ist zu verlieren. Wir müssen dem Könige zeigen, daß sein ganzes treues Volk bereit ist, mit Gut und Blut zu ihm zu stehen und den Entscheidungskampf auszukämpfen, bis zum Siege der Freiheit oder bis zum Untergange. Er hat trübe Erfahrungen gemacht, Gott hat ihn schwer geprüft, und das Vertrauen auf sein Volk könnte wankend geworden sein – es wäre ihm kaum zu verdenken – deßhalb muß er die Ueberzeugung gewinnen, daß es anders geworden ist und daß das Unglück und die Schmach die Ehre und den alten Kriegsruhm Preußens wohl eine Zeit lang haben verdunkeln, aber nicht zerstören können.

Sie mögen Recht haben und ich beklage es, daß mein Alter und namentlich mein gebrochener Fuß es mir unmöglich machen, Ihrem Beispiele zu folgen.

Walther reichte ihm schweigend die Hand. Ich habe mich einkleiden lassen, sagte er dann, und auf acht Tage Urlaub genommen, um meine Verhältnisse zu ordnen. Da ich zum Officier gewählt bin, weil ich diese Charge einst bereits bekleidet habe, so bin ich genöthigt, so bald als möglich zu meiner Abtheilung zurückzukehren, weil wir mit der Organisation und der Ausbildung vollauf zu thun haben werden.

Ich sehe das ein; da Sie sich einmal als Freiwilliger haben einschreiben lassen, so werden Sie nicht länger hier verweilen können.

Es bleiben uns noch drei Tage. Morgen wollen wir nach den Vorwerken fahren, damit ich Sie den Beamten als ihren künftigen Vorgesetzten vorstellen und Ihnen Alles übergeben kann. Es werden wahrscheinlich auch von diesen noch mehrere fortgehen oder eingezogen werden, Sie müssen sich dann behelfen, so gut es geht, es läßt sich nicht ändern. Ich hoffe übrigens auch, daß der Graf nicht lange mehr ausbleiben wird.

Für heute hätten wir demnach unser Geschäft beendet; ich betrachte Sie von diesem Augenblicke an als meinen Stellvertreter und führe Sie hiermit, mittelst Handschlags an Eides Statt, in Ihr neues Amt ein.

Sie sollen sich in Ihrem Vertrauen nicht geirrt haben, sagte der Andere, indem er Walther mit einer gewissen Feierlichkeit seine Hand reichte, ich werde Alles aufbieten, was in meinen Kräften steht, um Ihre und des Herrn Grafen Zufriedenheit zu erlangen.

Davon bin ich überzeugt, sonst würde ich Ihnen diese Stelle nicht angeboten haben. Jetzt gestatten Sie mir wohl, meine Mutter aufzusuchen, mit der ich noch mancherlei zu besprechen habe.

Walther blieb noch eine kurze Zeit allein, nachdem der neue Beamte sich entfernt hatte, und ordnete und verschloß die Papiere und Bücher. Wir haben noch nicht erwähnt, daß er bereits die kleidsame Officiers-Uniform der reitenden freiwilligen Jäger trug, einen grünen kurzen Waffenrock mit schwarzem Kragen und eben solchen Aufschlägen.

Die Abwesenheit des Grafen Wallfort hatte dort wenig sichtbare Spuren zurückgelassen. Es war Alles ziemlich unverändert geblieben. Erst während der beiden letzten Monate hatten die kriegerischen Ereignisse angefangen, ihre Ausstrahlungen auch nach diesem entlegenen Winkel Deutschlands zu senden, dessen slawische Bevölkerung das deutsche sie beherrschende Element als ein feindliches betrachtete, wie dies auch jetzt zum Theil noch der Fall ist. Walther, der seine liebste Hoffnung der gegen den Grafen übernommenen Verpflichtung wegen hatte aufgeben müssen, war wenig mit anderen Menschen in Berührung gekommen, sondern bemüht gewesen, in den vielen ihm obliegenden Geschäften Ersatz für dasjenige zu suchen, was er aufgegeben. Von Margot hatte er in langen Zwischenräumen zwei Briefe erhalten, in derselben Weise geschrieben, wie der letzte, halb mit dem alten kindlichen, offenen Vertrauen, halb mit einer fremdartigen Zurückhaltung. Es war, das erkannte er, etwas in ihrem Innern vorgegangen, was er leicht erforscht haben würde, wenn er mit ihr hätte reden können – so aber, da er schreiben, einen Brief, den er oft gelesen und der ihm dann doch nach seinem innersten Entstehen dunkel geblieben war, beantworten mußte, wurden auch seine Briefe anders, als er eigentlich wollte, als er wirklich empfand. Wie leicht entstehen und bilden sich Mißverständnisse zwischen zwei Menschen, welche nur auf den todten Buchstaben, nicht auf das lebendige Wort und den Blick des Auges angewiesen sind: es treten von

beiden Seiten nicht ausgesprochene Gedanken und Empfindungen zwischen sie, deren Errathen und Erwiedern man voraussetzt, und sich gekränkt und verletzt fühlt, wenn es nicht geschieht! Ihr letzter Brief war zehn Monate alt, in einer sehr traurigen Stimmung geschrieben und beschäftigte sich fast ausschließlich mit der nahe bevorstehenden Abreise ihres Bruders. Es schien ihm, daß darüber sein Besuch in Paris vollständig in den Hintergrund gedrängt war, denn sie sprach davon nur in einem einzigen kurzen Satze. »Auch daß Sie hierher kommen, daß es mir vergönnt sein soll, Sie wieder zu sehen, scheint mir jetzt mehr als zweifelhaft, und so übt mich das Geschick immer mehr im Entsagen und in der schweren Kunst, meine liebsten Hoffnungen zu Grabe zu tragen.«

Hatte sie damit auch diese Hoffnung wirklich zu Grabe getragen? War es ihr leicht oder schwer geworden? Wie oft war diese Frage von ihm aufgeworfen worden, indem er den Brief abermals gelesen, um daraus die Antwort darauf zu entnehmen – es stand aber eben nichts weiter darin, keine Andeutung, kein Fingerzeig, wie dieser Gedanke bei ihr entstanden war, ob ihre Augen voll Trauer oder mit Gleichgültigkeit auf dem geschriebenen Satze geruht hatten, ob er der Ausfluß ihres innersten Empfindens oder nur ein Abfinden mit der Vergangenheit gewesen. – Wie leicht würde er dies alles und weit mehr erfahren haben, wenn er nur ein einziges Mal hätte in ihre Augen blicken können – es war ihm aber nicht vergönnt, und es blieb ihm nichts übrig, als wieder zu schreiben. Er that dies, aber ebenfalls nicht frei von dem Einflusse der

ihn bewegenden Empfindungen. Er wiederholte, daß *er* die Hoffnung, sie wiederzusehen, keineswegs zu Grabe getragen habe, daß sie ihn viel mehr erhebe und stärke in der Erfüllung seiner Pflichten, deren Fesseln er niemals mehr empfunden habe, als gerade jetzt.

Dieser Brief war ohne Antwort geblieben und er hatte dann ebenfalls nicht mehr geschrieben. Sein Wesen wurde ernster und abgeschlossener; er verkehrte nur mit den Menschen, mit denen ihn seine Geschäfte in Verbindung brachten, und selbst seine Mutter hatte sich oft über ihn zu beklagen, daß er so wenig Stunden für sie übrig behalte.

Die sich immer verlängernde Abwesenheit des Grafen trug wesentlich dazu bei, seine Stimmung zu verdüstern, denn es stand noch immer bei ihm unwiderruflich fest, sogleich nach dessen Rückkehr nach Paris zu reisen. Er wollte mit eigenen Augen sehen. Er konnte sich nicht von seinen Hoffnungen losreißen, so sehr eine kalte und nüchterne Reflexion, welcher jeder Mensch zu Zeiten unterliegt, auch bemüht war, sie als thöricht und längst entblättert hinzustellen.

Dann kam der russische Krieg und sein für die französischen Waffen so unerwarteter, vernichtender Ausgang. Die Aufregung, welche die zuerst bezweifelten und unglaublichen, dann aber sich bestätigenden Nachrichten hervorriefen, ist schwer zu schildern. Die ganze ungeheure, stolze Armee, eine Armee, welche zur Eroberung der ganzen Erde befähigt zu sein schien, von welcher man gefabelt hatte, daß sie ihre unbesiegten Adler bis zu dem

fernen Indien tragen würde – war vernichtet, spurlos verschwunden – Alles, Menschen, Pferde, Geschütze, Wagen, als ob sie niemals dagewesen wäre! Der Schlachtenkaiser, der bisher keine einzige verloren, den man für unbesiegbar gehalten, war selbst als ein einsamer Flüchtling mit Mühe demselben Schicksal entgangen, und wenn er auch jetzt wieder in Paris saß und neue Rüstungen vorbereitete, seine Macht und seine Kraft *mußte* gebrochen sein, denn woher sollte er die Menschen nehmen, um diese Verluste zu ersetzen? Jetzt oder nie war der Augenblick gekommen zur Vergeltung und zur Wiedererlangung der verlorenen Selbständigkeit und Freiheit. Ließ man auch diesen ungenutzt vorübergehen, so war es für immer vorbei mit der Unabhängigkeit Deutschlands, man hatte sich zum Vasallen Frankreichs erniedrigt und die eigene Kraft und Größe für immer zu Grabe getragen.

Wie ein zündender Blick fiel die Nachricht von dem Abfalle des York'schen Corps und des Waffenstillstandes auf der Mühle bei Poscherun in die aufgeregten Gemüther. Der Name York schwebte auf Aller Lippen; er war der Held des Tages und Krieg gegen Frankreich die allgemeine Losung.

Walther gehörte zu denen, welchen die Ereignisse viel zu langsam gingen – gleich hätte man losschlagen, sofort die wehrlosen Ueberbleibsel der Franzosen vernichten oder gefangen nehmen müssen. Jede Zögerung war ein schwer zu verbessernder Fehler. Mit Jubel hatte er das Ueberschreiten der preußischen Gränze durch die Russen, den Rückzug der Franzosen zuerst an die Weichsel,

dann an die Oder und zuletzt bis zur Elbe begrüßt; dann aber, als endlich, für ihn viel zu spät, der Ruf zu den Waffen erging, war er einer der Ersten gewesen, die sich hatten einschreiben lassen, ohne irgend ein weitere Bedenken, ohne irgend eine Zögerung.

Es wird oder muß sich vielmehr Alles finden, hatte er Abschied nehmend zu seiner Mutter gesagt, als er nach dem Sitze der Regierung ritt, um seinen Vorsatz auszuführen; meine Pflichten gegen den Grafen stehen jetzt in zweiter Reihe; es wird in dieser Hinsicht geschehen, was geschehen kann, aber zuerst kommen mein König und das Vaterland, dann der Graf und seine Angelegenheiten.

Er war acht Tage abwesend gewesen, welche dazu benutzt worden waren, die erste Organisation des neuen Corps vorzubereiten. Man hatte Officiere gewählt und Walther gehörte mit zu den Gewählten. Sofort als solcher bestätigt, hatte er dann eine Woche Urlaub erhalten, um seine eigenen Angelegenheiten zu ordnen. Er fand in einem zuverlässigen Manne, dessen körperliche Gebrechen seine Betheiligung an dem Kriege verhinderten, einen geeigneten Stellvertreter, soweit dies überhaupt unter den obwaltenden Verhältnissen und bei der beschränkten Zeit möglich war. Der Betrieb der Kohlenwerke, welcher am meisten Intelligenz und Thätigkeit erforderte, wurde eingestellt und der neue Verwalter angewiesen, nur die landwirthschaftlichen Geschäfte und auch diese nur soweit, als die vorhandenen Kräfte hinreichen würden, fortgehen zu lassen, denn die Hauptsache blieb der Krieg und alles, was damit im Zusammenhange stand.

Die Besorgnisse um das Ergehen des Grafen und seiner Tochter hatten sich anfänglich bei Walther immer mehr gesteigert, dann war er jedoch zu der Ueberzeugung gekommen, daß ihre Rückkehr unter den obwaltenden Verhältnissen nicht möglich sei. Der letzte Brief des Grafen war vom April des vorigen Jahres, jetzt mithin bereits zehn Monate alt. Der Graf benachrichtigte ihn darin, daß er wieder an der Gicht leide, jedoch Hoffnung habe, rasch hergestellt zu sein und dann sofort die Rückreise antreten zu können.

Sonst enthielt er wenig Neues und wiederholte nur, daß der Fürst sie mit großer Zuvorkommenheit und Gastfreundschaft aufgenommen habe, daß es ihm in Petersburg ganz gut gefalle, wo man im Winter weit behaglicher leben könne, als in Deutschland, und in viel geringerem Grade der Erkältung ausgesetzt sei, weil nicht nur die Zimmer, sondern sämmtliche Corridore geheizt seien, eine Einrichtung, die er im künftigen Winter in Wallfort ebenfalls sogleich einführen wolle. – Diese schon drei Mal wiederholte Bemerkung war nun doch nicht in diesem Winter in Wallfort zur Ausführung gekommen, denn das Schloß stand immer noch leer, die Räume desselben, nicht nur die Corridore, sondern sämmtliche Zimmer, waren eisig und kalt, und jeder, der sie betreten hätte, würde sich unbehaglich darin gefühlt haben.

Nur Hedwig's Zimmer, worin ihre Lieblingsblumen stehen geblieben und sorgsam gepflegt waren, machte eine Ausnahme. Es hatte sich seit ihrer Abreise nichts darin geändert, jede Sache lag und stand auf derselben Stelle,

wo sie gelegen und gestanden hatte, als sie es verlassen. Selbst das Schnupftuch, welches sie auf dem Stuhle vor ihrem Schreibtische vergessen. Dem Mädchen war der strengste Befehl ertheilt, wenn sie den Staub abwischte oder die Fenster öffnete, um frische Luft einzulassen, jede Sache wieder genau auf dieselbe Stelle hinzulegen, und Walther, der häufig selbst nachsah, ob dieser Anordnung entsprochen werde, war nach und nach so genau in diesem Raume bekannt geworden, daß er auch die unbedeutendste Aenderung in dem bisherigen Zustande bemerkte und sie sofort wieder beseitigte.

Auch heute, nachdem er den Beamten in den Hof begleitet hatte, ging er hinüber in das Schloß und in Hedwig's Zimmer. Die Sonne schien in die Fenster, die Luft war angenehm erwärmt und die Camelien hatten ihre ersten Blüthen entfaltet. Er stand längere Zeit schweigend, während seine Blicke forschend umherschweiften.

Es liegt etwas Staub auf den Blättern der Camelien, sagte er dann zu dem Mädchen, wische sie vorsichtig ab und besorge Alles mit der größten Pünktlichkeit, auch wenn ich fort sein werde – ich verlasse mich bestimmt darauf.

Zweites Capitel.

Du magst in Allem Recht haben, lieber Sohn, sagte Walther's Mutter mit trauriger Miene, aber du mußt nicht verlangen, daß ich mich darüber freuen soll; es ist dies mehr, als du einer Mutter zumuthen kannst.

Würdest du diesen Sohn noch achten können, wenn er jetzt nur einen Augenblick Anstand nähme, dem Rufe seines Königs zu folgen?

Ich würde ihn lieben – lieben, wie ich ihn immer geliebt habe, und glücklich sein, ihn nicht verlieren zu dürfen.

Lieben würdest du mich auch ferner, das weiß ich, aber glücklich könntest du nicht mehr sein.

Nicht glücklich in deinem Besitze? Ich wünsche nichts Anderes!

Könntest du noch glücklich sein, wenn dein Sohn nicht nur der allgemeinen, sondern auch seiner eigenen Verachtung anheimgefallen wäre? Würdest du mit diesem Bewußtsein noch eine einzige glückliche Stunde haben? Nein, meine liebe, gute Mutter, mache dir keine vergeblichen Täuschungen – es geht nicht anders, es wäre unmöglich, selbst wenn ich es wollen könnte, was du gewiß nicht von mir glauben wirst. Hast du mich nicht selbst so oft gelehrt, fuhr er, zärtlich ihre Hand nehmend, fort, man müsse vor Allem nie von dem Wege der Pflicht und dessen, was man für Recht erkannt, abweichen, auch wenn es schwer würde und mit Opfern und Entsagungen verbunden sei? Schon deßhalb müßte ich jetzt fort – aber mich rufen noch andere Stimmen; mich ruft die Ehre, mich rufen König und Vaterland! könntest du dir einen Sohn wünschen, dessen Ohr gegen diese Stimmen verschlossen bliebe, einen Ehrlosen?

O, rede nicht so, Walther, ich denke jetzt nur an die Schrecken des Krieges und an die Gefahren, denen du

entgegengehst. Warum ist es mir nicht beschieden, die letzten Jahre meines Lebens in Ruhe und Frieden mit dir zu verleben?

Das wird dir beschieden sein, so Gott will. Wenn ich heimkehre, wenn wir den übermüthigen Feind über unsere Gränzen zurückgetrieben haben werden, dann wird diese Zeit gekommen sein und nichts uns mehr trennen.

Ja, dann, sagte sie mit einem tiefen Seufzer und einem zärtlichen Blicke – aber bis dahin kann noch Vieles geschehen.

Es wird und muß auch Vieles geschehen bis dahin, fuhr er in auflodernder Begeisterung fort; es müssen Schlachten geschlagen werden, blutige, mörderische Schlachten, es müssen Tausende ihr Leben hingeben und eines ruhmvollen, herrlichen Todes für König und Vaterland sterben – das alles muß geschehen, es ich eine unausbleibliche Nothwendigkeit, und sollte ich zu Denen gehören, welche ....

Ach, wie traurig und in welch steter Besorgniß wird die Zeit bis dahin vergehen! fuhr sie, sich wieder ihrem Schmerze hingebend fort. Ich habe ja schon einmal diese Erfahrung gemacht, damals, als du auch zu einem ähnlichen Unternehmen hinausgezogen warst.

Wie kannst du das Damals und das Jetzt mit einander vergleichen? Damals folgte ich den Fahnen eines kühnen Fürsten, der unglückliche Erfolg war von Anfang an mehr als wahrscheinlich; jetzt aber rufen *mein König, mein Vaterland*!

Und damals wurdest du mir auch nur durch einen wunderbaren Zufall erhalten – würdest du zum zweiten Male eine Fichtenau finden, wenn du in Gefahr wärest?

Ich werde hoffentlich keiner Fichtenau in deinem Sinne mehr bedürfen, erwiederte er mit einem melancholischen Lächeln – es waren schöne, wonnige Tage, die ich in jenem Thale verlebte – auch sie sind dahin – aber ich selbst hoffe, die Fichtenau wiederzusehen, fuhr er mit leuchtendem Blicke fort, nicht als Flüchtling, wie damals, der des Schutzes bedarf, sondern als Sieger und Befreier! Wenn wir dann oben stehen auf den eroberten Höhen und in das Thal hernieder steigen werden, welches der geschlagene Feind auf Nimmerwiedersehen verlassen hat – ach, wie freudig werde ich dann meinem alten Freunde Wehring entgegentreten und seine Hand schütteln, indem ich ihm zurufe: Wir bringen den Sieg, wir bringen die Freiheit, und das ist die Vergeltung für all das Gute und Liebe, welches du mir gethan! – Ach, Mutter, eine einzige solche Stunde, mit welchen Opfern wäre sie zu theuer erkauft?

Du hängst immer noch sehr an Wehrings, sagte sie mit einem Seufzer.

Sollte ich es etwa nicht? Könntest du wünschen, es wäre anders?

Und dennoch täuschest du dich vielleicht.

Wie kommst du zu diesem Zweifel?

Warum hast du damals so schnell die Fichtenau wieder verlassen, als du die weite Reise dorthin gemacht hattest?

Warum bliebst du nicht, wie du es beabsichtigtest, längere Zeit bei deinem Freunde Wehring, den du so lange nicht gesehen hattest? Weil du nicht mehr fandest, was du suchtest – und wird es jetzt anders sein?

Ja, es wird jetzt anders sein, erwiederte er, während eine leichte Röthe über sein Gesicht flog, denn – ich weiß jetzt, daß ich sie dort nicht mehr zu suchen habe.

Glaubst du, daß du sie jemals wiedersehen wirst?

Weßhalb hast du diese Frage an mich, Mutter, und gerade jetzt, wo andere Dinge meine Gedanken in Anspruch nehmen müssen – weßhalb? Warum jene Erinnerungen aufwecken, die ich so mühsam in den Schlummer gewiegt habe, nicht damit sie fortschlafen und nie mehr erleben sollen, fuhr er leidenschaftlicher fort, nein, jetzt nur, jetzt, wo ein Jeder seine eigenen Angelegenheiten in denen des Vaterlands aufgeben lassen muß – nur so lange – ach, es ist wieder ein abermaliges Zögern, ein neues Aufschieben – aber auch diese Zeit wird kommen, es muß kommen, und dann will ich mich selbst überzeugen – sie noch einmal sehen, noch einmal sprechen, damit – doch lassen wir das, es ist eine Thorheit, jetzt davon zu reden.

So habe ich dennoch Recht, sagte sie, ihn traurig anblickend, und mich nicht getäuscht.

Worin hättest du Recht?

Darin, daß du sie immer noch liebst, sie immer noch nicht vergessen kannst.

Ich werde sie niemals vergessen, niemals! Mag es nichts gewesen sein, als ein schöner, wunderbar schöner

Traum – die Erinnerung an diesen Traum wird mich begleiten, so lange das Herz in meiner Brust pulsirt, aber was in meinem Willen und in meiner Kraft liegt, das werde ich thun, um zu erfahren, ob ich wirklich nur geträumt habe.

Möge Gott Alles zum Besten wenden, sagte sie, unbewußt ihre Hände faltend – Alles, was jetzt so dunkel und drohend vor uns liegt – möge es mir vergönnt sein, dich glücklich zu sehen, ehe ich meine Augen schließe, das ist mein tägliches Gebet – mein einziger Wunsch!

Sei nicht traurig, geliebte Mutter, erwiederte er, sie zärtlich umfassend; schon deinetwegen wird sich Alles erfüllen, und auch wenn es nur ein Traum gewesen wäre, wird die Liebe deines Sohnes es versuchen, den Abend deines Lebens zu beglücken.

Dein Glück allein ist das meinige – ich habe keinen Wunsch mehr für mich!

Laß uns diese Schwäche verbannen, sagte er mit einem tiefen Athemzuge, laß uns stark und gefaßt sein, wie wir es sein müssen, wie es nothwendig ist und es die Pflicht erfordert. Wozu das Mahnen und Erinnern an Dinge, die wir jetzt doch nicht ändern, doch zu keiner Entscheidung bringen können? Das Einzige, was meine Freudigkeit zerstören könnte, wenn ich fort bin, ist der Gedanke, daß du traurig und betrübt wärest!

Denke das nicht – es wird sich Alles finden – ich selbst werde mich finden, denn ....

Ihre Rede wurde durch den eiligen Eintritt eines Dieners unterbrochen.

Die gnädige Gräfin, berichtete er fast athemlos, ist so eben angekommen mit einem fremden Herrn; sie sind hinaufgegangen und lassen den Herrn Director bitten, doch sogleich herüber zu kommen.

Der Graf ist zurückgekehrt? rief Walther erfreut.

Nicht der Herr Graf, nur die gnädige Gräfin mit einem fremden Herrn, mit der Kammerjungfer Lucie und einem fremden Bedienten.

Die Gräfin allein? fragte Walther mit Besorgniß, hast du auch recht gesehen, und mit einem fremden Herrn?

Der Herr Graf sind nicht dabei, auch Friedrich nicht, der Herr Director können sich fest darauf verlassen.

Sonderbar! Sah sie traurig aus? – Doch was frage ich weiter, ich will hinübergehen und dir bald Nachricht bringen, liebe Mutter.

Als er in Hedwig's Zimmer trat, stand diese an ihrem Blumentische, ihm den Rücken zugewendet, neben ihr ein fremder Mann. Erschrocken wandte sie sich um und blickte ihn mit dem Ausdrucke aufrichtiger und herzlicher, zugleich aber verschämter Freude an. Sie war ihm noch nie so schön vorgekommen, wie in diesem Augenblicke. Es blieb ihm jedoch keine Zeit zu weiteren Beobachtungen; denn sie eilte zu ihm, indem sie ihm beide Hände entgegenhielt.

Seien Sie herzlich, herzlich begrüßt, Herr Rohneck, rief sie, ich freue mich mehr, als ich es sagen kann, wieder in der Heimath zu sein und Sie zu sehen.

Ich werde nicht nöthig haben, Ihnen dasselbe zu versichern.

O, wie besorgt Sie für mich gewesen sind, fuhr sie in freudiger Erregung fort, es sieht hier aus, als ob ich gar nicht fortgewesen wäre, genau so wie an jenem Morgen, wo wir Abschied nahmen. Befindet sich Ihre Frau Mutter wohl? Sie selbst brauche ich nicht zu fragen. Aber Sie sind in Uniform? Was bedeutet das?

Habe ich nöthig, diese Frage zu beantworten? hätten Sie glauben können, daß es jetzt anders wäre? sagte er, sie verwundert ansehend; meine Mutter ist gesund und wird sich unendlich freuen, Sie nach so langer Abwesenheit zu begrüßen; aber Ihr Herr Vater, der Herr Graf, ist er vielleicht –

Mein Vater ist wohlauf – wohler als je – sagte sie erröthend und mit sichtlicher Verlegenheit, wenigstens war er es, als ich ihn verließ.

Er wird ebenfalls bald zurückkehren? Vielleicht heute noch? Es wird nöthig sein, die erforderlichen Anordnungen zu treffen.

Nein, Herr Rohneck, sagte sie, ohne die Augen aufzuschlagen, er wird noch eine kurze Zeit abwesend sein; aber, fuhr sie dann erröthend fort, indem ein verschämtes Lächeln um ihren Mund schwebte, ich werde die Herren mit einander bekannt machen müssen, da sie sich wirklich nicht mehr zu kennen scheinen.

Ich habe nicht die Ehre, entgegnete Walther, Raoul forschend ansehend.

Und ich würde Sie auch nicht wieder erkannt haben, sagte dieser.

Nun, so werde ich also förmlich vorstellen, bemerkte Hedwig mit einem halb muthwilligen, halb verlegenen Lächeln.

Herr Rohneck, Officier in einem mir noch unbekannten Regiment – mein Mann, der Capitän de Beaumont!

Es ist schwer, die Ueberraschung zu schildern, welche Walther bei dieser so ganz unerwarteten Mittheilung empfand; er glaubte nicht recht gehört zu haben und sah bald Hedwig, bald Raoul mit einem fragenden, ungläubigen Blicke an.

Nun, fuhr diese ebenfalls befangen fort, wollen Sie uns nicht zu unserer Verheirathung Glück wünschen und haben Sie keinen Gruß des Wilkommens für meinen Mann, für Margot's Bruder?

Herr Rohneck, sagte Raoul, ihm die Hand hinreichend, wir haben uns nur einmal auf kurze Zeit gesehen und unter eigenthümlichen Verhältnissen – aber die jetzigen sind jedenfalls noch eigenthümlicher, noch wunderbarer, und ich kann mir denken, wie sehr Sie Hedwig's Mittheilung überrascht hat. – Sie werden alles Nähere erfahren, bis dahin aber nehmen Sie den Gruß eines Mannes in Empfang, der schon so viel Gutes von Ihnen gehört und Ihnen zu Dank verpflichtet ist.

Sie – Sie wären Margot's Bruder? fragte Walther, mehr mit sich selbst redend, indem er langsam seine Hand in die ihm gebotene legte – ja, ja, fuhr er mit einem tiefen Athemzuge fort, ich erkenne Sie wieder, Sie haben auch eine Aehnlichkeit – und Sie sind ....

Mein geliebter Mann, ergänzte Hedwig, indem sie ihren Arm um seine Schulter legte – nicht wahr, das hätten Sie nicht geglaubt, als ich an jenem Morgen fortfuhr nach dem weiten, traurigen Rußland?

Nein, das hätte ich nicht geglaubt, erwiederte Walther lächelnd, der jetzt seiner ersten Ueberraschung Herr geworden war, eben so wenig als Sie selbst, gnädige Frau – empfangen Sie meinen aufrichtigen und herzlichen Glückwunsch.

Es ist der erste Glückwunsch, der uns auf heimathlichem Boden zu Theil wird, sagte Hedwig mit einem zärtlichen Blicke auf Raoul, der Wunsch eines bewährten Freundes – er wird uns Glück bringen.

Man reichte und drückte sich gegenseitig die Hände, Hedwig mit einer fast stürmischen Empfindung, während Walther sich immer noch unter dem Eindrucke dieses eben so räthselhaften als unerwarteten Ereignisses befand.

Haben Sie Sich in Petersburg vermählt? fragte er dann – entschuldigen Sie meine Frage, denn ich befinde mich ja seit zehn Monaten in völliger Unkenntniß über Ihr Ergehen.

O, nicht doch, erwiederte Hedwig mit dem sichtbaren Bemühen, den Ernst des Augenblickes zu zerstören, wo denken Sie hin? Ein so nahe gelegener Ort genügte uns nicht, weit, weit, an der Gränze Asiens mußte ich diesen Mann finden. Wir mußten beide erst die weite Reise dahin machen, so stand es im Buche des Schicksals geschrieben. Blicken Sie mich nicht so ungläubig an, Herr

Rohneck, ich spreche die volle Wahrheit – ich weiß nicht, ob Sie jemals von einem Schlosse an der Wolga gehört haben, welches den südlichen Namen Balagna führt, es liegt nur einige Stunden von Nowgorod entfernt, dort, dort hat sich das große Ereigniß zugetragen.

So weit sind Sie in das Innere von Rußland gekommen?

O, wir haben den ganzen Krieg mitgemacht, alle Schlachten, auch den Brand von Moskau – ich werde es nie vergessen. Zuerst fuhren wir der sich zurückziehenden russischen Armee voraus, als ob wir die Schlachtfelder hätten aussuchen müssen, und dann hinter der siegreichen zurück, bis wir endlich wieder hier angelangt sind.

Lassen Sie mich Ihnen mit wenigen Worten den Zusammenhang erklären, ergänzte Raoul, ich war in russische Gefangenschaft gerathen und befand mich auf dem Wege nach Sibirien; im Begriffe, meinem Schicksal zu erliegen, sandte mir der Himmel einen seiner Engel in der –

Dieser Engel soll ich sein, unterbrach sie ihn eilig; Sie sehen, er ist immer noch ein Schwärmer; erzähle jetzt ruhig und wahrheitsgetreu und kurz, kurz, damit Herr Rohneck endlich erfährt, wie wunderbar uns Gott zusammengeführt. Später soll Alles ausführlich erörtert werden, wenn wir ruhiger sind und Ihre Mutter dabei sein wird – ich freue mich unendlich darauf.

Nun wohl denn, kurz und einfach, sagte er mit einem Blicke der innigsten Liebe. Sie rettete mich von dem gewissen Tode, und dann, als wir erkannt hatten ....

Daß es nothwendig sei, unterbrach sie ihn wieder tief erröthend, verheiratheten wir uns heimlich in Nowgorod und flohen mit einander.

Sie flohen? Sie haben sich heimlich vermählt? fragte Walther mit neuem Erstaunen.

Sollten wir vielleicht mit einander nach Sibirien wandern? Es war das Einzige, was uns übrig blieb, sagte sie mit fester und klarer Stimme. Wir haben uns heimlich trauen lassen müssen, aber jetzt sind wir, Gott sei Dank, dieses Zwanges enthoben. Wir haben jenes schreckliche Land, wenn auch nicht ohne Gefahr, verlassen und keine Ursache mehr, unseren Bund vor irgend einem Menschen zu verheimlichen.

Und der Herr Graf? Wo befindet sich Ihr Herr Vater? Und wie steht es mit dem Fürsten?

Mein Vater wird hoffentlich jetzt ebenfalls auf der Rückreise sein und bald eintreffen – die Verhältnisse gestatteten es leider nicht, ihn zum Mitwisser unseres Geheimnisses zu machen, von dessen Bewahrung Leben und Tod abhing; ich habe ihm geschrieben – er weiß es, wußte es schon am andern Tage, und wird meinen Schritt biligen, dem Glücke seines einzigen Kindes seinen Segen nicht versagen.

Und der Fürst? fragte Walther wieder.

Ach, sagte sie, indem sich ihre Lippen verächtlich zusammenzogen, was kümmert mich jener Fürst, jener rohe, widerliche Egoist, der es für möglich hielt, mich mit seinem elenden Gelde erkaufen zu können! O, erinnern Sie mich nicht an diese Dinge, fuhr sie erregter fort – es liegt das Alles, Alles, Gott sei Dank, hinter mir, wie ein trauriger, wüster Traum!

Aber mit einem entzückenden Erwachen, sagte Raoul, welches mit all seinen Schrecken nicht zu theuer erkauft war.

Er ist einmal ein Schwärmer, bemerkte sie mit einem zaghaften Lächeln, es scheint in der Familie zu liegen – finden Sie das nicht auch, Herr Rohneck? Aber jetzt kommen Sie zu Ihrer Mutter – oder gehen Sie vielmehr zuerst selbst, melden Sie uns an, sagen Sie ihr, daß wir, mein Mann und ich, sie besuchen werden, sehr bald, denn ich sehne mich unendlich, sie wiederzusehen. Und für heute Abend laden wir uns bei Ihnen zu Gaste, dann wollen wir erzählen und uns aussprechen – ach, wie schön, wie herrlich wird dieser Abend, der erste in der Heimath, sein!

Drittes Capitel.

Walther's Mutter wurde durch die Mittheilung ihres Sohnes, daß Hedwig verheirathet sei, wo möglich noch mehr überrascht, als er es selbst gewesen war. Das Ungewöhnliche ihres Handelns, das Hintenansetzen der Form und selbst der gangbaren Sitte machte auf sie keinen wohlthuenden Eindruck, denn sie gehörte zu den Frauen, welche in der Hingebung und in der Aufopferung kein

Maß kennen, aber jedes selbständige Verlassen des durch die allgemeine Sitte dem Weibe vorgezeichneten Weges für ein Unrecht ansehen.

Ohne den Willen ihres Vaters, sagst du? wiederholte sie; ich hätte das nicht von der Gräfin erwartet.

Dann hast du sie nicht gekannt; sie wird niemals etwas Unehrenhaftes thun, aber die Form war bei ihr stets Nebensache. – Wunderbar, wunderbar! fuhr er erregt und mehr mit sich selbst redend fort – gerade *er* – sie *ihre* Schwägerin!

Du denkst an Margot, sagte seine Mutter, als er, vor sich hinblickend, schwieg.

Sollte ich nicht, da ihr Bruder so plötzlich erscheint, und als Hedwig's Gatte? – Sie haben viel Aehnlichkeit mit einander – dieselben Augen, die ihrigen sind nur größer, ihr Blick ist sanfter – aber es war mir einmal, als ob sie mich selbst ansähe.

Du sprichst wohl von Margot? Ich kann mir denken, daß du lebhaft an sie erinnert worden bist.

Sie wollen den Abend bei uns zubringen, fuhr er fort, ohne diese Frage zu beantworten; sorge dafür, liebe Mutter, daß es an nichts fehle.

Ich werde Alles aufbieten, was in meinen Kräften steht, um so werthe Gäste würdig zu empfangen.

So beeile dich, denn sie werden bald hier sein.

Es war schon dunkel geworden und Licht angezündet, als sie kamen.

Hedwig eilte bewegt und mit einer Aufregung und Rührung, die sie vergeblich zu verbergen bemüht war,

auf Walther's Mutter zu und schloß sie fast leidenschaftlich in ihre Arme.

Meine liebe Frau Rohneck, sagte sie – meine theure, mütterliche Freundin!

So war sie nie gewesen, und Walther's Mutter erwiederte nicht ohne sichtliche Verlegenheit diesen Erguß einer fast kindlichen Zärtlichkeit.

Hier bin ich wieder, sagte Hedwig dann mit einem Lächeln, hinter welchem sie ihre innere Erregung zu verbergen suchte – und hier ist mein Mann – ach, wie sehr und wie oft haben wir uns auf diese Stunde gefreut!

Seien Sie herzlich, herzlich willkommen – beide, beide, erwiederte Walther's Mutter – wer mir das gesagt hätte an jenem Morgen, als Sie fortreis'ten.

Niemand hätte es Ihnen damals sagen können, bemerkte Raoul, denn ich, der ich jetzt hier so plötzlich und unerwartet unter Ihnen erschienen bin, der ich mich mit dem Besten und Werthvollsten, was Sie besessen, habe beschenken lassen – ich befand mich damals noch in Paris, viele Hundert Meilen weit von jener Stelle, wo ich das Glück meines Lebens finden sollte ....

Sie sollen Alles erfahren, wir wollen Ihnen Alles erzählen, liebe Frau Rohneck, unterbrach ihn Hedwig, damit Sie wissen, wie es gekommen ist und daß es nicht anders hat kommen können.

Es lag ein bittender Ausdruck in Hedwig's Augen, während sie diese Worte sprach, als ob sie das Verlangen empfände, die Billigung ihrer Handlungsweise auch dem Munde einer Frau zu hören, welche sie hochschätzte.

So wollen wir uns zu Tische setzen, wenn es Ihnen gefällig ist, erwiederte diese, es plaudert sich dann besser, und Sie werden es natürlich finden, daß ich ein wenig neugierig bin.

Dennoch dauerte es eine gewisse Zeit, ehe das Gespräch einen unbefangenen Charakter annahm. Hedwig mußte von Anfang an erzählen, und sie that dies um so lieber, als dadurch der Zeitpunct, in welchem sie von ihrer Verheirathung reden mußte, verzögert wurde.

Den Herzog haben Sie in Petersburg getroffen? fragte Walther mit erregter Stimmung, als sie in ihrer Erzählung so weit gekommen war – ihn? Er ist also oder war vielmehr damals nicht in Paris?

Er ist auch jetzt nicht dort, erwiederte Hedwig, plötzlich ernst werdend, denn er ist in Petersburg geblieben, wo man ihn begraben hat.

So ist er todt? rief Walther.

Ja, er ist todt – der Capitän, von dem ich Ihnen erzählte – der ehrenwerthe, brave Capitän – oder Major, was er jetzt ist, setzte sie bewegt hinzu, hat ihn im Duell erschossen.

Im Duell erschossen – weßhalb? Was war die Veranlassung?

Erlassen Sie mir das Nähere – es war an sich eine unbedeutende Ursache, veranlaßt durch einen Wortwechsel beim Spiele.

Nicht doch, nicht doch, unterbrach Raoul, du darfst unserem Freunde oder vielmehr deinem Freunde nicht Unrecht thun, dem das beneidenswerthe Glück zu Theil

geworden ist, eine dir zugefügte unwürdige Handlung rächen zu können.

Ich bitte, laß uns nicht weiter dieses Mannes gedenken, sagte sie ernst, es schmerzt mich!

Aber er ist todt? fragte Walther, Raoul fest ansehend – die Thatsache steht fest?

Er ist todt! erwiederte dieser in demselben entschiedenen Tone, und ich beneide den Capitän noch immer deßhalb, daß ihn das Geschick zum Werkzeuge ausersehen hat, diesen Elenden zu bestrafen.

Ich ebenfalls, erwiederte Walther – aber es war weder Ihnen noch mir vergönnt.

Hedwig sah Raoul mit einem bittenden Blicke an. Es trat ein längeres, ernstes Schweigen ein. – Soll ich weiter erzählen? fragte sie dann mit leiser Stimme.

Zürne nicht, bat Raoul, wir wollen nie mehr von ihm reden!

Hedwig's Erzählung wurde wieder unbefangener, als sie die Ereignisse seit ihrer Abreise von Petersburg schilderte, von dem Czaren, von dem Brande Moskau's sprach und dann zu ihrem Aufenthalte in dem Schlosse des Fürsten kam. Nachdem Raoul endlich als handelnde Person aufgetreten war, sah sie ihn zögernd und beschämt an, und er, der so leicht ihre Gedanken errieth, fuhr dann selbst in der Darstellung derjenigen Ereignisse fort, welche zu erzählen sie ihm zu überlassen vorzog.

In seiner ihm eigenen schwärmerischen Weise und oft mit dem Blicke der begeisterten Liebe Hedwig's niedergeschlagene Augen aufsuchend, trug er dies alles vor, wie

sie ihm, der bereits mit dem Leben abgeschlossen, wie ein Bild des Himmels erschienen sei und ihn dann vom sicheren Tode gerettet habe.

Wie er das alles ausschmückt, unterbrach sie ihn, während ihr schönes Gesicht schon lange von einer tiefen Röthe übergossen war, als ob es etwas Außerordentliches gewesen wäre. Urtheilen Sie nicht nach seinen übertriebenen Schilderungen, liebe Frau Rohneck, machte sie sich zu dieser, vielleicht um Walther's jetzt auf sie gerichteten Blicken auszuweichen – jetzt, da er mein Mann ist, setzte sie mit einem verschämten Lächeln hinzu, jetzt darf ich es ja sagen – daß ich ihn liebte von jenem Augenblicke an, als er zum ersten Male an meinem Schlitten gestanden – weßhalb? – ich weiß es nicht – er verdient es vielleicht gar nicht, sprach sie mit einem zärtlichen Blick weiter – aber da es einmal so war – so konnte es doch nicht anders kommen.

Nein, es konnte nicht anders kommen, fuhr Raoul wieder fort, da wir uns einmal gefunden und für das Leben gefunden hatten, so war eine Trennung unmöglich. Eine Trennung unter den damaligen Umständen war gleichbedeutend mit dem Tode! Wir wollten zusammen bleiben, uns nicht trennen, sondern mit einander leben oder mit einander sterben! – Es war ein harter Kampf in mir, als ich mich fragte, ob ich ihr Geschick an das meinige knüpfen dürfe, das noch so vielen Gefahren ausgesetzt war – es wäre vielleicht größer, edler gewesen, wenn ich es nicht gethan hätte – aber ich konnte nicht anders – ich

beredete sie, mit mir zu fliehen – sie willigte ein, und sie soll es nie bereuen, mir vertraut zu haben.

Er hatte, während er sprach, seinen Arm um ihre Schulter gelehnt und sie an sich gezogen; ihr Kopf ruhte an seiner Brust. Verschämt blickte sie auf und ihr Auge traf dasjenige Walther's, welches ernst und mit einem eigenthümlichen Ausdrucke auf Raoul ruhte.

Glauben Sie ihm nicht, flüsterte sie dann leise, indem sich ihre langen Wimpern wieder senkten – er hat mich nicht beredet – er würde es damals nicht gethan haben, um mich nicht ungewissen Gefahren auszusetzen – ich bin ihm freiwillig gefolgt – und würde ihm heute und immer folgen, wenn es wieder so wäre.

Es trat wieder längere Zeit eine tiefe Stille ein, keiner fand das passende Wort, sie zu unterbrechen.

Es schwebt ein Engel durch das Zimmer, sagte Walther's Mutter dann mit leiser und bewegter Stimme, der Himmel segnet Ihren Bund, möge er Ihnen Glück bringen bis an das Ende Ihres Lebens!

Hedwig umschlang leidenschaftlich die Frau, welche diese Worte gesprochen; sie fühlte sich innerlich so beglückt, sie wußte selbst nicht, weßhalb, und als sie sich dann aus dieser stummen Umarmung erhob, reichte sie Walther ihre Hand und sagte, während ihre großen, jetzt feuchten Augen ihn klar und innig anblickten:

Bleiben Sie unser Freund, immer, immer – wie es auch kommen mag – vielleicht werden wir uns einst mehr – der Engel, welcher so eben um uns schwebte, brachte seinen Segen für uns Alle!

Ich habe nur den innern Raum der kleinen Kirche gesehen, in welcher wir getraut wurden, fuhr sie fort, und auch dieser war so matt erleuchtet. Denn es brannten nur zwei Wachskerzen am Altare, daß ich auch davon nur ein sehr unklares Bild zurückbehalten habe; dann fuhren wir hinaus in die kalte Winternacht, aber mit dem beglückenden Bewußtsein, uns für immer anzugehören. Petrowitsch hatte Alles besorgt, und wir fanden bis Moskau hin überall die nöthigen Pferde.

Ist der mitgekommene Diener jener Petrowitsch? fragte Walther.

Ja, sagte sie, und wir verdanken ihm viel. Es war ein großes Wagniß für ihn, mit uns zu fliehen, denn ihn erwartete ein sicherer und grausamer Tod, wenn er ergriffen wurde. Das Verlangen, jene für ihn unerträglichen Fesseln zu brechen, sowie die Liebe zu Lucie, setzte sie lächelnd hinzu, bestimmten ihn jedoch dazu, und darin erblicke ich wieder eine Fügung des Himmels, denn ohne ihn wäre unsere eigene Flucht unmöglich gewesen.

Und Lucie, fragte Walther, erwiedert sie die Neigung dieses Russen?

Sie sind vollständig mit einander einig und wollen sich hier in diesen Tagen verheirathen, ehe sie mit uns weiter reisen.

Sie wollen wieder fort? fragte Walther erstaunt – nicht hier bleiben? Wieder weiter reisen – wohin?

Lassen wir das heute, sagte sie rasch und mit einem innigen Blick auf Raoul, der im Begriffe stand, zu antworten – wir sind heute so froh, so glücklich zusammen;

lassen Sie uns nur in der Vergangenheit und in der Gegenwart verweilen, ohne an die Zukunft zu denken oder von ihr zu reden, wir werden in den nächsten Tagen Zeit und Muße dazu behalten.

Walther's Blicke ruhten mit fragendem Ernste auf denen Raoul's, welcher ebenfalls ernst vor sich niedersah und dann ruhig und fest zu ihm aufblickte – er glaubte diesen Blick verstanden zu haben und machte keine weitere Frage.

In Moskau sah es schrecklich aus, fuhr Hedwig fort, ich werde diesen Anblick nie vergessen. Schon am zweiten Tage gegen Abend langten wir dort an und fanden nur mit großer Mühe ein Unterkommen. Ich hatte diese wunderbare Stadt zuerst ebenfalls gegen Abend, beleuchtet von dem Glanze der scheidenden Sonne, gesehen – und jetzt nichts als Ruinen und Trümmer. Die vergoldeten Kuppeln, die schlanken Thürme, die hohen, stolzen Paläste, jener wunderbare riesige Bazar, der die Schätze Asiens und Europa's in sich vereinigte – Alles nichts als eine Masse wüsten Schuttes, schwarz und verkohlt, so weit die weiße Decke des Winters nicht darüber lag. Wir beeilten uns, diesen traurigen Aufenthalt so bald als möglich wieder zu verlassen, fuhren noch in derselben Nacht weiter und nahmen unseren Weg über Kaluga, da die große Straße, auf welcher die französische Armee gegangen war, aller Mittel zum Fortkommen entbehrte. – Nun erzähle doch, Raoul, unterbrach sie sich, wir müssen abwechseln.

Die große Eile, mit welcher wir bisher gefahren waren, immer Tag und Nacht weiter, immer in der Besorgniß, verfolgt zu werden, fuhr Raoul fort, schien nicht mehr nöthig, denn wir gaben uns der Hoffnung hin, daß man unsere Spur verlieren werde, wenn man sie überhaupt gesucht hatte. Auch machte es jetzt große Schwierigkeiten, Pferde zu erhalten, da die Straße, welche wir eingeschlagen hatten, von der russischen Armee benutzt worden und ebenfalls aller Hülfsmittel beraubt war. Schon in Kaluga mußten wir einen Tag verweilen, ehe es uns gelang, für dreifache Bezahlung Pferde zu erhalten, und in Mohilew, welches die Arrieregarde der Russen erst vor vier Wochen verlassen hatte, schien die Weiterreise ganz aufhören zu sollen. Die Posthalter besaßen keine Pferde mehr, welche von der Armee mitgenommen waren, und wir mußten eine ganze Woche in diesem Orte verweilen. Dennoch wäre uns die Zeit angenehm verflossen, wenn wir nicht in der steten Besorgniß, verfolgt und entdeckt zu werden, gelebt hätten. Petrowitsch gab sich alle erdenkliche Mühe, erklärte aber zuletzt, daß nichts übrig bleibe, als Pferde zu kaufen, die vielleicht zu haben sein würden, und so in allerdings viel langsamerer Weise unsere Reise fortzusetzen. Es gelang endlich, von einem Juden für theures Geld drei Pferde zu erstehen, die vorher von Petrowitsch und mir auf das genaueste besichtigt wurden. Obgleich sie unseren Erwartungen vollständig entsprachen und wir sie nicht schonten, so ging unsere

Reise jetzt doch verhältnißmäßig sehr langsam von Statten. Mehr als 15 Meilen konnten wir auch diesen russischen Pferden täglich nicht zumuthen, und dabei mußten sie in jeder Nacht und immer den vierten Tag ausruhen. Die Nächte brachten wir fast immer in unserem Schlitten zu, da die Wirthshäuser es unmöglich machten, einen ihrer Räume zu betreten. Meine arme Frau, setzte er mit einem zärtlichen Blicke auf Hedwig hinzu, hat das Alles nicht nur stets freudig und heiter ertragen, sondern war immer bemüht, durch Scherz und Fröhlichkeit jede Unannehmlichkeit zu beseitigen.

Ach, es war so schrecklich gar nicht, wie er es macht, ergänzte sie, wir hatten warme und gute Pelze, saßen bequem und angenehm, und wenn es auch langsamer ging, die Besorgniß, verfolgt zu werden, war verschwunden, und wir kamen mit jedem Tage dem ersehnten Ziele näher.

Endlich nach drei Wochen sahen wir die Thürme von Bialystock vor uns, einer kleinen Stadt an der Gränze Polens. Schon in den letzten Tagen waren wir mit verschiedenen russischen Truppenabtheilungen zusammengekommen und manchen Unannehmlichkeiten ausgesetzt gewesen. Ohne Petrowitsch würde es uns wahrscheinlich schlecht gegangen sein, so gelangten wir aber unangefochten in jene Stadt, wo sich damals das Hauptquartier des Sacken'schen Corps befand. Ein Unterkommen war nicht zu erlangen, wir blieben daher an einer

abgelegenen Stelle mit unserem Schlitten halten, fütterten unsere Pferde im Freien und suchten uns einzurichten, so gut es ging. Petrowitsch, der fortgegangen war, um Nachrichten einzuziehen und Nahrungsmittel zu kaufen, kehrte voller Besorgniß zurück, denn dasjenige, was er erfahren, war allerdings vollständig geeignet, einen niederschlagenden Eindruck bei uns hervorzurufen. Die Oesterreicher hätten Warschau geräumt, hatte man ihm gesagt, und die Avantgarde der Russen sei dahin aufgebrochen; wir befanden uns also mitten zwischen einem Theile der russischen Armee. Ohne eine ausdrückliche Erlaubniß des Hauptquartiers würde es uns, ungeachtet unseres Passes nicht gestattet sein, weiter zu reisen. Unsere Lage war sehr bedenklich geworden. Sollten wir zurückfahren? Wohin? Bleiben? Hier in einer Stadt, wo gar kein Unterkommen zu finden war? Weiter reisen ohne Erlaubniß, hieße dem sichern Verderben entgegen gehen – was blieb uns für eine Wahl? Wir berathschlagten, indem wir unser einfaches Mahl zu uns nahmen, und kamen endlich zu dem Entschlusse, jedenfalls den Versuch zu machen, die Erlaubniß zur Weiterreise zu erlangen; es war das Einzige, was uns übrig blieb.

Es wird nöthig sein, daß Sie mit mir zu dem General gehen, sagte Petrowitsch; der Paß lautet auf Ihren Namen, käme ich ohne Sie, so würde es Verdacht erregen, und doch keinenfalls einen Erfolg haben.

Ich sah das ein, aber wie konnte ich Hedwig mit dem Mädchen allein lassen? Sie bestand zwar darauf, es zu

thun, aber diesmal konnte ich ihren Bitten nicht nachgeben, lieber wollten wir warten und das Weitere der Zukunft überlassen.

Petrowitsch, der unsere Unterredung schweigend mit angehört hatte, entfernte sich mit dem Bemerken, daß er bald zurückkehren werde. Nach einer halben Stunde erschien er wieder mit zwei russischen Grenadieren. Er hatte diesen braven Leuten unsere Lage im Allgemeinen geschildert und sie gegen eine reichliche Belohnung leicht vermocht, bis zu unserer Rückkehr bei dem Schlitten Wache zu halten.

Ich gestehe, daß ich nie zwei Gesichter schärfer betrachtet habe, als diejenigen jener beiden Grenadiere, deren gutmüthiges Lächeln mich endlich bestimmte, nachdem ich ihnen noch das Doppelte der Belohnung hatte versprechen lassen, der Nothwendigkeit nachzugeben und Hedwig eine kurze Zeit ihrem Schutze anzuvertrauen. Sie schulterten ihre Gewehre, als wir uns endlich entfernten, und gingen langsam auf und ab, als ob sie auf Posten gestanden hätten.

Nach vielen Bemühungen und nachdem wir bereits eine Menge Rubel ausgegeben hatten, gelang es uns endlich, zu demjenigen Stabsoffizier zu gelangen, welcher die Macht besaß, unserem Wunsche zu entsprechen.

Er hörte die Rede von Petrowitsch mit ungeduldiger und unfreundlicher Miene an, warf einen flüchtigen Blick auf den ihm überreichten Paß und rief dann mit zorniger Stimme:

Deutscher Kaufmann? Jetzt nach Warschau? Hat das so große Eile? Spioniren, weiter nichts! Muß warten, bis wir dort eingerückt sein werden! Fort! Pascholl![1] – Pascholl! rief er nochmals, mit dem Fuße stampfend, und wir hielten es für rathsam, diesen Unhold nicht zu größerer Wuth zu reizen.

Viertes Capitel.

Niedergeschlagen und ziemlich rathlos verließen wir das Haus, worin der Officier wohnte, und kehrten auf demselben Wege zurück, den wir gekommen waren. In dem angelegentlichen Gespräche, in welchem wir uns befanden, hatten wir einen russischen Officier nicht bemerkt, der uns begegnet war und dann, sich umsehend, stehen blieb, als wir an ihm vorüber gegangen waren.

Petrowitsch! rief plötzlich eine Stimme hinter uns, und ich sah, wie dieser vor Schreck zusammenzuckte – Petrowitsch, bist du es wirklich?

Wir blieben stehen und der Officier stand einige Augenblicke darauf bei uns.

Wahrhaftig, du bist es! sagte er, wie es schien, mit freudiger Ueberraschung; wie kommst du hierher? Ist der Fürst hier?

Der Fürst? stammelte Petrowitsch; nein, der Fürst ist nicht hier – ich – ich bin von ihm beordert, für ihn in Warschau eine Wohnung zu miethen.

---

[1] Los! Vorwärts! auf gehts!

In Warschau? fragte jener verwundert – was will er in Warschau? Und wie kannst du an einem Orte eine Wohnung miethen sollen, den der Feind erst vor wenigen Tagen geräumt hat, was ihr doch unmöglich wissen konntet? Wo befindet sich der Fürst?

Jetzt wahrscheinlich unterwegs – ich – ich habe ihn in Bolagna verlassen.

In Bolagna? Und wer ist dieser Mann? fuhr er, mich scharf anblickend, fort. Sie kommen mir bekannt vor, mein Herr; ich vergesse selten ein Gesicht, welches ich einmal gesehen habe, wenn es auch – auf dem Schlachtfelde von Malo-Jaroslawetz gewesen sein sollte.

Ich habe nicht die Ehre, erwiederte ich, obgleich ich jetzt jenen Officier erkannte, der so freundlich für mich gesorgt und mir Trost zugesprochen hatte, als ich verwundet war.

Nicht? sagte er; dennoch wird es nöthig sein, darüber weitere Nachforschungen anzustellen.

Petrowitsch hatte, während diese kurzen Worte gesprochen wurden, nachdenkend dagestanden und schien plötzlich zu einem bestimmten Entschlusse gekommen zu sein.

Herr Capitän, sagte er in flüsterndem Tone, oder Herr Major, die gnädige Gräfin befindet sich hier in einer hülflosen Lage, und dieser Herr ist ihr Gemahl.

Ihr Gemahl? rief der Officier erbleichend und mich mit finstern Blicken betrachtend – Sie – Sie – wie wäre das möglich?

Petrowitsch redete dann längere Zeit mit ihm in russischer Sprache und beantwortete viele rasch und leidenschaftlich an ihn gerichtete Fragen; dann schwiegen beide, der Officier wandte sich ab und blieb eine Weile so stehen, daß ich sein Gesicht nicht sehen konnte.

Du erzählst sehr ausführlich, schaltete Hedwig ein.

Sollte ich es nicht? erwiederte er; möchtest du wünschen, daß ich das edle Benehmen unseres oder vielmehr deines Freundes weniger ausführlich schilderte?

Gewiß nicht, sagte sie mit niedergeschlagenen Augen; erzähle weiter.

Gehen wir, sprach der Officier dann, ohne eine weitere Frage an mich zu richten – führe mich zu der Gräfin.

Wir schritten schweigend aber rasch neben einander her, und ich athmete froh auf, als ich die beiden Grenadiere noch ganz in derselben Weise an unserem Schlitten Wache halten sah.

Der Officier trat an den Schlitten, und Hedwig, die sonst stets so muthig war, stieß einen leisen Schrei aus, als sie so plötzlich sein ihr wohlbekanntes Gesicht erblickte.

Erschrecken Sie nicht, gnädige Gräfin, sagte er mit einem melancholischen Lächeln, Petrowitsch hat mich von Allem in Kenntniß gesetzt und ich bin nur gekommen, um Ihnen meine Dienste anzubieten. Haben Sie vielleicht die Güte, mich Ihrem Herrn Gemahl vorzustellen? Mein Mann, fuhr Raoul fort, indem er Hedwig lächelnd anblickte, mein Mann, sagte sie – der Kaufmann Rohneck – der Herr Capitän Ardatow.

Ja, unterbrach ihn Hedwig, bemüht, der beziehungsvoll gewordenen Darstellung eine scherzhafte Seite abzugewinnen, wir hatten den Paß auf Ihren Namen ausstellen lassen, Herr Rohneck – ich glaubte – er würde uns Glück bringen.

Es freut mich, daß Ihre Voraussetzung eingetroffen ist, erwiederte Walther, durch diese Mittheilung eigenthümlich bewegt; aber wollen Sie nicht weiter erzählen, fuhr er fort, als ein mehr oder weniger peinliches Schweigen eingetreten war, hervorgebracht durch mancherlei Erinnerungen, die in raschem Fluge eines Jeden Gedanken erfüllten.

Der Officier machte mir schweigend und ernst eine leichte Verbeugung, sprach Raoul weiter, ohne ein Wort an mich zu richten.

Vor allen Dingen ist es nothwendig, daß Sie ein Unterkommen erhalten, sagte er dann, gestatten Sie mir, dafür zu sorgen. Das Glück ist mir günstig gewesen, fuhr er fort, ich bin Major im Generalstabe und dem Hauptquartiere des Generals von Sacken zugetheilt. Es freut mich, dadurch im Stande zu sein, Ihnen in dieser überfüllten Stadt ein bescheidenes Unterkommen verschaffen zu können.

Sie machen mich noch mehr zu Ihrer dankbaren Schuldnerin.

Ich bitte, mir zu folgen, sagte er, ohne auf diese Bemerkung meiner Frau, die sehr befangen geblieben war, etwas zu erwiedern.

Die beiden Grenadiere wurden fortgeschickt und wir folgten ihm in einiger Entfernung.

Ich will selbst weiter erzählen, sagte Hedwig, welche sichtlich immer befangener geworden war; es macht ihm Vergnügen, mich verlegen zu machen, indem er immer hinzusetzt, wie ich bei jedem Worte, welches ich mit dem Major gesprochen, ausgesehen haben soll. Sie werden es natürlich finden, fuhr sie, sich ausschließlich an Walther's Mutter wendend, fort, daß ich sehr erschrocken war, als ich plötzlich das mir bekannte Gesicht des Capitäns vor mir sah, desselben Mannes, den ich so oft bei dem Fürsten gesehen und der, setzte sie mit leiserer Stimme hinzu, den Herzog im Duell getödtet hatte.

Er, rief Walther, er war es?

Ja, er war es. Noch mehr erschrak ich, als er mir sagte, daß ihm Petrowitsch Alles mitgetheilt habe, und mich bat, ihm meinen Mann vorzustellen; Sie können denken, welche Besorgnisse und Befürchtungen mich dabei ergriffen. Als wir dann dem Major folgten, eröffnete uns Petrowitsch, daß er es für das Beste gehalten, ihm offen Alles zu sagen, da er es doch würde erfahren haben. Wir hatten wenig darauf zu erwiedern und gewannen nach kurzer Ueberlegung die Ueberzeugung, daß er unter den obwaltenden Umständen nicht anders habe handeln können. Wir erhielten eine wenn auch beschränkte, doch freundliche Wohnung, wie wir später erfuhren, des Majors eigenes Quartier. Er besuchte uns während des

Tages noch einmal, ließ sich unseren Paß geben, ohne irgend eine Frage an uns zu richten, und brachte auch den Abend bei uns zu.

Es wurde Mancherlei gesprochen, aber jede Beziehung sorgfältig vermieden; er nannte mich stets gnädige Frau und meinen Mann Herr Rohneck, und wir wären heiter gewesen, wenn nicht das absichtliche Zurückhalten alles dessen, was eigentlich die Hauptsache bildete, die Unterhaltung befangen gemacht hätte. Er erkundigte sich nach seiner Schwester, vermied es jedoch, irgend eine Frage wegen des Fürsten an uns zu richten; noch weniger geschah unserer Flucht und unserer Verheirathung die geringste Erwähnung.

Gegen neun stand er auf, um sich zu verabschieden. Ich verlasse Sie, sagte er, sich zu mir wendend, indem ich Ihnen nochmals alles Glück zu Ihrer so rasch geschlossenen Verbindung wünsche – ich bin vielleicht der Erste, dessen Glückwunsch Sie empfangen, und habe kaum geglaubt, als ich Sie in Wilna verließ, daß mir dieser Vorzug würde beschieden sein. Hier ist Ihr Paß zurück, mein Herr, wendete er sich an Raoul, versehen mit der Ordre des commandirenden Generals an die Befehlshaber aller russischen Truppen, nicht nur Sie ungehindert passiren, sondern Ihnen erforderlichen Falls jeden Schutz und Beistand angedeihen zu lassen. Leben Sie herzlich wohl und möge es Ihnen immer gut gehen.

Schweigend und mit dankerfüllten Augen reichte ich ihm meine Hand, es war Alles, was ich in jenem Augenblick zu thun vermochte.

Raoul, damit ich nun auch einmal über ihn rede, war ebenfalls sehr ergriffen. Herr Major, sagte er, ich bin Ihnen, nicht meinetwegen, ich weiß es, zu lebenslänglichem Danke verpflichtet, vielleicht vergönnt es mir das Geschick, denselben in ähnlicher Weise abzustatten.

Sie können gewiß nicht verlangen, daß ich das wünschen sollte, erwiederte er mit einem beziehungsvollen Lächeln – wir können nur wünschen, uns nicht mehr zu begegnen, denn – doch lassen wir das, Herr Rohneck, wir dürfen davon nicht reden.

Es wird nicht immer Krieg sein, sagte ich, vielleicht bald, recht bald Friede werden, und dann besuchen Sie uns, dann ....

Leben Sie wohl, unterbrach er mich – reisen Sie glücklich, und wenn Sie in der Heimath angekommen sind, so gedenken Sie meiner.

Lassen Sie uns diesen bescheidenen, aber aus unserem Herzen gesprochenen Wunsch erfüllen, fuhr sie nach einiger Zeit bewegt fort, während Alle schwiegen, – lassen Sie uns auf sein Wohl anstoßen und daß wir uns einst froh wiedersehen mögen.

Die Gläser erklangen leise, aber die stummen Wünsche, welche dabei dem Wohle des braven Majors dargebracht wurden, waren um so herzlicher.

Ohne beunruhigt zu werden, gelangten wir nach Warschau, fuhr Hedwig dann in ihrer Erzählung fort, wo die Russen fast gleichzeitig mit uns angekommen waren und man sehr aufgeregt und zugleich niedergeschlagen war. Die Hoffnungen der armen Polen schienen wieder auf

längere Zeit zerstört und die Russen geneigt, vollständige Rache für den gegen sie an den Tag gelegten Haß und die Feindschaft zu nehmen. Wir mußten in Warschau einige Tage bleiben, um unseren Schlitten mit einem Wagen zu vertauschen, dessen Beschaffung seine Schwierigkeiten hatte. Ohne unseren jetzt so werthvollen Paß wären wir gar nicht fortgekommen, aber der darauf befindliche Befehl des commandirenden Generals beseitigte alle Schwierigkeiten und verwandelte Grobheit in unterthänige Zuvorkommenheit; denn die russischen Officiere der Avantgarde, durch welche wir jetzt fuhren, hielten uns, wie Petrowitsch lachend bemerkte, für geheime Agenten, welche nach Breslau zur Unterhandlung wegen des Krieges gegen Frankreich geschickt seien.

So gelangten wir denn glücklich bis hieher, und ich will es nicht verschweigen, daß ich eine kaum zu beschreibende Freude empfand, als die ersten deutschen Laute wieder an mein Ohr schlugen und das Polnische oder Russische, welches für mich gleichbedeutend ist, endlich aufgehört hatte.

Gott hat Sie sichtbar in seinen Schutz genommen, sagte Walther's Mutter, sonst würden Sie diese weite Reise unter so gefahrvollen Umständen nicht ohne Fährniß zurückgelegt haben, er wird Sie auch ferner beschirmen.

Darauf beruht mein Hoffen, sagte Hedwig, indem sie Raoul einen kurzen, zärtlichen und traurigen Blick zuwarf, denn wir werden seines Schutzes und Beistandes auch ferner mehr denn je bedürfen.

Wer bedürfte ihn nicht, erwiederte theilnehmend Walther's Mutter, was ist der Mensch und sein ganzes Leben ohne ihn?

Es ist schon recht spät geworden, bemerkte Hedwig, während die Uhr vom nahen Schlosse die zehnte Stunde schlug. Ach, wie wohl es mir thut, den Klang dieser Glocke wieder zu hören, und nicht mehr den der Uhr zu Balagna, deren Schlägen ich oft mit großer Unruhe und Besorgniß gelauscht habe.

Wie doch Vieles im Leben so ganz anders kommt, als man erwartet hat, sagte Walther, nachdem Raoul und Hedwig gegangen waren und er selbst eine Zeit lang nachdenkend dagestanden hatte – wer hätte das ahnen können!

Niemand, erwiederte seine Mutter, aber sie scheint eine gute Wahl getroffen zu haben, ich habe ihren Mann, diesen französischen Capitän, in der kurzen Zeit ordentlich lieb gewonnen.

Er verdient es auch – vergißt du, daß ich ihm selbst mein Leben verdanke?

Wenn du mich verlassen hast, mein lieber Walther, fuhr sie mit einem Seufzer fort, so werde ich wenigstens nicht so ganz einsam sein, und Jemanden haben, mit dem ich über dich reden kann.

Gib dich keinen vergeblichen Täuschungen hin, liebe Mutter, hörtest du nicht, daß sie auch wieder fort wollen?

Weßhalb sollten sie Wallfort wieder verlassen?

Weßhalb? fragte Walther erstaunt, ist er nicht französischer Officier? Könnte er jetzt hier bleiben wollen? Er würde ehrlos handeln.

Ach, was ihr für Begriffe von Ehre habt! Aber Hedwig –

Sie wird mit ihm gehen, sagte er bestimmt.

Mit ihm gehen? Sich neuen Gefahren aussetzen, ohne ihm nutzen zu können? Würdest du das gerechtfertigt finden?

Liebt sie ihn nicht? Ist sie nicht seine Frau? Hat sie nicht bewiesen, daß sie seinetwegen Alles zu opfern bereit ist? Du kennst sie immer noch nicht, liebe Mutter, glaube mir, sie wird ganz gewiß mit ihm gehen.

Fünftes Capitel.

Am andern Tage wurde Hedwig auf das freudigste durch einen Brief ihres Vaters überrascht. Mit zitternder Hast erbrach sie das Siegel, und Raoul, der neben ihr stand und nicht ohne Besorgniß ihre Mienen betrachtete, freute sich, als diese immer heiterer wurden und sie zuweilen sogar ein freudiges Lächeln nicht unterdrücken konnte.

O, nun ist Alles gut – Alles, rief sie dann in tiefer Bewegung, indem sie sich an seine Brust warf, mein guter Vater segnet unsern Bund und macht mir Vorwürfe, daß ich ihm so wenig Vertrauen geschenkt habe! Komm, komm, laß uns den Brief noch einmal gemeinschaftlich lesen, denn ich habe ihn nur eilig überflogen.

Er zog sie auf seinen Schooß, sie legte ihren Arm um seinen Nacken und dann lasen sie:

»Meine liebe Tochter!

»Es ist sehr unrecht von Dir, daß Du so wenig Vertrauen zu mir hattest und mir Deine Verheirathung mit dem Marquis de Beaumont nicht offen gestanden hast. Ich würde dann nicht gezwungen werden, die weite Reise mit Friedrich allein zu machen und mich Wochen hindurch zu langweilen, wovor ich eine große Furcht empfinde. Wir hätten zusammen reisen und uns angenehm unterhalten können, so angenehm wenigstens, als es in diesem gottvergessenen Lande möglich ist. Daß Du nur eine Deinem Stande gemäße Verbindung schließen würdest, daran habe ich nie gezweifelt, und wenn ich auch gewünscht hätte, daß Dein Mann, mein Herr Schwiegersohn, dem ich mich zu empfehlen bitte, kein Franzose wäre, so ist es mir jetzt immer noch lieber, als wenn Du diesen Russen geheirathet hättest, mag er immerhin ein Fürst sein und Millionen besitzen. Das Beste wäre allerdings gewesen, er hätte Dich zu seiner Erbin gemacht, aber da es nun einmal ohne Heirath nicht geschehen konnte, so hol' ihn der Teufel. – Ich reise, Gott sei Dank, morgen ab. Ich will Dir erzählen, wie es hier weiter gegangen ist; Du wirst daraus ersehen, wie gut es ist, daß Du nicht dieses Menschen Frau geworden bist.

»Als Du am anderen Tage gegen Mittag noch immer nichts von Dir hattest hören lassen und Dein Zimmer verschlossen blieb, kam der Fürst voller Unruhe zu mir, indem er befürchtete, Du könntest krank geworden sein,

da er sich nur durch diesen Umstand Dein Benehmen zu erklären vermöge. Ich ging, von ihm gefolgt, zu Deinem Zimmer, und als dasselbe nach wiederholtem Klopfen nicht geöffnet wurde, ließen wir die Thür endlich mit Gewalt sprengen. Das Zimmer war zu unserm Schrecken leer, Dein Bett unberührt; ich konnte mir das Alles natürlich nicht erklären. Da fand ich Deinen an mich zurückgelassenen Brief, den ich hastig öffnete und las, während der Fürst mich in fieberhafter Aufregung anstarrte.

»Die mir in allen Lagen inne wohnende Geistesgegenwart ließ mich erkennen, daß ich mit Vorsicht handeln mußte, obgleich ich im ersten Augenblicke mich fast hätte hinreißen lassen, ihm Alles zu sagen. Ich faßte mich jedoch und bat ihn, hinüber zu gehen, wo wir ohne Zeugen reden könnten. Dann theilte ich ihm so schonungsvoll wie möglich mit, daß Du heimlich abgereis't seiest, weil Du seinem Wunsche nicht hättest entsprechen und es auch nicht über Dein Herz bringen können, ihm dies zu sagen.

»Er war leichenblaß geworden und seine vorstehenden Augen traten ihm noch weiter aus dem Kopfe hervor, so daß er wie ein Raubthier aussah, dem man seine Beute entrissen hatte,

»Abgereis't – rief er dann außer sich vor Wuth – abgereis't – nachdem sie mich so lange wie einen Narren am Gängelbande herumgezogen – heute – heute abgereis't, wo Alles zu unserer Verlobung vorbereitet ist! Haben Sie einen Namen, einen Ausdruck für dieses Betragen Ihrer

Tochter, Herr Graf – fuhr er noch wüthender auf – für diese Abscheulichkeit und Nichtswürdigkeit?

»Herr Fürst, entgegnete ich ebenfalls erbos't, ich bitte, sich zu mäßigen!

»Mäßigen? schrie er mich an – sie hat die Rechnung ohne den Wirth gemacht, ich werde sie verfolgen und einholen lassen! Diesen Hund, diesen Petrowitsch, der es gewagt hat, sie zu begleiten, werde ich zu Tode knuten lassen, und sie ....

»Nun, und sie? fragte ich, indem ich einen Schritt zurücktrat, denn es schien fast, daß er sich an mir vergreifen könnte.

»Wir sind Gott sei Dank in Rußland, mein Herr Graf, rief er mit geballten Fäusten – wenn ich sie nur erst wieder habe – das Andere wird sich finden – wir haben Mittel dazu!

»Sie vergessen, mit wem und von wem Sie sprechen, Herr Fürst, sagte ich.

»Mit wem ich spreche – schrie er mich an – mit einem lumpigen deutschen Grafen, der hieher gekommen ist, um mich um mein Geld zu betrügen, er sammt seiner saubern Tochter – aber ich will euch zeigen, mit wem ihr zu thun habt – ihr kennt mich nicht, ihr habt mich für einen Narren gehalten und sollt es bitter bereuen, euch so dumm entpuppt zu haben!

»Ich bin Ihr Gast, sagte ich, als er einen Augenblick in seinem Toben aufhörte, und bedauere sehr, es zu sein – ich werde Ihr Haus sofort verlassen, denn ....

»Gehen Sie zum Teufel, schrie er, ich halte Sie nicht! – Aber nein, Sie bleiben, bleiben so lange, bis ich sie wieder habe – dann werde ich Sie selbst spediren lassen!

»Nachdem er diese Worte gesprochen, eigentlich gebrüllt hatte, stampfte er mit dem Fuße und lief aus dem Zimmer, dessen Thür er so heftig zuwarf, daß die Fenster erbebten. Ich blieb in großer Unruhe zurück und ließ Friedrich heraufkommen, um mich mit ihm zu berathen. Ich schickte ihn dann öfter fort, um Erkundigungen einzuziehen, und erfuhr auf diesem Wege, daß der Fürst die bereits befohlene Verfolgung wieder abbestellt habe, nachdem er längere Zeit mit der Oberstin geredet. Dies beruhigte mich wieder, und ich befahl Friedrich, meine Sachen zu packen, so daß ich am anderen Tage nöthigenfalls abreisen könnte, obgleich die Kälte zugenommen hatte. Vor Allem freute ich mich jetzt, daß ich dem Fürsten, diesem brutalen, rohen und tobsüchtigen Menschen, keine Andeutung über Deine Verheirathung mit dem Marquis gemacht hatte.

»Am andern Morgen kam der Fürst wieder zu mir und war höflich und glatt wie sonst. Er bat mich um Verzeihung wegen seines gestrigen, durch Leidenschaft hervorgerufenen Benehmens, bat mich, Alles zu vergessen und so lange zu bleiben, als es mir gefiele. Ich war natürlich im höchsten Grade kalt und gemessen gegen diesen Menschen, der mich so gröblich beleidigt hatte, und bestand darauf, so rasch als möglich abzureisen. Dennoch ist eine Woche vergangen, weil das Wetter zu schlecht war; ich

habe aber dieses russische Geschöpf nicht mehr wiedergesehen und Gott im Stillen gedankt, daß Du nicht seine Frau geworden bist; das wäre wirklich schrecklich gewesen, denn er benahm sich nicht wie ein Mensch, sondern wie ein wildes Thier, wie eine Bestie. Morgen reise ich ab, obgleich das Wetter noch immer kalt ist. Ich hoffe jedoch, es wird mir nicht schaden, und wünsche sehnlich, diese lange, lange Reise, die ich jetzt nur in Friedrich's Gesellschaft machen muß, ohne Unfall zurückzulegen. Ich hoffe Dich sonach bald wiederzusehen und auch Deinen Mann, den Marquis, kennen zu lernen. Hoffentlich seid Ihr glücklich in Wallfort angekommen, was ich wünschte, ebenfalls von mir sagen zu können. Lebe bis dahin wohl und behalte lieb

Deinen treuen Vater.«

Es lag Vieles in dem Briefe, welches sie zur Freude stimmte, jedoch auch Vieles, welches Ernst und selbst Traurigkeit bei ihr hervorrief. Ihr Vater warf ihr Mangel an Vertrauen vor, und der Gedanke, daß er so einsam und ohne Pflege die weite Reise zurücklegen müsse, kam jetzt erst bei ihr zum vollen Bewußtsein.

Du bist traurig, sagte er, obgleich dein Vater unseren Bund gesegnet hat – wir hätten nicht ohne ihn reisen sollen – du machst dir jetzt deßhalb Vorwürfe?

Nein, Raoul, ich mache mir keine Vorwürfe, denn unser Handeln war durch die Nothwendigkeit geboten; jetzt, nachdem wir über die wahre Natur jenes Fürsten, woran ich übrigens niemals gezweifelt, vollständigen Aufschluß erhalten haben, jetzt erkenne ich erst

recht, daß wir so handeln mußten und nicht anders handeln durften – aber der Gedanke erfüllt mich mit Trauer und Besorgniß, daß mein Vater ohne mich diese weite Reise machen muß und daß ich ihn wahrscheinlich auch jetzt nicht werde hier erwarten können.

Laß uns noch einmal diesen Gegenstand reiflich in Erwägung ziehen, meine geliebte Hedwig, sagte er, sie innig an sich ziehend; eine Nothwendigkeit, mir zu folgen, ist jetzt nicht vorhanden, bedenke das wohl. Daß ich nicht bleiben kann, daß ich dich verlassen muß, sei es hier oder dort, das ist allein von der Pflicht geboten. Nicht wahr, du erkennst dies an? Du würdest mich nicht mehr achten, mich selbst nicht mehr lieben können, wenn ich jetzt dem Gebote der Ehre zu folgen einen Augenblick zögern könnte. Jetzt, wo sich Alles gegen meinen Kaiser erhebt, wo er im Unglücke ist ....

Rede nicht weiter darüber, unterbrach sie ihn mit einem tiefen Seufzer, denn deine Ehre ist auch meine Ehre, und so sehr ich dich liebe, so unglücklich ich sein werde, ohne dich, und wenn ich dich wieder in steter Gefahr weiß – es ist doch einmal nicht anders möglich.

Wenn wir darüber einig sind, sagte er, nachdem er sie zärtlich geküßt hatte, daß wir uns für eine kurze Zeit trennen müssen, vielleicht wird es bald Friede, wäre es dann nicht besser, du bliebest hier bei deinem Vater, hier in deiner Heimath, wohin ich eben so leicht schreiben, eben so schnell zurückkehren kann, der ich, wie ich hoffe, auch viel näher bleiben werde, als daß du mit mir nach Frankreich gehst?

Nein, Raoul, erwiederte sie, ich bleibe bei dir, so lange es möglich ist. Ich bin dein Weib und ziehe mit dir in deine Heimath, zu den Deinigen, die jetzt auch die Meinigen geworden sind. Verlange nicht von mir, daß ich hier bleiben soll, in einem Lande, dessen Bewohner jetzt zu deinen, zu unseren Feinden gehören. Ach, es wird mir schwer, dies zu sagen, und noch schwerer, ihren Waffen nicht den Sieg zu wünschen, aber ich *kann* nicht hier bleiben. Vielleicht kommt Alles anders und besser, als wir erwarten, vielleicht wird ein für deinen Kaiser ehrenvoller Friede geschlossen, und alle unsere Besorgnisse sind gehoben; denn wenn es Friede ist ....

Wenn es Friede ist, wenn Frankreich diese ihm durch Naturereignisse gewordene Niederlage gesühnt hat, wenn sein Ruhm wieder hergestellt sein wird, dann, dann gehöre ich dir – nur dir allein.

So laß uns denn hoffen, daß dies bald in einer Weise geschehen möge, welche auch den Ruhm und die Ehre meines Vaterlandes wieder herstelle.

Das ist auch mein sehnlichster Wunsch. Ich erkenne die Berechtigung Preußens zu einem Kriege mit Frankreich in vollem Maße an, die Begeisterung und den Haß, welche hier überall in so hellen Flammen gegen uns auflodern, – ich kann sie nicht verdammen; ich würde eben so empfinden, wenn ich hier geboren wäre – aber die Ehre und der Ruhm meines Vaterlandes zwingen mich, auf der anderen Seite zu stehen, ich kann und darf meinen

Kaiser jetzt nicht verlassen, darf meinem Eide nicht untreu werden, so sehr und so schmerzlich mein Herz auch darunter leidet.

Warum sagst du mir das immer wieder, als ob du noch einen Zweifel darüber hättest, daß auch ich in gleicher Weise empfinde? Wir müssen das zusammen und mit einander tragen, Geliebter. Unsere Herzen werden unberührt bleiben von dem Kampfe, welcher sich zwischen den Völkern entspinnt, unter denen wir geboren sind; denn unsere Liebe steht hoch über dem Allem.

Aber das entscheidet die Frage nicht, über welche wir uns immer noch nicht geeinigt haben ....

Wenn du mich lieb hast, unterbrach sie ihn leidenschaftlich, so laß es ein für alle Mal abgemacht sein. Ich gebe mit dir, bleibe bei dir, so lange es möglich ist, und wenn du fort bist, bin ich bei deiner Schwester, bei deiner geliebten Margot, die ich ja auch so sehr liebe, kann täglich, stündlich von dir reden – willst du mir dieses Glück rauben? Könntest du mich hier einsam zurücklassen wollen?

Bist du nicht bei deinem Vater?

Ach, Raoul – ich liebe meinen Vater – aber – aber ich ziehe mit dir – erfülle endlich meine Bitte und laß dies als unzweifelhaft feststehen.

Die Zeit wird kommen, wo ich dir deine Liebe vergelten kann, du meine theure, geliebte Hedwig – bis jetzt bin ich immer der Fordernde, immer der Nehmende, nie der Gebende ....

Schweige, schweige, bat sie, ihn mit dem Ausdrucke des vollsten Glückes innig ansehend; denn wenn es wirklich wahr wäre, was du, ohne es selbst zu glauben, redest, so würde ich die Bevorzugte sein. Hast du mir jetzt nicht die Erlaubniß gegeben, mich noch nicht von dir trennen zu dürfen, und dennoch sprichst du immer nur von Empfangen und Fordern?

Sie hielten sich lange innig umschlungen, und er hatte keine Macht mehr, ihr zu widersprechen.

So will ich denn an meine Eltern und an Margot schreiben, sagte Raoul nach einiger Zeit, und sie von unserer Ankunft benachrichtigen. Ach, welche Freude wird Margot empfinden, wenn sie die Nachricht von meinem Glücke erhält, so plötzlich, so unerwartet, nachdem sie mich wahrscheinlich wieder als todt beweint hat!

Ich werde einen Brief für sie mit einlegen; du glaubst nicht, wie ich mich freue, sie endlich kennen zu lernen.

Das versteht sich von selbst, auch an meine Eltern, die dich mit eben so großer Freude empfangen werden; aber, fuhr er ernster fort, wir werden diesem Briefe bald, sehr bald folgen müssen, ich ....

So bald du willst, morgen – heute noch, wenn es nöthig ist.

Eine so große Eile wird es nicht haben, aber ....

So laß uns die Abreise auf den dritten Tag festsetzen – es ist immer besser, zu einem bestimmten Entschlusse gekommen zu sein. – Wie werden wir es mit Lucie und Petrowitsch halten? fragte sie; es wäre vielleicht doch besser, wenn sie hier blieben. Mein Vater wird Petrowitsch

sehr wohl gebrauchen können und ihm gern die Verwaltung eines Vorwerkes übertragen.

Er zieht es jedoch vor, uns zu begleiten, denn er befürchtet nicht mit Unrecht, daß, wenn die Russen herkommen, was bald geschehen kann, seine Sicherheit von irgend einem Zufalle abhängig sein würde.

Nun, so mögen sie mit uns reisen, ich trenne mich ohnehin ungern von diesen treuen Menschen; aber vorher muß noch ihre Hochzeit gefeiert werden.

Das versteht sich, erwiederte er lächelnd, wir müßten zu ihrem Glücke beitragen, so viel wir vermögen; wir erfüllen dadurch nur eine Pflicht der Dankbarkeit.

So will ich Lucie diese freudige Nachricht mittheilen und zugleich die Anordnungen zur Ausführung unseres Vorhabens treffen.

Thu' das, meine liebe Hedwig; ich werde in der Zeit Rohneck aufsuchen, den ich mir anders gedacht, als ich ihn gefunden habe.

In wie fern?

Ich hatte ihn nur einmal flüchtig gesehen. Er benahm sich damals zwar durchaus männlich und ehrenhaft, aber die Erzählungen Margot's haben seinem Bild in meiner Vorstellung eine weniger günstige Färbung verliehen, eine Färbung, welche auch durch seine Briefe, die ich theilweise gelesen, nicht verwischt worden war.

Das befremdet mich, sagte sie erstaunt.

Dieser schwärmerische und idyllische Umgang, dem beide in der Fichtenau sich hingegeben, ließ mich an der Männlichkeit seines Charakters zweifeln; es kam mir vor,

als habe er, selbst mit sich im Unklaren, das unerfahrene kindliche Herz meiner Schwester bestrickt, halb mit, halb ohne Absicht. Dann gefiel mir auch dieses schulmeisterische Benehmen nicht, durch welches er, sich als Lehrer hinstellend, eine Autorität über sie zu erlangen bestrebt gewesen war, die er dann in anderer Weise geltend zu machen suchte. Eben so wenig billigte ich dieses fortgesetzte Schwanken in seinen Entschlüssen, ob er reisen oder nicht reisen solle – wenn er die Absicht hatte, ein Verhältniß fortzusetzen und zu Ende zu führen – entweder so oder so – wozu diese Unschlüssigkeit und das stete Vorschieben neuer Hindernisse? Entweder mußte er kommen oder ein für alle Mal davon abstehen – so wäre *mein* Empfinden gewesen.

Und doch hast du ihm sehr Unrecht gethan; ich – ich weiß es, die ich hier war, seine Handlungsweise entstehen sah und unmittelbar beurtheilen konnte. Ich will zugeben, fuhr sie mit einem zärtlichen Blicke fort, daß er sich für eine Idee nicht so leicht begeistern mag, wie du, und ihr dann Alles zum Opfer bringt ....

Auch wenn du die Idee wärest? unterbrach er sie, indem er sie an sich zog und ihr mit einem glücklichen Lächeln in die Augen blickte – ich möchte ihn nicht auf solche Probe stellen.

Mache nicht so unpassende Vergleiche, erwiederte sie erröthend; aber glaube mir, er ist ein durch und durch ehrenwerther, gesetzter und zugleich liebenswürdiger Charakter.

Liebenswürdig? scherzte er; es beruhigt mich, daß du Charakter und nicht Mann gesagt hast.

Ach – lassen wir das; aber worüber willst du mit ihm reden?

Ich wiln ihm mittheilen, daß wir bald abreisen, wir beide, und seine Ansicht darüber hören.

Wozu das? Ich glaube kaum, daß er überhaupt daran gezweifelt hat. Aber weißt du auch, daß er Margot noch immer liebt?

Sie liebt ihn auch noch, erwiederte er sinnend; wenigstens damals, als ich abreis'te, war ihr Empfinden noch immer so, obgleich sie es vor mir verbarg.

Verbarg? Ich glaubte, ihr hättet keine Geheimnisse vor einander.

Ich trage vielleicht selbst die Schuld und mache mir jetzt fast Vorwürfe darüber. Ich hielt es für besser, diese Neigung, welche ich als die Verirrung eines unverstandenen kindlichen Gefühls ansah, wenigstens nicht zu begünstigen, und benutzte die wiederholten Verzögerungen, welchen Rohneck seine Reise unterwarf, dazu, um ihr Vertrauen zu erschüttern, indem ich ihr sagte, daß hierin vielleicht nur das Aufsuchen eines Vorwandes liege, um die Sache auf sich beruhen zu lassen.

Wie Unrecht du ihm gethan hast! Und sie?

Sie wurde traurig und verschlossener gegen mich – das war Alles.

Aber sie hat nicht mehr geschrieben, wie Rohneck uns gestern mittheilte.

Dieser Umstand beunruhigt mich selbst – denn ich kann es mir nicht erklären, weßhalb sie seinen Brief ganz unbeantwortet gelassen hat.

Schreib', schreib', Raoul, sogleich, wir hätten es schon von Breslau aus thun sollen, und laß uns dem Briefe so bald als möglich folgen. Ach, wenn der böse Krieg nicht wäre, setzte sie mit einem tiefen Seufzer hinzu, wie glücklich würden wir sein!

Hoffe, hoffe, meine geliebte Hedwig, auch diese Zeit wird vorübergehen, und dann ....

Dann wird uns nichts mehr trennen, ergänzte sie, während er ihre Lippen mit einem langen Kusse verschloß.

Und nun schicke ich dir Petrowitsch und Lucie herauf, du sonst wenigstens die Freude haben, diese braven Leute glücklich zu machen.

Wir werden noch lange zusammen sein, Raoul, denn es wird ....

Noch recht lange, unterbrach er sie – bis zum Tode.

Nachdem sie diese so oft ausgetauschte Versicherung abermals durch eine lange und zärtliche Umarmung besiegelt hatten, entfernte er sich, und sie blieb eine Zeit lang, ihren Gedanken überlassen, zurück. Bald wurde sie jedoch durch den Eintritt von Petrowitsch und Lucie in ihrem Sinnen unterbrochen und zu heiteren und fröhlichen Erwägungen veranlaßt.

Sie haben befohlen, gnädige Frau, sagte Petrowitsch, während Lucie mit weiblichem Ahnungsvermögen hinter ihm zurückblieb.

Es ist jetzt nöthig, sagte Hedwig mit einem freundlichen Lächeln, an eure Zukunft zu denken, ihr habt uns beide, namentlich du, Petrowitsch, große Dienste geleistet, und es ist an der Zeit, die Schuld unserer Dankbarkeit abzutragen.

Weßhalb reden die gnädige Gräfin von so unbedeutenden Dingen?

Sie sind keineswegs unbedeutend, also sprechen wir darüber. Ich reifs mit meinem Manne in wenigen Lagen nach Frankreich, nach Paris, und ich bitte dich, Petrowitsch, mir offen und unumwunden zu sagen, ob du uns mit Lucie begleiten willst, oder es vorziehst, hier zu bleiben und die Bewirthschaftung eines Vorwerks zu übernehmen.

Wenn Sie es uns gestatten, wenn Sie uns mitnehmen wollen, so würden wir sehr glücklich sein.

Das versteht sich von selbst, aber erwäge Alles genau. Ihr habt hier eine gute, auskömmliche Existenz. Mein Vater wird Alles thun, um was ich ihn bitte, und in der jetzigen Zeit sind ohnehin zuverlässige Leute selten. Mein Mann wird nicht in Paris bleiben, setzte sie mit einem tiefen Seufzer hinzu, sondern sich zur Armee begeben; hier könnt ihr ruhig und zufrieden leben, während ich nicht sagen kann, wie sich die Verhältnisse drüben gestalten. Was meinst du, Lucie?

Ich meine dasselbe, was er meint, sagte sie mit niedergeschlagenen Augen. Sie werden unserer drüben in dem

fremden Lande gewiß mehr wie sonst bedürfen – wir verlangen nichts weiter, als bei Ihnen zu bleiben, und dann ....

Nun, und dann?

Dann wäre es hier auch nicht sicher für ihn, fuhr Lucie zögernd fort – die Russen können an jedem Tage kommen, und wenn ihn einer kännte, was doch leicht möglich wäre – wenn Sie es gut mit uns meinen, gnädige Frau, so lassen Sie uns nicht hier, was sollten wir auch hier, wenn Sie fort sind?

Ich erfülle gern euern Wunsch, sagte Hedwig sichtlich erfreut, denn auch ich entbehre euch nur ungern; aber dann möchte es doch jedenfalls gut sein, daß ihr noch vor der Abreise Hochzeit machtet.

Noch vor der Abreise, wiederholte Lucie tief erröthend und mit niedergeschlagenen Augen, würde das angänglich sein?

Wenn die gnädige Frau es bestimmt, sagte Petrowitsch, indem er halb verlegen bald zu Hedwig, bald zu Lucie hinüber blickte – so wird es jedenfalls angänglich sein.

Also bist du damit einverstanden? fragte Hedwig lächelnd.

Vollkommen einverstanden, erwiederte Petrowitsch mit fester Stimme.

Und du, Lucie?

Wenn es die gnädige Frau bestimmen, so ....

Es gewährt mir eine große Freude, euch glücklich zu sehen, sagte Hedwig sichtlich bewegt. Uebermorgen soll eure Hochzeit sein – ich werde für Alles sorgen, du mußt

nur etwas helfen, Lucie – und am folgenden Tage reisen wir ab.

Die beiden Glücklichen, deren Herzen sich während der langen Reise längst geeinigt hatten, küßten in dankbarer Empfindung Hedwig's Hände und verließen sie dann, um ungestört und ohne Zeugen über die so unerwartet eingetretene Erfüllung ihrer Wünsche mit einander zu reden.

Sechstes Capitel.

Raoul suchte Walther auf; er fühlte das Bedürfniß, sich mit ihm auszusprechen, weßhalb, wußte er selbst nicht recht. Vielleicht war es durch Hedwig's Mittheilungen hervorgerufen, vielleicht auch durch den Einfluß von Walther's Persönlichkeit entstanden. Dieser ernste Mann mit dem bewußten und entschiedenen Benehmen war durchaus kein überspannter Schwärmer, wie er sich ihn gedacht hatte. Außerdem war er ihm jetzt in einer Beziehung näher getreten, welche nicht ohne Einfluß auf sein Empfinden geblieben – er gehörte wieder dem Soldatenstande an, er war Officier wie er und hatte aufgehört, in einem abhängigen Verhältnisse zu einem Privatmanne zu stehen. Er war dadurch für ihn in seinem Werthe gestiegen, vielleicht gerade deßhalb, weil dieser Privatmann jetzt sein Schwiegervater geworden. Wir sehen daraus, daß der französische Capitän in seiner Auffassung keineswegs frei von Vorurtheilen war; aber es gibt gewisse Vorurtheile, welche durch unsere geselligen und staatlichen Einrichtungen so begünstigt werden, daß immer

eine vollständig nüchterne und abstracte Reflexion dazu gehört, sie als solche zu erkennen. Der Muth und die Hingebung für eine Sache oder für eine Idee die zur Aufopferung des Lebens ist eine Eigenschaft, welche immer deßhalb anerkannt und bewundert werden wird, weil sie in Wirklichkeit nur einem geringeren Theile der Menschen eigen ist. Deßhalb genießt der Kriegerstand eine bevorzugte Stellung, weil er den Besitz dieser Eigenschaften offen zur Schau trägt und nach Gefahren gleichsam verlangt, welche andere Menschen gern vermeiden.

Er fühlt sich als der Starke, als der Beschützer des Schwachen, und wird als solcher immer eine bevorzugte Stellung in Anspruch nehmen, wie er dies zu jeder Zeit und bei jedem Volke gethan hat, so lange die Menschen sich gegenseitig befeinden und oft ganz unerheblicher Ursachen wegen sich morden und verderben. In jedem einzelnen Staate herrscht das Gesetz, welches den Schwachen gegen den Starken und dessen Willkür in Schutz nimmt, das Eigenthum sichert und den Bösen verhindert, dem Guten zu schaden; in den Beziehungen der Völker gegen einander aber entscheidet nur die Gewalt und die Macht, und selbst die fortschreitende Civilisation hat es nicht vermocht, einen Zustand herbeizuführen, den jeder Gebildete als den rechten und richtigen erkennt. Wie die Raubthiere ihrer Wappen liegen die großen Staaten gegenseitig auf der Lauer, stets bereit, die eingezogenen Krallen oder Fänge zu gebrauchen, sobald sich eine günstige Gelegenheit zu Beute und Vergrößerung darbietet. Nur die Furcht des unsicheren Erfolges

hält sie davon ab und läßt sie die Segnungen des Friedens, die Verbrüderung der Nationen und alle jene anderen, oft verbrauchten Phrasen im Munde führen, welche nur vorhanden zu sein scheinen, um mißbraucht zu werden.

So war es und so wird es bleiben, weil die unvollkommene Natur des Menschen einen anderen Zustand unmöglich macht – es ist wirklich oft kein großer Unterschied zwischen den Ursachen eines Streites unter rauflustigen Schuljungen und denen zwischen zwei mächtigen Staaten – die Wirkungen beider sind jedoch leider sehr verschieden. Dort beschränken sie sich auf einige Beulen und höchstens blutige Köpfe, hier bringen sie Schlachtfelder mit Hunderttausenden von Leichen und Verstümmelten, zerstörte Städte, verwüstete Länder und das Elend in den schrecklichsten, empörendsten Gestalten. Das ist der Krieg! Der Krieg kann nicht anders sein, aber der Krieg ist nothwendig, wie ein Gewitter bei drückender Schwüle, nothwendig deßhalb, weil der Mensch einen fortgesetzten Frieden, ein ungestörtes Glück nicht zu ertragen befähigt ist.

Weil wir immer einmal wieder Krieg haben müssen, deßhalb müssen wir auch Soldaten haben und uns im Frieden für den Krieg vorbereiten; je besser diese Vorbereitungen getroffen werden, um so größer ist die Hoffnung für uns, nicht nur einen glücklichen Krieg zu führen, wenn es dazu kommt, sondern auch den Krieg zu vermeiden, weil die Anderen befürchten, im Kampfe mit uns den Kürzeren zu ziehen.

Darin liegt leider die einzige Garantie für den Frieden; denn all die schönen Phrasen von Humanität und Civilisation zerstäuben wie Spreu vor dem Winde, wenn die Leidenschaften einmal entfesselt sind. Der Kriegerstand, welcher unsere Stärke, unsere Macht, unsere Sicherheit gegen äußere Feinde repräsentirt, wird daher stets zu den bevorzugten gehören, ohne es nöthig zu haben, durch Ueberhebung und Absonderung seinen ehrenvollen Beruf zu verdunkeln – denn in einem Kriege, in welchem nicht bloß die Politik der Cabinette ihre gereizte Stimmung oder untergeordneten Interessen zum Austrage bringt, wo es sich um die Erhaltung der Unabhängigkeit, um Sein oder Nichtsein oder wenigstens um die Abwehr fremder Eroberungsgelüste handelt, wird immer das ganze Volk in Waffen den Krieg führen und jeder wehrhafte Mann bereit sein müssen, Gut und Blut für diese höchsten Güter zu opfern.

Wenn jemals, so war dies damals der Fall, als sich Preußen nach langer Schmach und Unterdrückung gegen den mächtigen, bis dahin unüberwindlichen Feind erhob. Selbst Napoleon, der den Völkern so wenig zutraute und sie alle durch seine Armeen beherrschen zu können glaubte, wurde von Unruhe ergriffen, als er den Aufschwung des preußischen Volkes erfuhr. Er bot Alles auf, um den König an dem Bündnisse mit ihm festzuhalten, und gab sich, während er mit der alten Energie und Schnelligkeit rüstete, der Hoffnung hin, gerade dadurch am meisten auf den noch schwankenden und seinem Glücke mißtrauenden König zu wirken.

Raoul, der den größten Theil Schlesiens, des Herdes der damaligen Bewegung, durchreis't hatte, war zu der Erkenntniß gekommen, daß man einem blutigen und entscheidenden Kriege entgegengehe. Der Ruhm und die Ehre Frankreichs, der Ehrgeiz des Kaisers und die entfesselte todesmuthige Begeisterung der sich erhebenden Völker standen sich gegenüber – eine Ausgleichung war unmöglich, das Eine oder das Andere mußte unterliegen, das schien unzweifelhaft. Wie sehr hätte er gewünscht, daß es anders hätte sein können, Hedwig's wegen, aber er war fest vom Gegentheil überzeugt und sah den kommenden Ereignissen mit banger Besorgniß entgegen. Wenn der Kaiser siegte, was ihm nicht zweifelhaft schien, wenn er das gegen ihn sich auflehnende machtlose Preußen niedergeworfen hatte – was würde dann sein Schicksal sein? Wie würden Hedwig's Gefühle das ertragen, deren Patriotismus jetzt, von der Liebe gefesselt, doch immer auf eine günstige Entscheidung hoffte! Das wußte er. Wenn er von dem Ruhme Frankreichs sprach, hatte sie ihm ohne Widerspruch zugehört, als ob sie seinen Gefühlen nicht wehe thun wolle, aber in ihrem Herzen stand sie doch auf Seiten ihres Vaterlandes, ungeachtet ihrer großen Liebe zu ihm; er hatte dies aus einzelnen absichtslosen Aeußerungen wohl erkannt, und wie würde, wie mußte das später werden, wenn der Zorn Napoleon's das ihm so verhaßte Preußen zertreten und aus der Reihe der Nationen ausgestoßen haben würde?

Aehnlich, jedoch von ganz entgegengesetzten Hoffnungen beseelt, waren die Anschauungen Walther's. Der

Sieg der guten Sache schien unzweifelhaft, denn Jeder war bereit, Gut und Blut daran zu setzen und bis zum Aeußersten zu kämpfen; der Haß über maßlose Unterdrückungen und unverschuldete Schmach und das Verlangen, Wiedervergeltung zu üben, loderte in hellen Flammen auf. Napoleon, einmal besiegt, sollte es bald noch einmal und vollständig werden; man zweifelte keinen Augenblick an dem Erfolge, für den man Alles zu opfern bereit war. Die Russen, welche bereits die preußische Gränze überschritten hatten, wurden jubelnd als Verbündete und Befreier empfangen, obgleich der König noch kein Bündniß mit ihnen abgeschlossen hatte, sondern noch immer, anscheinend unentschlossen, mit Frankreich unterhandelte. Die einzige Befürchtung bestand darin, es könnten diese Unterhandlungen dennoch zu einem Resultate führen; hieran glaubte jedoch weder Raoul noch Walther. Der erstere war überzeugt, Napoleon werde seine Forderungen so hoch stellen, daß Preußen, ohne sich abermals zu erniedrigen, sie verwerfen müsse, Walther aber gehörte zu denen, welche den Krieg bereits als erklärt ansahen.

Mit solchen Gefühlen und Anschauungen traten sich die beiden jungen Männer gegenüber. Sie wußten, daß sie binnen einer sehr kurzen Zeit den Fahnen sich bekämpfender Heere folgen, sich vielleicht auf blutigen Schlachtfeldern begegnen würden, ein Jeder von ihnen

war begeistert für die Sache, welcher er diente, und bereit, Alles dafür zu opfern – der Eine für den auf hundert Schlachtfeldern erkämpften Ruhm und die Ehre seiner Nation, der Andere für die höchsten Güter, ohne deren Besitz das Dasein seinen Werth verliert. Es galt also einen Kampf bis zur äußersten letzten Entscheidung, und in diesem standen sie gegen einander, während gegenseitige Achtung und Neigung so wie noch vieles Andere ihre Herzen in Freundschaft für einander schlagen ließ.

Raoul war Margot's Bruder – ihr in vielen Dingen, im Blick der Augen, im Ton der Stimme so ähnlicher Bruder – er hatte sich edelmüthig gegen ihn benommen – er war Hedwig's Gatte, jener Hedwig, an welche er jetzt mit den Empfindungen wahrer und reiner Freundschaft dachte und die ihm deßhalb um so theurer geworden war. Wie schön, wie erhebend wäre es gewesen, wenn sie vereint und von gleicher Gesinnung beseelt, für dieselbe Sache hätten in den Krieg ziehen können, wie schmerzlich, daß sie sich als Feinde gegenüber stehen sollten!

Aehnlich empfand Raoul. Nicht nur, weil Hedwig stets mit hoher Achtung von Walther gesprochen, hatte er seine Meinung über ihn geändert, nein, das ganze Wesen dieses Mannes, welches in so vielen Dingen mit seinem eigenen in Harmonie stand, sagte ihm zu. Der Gedanke, daß seine theure Schwester, die er nach Hedwig am meisten auf der Welt liebte, ihn liebe, wenn sie es auch niemals ausgesprochen, zog auch ihn zu ihm hin. Es erweckte in ihm ein beschämendes Gefühl, daß er ihm entgegen getreten, ihn in den Augen seiner Schwester verkleinert,

ihr Vertrauen zu ihm erschüttert hatte. Es war ihm, als ob er ein Unrecht gegen ihn begangen, welches er wieder gut zu machen habe. Er dachte sich, daß Margot in seinem Besitze vielleicht doch sehr glücklich geworden wäre, und er dazu beigetragen habe, dies zu verhindern.

Jetzt war dies zwar Alles anders, und die Wahrscheinlichkeit, daß sie für immer getrennt sein und bleiben würden, fast zur Gewißheit geworden. Um so mehr fühlte er sich zu ihm hingezogen und empfand, ähnlich wie er, einen tiefen Schmerz darüber, daß sie nicht zusammen für Eine Sache, sondern feindlich gegen einander fechten mußten.

Raoul traf Walther unten im Hofe, wo sämmtliche Pferde der Herrschaft zusammengebracht waren und die zur Einstellung geeigneten ausgesucht wurden. Nicht ohne Interesse hatte der Cavallerie-Capitän dieser Musterung zugesehen und zuweilen auf Walther's lächelnde Frage in derselben Weise seinen Rath ertheilt. Dann gingen sie zusammen in den Park. Er sah noch wüst und unfreundlich aus, an den Seiten der feuchten Kieswege lagen noch Ränder von Schnee, den die matte Februar-Sonne nicht zu schmelzen vermocht hatte und dem die Kälte der Nächte stets neues Leben verlieh. Die Bäume und Gesträuche standen noch winterlich ernst da, ohne ein Anzeichen des Frühlings, der in dieser Gegend immer spät seinen Einzug hält.

Sie waren eine Zeit lang anscheinend in gleichgültigem Gespräche neben einander hergegangen und hatten dann beide geschwiegen.

Wenn die Blätter, mit denen sich diese Bäume bald bekleiden werden, wieder abgefallen sind, werden wir schwerlich so friedlich neben einander gehen, sagte Raoul, obgleich es mein innigster Wunsch wäre, daß es geschehen könnte.

Auch der meinige, daran zweifeln Sie gewiß nicht – aber es kann leider nicht sein.

Nein, es kann nicht sein, denn die Pflicht trennt uns, und ein jeder von uns muß seiner Pflicht genügen.

Muß Alles und Jedes dieser Pflicht opfern! setzte Walther mit leuchtendem Blicke hinzu.

Das versteht sich von selbst und bedarf keiner weiteren Versicherung, da wir beide Soldaten sind.

Dennoch besteht ein Unterschied zwischen uns; Sie wollen erhalten, was Sie unrechtmäßig und gewaltsam erworben, und nennen das Ehre und Ruhm, wir wollen und werden wieder erkämpfen, was man uns widerrechtlich und schmachvoll entrissen – doch – verzeihen Sie mir, setzte er in herzlichem Tone hinzu, daß ich mich hinreißen ließ, Ihr Gefühl zu verletzen – sprechen wir nicht von diesen Dingen, die nicht zu ändern sind und die zu einem Ende geführt werden müssen, welches doch nur die Hoffnungen Eines von uns zur Erfüllung bringen kann.

Sie haben Recht, erwiederte Raoul in derselben herzlichen Weise, sprechen wir nicht davon; aber wir können uns sagen, daß die Achtung, welche wir, wie ich glaube, gegenseitig für einander empfinden, dadurch nicht beeinträchtigt wird.

Gewiß nicht, sagte Walther; es wäre nur möglich, wenn wir anders handeln könnten.

Die Zukunft liegt dunkel vor uns – lassen Sie uns hoffen, daß ein für beide Theile ehrenvoller Friede das Ende dieses Kampfes sein möge!

Für beide Theile? fragte Walther mit einem ungläubigen Lächeln; man kann Alles hoffen, aber ich vermag doch nicht einzusehen, wie sich diese Hoffnung verwirklichen sollte.

Nun, so überlassen wir auch das der Zukunft. – Wir haben uns unerwartet wiedergesehen, uns näher kennen gelernt, um uns sofort wieder zu trennen.

Ich kann Ihnen selbst nur rathen, so bald als möglich abzureisen. Die Kriegserklärung Preußens *muß* in diesen Tagen erfolgen, und Sie würden dann vielleicht wieder auf Schwierigkeiten stoßen.

Wir wollen übermorgen fort. Ich habe Hedwig vergeblich gebeten, mich allein reisen zu lassen, setzte er mit etwas leiserer Stimme hinzu – sie wird mich begleiten.

Daran habe ich keinen Augenblick gezweifelt, es scheint mir selbstverständlich.

Weßhalb, da wir uns doch bald trennen müssen?

Warum richten Sie diese Frage an mich? Wie könnte die Gattin des französischen Officiers im feindlichen Lande zurückbleiben?

Ist es nicht ihre Heimath?

Sie hat aufgehört, es zu sein. Wo ihr Gatte lebt, dort ist ihre Heimath – und jetzt, wo Frankreich und Preußen sich zum blutigen Kriege rüsten, könnte sie da unter den

Feinden ihres Gatten bleiben sollen? Es würde grausam sein, dies von ihr zu fordern!

Sie mögen Recht haben, sagte Raoul nach kurzem Schweigen – und ich sehe es ebenfalls ein, obgleich es mich schmerzt, daß ich sie gerade jetzt von Allem losreiße, was sie außer mir Theures und Werthvolles auf der Welt besitzt.

Es ist viel trauriger, Jemanden, den man liebt, drüben zu wissen, von den entgegengesetzten Empfindungen und Hoffnungen beseelt, sprach Walther mehr zu sich selbst.

Soll ich Margot von Ihnen grüßen? fragte Raoul, ohne zu wissen, wie er zu dieser plötzlichen Frage gekommen war.

Ihre Fräulein Schwester? erwiederte Walther, indem seine Stimme merklich bebte – wenn sie meiner noch gedenkt.

Wie können Sie daran zweifeln? Es war wenigstens unverändert der Fall, als ich sie verließ.

Es ist fast ein Jahr vergangen seit jenem Tage, und mein letzter Brief ist unbeantwortet geblieben.

Das beunruhigt mich sehr. Aber Sie sollen bald Nachricht haben; Hedwig wird sogleich an ihren Vater schreiben.

Ich? erwiederte Walther melancholisch – wer weiß, wo ich dann bin! Hier keinesfalls mehr.

Ich dachte im Augenblicke nicht daran. – Wir können nichts besprechen, nichts verabreden – es bleibt Alles von

den kommenden Ereignissen abhängig – Alles! – Wir werden uns feindlich gegenüber stehen, wer weiß, wie und wo uns das Geschick wieder zusammenführt; vielleicht sehen wir uns auch niemals wieder, das letztere ist sogar das Wahrscheinliche – wir werden deßhalb aber nicht feindlich an einander denken, fuhr er fort, ihm herzlich seine Hand hinreichend.

Gewiß nicht – niemals! erwiederte Walther, die dargebotene Hand ergreifend.

Sondern Freunde sein, rief Raoul, Feinde und Freunde!

Freunde im Herzen und auch Freunde im Kampfe! erwiederte Walther, indem die Liebe zu der Schwester desjenigen, der ihn jetzt mit den ähnlichen Augen so herzlich anblickte, hoch in ihm aufloderte und sich auf ihn übertrug. – Lassen Sie uns dieser Stunde eingedenk bleiben!

Sie schlossen sich, von ihren Gefühlen übermannt, stumm in die Arme, diese feindlichen Freunde, und kehrten dann Hand in Hand nach dem Schlosse zurück. –

Am anderen Tage war Luciens und Petrowitsch's Hochzeit, welcher sowohl Raoul und Hedwig, als Walther und seine Mutter beiwohnten und wozu sich in der Kirche eine große Menge Menschen eingefunden hatte, welche die Verheirathung des von allen wohlgekannten Kammermädchens der gnädigen Gräfin mit einem fremden Russen mit ansehen wollten.

Man hatte das Bestreben, heiter und vergnügt zu sein, aber so sehr man sich auch bemühte und eine solche Stimmung äußerlich zur Schau trug, es lag doch eine Wehmuth in eines Jeden innerstem Empfinden, die das

Aufkommen einer wirklichen Heiterkeit und Fröhlichkeit unmöglich machte. Nicht nur Raoul und Hedwig, sondern auch Walther wollte am folgenden Tage Wallfort verlassen und ihrer weiteren, so dunkel vor ihnen liegenden Bestimmung entgegenziehen. Sie empfanden den tiefen Ernst dieser so nahe bevorstehenden Stunde, deren Herannahen Walther's Mutter mit tiefem Schmerze erfüllte, den sie ihres Sohnes wegen zu verbergen sich ohne Erfolg bemühte. Nur Petrowitsch und Lucie waren von Herzen froh und glücklich und freuten sich auf den kommenden Tag und alle die anderen welche ihm folgen sollten.

Raoul hatte nach Paris an seine Eltern und Margot geschrieben, lange Briefe, und Hedwig die ihrigen dazu gelegt; dann, als Alles beendet war, schrieb sie an ihren Vater. Sie empfand, während sie ihre Gedanken ihm ausschließlich zuwandte, die Schwierigkeit, ihren jetzigen Schritt bei ihm zu rechtfertigen. Nicht weil er ihr weniger nothwendig erschien – im Gegentheile, je näher die Stunde heranrückte, wo sie Wallfort wieder verlassen sollte, um so mehr erhob und tröstete sie das beglückende Bewußtsein, daß sie wenigstens jetzt noch nicht gezwungen werde, von Raoul zu scheiden – aber sie fühlte, daß ihr Vater nach seiner Auffassung und nach seinem Charakter gerade ihre jetzige Handlungsweise weniger würdigen und mehr verdammen würde, als ihre Flucht von Balagna. Ihr Brief wurde daher lang und ausführlich, und es war sehr spät, als die Lichter in dem einsam erleuchteten Zimmer des Schlosses endlich erloschen. –

Am folgenden Morgen war Alles schon sehr früh in Bewegung. Petrowitsch und Lucie packten den Reisewagen, und Walther's Mutter war beschäftigt, zu den an sich wenigen Sachen, welche er überhaupt mitnehmen wollte, immer noch Einiges hinzuzufügen, das ihre Liebe und Besorgniß für nöthig hielt. Hedwig hatte sich der Unruhe, welche solche Geschäfte stets in ihrem Gefolge haben, entzogen und war auf die Plattform des Thurmes gestiegen, welcher die südliche Seite des Schlosses abschloß. Sie fühlte das Verlangen, noch einmal in die Gegend hinauszublicken, welche ihre Heimath war, nach welcher sie sich so oft zurückgesehnt hatte, als sie weit, weit im fernen Osten verweilte und welche sie jetzt wieder in entgegengesetzter Richtung zu verlassen im Begriffe stand.

Es war einer von jenen klaren, hellen Morgen, wie sie der scheidende Winter zuweilen in seinem Gefolge hat; die bekannten Höhenzüge, die dunkeln Wälder, die Dörfer mit ihren spitzen Kirchthürmen, das Alles lag nahe und deutlich wie ein ruhiges, sonniges Bild vor ihr da, und im Südosten glänzte der in der Morgensonne leuchtende Schnee der Lissa Hora zu ihr herüber.

Sie stand lange schweigend und sinnend an die Brüstung gelehnt, bis ihr Blick sich durch eine Thräne verschleierte, welche sie dann mit einem wehmüthigen Lächeln eilig entfernte, damit Niemand diese verrätherische Verkünderin ihrer Schwäche erblicken möge.

Sie ging hinab. Es war Alles zur Abreise fertig; die Pferde waren angespannt und Walther und seine Mutter mit Raoul zusammen, um Abschied zu nehmen. Walther's schwarzes, feuriges Pferd stand ebenfalls in einiger Entfernung, von dem Burschen gehalten, denn auch er wollte zur selben Stunde fort.

Komm, meine geliebte Hedwig, sagte Raoul mit tiefer Bewegung, komm, laß uns Abschied nehmen, da es sein muß, und ohne längeren Aufschub, der dir das Herz nur schwerer machen würde. Sei stark, Geliebte, flüsterte er mit dem innigen Tone der Liebe.

Ich bin es, ich bin es, erwiederte sie leise mit bebender Stimme; dann eilte sie auf Walther's Mutter zu und schloß sie lange bewegt in ihre Arme.

Leben Sie wohl, leben Sie wohl – auf Wiedersehen!

Gott sei mit Ihnen, theures Kind, erwiederte unter Thränen die bewegte Frau – mögen alle Ihre Wünsche sich erfüllen!

Sie reichte Walther mit einem herzlichen, stummen Blicke ihre Hand, der sie eine kurze Zeit in der seinigen festhielt. – Grüßen Sie Margot, sprach er dann leise, und – seien Sie glücklich!

Auf ein fröhliches Wiedersehen! sagte Raoul, indem sich die beiden jungen Männer nochmals die Hände schüttelten – wo es auch sei – wir werden nie aufhören, Freunde zu bleiben!

Rasch führte er Hedwig zum Wagen – Grüße, Winke – wieder und noch einmal – dann waren sie fort.

Sie fuhren die Straße gegen Süden, denn sie wollten durch Oesterreich und Süddeutschland, nicht durch das aufgeregte Preußen.

Und nun zum letzten Male, lebe wohl, du meine liebe, gute, theure Mutter! sagte Walther. Sei nicht traurig, sei nicht verzagt, ich ziehe in einen heiligen Krieg, und eine Ahnung, die Ahnung dieser Stunde sagt es mir, daß ich dich froh und glücklich wiedersehen werde!

Sie schloß ihn, von ihrem Schmerze überwältigt, lange in ihre Arme; dann riß er sich los, schwang sich auf sein Pferd und sprengte in raschem Galop davon.

Gott sei mit dir – Gott beschütze dich, mein Sohn! rief sie ihm nach und ging dann weinend zurück in ihre einsame Wohnung.

Siebentes Capitel.

Der Gang unserer Erzählung führt uns wieder nach Paris. Obgleich es nur Margot und deren ferneres Ergehen ist, welche uns bestimmen, abermals die Hauptstadt Frankreichs aufzusuchen, so sind wir doch genöthigt, die politischen Ereignisse in aller Kürze zu erwähnen, da der Verlauf unserer Geschichte damit im Zusammenhange steht. Die Siegesnachrichten aus Rußland waren, wie immer, in der gewohnten ostensiblen Weise gefeiert worden; man war daran gewöhnt, nur von glänzenden und überraschenden Erfolgen der Armee zu hören und betrachtete sie als selbstverständlich. Dann fing man an, ungeduldig zu werden über den langsamen Gang der Ereignisse, über den Mangel großer und wirkungsvoller

Resultate, und erst der Sieg von Borodino und die Eroberung Moskau's vermochten der verwöhnten und anspruchsvollen Eitelkeit der Hauptstadt wieder Nahrung zu geben, welche man sich bemühte, ihr in der schmackhaftesten Form vorzusetzen. Der Abschluß eines ruhmvollen Friedens erschien als Gewißheit, und man fing an, sich zu beunruhigen, als dieser Erfolg noch immer nicht eintrat. Die Nachrichten von der Armee wurden spärlicher und sich widersprechender. Es gab nur wenige Familien, welche nicht nahe Angehörige oder wenigstens entfernte Verwandte bei dieser Armee besaßen, welche sich jetzt so unendlich weit und in einem Lande befand, von dem man nur sehr unvollkommene und unrichtige Vorstellungen besaß. Daß die Verluste der Franzosen in diesem Feldzuge ganz außergewöhnlich gewesen waren, wußte man bereits; die Unruhe und die Besorgniß steigerten sich daher von Tag zu Tag, da die Namen der Gefallenen und Verwundeten nicht mehr veröffentlicht wurden und die Verbindungen sehr erschwert waren.

In der Mitte Novembers kamen die ersten Nachrichten auch Moskau, eine Menge Briefe, welche die Lage der französischen Armee keineswegs in glänzendem Lichte ausmalten, sondern die nächste Zukunft, je nach Auffassung der Schreibenden, in mehr oder weniger düstern Bildern schilderten. Man erfuhr jetzt, daß, ungeachtet der prahlerischen Sieges-Bulletins, die Armee bereits auf weniger als die Hälfte ihrer ursprünglichen Stärke reducirt sei und eine große Masse von Verwundeten und Kranken sich in Moskau befinde.

Die Unruhe der ganzen Bevölkerung Frankreichs steigerte sich dadurch von Tag zu Tag, und man sah mit fieberhafter Aufregung jeder Nachricht entgegen. Gerüchte der widersprechendsten Art fingen an aufzutauchen und gewannen, ungeachtet der officiellen Kundgebungen, dadurch an Glaubwürdigkeit, daß alle weiteren bestimmten Nachrichten von der Armee ausblieben. Es lag eine dumpfe, schwüle, unheilverkündende Erwartung über dem Lande, die Hoffnung auf einen günstigen Erfolg dieses mit so ungeheuren Mitteln begonnenen Feldzuges war erschüttert und man sah den kommenden Ereignissen mit Besorgniß entgegen.

Es sollte an Ueberraschungen nicht fehlen. In ganz kurzen Zeitabschnitten kam die Nachricht, daß die Armee Moskau verlassen habe, um die Russen weiter zu verfolgen – dann das berüchtigte Bulletin von dem Siege an der Beresina, in welchem der Rückzug und die großen Verluste der Armee, als eine Folge der ungünstigen Witterung, wenigstens theilweise zugestanden wurden. Während die leicht erregbare Bevölkerung der Hauptstadt sich noch unter dem Eindrucke dieser Unglücksbotschaften befand, wurde sie plötzlich durch die unerwartete Kunde überrascht, der Kaiser sei in der Nacht zurückgekehrt und befinde sich wohlbehalten in den Tuilerien. Der Kaiser allein, ohne die Armee! Wo war die Armee? Hatte sie vielleicht aufgehört, zu sein?

Die Ueberraschungen, welche er der Hauptstadt bereitete, hatten jedoch erst begonnen. Er kam keineswegs

gebeugt von dem Drucke der Ereignisse als ein Bittender, Hülfesuchender, sondern als ein Zürnender, Fordernder und Gebietender. Der zusammenberufene Senat zitterte vor den ihm gemachten Vorwürfen, wozu die Malet'sche Verschwörung eine erwünschte Handhabe bot; der unglücklichen Ergebnisse des Feldzuges, lediglich eine Folge unvorhergesehener Naturereignisse, wurde fast nur nebenbei erwähnt, und daran die Forderung neuer, ungeheurer Rüstungen geknüpft, welche zur Ehre Frankreichs und zur Erkämpfung eines endlichen dauerhaften Friedens nöthig seien.

Die an Gehorsam gewöhnten, von dem Willen des Kaisers abhängigen Staatskörper bewilligten mehr, als er forderte; das Ganze war überhaupt nur ein Gaukelspiel, welches der Gewaltige in Scene setzte, um der öffentlichen Meinung wenigstens einige Zugeständnisse zu machen. Sein Wille allein war maßgebend und er der Mann dazu, diesem Willen Geltung zu verschaffen. Mit der Kraft und der Energie, welche ihm eigen, und mit dem Genie, in welchem er von Niemandem übertroffen worden ist, wurden die neuen Rüstungen betrieben. Während Frankreich auf's Neue eine Aushebung von 350,000 Mann bewilligte, flogen seine Befehle nach allen Weltgegenden hinaus. Es galt vor Allem, die Reste der großen Armee zu vereinen und durch die zahlreichen in Deutschland stehenden Truppen zu verstärken; Italien und die Rheinbundfürsten erhielten Befehl, neue Contingente zu stellen, aus Spanien wurden die disponiblen Regimenter zurückgezogen, und ganz Frankreich glich bald einem

großen Feldlager, welches keine andere Beschäftigung zu haben schien, als zu einem Kriege die letzten Kräfte aufzubieten. Das Genie Napoleon's wußte auch bald die allgemeine Begeisterung für diesen neuen Krieg, der zur Ehre und zur Vertheidigung des Vaterlandes geführt wurde, zu entflammen; die streng bewachte Presse erhielt die Weisung, in diesem Sinne zu wirken, und die so leicht für den Ruhm entzündlichen Herzen der Franzosen schlugen wieder begeistert für ihren großen Kaiser, der sie zu so vielen glorreichen Siegen geführt und den jetzt zu verlassen eine tiefe Schande gewesen wäre. Zahlreiche Adressen, Anerbietungen der Communen, Corporationen und Privatpersonen erfüllten die öffentlichen Blätter, Freiwillige strömten zu den Fahnen, und als die Kriegserklärung Preußens erfolgte, wurden abermals 80,000 Nationalgarden und 90,000 Rekruten bewilligt. Ganz Europa schien in Waffen gegen einander erstehen zu wollen und ein Krieg sich vorzubereiten, wie er in den Annalen der Weltgeschichte bis jetzt noch niemals aufgezeichnet war. So war in ganz allgemeinen Umrissen die Lage der Dinge im Monat März des ewig denkwürdigen Jahres 1813 in ihrer äußeren Erscheinung, die Einwirkung derselben auf die einzelnen Menschen und einzelnen Familien war allgemein, daß sich fast Niemand derselben entziehen konnte. Die Gefühle des Schmerzes, der Trauer, der Begeisterung, der Hoffnung, selbst der Rache – sie alle wurden, je nach Stellung oder Auffassung der Einzelnen in einem Maße hervorgerufen, wie dies nur bei

so außergewöhnlichen Ereignissen möglich ist. Die Hälfte von Frankreich hatte sich in Trauer gehüllt, um die Verlornen zu beweinen. Die andere Hälfte bereitete sich vor, nach einer kurzen Zeit ebenfalls zu diesen Trauernden zu gehören. –

Wir befinden uns in den ersten Tagen des März und gehen eilig durch die belebten Straßen von Paris, in welchen die Vorbereitungen zu dem Kriege überall sichtbar sind und uns so unendlich viele schwarz gekleidete Frauen begegnen, kreuzen den Platz de la Concorde, auf welchem, der Kaiser einige neu organisirte Regimenter mustert und mit dem alten begeisterten Rufe: *Vive l'empereur!* nicht nur von diesen, sondern auch von der zahllos versammelten Menge empfangen wird – es liegt nicht in unserer Absicht, diesem oft gesehenen Schauspiele beizuwohnen – wir überschreiten die Brücke von Austerlitz und gelangen in die uns bekannte Vorstadt von Saint Germain, wo es stiller, ruhiger, aristokratischer wird, und befinden uns endlich vor dem Hause des Marquis, nicht ohne Besorgniß, da wir uns, vielleicht unverantwortlicher Weise, so lange nicht um Margot bekümmert haben. Das eiserne Gitter, welches den Hof nach der Straße zu abgränzt, ist geschlossen, und auch die Thür des Hauses nicht wie sonst geöffnet. Wir befürchten, den weiten Weg vergeblich gemacht zu haben und die Gesuchten in diesen Räumen nicht zu finden; es beruhigt uns jedoch, den Portier in seinem gewohnten, mit Tressen besetzten Anzuge an der Thür stehen zu sehen,

woraus wir den sichern Schluß ziehen, daß der Marquis noch in diesem Hause wohnt.

Unsere Ungeduld steigert sich, und ohne weitere Förmlichkeiten zu beobachten, begeben wir uns daher, von der uns innewohnenden Macht Gebrauch machend, in Margot's Zimmer.

Sie sitzt einsam, den Kopf auf die Hand gestützt, an ihrem Schreibtische – ihre Züge drücken Schmerz und Trauer aus, und die schwarze Farbe ihres Kleides bekundet, daß sie zu denen gehört, welche den Verlust eines nahen Angehörigen zu beklagen haben.

Sollte sie wegen Raoul's trauern, von dem sie so lange keine Kunde erhalten? Sollte abermals eine falsche Todesnachricht ihr Herz zerreißen – ach, wie gern möchten wir sie trösten und beruhigen, da wir wissen, daß nach einer kurzen Zeit sich diese Trauer wieder in Freude verwandeln muß – aber das ist es nicht, wie wir uns überzeugen, da sie ihren Gedanken Worte verleiht, während ihre großen, dunkeln, sanften Augen melancholisch auf einer Stelle des Fußbodens haften.

Immer einsamer – immer verlassener, sprach sie leise vor sich. – Wenn sie mich auch nie verstanden hat und ihr Empfinden ein ganz anderes war, als das meinige – sie war doch meine Mutter, und nun, da sie gestorben ist, erkenne ich die Lücke, welche ihr Tod in mein Leben gerissen. – Schon zwei Mal beklage ich den Verlust einer Mutter – Einer, die mir im Herzen eine Mutter war, und Einer, die mich geboren. – Ach, wenn ich wieder zurück dürfte nach der Fichtenau, und dort die Tage, die ich

noch zu leben habe, still und friedlich zubringen könnte – bis auch mich ein Hügel auf jenem keinen, ruhigen Friedhof deckt – wie schön wäre das! Aber es kann ja nicht sein – was sollte mein armer Vater jetzt beginnen, ohne mich – ich werde ihn nie – niemals verlassen. – Es ist das einzige Ziel meines Daseins, ihn zu lieben und zu pflegen – ihn, der mir allein von allen Menschen übrig geblieben ist. – Ach Raoul! Raoul! fuhr sie fort, während ihre Augen sich jetzt mit Thränen füllten und ungehindert an den langen dunkeln Wimpern haften blieben – lebst du noch? Klopft dein Herz, welches mich am meisten geliebt hat, noch in deiner Brust? Ziehen die Gedanken deiner Seele noch zu mir herüber, um sich mit den meinigen zu vereinen – oder umschwebt mich jetzt dein seliger Geist und blickt traurig auf mich herab, die ich hier so einsam und verlassen zurückgeblieben bin? – Nein, nein, fuhr sie in gesteigerter Angst fort, es ist nicht möglich, daß auch du gestorben sein solltet – ich würde es empfunden, ich würde es gewußt haben, in der Stunde deines Todes! – O, mein geliebter Bruder, mein theurer Raoul, wo magst du jetzt in diesem Augenblicke weilen? – Wenn du gestorben bist, so gib mir ein Zeichen, irgend ein Zeichen, sei nicht grausam, damit ich wenigstens Gewißheit erlange.

Athemlos und mit der gespanntesten Erwartung blieb sie stumm und lauschend eine Zeit lang sitzen – aber es regte sich nichts, die Schatten der Blumen am Fenster, welche auf ihren Tisch fielen, blieben unverändert, und

selbst der Vogel, ihr Liebling, saß gegen seine Gewohnheit unbeweglich auf der Sprosse seines Käfigs, kein Geräusch, auch nicht das leiseste, schlug an ihr Ohr.

Ich wußte es, ich wußte es, flüsterte sie mit einem freudigen Blicke – ich weiß es, daß du lebst mein theurer Raoul, aber wo und wann werden wir uns wiedersehen? Alles rüstet zum neuen Kriege, und du – auch du wirst jetzt nicht zurückbleiben.

Während sie sich wieder schweigend ihren Gedanken überließ, und wir nicht die Macht besitzen, ihren Kummer in Freude zu verwandeln, indem wir ihr sagen, daß der Ersehnte in wenigen Tagen zurückkehren werde, haben wir Zeit und Muße, sie, die wir so lange nicht gesehen, näher zu betrachten. Sie sah blaß und leidend aus – aber sie war dennoch viel schöner geworden; sie wußte und ahnte es selbst nicht, aber dieses Nichtwissen erhöhte nur ihre Schönheit. Die Natur, welche in der Ausbildung ihrer Schöpfungen niemals steht, sie viel mehr der ihnen bestimmten Vollkommenheit entgegen führt, um sie dann wieder verwelken zu lassen und zu zerstören, hatte die erblühende Knospe zu einer zarten, wundervollen Blume entfaltet. Der Hauch von Schmerz und Melancholie, welcher darüber ausgegossen war, verlieh ihr jene geistige Weihe, ohne welche auch das schönste Gesicht immer nur ein kaltes Bild bleibt. Wer sie sah, fühlte sich zu ihr hingezogen und empfand das Verlangen, den Kummer und die Trauer dieser schönen, sanften dunkeln Augen zu beseitigen. Die Bescheidenheit und das Anspruchslose ihres ganzen Wesens war unverändert

geblieben, aber ihre Gestalt, wenn auch noch so schlank und ätherisch wie sonst, doch voller geworden, und die idealen Formen ihres Körpers ließen erkennen, daß sie in das Alter der vollen Schönheit der Jungfrau getreten war. Sie hatte im vergangenen Sommer, an dem Tage ihrer Confirmation, ihr neunzehntes Jahr zurückgelegt – und so in erhöhter Schönheit, aber ernst, traurig, mit bleichen Wangen und ganz ihren melancholischen Betrachtungen hingegeben – so sehen wir sie wieder.

Achtes Capitel.

Wie wir bereits aus Margot's Selbstgespräch erfahren haben, trauerte sie um den Tod ihrer Mutter. Sie war vor wenigen Tagen unerwartet nach kurzem Krankenlager rasch gestorben. Während ihr unruhiger und in seinen Mitteln niemals wählerischer Geist sich damit beschäftigte, eine Verbindung der Bourbonisten gegen den Kaiser zu befördern und nach Kräften zu unterstützen, während sie sich und ihren Mann, bei dem erwachten Mißtrauen des Gewaltigen und ungeachtet Fouché's fast allwissender Polizei, in ein solches gefahrbringendes Unternehmen verwickelte, das so wenig Aussicht auf Erfolg hatte, nur aus Haß gegen den Usurpator und weil ihre intriguante Natur sich mit irgend einem heimlichen und verderblichen Plane beschäftigen mußte – hatte sie der Tod plötzlich abgerufen und ihr Herz mit all seinen Entwürfen zum Stillstehen gebracht. Schon seit acht Tagen ruhten ihre irdischen Ueberreste auf dem *Père la Chaise* und Margot trug die Farbe der Trauer.

Nachdem Raoul, es war jetzt ein Jahr, Paris verlassen, hatte die Marquise ihr Benehmen gegen Margot geändert, nicht, weil ihr Herz sich ihr in größerer Zuneigung zuwandte, sondern ebenfalls in Folge einer Berechnung und einer wohl erwogenen Ueberlegung. Es kam ihr vorzugsweise darauf an, die Neigung ihrer Tochter zu dem fremden Abenteurer, diese lächerliche und kindische Neigung, zu zerstören; erst dann, das hatte sie erkannt, würde es möglich sein, Margot zu einer anderen, ihren Planen zusagenden Verbindung zu bestimmen. Das von ihr bis dahin angewandte Mittel hatte sich als ein verfehltes herausgestellt, der Zufall das Erlangte außerdem plötzlich wieder zerstört. Sie versuchte daher ihren Zweck auf andere Weise zu erreichen. Sie wurde zutraulicher, theilnehmender gegen Margot, welche nach Raoul's Entfernung diese Beweise von mütterlicher Liebe mit Dankbarkeit aufnahm; sie fing selbst an, von der Fichtenau und von Walther zu reden und den Wunsch auszusprechen, er möge sein Versprechen erfüllen und bald nach Paris kommen. Indem sie auf diese Weise leicht das vertrauende Herz ihrer Tochter gewann, welches sich in dem Gedanken beglückt fühlte, daß ihre Mutter wenigstens keine Feindin mehr eines Mannes war, dem sie so viel zu verdanken hatte – erweckte sie unmerklich Zweifel darüber, ob er sein Versprechen halten werde, ob sein letzter Brief nicht vielmehr nur in der Absicht geschrieben sei, es hinauszuschieben, oder es ganz aufzugeben. Es wurde ihr leichter, als sie geglaubt hatte, auf diesem Wege sicheren Boden zu gewinnen, denn Raoul hatte ja in derselben

Weise zu Margot geredet, und Raoul meinte es von allen Menschen auf der Welt am besten mit ihr – sie vertraute ihm unbedingt. Ach, wie schmerzlich waren die Erwägungen und Gedanken, welche in ihrer kindlichen Seele auf- und niederschwankten, wie schwer wurde es ihr, das sich selbst niemals eingestandene Gefühl, daß sie ihn liebe, daß sie von ihm geliebt werde – als einen Traum zu denken – einen Traum, gleich jener kurzen Zeit in der Fichtenau, der schönsten, der einzig schönen ihres Lebens! Aber wenn sie die Augen auf ihre Umgebung richtete, wenn sie den Reden ihrer Mutter zuhörte, die jetzt so voll Theilnahme zu ihr sprach – dann konnte sie nicht mehr zweifeln, daß sie nur geträumt habe und jetzt erwacht sei zu dem wirklichen, kalten, nüchternen Dasein.

Wenn du meinen Rath beachten willst, liebe Margot, hatte diese gesagt, so beantworte den Brief nicht mehr. Obgleich du mir nur seinen Inhalt im Allgemeinen mitgetheilt hast, so scheint doch daraus hervorzugehen, daß er vorläufig abermals verhindert ist, diese so oft angekündigte Reise anzutreten. Die ganze Erzählung von der russischen Erbschaft klingt etwas fabelhaft. Ich glaube, du bist es dir selbst schuldig, mein Kind, nun abzuwarten, ob er sein Versprechen zu erfüllen wirklich gesonnen ist, oder ob diese Briefe, wie es mir scheint, dich nur darauf vorbereiten sollen, daß er überhaupt nicht kommen wird. Auch selbst darin, daß er es für nöthig hält, dich so vorzubereiten, liegt nach meiner Auffassung eine Ueberhebung und eine Verletzung deiner Weiblichkeit. Du würdest dir jedenfalls viel vergeben, wenn du jetzt noch

abermals ihm eine Antwort zukommen lassen wolltest. Will er wirklich kommen, so mag er es thun, es ist ja an sich ein ziemlich gleichgültiges Ereigniß, ob er kommt oder nicht; wozu dieses stete Schreiben?

So ungefähr, wenigstens dem Sinne nach, hatte Raoul ja auch gesprochen, wenn er sich auch anders ausgedrückt. Es war ein schwerer und langer Kampf, der sie endlich bestimmte, so zu handeln und Walther's Brief unbeantwortet zu lassen.

Wäre sie allein ihrem Herzen gefolgt – wie gern, wie schnell und in der alten Weise würde sie geschrieben haben, aber – er verlangte ja vielleicht gar nicht nach einer Antwort, wenn es der Fall wäre, würde er nicht noch einmal schreiben, woran ihn nichts hinderte? – Das hoffte sie, und dann konnte, dann durfte sie antworten. Aber diese Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Auf dem Boden der weiten Entfernung, welche zwischen ihnen sag, fand die Wucherpflanze des Zweifels hinlängliche Nahrung, weil ein Jeder von ihnen das Empfinden des Anderen nicht kannte, es nur geahnt, gewünscht und erhofft hatte, ohne darüber eine Gewißheit zu erhalten.

So verging ihr das Jahr, und dazu kam die stete und sich steigernde Besorgniß um ihren Bruder. Die ganze, reiche Liebe ihres Herzens hatte sich jetzt ihm zugewendet, sie glaubte es wenigstens, und die Ungewißheit über sein Ergehen nahm all ihr Denken und Empfinden in Anspruch. Gegen Ende Decembers war sein letzter Brief aus Moskau eingetroffen, der, in trüber Stimmung geschrieben, über zwei Monate gebraucht hatte, um den

Weg nach Paris zurückzulegen. Die Couriere des Kaisers mit den sich vermehrenden ungünstigen Nachrichten, und sogar der Kaiser selbst hatten ihn überholt – als sie die Zeilen Raoul's las, war Napoleon bereits in Paris und es kein Geheimniß mehr, daß der größte Theil der Armee den Untergang gefunden hatte. Was konnte dieser Brief jetzt nutzen? Er diente nur dazu, ihre Unruhe und Besorgniß zu steigern. Es wurde Alles aufgeboten, um Nachrichten einzuziehen, der Marquis benutze alle ihm zu Gebote stehenden Quellen in der Nähe des Kaisers selbst – man zuckte bedauernd die Achseln, man schwieg, weil man selbst nichts wußte und diejenigen als verloren betrachtete, welche sich bis jetzt nicht noch als lebend angekündigt hatten.

Während solche Besorgnisse und solche Angst ihr Herz erfüllten, erkrankte ihre Mutter an einer Lungenentzündung und starb am fünften Tage. Sie war in der letzten Zeit besonders theilnehmend und gut gegen sie gewesen, ein gleiches Empfinden hatte sie vereinigt und näher gebracht – jetzt war sie todt, mit einem Male, unerwartet, und es blieb ihr nur noch der Vater.

Ein tiefer Schmerz und eine innige Sehnsucht nach dem Tode bemächtigte sich ihrer Seele, sie kam sich so einsam und verlassen vor, wie noch niemals, ihr Dasein ohne Zweck, ohne Ziel. Es war ihr, als müsse sie in jedem Augenblicke die Kunde auch von dem Tode ihres Vaters hören, damit Alles zu Ende sei, sie nichts mehr an das Leben kette und sie sich dann hinlegen könne, um ebenfalls zu sterben.

Der Marquis war durch den Tod seiner Frau in eine fast hülflose Lage gekommen. Er gehörte zu denjenigen Menschen, welche während ihres ganzen Lebens einer Bevormundung bedürfen, denen selbständiges Handeln und der unbeschränkte Gebrauch der eigenen Willenskraft eine Unmöglichkeit ist. Die Marquise hatte diese Bevormundung im vollsten Maße ausgeübt und so durch langjährige Gewohnheit und Uebung die Charakterschwäche ihres Gatten noch vermehrt und nach ihren Absichten geschult. Er vermochte es sich gar nicht zu denken, daß er etwas thun solle, selbst das Unbedeutendste und Gleichgültigste, ohne vorher ihre Meinung deßhalb zu hören und sich ihrer Zustimmung zu vergewissern. Und nun war dies mit Einem Male anders geworden. Der Mund, welcher sein Handeln, fast sein Denken geregelt hatte, war verstummt, das Auge, dessen Blicke ihm Beifall oder Mißfallen zugewinkt, dessen kleinste Veränderung er zu erkennen gelernt hatte, war geschlossen, er stand allein und auf sich selbst angewiesen, rathlos.

Zuweilen, in kurzen Momenten, war es ihm, als ob er von einer großen Last befreit sei, ungefähr wie dem Sklaven, der nach jahrelanger Knechtschaft plötzlich seine Freiheit erhält – aber er hatte verlernt, von der Freiheit Gebrauch zu machen, sie war für ihn kein Geschenk mehr, sondern ein Unglück, und er sehnte sich nach dem vorigen Zustande zurück. Zu diesem Kummer, der mehr sein ganzes Sein als sein Herz berührte, kamen die so sehr aufgeregten politischen Verhältnisse, die üble Laune des Kaisers, welche sich natürlich auf seine ganze

nähere Umgebung übertrug und seinen Dienst sehr erschwerte. Er ging ernstlich mit dem Gedanken um, seiner Kammerherrn-Stellung zu entsagen, und fühlte sich, nachdem dieser Entschluß bei ihm aufgetaucht war, besonders unglücklich, daß er seine Frau darüber nicht befragen und ihre Entscheidung einholen konnte.

Die Ungewißheit über das Schicksal seines Sohnes beunruhigte ihn gleichfalls sehr, aber sein Gefühl war abgestumpft, ein gewisser apathischer Zustand bei ihm eingetreten, in welchem er sich an unbedeutende Kleinigkeiten festklammerte und diese eben so sehr zum Gegenstande seiner Sorgen und seiner schwankenden Erwägungen machte, als diejenigen, welche wirklich von Wichtigkeit waren.

So sehr er seine Tochter liebte, war er doch nicht im Stande, sie zu trösten oder aufzurichten; er verlangte dies im Gegentheil von ihr, und die Schwäche seines Charakters trieb ihn dazu, jetzt dasjenige bei ihr zu suchen, was ihm seine Frau bisher in so vollem Maße gewährt hatte. In einer solchen Stimmung sehen wir ihn auch jetzt zu ihr in das Zimmer treten. Schweigend, mit einem stummen, leidenden Blicke und einem tiefen Seufzer reichte er ihr beide Hände und küßte sie zärtlich.

Ach, sagte er dann, nachdem sich beide gesetzt hatten, ich halte es wirklich nicht mehr aus!

Sei nicht traurig, lieber Vater, tröstete sie, es läßt sich doch einmal nicht ändern, und ich hoffe zu Gott, daß Raoul noch lebt.

Ja, das läßt sich Alles nicht ändern, erwiederte er, sichtlich mit anderen Gedanken beschäftigt; wir müssen es ertragen, und ich wünschte vor Allem, daß diese Ungewißheit ein Ende nähme. – Aber das meinte ich nicht, und ich bin gekommen, um deine Ansicht und deinen Rath in einer wichtigen Sache zu hören. Das Benehmen des Kaisers, fuhr er fort, als Margot schwieg, wird täglich unerträglicher; er ist nur mit den Rüstungen zum neuen Kriege beschäftigt, arbeitet Tag und Nacht, denn er hat einen eisernen Körper und einen nie ruhenden Geist und verlangt dasselbe von seiner Umgebung. Uns, die wir mit diesen Dingen, Gott sei Dank, nichts zu thun haben, sondern zu seinem persönlichen Dienste berufen sind, uns behandelt man wie Lakaien, wie Gesindel, das überall im Wege steht und überflüssig ist. Sonst war das ganz anders, sonst gab es glänzende Feste, welche ohne uns nicht begangen werden konnten, die wir arrangiren und ausführen mußten – jetzt – wer denkt jetzt an Feste! Immer nur der Krieg – immer nur die Soldaten, alles Andere hat aufgehört zu existiren; man nimmt ja bereits die Kinder zu Soldaten, und wenn es so fortgeht, wird Frankreich nur noch von Weibern bevölkert sein und ein Amazonen-Corps errichtet werden müssen. – Was räthst du mir, mein Kind, was soll ich thun? fragte er, sie erwartungsvoll und ängstlich anblickend.

Ich weiß nicht, worüber du meinen Rath begehrst, lieber Vater; was du sagtest, scheint mir durch die Zeitverhältnisse geboten.

Du weißt nicht? fragte er verwundert. Ja, ja, du verstehst wenig von diesen Dingen, mein Kind; wenn deine Mutter noch lebte, sie würde mir längst gerathen haben, was ich thun sollte.

Willst du mir deine Absicht nicht mittheilen? erwiederte sie schüchtern; ich werde dir die Mutter nicht ersetzen können, da ich ja in all diesen Dingen so wenig Erfahrung besitze, aber vielleicht ist es doch möglich ....

Ich gehe damit um, meine Stelle als Kammerherr des Kaisers niederzulegen, unterbrach er sie – ich bin alt und ohnehin den Anstrengungen des Dienstes nicht mehr gewachsen; dieses ewige Herumstehen und nutzlose Antichambriren greift mich an – was habe ich überhaupt davon? Deine Mutter, welche es in unserem Interesse für nöthig erachtet hat, mich auf diese Stelle zu bringen, würde unter den jetzigen Verhältnissen gewiß ebenfalls der Ansicht sein, sie aufzugeben, da sie doch keinen Nutzen mehr gewähren kann. – Was meinst du, mein Kind?

Willst dir nicht noch eine kurze Zeit warten, ehe du dich entschließest, lieber Vater? Vielleicht erfahren wir bald etwas von Raoul, und seinetwegen wäre es besser, wenn du den Einfluß nicht aufgäbest, welchen dir, wie durch so oft gesagt hast, deine Stelle in der unmittelbaren Nähe des Kaisers verschafft.

Ach, das hat sich Alles geändert seit dem unglücklichen russischen Kriege! erwiederte er mit einem tiefen Seufzer. Du meinst also, ich soll noch eine Zeit lang warten, fuhr er dann nachdenkend und unschlüssig fort,

Raoul's wegen? – Ach, ich habe wenig Hoffnung, ihn jemals wiederzusehen!

Verzage nicht, lieber Vater, habe Vertrauen zu dem lieben Gott, er wird uns .... Sie vermochte vor innerer Bewegung den Satz nicht zu vollenden und wandte ihr Gesicht ab, damit er ihre Thränen nicht sehen sollte.

Wenn du glaubst, daß ich noch warten soll, sprach dieser mehr zu sich selbst weiter, so will ich es thun. Ich werde noch einen Monat warten, setzte er mit der Erleichterung eines gefaßten Entschlusses hinzu; denn habe ich so lange in diesem Dienst zugebracht, so kann ich auch noch diese kurze Zeit überdauern, dann aber soll mich nichts davon abhalten.

Ein Bedienter brachte auf einem silbernen Teller, wie von der Marquise her noch angeordnet war, die eingegangenen Briefe.

Stelle sie auf den Tisch, sagte der Marquis, ohne einen Blick darauf zu richten, denn er war noch immer mit seinem Plane beschäftigt. Wenn der Herzog noch lebte, fuhr er dann fort, so könnte ich dessen Ansicht hören; aber der ist ja auch in Rußland auf eine nichtswürdige Weise um das Leben gekommen, man hat Niemanden mehr ....

Von Raoul! Von Raoul! unterbrach ihn Margot mit einem jubelnden Aufschrei, indem sie einen Brief mit ausgestreckter Hand hoch emporhielt – er lebt – er lebt – Es ist seine Handschrift!

Von der Gewalt dieser unerwarteten Freude ergriffen, sank sie auf einen Sessel und riß mit zitternden Händen das Couvert auf, ohne zu beachten, daß die Adresse nicht

an sie, sondern an ihren Vater gerichtet war. Die für sie beiliegenden Briefe fielen heraus, und während sie sich derselben bemächtigte und mit vor Freude und Erwartung glänzenden Augen las, hatte auch der Marquis die für ihn bestimmten Briefe in Empfang genommen, und es trat eine längere, nur von gegenseitigen Ausrufungen unterbrochene Stille ein.

Er lebt, er lebt, sprach Margot während des Lesens – er kehrt bald zurück – er wird in wenigen Tagen hier sein – und ist verheirathet, Vater, verheirathet mit Hedwig, mit jener Hedwig – hast du es gelesen, Papa? rief sie dann, indem sie ihren Vater leidenschaftlich und vor Freude weinend umschlang – er kehrt zurück, er lebt, er ist nicht todt – und Hedwig kommt mit ihm!

Du bist ganz außer dir, mein gutes Kind, sagte der Marquis sanft und gleichfalls ungewöhnlich bewegt – ich habe den Brief noch nicht ausgelesen – aber die Hauptsache ist, daß er lebt, du hast Recht – Gott sei Dank, wir werden ihn rasch wiedersehen! Verheirathet ist er? So weit bin ich noch gar nicht gekommen – wie mag das so plötzlich zugegangen sein? – Doch laß uns zu Ende lesen – sieh', hier ist noch ein Brief von einer anderen Hand – wir müssen das Alles erst ausführlich lesen, dann wollen wir weiter mit einander reden.

Auch Margot, die in angstvoller Eile den Brief nur flüchtig überflogen hatte und nur, von ihrer Freude berauscht, erst ihren Vater hatte umarmen und küssen müssen, las jetzt die Briefe langsam und mit sich immer steigernder Freude zu Ende. Sie war so glücklich, so unaussprechlich glücklich, wie lange nicht in ihrem Leben, und als ihr Vater nun ebenfalls seine Briefe gelesen hatte, befand sie sich noch immer in einer so großen, freudigen Aufregung, daß sie vergeblich nach Worten suchte, um ihr Ausdruck zu geben.

Er bringt seine Frau gleich mit, sagte dann der Marquis – ich bin so überrascht, daß ich mich noch immer nicht zu fassen vermag. Ach, wenn das doch deine gute Mutter erlebt hätte, fuhr er traurig fort, wie würde sie sich gefreut haben, denn die Heirath mit einer Gräfin, wenn es auch nur eine deutsche ist, würde doch gewiß ihren Wünschen entsprochen haben! Meinst du nicht auch? Sie schreibt an uns und richtet ihre Worte am meisten an sie – ach, sie wußte nicht, daß sie an eine Todte geschrieben – doch wir wollen unsere Freude durch solche Betrachtungen nicht stören, da es sich doch einmal nicht ändern läßt. Nicht wahr, meine liebe Margot?

Vergib mir, Papa, sagte sie mit dankerfüllten Blicken, daß ich bis jetzt nur an das Glück gedacht habe, meinen theuren, geliebten Bruder bald wiederzusehen; sei mir nicht böse deßhalb, ich bin darum nicht weniger traurig, daß die gute Mutter diese Freude nicht mehr hat erleben können! Aber weißt du auch, daß sie in wenigen Tagen

hier sein werden, fuhr sie wieder ihrem Glücke sich hingebend, fort – er schreibt: Wir folgen diesem Briefe auf dem Fuße; wir werden so schnell als möglich reisen, da ich die Zeit nicht erwarten kann, Dich wieder in meine Arme zu schließen, und meine geliebte Hedwig eben so sehr danach verlangt.

So laß uns Alles vorbereiten zu ihrem Empfange, erwiederte der Marquis; du mußt dich jetzt diesem Geschäfte unterziehen, mein Kind, da ich nichts davon verstehe, mich niemals um dergleichen bekümmert habe, weil deine gute Mutter ....

Sei ohne Sorgen, Papa, unterbrach sie ihn, es soll an nichts fehlen, du wirst nichts vermissen.

So will ich jetzt eilen und meinen Bekannten die freudige Nachricht mittheilen, daß mein Sohn lebt und sich mit der Gräfin ....

Wallfort, ergänzte Margot.

Der Gräfin Wallfort verheirathet hat – es wird nun wieder lebendig in unserem Hause werden.

Erst als er sie verlassen hatte, fand sie die rechte Muße, wir möchten sagen die rechte Andacht, um Raoul's und Hedwig's Briefe nochmals langsam und ausführlich zu lesen, und dann eilte sie fort, um die Anordnungen zum Empfange des geliebten Bruders und seiner Frau, jetzt *seiner* geliebten Hedwig, zu treffen.

Neuntes Capitel.

Raoul und Hedwig waren rasch gereis't und trafen nur wenige Tage nach ihren Briefen selbst in Paris ein. Margot hatte sie mit sich immer steigernder Sehnsucht erwartet, und nun, da sie wußte, daß sie ihren geliebten Bruder bestimmt wiedersehen würde, sich auch in Gedanken viel mit Hedwig beschäftigt, welche so unerwartet seine Frau geworden war. Ohne daß es ihr selbst klar geworden, hatte sie bisher stets mit einer gewissen Abneigung dieser Hedwig gedacht, über welche Walther in der Fichtenau, wenn auch nur mit kurzen Andeutungen nach den Briefen seines Freundes, gesprochen, deren er dann öfter in seinen eigenen Briefen erwähnt und welche die unfreiwillige Ursache geworden war, daß er seine Reise nach Paris abermals verschoben hatte. Jetzt war auch der leiseste Hauch dieser Abneigung in ihrem Herzen verschwunden, sie empfand nur eben so unbewußt eine gewisse Beschämung darüber und das Verlangen, durch erhöhte Liebe ihr Unrecht wieder gut zu machen. Außerdem schrieb Raoul, daß er ihr allein sein Leben, daß er ihr Alles verdanke; er schrieb überhaupt in so begeisterter Weise von ihr, daß auch dies die Sehnsucht, sie kennen zu lernen, erhöhte.

In ähnlicher Weise empfand Hedwig, je näher sie der Hauptstadt Frankreichs kam und je mehr der Augenblick

heranrückte, in welchem sie diese Margot sehen und kennen lernen sollte, von welcher sie so Vieles und in so verschiedenen Beziehungen gehört hatte. Zuerst von Walther – wenn sie daran dachte, senkte sie unwillkürlich ihre Augen und ein kaum merkliches Lächeln umspielte ihren Mund – und dann von Raoul. Was beide erzählt, stimmte im Wesentlichen vollständig überein, es war immer dasselbe liebliche, kindliche, unschuldsvolle Mädchenbild, nur waren die Farben dazu anders gemischt, die Auffassung eine verschiedene gewesen, so daß in ihrer Phantasie sich nach den Schilderungen Walther's und nach denen Raoul's zwei verschiedene Margots gebildet hatten – eine, deren sie ungeachtet aller Reflexion doch nicht frei von einer gewissen Abneigung gedacht hatte, und eine andere, welche sie von ganzer Seele liebte – Raoul's Schwester. Das erste Bild war jetzt vollständig verblichen und nur das zweite zurückgeblieben. Es hatte sonderbarer Weise in den Herzen dieser beiden so schönen und begabten Wesen einmal eine gewisse Eifersucht gegen einander bestanden, obgleich sich beide nie gesehen und keine von ihnen, Margot am wenigsten, aber dieses Gefühl zur Erkenntniß gekommen war.

Als dann aber der Augenblick erschien, als sie kamen und Raoul sich Margot's Armen entzog, um in diejenigen seines Vaters zu fliegen, da umschlangen sich die beiden so innig und küßten sich so herzlich mit Thränen in den Augen, als ob sie sich lange gekannt und jetzt nach einer schmerzlichen Trennung wiedergesehen hätten.

Nachdem dann die Stunden der ersten Aufregung vorüber waren, nachdem Raoul und Hedwig von dem Tode der Marquise Kunde erhalten, saß man erzählend und fragend zusammen, lange, bis spät und weit in die Nacht hinein. Margot's und Hedwig's Hände lagen in einander und als dann Raoul in beredten Worten seine Geschichte erzählte, seine so wunderbare Geschichte, wobei Hedwig oft erröthete und ihn unterbrechen mußte, da hingen Margot's dunkle Augen mit dem Ausdrucke so begeisterter Liebe an ihr, daß auch sie, welche nie an dem Busen einer Freundin geruht, noch die Steigerung eines Glückes empfand, welches sie derselben nicht mehr für fähig gehalten hatte.

Auch der Marquis war entzückt von seiner Schwiegertochter; er hatte sie sich so schön nicht gedacht, und am meisten imponirte ihm ihr selbstbewußtes und dabei zugleich bescheidenes Wesen.

Als die Erzählung zu dem kurzen Aufenthalte von Hedwig in Wallfort kam, wurde Margot sichtlich befangen und ihre Augen richteten sich zuweilen fragend auf ihren Bruder.

Rohneck, erzählte Raoul unbefangen weiter, läßt dich vielmals und herzlich grüßen, liebe Margot; er war betrübt darüber, daß du seinen letzten Brief unbeantwortet gelassen, und auch mich beunruhigte dies.

Du hast mir ja selbst abgerathen, Raoul, erwiederte sie erröthend.

Ihm nicht mehr zu schreiben, ergänzte er nicht ohne Verlegenheit – ich glaube, daß ich dir damals diesen Rath

ertheilte – ich kannte meinen jetzigen Freund noch nicht, sonst würde ich mich der Besorgniß, daß du dir dadurch etwas vergeben könntest, nicht hingegeben haben.

Soll ich vielleicht mein Unrecht wieder gut machen? fragte sie leise.

Für jetzt würde das nicht angehen, liebe Margot, erwiederte er mit einem Seufzer und einem innigen Blicke auf Hedwig, denn der Krieg mit Preußen ist erklärt, und Rohneck steht in den Reihen unserer Feinde.

Er ist wieder Soldat geworden? fragte Margot erbleichend.

Konnte er anders? sagte Hedwig traurig. Es gibt keinen wehrhaften Mann in meinem Vaterlande, der jetzt nicht die Waffen trüge – man würde ihn verachten.

Ach, wie schrecklich und entsetzlich das ist, sprach Margot mehr zu sich selbst – immer dieser Krieg, als ob die Menschen nur dazu geschaffen wären, um sich gegenseitig zu morden! Und ihr werdet gegen einander kämpfen, fuhr sie dann mit einem angstvollen Blicke auf Raoul fort, euch vielleicht in der Schlacht begegnen, vielleicht – o, es ist schrecklich, schrecklich – ich mag den Gedanken nicht ausdenken!

Mache dir nicht so unnöthige, trübe Vorstellungen, tröstete Raoul, ihre Hand ergreifend – wir werden uns nicht in der Schlacht begegnen, und vielleicht kommt es zu gar keiner Schlacht, denn ich halte es immer noch nicht für unwahrscheinlich, daß durch Oesterreichs Vermittelung der Friede ermöglicht werde.

Möge der liebe Gott das Herz des Kaisers lenken, denn von ihm allein hängt es ab, und Elend, Noth und Leichen hat er ja im Ueberflusse gehabt.

Laß uns das hoffen, meine liebe Schwester; aber du darfst auch nicht vergessen, daß die Ehre und der Ruhm Frankreichs auf dem Spiele stehen und mit keinen Opfern zu theuer bezahlt werden können. Nur die Elemente haben uns besiegt, nicht diese russischen Barbaren, die wir in allen Schlachten geschlagen und die erst den Muth hatten, über uns herzufallen, als Kälte und Hunger uns zum Theil schon wehrlos gemacht hatten. Ein paar Mal werden wir sie wohl erst noch schlagen müssen, setzte er mit leuchtenden Augen hinzu, um ihnen zu zeigen, daß der Flug unserer siegreichen Adler unwiderstehlich ist, dann erst kann von einem Frieden die Rede sein.

Und doch sprachst du soeben anders, bemerkte Margot traurig.

Lassen wir diese Erörterung, erwiederte Raoul, dessen besorgte Blicke auf den ernst gewordenen Zügen Hedwig's hafteten – wir können ja die Verhältnisse doch nicht ändern, sondern uns nur der Hoffnung hingeben, daß sich schließlich Alles zum Besten wenden werde.

So laß uns an dieser Hoffnung unverrückt festhalten, sagte Hedwig, Raoul mit einem liebevollen Blicke ansehend – wenn wir selbst auch kaum wissen, was wir anders hoffen und wünschen sollen, als einen für beide Theile ehrenvollen Frieden, der für jetzt unwahrscheinlicher denn jemals ist.

Ich habe nur den Einen Wunsch, flüsterte Margot, daß der Krieg, wenn er sein muß, zu Ende gehe – ach ohne, du verstehst mich Raoul .... Sie vermochte vor Bewegung nicht weiter zu reden, er umschlang sie und sie verbarg ihr Gesicht weinend an seiner Brust.

Weßhalb verkümmern wir uns die kurze Zeit, die mir noch vergönnt ist, bei euch zu sein, sagte er dann mit bewegter Stimme, indem wir nur an die Zukunft denken und uns bemühen, uns diese mit düstern Farben auszumalen – weßhalb?

Weil wir uns, weil wir dich lieb haben, erwiederte Hedwig – wie wäre es möglich, unser Glück jetzt zu genießen, unbekümmert um die drohenden Wolken, die schon bis über unser Haupt heraufgerückt sind! Wir wollen uns bemühen, so wenig als möglich daran zu denken; wir können verabreden, gar nicht davon zu sprechen, bis – bis – glaubst du, Raoul, daß es möglich sein könnte?

Und doch müssen wir versuchen, es zu thun, sagte er zärtlich – jeder des Anderen wegen – wir geben uns damit einen großen Beweis unserer Liebe – vielleicht den größten.

Ich will es versuchen, flüsterte Margot.

Ich bin nicht so aufopferungsfähig wie du, meine gute Margot, sagte Hedwig, ich kann es nicht – es ist mir unmöglich – und ich werde es auch gar nicht versuchen – ich will es nicht versuchen – ich würde dich dann weniger lieben.

Am anderen Tage meldete sich Raoul und wurde überall als einer der ersten aus Rußland zurückgekehrten Officiere mit Interesse aufgenommen und befragt. Dessen ungeachtet behandelte man ihn mit militärischer Strenge, indem man ihn darüber zur Verantwortung zog und sogar von einem Kriegsgerichte sprach, daß er sich nicht direct zu seinem Corps begeben, sondern hieher nach Paris gekommen sei. Er hatte deßhalb Verhöre zu bestehen, und wenn man auch in den Umständen eine Entschuldigung zu finden oder anzunehmen geneigt schien, so fühlte sich der für seinen Kaiser so begeisterte junge Officier doch dadurch in hohem Grade gekränkt und in seinen Erwartungen getäuscht. Seine Stimmung, ohnehin durch den bevorstehenden Abschied gedrückt, wurde noch trüber, denn er glaubte, und dies gewiß mit Recht, daß er eine solche unwürdige Behandlung nicht verdient habe.

Hedwig und Margot boten Alles auf, um ihn zu beruhigen, sie, welche selbst des Trostes so sehr bedurften. Margot hatte von dem freudigen Augenblicke an, in welchem sie seine Rückkehr erfahren, nicht ein einziges Mal daran gedacht, daß er so bald wieder scheiden müsse, und Hedwig, wenn sie auch wußte, daß dies unvermeidlich sei, doch diesen Zeitpunct in ihren Gedanken länger hinausgeschoben und sich die Tage des gemeinschaftlichen Zusammenlebens besonders schön und glücklich ausgemalt. Jetzt war das Alles anders. Schon am Morgen des folgenden Tages war er fortgegangen und erst

spät zurückgekehrt. Dem besorgten Blick der Liebe entging es nicht, daß ihm etwas Unangenehmes begegnet sei und daß er dies zu verschweigen beabsichtige, er mußte deßhalb schließlich Alles erzählen. Margot war im hohen Grade bestürzt und besorgt, Hedwig dagegen theilte vollständig die Anschauung ihres Gatten und konnte das Gefühl der Kränkung über die ihm zu Theil gewordene Behandlung nicht unterdrücken.

Er sympathisirte mit ihr, und Margot und ihr Vater hatten daher die keineswegs leichte Aufgabe, die aufgeregte Stimmung des jungen Paares zu beruhigen. Raoul trat zuerst selbst auf ihre Seite, denn es entging ihm nicht, daß auf Hedwig's Stimmung unbewußt noch andere Beweggründe einwirkten, welche im Schlummer zu erhalten, zu ihrem beiderseitigen Glücke nothwendig war. Die Liebe zu ihrem Gatten hatte bei ihr jedes andere Gefühl in den Hintergrund gedrängt, aber sie war deßhalb ihrer Gesinnung nach doch keine Französin geworden, sie wußte selbst kaum, was sie wünschen sollte, wenn sie an den bevorstehenden Krieg dachte, – denn tief in ihrem Herzen lebte doch die Siegeshoffnung für ihr geknechtetes, sich jetzt erhebendes Vaterland. Raoul mußte unversehrt aus diesem Kampfe zurückkehren, das war ihr hervorragendes, alles Uebrige verdrängende Hoffen, aber wenn sie weiter dachte – sie wollte es nicht, und doch mußte sie es – *nicht* als Sieger über ihr Vaterland – das wäre im höchsten Grade traurig gewesen. Und als Besiegter? Sie durfte es nicht sagen, nicht denken, nicht wünschen – aber dennoch wünschte sie es, und es war das einzige,

tief verborgene Geheimniß ihres Herzens, so verborgen, daß sie sich selbst scheute, daran zu denken.

Es war unmöglich, daß unter solchen drängenden und gewaltsam einwirkenden Verhältnissen ein ruhiges Glück hätte zum Ausdruck kommen können. Der Mensch bleibt immer den Verhältnissen unterthan, die wie die Wogen des Meers sein Lebensschiff beherrschen. Bei ruhigem Wetter, wenn die Sonne vom blauen Himmel herniederlacht, ein günstiger Wind die Segel schwellt und die Hand das Steuer nur lässig zu halten hat, dann scheint es uns oft, als könnte diesem unserem Fahrzeuge kein Unfall begegnen, denn es fährt ja so sicher und so gefahrlos durch die glatten Fluthen; aber plötzlich steigt eine dunkle Wetterwolke auf, die Sonne verfinstert sich, die Nacht bricht herein, der Sturm ras't, die erzürnten, wild tobenden Wogen schleudern das willenlose Fahrzeug, das Spielzeug ihrer Laune und ihrer Wuth, nach ihrem Belieben umher, zertrümmern seine Masten und lassen es an einem Felsen zerschellen – keine menschliche Macht, keine noch so umsichtig vorher ausgedachte Vorkehrung ist befähigt, sie daran zu hindern, wenn sie es verderben wollen oder verderben sollen.

Dieses schließliche Unterordnen unter eine höhere Macht, welche stets in unser Leben eingreift und der so viele geheimnißvolle Kräfte zu Gebote stehen, schließt aber den Kampf mit derselben nicht aus; es ist vielmehr für uns eine heilige Pflicht, stets zu diesem Kampfe gerüstet und bereit zu sein, und erst, wenn wir dennoch

erliegen, erliegen wir unserer Bestimmung – den Verhältnissen.

Und sie befanden sich bereits in diesem Kampfe, den sie entschlossen aufgenommen hatten. Ihr Schiff lag nicht, wie sie eine kurze Zeit gehofft hatten, ruhig im Hafen, sondern auf offener, hochgehender See; aber die Liebe stand am Steuerruder und lenkte es mit ihrer anscheinend schwachen und doch so starken und sichern Hand.

Am dritten Tage hatten sich Raouls Angelegenheiten möglich zu seinen Gunsten entschieden, so sehr zu seinen Gunsten, wie er kaum erwarten konnte. Daß er sich selbst auf eine so abenteuerliche Weise aus der russischen Gefangenschaft befreit, aus welcher bis jetzt noch Niemand zurückgekehrt war, machte ihn zum Gegenstande besonderer Neugier und Beachtung, seine Geschichte und seine Verheirathung befand sich, vielfach ausgeschmückt, bald in Aller Munde; man hatte sogar dem Kaiser davon erzählt, und dieser den so wunderbar erhaltenen Officier bei einer Musterung sich vorstellen lassen, einige von jenen zündenden Worten an ihn gerichtet und ihm schließlich das Kreuz der Ehrenlegion verliehen.

In hohem Grade aufgeregt und von neuer Begeisterung für seinen Kaiser entflammt, der persönlich zu ihm geredet, ihn persönlich ausgezeichnet hatte, kehrte Raoul zurück und empfing die zärtlichen Glückwünsche Hedwig's, Margot's und seines Vaters, welche selbst über den ganz unerwarteten Verlauf dieser so unangenehm begonnenen Angelegenheit entzückt waren; aber

es lag ein starker Dämpfer auf dieser Freude, ein Dämpfer, welcher ihre Klänge bald wieder verstummen machte. Raoul hatte gleichzeitig die Ordre erhalten, am zweitfolgenden Tage in Eilmärschen mit einem neu gebildeten Cavallerie-Regimente nach der Elbe abzumarschiren. Es ging damals Alles mit gewaltiger Eile, denn Napoleon betrieb seine Rüstungen nicht nur mit seiner gewohnten und ihm eigenen Energie, sondern mit einer selbst für ihn unerhörten Hast, weil ihm Alles darauf ankam, durch neue, imposante Streitkräfte seine kampflustigen Gegner von weiterem Vordringen abzuhalten und besonders Oesterreich dadurch zu einem Bündniß mit ihm zu bestimmen.

Die französischen Armeen waren bereits bis an die Elbe zurückgegangen, und die leichten Truppen der Russen streiften sogar noch weiter; es war die höchste Zeit, diesem Zustande ein Ende zu machen, und zwar sogleich durch einige energische und entschiedene Schläge, wie er es gewohnt war. Man sprach bereits davon, daß Napoleon selbst in wenigen Tagen Paris verlassen werde, um sich zur Armee zu begeben und das blutige eiserne Würfelspiel von Neuem zu beginnen.

Was gilt in solchen Zeiten, wo die Gewaltigen ihre Berechnungen nur nach Tausenden aufstellen, der einzelne Mensch! Er ist kaum eine Zahl, wenigstens keine solche mehr, welche irgend einer Erwähnung werth wäre, er müßte denn zu denen gehören, welche das Geschick an die Spitze dieser Tausende gestellt und sie abhängig

gemacht hat von ihrem Genie, von ihren Kenntnissen, ihrer Entschlossenheit, ihrem Muthe, ja, selbst von ihrem körperlichen Wohlbefinden.

Raoul gehörte nicht zu diesen hervorragenden Größen, und selbst wenn er es gewesen wäre, er hätte dennoch jetzt zur Armee gehen müssen, welche Alles verschlang, Großes und Kleines, Alles, was Frankreich zu geben hatte.

Es war ein unruhiger, bewegter Tag, der ihnen noch übrig blieb. Ach, er blieb ihnen nicht einmal mehr übrig, denn Raoul war fast keine Stunde zu Hause, sondern wurde durch den Dienst so in Anspruch genommen, daß er fast schon als abwesend angesehen werden konnte. Aber er war doch noch bei ihnen, er kehrte am Abend zurück, noch einmal, vielleicht zum letzten Male, saßen sie zusammen, und er mußte seine Liebe theilen zwischen den Beiden, die er am meisten auf der Welt liebte. Margot erkannte, daß sie die Liebe ihres Bruders nicht mehr allein besitze, daß sie jetzt gegen Hedwig zurückstehe, weit zurück; je näher die Stunde kam, je mehr die Zeit vorrückte, desto mehr erkannte sie dies und sie würde noch trauriger geworden sein, wenn es möglich gewesen wäre.

Sie zogen sich weit früher zurück, als nöthig; Hedwig hatte wenig, fast gar nicht gesprochen, und es war Margot vorgekommen, als habe sie mit Ungeduld den Augenblick herbeigewünscht, um mit ihm zu gehen. Er schloß Margot zärtlich und liebevoll in seine Arme – aber ganz

anders, wie sonst, das fühlte sie; seine Gedanken, selbst seine Blicke waren Hedwig zugewandt.

Bis morgen, meine liebe Schwester, sagte er dann, sei stark und gut – mache mir den Abschied nicht schwer.

Um acht Uhr Morgens sollte er fort.

Aber schon um sechs kam Hedwig in ihr Zimmer; sie sah bleich und verweint aus. Margot fuhr erschreckt empor und blickte sie angstvoll an.

Er ist fort, sagte Hedwig fast tonlos, indem sie weinend auf einen Stuhl sank und ihr Gesicht mit den Händen bedeckte; ich soll dir seine letzten Grüße bringen.

Zehntes Capitel.

Ganz Frankreich, am meisten aber Paris selbst, befand sich in einer fieberhaften Aufregung. Die Rüstungen zu einem neuen Kriege, dessen Umfang jeden bisherigen übertraf, nahmen Aller Gedanken, ja, fast Aller Handeln in Anspruch. Das Vertrauen auf die Unüberwindlichkeit des Kaisers war erschüttert, und so sehr auch die Begeisterung für ihn und für den neuen Krieg angeschürt wurde und in hellen Flammen aufloderte, es gab doch bereits eine große Partei, welche dieser ewigen Schlachten, dieser nie endenden Kriege müde war und sie mißbilligte. Man fragte sich und besprach diese Frage, wenn auch nur noch im Geheimen, ob Frankreich nur ein Mittel sei, dem unbezähmbaren Ehrgeiz eines Einzigen zur Nahrung zu dienen; man wußte, daß Oesterreich einen vortheilhaften Frieden zu vermitteln sich erboten hatte, einen Frieden, welchen Frankreich ohne Gefährdung

seines Ruhmes annehmen konnte, daß Napoleon jedoch die gestellten Bedingungen mit Stolz und Hohn zurückgewiesen habe, infolge dessen Oesterreich sich den Verbündeten Rußland, Preußen und England genähert hatte. Sollte man mit ganz Europa in den Kampf treten? War das erschöpfte Frankreich dazu befähigt?

Die Anhänger der alten Republik sowohl als die Legitimisten begannen sich zu regen und die Unzufriedenheit steigerte sich durch die ungeheure Zahl derjenigen, welche Verluste zu beklagen oder zu erwarten hatten. Auf Napoleon selbst, der davon durch seine gut organisirte Polizei vollständige Kenntniß erhielt, machte dies nur den Eindruck der Erbitterung und des Zornes. Er verachtete diese Menschen, die er unterworfen hatte, und wußte, daß einige siegreiche Schlachten sie verschwinden machen würden. Er wußte auch, daß selbst ein großer Theil der höheren und höchsten Officiere der fortgesetzten Kriege müde waren und sich nach Ruhe sehnten, weil sie Ruhm und Ehre genug erhalten hatten, – aber das Alles kam nicht in Betracht – erst siegen, erst diese anmaßenden Feinde niederwerfen, namentlich das verhaßte Preußen, welches er thörichter Weise hatte bestehen lassen, dann konnte er den Frieden dictiren und die Karte Europa's abermals nach seinem Willen anderweitig feststellen. Hatte er nicht wieder 500,000 Mann Truppen – und bedurfte er mehr, um damit die Welt zu erobern, war es ihm bis jetzt nicht mit weit geringeren Mitteln immer gelungen – bis auf den russischen Feldzug, in dem er allerdings einige Fehler begangen, wie er jetzt eingestand,

den er jedoch lediglich durch die Ungunst der Elemente verloren hatte. Die österreichischen Vermittelungen wurden durch ein absichtliches Einhalten beseitigt und er traf die erforderlichen Maßregeln, um während seiner bevorstehenden Abwesenheit die Regierung zu sichern. Er setzte einen aus den Großwürdenträgern des Reiches bestehenden Regentschaftsrath ein, an dessen Spitze er die Kaiserin stellte, obgleich sie wenig von Regierungs-Angelegenheiten verstand und nur den Namen dazu hergab, und reis'te dann am 15. April ab, nachdem er all diese Anordnungen getroffen und die über diese abermalige Trennung untröstliche Kaiserin umarmt hatte, eben so thatenlustig, eben so voll Selbstvertrauen, wie beim Beginne seiner glänzendsten und ruhmvollsten Feldzüge.

Raoul hatte schon mehrmals geschrieben, immer an Hedwig, lange und ausführliche Briefe, in denen er für Margot einzelne Sätze einschaltete, auch hinzufügte, daß der Inhalt ja mit für sie und seinen Vater bestimmt sei, und er deßhalb nicht besonders schreibe. Auf Margot machte es jedoch einen traurigen Eindruck, daß er nicht das Verlangen fühle, ihr besonders zu schreiben, obgleich sie dies jedes Mal that; es schmerzte sie, daß Hedwig ihr die Briefe nur theilweise vorlas, weil Manches darin wohl nur für sie allein und ausschließlich bestimmt war, – sie mußte sich erst an die Vorstellung gewöhnen, daß das Herz ihres Bruders jetzt einer Anderen gehöre, und nicht mehr ihr allein, wie sie bisher geglaubt hatte. Sie liebte diese Andere mit der ganzen offenen Neigung ihres kindlichen hingebenden Herzens, und sie empfand auch, daß

diese Liebe in gleicher Weise erwiedert wurde, aber doch lag etwas zwischen ihnen, wenigstens nach ihrer Auffassung, ein leichter Schatten, der nicht weichen wollte.

Hedwig war ernst, nachdenkend, viel mit sich beschäftigt und gab sich nur selten mit jener Innigkeit und Zärtlichkeit, welche ihr selbst ein Bedürfniß war und nach welcher sie sich sehnte. Ihre Gedanken und ihre Vorstellungen weilten fast ausschließlich bei Raoul, und auch in ihrer Heimath, von wo sie noch immer keine weitere Nachricht erhalten hatte; an allem Uebrigen nahm sie wenig Antheil, nur wenn der Marquis, was er jetzt sehr oft that, ihr von seinen Angelegenheiten erzählte und sie um Rath fragte, hörte sie aufmerksam zu und sprach dann immer in bestimmter Weise ihre Ansicht aus, was den Marquis sichtlich erfreute und wonach er sich auch jedes Mal richtete. Mit Ausnahme weniger Stunden waren Margot und Hedwig den ganzen Tag über zusammen, denn beide empfanden das Verlangen, bei einander zu sein, wenn sie auch oft längere Zeit nicht mit einander sprachen.

Eines Morgens, es war im Anfange des Mai, der Frühling hatte die Erde wieder mit seinen Blüthen geschmückt und auch in das Häusermeer der großen Stadt einzelne davon hingestreut, damit die Menschen in den niedrigen Wohnungen und den engen Höfen nicht ohne seine Gaben bleiben sollten.

Margot saß am geöffneten Fenster und blickte in den von hohen Mauern umschlossenen Garten hinab. Die Luft war lau und balsamisch, ein sanfter, weicher Wind zog

unter dem blauen, wolkenlosen Himmel hin, und ihre Augen hafteten mit wehmüthiger Melancholie auf den noch hellen und zarten Blättern einer Platane, in welcher die Vögel zwitscherten und brüteten.

Da trat Hedwig eilig zu ihr herein, Margot erschrak, als sie in ihr erregtes und bleiches Gesicht sah; was ist dir, rief sie voll Angst, hast du eine unangenehme Nachricht?

Lies dies, meine gute Margot, sagte sie, ihr einen Brief hinhaltend, indem sie erschöpft auf einen Stuhl sank – ach, wer weiß, ob er in diesem Augenblicke noch lebt!

Zitternd nahm Margot den Brief, den ersten, welchen sie ihr gab, und las, während Hedwig angstvoll schweigend da saß.

Gott wird ihn beschützen, sagte sie dann – er hat ihn in so vielen Gefahren erhalten, er wird es auch jetzt thun.

Ach, wie du das so voll Vertrauen sagst, rief Hedwig in gesteigerter Aufregung, wenn es nun doch nicht wäre, wenn er jetzt vielleicht verwundet ohne Pflege, ohne Hülfe da läge! O, weßhalb bin ich nicht bei ihm, weßhalb bin ich hier zurückgeblieben, hier, so fern von ihm, wo ich ihm nicht helfen kann! – Aber ich will fort, fort, der Armee nachreisen – eine Ahnung sagt mir, daß es nöthig ist, daß ich nicht zu spät komme.

Wie du nur so reden kannst – was wolltest du dort, durch würdest ihm doch nicht helfen können – aber er wird deiner Hülfe auch nicht bedürfen, fuhr sie fort, er schreibt, der Kaiser sei angekommen, es ginge vorwärts, und es würde bestimmt in wenigen Tagen zu einer entscheidenden Schlacht kommen.

Ist das nicht genug, jetzt, indem wir hier fern von ihm diese Zeilen lesen, ist vielleicht – ach, ich darf mich solchen Gedanken nicht hingeben!

Sei nicht so außer dir – beruhige dich – du würdest doch nicht zu ihm gelangen und es wird auch gar nicht nöthig sein; bis jetzt wissen wir ja noch nicht, ob eine Schlacht wirklich Statt gefunden – in wenigen Tagen wird er gewiß wieder schreiben – doch horch! rief sie erschreckt, ein Kanonenschuß!

Von den nahen Invaliden ertönte Schuß auf Schuß, und noch halten die dumpfen Schläge über die Stadt hin, als der Marquis mit freudiger Miene in das Zimmer trat.

Der Kaiser hat einen großen Sieg bei Lützen erfochten, rief er, die Russen und Preußen sind total geschlagen und befinden sich auf dem Rückzuge nach Polen, sie haben 20,000 Todte und Verwundete, unser Verlust ist noch nicht bekannt.

Die Schlacht hat Statt gefunden, sagte Hedwig erbleichend und mit tonloser Stimme – es ist zu spät, wenn es überhaupt nöthig ist –

Was wäre zu spät, mein Kind, fragte der Marquis erstaunt – du hast einen Brief von Raoul, was schreibt er, was würde zu spät sein?

Lieber Vater, sagte Margot, er schreibt, daß die Schlacht bevorstände und wir ängstigten uns seinetwegen, Hedwig wollte sogar hinreisen.

Ach, wie kannst du einen so thörichten Gedanken haben – das wäre ja ganz unmöglich, bedenke die Entfernung und das Kriegsgetümmel – bedenke –

Laßt mich jetzt, sagte Hedwig, die ihre Fassung mühsam wiedergewonnen – ich bedarf der Ruhe – bald kehre ich zurück – jetzt muß ich allein sein.

Einsam saß sie auf ihrem Zimmer, in dem es so still und so friedlich war. Die Ruhe ihrer Umgebung wirkte wohlthuend auf ihre erregten Nerven und besänftigte die Angst, welche ihre Seele beherrschte. Die dumpfen Donner der Geschütze, welche ein für Frankreich freudiges Ereigniß, die Niederlage ihrer Landsleute, verkündet hatten, waren verhallt – sie hatte dabei unwillkürlich und gegen ihren Willen an jene Stunde denken müssen, wo, ähnlich wie heute, der Schall der Kanonen ihr Ohr getroffen hatte – in Petersburg, an einem heiteren, glänzenden Wintertage, als der Kaiser Alexander an ihr vorüber gefahren war und der Schlitten ihres Vaters neben ihr gehalten – jetzt verkündeten die Geschütze die Niederlage eben dieses Kaisers, und von ihrem Vater befand sie sich noch immer ohne jede Nachricht – damals war sie in Petersburg, jetzt in Paris – wie hatte sich so Vieles, Alles in dem kurzen Zeitraume von anderthalb Jahr geändert! – Aber es waren nur flüchtige, ungerufen gekommene Gedankenbilder, welche in dieser Weise durch ihre Seele zogen und sogleich wieder von der Besorgniß um das Ergehen Raoul's verdrängt wurden. Sie beneidete Margot um ihr kindliches und festes Gottvertrauen, zu dem sie sich nicht zu erheben vermochte, so sehr sie sich auch bemühte, und sie fühlte es heute zum ersten Male mit einem tiefen Schmerze, daß ihr diese Glaubensinnigkeit fehle. Aber die Stärke ihres Willens gewann nach

und nach wenigstens scheinbar ihre alte Herrschaft. Sie sagte sich, daß es eine Nothwendigkeit sei, weitere Nachrichten abzuwarten, daß sie die Angst, welche ihre Seele erfüllte, beherrschen und nicht bloßlegen müsse, weil es doch nutz- und zwecklos sei, und sie errang endlich diese äußere Ruhe und Festigkeit wieder, welche ihrem Charakter eigen war.

Es vergingen mehre Tage einer sich immer mehr steigernden Unruhe, in welcher sie Margot's Tröstungen mit einer fast apathischen Ruhe anhörte – dann aber, als ein Brief Raoul's kam, in welchem er sein völliges Wohlergehen meldete, war es doch wieder mit dieser so mühsam errungenen Fassung vorbei, die Thränen der Freude entstürzten ihren Augen. Leidenschaftlich umschlang und küßte sie Margot, welche sie in gleicher, aber sich anders äußernder Freude umarmte.

Siehst du, daß ich Recht hatte, sagte Margot, deren sanfte Augen ebenfalls voll Thränen standen, während sich ihre kleinen Hände unbewußt gefaltet hatten – der liebe Gott hat ihn beschützt und wird ihn auch ferner beschützen.

Ja, ja, du bist viel besser als ich, flüsterte Hedwig – aber sein Leben ist das meinige – ich kann mich ohne ihn nicht denken – deßhalb mußt du Geduld mit mir haben.

Margot sah sie betroffen an; die Erkenntniß, daß Hedwig ihren Bruder mehr lieben könne, als sie selbst, fing an, Raum in ihrer Seele zu gewinnen – aber sie wurde ihr dadurch nicht fremder, sondern die Zuneigung zu ihr steigerte sich für sie in ihrem Herzen.

Von dieser Stunde an hatten sie kein Geheimniß mehr vor einander, und Hedwig gab Raoul's Briefe, wenn auch anfänglich mit sichtlichem Erröthen, ihr jedes Mal, um sie selbst zu lesen, nur zuweilen bemerkend, daß Dieses oder Jenes für sie allein bestimmt sei.

Raoul's Brief war auch Dresden und in der Freude des Sieges verfaßt.

»Unsere jungen Soldaten haben sich vortrefflich geschlagen,« schrieb er; »es war ein heißer Kampf, aber wir haben gesiegt. Der Feind, namentlich die Preußen, focht mit dem Muthe der Verzweiflung und Todesverachtung; dennoch war es vergebens, das Genie des Kaisers und die Tapferkeit unserer Truppen setzten ihren Angriffen ein Ziel und ließen sie das blutige Schlachtfeld räumen. Sie sind eilig zurückgegangen; hätten wir Cavallerie gehabt, würden wir viele Tausende zu Gefangenen gemacht haben, was jetzt leider nicht der Fall gewesen ist. Heute sind wir in Dresden eingerückt und von der ganzen Bevölkerung mit Jubel empfangen worden. Der Feind wird wahrscheinlich erst an der Oder wieder Stand halten, da er die Elbe aufgegeben, und wir werden die nächste Schlacht wahrscheinlich in Schlesien liefern. Dann, meine geliebte, theure Hedwig, dann hoffe ich bestimmt, daß es zum Frieden kommen wird, denn der Ehre und dem Ruhme Frankreichs ist ja dann genug geschehen; wir haben die Preußen jetzt als Feinde achten gelernt, und ich bin überzeugt, daß sie einen ehrenvollen Frieden erhalten werden. Freue Dich daher über unsern Sieg, Geliebte – sei

nicht etwa traurig, daß diejenigen, zu denen Du einst gehört hast, unterlegen haben – es konnte ja nicht anders sein – bedenke immer, daß Du jetzt mir, mir allein gehörst und daß alle unsere Freuden und Hoffnungen dieselben sein müssen.«

Er schrieb noch mehres und manches, was wir nicht wiederholen wollen, weil es allein für Hedwig bestimmt war, so allein, daß es Margot nicht einmal lesen durfte; aber dennoch wurde die Absicht seiner Worte nicht erreicht.

In die Freude, welche ihr Herz empfand, daß er unversehrt dieser großen Gefahr entrückt sei, mischte sich die Trauer um die Niederlage der Ihrigen. Sie konnte sich wenigstens über den Sieg der Franzosen nicht freuen, seine Freude darüber nicht theilen, und es verletzte ihr Gefühl, wenn sie genöthigt war, Aeußerungen zu hören, welche die Berechtigung ihres Vaterlandes zu diesem Krieg und die Tapferkeit ihrer Landsleute mit Nichtachtung und Hohn behandelten.

Wenige Tage später kam endlich auch der so lange ersehnte Brief von ihrem Vater. Er war keineswegs in dem liebevollen Tone geschrieben, wie der erste, sondern enthielt viele und sogar bittere Vorwürfe darüber, daß sie nicht in Wallfort geblieben, sondern mit ihrem unbekannten Gatten wieder auf und davon gegangen sei.

»Nachdem ich mit Friedrich, der täglich unbeholfener und widerspänstiger wird, die lange und mühevolle Reise endlich zurückgelegt hatte, hoffte ich, Dich natürlich in Deinem elterlichen Hause zu finden und mich von Dir

pflegen zu lassen, was ich verdient zu haben glaube – statt dessen bist Du nach Paris gereis't! – Jetzt, wo wir Krieg mit Frankreich haben, nach Paris! Aus Deinem Vater scheinst Du Dir gar nichts mehr zu machen, sonst würdest Du wenigstens gewartet haben, bis ich zurückgeführt war, um mir Deinen Gemahl vorzustellen, der für mich ja eine völlig unbekannte und mystische Person ist. Weßhalb konntest Du nicht ruhig hier bleiben, bis dieser Krieg zu Ende sein wird, wo sich ja das Uebrige finden mußte? Steht Dir die Familie Deines Mannes näher, als Deine eigene, daß Du dahin gehst, wo Du doch auch von Deinem Manne getrennt sein wirst, wie mir die Frau Rohneck sagte? Jetzt, da Du hier so sehr nöthig wärest, da endlich der von Dir stets so sehr ersehnte Zeitpunct eingetreten ist und Preußen das verhaßte Joch der Franzosen abzuschütteln sich entschlossen hat – jetzt bist Du zu den Feinden übergegangen! Du warst stets ein eigenthümliches und eigenwilliges Kind, und ich habe mancherlei von Dir ertragen müssen – aber dieses Mal verstehe ich Deine Handlungsweise doch nicht und sie ist von der Art, daß ich sie Niemandem hier mittheilen darf, weil ich mich ihrer schämen muß.

»Es geht jetzt hier Alles drunter und drüber; Menschen und Pferde hat man fortgenommen, Rohneck ist auch wieder in den Krieg gezogen, die Kohlenbergwerke stehen voll Wasser, die Aecker sind nur spärlich bestellt – Alles ist fort, Niemand, der ein Gewehr oder eine Lanze tragen kann, ist zurückgeblieben, die Menschen sind

aufgeregt, als ob sie betrunken wären – nur ich, ich allein sitze hier mit dem hinkenden Verwalter, der ein ganz guter Mann sein mag, aber schwerfällig und langsam.

»Es ist zweifelhaft, ob dieser Brief in Deine Hände gelangt, da er nach der Hauptstadt unserer Feinde geht; ich schicke ihn nach Wien an meinen Banquier, adressire gleichfalls dahin und schreibe sogleich, damit ich wenigstens erfahre, daß Du wohl und gesund bist. Soviel kindliche Liebe wirst Du hoffentlich noch für Deinen alten Vater übrig behalten, der jetzt hier mit dem boshaften Friedrich und der Frau Rohneck ganz allein sitzt, aber dennoch nicht aufhören wird, Dich zu lieben.«

Es gereichte ihr zum großen Troste, als sie schweigend und traurig diesen Brief zusammenfaltete, daß sie bereits zweimal von Paris auch an ihren Vater geschrieben hatte. Sie hoffte, daß er diese Briefe erhalten habe und jetzt, nachdem sie ausführlich die Gründe ihres Handelns aus einander gesetzt, anders und weniger erzürnt ihrer gedenke, als es in seinem Briefe geschehen war. Dennoch setzte sie sich sogleich hin und beantwortete diesen Brief in der ausführlichsten Weise für den Fall, daß er die beiden anderen nicht erhalten hatte, Alles nochmals wiederholend und jetzt von noch mehr Gründen unterstützt.

Es waren schmerzliche und sich widerstreitende Gefühle, welche ihre Brust bewegten, als sie diese Zeilen schrieb; aber als sie geendet, wurde sie ruhig und sogar heiter. Nicht einen Augenblick hatte das Gefühl der Reue über ihr Handeln in ihrer Seele Platz gegriffen; sie empfand die Genugthuung, das Rechte gethan zu haben, und

alle Bande, welche sie an die Ihrigen und das Drüben der Heimath fesselten, Bande, deren Stärke und Macht sie heute mehr als in langer Zeit erkannt hatte, fielen in Nichts zusammen, da ihre Gedanken sich wieder ausschließlich auf Raoul richteten, auf ihn, den sie mit der ganzen Kraft ihrer Seele liebte, dem sie mit Freudigkeit Alles zu opfern bereit war und dem sie allein angehörte für das ganze Leben – bis zum Tode.

Eilftes Capitel.

Die Gewohnheit ist unsere Amme und alle Menschen nähren sich von ihrer Milch; dieses oft gebrauchte Gleichniß paßt in so fern nicht, als die Nahrung, welche uns die Gewohnheit spendet, weniger diejenige der Kinder und der Jugend, als diejenige der vorgerückten Jahre und besonders des Alters ist. Es soll damit nur gesagt werden, daß die Gewohnheit eine große Macht auf uns ausübe, eine Wahrheit, welche überall durch die Erfahrung bestätigt wird. Menschen, welche auf der See oder im Kriege sich stündlich den größten Gefahren aussetzen, lernen sich so sehr daran gewöhnen, daß sie ihnen vollständig gleichgültig werden, und Andere, welche irgend eine an sich gleichgültige Beschäftigung täglich vorzunehmen gewohnt sind, fühlen sich unglücklich, wenn sie derselben entbehren müssen. Man gewöhnt sich schließlich an Alles, an Dinge und Zustände, welche man für unmöglich gehalten hat, und dies allein macht das menschliche Dasein erträglich.

Dieselbe Erfahrung wurde unbewußt auch Hedwig und Margot. Die nach einigen Wochen eingetroffene Nachricht einer zweiten großen Schlacht, bei Bautzen, in welcher die Verbündeten ebenfalls total geschlagen worden, erregte zwar von Neuem Angst und Besorgniß; aber bereits in einem weit geringeren Grade, und Margot's Vertrauen hatte sich Hedwig's Vorstellungen viel mehr zu eigen gemacht. Als dann ein Brief von Raoul kam, worin er schrieb, daß er auch in dieser Schlacht unversehrt geblieben und man sich auf dem Marsche nach Schlesien befinde, gab sich Hedwig zum ersten Male wieder einer beglückenden Hoffnung hin. Sie wurde darin durch die weiteren Mittheilungen bestärkt, und es begann für beide eine freudige und hoffnungsvolle Zeit, denn Raoul schrieb, daß ein Waffenstillstand auf zwei Monate abgeschlossen sei, daß man wegen des Friedens unterhandle und allgemein glaube und wünsche, daß er zu Stande komme. Es war besonders sein letzter Brief, den sie gegen Ende Juli erhielt, welcher sie mit hoher und inniger Freude erfüllte; denn es schien sich nun doch Alles zu einem guten Ende gestalten zu wollen.

»Ich war in Breslau, meine innig geliebte Hedwig,« schrieb er, »in dieser Deiner heimathlichen Stadt, wo wir vor wenigen Monaten einige so entzückende Tage verlebt haben. Ich hätte nicht gedacht, so bald die Thürme dieser alten Stadt wiederzusehen. Mein Aufenthalt währte auch nur eine kurze Zeit, denn jetzt, nachdem der Waffenstillstand abgeschlossen ist, gehört Breslau mit zum neutralen Gebiete, und dies darf weder von Freund noch Feind

betreten werden. Absichtlich habe ich in demselben Hause Quartier genommen, wo wir zusammen gewesen – ich hätte es nicht thun sollen, denn die Sehnsucht nach Dir, Geliebte, indem mich Alles an jene glücklichen, kurzen Tage erinnerte, wurde zu einer Höhe gesteigert, die ich kaum zu bewältigen vermochte. Doch freue Dich, meine theure Hedwig – wir werden den Frieden erhalten – den Frieden, den wir Alle wünschen, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, und in welchem Preußen seine Selbständigkeit und Unabhängigkeit wieder erlangen wird. Für die Ehre und den Ruhm Frankreichs ist jetzt genug geschehen; wir haben in zwei großen Schlachten gesiegt, den Feind bis an die Gränzen Polens zurückgetrieben, wir können jetzt mit Ehren Frieden schließen, und der Kaiser wird gewiß nicht anstehen, die so laut ausgesprochenen Wünsche Frankreichs zu erfüllen, dessen Söhne abermals willig ihr Blut für ihn vergossen haben. Am wenigsten friedlich ist die Stimmung hier im Lande selbst, und es würde mich dies beunruhigen, wenn ich mir nicht sagte, daß Preußen bei den Unterhandlungen nicht die entscheidende Stimme hat. Man ist erbittert über den Waffenstillstand, den man mit Recht für den Anfang des Friedens hält und hat keinen anderen Wunsch und kein anderes Verlangen, als den Wiederausbruch der Feindseligkeiten. Selbst unser Wirth, der so freundlich gegen uns war, betrachtete mich mit finstern, haßerfüllten Blicken und hatte nicht einmal eine Frage nach Deinem Ergehen.

»Zufällig habe ich auch Nachricht von Rohneck erhalten; er war wenige Tage vorher mit seinem Regimente

in Breslau gewesen, hat also die beiden mörderischen Schlachten von Lützen und Bautzen glücklich überstanden. Ich konnte ihn natürlich weder sehen und sprechen; sollte aber der Friede in den nächsten Tagen abgeschlossen werden, woran ich nicht zweifle, so erhalte ich vielleicht Gelegenheit dazu.«

Wie glücklich waren beide, als sie diesen Brief gelesen! In Hedwig's Seele gewann die Hoffnung Raum, daß das Glück ihres Vaterlandes nicht mehr im Widerspruche stehen werde mit ihrem eigenen, und daß ein für beide Theile vortheilhafter Friede den Conflict ihrer Gefühle beenden werde. Hätte sie oder Raoul die Gedanken Napoleon's gekannt, dem es nur darum zu thun war, Zeit zu gewinnen, um seine Rüstungen zu vollenden, der deßhalb die Friedensunterhandlungen in Prag unter den nutzlosesten Vorwänden hinzog und dann mit anderen übermüthigen Forderungen auch die Bedingung stellte, Preußen solle ganz Brandenburg bis an die Oder mit Berlin an Sachsen abtreten, dafür im Großherzogthume Warschau entschädigt werden, aber seine Hauptstadt nach Königsberg oder Warschau verlegen, ohne Danzig zu erhalten – hätten sie diese jetzt bekannten Thatsachen gewußt, sie würden sich solchen trügerischen Hoffnungen nicht hingegeben haben. Napoleon, dem man damals Alles lassen wollte, selbst das Bestehen des Königreichs Westfalen, der nur dem Titel »Protector des Rheinbundes, der Hansestädte und Illyriens« entsagen sollte – Napoleon verwarf diese Anerbietungen, sowie er später ähnliche günstige verworfen hat, denn es war ihm bestimmt,

durch seinen eigenen maßlosen Ehrgeiz, durch seinen eigenen Hochmuth und durch seinen eigenen Trotz unterzugehen.

Margot's Stimmung wurde nach jenem Briefe ebenfalls eine andere; ihre Augen erhielten einen erhöhten Glanz, ihre Seele beschäftigte sich nicht mehr mit dem Gedanken, daß Hedwig ihres Bruders Liebe in höherem Maße besitze, als sie selbst, sie war zufrieden mit dem Antheile, der ihr geblieben, denn die Freude darüber, daß auch Walther allen Gefahren des Krieges entgangen sei, eine Freude, welche sie in ihrem Herzen verschloß, und selbst gegen Hedwig nicht aussprach, gab ihr jetzt einen vollständigen Ersatz. So belebte denn die Hoffnung Beider Herzen und fand ihren Ausdruck in freudigen und beglückenden Gesprächen.

Hedwig hatte es längst erkannt, daß die Liebe zu Walther noch immer in dem Herzen Margot's fortlebe, sie hatte es erkannt an dem Erröthen, welches sie überflog, wenn sie das Gespräch auf ihn brachte, an der dann bei ihr eintretenden elegischeren und weicheren, selbst zärtlicheren Stimmung; aber sie hielt es für Unrecht, der Freundin ein Geheimniß abzulocken, welches sie zu verbergen bemüht war – es stand ja auch so Vieles der Erfüllung einer Hoffnung entgegen, die zu erwecken und zu nähren deßhalb ein großes Unrecht gewesen wäre.

Ach, wie bald verschwand diese Zeit eines kurzen Glückes, denn wenige Wochen nach Raoul's letztem Briefe verkündete der Moniteur, daß der Kaiser die ihm angetragenen, mit der Ehre Frankreichs unvereinbaren Friedensbedingungen leider habe verwerfen müssen, und Oesterreich in Folge dessen der Coalition beigetreten sei.

Als das officielle Blatt diese kurze Benachrichtigung enthielt, war der Krieg bereits wieder ausgebrochen und die Kanonen donnerten auf einer Strecke von hundert Meilen. In Paris herrschte die größte Unzufriedenheit und äußerte sich in einer Weise, wie dies unter Napoleon's eiserner Herrschaft bisher noch nicht der Fall gewesen war. Die Nachrichten aus Spanien vermehrten diese Stimmung, denn man sah dieses Land, welches so viel Blut gekostet hatte, nach der unglücklichen Schlacht von Vittoria für verloren an. Die abermals einberufenen Rekruten, man nahm bereits die letzten für das künftige Jahr bestimmten, noch halbe Kinder, flohen zum großen Theile in die Wälder und es mußte durch eigens organisirte Colonnen förmlich Jagd auf sie gemacht werden. Die Anhänger des alten Königshauses traten offen hervor und die Stimmung gegen den Kaiser wurde fast eine feindselige. Weßhalb soll das erschöpfte Frankreich jetzt mit ganz Europa einen Krieg führen, dessen Ende nicht abzusehen ist, welcher immer neue Opfer fordern wird und selbst nach einem sehr unwahrscheinlichen glücklichen Erfolge doch nichts bringen kann, als die Ruhe des Kirchhofes? Ist die Nation nur vorhanden, um dem nie

befriedigten Ehrgeize eines Einzigen zu dienen und alle ihre Söhne deßhalb tödten zu lassen? Alle die alten noch nicht erstorbenen, nur in Fesseln gehaltenen Leidenschaften der Revolution fingen an, sich ebenfalls wieder zu erhitzen und sich in der Aeußerung der Unzufriedenheit mit denjenigen zu vereinen, welche die Rückkehr der Bourbonen als das einzige und unausgesetzte Ziel ihres Strebens betrachteten.

Es änderte nichts in dieser keineswegs gefahrlosen Mißstimmung, als wenige Wochen später die Kanonen der Invaliden abermals einen großen Sieg des Kaisers über die Hauptmacht der Verbündeten bei Dresden verkündeten und der Moniteur die glänzenden Erfolge dieser Schlacht in gewohnter übertreibender Kundgebung veröffentlichte. Man glaubte diesen prahlerischen Bulletins nicht mehr, nachdem man die näheren Umstände des Sieges an der Beresina erfahren hatte.

Hedwig's und Margot's Hoffen war wieder dahin, der kurze Lichtblick verschwunden, und dunkles, schweres, drohendes Gewölk an seine Stelle getreten. Nach einiger Zeit kam ein Brief Raoul's, in welchem sich zum ersten Male Unzufriedenheit aussprach.

»Wir haben eine Schlacht verloren,« schrieb er, »und befinden uns auf dem Rückzuge, der einer Flucht ziemlich ähnlich ist. Es ist kaum ein Halt in unsere jungen

Soldaten zu bringen, die sich zwar gut schlagen, so lange wir siegen, aber alle Festigkeit und Ordnung verlieren, wenn es unglücklich geht. Ich will unsere Niederlage an der Katzbach nicht weiter beschreiben, es regnete unaufhörlich und wir wurden schlecht geführt. Wäre der Kaiser anwesend gewesen, würden wir gesiegt haben; er kann jedoch nicht überall sein, und so sind wir geschlagen worden. Ich bin traurig, meine geliebte Hedwig, und mein Vertrauen ist fast verschwunden. In der Armee herrscht dieselbe Stimmung, man fragt sich, weßhalb wir unaufhörlich Krieg führen und die berechtigten Forderungen Europa's – denn jetzt steht ganz Europa gegen uns – nicht anerkennen. Zu dem Marschall Macdonald fehlt das Vertrauen, und er vertraut sich weder selbst, noch uns. Wir sind auf dem Rückzuge und werden erst Halt machen, wenn uns der Kaiser zu Hülfe kommt, der sehnlichst erwartet wird. Wie dieser Krieg enden soll, das kann Niemand wissen, ein Glück für Frankreich wird daraus nicht erwachsen, und es ist tief zu beklagen, daß der Kaiser den Frieden verworfen hat. Wir werden uns schlagen, wie bisher, weil es unsere Pflicht ist; der Soldat hat nicht zu fragen, weßhalb und warum. Aber die Freudigkeit, die Begeisterung, selbst das Vertrauen fehlen, welches alles unsere Gegner in so hohem Grade besitzen. – Ich schreibe diese Zeilen in der höchsten Eile, ein Courier, ein mir befreundeter Officier, will den Brief nach Dresden mitnehmen – sobald es mir möglich ist, Geliebte, sollst Du weitere Nachrichten erhalten; beunruhige Dich aber

nicht, wenn sie ausbleiben, denn es kann leicht in der Unmöglichkeit liegen, sie zu senden. Alle meine Wünsche, alle meine Liebe sind bei Dir, Du, meine theure Hedwig – grüße den Vater und unsere liebe Margot, und vertraue jetzt unserem Sterne, der viel zu schön und wunderbar aufgegangen ist, als daß er in diesen Stürmen erlöschen könnte.«

Es kam nun eine trübe Zeit voll Unruhe und Sorgen. Die Nachrichten über die verlorenen Schlachten an der Katzbach, bei Großbeeren, bei Culm mit der Gefangennehmung Vandamme's, und bei Dennewitz ließen sich nicht verheimlichen, wenn sie auch so viel als möglich befehligt wurden.

Abermals verlangte Napoleon die Aushebung von 280,000 Mann, und zwar jetzt schon aus dem Jahrgange 1815, da der Ersatz für das folgende Jahr, 1814, bereits fortgenommen war. Napoleon hatte die Rede, mit welcher die Kaiserin die Nothwendigkeit dieser Maßregel dem Senate vortragen mußte, selbst ausgearbeitet – man bewilligte, weil man nicht zu widersprechen wagte, aber die Ausführung dieser Maßregel stieß überall auf erhebliche Schwierigkeiten. September und October vergingen in banger Erwartung – dann in den letzten Tagen des letzten Monats gelangte die Kunde von der verlorenen großen Schlacht bei Leipzig und dem Rückzuge der Trümmer der französischen Armee bis an den Rhein nach Paris und vernichtete mit Einem gewaltigen, mächtigen Schlage alle noch bis dahin genährten Hoffnungen auf ein siegreiches Ende dieses verderblichen Krieges.

Napoleon überschritt mit dem Reste der großen Armee, kaum 20,000 Mann in waffenfähigem Zustande, bei Mainz den Rhein, nachdem er die Baiern und Oesterreicher, welche sich seinem Rückzuge entgegenstellten, bei Hanau geschlagen hatte. Zwanzig Tausend Mann. Mit der großen Masse der Marodeure und Nachzügler vielleicht fünfzig Tausend – das waren die Ueberbleibsel der Armee, welche im Laufe dieses Jahres fünfmal Hunderttausend gezählt hatte!

Eben so viele oder mehr hatte das Jahr 1812 in Rußland verschlungen. – Es kam daher auf Frankreich und seine Verbündeten für diese verhängnißvollen beiden Jahre allein eine Million waffenfähiger Männer, welche der Krieg gekostet hatte! Eine ungeheure Zahl, die uns unglaublich scheinen würde, wenn sie nicht in den Blättern der Geschichte verzeichnet stände. Und die Gegner Frankreichs hatten eben so viel, nach den prahlerischen Bulletins noch weit mehr verloren! Alle waren dem Ehrgeize eines Einzigen zum Opfer gefallen! Abermals kehrte er jetzt, ein Besiegter, nach dem Verluste fast seiner ganzen Armee zurück, aber es war nicht mehr der Niemen, sondern der Rhein, hinter dem er erschöpft Halt machte und die Trümmer seines Heeres zu sammeln versuchte, Fünf mal Hunderttausend Feinde folgten ihm – ganz Europa in Waffen, um nun das blutige Spiel des Krieges sich in Frankreich selbst entwickeln zu lassen, Vergeltung zu üben und Ersatz zu fordern für all die Gewaltthaten und all die Schmach, welche sie von dem bis

dahin stets siegreichen Frankreich hatten erdulden müssen.

Als Napoleon im November in Paris eintraf, fand er die Bevölkerung in dem Zustande der tiefsten Niedergeschlagenheit und zugleich voll Erbitterung gegen seine Person. Man legte es ihm allein zur Last, nach den Siegen von Bautzen und Lützen nicht Frieden geschlossen zu haben. Man hielt Frankreich nicht mehr für befähigt, dem verbündeten Europa Widerstand leisten zu können, das Vertrauen auf sein Genie war verschwunden, aber das Mißtrauen in seinen maßlosen Ehrgeiz im steten Zunehmen. Obgleich die bezahlten Zeitungsschreiber, welche allein Zeitungen redigiren durften, das ganze Unglück dem Abfalle der Sachsen und Baiern, so wie der unvorhergesehenen Zerstörung der Leipziger Brücke zuschrieben, und mit diesen Umständen gleich dem Winter von 1812 die damaligen, so die jetzigen Niederlagen zu erklären bemüht waren, man glaubte ihnen nicht mehr – es ertönte nur Ein Schrei durch ganz Frankreich: Er will unsere Kinder seinem tollen Ehrgeize opfern! Man sprach nur von den Schlachtfeldern Spaniens und Deutschlands, von Sterbenden, Todten und Verwundeten, man schilderte Napoleon als einen Dämon des Krieges, als einen Vampyr, der sich in seiner Blutgier nur unter Leichen und Trümmern wohlgefiel; die Gewaltthätigkeiten der Präfecten, welche die kaum erwachsenen Söhne aus den Familien schleppen ließen, auf die Entflohenen eine wilde Jagd

machten und die Eltern einsperrten, die Sperre der Häfen, der ganz darnieder liegende Handel – Alles hervorgerufen durch den unbeugsamen Willen eines Einzigen, brachte die Gemüther in Gährung und ließ den Ausbruch von Unruhen befürchten. Man wußte, daß die höchsten und einflußreichsten Generale, Ney, Marmont, Macdonald, daß Cambacérès und vorzugsweise die Kaiserin den Frieden wollten und sich in diesem Sinne energisch ausgesprochen hatten, und man stimmte mit Ungestüm ein in dasselbe Verlangen.

Napoleon aber hielt diesen Frieden für unmöglich – unmöglich, weil er ihn immer noch nicht wollte, selbst unter den annehmbarsten Bedingungen. Europa, sagte er zu denen, welche ihn drängten, hat die Hoffnung gefaßt, uns zu vernichten, es wird dieser Hoffnung nur entsagen, wenn wir ihm die Unmöglichkeit der Erfüllung darthun. Je willfähriger wir uns zeigen, je begehrlicher wird es werden. Es bietet jetzt die Rheingränze, selbst einen Theil Piemonts an, aber es wird bald in seinen Forderungen weiter gehen und die Gränzen von 1790 verlangen. Kann ich diese annehmen, ich, der ich von der Republik die natürlichen Gränzen erhalten habe? Wir müssen noch einmal kämpfen, wie Verzweifelte kämpfen, und wenn wir Sieger sind, dann haben wir uns zu beeilen, Frieden zu schließen, und ich werde mich aufs eifrigste dazu bereit finden lassen.

Er hatte in so fern Recht, als die Verbündeten, seiner auch jetzt noch beharrlichen Anmaßung müde, von den gestellten günstigen Bedingungen zurücktraten und ihre

Forderungen steigerten, der öffentlichen Meinung ward durch den Sturz des gehaßten Herzogs von Baffano ein Opfer gebracht – und Napoleon begann aufs Neue seine Rüstungen. Der Senat hatte die von der Kaiserin verlangten 280,000 Rekruten bewilligt, dies waren Kinder, und Napoleon hatte gesehen, wie wenig darauf zu rechnen war; er gebot, auf die Jahrgänge von 1811, 12, 13 und 14 zurückzugehen und die damals befreit gebliebenen Classen einzuziehen. Er schätzte deren Zahl auf 300,000, diese, mit jenen 280,000, würden ziemlich eine Armee von 600,000 bilden, und wenn auch vielleicht nur zwei Drittel davon wirklich dienstfähig zu machen waren, es würde hinreichen, um die verbündeten Heere zu besiegen. Abermals eine halbe Million neuer Soldaten aus dem erschöpften Frankreich, und dazu die Mittel, sie zu bekleiden, zu bewaffnen und zu ernähren, da sie jetzt im eignen Lande blieben! – Es schien unmöglich, aber die französische Nation war unter der Despotie des Kaisers so fügsam geworden, daß der Widerspruch wenigstens öffentlich verstummte und die befohlenen Maßregeln in Ausführung gebracht wurden, obgleich sie weit davon entfernt blieben, den gewünschten Erfolg zu haben.

Zu einem Kriege bedarf man Menschen, welche man sich gegenseitig morden lassen kann, und Geld, um diese Menschen zu bekleiden, zu bewaffnen und zu ernähren. Zu der Bewaffnung gehören außer den Gewehren und den anderen Waffen, Kanonen, Munition und Pferde. Es fehlte an Allem, und besonders an dem Gelde. Das

Deficit betrug 300 Millionen Franken, dieses mußte gedeckt und die Mittel zu den neuen, unerhörten Ausgaben geschafft werden. Die Gemeindegüter waren bereits im Jahre 1811 für Rechnung des Staates verkauft, man hatte dafür Bons ausgegeben und bereits 30 Millionen derselben verwerthet; sie begannen jetzt ihren Werth zu verlieren und der Rest blieb schwer zu verwenden. In den Kellern der Tuilerien lagen noch 63 Millionen, die Napoleon gesammelt hatte, sonst hatte er alle Kassen geleert. Es blieb nichts übrig, als neue Steuern. Napoleon zauderte nicht, zu diesem letzten Mittel zu greifen, und ordnete die Erhöhung der Grundsteuer, die Verdoppelung der Mobiliarsteuer, im vorläufigen Betrage von ungefähr 200 Millionen, durch ein einfaches Decret an. Die Umstände drängten, es war nicht Zeit zu großen Weiterungen. Erst dann wurde der Senat berufen und mit einem ungewöhnlichen Glanze eröffnet, um das patriotische Gefühl der Nation anzuregen. Der Kaiser verlangte die neue Aushebung von 300,000 Mann aus den früheren Jahrgängen, die neuen Steuern als eine Nothwendigkeit des bedrohten Vaterlandes, und der Senat votirte schweigend seine Zustimmung, weil er überhaupt keinen Widerspruch besaß.

Menschen und Geld waren also decretirt, und es galt nun, diese Decrete zur Ausführung zu bringen. Napoleon that dies mit seinem gewohnten, in Erstaunen setzenden Genie und mit einer Thätigkeit und Rastlosigkeit, welche in der kürzesten Zeit das Unglaublichste zu leisten versprach.

Zwölftes Capitel.

Während sich Frankreich in dieser Weise abermals in ein großes Feldlager verwandelte und sein Beherrscher ihm die letzten Kräfte an Menschen und Geld auspreßte, überschritten die Heere der Verbündeten fast widerstandslos seine Gränzen. Man war nach längerem Zögern und Berathen endlich zu dem Entschlusse gekommen, von weiteren Unterhandlungen abzustehen, deren Nutzlosigkeit sich herausgestellt hatte, den Krieg fortzusetzen und erst in Paris selbst Frieden zu schließen.

Napoleon hatte es bei aller Thätigkeit nicht vermocht, die Grenzen zu schließen, oder deren Ueberschreitung auch nur streitig zu machen; seine Armeen waren noch ganz unvollzählig, denn die decretirte Aushebung gab keine oder sehr geringe Resultate, es standen und sammelten sich einzelne Corps in der Mitte des Landes. Der Rhein, diese angeblich natürliche Gränze Frankreichs, wurde in den ersten Tagen des Januar in Holland, in Deutschland und in der Schweiz überschritten, und die Armeen der Verbündeten betraten den Boden Frankreichs, um den Löwen im eigenen Lager anzugreifen.

Um diese Zeit war es Raoul vergönnt, einen kurzen Besuch in Paris abzustatten. Daß er zu den Wenigen gehörte, welche unverwundet und ohne von der verderblichen Seuche, dem Typhus, heimgesucht zu werden, mit dem Reste der Armee nach Mainz gekommen waren, hatte er bereits geschrieben. Er war niedergeschlagen und traurig und theilte die Unzufriedenheit und Mißstimmung,

von welcher ganz Frankreich und auch alle Officiere beseelt waren. Aber er theilte auch die Anschauung, daß es jetzt die Pflicht eines jeden Franzosen sei, den Kampf bis zum Aeußersten fortzusetzen, da es sich um die eigene Selbständigkeit handle. Es waren nicht mehr die Begeisterung des Ruhmes, die Siegesgewißheit, welche so viele tapfere französische Herzen entflammt und in den Tod geführt hatten, die ihn beseelten, nicht mehr das unerschütterliche Vertrauen auf das Genie und die Unüberwindlichkeit des großen Kaisers – das Alles war auf den blutigen Schlachtfeldern Deutschlands verloren gegangen – es galt jetzt das Zurückwerfen beutegieriger Feinde vom eigenen Boden des Vaterlandes, die Abwehr der Schmach, von ihnen vollständig besiegt und gedemüthigt zu werden – es war ein ähnliches Gefühl wie jenes, welches die Preußen bei dem Aufrufe ihres Königs todesmuthig und rachedürstend in den Kampf getrieben hatte; nur fehlte ihm die Freudigkeit und auch das Vertrauen auf die eigene, jetzt schon so oft gebrochene Kraft. Ruhig, ernst und entschlossen zog man in diesen neuen Krieg, den man nicht wollte, aber nicht vermeiden konnte, mit dem festen Entschlusse, zu siegen oder unterzugehen.

Sie saßen zusammen, Hedwig's Hand lag in der seinigen, und Margot und der Marquis hörten ihm mit ernsten und bangen Mienen zu, als er in kurzen Umrissen die furchtbare Schlacht von Leipzig und den schrecklichen Rückzug bis zum Rheine schilderte, in welchem nur der

Sieg bei Hanau gegen die verhaßten Baiern einen Lichtblick bildete.

Das Fürchterlichste von Allem war dann später jene gräßliche Seuche, fuhr er fort, die unsere armen, verhungerten und entkräfteten Soldaten, Kinder, welche noch nicht vollständig erwachsen waren, heimsuchte und ihre abgemagerten Körper lebendig in Fäulniß übergehen ließ. Viele Tausende hat sie hingerafft und noch immer wüthet sie fort, nach neuen Opfern begierig. Es ist, als ob es dem Tode nicht genügt habe, uns in der grauenvollen Gestalt der Schlachtfelder heimzusuchen, er kam noch in einer viel schrecksicheren, und alles nur denkbare menschliche Elend haben wir kennen lernen und erdulden müssen. – Doch genug davon; wozu soll ich euch jene grauenvollen Bilder vorführen, deren Eindruck nie in meiner Seele verlöschen wird, und würde ich hundert Jahre alt – es gilt einen neuen, letzten und entscheidenden Kampf! Sieh mich nicht so traurig an, meine gute Hedwig, es läßt sich nicht ändern, das wirst du selbst erkennen; aber glaube jetzt daran, daß dies der letzte ist. Wenn wir siegen, und siegen müssen wir, so werden weder wir, noch irgend Jemand im Stande sein, den Krieg fortzusetzen – er wird durchaus unmöglich sein, selbst seinem eisernen Willen, denn alle Mittel dazu werden erschöpft sein; sollten wir, was Gott verhüten möge, abermals unterliegen – nun, so wird man das unglückliche Frankreich in Fesseln schlagen, in so sichere und feste Fesseln, daß es unmöglich sein wird, sie zu zerbrechen. Möge Gott mich davor bewahren, diesen Tag zu erleben!

Gib dich nicht so trüben Gedanken hin, erwiederte Hedwig zärtlich, es kann dennoch immer zu einem für Frankreich ehrenvollen Frieden kommen. Man wird es nicht auf das Aeußerste ankommen lassen und sich damit begnügen, Napoleon gedemüthigt und seiner Eroberungslust Schranken gesetzt zu haben.

Da kennst du unsere Feinde nicht, sagte er mit einem traurigen und resignirten Lächeln; ja, wenn wir es allein mit Oesterreich zu thun hätten, sie würden sich bereitwillig finden lassen – aber die Deinen, fuhr er erregter fort, der fanatische Haß der Preußen, das ist der treibende Keil; ihnen genügt das Alles noch nicht, sie sprechen es offen und unumwunden aus, daß mit Napoleon kein Friede geschlossen werden dürfe, daß, so lange er Kaiser von Frankreich sei, Niemand in Europa einen Augenblick sicher sein könne – sich bilden sich ein, den Kaiser entthronen und etwa die verhaßten Bourbonen uns wieder aufzwingen zu können – diese Thoren – durch einige glückliche Erfolge verblendeten Thoren! Dazu kommt die Eitelkeit des russischen Kaisers, der sich als das Haupt der Coalition betrachtet und nur vom Einzuge in Paris träumt, um sich hier von schönen Frauen bewundern zu lassen. Sie werden das unentschlossene, zögernde Oesterreich mit sich fortreißen, wie sie es bisher gethan, und nicht eher rasten, als bis sie die Unmöglichkeit dieses abenteuerlichen Planes unter Blut und Leichen eingesehen haben.

Es wird nicht dazu kommen, Raoul, gewiß nicht; blicke nicht so traurig in die Zukunft, denke auch ein wenig an uns, an mich – wie könnte ich es ertragen, dich wieder in diesen neuen Krieg ziehen zu lassen, wenn du mir jede Hoffnung raubst?

Kann ich geben, was ich selbst nicht besitze? Ich habe nur die Eine Hoffnung, daß wir siegen, denn wie wäre das Leben noch erträglich mit der verlorenen Ehre!

Ach, Raoul, sagte Margot, so solltest du nicht reden, du versündigst dich! Glaubst du nicht an eine höhere Vorsehung? Hat sie dich selbst nicht so wunderbarer halten, dich so wunderbar Hedwig finden lassen, und jetzt willst du so kleinmüthig sein? Wir vermögen oft die Wege nicht zu erkennen, welche uns Gottes Allmacht und Liebe gehen läßt, aber wir dürfen deßhalb nicht zweifeln, daß sie zu unserem Besten sind.

Beherzige ihre Worte, bat Hedwig mit einem innigen Blicke – ich verlange nicht von dir, daß du voller Freude und gern in diesen Krieg gehst – ach, wie könnte ich das wünschen – aber nur so – so nicht – ich würde unglücklich sein!

Unglücklich? wiederholte er – nein, nein, das sollst, das darfst du nicht! – Vergib mir – ich habe meiner düstern Stimmung zu viel Rechnung getragen; ein jeder Mensch bleibt seiner Stimmung unterthan, und ich – ich will mich dieser Schwäche nicht mehr hingeben, fuhr er in verändertem Tone fort. Du hast Recht, meine liebe Margot, ganz Recht; und wenn sie, setzte er mit einem zärtlichen Blicke auf Hedwig hinzu, wenn sie traurig, zu

traurig werden sollte in meiner Abwesenheit, wenn ihr von Schlachten hört und nicht gleich Nachricht von mir erhaltet, so sprich zu ihr so, wie du vorher zu mir geredet hast – tröste und beruhige sie, bis ich wiederkehre und es selbst thun kann.

Bis du wiederkehrst – ja, bis du wiederkehrst, flüsterte Hedwig, sich an ihn schmiegend; o, wie danke ich dir, wie glücklich bin ich, daß du wieder so geredet, mir diese Hoffnung gegeben hast! Nicht wahr, du glaubst fest daran, daß du wiederkehrst?

Ich glaube fest daran, wiederholte er mit einem tiefen Athemzuge, ich glaube fest daran, daß ich zurückkehre und wir uns dann nie mehr trennen werden!

Dann erst werde ich ganz glücklich sein! sagte sie, indem sie in seine umschlingenden Arme sank. –

Schon am anderen Tage mußte er wieder fort, denn es galt, das Wenige, was man besaß, mit Aufbietung aller Kräfte zu benutzen, die wenigen Soldaten und die wenige Zeit. Ungeachtet Napoleon zwei Corps aus Spanien zurückgerufen und dadurch auch die Gränze der Pyrenäen den siegreich vordringenden Engländern geöffnet hatte, ungeachtet die Conscription mit der äußersten Härte zur Ausführung gebracht wurde und er mit seiner unerschöpflichen Thätigkeit Tag und Nacht arbeitete, hatte er von den 600,000 Mann, welche er allerdings erst im April den Verbündeten entgegenstellen zu können glaubte, bis jetzt höchstens 60,000 zusammen, und diese in einem keineswegs ermuthigenden Zustande. Die Generale hielten einen glücklichen Erfolg für unmöglich, die

Officiere thaten schweigend und verdrossen ihre Pflicht und die gewaltsam gepreßten Rekruten desertirten bei jeder sich darbietenden Gelegenheit. Dazu kam der Abfall und das Unglück seiner nächsten Verwandten. Drei seiner Brüder trieben sich als entthronte Könige herum: Louis, der schon früher das Königreich Holland aufgegeben, und Jerome und Joseph, welche man aus Westfalen und Spanien vertrieben hatte. Man hielt sie vorläufig von der Hauptstadt fern, um den Parisern nicht diese lebenden Zeugen der zusammenbrechenden Größe des Kaiserreichs vor Augen zu führen; aber was Napoleon am meisten erbitterte und kränkte, war der Abfall seines Schwagers Murat, den er zum Könige von Neapel gemacht und der sich jetzt gegen ihn mit den Oesterreichern verbunden hatte.

Wohl nie hat ein Mensch den Wechsel des Glückes in solch ungeheuren Dimensionen empfunden, als Napoleon, Niemand das rasche Hinaufsteigen auch einer untergeordneten Stellung bis zur höchsten, Alles beherrschenden Macht, und den jähen Sturz in den Abgrund einer langjährigen, thatenlosen und sogar erniedrigenden Gefangenschaft auch nur in annähernder Weise kennen gelernt – und es ist gewiß schwer, sich die Empfindungen dieses außerordentlichen Menschen in diesen verfehdeten Lagen seines Lebens sich klar zu machen; aber wir glauben, daß die Gefühle, welche in jenen Tagen seine Brust erfüllten, zu den schmerzlichsten seines ganzen Lebens gehört haben.

Er, der bis dahin Europa Gesetze vorgeschrieben, in allen Hauptstädten seiner Feinde diesen mit dem Uebermuthe des Siegers den Frieden dictirt hatte, dessen Wille Gesetz war, der das Wort »unmöglich« für sich aus der Sprache fortgestrichen hatte, er sah jetzt das Wetter heraufziehen, welches all seine Schöpfungen, seine ganze Macht und Größe zerstören sollte, und stand fast wehrlos ihm entgegen. Die Feinde kamen von Nord und Süd, ihre Schaaren standen bereits mitten in Frankreich und er hatte ihnen nichts entgegen zu stellen, als eine Handvoll abgematteter und widerwilliger Soldaten. Seine Brüder waren von ihren Thronen verjagt, seine Generale wurden zweifelhaft und widerwillig und sein eigener Schwager hatte die Zahl seiner Feinde vermehrt! Und dennoch verlor er die Spannkraft seines Geistes nicht; er that Alles, was zu thun möglich war, immer noch in dem Vertrauen auf sein Genie, auf sein Glück und auf die Fehler und die Uneinigkeit seiner Feinde.

Nachdem er den sechs Jahre lang gefangen gehaltenen unglücklichen König von Spanien in Freiheit gesetzt, in der vergeblichen Hoffnung, dadurch einen Frieden mit Spanien zu erlangen, um seine dort befindlichen alten Truppen frei zu bekommen, ward sein Bruder Joseph nach Paris gerufen, dem man den Titel König gelassen und nur »von Spanien« davon gestrichen hatte. Nachdem er alle den Krieg betreffenden Maßregeln getroffen, entschloß sich Napoleon, von Paris zur Armee abzureisen. Die Kaiserin sollte, wie früher, die Regentschaft ausüben. Er befahl, Paris ohne Aufsehen durch einige Erdschanzen

zu befestigen, und beauftragte seinen Bruder Joseph, die Kaiserin zu unterstützen, indem er ihn anwies, ihre Stelle zu vertreten, wenn sie Paris verlassen müsse, und dies bis auf das Aeußerste zu vertheidigen. In diesem Falle sollten die Kaiserin, sein Sohn und die Staatsarchive hinter die Loire geflüchtet werden, seine Brüder sich an die Spitze der Nationalgarde stellen und nöthigenfalls in der Vertheidigung seines Thrones und der Hauptstadt sterben.

Die improvisirte Nationalgarde hatte man nicht aus jenen Volksklassen gebildet, welche, weil sie nichts zu verlieren hatten, jeder Revolution geneigt, jetzt in hohem Grade aufgeregt und mißvergnügt waren, sondern aus den Besitzenden, wohlhabenden Bürgern, welche es nicht vergessen hatten, daß das Kaiserthum die Revolution gebändigt und Ordnung und Wohlstand wieder hergestellt hatte. – Die Officiere dieser Nationalgarde empfing er jetzt in den Tuilerien, seine Gemahlin auf der einen, seinen Sohn auf der andern Seite, redete sie an, indem er ihnen das zu einer so erhabenen Bestimmung berufene, jetzt vielleicht dem Tode oder der Gefangenschaft geweihte Kind zeigte.

Ich bin im Begriffe, sagte er mit jenem unwiderstehlichen Ausdruck der Sprache, die in jenem tragischen und großen Momente doppelt ergreifend war, ich bin im Begriffe, mich zu entfernen, um euch und eure Familien zu vertheidigen und den Feind aus unserm Lande zu vertreiben, welches er zu erobern bestrebt ist; aber, indem ich abreise, gebe ich in eure Hände dasjenige, was mir nach Frankreich das Theuerste ist – meine Frau und meinen

Sohn! Ich reise ruhig ab, indem ich solche Pfänder eurer Ehre anvertraue!

Der Anblick des großen Mannes, der, nach einer so wunderbaren Laufbahn, jetzt in dieser tiefen Bedrängniß, seinen zweijährigen Sohn auf den Armen haltend, indem er denselben ihrer Ehre und ihrer Treue übergab, machte den tiefsten Eindruck auf sie, und sie gelobten mit Begeisterung, den Thron Frankreichs zu beschützen und niemals einem Anderen zu überlassen. Sie gelobten, was sie glaubten, denn obgleich man auf Alles gefaßt sein mußte, man war es doch nicht auf dasjenige, was sich nach wenigen Monaten ereignen sollte.

Die Tragödie Napoleon spielte im letzten Acte und hatte ihre ergreifendsten, überwältigendsten Scenen für den Schluß aufgespart.

Am folgenden Tage reis'te er nach Chalons ab. Er preßte beim Abschiede seine Gemahlin und seinen Sohn nochmals stürmisch und bewegt in seine Arme. Wie dunkel auch die Zukunft vor ihm stand, er konnte es doch weder ahnen, noch für möglich halten, daß er, ohne von einer Kugel getödtet zu werden, seine Gemahlin und seinen Sohn niemals wiedersehen sollte. Es lag außer aller menschlichen Auffassung, zu glauben, daß man seine Gemahlin, die Kaiserin der Franzosen, in die Arme eines anderen, untergeordneten Mannes setzen, ohne daß sie durch diesen Wechsel wesentlich unglücklich werden würde, daß man seinen Sohn fern von allen großen Erinnerungen seines Vaters und seines Vaterlandes erziehen, und ihn sterben lassen würde, wenn diese Erinnerungen

ihn dennoch erreichten – das lag weit, weit außerhalb jeder menschlichen Berechnung, wie so vieles Andere, und besonders, daß ein von ihm kaum beachteter Neffe, der Sohn seines ihm stets feindlichen Bruders Louis, die verfehmte und verfolgte Dynastie der Napoleoniden wieder auf den Thron Frankreichs setzen und den alten Einfluß des Kaiserreichs, wenn auch in einer ganz anderen Form, in Europa wieder zur Geltung bringen werde. –

Er ist abgereis't, erzählte der Marquis, als er von den Tuilerien zurückkehrte, es war eine ergreifende Scene. Die Weiber weinten und die Männer standen ernst und schweigend. Die Nationalgarde ließ den Ruf *Vive l'empereur* ertönen, aber die versammelten Massen des Volkes blieben stumm. Wir hatten das Gefühl, als ob er niemals wiederkäme, und es wäre auch vielleicht am besten, wenn er in der nächsten Schlacht einen ruhmvollen Tod fände. Man sehnt sich nach einem anderen, friedlicheren Regiment, und wenn deine Mutter noch lebte, Margot, so würde sie sich jetzt gewiß an den bourbonischen Zusammenkünften betheiligen, die fast offen abgehalten werden. Ich habe alle Anerbietungen abgelehnt – ich will Ruhe haben, und wir werden ja in wenigen Monaten wissen, ob es so bleiben soll oder anders wird.

Laß dich auf nichts ein, lieber Vater, bat Margot; du weißt, daß ich einmal wenig Sympathie für den Kaiser habe, obgleich ich es Raoul niemals gestehen durfte, aber in dem jetzigen Augenblicke sich seinen Feinden zugesellen, halte ich für unehrenhaft.

Ich will es auch nicht thun, mein Kind, erwiederte befriedigt der Marquis, was geschehen soll, wird ohne mich geschehen, und man könnte nur Unannehmlichkeiten davon haben.

Ach, wären wir um einige Monate älter, sagte Hedwig, welche dieser Erörterung wenig Aufmerksamkeit geschenkt hatte – der Krieg wird wieder beginnen und jeder Tag kann als unser Glück zertrümmern.

Dreizehntes Capitel.

Die Verbündeten hatten Frankreich mit zwei abgesonderten Armeen angegriffen. Die eine unter dem Befehle des Feldmarschalls von Schwarzenberg, bei welcher sich die drei Monarchen befanden, war bei Basel über den Rhein gegangen, in der ungefähren Stärke von 150,000 Mann, denen bedeutende Reserven nachrücken sollten, über welche man jedoch noch nicht verfügen konnte; die andere, 60,000 Mann, unter dem Befehle des Feldmarschalls Blücher, hatte den Rhein bei Caub und Coblenz überschritten; beide waren ohne weitere Hindernisse vorgedrungen und standen in der Gegend von Brienne und dem Plateau von Langres, ungefähr nur noch 20–25 Meilen von Paris. Außerdem war Holland von den Preußen unter Bülow erobert, der in Belgien eindrang, und die Engländer und Spanier schickten sich an, die Pyrenäen zu überschreiten. Es lag außer der Berechnung

Napoleon's, daß seine Feinde den Feldzug im Winter fortsetzen und ihm nicht Zeit lassen würden, ihnen mehr gerüstet entgegenzutreten; sie hatten dies jedoch wider Erwarten gethan, und er mußte daher entweder ihre ihm gestellten Bedingungen annehmen, welche jetzt in den Gränzen Frankreichs von 1790 bestanden, oder mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln kämpfen. Er wählte das Letztere, und seine Ankunft bei der Armee belebte deren Muth und ließ den alten Enthusiasmus für ihren Schlachten-Kaiser noch einmal auflodern. Napoleon griff sofort Blücher bei Brienne an und drängte ihn zurück, ohne ihn zu besiegen, er vereinigte sich vielmehr mit der Hauptarmee, welche am 1. Februar in der blutigen Schlacht von La Rothière Napoleon besiegte und ihn zwang, sich auf Troyes zurückzuziehen. Seine Lage war eine verzweifelte; er hatte den siegreichen, jetzt in einer Zahl von 200,000 Mann vereinten Feinden kaum 60,000 Mann entgegenzustellen. –

Den Marquis hatte sein Dienst nach den Tuilerien geführt, wo es jetzt einsam und verlassen aussah; er kam sehr aufgeregt zurück, indem er die Nachricht von der verlorenen Schlacht mitbrachte.

Es herrscht die größte Bestürzung, sagte er, die Kaiserin ist unsichtbar, empfängt nur Herrn von Cambacérès und den König Joseph, und soll in Thränen aufgelöst sein. Alles zieht sich zurück – die Ratten verlassen das Schiff, welches dem Untergange geweiht ist, und es hat mich mit Entrüstung erfüllt, zu sehen, wie Viele, die sich

sonst in Unterthänigkeit und in den Versicherungen einer unbegränzten Hingebung erschöpften, jetzt entweder ganz unsichtbar geworden sind oder mit verlegenen Mienen dastehen, als ob sie befürchteten, sich zu compromittiren.

Das freut mich, freut mich, lieber Vater, sagte Margot, indem sie ihm mit sichtlicher Bewegung beide Hände reichte.

Das freut dich, mein Kind? fragte er erstaunt.

Daß du nicht zu diesen Menschen gehörst – das freut mich. Jetzt, wo es dem Kaiser unglücklich geht, jetzt haben diejenigen, die von den Abfällen seines Glückes, und seines Ruhmes gelebt, doppelt die Pflicht, bei ihm auszuharren und ihre Ehre zu erhalten.

Der Marquis sah seine Tochter bei dieser für ihn unerwarteten Aeußerung etwas erstaunt an. – Du hast Recht, hast Recht, mein Kind, und ich freue mich, daß du meine Handlungsweise billigst, obgleich sie vielleicht nicht ganz klug ist, und deine Mutter, wenn sie noch lebte, gewiß damit nicht einverstanden sein würde.

Aber Raoul würde es sein, und du mußt jetzt an Raoul denken.

Sie können und dürfen nicht anders handeln, sagte Hedwig in ihrer bestimmten Weise, Ihre Ehre erfordert das; aber, fuhr sie in größerer Erregung fort, aber freuen können wir uns immerhin, daß die Sache dem Ende zugeht. Ich kann es wenigstens nicht anders, wenn ich es gegen ihn auch nicht äußern würde. So lange Napoleon Kaiser ist, wird es niemals anders werden, wird immer

nur Krieg und Blutvergießen sein – er will keinen Frieden, deßhalb muß er aufhören, Frankreich zu knechten, und je eher er dazu gezwungen wird, um so besser wird es sein.

Wenn dich Raoul so sprechen hörte, bemerkte Margot schüchtern.

Gerade seinetwegen wünsche ich es! Soll er immerfort für den Ehrgeiz dieses Unersättlichen in den Krieg ziehen, sich immer neuen Gefahren aussetzen? – Nein, rief sie mit aufflammender Begeisterung, ich freue mich des Sieges meiner tapferen, braven Landsleute, welche nicht gekommen sind, Frankreich zu erobern, sondern um ihm den langersehnten Frieden zurückzubringen.

Und dennoch wird Raoul unglücklich sein, wenn dies geschieht; gedenke seiner letzten Worte, sagte Margot.

Ich gedenke ihrer. Aber ich bin jetzt überzeugt, und in dieser Ueberzeugung ruht mein ganzes Hoffen, daß er diesen Schmerz, den ich ehre, überwinden und zu der Erkenntniß kommen wird, daß es zum Wohle Frankreichs und zu unserem eigenen Glücke nicht anders hat kommen können. Dann erst werden wir uns angehören, ohne daß er nöthig hat, sich täglich Gefahren auszusetzen, die nicht das Wohl seines Vaterlandes, sondern nur der unbesiegbare Ehrgeiz Napoleon's fordert.

Ja, ja, sagte der Marquis, während Margot sinnend da saß, Sie haben Recht – so kann es nicht länger fortgehen, und je eher das Ende kommt, je besser ist es, da es sich doch nicht ändern läßt.

Aber du wirst nicht zu den Abtrünnigen gehören, lieber Vater, bat Margot, sondern die Ereignisse kommen lassen.

Der Marquis sah Hedwig fragend und zweifelhaft an.

Ich habe Ihnen meine Ansicht bereits darüber mitgetheilt, sagte diese wieder ruhig; Ihre Ehre, unser Aller Ehre erfordert es, auszuharren bis zum letzten Augenblick.

Gut, gut, bemerkte der Marquis, sichtlich beruhigt, ich will einmal in das Palais Royal gehen, um weitere Neuigkeiten zu hören; die ganze Stadt ist in Aufregung und Bestürzung, und man spricht davon, die Feinde könnten in wenigen Tagen vor Paris stehen.

Möchte es geschehen, sagte Hedwig mit leuchtenden Augen, wir können es nur wünschen. –

Napoleon stand in einer verzweifelten Lage bei Troyes, er hatte nur noch Eine Hoffnung, nämlich die, daß die Verbündeten sich veruneinigen oder einen Fehler machen würden. Und sie machten diesen Fehler. Sie beschlossen, sich wieder zu trennen und in zwei gesonderten Corps auf Paris zu marschiren. Blücher sollte der Marne folgen, Schwarzenberg mit der Hauptarmee an der Seine hinabgehen. Napoleon ließ seine Feinde diesen auf seine Schwäche basirten Plan ausführen und warf sich dann, alle Hindernisse einer unwegsamen Gegend in Gewaltmärschen überwindend, auf Blücher, dessen Armee in vier Corps getrennt gegen Paris zog. Er fiel von der Seite kommend mitten unter sie, warf die Corps von Sacken und York, nachdem er ihnen 8000 Gefangene abgenommen, über die Marne zurück, stürzte

sich dann auf Blücher, schlug ihn und trieb ihn nach einem Verluste von 9000 Todten, Verwundeten und Gefangenen bis hinter Etoges zurück. Die schlesische Armee verlor in den unglücklichen Tagen von Champ-Aubert, Montmirail, Chateau-Thierry und Vauchamp gegen 18,000 Mann, war vollständig getrennt und für den Augenblick unschädlich gemacht. Erst zu Chalons vermochte sie sich wieder zu vereinigen. Mit der Schnelle des Blickes wandte sich Napoleon nun gegen die Hauptarmee; niemals haben Truppen, nachdem sie tagelang im schlechtesten Wetter gekämpft, forcirtere Märsche gemacht. Die Avantgarden der Schwarzenberg'schen Armee standen bereits sieben Meilen von Paris, in der Gegend von Fontainebleau, als sie, die Niederlage Blücher's erfahrend, sich eilig zurückzogen. Mit Ungestüm angegriffen, wurden alle vorgeschobenen Corps geschlagen und ihnen eine bedeutende Anzahl von Gefangenen abgenommen.

Nie, selbst in den schönsten Tagen seiner Jugend, hatte Napoleon durch sein Genie und durch den Ungestüm unerwarteter Angriffe glänzendere Resultate erzielt. 20,000 Gefangene, Russen, Preußen, Baiern und Oesterreicher, 50 Kanonen waren die Trophäen dieser Siege; das größte von Allem blieb aber das wieder auflebende Vertrauen an sein Glück und die Bestürzung seiner Gegner. Man hatte sich schon dem Ziele so nahe geglaubt, und nun war ein plötzlicher Umschwung zu Gunsten Napoleon's eingetreten. Die Zaghaften, welche den Frieden wollten,

den Krieg bis aufs Aeußerste zu treiben für ein gefährliches Wagniß hielten, begannen im Rathe der Verbündeten wieder an Einfluß zu gewinnen, und die Unterhandlungen wurden wieder eingeleitet. Napoleon steigerte sofort seine Forderungen und war vor Allem bemüht, das erschrockene Paris wieder zu beruhigen. Er dirigirte den ganzen Zug der Gefangenen dahin und befahl, daß sie sämmtlich mit ihren Officieren durch ganz Paris über die Boulevards geführt werden sollten, um den Parisern die Wiederkehr seines Glückes und die großen Verluste seiner Feinde von Angesicht zu Angesicht klar zu machen.

Es war einer jener heiteren, dem Frühlinge vorausgehenden Februartage, wie sie in Paris häufig sind, als sich die Kunde von dem Anzuge der Gefangenen wie ein Laufeuer durch die Stadt verbreitete. Die ganze Bevölkerung war in Bewegung und strömte nach den Straßen, durch welche sie geführt werden sollten. Man hatte nicht unterlassen, dies bekannt zu machen, und indem man sie von Ost nach West durch die ganze Länge der Stadt ziehen ließ, gab man einem Jeden hinlängliche Gelegenheit, von den Triumphen des Kaisers sich mit eigenen Augen zu überzeugen.

Hedwig saß in ernster und trüber Stimmung in ihrem Zimmer, als Margot, zum Ausgehen angezogen, eintrat.

So wollen wir wirklich uns an diesem Schauspiele betheiligen? fragte Hedwig, indem sie Margot fast vorwurfsvoll ansah. Du willst den Plan nicht aufgeben? Kann es dir denn so viel Vergnügen gewähren, diese Unglücklichen zu sehen?

Wenn auch nicht Vergnügen, erwiederte Margot, indem sie sichtlich verlegen erröthete – aber wir haben es ja verabredet, du warst bereit, meinen Wunsch zu erfüllen – bist du wieder anderen Sinnes geworden und willst mich mit dem Papa allein fahren lassen?

Also hin willst du jedenfalls, auch ohne mich? Du denkst nicht daran, wie schmerzlich dieses Schauspiel für mich sein muß! – Ich sehe, fuhr sie fort, als Margot schweigend und noch tiefer erröthend stehen blieb, ich sehe, daß du einen besonderen Werth darauf legst – und ich werde dich begleiten, da ich es dir versprochen habe.

Margot reichte ihr mit einem dankbaren Blicke die Hand. So beeilen wir uns, sagte sie dann, wir möchten sonst zu spät kommen oder keinen guten Platz erhalten.

Hedwig blickte Margot bei dieser ihrem Wesen sonst so wenig entsprechenden Aeußerung erstaunt an; dann aber, als ihre Blicke forschend auf den verlegenen Zügen ihrer Schwägerin ruhten, auf diesen schönen, kindlichen Zügen, welche es so wenig verstanden, die Empfindungen ihrer Seele zu verbergen, glaubte sie plötzlich, den Grund dieser so ungewöhnlichen Neugier zu erkennen. Ein freundliches Lächeln legte sich um ihren Mund, während sie Margot die Hand reichte und sie voll inniger Theilnahme anblickte.

Du denkst an Raoul und – an Balagna, sagte sie dann, indem sie Margot näher an sich heranzog – warum verschließest du noch immer das Geheimniß deines Herzens vor mir? Nicht wahr, du hältst es nicht für unmöglich, daß er sich unter diesen Gefangenen befinden könnte?

Ach, erwiederte Margot, indem sie ihr erglühendes Gesicht an dem Busen ihrer Freundin verbarg, wie glücklich würde mich das machen, denn ich wüßte dann doch, daß er noch lebt!

Komm, komm, sagte Hedwig, sie innig umschlingend – komm, laß uns eilen, vielleicht ist der Zufall uns günstig; aber wenn wir ihn nicht sehen, so sei deßhalb nicht traurig, sondern freue dich, daß er sich nicht in der Gefangenschaft befindet!

O, wie wellte ich mich freuen, wenn ich nur wüßte, daß er lebte!

Er wird leben – und vielleicht bald – doch gehen wir, gehen wir; ich bin jetzt, nachdem du mir dein Vertrauen geschenkt hast, eben so begierig, die Gefangenen zu sehen, wie Du.

Sie fuhren in Gesellschaft des Marquis nach dem Boulevard, wo sie nicht ohne große Mühe einen geeigneten Platz fanden, um den erwarteten Zug ganz in der Nähe zu sehen. Eine unabsehbare Menschenmenge hatte sich eingefunden und stand Kopf an Kopf; nur die Mitte der Straße wurde durch ein Spalier der Nationalgarde frei gehalten. Auf den Gesichtern drückte sich Neugier und Erwartung aus, denn obgleich man der Kaiserlichen Gewaltherrschaft müde war, so konnte man sich doch der Genugthuung nicht verschließen, diejenigen als Gefangene zu sehen, welche man noch vor wenigen Tagen als Sieger in Paris sicher erwartet hatte.

Endlich kamen sie, ein langer, unabsehbarer Zug. – Zuerst die Russen, die Officiere an der Spitze des Zuges, bärtige, fremdartige Gesichter; sie schritten, von der Menge angegafft, schweigend und theilnahmlos dahin.

Das sind Russen, sagte Hedwig, vielleicht einige von denen, die ich in Petersburg oder Wilna gesehen – sie dachte dabei unwillkürlich an den Major; da kommen die Preußen, meine Landsleute, fuhr sie mit leuchtenden Blicken fort. Sieh, Margot, wie selbstbewußt sie einherschreiten, besonders die Officiere, als ob sie wüßten, daß diese Gefangenschaft nur von kurzer Dauer sein müsse, und sie stolz darauf wären, in so unmittelbarer Nähe der feindlichen Hauptstadt gefangen worden zu sein.

Auch sie sehen so wild und fremd aus, flüsterte Margot, deren Augen unausgesetzt mit ängstlicher Spannung auf den langsam vorüber schreitenden bärtigen und bestaubten Kriegergestalten ruhten – ach, ich würde ihn vielleicht gar nicht einmal wiedererkennen, wenn er unter ihnen wäre!

Er war nicht dabei, flüsterte Hedwig, nachdem die Preußen vorüber waren; ich würde ihn gekannt haben, da ich ihn erst vor sechs Monaten in Uniform gesehen habe und die Officiere ja besonders zur Schau gestellt wurden. – Das sind Baiern ....

So laß uns aufbrechen, erwiederte Margot mit einem tiefen Seufzer – es ergreift mich der Anblick dieser vielen Gefangenen. Laß uns nach Hause fahren, Papa, bat sie, wir haben genug von diesem traurigen Schauspiele gesehen.

Ich sagte es dir ja, daß dies kein Anblick für dich sein würde, mein Kind, bemerkte der Marquis; aber du bestandest hartnäckig darauf – es wird jetzt schwer halten, mit dem Wagen aus dem Gedränge zu kommen.

Als sie zurückgekehrt waren und beide wieder allein in dem traulichen und freundlichen Zimmer saßen, enthüllte Margot zum ersten Male vor ihrer Freundin das Geheimniß ihres Herzens, ein Geheimniß, welches sie sich selbst nicht hatte eingestehen wollen und deßhalb auch nicht hatte mittheilen können. Auch jetzt in dem traulichen Gespräche, welches beide führten, sagte sie es nicht mit ausdrücklichen Worten, daß die Liebe zu Walther noch immer in ihrem Herzen fortlebe, immer und unverändert darin fortgelebt habe; aber in der Beantwortung von Hedwig's Fragen, in dem Glücke, welches in ihren sanften Augen lag, als sie von ihm in dieser Weise ausführlich und lange reden konnte, lag dieses Eingeständniß, welches gemacht zu haben bei ihr selbst weit weniger zum Bewußtsein gekommen war, als bei der sie mit Interesse und Theilnahme beobachtenden Hedwig.

Freuen wir uns, sagte diese, daß er nicht unter Jenen war, obgleich sie nicht lange in der Gefangenschaft bleiben werden.

Das dachte ich eben und deßhalb hoffte ich, ihn zu sehen – er wäre dann den weiteren Gefahren des Krieges enthoben gewesen – und ich hätte vor Allem gewußt, daß er noch lebe.

Die Zeit ist so ereignißvoll, daß uns nichts bleibt, als ein letztes und unverrücktes Vertrauen – könnte ich sonst

noch eine ruhige Minute haben? Gott hat ihn durch all' diese großen Gefahren geleitet, er wird ihn auch in diesen letzten beschützen – wir müssen hoffen, meine gute Margot – hast du mich nicht selbst auf das Vertrauen auf Gottes Führung hingewiesen, und jetzt willst du zaghaft werden?

Du sprichst von Raoul, erwiederte Margot mit leiser Stimme – von ihm haben wir immer Nachricht erhalten – aber ....

Eine einzige Minute kann all mein Glück zerstören und vernichten, fuhr Hedwig mit einem tiefen Seufzer fort, als Margot verlegen schwieg – wer sagt mir, daß es überhaupt noch besteht?

Siehst du, daß du auch voller Besorgnisse bist, und doch machst dir mir Vorwürfe ....

Ein Brief! rief Hedwig mit jubelnder Stimme, als ein Bedienter in diesem Augenblicke einen Brief Raoul's überbrachte – o, nun ist Alles gut; erkenne daraus, meine liebe Margot, ein uns von Neuem gesandtes Pfand des Glückes!

Während Hedwig rasch das Siegel erbrach und mit erregten Zügen die wenigen Zeilen überflog, welche ihr Raoul's Wohlergehen verkündeten, stand Margot schweigend und traurig da, und zum ersten Male wurde ihre Seele von einem anderen, mächtigeren Gefühle bewegt, als von der Freude über die Nachricht von dem Wohlergehen ihres Bruders.

Die Rückkehr des Marquis von den Tuilerien, wohin er sich begeben hatte, machte dem Zwiegespräche Beider

ein Ende. Er war sichtlich verstimmt und verdrießlich. Am Hofe hatte Alles plötzlich wieder ein heiteres Ansehen gewonnen; zahlreiche Besucher waren erschienen, um der Kaiserin und dem Könige von Rom ihre Glückwünsche darzubringen, namentlich alle jene hohen Beamten, welche sich längere Zeit fern gehalten hatten, um nicht unter den Trümmern des kaiserlichen Thrones mit begraben zu werden. Sie kamen, den ruhmvollen Feldzug preisend und es für eine Beschimpfung erklärend, wenn man daran denken wolle, die Gränzen von 1790 anzunehmen. Die Kaiserin, welche diese Leute und ihre wahre Gesinnung wenig kannte und selbst sehr erfreut war, hatte allen ohne Unterschied eine gute Aufnahme gewährt und sie mit Wohlwollen und Freundlichkeit behandelt. Der Marquis, welcher sich dadurch zurückgesetzt fühlte, sprach seinen Unwillen darüber aus, daß man keinen Unterschied zu machen verstehe zwischen diesen Heuchlern und den Männern, welche bereits bewiesen hätten, daß sie es treu und ehrlich meinten; man habe ihn heute kaum beachtet, sagte er empfindlich, da er es nicht verstehe und es unter seiner Würde halte, sich wie diese Leute vorzudrängen und Phrasen im Munde zu führen, welche lediglich von ihren eigenen Interessen dictirt seien.

Hedwig und Margot trösteten ihn, so gut sie konnten, indem sie ihm vorstellten, daß in dem eigenen guten Bewußtsein der größte Lohn enthalten sei.

Vierzehntes Capitel.

Der kurze Sonnenblick des Glücks, welcher die Anstrengungen Napoleon's beleuchtete, seine und seiner Anhänger Hoffnungen von Neuem belebte und seine Forderungen den Verbündeten gegenüber wieder steigerte, sollte rasch vorübergehen. Sein Stern, welcher einst so hell und strahlend geleuchtet, stand tief im Westen und neigte sich unaufhaltbar dem Untergange zu. Die geschlagene schlesische Armee war durch das aus Belgien gekommene Bülow'sche Corps verstärkt worden, hatte sich unter der rastlosen Energie ihres Führers schnell wieder gesammelt und zählte 100,000 Mann. Die große Armee war, obgleich zurückgedrängt, in ihrer Stärke wenig beeinträchtigt worden. Napoleon, wohl wissend, daß der eigentliche treibende Keil in der schlesischen Armee liege, warf sich auf diese, drängte sie zurück und lieferte ihr die beiden blutigen Schlachten von Craonne und Laon. In beiden besiegt, wenn auch nicht vollständig geschlagen, und verfolgt, wandte er sich mit einem schwer zu ersetzenden Verluste von 12,000 Mann in einer verzweifelten Lage wieder der großen Armee zu, welche Paris näher gerückt war und dort von Neuem Bestürzung und Angst verbreitet hatte. Nachdem er die Siege der Engländer über den Marschall Soult bei Orthez und Toulouse, den Einzug der Engländer in Bordeaux und die Proclamation der Bourbons daselbst erfahren, nachdem die Unterhandlungen mit den Verbündeten wieder vollständig abgebrochen waren und man

in deren Hauptquartier den bourbonischen Unterhändler zugelassen hatte, als ein Zeichen, daß man den Krieg mit Napoleon's Absetzung zu beenden entschlossen sei, faßte er den verzweifelten Plan, zwischen den beiden feindlichen Armeen durchzugehen, sich den östlichen Gränzen zuzuwenden, die Besatzungen der Festungen an sich zu ziehen und den Krieg im Rücken der Verbündeten fortzusetzen. Er gab dadurch zwar Paris frei, aber er zweifelte nicht, daß, wenn er mit einer Armee von 80–100,000 Mann auf der Rückzugslinie der Feinde stehen werde, sie ihm folgen müßten, und der Hauptzweck, Paris außer Gefahr zu bringen, dadurch erreicht werde. Die Befehle zur Ausführung dieses eben so verwegenen als großartigen Planes, der dem ganzen Feldzuge eine andere Wendung geben konnte, wurden ertheilt und Napoleon selbst setzte sich demgemäß in Marsch. Er hatte Arcis-sur-Aube als Bereinigungspunct seiner Truppen bezeichnet und traf selbst am 20. März in der Umgegend dieses Städtchens ein. Unvermuthet stieß er dort auf die ganze große Armee. Die Nothwendigkeit zwang ihn, mit den vorhandenen unzureichenden Kräften die Schlacht anzunehmen, denn es blieb ihm kein weiterer Ausweg. Die Franzosen kämpften mit dem Muthe der Verzweiflung, aber sie vermochten nicht, gegen die Uebermacht und gegen die Entschlossenheit ihrer Feinde zu siegen. Beide Heere behaupteten am Abende ihre Stellung, aber die Franzosen zogen sich in der Nacht zurück und waren am Morgen des folgenden Tages verschwunden. Erst

im Laufe des Tages gelang es, sich über ihren unerwarteten Marsch in der entgegengesetzten Richtung von Paris zu vergewissern. Es erhoben sich sofort sehr erhebliche Bedenken darüber, welchen Plan man selbst zur Ausführung bringen sollte. Mit der ganzen französischen Armee im Rücken unter Napoleon's Befehl, der zu den gewagtesten Unternehmungen entschlossen und befähigt war, auf Paris marschiren, hieß sich in eine Lage bringen, die im unglücklichen Falle sehr verderblich werden und alle Früchte des Krieges auf einmal verlieren lassen konnte – auf der anderen Seite sprach sich die Ueberzeugung aus, daß mit der Einnahme von Paris das ganze Napoleonische Kaiserreich zusammenstürzen und die Sache mit Einem Schlage beendet sein werde. In dieser Ansicht wurde man durch einen aufgefangenen Courier bestärkt, dem man Briefe der Kaiserin und des Herzogs von Rovigo abnahm, in welchen namentlich der Letztere offen seine Befürchtungen über die zunehmende Gährung der Hauptstadt ausgesprochen hatte, und daß er glaube, Paris würde beim Erscheinen der verbündeten Armee dem Beispiele von Bordeaux folgen und die Bourbonen proclamiren.

Dieser Umstand trug vorzugsweise dazu bei, die Meinung der Zaghaften nicht aufkommen zu lassen, und man beschloß in dem ewig denkwürdigen Kriegsrathe auf einem kleinen Hügel im freien Felde, unweit des Städtchens Sommepuis am Morgen des 24. März, den gemeinschaftlichen und forcirten Marsch auf Paris. Der

Kaiser Alexander, der König von Preußen, Schwarzenberg und Blücher mit ihren Stäben waren zugegen. Alle Armeecorps erhielten den Befehl, auf der Stelle Halt zu machen, wo sie sich befänden, um am Morgen des folgenden Tages ihren Marsch auf Paris unverzüglich zu beginnen.

Der General Winzingerode wurde angewiesen, Napoleon mit 10,000 Reitern, einiger leichten Infanterie und zahlreicher reitender Artillerie zu folgen, um ihn zu necken und in dem Glauben zu erhalten, daß die ganze Armee der Verbündeten sich hinter ihm befände.

Napoleon hatte seine Entschließungen nach Paris gemeldet und befohlen, ihm Alles nachzusenden, was zur Vertheidigung der Hauptstadt nicht unumgänglich nöthig sei. Er empfahl, sich nicht zu beunruhigen, wenn der Feind sich nähern sollte, was sich sofort ändern würde, sobald sie ihn auf ihren Verbindungslinien wüßten. Den Marschällen Marmont und Mortier, welche an jenem Tage bei Fismes in der Nähe von Rheims standen, ertheilte er gleichfalls den Befehl, auf dem kürzesten Wege zu ihm zu stoßen.

Es war dies leichter befohlen, als ausgeführt. Raoul stand bei dem Corps des Marschalls Marmont und gehörte daher zu demjenigen, welches nach angestrengten vergeblichen Märschen und nachdem es bei Fère Champenoise geschlagen war, 3000 Mann und einen Theil seiner Kanonen verloren hatte, gänzlich abgeschnitten von der Armee Napoleon's nach seiner Vereinigung mit dem Corps des Marschalls Mortier, in der ungefähren Stärke

von 12,000 Mann erschöpft und entmuthigt am 29. März Abends vor Paris eintraf. Paris selbst, zu dessen Vertheidigung so viel wie nichts geschehen war, befand sich im Zustande der höchsten Aufregung. Man hatte den andringenden Feinden mit Einschluß der Nationalgarde höchstens 25,000 Mann entgegen zu stellen. Man hätte das Volk bewaffnen können, aber man hatte weder Gewehre noch Vertrauen.

In einer rathlosen Sitzung des Regentschaftsrathes, am 29. März, discutirte man die Frage, ob man Paris bis zum Aeußersten vertheidigen und ob die Kaiserin und der König von Rom bleiben oder die Stadt verlassen sollten. Briefe Napoleon's, welche der König Joseph schließlich vorlegte, entschieden das letztere, während man den Entschluß faßte, so lange als möglich Widerstand zu leisten. Am folgenden Tage füllte sich der Carousselplatz mit den Wagen des Hofes, welche außer dem Gepäck der kaiserlichen Familie mit den werthvollsten Papieren Napoleon's, dem Ueberreste seines Privatschatzes von 18 Millionen und den Krondiamanten beladen waren. Eine unruhige und unzufriedene Menge, welche die Abreise der Kaiserin als eine feige Flucht und einen Verrath betrachtete, war zusammengeströmt. Die Kaiserin bestieg endlich in Thränen aufgelös't mit ihrem unglücklichen Sohne gegen Mittag einen der Wagen, welche, von 1200 Soldaten der alten Garde escortirt, in der Mitte einer schweigenden und feindlich gesinnten Menge in der Richtung nach Rambouillet abfuhren.

Der König Joseph, der so wenig geeignet war, kriegerische Unternehmungen zu leiten, war zurückgeblieben, der Oberbefehl der Vertheidigung wurde dem eben so erfahrenen als tapfern Marschall Marmont übertragen. – Er ließ die um Paris liegenden Höhen besetzen, mit Geschützen versehen, so weit dies und die vorhandenen Mittel reichten, und erwartete den Angriff, welchen siegreich abzuschlagen er wenig Hoffnung hatte. Raoul war es nicht vergönnt gewesen, die Seinigen auch nur einen Augenblick wiederzusehen; nicht ohne große Mühe hatte er ihnen eine kurze Nachricht zusenden können, daß er sich unter den Vertheidigern der Stadt befinde und man sich am anderen Tage bis zum Aeußersten schlagen werde. Es war eine angstvolle Nacht, welche für Hedwig, Margot und den Marquis diesem unruhigen und bewegten Tage folgte, kein Schlaf kam in ihre Augen. Nachrichten und Gerüchte folgten sich unaufhörlich, und selbst die stillen Straßen der Vorstadt St. Germain blieben von Menschen angefüllt.

Erst gegen Morgen wurde es ruhiger, aber noch war die Sonne des 30. März, jenes ewig denkwürdigen Tages, nicht aufgegangen, als die Stadt durch den Donner der Kanonen geweckt wurde. Die Schlacht hatte begonnen, die Höhen im Norden, Osten und Westen hüllten sich in weißen Dampf und das Rollen der Geschütze und das Knattern des Gewehrfeuers fand sein tausendfaches

Echo an den Kirchen und hohen Häusern der Stadt. Alles strömte nach den Barrieren, um zu sehen und zu hören. Man brachte Verwundete herein, und das immer näher kommende Schießen verkündete den siegreichen Erfolg der Feinde. Man erfuhr, daß auch der König Joseph um eilf Uhr mit allen Ministern abgereis't sei und Marmont Vollmacht zum Abschlusse einer Capitulation zurückgelassen habe – und man hielt weiteren Widerstand für nutzlos. Dennoch kämpften die Truppen fort; auf der Ebene von St. Denis tobte das Gefecht am heftigsten, die Höhen wurden von den Verbündeten erstürmt, mit lautem Hurrah drangen sie bereits bis an die Barrieren vor, wo es zum Kampfe Mann gegen Mann kam – da begann der Donner der Kanonen und das Knattern der Gewehre zu schweigen, erst an einzelnen Puncten, dann überall; es trat eine nach diesem kriegerischen Lärm der ängstigende Stille ein, denn sie verkündete den von den verschiedenartigsten und aufregendsten Empfindungen bewegten und geängstigten Einwohnern, daß der Kampf zu Ende sei, daß sich die Hauptstadt Frankreichs ihren siegreichen Feinden ergeben werde.

Es war Abends acht Uhr; die Besorgniß und die Angst Hedwig's und Margot's hatten sich bis zum Höchsten gesteigert, denn es war keine weitere Botschaft von Raoul eingetroffen. Wenn sie sich auch unaufhörlich sagten, daß dies in der herrschenden ungeheuren Verwirrung fast unmöglich gewesen sei, so waren diese Gründe dennoch nur wenig geeignet, ihre Unruhe zu beschwichtigen, welche vielmehr mit der vorrückenden Zeit immer

mehr zunahm. Zeit und Gewohnheit hatten sie gelehrt, nach der ersten Kunde von einer Schlacht den weiteren Nachrichten Raoul's hoffnungsvoll entgegen zu sehen, und ihr Vertrauen war bisher stets belohnt worden; heute aber hatten sie sich gleichsam an der Schlacht betheiligt. Der Donner der Kanonen, Lärm und Geschrei waren an ihr Ohr gedrungen, stündlich hatte man widersprechende Nachrichten gebracht, sie hatten das Gebahren einer aufgeregten Bevölkerung, selbst das Vorübertragen Verwundeter und Sterbender mit angesehen, und die Befürchtung, daß Raoul ebenfalls zu diesen gehören, jetzt vielleicht hülflos auf dem Schlachtfelde liegen könne, hatte ihre mühsam errungene Fassung immer wieder zerstört.

Wir müssen uns Gewißheit verschaffen, sagte Hedwig, nachdem sie längere Zeit am Fenster gestanden und mit angstvoller Spannung auf die vom Monde hell beleuchtete Straße geblickt hatte; ich vermag diesen Zustand nicht länger zu ertragen. Die Truppen bivouakiren auf den Plätzen der Stadt – ich will selbst fort, es wird doch möglich sein, irgend eine bestimmte Nachricht zu erhalten.

Ich habe bereits vier Boten ausgesandt, erwiederte der Marquis ebenfalls in großer Unruhe, es ist noch keiner zurück; warten wir, warten wir, es würde ohnehin ganz unmöglich sein, für eine Dame ganz unmöglich, jetzt durch die Straßen der Stadt zu gehen.

Er kommt, er kommt! rief Hedwig, ich höre den Hufschlag eines Pferdes.

Alle stürzten an das Fenster, ein Reiter sprengte in den Hof, und nach wenigen Minuten lag Hedwig, weinend vor Freude und Glück, in seinen Armen.

Da bin ich, da bin ich wieder, rief Raoul dann, indem er auf einen Stuhl sank – es ist vorüber – es ist Alles zu Ende!

Du bist erschöpft – aber doch nicht verwundet? fragte Hedwig, ihn voll Besorgniß betrachtend, ohne seine Hand loszulassen; dein Gesicht ist von Pulver geschwärzt, deine Uniform von Kugeln zerrissen, mein Gott, während ....

Beruhige dich, erwiederte er mit der Bitterkeit, welche das Gefühl, besiegt worden zu sein, in der Brust des Soldaten hervorruft – ich bin unversehrt – aber was bin ich, was kann ich nutzen, jetzt, da Alles zu Ende ist?

Sei nicht so aufgeregt, bat sie mit einer inneren Freude, welche zu verbergen sie sich bemühte, einer Freude, die ihr Herz erfüllte, daß nun endlich diese furchtbaren Schlachten und die Gefahren aufhören würden, vielleicht auch uneingestanden darüber, daß es so gekommen war, – sei nicht so erbittert, mein geliebter Raoul, du hast ja selbst das Ende in dieser Weise vorausgesehen ....

In dieser Weise? unterbrach er sie fast heftig – niemals! Was hat es uns jetzt genutzt, uns wie gehetzte Thiere gegen die stete Uebermacht geschlagen und so oft gesiegt zu haben – der Kaiser ist entfernt und Paris hat capitulirt.

Erzähle, erzähle! sagte der Marquis.

Was ist da viel zu erzählen. Der König Joseph, alle Minister bis auf den zweideutigen Talleyrand sind geflohen;

wir haben uns den ganzen Tag gegen die Uebermacht geschlagen, und erst als die übermächtigen Feinde alle unsere Positionen genommen und uns bis an die Barrieren zurückgedrängt hatten, hat der Marschall Marmont die Capitulation geschlossen. Was blieb ihm übrig, fuhr er leidenschaftlich fort – man hat nichts gethan, um Paris in Vertheidigungsstand zu setzen – können wir, die wir jetzt höchstens noch zehntausend Mann zählen werden, gegen zweihunderttausend kämpfen? Aber sie haben dennoch Furcht vor uns, fuhr er höhnisch fort, diese so mächtigen Feinde, und große Eile, Paris zu erobern, ehe vielleicht der Kaiser kommt! O, könnten wir uns nur noch zwei Tage halten, nur zwei Tage, dann würde er hier sein und Alles anders werden, aber es ist unmöglich, ganz unmöglich! Der Marschall hat sich mit Tapferkeit und Entschlossenheit geschlagen, wir haben gethan, was irgend in unsern Kräften stand, und wenigstens einen ehrenvollen Abzug erkämpft.

So wirst du uns wieder verlassen, wieder fortziehen? rief Hedwig mit angstvoller Stimme.

Glaubst du etwa, wir würden bleiben und beim Einzuge der Feinde Spalier bilden? Nein, dahin ist es, Gott sei Dank, noch nicht gekommen! Wir verlassen noch in dieser Nacht Paris mit der freien Befugniß, dahin zu marschiren, wohin wir es für angemessen halten. Der Kaiser ist im Anmarsche, morgen oder übermorgen werden wir uns mit ihm vereinigen, und dann wird es sich finden, ob sie ihren Sieg werden behaupten können. Es war nicht schwer, Paris einem abgeschnittenen Corps zu entreißen,

aber die Sache kann bald eine sehr verderbliche Wendung für die Sieger nehmen – und darauf allein beruht unsere Hoffnung.

So wäre es immer noch nicht zu Ende, sagte Hedwig mit tiefem Schmerze – immer noch nicht? Es soll noch mehr Blut nutzlos vergossen werden, um die Herrschaft eines Mannes zu erhalten, welche längst unmöglich geworden ist, eine Herrschaft, welche Frankreich selbst nicht mehr will?

Sprich nicht so! rief Raoul heftig. Gehörst du auch zu unseren Feinden? O, es ist leider so weit gekommen in dieser traurigen Zeit, daß man Freund und Feind nicht mehr zu unterscheiden vermag!

Vergib mir, vergib mir, bat sie, ihn umfassend, nur die Angst und die Besorgniß um dich ließ mich diese Worte reden – denn ich war so glücklich in dem Gedanken, daß du jetzt den Gefahren des Krieges endlich entronnen wärest.

Vielleicht wird dieses Glück nur zu bald, bald eintreten, sagte er traurig; aber beherzige, daß diese Stunde für mich die Stunde des Unglücks sein muß, in welcher ich alle meine Hoffnungen für mein Vaterland zu Grabe trage!

Rede nicht solche Worte, bat sie – denke auch ein wenig an mich, die ich .... sie vermochte vor innerer Bewegung nicht weiter zu sprechen.

Du hast Recht, Geliebte, sagte er, gleichfalls tief ergriffen, – die Stunde, in welcher wir leben, ist zu ereignißvoll, zu gewaltig, als daß unsere Gedanken zu einer Sammlung kommen könnten – meine Zeit ist gezählt – in längstens einer Stunde muß ich wieder fort!

Immer fort, immer fort, hauchte Hedwig – wird dieser Zustand niemals aufhören?

Er wird aufhören, sagte er, sich gewaltsam aufraffend; das Schicksal spricht mit zu gewaltiger Stimme, als daß sie noch lange ertönen könnte! – Laßt uns die kurze Zeit nicht mit traurigen Betrachtungen hinbringen und gebt mir zu essen und zu trinken, denn ich habe den ganzen Tag nichts genossen.

O, wie unverantwortlich nachlässig wir sind, rief Margot – komm, komm, es steht Alles längst bereit!

Während sie die kurze Zeit noch zusammen waren – eine Zeit, welche mit dem Anfange des Abschiedes begann und nur zu eilig verflog, hatten sich die hervorragendsten Leute der Stadt bei dem Marschall Marmont eingefunden, demjenigen Manne, welcher in diesem Augenblicke durch Joseph's Vollmacht die Gewalt repräsentirte. Man sprach kühn den Namen der Bourbonen aus, und zwei bedeutende Banquiers, Perrigaux und Lafitte, namentlich der letztere, führten eine ganz unverhohlene Sprache. Marmont erklärte, keine weitere Vollmacht zu besitzen, und verlangte, daß sich die Präfecten und Abgesandten des Municipalrathes in das Hauptquartier der

Verbündeten begeben sollten, um die möglichst günstige Behandlung der Stadt zu erlangen, welche am Morgen des folgenden Tages übergeben werden müsse, da er selbst noch in der Nacht mit den Truppen abziehen werde. Da erschien Talleyrand, der, obgleich Minister des Kaisers, mit seinen Collegen die Stadt nicht verlassen hatte. Er rühmte die Thaten des für Schmeichelei nur allzu empfänglichen Marschalls, und indem er ihm sagte, daß Frankreich ihm für die tapfere Vertheidigung von Paris zu ewigem Danke verpflichtet sei, pries er sein Talent und sein Genie, welches demjenigen der anderen Marschälle weit überlegen sei; dann machte er ihn auf den Ernst der Lage und auf die Nothwendigkeit aufmerksam, Frankreich aus den Händen zu befreien, die es in das Verderben gebracht, und daß hierzu ein General, welcher Paris mit Glanz vertheidigt habe, am meisten geeignet sei. Marmont hörte mit dem Gefühle hoher Befriedigung die Worte des gefährlichen Versuchers, welche in seiner Seele nur zu empfänglichen Boden fanden und sie zu dem Abfalle und dem Verrathe vorbereiteten, welcher auf den Namen dieses sonst ruhmvollen Marschalls einen unauslöschlichen Flecken geworfen hat.

Fünfzehntes Capitel.

Die Nacht, welche über Paris herabgesunken war, wurde im ganzen Umfange der großen, mächtigen Stadt durch unzählige Bivouakfeuer erleuchtet. Seit den Zeiten der Jungfrau von Orleans hatte Paris seine Feinde in seinen Mauern gesehen, und in dieser denkwürdigen Nacht

lagerten Hunderttausende, welche aus den fernsten Gegenden Europa's herangezogen waren, auf den nächstgelegenen Höhen. Der Schein ihrer Wachtfeuer war von den Straßen aus sichtbar und die Mündungen mehrer Hundert Geschütze bereit, jeden ferneren Widerstand zu bewältigen und die Stadt in einen Trümmerhaufen zu verwandeln, sofern sie sich noch weigern sollte, die siegreichen Feinde zu empfangen.

Auf den Höhen des Montmartre lagerte die schlesische Armee, jene tapfere Armee, welche von der Katzbach an in allen Schlachten gekämpft, die größten Verluste erlitten und jetzt mit ihren verbündeten Waffenbrüdern die stolze Hauptstadt des Feindes, den Preis aller Mühen und Siege, widerstandslos zu ihren Füßen liegen sah.

Wir verlassen Paris, gehen schweigend über das nächtliche, mit Todten und Verwundeten bedeckte Schlachtfeld und erreichen eines jener Wachtfeuer, um welches die ermüdeten Soldaten schlummernd liegen: Es ist das Bivouak eines Cavallerie-Regiments; die Pferde stehen zusammengekoppelt, ohne abgesattelt zu sein, und einzelne Rotten schreiten, Wache haltend, an den langen Reihen auf und ab. An einem einzelnen Feuer sitzen und liegen die Officiere; die meisten schlafen, in ihre Mäntel gewickelt, denn die Arbeit des Tages war eine sehr angestrengte und die Nacht ist kühl – zwei aber sitzen dessen ungeachtet mit einander redend zusammen und scheinen wenig Neigung zu besitzen, sich gleich ihren Kameraden dem Schlummer zu überlassen. Das ungewisse flackernde Licht des Feuers fällt auf ihre beschmutzten

und bestaubten Uniformen und ihre von dichten Bärten beschatteten Gesichter, so daß wir in der unsichern Beleuchtung nur mühsam unsere alten Bekannten Walther und Alfred wieder erkennen.

Sie sehen etwas wild und fremdartig aus und man erkennt es an ihren gebräunten und wetterfesten Gesichtern und ihren keineswegs eleganten Uniformen, daß sie manche vielleicht viel rauhere und kältere Nacht in gleicher Weise zugebracht haben; aber wir freuen uns vor allen Dingen, sie gesund und rüstig wiederzusehen und die Gewißheit zu erlangen, daß sie den Gefahren dieses langen und blutigen Krieges glücklich entgangen sind. Alfred, von dem wir so lange nichts gehört, scheint sich die Heiterkeit seines Wesens bewahrt zu haben, denn er spricht so eben mit freudeglänzenden Augen zu seinem Freunde, welcher ernst und nachdenkend, den Kopf auf den Ellenbogen gestützt, neben ihm liegt und schweigend in das Feuer starrt.

Ich verstehe dich wirklich nicht, fuhr er in seiner Rede fort; wenn du jetzt nicht froh und freudig sein willst, jetzt in diesem Augenblicke, wo die stolze Hauptstadt des Feindes, das Ziel als unserer Kämpfe, endlich erobert ist, dann muß wirklich alle Freude in deinem Herzen erstorben sein. Denke zurück an jenen Tag, wo wir zum ersten Male drüben im fernen Vaterlande zu unserem braven Regimente kamen, von welchem jetzt mehr als die Hälfte die blutigen Schlachtfelder bedeckt – denke zurück an jene Stunde; unsere kühnsten Hoffnungen trugen uns damals gewiß nicht bis zu den Höhen des Montmartre,

sondern beschränkten sich nur darauf, den übermüthigen Feind vom deutschen Boden zu vertreiben, und jetzt, wo all unsere Wünsche erfüllt sind, jetzt bist du ernster und in dich gekehrter, als jemals.

Du hast Recht, Alfred, erwiederte Walther, indem er sich aufrichtete und seine Blicke nach Westen wandte, auf jenen Raum, den die herüberblinkenden Lichter als die Stadt bezeichneten – wir hätten das Alle damals kaum erwartet, und ich, setzte er mit einem tiefen Athemzuge hinzu, es niemals geglaubt, daß ich in dieser Weise meinen so oft verschobenen Besuch in Paris machen würde.

Freue dich, daß es in dieser Weise geschieht, du hast wahrlich alle Ursache dazu! Das Geschick hat dich unversehrt durch alle Gefahren geführt, obgleich du es oft mit Tollkühnheit förmlich herausgefordert; du bist zum Rittmeister avancirt, das Eiserne Kreuz schmückt deine Brust – kannst du mehr wünschen und verlangen?

Nein, nein, du hast Recht, erwiederte jener mit einem melancholischen Lächeln – es wäre undankbar von mir, wenn ich das nicht erkennen wollte, und ich thue es auch im vollsten Maße.

Nun, dann sei heiter und vergnügt. Morgen ziehen wir in Paris ein, morgen werden wir der Herrschaft des Gewaltigen ein Ende machen, in wenigen Wochen wird Friede sein und wir wieder der Heimath zu marschiren, worauf ich mich mehr freue, als auf die uns erwartenden pariser Freuden.

Das Gespräch wurde durch einen heransprengenden Officier unterbrochen, der sich nach dem Obersten erkundigte. Die Schläfer erwachten und es entstand jene mögliche Unruhe und Bewegung, welche bivouakirenden Truppen eigen ist, die der Ordre zum Marsche in jedem Augenblicke entgegensehen.

Der Oberst befindet sich an jenem Feuer, Herr Kamerad, sagte Alfred, Sie werden ihn dort finden; aber bringen Sie etwas für uns? Den Befehl zum Aufbruche?

Die schlesische Armee soll nicht in Paris einziehen, erwiederte der Adjutant, sondern um die Stadt nach Versailles marschiren und um sieben Uhr dahin aufbrechen – doch ich muß zum Obersten.

Nicht in Paris einmarschiren? riefen unmuthig die Officiere, während der Adjutant weiter ritt. Dazu taugen wir nicht, wir sehen zu abgerissen aus; man muß den Parisern oder vielmehr den Pariserinnen nur elegante und geschniegelte Truppen vorparadiren lassen – zum Schlagen waren wir immer die besten, aber ....

Ruhig, ruhig, Kameraden, rief Walther, die Aussprüche des sehr entschuldbaren Unmuthes beschwichtigend, die erste Pflicht des Soldaten ist, dem Befehle zu gehorchen; uns ist die ehrenvollere Aufgabe zugetheilt, die Stadt gegen das abziehende Heer zu schützen – es können nicht Alle morgen in Paris einziehen, und wir werden später Gelegenheit genug erhalten, uns die Stadt anzusehen.

Wenn auch die laut gewordene Unzufriedenheit verstummte, man erblickte in der Nichtbetheiligung an dem

Einzuge, den sich die Phantasie jedes Einzelnen mit glänzenden Farben ausgemalt hatte, eine unverdiente Zurücksetzung, der man sich widerwillig fügte.

Anders war die Empfindung Walther's. Während man sich zum Aufbruche rüstete, die Pferde fütterte und packte, hatte er eine einsame Stelle aufgesucht und starrte schweigend auf die Stadt, deren Thürme allmälig in der Dämmerung des Morgens sichtbar wurden. Es war ihm ein erleichterndes Gefühl, daß er nicht mit den Uebrigen hinabziehen müsse, er wußte selbst nicht, weßhalb, oder kam vielmehr nicht zum klaren Bewußtsein seines Empfindens. Kein Tag war vergangen, keiner während der ganzen bewegten Zeit, an dem er nicht an Margot gedacht hätte. Diese Gedanken, welche ein Heer von Wünschen in ihrem Gefolge gehabt, hatten alle die Schwankungen und Phasen mitgemacht, welche der Gang des Krieges bedingte. Zuerst hatte er es sich ausgemalt, daß nach der Leipziger Schlacht der Friede geschlossen werden und er dann Urlaub zur pariser Reise erhalten würde, welche das unverrückte Ziel seiner Hoffnungen blieb. Als die Armeen den Rhein überschritten, steigerte sich seine Unruhe, denn der Zweck des Kampfes war für ihn nicht mehr die Beendigung des Krieges, der Abschluß eines ruhmvollen Friedens, sondern die Eroberung von Paris, weil er so am sichersten endlich dahin gelangen mußte. Eine fieberhafte Aufregung hatte sich seiner von jenem Tage an bemächtigt, an welchem der Marsch auf

Paris beschlossen war; zum ersten Male war die Besorgniß, jetzt noch verwundet werden zu können, in ihm rege geworden, denn er hatte nur den Einen Gedanken, ob und wie er Margot wiedersehen werde. Lebte sie noch? Gedachte sie noch seiner – dachte sie an ihn noch in der alten Weise? Ach, er wagte diese und noch viele andere Fragen sich selbst nicht zu beantworten, denn je näher er der Stadt kam, in welcher sie nach seiner Voraussetzung weilte, desto zaghafter wurde seine Seele! Sein Geschick, das fühlte und erkannte er, knüpfte sich an die Lösung dieser Fragen – die Zeit, in welcher er von Margot getrennt gewesen, schwand im Dufte der Vergangenheit in Nichts zusammen – er stand wieder bei ihr an jenem Morgen in der Fichtenau vor vier Jahren, wo er sie zum letzten Male gesehen hatte, nur ihre Briefe lagen dazwischen; aber die Worte derselben hatte sie nicht an ihn geschrieben, sondern zu ihm gesprochen – es verschwamm das Alles zu einem wundervollen, lieblichen Bilde – und jetzt, jetzt sollte endlich die Entscheidung kommen.

Ein trübseliges Lächeln umzog seinen Mund und milderte den Ernst seiner Züge, als er so dastand und auf die immer deutlicher hervortretende Stadt hinblickte – wie immer, wenn der Mensch vor einer wichtigen Entscheidung steht, gewährte es ihm jetzt eine Beruhigung, daß sich dieselbe noch verzögere, und er freute sich deßhalb, daß sein Regiment vom Einzuge ausgeschlossen sei – denn es war ja nur ein Verschieben von wenigen Tagen, ein Verschieben, welches sein Handeln freier von jedem unvorhergesehenen Zufalle machte und dasselbe

mehr nach seinem Willen und den Umständen regeln ließ. Als er dann aber von seinem hochgelegenen Standpuncte aus sah, wie die Truppen unten vor der Barriere sich sammelten, als die jubelnden Klänge des Siegesmarsches zu ihm herauftönten, mit dem die an der Spitze befindlichen Cavallerie-Regimenter den Einzug begannen, da empfand er doch wieder einen pressenden Schmerz darüber, daß er nicht zu denen gehöre, welche jetzt in stolzer Siegesfreude in die feindliche Hauptstadt einrückten. Es kam ihm vor, als ob das Geschick noch nicht müde geworden sei, immer neue Hindernisse zwischen seinem Wiedersehen mit ihr aufzubauen – denn er hatte nur diesen einen Gedanken, und während er es sich vergegenwärtigte, daß die so eben aufgegangene Sonne diesen so lange ersehnten Tag hätte beleuchten können, sah er es mit der uns in solchen Momenten stets eigenen Zaghaftigkeit als eine üble Vorbedeutung an, daß er, dem ersehnten Ziele so nahe, abermals demselben entrückt werde.

Die Trompeter bliesen zum Aufbruch, das Regiment sammelte sich und marschirte in gewohnter Weise auf.

Die Blicke der Officiere und Hußaren waren sämmtlich der Stadt zugewandt, und fast mit Widerstreben wurde dem Commando Folge geleistet, welches den Rechtsabmarsch befahl. Bald zog sich der Weg jenseit der Höhen fort, welche Paris im Norden begränzen; die Thürme der Stadt verschwanden und das Regiment erreichte gegen Mittag Versailles.

Während man den Krieg als beendet ansah und sich nach der lange entbehrten Ruhe und Behaglichkeit sehnte, schienen diese Wünsche sich keineswegs erfüllen zu wollen. Die aus Paris abgezogenen französischen Corps hatten in naher Entfernung Halt gemacht, Napoleon konnte mit seiner Armee zu ihnen stoßen, ja, man sprach davon, daß er während der Nacht zurückgekehrt sei und die Capitulation von Paris verworfen habe, kurz, man befand sich immer noch dem Feinde gegenüber und war daher zur größten Wachsamkeit und Vorsicht genöthigt. Die Befehle des folgenden Tages schienen über die Fortsetzung des Krieges keinen Zweifel zu lassen, denn das in der Avantgarde befindliche Hußaren-Regiment mußte Versailles wieder verlassen und gegen den Essonnes-Bach vorrücken. Man erfuhr, daß Napoleon bei Fontainebleau stehe und es wahrscheinlich am folgenden Tage zu einer Schlacht kommen werde. Die ganze schlesische Armee hatte die Seine überschritten, und auch die Russen und Oesterreicher begannen eine ähnliche Stellung zu nehmen. Walther's bemächtigte sich zum ersten Male während des ganzen Krieges eine abergläubische Empfindung, deren Herr zu werden er vergeblich bemüht war. Er hielt es für unzweifelhaft, daß er in diesem neuen, vielleicht letzten Kampfe fallen werde. War es nicht immer so gekommen, dachte er in seiner trüben Stimmung, während er schweigend vor seiner marschirenden Schwadron ritt, immer, wenn ich mich nahe am ersehnten Ziele glaubte? Damals nach meiner Rückkehr in die

Fichtenau, wo ich von all meinen Hoffnungen keine verwirklichte und ich nur ihren zum Abschiede wehenden Schleier sah, dann später immer wieder, sobald meine Abreise feststand – immer ein neues Hinderniß, immer ein neuer Aufschub, bis der Krieg kam und alle meine Plane zerstörte. Und jetzt, da eben dieser Krieg die Erfüllung gebracht, jetzt befinde ich mich von Neuem auf dem Wege, welcher von dem Orte sich entfernt, wo sie wahrscheinlich weilt, auf dem Wege zu neuen Kämpfen und Gefahren. Mit welchem freudigen und begeisterten Muthe hatte er diese stets aufgesucht, und jetzt zum ersten Male zagte seine sonst so starke Seele! In sich gekehrt und schweigend ritt er weiter, und selbst die heitern und siegesgewissen Reden seiner Kameraden vermochten seinen Trübsinn nicht zu zerstören.

Zum ersten Male glaubte er an Vorahnungen, und er kämpfte sogar mit dem Entschlusse, gegen Alfred diese Empfindungen auszusprechen, stand jedoch davon wieder ab, als er die ganz entgegengesetzte Stimmung seines Freundes erkannte. – Es hat ein jeder, auch der vorurtheilsfreieste Mensch, solche Ahnungen, in welchen er die Ereignisse der Zukunft vorher zu erkennen glaubt; es sind dies aber doch immer nur Erzeugnisse einer erregten Phantasie oder eines krankhaften Nervensystems, die nur deßhalb eine gewisse Bedeutung erlangt haben, weil es natürlich und unvermeidlich ist, daß spätere, in der Wahrscheinlichkeit liegende Ereignisse zuweilen wirklich in Erfüllung gehen. Ueberall, wo dies *nicht* der Fall ist, lacht man über die Vorahnung, während man es mit dem

Menschen angebornen Hange zum Aberglauben für unerklärlich und mystisch ansieht, wenn man bei irgend einer Voraussetzung einmal das Richtige getroffen hat.

Als Walther am dritten Tage nach jenem Morgen vor seiner Schwadron hinsprengte und mit anderen Cavallerie-Regimentern das Corps des Marschalls Marmont umschwärmend dieses nach Versailles zurückbegleitete, waren diese trüben Ahnungen auch wieder völlig verschwunden und neue Hoffnungen erfüllten seine Brust. In Versailles kam es unter den französischen Truppen zu stürmischen Auftritten; sie fingen an, den Verrath ihres Führers zu erkennen, schossen auf ihre Officiere, liefen aus einander, verlangten, zum Kaiser zurückgeführt zu werden, und weigerten sich, zu folgen.

Es war aber vergebens, denn das weltgeschichtliche Drama neigte sich seinem Ende zu. Der Senat hatte Napoleon's Absetzung ausgesprochen und die Kraft des Gewaltigen war gebrochen an der Unwillfährigkeit seiner Marschälle und an dem Verrathe Marmont's. Er unterhandelte nur noch um den französischen Thron für seinen Sohn. Man wollte aber keinen unmündigen Kaiser mit dem lebenden Vater Napoleon. Von seinen Marschällen verlassen, die in hundert Schlachten mit ihm gekämpft, die er selbst zu Macht und Ansehen, zu Ehre und Reichthum erhoben, selbst von Einem derselben, an dessen Treue er nie gezweifelt, meineidig verrathen, von der öffentlichen Meinung aufgegeben und gehaßt, blieb ihm nichts übrig, als – die unbedingte Entsagung. – Sie waren dahin, als die stolzen Plane einer unbegränzten Macht; sein

Wille, der Europa Gesetze vorgeschrieben, war gebändigt und gefesselt, herabgesunken zu der Machtlosigkeit eines gewöhnlichen Sterblichen, dem man, wie einem Kinde, eine Kaiserkrone von Goldpapier ließ, die er auf einer kleinen Insel des Mittelmeeres tragen durfte, nebst dem Spielzeuge einiger Hundert Mann Soldaten.

Sonst hatte er aufgehört, zu sein. – Er und die Seinigen, und Alles, was er geschaffen, wofür er in unbezähmbarem Ehrgeize das Blut von Millionen vergossen, das Alles sank in Trümmer.

Walther's Regiment stand wieder in Versailles. Die Freude war jetzt groß und allgemein, denn der Krieg war wirklich zu Ende. Napoleon, der noch immer Gefürchtete, hatte dem Throne entsagt und war nach Elba abgereis't; auf den Tuilerien wehte die weiße Fahne und die veränderlichen Pariser beeiferten sich in Kundgebungen zu Gunsten der Bourbonen und in Bewunderung und Huldigungen der siegreichen Wiederhersteller des Friedens, die ja ihrer eigenen, stets wiederholten Erklärung nach nicht mit Frankreich, sondern nur mit Napoleon Krieg geführt hatten, gegen den man jetzt die entehrendsten Benennungen verschwendete.

Es war am Morgen des 6. April, an einem schönen, sonnigen Morgen, als Walther, der sehr früh aufgestanden war, sich mit ungewöhnlicher Sorgfalt ankleidete. Aus einem Kleider-Magazin hatte er sich einen eleganten Civil-Anzug erstanden, da seine Uniform einen Besuch in der Hauptstadt nicht gestattete, man auch wünschte, daß die nicht im Dienste befindlichen Officiere in Civil gehen

möchten – er aber jetzt im Begriffe war, nach Paris zu reiten! Endlich, endlich war der Zeitpunct gekommen, diese so lange und so bange ersehnte Stunde! Der wilde Bart des Soldaten war theilweise verschwunden, das Haar geordnet; er hatte mit staunenswerther Ruhe die sorgfältigen Bemühungen eines französischen Haarkünstlers erduldet, und jetzt, da er vor dem großen Spiegel seines eleganten Quartiers stand, mußte er selbst lächeln, als er sein verändertes Bild darin erblickte. Dennoch änderte er nichts an seinem sonst einfachen Anzuge, aber dem genauen Beobachter würde es nicht entgangen sein, daß er sich bemüht hatte, sein Aussehen möglichst dem ähnlich zu machen, wie er sich dachte, daß es in der Fichtenau gewesen war. Nur den viel männlicheren, wettergebräunten Ausdruck hatte er nicht zu ändern vermocht – er dachte auch wohl nicht daran. Mit einem tiefen, langen Athemzuge warf er noch einen letzten Blick in den Spiegel, bestieg dann eilig sein Pferd und sprengte im raschen Galop auf der Straße nach Paris dahin.

Sechszehntes Capitel.

Ein in der Nacht gefallener warmer Regen hatte den weißen Kalkstaub der Straße gebunden, die Bäume standen in voller Blüthe, die jungen Saaten prangten im ersten frischen Grün, die Luft war mild und von dem Dufte der Wiesenblumen erfüllt, an deren Rande Walther jetzt hinritt, während er den Zügel seines Pferdes verkürzte, um es von der längeren raschen Gangart sich erholen zu lassen. Dieses wandte seinen Kopf und blickte ihn mit

den feurigen Augen wie fragend an, während es der fast unmerklichen Weisung des Zügels gehorchte. Es war die Lissa Hora, welche ihn während des ganzen beschwerlichen Feldzuges getragen, in allen Schlachten, in allen Gefechten. Nicht ein einziges Mal hatte sie den Dienst versagt, ihre stählernen Muskeln waren durch keine Strapazen erschüttert worden und sie würde auch jetzt die beiden Meilen in raschem Fluge zurückgelegt haben, wenn sie nicht der Wille ihres Herrn daran gehindert hätte. Dieser dachte aber in jenem Augenblicke nicht an sein treues Pferd, sondern seine Gedanken beschäftigten sich allein mit der kommenden Stunde, welche, wie er fühlte, die Entscheidung über seine ganze Zukunft in sich schloß. Daran reihten sich wieder Befürchtungen mancherlei Art. Wer sagte ihm, daß er sie wirklich in Paris finden würde? Er wußte ja nicht einmal, ob sie noch lebe – ach, er wußte so wenig und hoffte dennoch so viel! Seit zwei langen Jahren war kein Brief von ihr zu ihm gelangt, Raoul hatte bei seiner Anwesenheit in Wallfort nur unbestimmte Nachrichten geben können – es lag das Alles so weit zurück, so fern, und doch sprangen seine Gedanken über diese lange Vergangenheit, über diese in ihrem Verlaufe so ereignißvollen Jahre hinweg und knüpften sich immer nur an die Eine Stunde, wo er sie zuletzt gesehen, sie zum letzten Male gesprochen hatte.

Klar und deutlich, wie niemals in jener Zeit, stand ihr Bild vor seinem geistigen Auge, und wenn sein Verstand ihm auch sagte, daß sie jetzt, nach fast vier Jahren, ganz anders aussehen müsse, wie damals, wo ihre schlanke,

noch halb kindliche Gestalt ihm den letzten Abschiedsgruß zugewinkt – er könnte sich dennoch von diesem Bilde nicht lossagen und hielt es aufrecht in seiner aufgeregten Phantasie.

Deßhalb ritt er so langsam und achtete nicht auf sein Pferd; als er aber dann plötzlich aus seinen Gedanken aufschreckte und die Thürme der Hauptstadt schon nahe aus dem sie umgebenden Dunste emporsteigen sah, ließ er den Zügel der Lissa Hora wieder frei und sie trug ihn im raschen Trabe rasch an die Barriere der Stadt.

Er ritt eine Zeit lang durch die menschengefüllten Straßen, stieg dann vor einem Hôtel ab, bestellte sich ein Zimmer, brachte das Pferd selbst in den Stall und ging eilig, sich nach dem Palais Royal erkundigend, fort.

Hier war zu jener Zeit der Sammelplatz der fremden Officiere; Kameraden, welche sich lange nicht gesehen, fanden sich hier wieder und feierten Sieg und Wiedersehen in den eleganten Restaurationen, indem sie sich den verlockenden Genüssen der eroberten Stadt nach so langen und vielen Entbehrungen hingaben. Auch Walther hätte zu ähnlichen Freuden Gelegenheit gefunden, aber er ging nur flüchtig durch den beschränkten Raum des Gartens und hatte rasch unter den dienstwilligen Parisern einen Commissionär gefunden, von dem er mit beklommenem Herzen die ihm nöthigen Erkundigungen einzog.

Einen Marquis de Beaumont kenne ich, mein Herr Oberst, erwiederte dieser, welcher den fremden Officier sogleich erkannt hatte, er wohnt in der Vorstadt St. Germain.

Können Sie mich dahin führen?

Sehr gern, wenn Sie sich nicht eines Kaisers bedienen wollen; aber es möchte zweifelhaft sein, daß Sie den Marquis treffen werden.

Weßhalb zweifelhaft?

Er war Kammerherr bei dem Usurpator und gehörte zu denen, die auch noch in der letzten Zeit, als der Tyrann nur noch durch einige verblendete Ueberreste der Armee gegen den Willen Frankreichs den Thron behauptete, sich nicht bei Hofe gezeigt haben ....

Das spricht für die Ehrenhaftigkeit seiner Gesinnung!

Mag sein, erwiederte der Commissionär mit einem halb erstaunten, halb verschmitzten Lächeln – aber jetzt, jetzt möchte er wenig mehr in Paris zu suchen haben.

Führen Sie mich, sprach Walther erregt – ich ziehe es vor, zu gehen, aber schnell, denn ich habe Eile.

Ich bitte, zu folgen, bemerkte der Andere, welcher sich das Benehmen des Fremden nicht zu erklären vermochte, der so große Eile hatte und doch nicht fahren wollte.

Sie gingen über den Platz de la Concorde, über eine der Seinebrücken; der Weg war sehr lang, aber als sich dann endlich in einer stillen Straße vor einem Hause standen, welches, zurückliegend, davon durch ein eisernes Gitter getrennt war, und der Commissionär, stehen bleibend, sagte: Dies ist das Hôtel des Herrn Marquis de Beaumont – däuchte es Walther, daß die Entfernung ungewöhnlich klein gewesen sei.

Er belohnte seinen Führer und zog dann mit einem tiefen Athemzuge die Glocke an der geschlossenen eisernen

Gitterthür. Sie öffnete sich, ohne daß ein Diener erschien; Walther schritt über den Hof und wurde am Eingange des Hauses von mehreren Bedienten empfangen.

Ich wünsche der Frau Marquise de Beaumont meine Aufwartung zu machen, sagte er; ist sie zu Hause?

Die Frau Marquise sind anwesend, erwiederte der Hausmeister; wen habe ich die Ehre, zu melden?

Capitän Rohneck.

Belieben der Herr Capitän, vorläufig einzutreten, ich ich werde den Herrn melden.

Walther wurde in ein Zimmer geführt und athmete hier zum ersten Male wieder mit einem erleichterten Gefühle auf – Hedwig war wenigstens hier in Paris; die Hoffnung, daß auch Margot anwesend sei, hatte sich dadurch zur Gewißheit gesteigert – jedenfalls mußte er das Nähere von ihrem Ergehen erfahren.

Es wird der Frau Marquise sehr angenehm sein, meldete jetzt der wieder eintretende Diener; ich bitte den Herrn Capitän, zu folgen.

Mit hochklopfendem Herzen schritt Walther seinem Führer nach, der ihn die breite steinerne Treppe hinauf geleitete und auf dem oberen Corridor eine Flügelthür öffnete.

Bitte, einzutreten, sagte er dann; die Frau Marquise werden rasch erscheinen.

Walther trat in ein geräumiges Zimmer, welches seiner äußeren Einrichtung nach zum Empfange von Gästen bestimmt zu sein schien. Die drei Fenster decorirten

seidene, tief herabhängende Gardinen, die Pfeiler deckten lange, bis auf den Boden reichende Spiegel, und an den Wänden standen ebenfalls mit Seide überzogene Sopha's, Sessel und Stühle. Es war nichts an all diesen Dingen, was ihn auch nur im entferntesten an Margot erinnert hätte; nur an einem der Fenster befand sich ein Tisch mit sorgsam gepflegten Blumen, das war das Einzige, welches in seinen Gedanken in irgend einer Beziehung zu ihr stand, und seine Gedanken, die sich nur mit ihr beschäftigten, weilten nur auf diesen Blumen. Unbewußt war er dicht an der Thür stehen geblieben; er fühlte jeden Schlag seines Herzens und vermochte nur mit Anstrengung zu athmen.

Da öffnete sich geräuschlos eine Seitenthür – und sie trat ein – nicht Hedwig, die er erwartet hatte, sondern sie – Margot, sie selbst, der Inbegriff als seiner Gedanken, seiner Sehnsucht, seines Hoffens! – Regungslos blieb er stehen, während seine Augen unverwandt auf ihr hafteten und seine Hände leise erzitterten. – Ach, sie hatte sich nur wenig verändert – es waren noch immer die schlanke, zierliche Gestalt, dasselbe liebliche, unschuldsvolle Gesicht, dieselben kindlichen, sanften, seelenvoll blickenden Augen. Nur schöner, entwickelter war sie geworden – aber das sah er in diesem Augenblicke nicht, der ihn wie mit einem Zauberschlage zurückversetzte zu jenem Momente, wo er sie zum letzten Male gesehen, zum letzten Male ihre liebliche Stimme gehört hatte.

Langsam, mit gesenkten Blicken schritt sie durch das Zimmer, ohne ihn zu bemerken, und trat an den Blumentisch. Ihre kleinen Hände beschäftigten sich damit, hier und da ein welkes Blatt zu entfernen oder einer blühenden Pflanze eine vortheilhaftere Stellung zu geben – ganz so, wie sie es in der Fichtenau gethan, jede Bewegung war dieselbe – die Zeit zwischen damals und jetzt schien spurlos vorüber gegangen, gar nicht da gewesen zu sein.

Sie hatte ihm den Rücken zugekehrt; seine Blicke hingen an ihr mit immer mehr aufloderndem Entzücken.

Margot! flüsterte er dann kaum hörbar – hier bin ich endlich – kennen Sie mich noch?

Ein heftiger Schreck durchbebte bei dem Klange seiner Stimme ihren Körper, sie wandte sich um und starrte ihn einen Augenblick wie eine Erscheinung an.

Herr Rohneck, rief sie dann in überströmender, nicht zu bewältigender Freude – Sie sind da! Sie sind unversehrt – o, ich vermag es noch immer nicht zu fassen!

Rasch eilte sie ihm entgegen, dann begann ihr Schritt zu stocken – aber er war schon bei ihr, sie fühlte sich von seinen Armen umschlungen – sie hatte nicht die Macht, nicht den Willen, ihm zu wehren, und barg im seligsten Entzücken ihr von Thränen benetztes Gesicht tief erglühend an seiner Brust.

Margot! Margot! flüsterte er mit dem leisen, bebenden Tone der innigsten Liebe, Sie haben meiner gedacht, mich nicht vergessen?

Konnten Sie das für möglich halten? erwiederte sie in derselben Weise; dann, indem sie bei dieser Frage die Augen zu ihm erhob, erröthete sie noch mehr und entzog sich eilig seiner Umarmung, aber ihre Hand blieb in der seinen, als er sie zu einem Sopha geleitete und sich neben sie setzte. Sie war ihm willenlos gefolgt, denn auch ihr Wollen war gefesselt von der Empfindung eines Glückes, von dessen Größe und Gewalt sie niemals eine Ahnung gehabt hatte. Sie fühlte, während ihre langen, noch vom Thau der Thränen feuchten Wimpern gesenkt blieben, seinen Blick auf sich haften, sie fühlte die Gluth ihrer Wangen, das heftige Klopfen ihres Herzens, das leise Erbeben ihres ganzen Körpers – aber das Entzücken ihrer Seele ließ sie nichts empfinden, als allein dieses Glück, welches so groß war, daß er glaubte, es nicht ertragen zu können.

Schweigend saßen sie so eine Zeit lang neben einander, denn auch er suchte vergeblich nach einem Worte, um seinem Empfinden Ausdruck zu verleihen. Die Wirklichkeit hatte alle seine Hoffnungen, als die Bilder seiner einsamen Stunden, mit denen er sich das Glück der jetzigen ausgemalt, weit übertroffen. Sein Herz jubelte hoch auf in der erlangten Gewißheit, daß sie ihn niemals vergessen habe, daß sie ihn liebe. Es stand dies Alles in klarer und leserlicher Schrift auf ihrem lieblichen, unschuldigen und so freudig bewegten Gesichte, es lag in dem kurzen Aufblick ihrer schönen Augen, die nur ein einziges Mal zu ihm aufzuschauen gewagt hatten, in dem Beben ihrer Stimme – jener lieblichen Stimme, die so lange

nicht an sein Ohr geklungen und jetzt so beglückende Worte geflüstert hatte. –

Margot, sagte er dann, indem er ihre Hand an sein Herz preßte – das Glück dieser Stunde wiegt tausendfach alle Leiden und Entbehrungen jener schweren, traurigen Zeit auf, in welcher wir uns nicht gesehen haben – es ist kein Tag vergangen, wo ich nicht an Sie gedacht, mir unser Wiedersehen nicht ausgemalt habe – aber so – so niemals!

So niemals? fragte sie leise, indem sie zum ersten Male wieder zu ihm aufblickte.

Nein, sagte er, sie stürmisch umfassend – nein, denn ich habe es nicht gewagt, zu hoffen, daß du mich lieben könntest!

Sie hatte keinen Widerstand, keinen Widerspruch, denn die Jahre lang in ihrem Herzen gehegte Liebe, deren erster berauschender Ton jetzt an ihr Ohr schlug, war mächtiger als alles Andere – sie sank an seine Brust, und als sein Kuß ihre halbgeschlossenen Lippen mit den seinigen verband, war es ihr, als ob sie in diesem Augenblicke sterben müsse.

Während Beide, die Außenwelt vergessend, so zusammen saßen, hatte sich leise die Thür geöffnet und Hedwig war eingetreten. Wie eine Erscheinung war sie einen Moment stehen geblieben und eben so unbemerkt wieder verschwunden. Erst nach einer Stunde kehrte sie zurück; den Liebenden war diese Stunde – die schönste ihres Lebens – einer Minute gleich vergangen.

Als Hedwig wieder eintrat, standen Beide an dem Blumentische, denn sie hatten sich inzwischen Vieles erzählt, Vieles gesprochen, und im raschen, seligen Zurückgehen in die Vergangenheit jener Zeit gedacht, in welcher sich, ihnen selbst noch unbewußt, ihre Herzen für immer mit einander verbanden. Sie hätten noch lange in gleicher Weise so weiter mit einander reden können, denn sie hatten sich noch so unendlich Vieles zu sagen, aber der Eintritt Hedwig's machte diesen beglückenden Mittheilungen ein Ende.

Mit dem Ausdrucke herzlicher und unverhohlener Freude ging Hedwig auf Walther zu, der befangen stehen geblieben war, und reichte ihm beide Hände.

Willkommen! Willkommen! Herr Rohneck! rief sie mit leuchtenden Blicken, während um ihren Mund ein bedeutungsvolles Lächeln schwebte. Willkommen! endlich in Paris, und als Sieger! – O, Sie glauben nicht, wie mich das freut!

Ihre Freude kann nicht so groß sein, als die meinige, erwiederte er – wir haben damals kaum geglaubt, uns hier und so wiederzusehen.

Sie haben nicht nöthig, mir das zu versichern, erwiederte sie lächelnd und mit einem schalkhaften Blick auf Margot, welche von Neuem tief erröthend und mit niedergeschlagenen Augen noch immer an dem Blumentische stand – ich bin vollkommen von der Wahrheit Ihrer Worte überzeugt. Sie Heuchler! fuhr sie lachend fort, wollen Sie immer noch mit geschlossenem Visir kämpfen, obgleich der Krieg zu Ende ist?

Als er sie fragend und verlegen ansah, wurden ihre Mienen ernst, sie schien mit der eigenen Rührung zu kämpfen; dann eilte sie plötzlich auf Margot zu und schloß sie bewegt und innig in ihre Arme.

Meine liebe, Herzens-Margot, flüsterte sie leise und innig, komm, laß mich die Erste sein, welche dein Glück mit dir theilt, welche dir sagt, daß sie sich unendlich darüber freut, selbst unbeschreiblich glücklich deßhalb ist.

Margot sank weinend an ihre Brust, sie fühlte, daß ihr Glück noch einer Steigerung fähig gewesen sei.

Du darfst ihn lieben, diesen Mann, fuhr Hedwig dann fort, indem sie Margot's Kopf empor richtete und sich bemühte, eine weniger bewegte Stimmung hervorzurufen, denn er hat dich immer geliebt, *immer*, wiederholte sie mit einem flüchtigen Blicke auf Walther, *ich weiß es und kann es bezeugen.* Auch als deine Briefe ausblieben, als mein theurer Raoul dein armes Herz und bewußt gequält hatte – immer dachte er nur an dich, und sprach mit Begeisterung von der Stunde, in welcher er dich wiedersehen würde. Zuweilen war er allerdings etwas hoffnungslos, denn er konnte nicht wissen – doch davon darf ich nicht reden, es wäre ja ein Mißbrauch des Vertrauens, und er wird diese beglückenden Mittheilungen auch viel lieber aus deinem eigenen Munde hören – ach, wie sehr, wie unendlich mich das freut, fuhr sie gegen Walther gewendet und wieder bewegter fort, ich kann es euch wirklich nicht sagen und habe jetzt nur noch den Einen Wunsch, daß Raoul hier wäre.

Margot stand noch immer tief ergriffen und verschämt da – es war das Alles so plötzlich, so unerwartet und so entscheidend gekommen, sie vermochte ihre Gedanken noch nicht zu fassen und zu ordnen. Der stille, Jahre lang gehegte Traum ihres Herzens war zur Erfüllung geworden, er stand neben ihr, sie fühlte den innigen Druck seiner Hand, den fest auf sie gerichteten leuchtenden Blick seiner Augen – er war es und war es auch wieder nicht, nicht mehr der Lehrer ihrer Jugend, er war mit Einem Male mehr, weit mehr, der Inbegriff all ihres Denkens geworden. – Er liebte sie, er hatte es ihr gesagt, ihr Ohr hatte den Klang dieser Worte gehört, sie – ach, auch sie hatte ihm die lange, nie verloschene, einzige Liebe ihres Herzens gestanden – und das Alles, dieses Außerordentliche war nicht einmal mehr ein Geheimniß – Hedwig wußte es, und bald sollten es auch Raoul und ihr Vater, bald sollten es alle Menschen erfahren – war das Wirklichkeit und nicht bloß eine Fortsetzung ihrer Mädchen-Träume? –

Und nun, meine liebe Margot, sagte Hedwig, welcher die tiefe Bewegung Margot's nicht entgangen war und in deren Gedanken sich die Tage von Balagna vergegenwärtigten, nun sei heiter, sei fröhlich und gefaßt, wie es einer Braut geziemt. – Du darfst ....

Meine theure Hedwig, unterbrach Margot, sie leidenschaftlich in die Arme schließend, wirst du mich nun auch immer so lieb haben, wie sonst – immer?

Wie kannst du daran zweifeln? Die Liebe der Schwester wird durch diesen Mann nicht beeinträchtigt werden

– doch ich glaube, ihr habt euch noch Vieles zu erzählen, da ich so plötzlich in euer Zwiegespräch hereingetreten bin – ich will zum Vater gehen, fuhr sie lächelnd fort, will ihn von dem fremden Besuch benachrichtigen, will ihn darauf vorbereiten, daß er in sehr feindlichen Absichten gekommen ist und diese auch erreichen wird, oder schon erreicht hat – kurz, ich werde ihm sagen, daß *dein Bräutigam* da, und die Freude und das Glück mit ihm eingezogen ist in dieses Haus, in welchem so lange die Trauer und die Besorgniß gewohnt haben.

Aber, Hedwig! rief Margot, wenn – wäre es nicht ....

Sie vermochte den Satz nicht zu vollenden, denn Hedwig war bereits flüchtigen Schrittes davon geeilt, und ein langer Kuß Walther's verschloß den kleinen, lieblichen Mund, welcher den vergeblichen Versuch eines Widerspruchs zu machen bemüht gewesen war.

Siebenzehntes Capitel.

Am Nachmittage des folgenden Tages saß Walther mit Margot in ihrem Zimmer wieder zusammen. Er hatte während dieser Zeit von Paris noch gar nichts gesehen, denn was kümmerte ihn Paris mit all seinen Herrlichkeiten, was kümmerten ihn selbst die alten Kriegsgefährten, welche er hier hätte finden und begrüßen können, für ihn hatte Paris nur Eines, und dieses Eine war Margot – Margot, seine geliebte, angebetete Braut! Hedwig war sogleich nach jener Unterredung zu dem Marquis geeilt und hatte ihn, selbst noch mit der vollen Erregung des eigenen Gefühls, von Allem in Kenntniß gesetzt. Er

war in hohem Grade erstaunt und überrascht; da jedoch Hedwig hinsichtlich der Feststellung seiner Entschließungen schon längst die Stelle seiner verstorbenen Frau einnahm, so daß er nichts ohne ihre Zustimmung und ihren vorher eingeholten Rath unternahm, weil er stets des Rathes und der Zustimmung eines Anderen bedurfte; da Hedwig ferner mit der Schilderung von Margot's Glück begonnen und ihm dann erst mitgetheilt hatte, daß sie Walther, ihren Lebensretter und einstigen Lehrer, immer und unverändert geliebt habe, und daß ihr Glück durch irgend einen Mißton zu stören, eine Lieblosigkeit, ja eine Grausamkeit sein würde, daß sie, Hedwig, Walthern seit mehren Jahren als einen in jeder Beziehung ehrenhaften Mann kenne, der des Besitzes Margot's durchaus würdig sei, daß sie selbst jede Bürgschaft für ihn übernehme – da versuchte es der Marquis gar nicht weiter, Einwendungen zu erheben, sowohl aus den angeführten Umständen, als auch deßhalb, weil er Margot mit wahrer und inniger Zärtlichkeit liebte.

Es war daher bald zu all den beglückenden und freudigen Erklärungen und Herzensergießungen gekommen, welche die unerwartete Verlobung einer geliebten Tochter stets in ihrem Gefolge hat. Margot, die jetzt gefeierte Braut, ließ dies Alles wie in einem seligen Traume über sich ergehen und sah dabei so lieblich, so schön, so demuthsvoll und doch so glücklich aus, daß Walther's Blicke mit unverwandtem Entzücken auf ihr ruhten und sowohl Hedwig als ihr Vater sie immer wieder von ihren

Gefühlen überwältigt in ihre Arme schließen mußten. Ihre großen, dunkeln, sanften Augen füllten sich dabei mit Thränen, denn ihre Seele vermochte das Uebermaß ihres Glückes nicht zu tragen.

Als sie am Abende dann alle zusammen saßen und die Gläser auf das Wohl des Brautpaares erklangen, kam ein Brief von Raoul, welcher, obgleich in schmerzvoller Aufregung geschrieben, doch auch den letzten Schatten aus Hedwig's Empfinden verscheuchte. Mit Zorn und Entrüstung schrieb er über Marmont's Verrath und daß dieser allein die Schuld an dem schimpflichen Ausgange des Krieges trage – aber auch er erklärte, daß die Sache zu Ende sei, daß er in wenigen Tagen zurückkehren und niemals unter den Bourbonen dienen werde. Was kümmerte Hedwig Marmont's Verrath; im Herzen haßte sie Napoleon und erkannte in seinem Untergange das einzige Mittel, um ihren geliebten Raoul endlich frei zu wissen von den steten Gefahren des Krieges. Die schmerzliche Empfindung Raoul's, welche fast allein aus seinem Briefe sprach, beunruhigte sie nicht – es würde sich das legen und finden, wenn er nur erst wieder bei ihr war – endlich, endlich, ganz und für immer.

So verging der Abend in ungestörtem Glücke, und weit früher, als es sonst üblich, war Walther schon am Morgen wieder da. Margot hatte ihn beim Abschiede leise gebeten, recht früh zu kommen, und er war dann noch länger als eine Stunde in der einsamen Straße auf und abgegangen und hatte nach den Fenstern gesehen, von denen er zwei, wo durch die herabgelassenen Vorhänge ein Licht

schimmerte, für diejenigen hielt, hinter welchen sie jetzt weilte und seiner gedachte. Er hatte sich in dieser Voraussetzung auch nicht geirrt, wie er jetzt wußte, wo er mit ihr zusammen in diesem Zimmer saß, welches ihn, obgleich nichts Aehnliches darin war, doch lebhaft an das der Fichtenau erinnerte.

Der Tag war vergangen, die Stunden dahin geschwunden, sie wußten es kaum; denn sie hatten sich so unglaublich Vieles mitzutheilen und wähnten immer noch, kaum damit begonnen zu haben.

Du hast die Musik fortgesetzt? fragte er, während sein Arm sie umschlungen hielt und er sie zärtlich anblickte. Ich sehe einen Flügel – willst du mir nicht einmal zeigen, welche Fortschritte du gemacht hast? setzte er lächelnd hinzu.

Flügel? fragte sie mit einer Stimme, als ob sie sich schäme; meine Mutter verlangte es, sonst hätte ich nicht Clavier gelernt.

Spiele etwas, bat er, indem er das kostbare Instrument öffnete, es würde mir eine große Freude gewähren, dich zu hören.

Sie blickte ihn fast verlegen an, setzte sich und spielte den Anfang einer schwierigen Sonate. Dann, während er mit Entzücken ihrem vollendeten Spiele lauschte, brach sie plötzlich ab.

Laß mich nicht Flügel spielen, bat sie – es ist dies so fremd, so – es erfreut mich nicht. Soll ich die Guitarre holen? fragte sie dann mit kaum hörbarer Stimme weiter – die Guitarre, welche du mir geschenkt hast, damals ....

Du besitzest sie noch? sagte er mit leuchtenden Blicken; du hast dich dieses werthlosen Dinges nicht entäußert?

Konntest du das von mir glauben? erwiederte sie vorwurfsvoll, indem sie rasch aufstand, in ein anderes Zimmer eilte und mit dem Instrumente zurückkehrte. Ach, wie lebten jetzt, während sie so da stand, die Guitarre in der Hand, und ihn so freudig anblickte, all die alten, schönen Erinnerungen wieder in ihm auf! Sie mußte es dulden, und sie duldete es auch, daß er sie begeistert in seine Arme schloß und sie immer wieder küßte, wenn sie zu reden beginnen wollte.

Komm, komm, meine Geliebte, sagte er dann, indem er sie neben sich auf einen Sessel zog – komm, laß uns spielen, laß uns singen, wenn wir es vermögen, ganz so wie damals in der Fichtenau!

Ja, ja, ganz so, erwiederte sie voll Glück – hier sind auch die Noten. Weißt du noch, was wir zuletzt singen wollten? fuhr sie fort, das Notenheft vor ihm ausbreitend – an jenem Abende, wo du nicht kamst und ich so lange vergebens auf dich wartete – und dann reis'test du ab und wir sangen es gar nicht, obgleich ich es mir eingeübt hatte – es war das Duett aus dem Figaro – sollen wir es jetzt singen?

Er nickte stumm, sie schlug die begleitenden Accorde an und sie begannen – aber sie kamen nicht über wenige Tacte hinaus, ihre Stimme begann zu beben, ihre Augen

füllten sich mit Thränen – er hatte schon längst aufgehört und schloß sie jetzt von Neuem im Uebermaße des Entzückens in seine Arme.

Wir sangen zum Abschiede ein kleines Lied – erinnerst du dich noch daran? sagte er dann nach einiger Zeit: Morgen muß ich fort von hier – wir sangen es nicht zu Ende, denn du sprangst plötzlich auf, entflohst aus dem Zimmer und ich erkannte, als es zu spät war, daß du mich schon damals ein wenig lieb hattest; wollen wir es jetzt singen? fragte er, als sie verschämt die Augen niederschlug.

Jetzt nicht, jetzt nicht – ich könnte es jetzt eben so wenig, flüsterte sie; damals konnte ich es nicht, weil ich zu betrübt war, und jetzt ....

Nun, und jetzt? fragte er zärtlich, als sie schwieg.

Jetzt nicht – weil ich zu glücklich bin.

Du hast Recht, sagte er mit bebender Stimme, ich habe nie geglaubt, daß es ein Uebermaß von Glück geben könne. –

Die Dämmerung senkte sich in das Zimmer und ein Diener brachte Licht. Margot hatte den Flügel wieder geschlossen und die Guitarre darauf gelegt. Beide verzichteten nach diesem fruchtlosen Versuche auf die Fortsetzung der Musik. Sie sprachen von Neuem von den vergangenen Tagen, indem sie sich aller Einzelheiten erinnerten und sich gegenseitig beglückten, weil Jeder des Anderen Erinnerungen zu ergänzen bemüht war, ohne daß es ihm oder ihr gelang, irgend einen Vortheil in diesem Wettstreite der Liebe zu erringen.

Wie kannst du glauben, daß ich jenen Tag vergessen hätte? erwiederte sie lebhaft, als er von einem Spaziergange sprach, den sie gemeinsam gemacht und auf dem er sie in der Kunst, zierliche Feldblumen zu kleinen Sträußen zu ordnen, unterrichtet hatte. Flüchtigen Schrittes enteilte sie wieder und kam mit einem Kästchen zurück, jenem Heiligthume ihrer Mädchengedanken, in welches noch kein fremdes Auge einen Blick gethan. Das Verlangen, ihm zu zeigen, daß sie immer seiner gedacht, ließ sie es jetzt öffnen.

Hier ist der kleine Strauß, sagte sie tieferröthend, ein welkes Bouquet herausnehmend, um welches ein schmaler Streifen Papier geschlungen war, welcher das Datum des Tages trug, an dem es gepflückt war – ich habe es sorgfältig bewahrt, denn ich ....

Sie brach plötzlich erröthend ab, als sie zu ihm aufsah und die tiefe Bewegung gewahrte, mit welcher sein Auge an ihren sonst so sorgsam verwahrten Schätzen hing. Sie lagen jetzt alle offen vor ihm da; verschämt und tief erröthend machte sie den Versuch, das in der Erregung des Augenblickes geöffnete Kästchen wieder zu schließen, aber er hinderte sie daran und sie mußte es dulden, daß er Alles herausnahm: seine mit einem seidenen Bande umwundenen Briefe, den Strauß, die welken Blumen, jedes Einzelne, und daß er sie jedes Mal an sich zog und küßte, ohne selbst ein Wort dabei zu reden, weil er es nicht vermochte. Sie duldete es auch und schmiegte ihren Kopf verschämt an seine Brust, während seine Arme sie lange innig umschlungen hielten.

O, Margot, flüsterte er dann mit vor Bewegung bebender Stimme, wie viel, viel besser bist du, als ich – ich werde deine Liebe nie, niemals vergelten können, wenn auch mein Denken und Handeln nichts mehr sein wird, als das Bestreben, dich glücklich zu machen bis an das Ende meiner Tage!

In solch wundervoller Weise verflogen für sie die Stunden jener Tage; aber was wir zu schildern versucht haben, sind nur schwache Nebelbilder, welche weit hinter der Wirklichkeit zurückbleiben. –

Am anderen Tage kam Raoul. Seine Stimmung war ernst und voll verhaltenen Grimmes über den gegen seinen Kaiser verübten Verrath, über die ihm gewordene schimpfliche Behandlung und über die Erhebung und Huldigung der verhaßten Bourbonen. Er war sogleich zu Hedwig geeilt und als er dann erst nach mehren Stunden mit ihr erschien, um auch die Anderen zu begrüßen, war durch Hedwig's Liebe und durch die auch für ihn unerwartete Nachricht von Margot's Verlobung der Schmerz seiner Seele gemildert. Nach Hedwig liebte er Margot von allen Menschen am meisten, und als sie nun erröthend, aber mit dem Ausdrucke unendlichen Glückes in seine Arme flog und er sie tief ergriffen längere Zeit umschlungen hielt, da fühlte er, daß der Schmerz und die Trauer des Soldaten nicht störend als ein Schatten auf die Freude ihres Herzens fallen dürfe.

Schon als ich in Wallfort war, meine liebe, gute Margot, sagte er bewegt – dachte, wünschte ich diese Stunde – wenn auch in anderer Weise. Dann sich zu Walther wendend, reichte er diesem, ihn fest ansehend, die Hand und sagte mit herzlichem Tone: Es gewährt mir eine große Freude, den feindlichen Freund fortan auch Bruder nennen zu können und ich lege das Glück meiner geliebten Schwester vertrauensvoll in Ihre Hand.

Die beiden jungen Männer umarmten sich und erneuerten den Bund, welchen sie vor einem Jahre in Wallfort geschlossen hatten.

Man vermied es absichtlich, von den Ereignissen des Tages zu reden, die noch immer zu keinem festen Abschlusse gekommen waren, da sie die verschiedenen Anschauungen und Interessen so widersprechend berührten, sondern beschäftigte sich nur mit Margot's Glück, welches wie eine liebliche Blume seinen versöhnenden Hauch und Duft darüber ausströmte, und auch Raoul's Stimmung wurde nach und nach eine innerlich beruhigtere, wenn seine Augen, nachdem sie voll Mitgefühl auf Margot's glücklichem Gesichte geruht, zu Hedwig hinüberflogen, bei welcher die Freude, ihn wieder zu besitzen, jede andere Empfindung überwog. Die Nacht war schon weit vorgerückt, als Walther endlich schied und Raoul mit Hedwig sich zurückzog.

Tadle mich nicht, sagte diese, sich zärtlich an ihn schmiegend, als sie allein waren, tadle mich nicht, wenn ich vielleicht deinem Schmerze und deiner Trauer nicht Rechnung genug getragen babe, – ich fühle deßhalb doch

mit dir – Alles und Jedes, aber die Freude, dich wieder zu besitzen, mich jetzt nie mehr von dir trennen zu dürfen, überwiegt Alles. Ich würde dich ja nicht so lieben, wie ich es thue, wenn es anders wäre,

Warum sprichst du so? erwiederte er, während er sie küßte – bin ich noch immer nicht genug in deiner Schuld? Ich weiß es, deine starke Seele hat nicht gezagt, als die Pflicht mich von dir rief, um dem Gebote der Ehre zu folgen – denn der Mann ohne Ehre ist der Liebe des Weibes nicht werth, und du am wenigsten hättest mich lieben können, wenn ich meinem Kaiser untreu geworden – *meinem* Kaiser, setzte er inniger und leiser hinzu – nicht *deinem*. Ich wußte es immer und doch hattest du nie ein Wort des Vorwurfes, nicht einmal ein Wort der Abmahnung.

Ach – ich würde dich doch und immer geliebt haben, Raoul, sagte sie, aber weil ich dich so sehr liebe, deshalb konnte ich nicht anders handeln.

Ich weiß das – o! ich wußte das immer, erwiederte er mit leuchtenden Blicken, du hast nicht nöthig, es mir noch zu versichern – aber jetzt ist es zu Ende, der Kaiser ist verrathen und verbannt, jetzt ....

Jetzt bleibst du immer, immer bei mir, kein Gebot der Ehre ruft dich mehr fort in den blutigen, verderblichen Krieg.

Keines, wiederholte er melancholisch, die Sache ist abgethan, und ich kann endlich, fuhr er wieder freudiger fort, endlich den Anfang machen, dir deine große Liebe zu vergelten und meine Schuld gegen dich abzutragen.

O! sprich nicht so, Raoul, du betrübst mich, ich verlange nichts als deine Liebe und daß du mir angehörst.

Aber diese Liebe hat bisher nichts gethan, als sich von der deinigen übertreffen lassen; du hast ihr Alles geopfert, Vater und Vaterland, bist mit mir zu deinen Feinden gezogen, mit mir, der dich nur hieher geleitet, um gegen die Deinen in den Kampf zu ziehen.

Konnte es anders sein? Warum wiederholst du das immer wieder, da es sich doch von selbst verstand?

Weil ich jetzt *mit dir* ziehen will, meine geliebte Hedwig, mit dir in *dein* Vaterland, *um immer dort zu bleiben*.

Raoul! Raoul! rief sie, von dieser beglückenden Vorstellung erfaßt, wäre es möglich!

Nicht nur möglich, es ist ganz gewiß, zweifle nicht daran – freust du dich darüber, bist du glücklich, daß es geschieht?

Nicht wahr – du kannst jetzt nicht scherzen – es wäre grausam?

Scherzen? Sieh in meine Augen und überzeuge dich, wie unendlich glücklich es mich macht, dir dies sagen zu können.

Aber wie, wie sollte das geschehen?

Willst du mich nicht haben in Wallfort? fragte er lächelnd, oder glaubst du, dein Vater könnte Einwendungen erheben, wenn ....

Ist es wahr, wirklich wahr, du wolltest mit mir nach Wallfort ziehen?

Nach Wallfort, oder wohin du willst, überall hin, wo du es verlangst. Zweifle nicht daran; schon damals, als

ich dich mitnahm aus der Heimath und dem Hause deiner Jugend, schwebte es mir vor wie die Erfüllung eines schönen Traumes, dich einst wieder dahin zurückzuführen, dich, die du Alles für mich geopfert hast, während ich immer nur von dir empfangen. Die Zeit hat anders entschieden, als ich es gehofft, aber jenen Vorsatz hat sie zur früheren Erfüllung gebracht. – Ich habe bereits aufgehört, französischer Officier zu sein, und meinen Abschied eingereicht, den man mir zu ertheilen gewiß keinen Anstand nehmen wird. Ich wollte dir das Alles erst später sagen, aber wozu noch zögern, dir eine Nachricht mitzutheilen, die dich erfreuen wird – jetzt, da auch Margot's ferneres Ergehen mir keine Besorgniß mehr macht?

Ich kann es immer noch nicht glauben, noch nicht für möglich halten!

Scheint es dir denn so wenig möglich, daß ich fortan nur für dich leben will, hast du überhaupt daran gezweifelt, daß dies mein fester Wille sein werde, bis ans Ende meines Lebens, als du den armen Gefangenen in Balagna mit deiner Liebe beschenktest? Wir werden jetzt auch ein gemeinsames Vaterland haben, denn ich werde aufhören, ein Franzose zu sein. Sie haben die stolze Tricolore von den Tuilerien herabgerissen, und ich werde niemals unter dem Schatten der weißen Lilienfahne wohnen!

O, wie glücklich werden wir sein! rief sie jetzt in der vollen Ueberzeugung der Erfüllung ihres heißesten und stets geheimen Wunsches, wie unendlich dankbar bin ich dieser Lilienfahne, da sie dich mir ganz zu eigen gibt.

Nicht jene Lilien sind es, du süße Thörin, sprach er zärtlich – wie wenig kennst du deine Macht und deine Schönheit!

Nichts, nichts will ich kennen, als deine Liebe, und die kenne ich jetzt – es gibt nur Eine, die ihr gleich kommt – die meinige.

Sie sank selig in seine Arme und ruhte darin, während der Mond draußen einsam durch den dunkelblauen Himmel zog und sein matter Strahl auf den herabgelassenen Vorhängen der Fenster phantastische Reflexe bildete.

Achtzehntes Capitel.

Die Mittheilung Raoul's an Hedwig blieb vorläufig zwischen ihnen ein Geheimniß; es gab ja so Vieles zu besprechen und zu erwägen, und Hedwig bat selbst ihren Gatten, den Marquis, dessen Gedanken und Empfindungen ohnehin so vieldeutig und außergewöhnlich in Anspruch genommen wurden, jetzt noch nicht durch die Mittheilung dieses neuen Plans zu beunruhigen. Walther hatte jetzt auch Gelegenheit gefunden, in Begleitung seines künftigen Schwagers Paris zu durchstreifen, und auf diesen Wanderungen nicht nur Alfred getroffen, sondern auch den Major Ardatow kennen gelernt, welcher Raoul mit unverhohlener Freude wiedergesehen und von diesem Walther vorgestellt worden war.

Er erkundigte sich natürlich sogleich mit großem Interesse nach Hedwig und nahm gern die Einladung Raoul's zum Abendessen an.

Man war sehr heiter und vergnügt an jenem Abende, an welchem Alfred Margot seinen Glückwunsch abstattete und dann seinem Freunde lächelnd zuflüsterte, daß er jetzt seine langjährige Ausdauer vollkommen gerechtfertigt finde. Hedwig's Benehmen gegen den Major war offen und herzlich, und er gab sich in derselben Weise, denn es bestand nichts mehr zwischen ihnen, was sie daran gehindert hätte. Nur Margot empfand eine gewisse Scheu vor diesem Manne, von dem sie erfahren, daß er den Herzog getödtet hatte, und konnte dieselbe, ungeachtet Walther's Vorstellungen, nicht überwinden.

Es ist eine wunderbare Zeit, bemerkte der Major im Laufe der Unterhaltung, so wunderbar, daß man zuweilen sich förmlich fragen muß, ob das Alles wirklich erlebt und nicht bloß geträumt worden. Wer hätte damals in Petersburg oder in Wilna denken können, daß wir uns hier in Paris und unter solchen Verhältnissen wiedersehen würden?

Das hätte Niemand voraussehen können, erwiederte Hedwig, indem sie Raoul freundlich ansah – ich am wenigsten; aber wir haben keine Ursache, uns deßhalb zu beklagen.

Der Mensch ist niemals ganz zufrieden, sagte der Major leichthin – doch Sie haben Recht, Sie besonders, wenn ich auch noch immer allerlei Wünsche in Vorrath besitze.

Weil Sie ungenügsam sind. Sie sagten mir einst, daß Sie Ihr künftiges Glück allein von Ihrem Degen erwarteten. Ich sollte glauben, er habe Ihr Vertrauen vollständig

erfüllt, da, wie Sie sagten, Ihre Ernennung zum Obersten nahe bevorstehend ist.

Sagte ich das? fragte der Major mit einem etwas melancholischen Lächeln; wenn ich offenherzig sein soll, so muß ich gestehen, daß ich jetzt des Krieges und dieser fortgesetzten Menschenschlächterei vollständig satt bin.

Darin theilen Sie die Empfindungen aller lebenden Menschen; aber der Krieg hat Ihnen Ehre und Ruhm gebracht und Sie können derselben sich jetzt in Ruhe erfreuen.

Wenn ich nur nicht eine so unruhige Natur wäre – doch ein Jeder ist so, wie ihn der liebe Gott hat werden lassen, und ich werde meine Eigenschaften ebenfalls behalten und tragen müssen, die vielen bösen und die wenigen guten.

Unter den vielen Letzteren vorzugsweise Ihre Bescheidenheit – doch ich will nicht dazu beitragen, Ihre Tugenden noch in größerem Glanze erscheinen zu lassen, sie möchten sonst beeinträchtigt werden; erzählen Sie uns lieber etwas aus Ihrer Heimath – haben Sie keine Briefe von Ihrer Frau Schwester?

Ach ja, erwiederte der Major mit einer gewissen Verlegenheit, welche seinem männlichen Gesichte nicht unschön stand – meine Frau Schwester ist jetzt Fürstin Boridow – eine Ehre, um die ich sie wenig beneide.

Fürstin Boridow! rief Hedwig mit sichtlicher Ueberraschung; hat der Fürst ....

Er hat, ergänzte der Major, als sie unwillkürlich stockte – ja, er hat sie geheirathet, setzte er mit seinem fröhlichen Lächeln hinzu; es ist dies auch eine etwas wunderbare, wenigstens sonderbare Geschichte – aber man darf sich jetzt einmal über nichts mehr wundern – es liegt Alles in der Luft!

Weßhalb wunderbar? Ich finde es sehr natürlich, sehr vernünftig, und freue mich herzlich darüber, bemerkte Hedwig.

Vernünftig? Vernünftig kann man es keinenfalls nennen, wenn ein so alter, abgelebter, launischer und boshafter Mann noch wieder heirathet, und wenn ich meine Schwester gewesen wäre, so würde ich ihn nie genommen haben.

Wann hat denn die Vermählung Statt gefunden?

O, schon fast vor einem Jahre, gleich nach der Abreise Ihres Herrn Vater; über die Flitterwochen sind sie längst hinaus, setzte er lachend hinzu.

So bald?

Ja, so bald; ich bin überzeugt und habe es auch aus einigen Andeutungen in den Briefen meiner Schwester ersehen, daß der Aerger über – über Ihre plötzliche Abreise, meine gnädige Frau, hauptsächlich ihn zu diesem raschen Entschlusse gebracht hat.

Ich wiederhole meinen herzlichen Glückwunsch und freue mich besonders Ihretwegen, Herr Major!

Meinetwegen? fragte dieser mit einem spöttischen Lächeln. Sie denken an die Erbschaft, an die Million, in deren Besitz die Frau Fürstin, meine Schwester, hoffentlich

bald gelangen wird – ich beneide sie auch darum nicht und wünsche ihr jetzt besonders ein recht langes Leben, damit der Preis mit der Waare wenigstens in einigem Verhältnisse stehe. Ich mag mit diesem Fürsten und mit Allem, was von ihm kommt, nichts zu thun haben; meine Schwester denkt über Vieles sehr verschieden, wie Sie selbst von ihr erfahren haben. Ich bin fest entschlossen, sie jetzt nicht aufzusuchen, sondern so lange zu meiden, bis sie die erwünschten Trauerkleider für ihren Herrn Gemahl angelegt haben wird.

Sie urtheilen scharf, Herr Major.

Aber ich bin überzeugt, daß Sie nichts Anderes von mir erwartet haben, wenigstens würde es mich betrüben, wenn es nicht so wäre. – Doch lassen Sie uns über diesen Gegenstand nicht weiter reden; ich hoffe, in Ihrer Werthschätzung durch die Verwandtschaft mit dem Herrn Fürsten nicht zu verlieren, denn ich bin selbst durchaus unbetheiligt daran und freue mich jetzt mehr als jemals der Unabhängigkeit, welche ich durch meinen Degen erlangt habe.

Der König wird in spätestens vierzehn Tagen erwartet, bemerkte der Marquis, dem Gespräche die erwünschte andere Wendung gebend; man bereitet Alles zu seinem festlichen Empfange vor. Er wird die Charte beschwören und Frankreich dann ein constitutioneller Staat sein.

Auf dem Papier, sagte Raoul mit finsterer Miene. Diese Charte ist nichts als ein Stück Papier, welches nicht einmal in Frankreich fabricirt worden ist. Frankreich aber

erhält die Gränzen von 1792 und verliert alle seine glorreichen Eroberungen – fünfzehn Millionen Einwohner!

Die aber niemals Franzosen waren, erwiederte der Major, und es nur gezwungen gewesen sind.

Mag sein; der Krieg hat entschieden und der Friede ist geschlossen – ich aber werde niemals den Bourbonen dienen!

Es war ein Mißton, welcher durch diese politische Erörterung plötzlich in die sonst heitere Stimmung fiel, und der Major bemühte sich, während er die besorgten Blicke Hedwig's sah, mit dem ihm eigenen Wohlwollen und der Offenheit seines Charakters, denselben wieder auszugleichen.

Ich kann Ihnen das nicht verdenken, Herr Kamerad, sagte er freundlich, sich an Raoul wendend; wenn ich so lange unter Ihrem siegreichen Kaiser gekämpft hätte, ich würde eben so handeln. Hätte Napoleon in Rußland gesiegt und unseren geliebten Czaren abgesetzt, um uns einen anderen Kaiser zu geben, selbst wenn er irgend einen Anspruch auf den Thron gehabt – ich hätte meinen Degen an den Nagel gehängt; denn wenn auch der Soldat den Befehlen zu gehorchen hat, sein Eid bleibt sein Eid, und er muß demjenigen die Treue halten, dem er sie geschworen.

Es freut mich, daß Sie so denken, sagte Raoul, dem Major die Hand reichend; ich habe meinem Kaiser geschworen und werde niemals einem Anderen, niemals seinen Feinden dienen!

Das ist das Gesetz der Ehre, sagte Walther, und es ist Niemand unter uns, welcher anders dächte!

Hedwig sah mit einem dankbaren Blicke zu Walther und dem Major hinüber, und Margot empfand zum ersten Male weniger Scheu vor dem Manne, welcher so offen, so anspruchslos und so ehrenhaft sprach.

Wir werden Paris bald verlassen, fuhr der Major fort; die Armeen sollen nach dem Frieden aus Frankreich zurückmarschiren, und uns wird man so bald als möglich aufbrechen lassen, da wir einen so weiten Weg haben.

Margot blickte ängstlich auf Walther, der die Bedeutung dieses Blickes und die darin liegende Besorgniß einer abermaligen Trennung erkannte. Aber was hatte diese Trennung jetzt zu bedeuten, wenn sie überhaupt eintrat, wenn es ihm nicht vielleicht gelang, Urlaub oder gar seinen Abschied zu erhalten?

Diese Trennung sollte aber sehr bald eintreten, da sein Urlaub in wenigen Tagen abgelaufen und die Ordre bereits eingetroffen war, daß sein Regiment mit den ersten Truppen den Rückmarsch anzutreten habe.

Nachdem Walther den Befehl empfangen, in acht Tagen sich bei seinem Regimente einzufinden, und es dadurch zweifelhaft geworden war, ob er überhaupt nochmals nach Paris zurückkehren werde, bevor er seine Entlassung oder einen längeren Urlaub erhalten, mußte die Frage der Zukunft in bestimmte Erwägung gezogen werden – die außergewöhnlichen Zeitereignisse verlangten außergewöhnliche Maßnahmen. Margot dachte nur an

die bevorstehende Trennung, und wenn sie auch vielleicht noch an etwas Anderes dachte, so lag es doch nicht in ihrem Wesen, dies in irgend einer Weise zu erkennen zu geben. Anders verhielt es sich mit Walther – der Besitz Margot's, das höchste Glück seines Lebens, bildete das ungetheilte Ziel seiner Gedanken. Am liebsten hätte er sogleich seine Hochzeit begehen und sie mit sich nehmen mögen, um nicht dem Zufalle, welcher schon so oft zwischen ihn und die Erfüllung seiner Wünsche getreten war, neue Gelegenheit zu unvorhergesehener Zögerung zu geben. Er fand jetzt Raoul's und Hedwig's eilige und heimliche Vermählung durchaus gerechtfertigt und zog einen Augenblick in Erwägung, ob nicht ähnliche Momente für ihn vorliegen könnten; da er diese jedoch nicht aufzufinden vermochte, so wandte er sich an Hedwig und Raoul, um mit diesen einen seinen Wünschen entsprechenden Plan festzustellen. Wie er gehofft, fand er in Hedwig eine ergebene und helfende Verbündete.

Sie hätten kaum nöthig gehabt, uns das Alles mitzutheilen, erwiederte sie, ich fühle in Ihrer Seele und auch in derjenigen unserer lieben Margot, obgleich sie selbst nicht darüber spricht, nicht einmal gegen mich. Es läßt sich aber doch nicht ändern, Sie müssen noch einmal fort, das letzte Mal, und wenn Sie nicht so ungenügsam wären, so würden Sie für jetzt gar nicht mehr verlangen.

Mögen Sie immerhin eine ungünstige Meinung von mir haben – ich verlange dennoch mehr, ich will nicht von hier scheiden, ohne daß wir hinsichtlich der Zukunft

feste Verabredungen getroffen, und ich habe geglaubt, Sie würden mich darin unterstützen.

Warum gerade ich? fragte sie lächelnd.

Weil Sie meine Freundin sind.

Nun, so lassen Sie uns denn festsetzen und bestimmen! Ach, wie herrlich ist es, wie glücklich macht es mich, daß wir uns auf diesem Standpuncte befinden! Sie haben Vorschläge zu machen, denn Sie sind die Hauptperson, das heißt nach Margot, versteht sich. So lange Sie noch im Brautstande leben, setzte sie mit einem zärtlichen Blicke auf Raoul hinzu, ist Margot die Erste, dann natürlich treten Sie an diese Stelle.

Glauben Sie das nicht, bemerkte Raoul, glauben Sie solche Verleumdungen nicht, da Sie sich täglich vom Gegentheil überzeugen.

Nun, lassen wir das; also wie ist Ihr Plan?

Mein Plan? fragte er, indem er leicht erröthete, mein Plan ist, sobald als möglich Ihnen beweisen zu können, daß, so weit es meine Person betrifft, Raoul Recht hat.

Ach, das sind unbestimmte und zu allgemeine Andeutungen! Bedenken Sie, daß Sie uns in wenigen Tagen verlassen müssen, und sprechen Sie daher ohne Rückhalt.

Nun denn, so hören Sie das Ergebniß meines Nachdenkens, sagte er ernst. Ich bin zu dem Entschlusse gekommen, meine Stellung in Wallfort aufzugeben und mir eine eigene und unabhängige Häuslichkeit zu gründen.

Wir haben das von Ihnen erwartet und bereits darüber gesprochen.

Es freut mich, daß Sie diesen Entschluß billigen, sagte er freudig, ich beabsichtige, entweder, wenn es die Umstände gestatten, mit Wehring ein Compagniegeschäft zu begründen, oder mich in der Nähe der Fichtenau anzukaufen.

Die Fichtenau übt noch immer eine sehr große Anziehungskraft auf Sie aus.

Eine Kraft, welche sie niemals verlieren wird, schon weil meiner geliebten Margot schönste Erinnerungen in diesem reizenden Thale weilen.

Wie er schwärmerisch geworden ist, sagte Hedwig. lächelnd zu Raoul, indessen sie Beide müssen am besten wissen, wo sie ferner leben und ihr Glück genießen wollen. Also setzen wir fest, Sie werden künftig in oder in der Nähe der Fichtenau wohnen. Nun weiter.

Ich werde also, wenn ich meinen Abschied erhalten habe, um den ich einkomme, sobald der Friede geschlossen ist, nach der Fichtenau reisen, dort die nöthigen Einleitungen treffen, welche keiner großen Zeit bedürfen werden, höchstens einige Tage, dann sogleich hierher zurückkehren, um – Margot abzuholen.

Nun, und weiter? fragte sie, als er schwieg.

Weiter?

Sie sehen mich ordentlich erstaunt an, aber Sie waren von jeher ein Egoist, der nur an sich denkt. – Sind Sie wirklich mit Ihrem Plane zu Ende – an uns denken Sie gar nicht?

An Sie? wiederholte er – für Sie habe ich die große Bitte, daß, während ich fort bin ....

Ach, das versteht sich Alles von selbst – aber, da Sie so wenig an uns denken, so hören Sie jetzt auch meinen Plan, vielleicht gefällt er Ihnen doch noch besser, und zwar deßhalb, weil er nicht von mir, sondern von Margot kommt.

Von Margot! rief er freudig, sie hätte ....

O nein, sie hat nicht, unterbrach sie ihn – ich habe nur in ihrer Seele gelesen, wir Frauen besitzen für Derartiges ein feineres Verständniß. Ehe ich jedoch weiter rede, fuhr sie fort, muß ich Ihnen mittheilen ....

Daß wir Beide nach Wallfort ziehen, ergänzte Raoul, und mein Vater uns dahin begleiten wird, um ebenfalls dort zu bleiben.

Sie, Sie verlassen Frankreich – Sie ziehen nach Wallfort?

Finden Sie das nicht natürlich? ist es nicht nur ein sehr geringer Beweis ....

Schweige, schweige – bat sie, ihn zärtlich ansehend – ach, Sie glauben nicht, wie glücklich mich das macht – also, wir ziehen nach Wallfort, fuhr sie wieder in der vorigen redenden Weise fort, weßhalb wollen Sie daher erst wieder die weite Reise nach Paris machen, wir könnten Ihnen ja entgegen kommen.

Entgegen kommen! rief er mit rascher, freudiger Verständigung – entgegen kommen bis in die Fichtenau! Und dort in der kleinen Dorfkirche oben auf dem Berge, in welcher Margot confirmirt worden ist – dort, dort würde sie für immer die Meine werden! O, ich vermag diesen Gedanken noch gar nicht zu fassen, er ist zu schön, zu

wundervoll – und Margot – wie glücklich wird sie sein! – Lassen Sie mich Ihnen vor Allem danken.

Er schloß sie und Raoul bei diesen Worten stürmisch in seine Arme, ohne daß er daran gehindert wurde.

Ungestümer Mensch, sagte Hedwig dann, also Sie sind damit einverstanden?

Einverstanden? Sie können noch fragen – aber jetzt muß ich zu ihr – ich muß ihr das mittheilen – sie muß es wissen, muß es erfahren – denn ich besitze nicht die Macht und die Fähigkeit, dieses Glück auch nur einen Augenblick allein ohne sie zu tragen!

Er eilte fort, und sie sahen ihm, selbst von innerer, tiefer Bewegung ergriffen, eine Zeit lang schweigend nach.

Sie werden recht glücklich sein, sagte sie dann leise.

So glücklich, wie wir, erwiederte er, sie innig in seine Arme schließend, das ist das Höchste, was wir ihnen wünschen können.

Daß Margot mit freudigem Herzen diesem Plane ihre Zustimmung gab, werden wir nicht nöthig haben, zu bemerken, und so begannen denn sogleich all jene Vorbereitungen und Anordnungen, welche man während des kurzen noch gemeinsamen Beisammenseins auszuführen hatte. Es wurden eine Menge Briefe geschrieben, alle voll des freudigsten Inhaltes. Walther und Margot schrieben an Wehrings, an Walther's Mutter, er an den Grafen, Raoul und Hedwig ebenfalls an diesen, auch der Marquis fügte ein Schreiben bei, und der Inhalt aller dieser Briefe enthielt die Kunde, daß Raoul, Hedwig und der Marquis

nach Wallfort ziehen und dort bleiben, daß Walther und Margot in der Fichtenau Hochzeit halten und dann sich dort ansässig machen würden, und daß man sich zur Feier dieser Hochzeit gemeinschaftlich in der Fichtenau zusammenfinden wolle. Der Graf und Walther's Mutter sollten von Wallfort auch kommen, Walther selbst wollte sofort nach erhaltenem Abschiede dahin, und der Marquis, Raoul, Hedwig und Margot von Paris sich dahin begeben. Den Zeitpunct setzte man auf vier Monate fest, bis wohin der Marquis seine Verhältnisse geordnet und Walther seinen Abschied würde erhalten haben. – Dann, nachdem dies Alles geschehen und vorbereitet war, küßte er aus ihren schönen Augen die Thränen fort, mit welchen der Schmerz der Scheidungsstunde sie erfüllt hatte.

Weine nicht, Geliebte, flüsterte er ihr zu – es ist nur ein kurzer Abschied und der letzte; wenn wir uns wiedersehen, werden wir uns nie, nie mehr trennen.

Ah, ich wollte nicht weinen, sprach sie kaum hörbar – ich hatte es mir so fest vorgenommen – aber nun kann ich doch nicht anders.

Neunzehntes Capitel.

Es ist lange her, geneigte Leserin, als wir zum letzten Male zusammen in der Fichtenau waren; wir haben Deine Geduld durch den Gang unserer Geschichte auf manche harte Probe gestellt, indem wir Dich durch weite Länder nach Osten und Westen geführt. Das Interesse, welches wir an den uns lieb gewordenen Personen nahmen, hat uns vielleicht verleitet, Manches ausführlicher

zu erzählen, als es nöthig gewesen wäre; dennoch glauben wir, daß Du uns jetzt noch einmal willig nach jenem anmuthigen Thale folgen wirst, in welchem unsere Geschichte begonnen hat. –

Wir befinden uns im Monat August. Das Laub der Wälder zeigt eine tiefe Färbung; hier und da schimmert bereits ein gelblicher, an den kommenden Herbst mahnender Ton hindurch, wie ein weißes Haar in den Locken eines kräftigen Mannes; die Wiesen prangen noch in frischem, üppigem Grün, der Bach zieht in raschem Laufe hindurch und seine klaren Wellen zerstäuben in silbernem Schaum, während sie sich über die Steine des Wehres hinabstürzen; die hohen Essen senden ihre dunkeln Rauchwolken gleich wehenden Schleiern in die klare, elastische Luft hinaus; Haus und Garten, in welchen wir heimisch sind, schauen friedlich wie sonst, von der Abendsonne beleuchtet, auf das Thal hinab – kurz, es hat sich nichts in der äußeren Erscheinung während unserer Abwesenheit verändert, und wir ziehen daraus den Schluß, daß es auch unseren alten Bekannten, die wir dort zurückgelassen haben, wohl ergeht. Wir haben uns in dieser Voraussetzung nicht geirrt, denn wir sehen, indem wir näher treten, Wehring mit seiner Frau und Walther in eifrigem Gespräche begriffen zusammen in der Laube sitzen.

Wir werden bald fahren müssen, sagte Wehring, um den Grafen zu empfangen und Ihre Mutter, welche kennen zu lernen ich mich besonders freue.

Ach, es ist so viel der Freude, bemerkte seine Frau, daß ich gar nicht weiß, worüber ich mich am meisten freuen soll!

Du weißt es sehr wohl, wenn du es auch nicht sagen willst, denn du freust dich doch am meisten darauf, Margot, deine liebe Margot, unsere liebe Margot wiederzusehen, mit der Gewißheit, sie immer bei uns zu behalten.

Der liebe Gott gewährt mir eine große Gnade, erwiederte sie bewegt, mehr, weit mehr, als ich von ihm zu bitten gewagt habe.

Ja, es wird ein wunderbar schönes Leben werden, wenn wir hier zusammen wohnen und gemeinschaftlich unsere Geschäfte betreiben; ich habe mir den Abend unseres Lebens auch nicht so heiter gedacht – und du hast Recht, setzte er mit einem innigen Blicke auf seine Frau hinzu, der liebe Gott ist gnädiger gegen uns, als wir es verdienen.

Wenn Sie beide so reden, sagte Walther im Gefühle und im Bewußtsein seines der Erfüllung so nahen Glückes, wie soll ich meinen Dank und mein Empfinden ausdrücken?

Das muß ich Ihnen selbst überlassen, erwiederte Wehring mit dem Bestreben, eine weniger bewegte Stimmung hervorzurufen; Sie müssen selbst sehen, wie Sie mit Ihrem Glücke fertig werden, wir können Sie dabei nicht unterstützen, weil wir mit uns selbst vollauf zu thun haben – aber nun wollen wir noch einmal kurz Alles überlegen, ob nichts fehlt, alle nöthigen Anordnungen getroffen sind.

Es wäre doch vielleicht besser, wenn Margot gleich hieher käme, bemerkte die Frau Wehring zögernd.

Wie ungenügsam du bist, erwiederte er lächelnd; du vergißt wieder, daß sich das jetzt nicht paßt. Braut und Bräutigam können nicht zusammen wohnen, und das Fest wird auch viel schöner sein, wenn sie erst als Frau Rohneck hier einzieht. Also es bleibt, wie es verabredet ist. Alles wohnt drüben in der Apotheke und im Wirthshause, der Graf in dem letzteren, der alte und der junge Marquis mit den beiden Marquisen bei unserem Freunde, dem Apotheker. Was das für eine vornehme Gesellschaft ist, fuhr er lächelnd fort: ein Graf, zwei Marquis und zwei Marquisen – es ist unglaublich, und sie Alle kommen hieher, um dieses Mannes Hochzeit zu feiern!

Sie werden Manches entbehren müssen, bemerkte die Frau; namentlich ist die Wohnung klein, nur vier Stuben, und das neue Haus wird vor dem künftigen Sommer nicht zu beziehen sein.

Ja, sie werden recht viel entbehren müssen und sind wirklich sehr zu beklagen, scherzte Wehring; eine so kleine Wohnung – es verdient der Ueberlegung – man könnte die Hochzeit vielleicht verschieben?

O, nicht doch, nicht doch! Sie werden sich ein wenig behelfen müssen, aber ....

Laß es gut sein, Marie, unterbrach er sie; sieh doch, er ist ordentlich blaß geworden, und es unrecht von uns, ihn so zu erschrecken. Aber es ist Zeit, aufzubrechen, damit wir den Grafen und die Frau Rohneck empfangen können.

Der Wagen wurde angespannt und man fuhr im raschen Trabe dem Dorfe zu, wo der Apotheker und seine Frau die Ankommenden freundlich begrüßten. Auch diese hatten sich eben so wenig wie Wehring und seine Frau verändert; die Jahre waren unmerklich und schonend über sie hingezogen, und der Apotheker stand in derselben geraden und stattlichen Haltung da, wie sonst, als er den Ankommenden die Hand reichte.

Es ist Alles zum Empfange des Grafen vorbereitet, sagte er dann; die Frau Rohneck nehmen Sie mit nach der Fichtenau?

Das versteht sich von selbst.

Sie scheinen gerade zur rechten Zeit gekommen zu sein, denn ich höre ein Posthorn.

Nach wenigen Minuten hielt der stattliche und umfangreiche Reisewagen des Grafen vor dem Hause; Walther umarmte seine Mutter, und man begrüßte sich gegenseitig mit Herzlichkeit und Freude.

Zur Ergänzung bleibt zu bemerken, daß Walther, nachdem er mit seinem Regimente bis Schlesien marschirt war, seinen Abschied erhalten und dann nach Wallfort gereis't war. Dort hatte er seine Mutter wiedergesehen und seine Verhältnisse mit dem Grafen geordnet. Nur sehr ungern entließ ihn dieser aus seiner bisherigen Stellung, während Walther bei dem Bergwerke Theilnehmer blieb. Dann war dieser bald wieder abgereis't, um in

der Fichtenau mit Wehring mündlich die bereits schriftlich vorbereitete Geschäftsverbindung näher festzustellen. Walther trat als Compagnon ein, und man war übereingekommen, daß das junge Paar vorläufig den oberen Stock des Hauses bewohnen sollte, bis das neue, für sie zu erbauende fertig sein würde. Mit dem Baue dieses nur in kurzer Entfernung gelegenen Hauses war zwar bereits begonnen, es stand jedoch fest, daß es vor dem künftigen Sommer nicht bezogen werden sollte.

Walther war fleißig in dem neuen, ihm bekannten Geschäftskreise thätig, und die beiden Industriellen hatten umfassende Plane zur Erweiterung ihres gemeinsamen Geschäftes ausgearbeitet, wozu vermehrte Mittel und Kräfte, so wie der jetzt endlich dauernd gesicherte Friede die besten Aussichten boten.

Der Graf hatte es anfänglich entschieden abgelehnt, abermals eine weite Reise zu machen, besonders da er die für ihn beglückende Kunde erhalten, daß Hedwig mit ihrem Manne und Schwiegervater künftig in Wallfort wohnen würde.

Ich werde sie ja doch sehen und haben, dachte er; die Einzige, welche ich nicht kennen lerne, ist Hedwig's Schwägerin, Margot. Deßhalb aber wieder eine weite Reise zu machen, scheint mir um so weniger nöthig, als sie doch eine Mesalliance schließt und einen Bürgerlichen heirathet, meinen früheren Inspector.

Hedwig's wiederholte Briefe und der Umstand, in Gesellschaft mit der Frau Rohneck reisen zu können, bestimmten ihn endlich dennoch, und so sehen wir ihn jetzt

seinem geräumigen Reisewagen entsteigen und die ihm fremden Personen, welche er sich durch Walther vorstellen ließ, nicht ohne eine gewisse Herablassung begrüßen. Auch er hatte sich nur wenig verändert, die russische Excursion, wie er es nannte, war ihm vortrefflich bekommen, und er blickte aus seiner hohen, weißen Binde mit klaren und forschenden Augen umher.

Die Gegend gefällt mir, sagte er, als sie später gemeinschaftlich bei dem Apotheker zu Abend aßen; die Dörfer sehen reinlich und wohlhabend aus und Sie haben gute Wege. Ihre Apotheke aber könnte in einer Stadt stehen, so groß und elegant ist sie.

Unser Dorf ist größer, als manche Stadt, Herr Graf, erwiederte selbstbewußt der Apotheker, und wir setzen einen Stolz darein, den Städtern nicht nachzustehen.

Sehr anerkennenswerth; es liegt für mich immer eine große Beruhigung darin, an einem Orte zu sein, wo man ärztliche Hülfe haben kann, wenn es erforderlich sein sollte.

Es wird hoffentlich nicht erforderlich sein; aber es soll Ihnen in einem solchen Falle an nichts fehlen.

Mein Aufenthalt wird ja nur einige Tage dauern, dann werde ich mit meiner Tochter, meinem Schwiegersohne und dem Herrn Marquis wieder nach Hause reisen. Ich leide nur zuweilen an der Gicht, glaube aber, jetzt eine Zeit lang Ruhe zu haben; außerdem bin ich an Strapazen gewöhnt, da ich noch vor kurzem eine Reise bis an die

Gränzen Asiens gemacht habe. – Aber wie sind die Arrangements getroffen – wann werden meine Verwandten ankommen?

Morgen gegen Abend, erwiederte Walther; der heute aus Köln eingetroffene Brief meiner Braut setzt uns davon in Kenntniß.

Ich freue mich sehr, Ihre Fräulein Braut, die Marquise de Beaumont, kennen zu lernen, sagte der Graf mit einer gewissen Förmlichkeit, und meine Tochter endlich wiederzusehen; Ihre Hochzeit wird dann ohne Verzug Statt finden – so hat man mir wenigstens geschrieben.

Es ist Alles vorbereitet, das Aufgebot erfolgt, und wir erwarten nur noch die Braut, erwiederte Wehring. Ein Tag wird nöthig sein zur Ruhe und Sammlung, dann aber wollen wir drüben die Hochzeit so fröhlich und festlich begehen, als wir es vermögen, eine Hochzeit, welche nichts zu wünschen übrig läßt, weil sie den Bund zweier glücklichen und treuen Herzen segnet.

Schön, schön – aber Sie sprechen von drüben, soll die Hochzeit nicht hier gefeiert werden?

Nein, Herr Graf; das würde sich nicht passen, das würden wir uns nicht nehmen lassen, und Margot hat ja auch den bestimmten Wunsch ausgesprochen, in derselben Kirche getraut zu sein, wo sie confirmirt worden ist.

Die Marquise de Beaumont hat darüber zu entscheiden, das versteht sich von selbst. Wie weit ist es noch nach der Fichtenau?

O, nur Eine Stunde, und ein vortrefflicher Weg; der Herr Graf werden ganz bequem fahren.

Das ist mir angenehm; und wo werden meine Verwandten so lange wohnen?

Hier; mein Haus ist etwas beschränkt – ich muß daher, so leid es mir thut, auf die Ehre verzichten, den Herrn Grafen zu mir einzuladen. Außerdem glaubten wir ....

Gut, gut, unterbrach ihn dieser; ich werde also morgen das Vergnügen haben, meine Verwandten zu empfangen, übermorgen ruhen wir aus, am folgenden Tage ist die Hochzeit, und am nächsten werde ich mit meiner Tochter, ihrem Gemahle und Schwiegervater die Rückreise antreten.

Dem steht nichts entgegen, bemerkte Wehring.

So möchte ich mich jetzt mit ihrer Erlaubniß zur Ruhe begeben, denn ich bin von der langen Fahrt sehr ermüdet.

Der Graf empfahl sich, während die Uebrigen noch lange in heiterem Gespräche zusammen blieben. –

Das Bett könnte besser sein, sagte der Graf, nachdem er seiner Gewohnheit gemäß dasselbe genau untersucht hatte. Sieh noch einmal genau nach, ob Alles fest und glatt liegt, Friedrich, und ob die Fenster geschlossen sind; es ist mir, als ob es zöge – Doppelfenster scheint man hier nicht zu kennen.

Es ist Alles fest und zu, erwiederte der Diener, der Herr Graf können sich ausziehen lassen; wir befinden uns ja auch im Sommer.

Behalte deine Bemerkung für dich! fuhr der Graf auf; gerade im Sommer kann man sich am leichtesten erkälten.

Wenn ich nur wüßte, wann dieses ewige Reisen einmal ein Ende nähme, brummte Friedrich, indem er des Grafen lange Leibbinde abwickelte – es wäre endlich einmal Zeit!

Schweige – lege das Kissen etwas höher – so, und daß du jetzt ebenfalls gleich zu Bett gehst, so daß ich dich immer rufen kann, dich nicht etwa noch herumtreibst.

Während die Augen des ermüdeten Grafen sich schlossen und sich eine zauberische, klare, sternschimmernde Sommernacht über die schlummernde Erde herabsenkte, fuhren Wehrings, Walther und dessen Mutter nach der Fichtenau zurück. Ihre Hand ruhte in der seinen, denn er führte sie jetzt an denjenigen Ort, an welchem sie die letzten Jahre ihres Lebens zubringen und sich in dem Glücke ihres geliebten Sohnes verjüngen sollte. Seine Gedanken aber flogen sehnsuchtsvoll über den kleinen Raum hinweg, welcher ihn noch von Margot trennte, und begegneten auf diesem Wege den ihrigen, die mit gleicher Sehnsucht, mit gleichem Verlangen zu ihm herüber schwebten. Es lag ein hohes Glück in diesem ungehinderten Spiele der Gedanken, aber es wurde erzeugt und hervorgerufen durch das selige Bewußtsein, daß bald kein Raum mehr ihre Herzen trennen werde, diese Herzen, welche nur der Eine Wunsch erfüllte, für immer vereint zu sein. –

Alle waren am Nachmittage des folgenden Tages auf eine Höhe vor das Dorf hinaus gegangen, auf welcher man die von Westen kommende Straße übersehen konnte. Die dort vereinten Personen fesselte Erwartung und

Sehnsucht, wenn auch in verschiedener Weise und Abstufung; ihre Blicke hingen unverwandt an der am weitesten sichtbaren Krümmung des Weges – nur hin und wieder wurde ein Wort gesprochen oder eine Bemerkung gemacht, denn ein Jeder war mit sich selbst beschäftigt.

Endlich verkündete aufwirbelnder Staub das Herannahen der Wagen. Walther wollte fort, aber Wehring hielt ihn zurück.

Es ist gegen die Abrede, sprach er, seine Hand fest haltend – und auch besser, wenn Alles zusammen abgethan wird.

Dennoch gingen Alle weiter, als Tücher aus den Wagen zu wehen begannen, und Margot lag bereits in Walther's Armen, als die Anderen herankamen. Tief erröthend entzog sie sich ihm und flog mit thränenden Augen in die Arme der Frau Wehring.

Meine liebe, meine theure, meine geliebte Mutter! schluchzte sie – ach, ich vermag es nicht auszudrücken, wie glücklich ich bin, dich wiederzusehen!

Hedwig küßte und umarmte ihren Vater, der so in den Anblick seiner Tochter versunken war und sie noch immer so zärtlich ansah, daß er längere Zeit die übrigen Personen ganz vergaß. Dann flog Margot zu Wehring, der sie ebenfalls rücksichtslos in seine Arme schloß; dann ging sie zu Walther's Mutter und küßte deren Hand, ehe sie es verhindern konnte – dann – doch wir müssen es Dir selbst überlassen, Dir die ersten Augenblicke dieses Wiedersehens auszumalen, geneigte Leserin, und können nur bemerken, daß eine längere Zeit hinging, ehe auch

Raoul und der Marquis an die Reihe kamen, welche sich der Graf vorstellen ließ und durch diesen förmlichen Act wieder etwas Gleichgewicht in die von Freude und Aufregung überströmenden Gefühle brachte.

Es freut mich, Sie endlich kennen zu lernen, Herr Marquis, sagte der Graf dann zu Raoul, indem er ihn mit wohlwollender und befriedigter Miene betrachtete; es hätte vielleicht längst geschehen können, am besten dort hinten in Balagna, aber ....

Ich werde nachholen, was ich versäumt habe, erwiederte Raoul; Hedwigs Glück ist die Aufgabe meines Lebens!

Der alte Marquis und der Graf verneigten sich in förmlicher Weise; dann sahen sich beide einen kurzen Moment prüfend an, schienen aber mit ihrer gegenseitigen Beobachtung zufrieden zu sein, denn als man endlich aufbrach, um, immer wieder stehen bleibend, langsam nach dem Dorfe zu gehen, und sich noch immer nicht in einander zu finden vermochte, weil Margot nicht wußte, wem sie die Beweise ihrer Liebe zukommen lassen sollte, die von allen den ihr so theuren Personen beansprucht wurden, vertieften sich der Graf und der Marquis in ein für sie interessantes Gespräch, dessen Inhalt wir aber nicht mittheilen können, weil wir uns von der lieblichen, glücklichen und auch in ihrem Glücke so anspruchslosen und demüthigen Margot nicht lossagen können.

Endlich gelangten sie zu dem Hause des Apothekers, wo dieser und seine Frau die willkommenen und erwarteten Gäste empfingen. In den nachfolgenden Wagen befanden sich noch zwei Personen, welche nur Wenigen bekannt waren: Petrowitsch und Lucie.

Zwanzigstes Capitel.

Wie schnell und heiter verflossen die Stunden des Abends! Margot, die Gefeierte, von Allen Geliebte, saß an der Seite ihres Bräutigams und der Frau Wehring und empfing die vielen Beweise von Liebe und Zuneigung mit kindlichem Herzen wie ein übergroßes, unverdientes Glück. Nur Eines empfand sie mit einem gewissen Schmerz, daß sie heute nicht mit nach der Fichtenau hinüber fahren sollte.

Ich hatte mich so unendlich darauf gefreut, heute Abend wieder bei Euch und in meinem Zimmer zu sein, liebe Mutter, flüsterte sie der Frau Wehring zu, und nun darf ich nicht mit.

Es geht nicht, es kann jetzt nicht sein, mein liebes Kind. – Uebermorgen kommst du – übermorgen – und dann wirst du uns nie mehr verlassen.

Margot schlug erröthend die Augen nieder, denn der Gedanke, daß sie dann ganz ihm angehören werde, ihm, dessen Hand in diesem Augenblicke die ihrige zärtlich drückte, durchbebte mit magischer Gewalt ihre Seele.

Ist Alles noch drüben wie sonst, hat sich nichts geändert? fragte sie schüchtern.

Noch Alles wie sonst, auch dein Zimmer, mein Kind, nur haben wir die anstoßenden damit in Verbindung gesetzt, weil ihr euch vorläufig, bis das neue Haus fertig sein wird, mit dieser beschränkten Wohnung behelfen müßt.

Sie erröthete von Neuem und noch mehr als zuvor, da sie an dem wiederholten und längeren Drucke von Walther's Hand erkannte, daß er diese Worte gehört hatte. Es war ihr eine Erleichterung, daß der Apotheker sich jetzt erhob und mit seiner klaren Stimme die Gesundheit des Brautpaares ausbrachte. Sie ließ sich küssen und umarmen von allen denen, welche ihr Herz liebte, von ihrem Vater, von Raoul, von Hedwig, von Wehring und seiner Frau, von Walther's Mutter und dann zuletzt auch von ihm selbst, zum ersten Male vor so vielen Menschen – sie mußte es über sich ergehen lassen und hatte nicht einmal die Befähigung, die Thränen zu verbergen, mit denen sich ihre Augen erfüllten,

Der folgende Tag verging in steter, aber freudiger Unruhe. Walther kam, wurde aber längere Zeit nicht vorgelassen, weil Margot auf Hedwig's ausdrückliches Verlangen so eben ihr Brautkleid anpaßte, welches man von Paris mitgebracht hatte, an welchem jetzt durchaus noch Dies und Jenes geändert werden mußte. Sie sollte auch den Kranz aufsetzen, als sie erröthend vor dem Spiegel stand – aber sie weigerte sich – sie hielt es für eine Entweihung; vielleicht wollte sie auch die Zeit abkürzen, um ihn nicht warten zu lassen.

Seine Bitten, ihn Margot so sehen zu lassen, wurden verweigert und er mußte sich gedulden.

Morgen, morgen, rief Hedwig durch die verschlossene Thür ihm zu – morgen hat unsere Herrschaft ein Ende, heute aber gehört sie noch uns! –

Die Sonne dieses Morgens stieg hell und klar über die Berge empor, und ihre warmen Strahlen ließen die leichten und durchsichtigen Nebel verschwinden, welche noch über den Wiesen in den Thälern schwebten. Margot hatte nur eine kurze Zeit unruhig geschlummert und stand jetzt abermals da im Schmucke des Brautkleides, während Hedwig den Myrthenkranz in ihren dunkeln Locken befestigte.

Wie schön, wie lieblich du aussiehst, meine geliebte Schwester, sagte sie dann mit bewegter Stimme, ich würde dich umarmen und an mein Herz drücken, wenn ich nicht befürchtete, deinen Anzug zu verderben.

Aber Margot lag schon in ihren Armen und sie hielten sich längere Zeit innig umschlungen.

Die Wagen sind vorgefahren, meldete Lucie, und während Margot mit niedergeschlagenen Augen an der Hand Hedwig's das Zimmer verließ, stand Walther vor ihr, und das arme Kleid hatte eine neue und längere Probe zu bestehen.

Sie fuhren ab; Margot und Walther allein in Wehring's zurückgeschlagenem besten Wagen durch die dichte Menge der Dorfbewohner, welche das junge Paar jubelnd begrüßten. Dann wurde es stiller, als sie auf dem bekannten Wege hinrollten, den sie so oft gefahren war,

– zum letzten Male mit so unendlich traurigen und schmerzlichen Gefühlen. – Jetzt saß sie an seiner Seite, den sie damals für immer verloren wähnte – um ihm für das ganze Leben anzugehören, nie mehr von ihm zu scheiden.

Die Berge der Fichtenau tauchten auf, die bekannten, ihr so theuren heimathlichen Höhen; sie sah das Alles wieder, wonach sie sich in so vielen bangen und einsamen Stunden gesehnt hatte – ihre Blicke hafteten daran, aber sie vermochte sie dennoch nicht zu sehen, denn ihre Augen waren von Thränen verschleiert und die Bilder verschwammen in dem Entzücken ihres überströmenden Gefühls.

Im raschen Fluge bogen jetzt die Wagen um die letzte Windung des Thales, da donnerten Böllerschüsse von den Höhen und das Echo rollte weit an den Felsen hin, als ob auch diese ihnen ihren Gruß und ihr Willkommen entgegensenden wollten. Die hohen Essen ragten feuernd in die blaue Luft hinauf, aber statt der Rauchwolken wehten von ihren Zinnen flatternde Fahnen in den theuren Landesfarben, welche sich jetzt wieder frei und ungehindert entfalten durften. Alle Arbeiter standen in ihren Festkleidern in Reihen und empfingen die Ankommenden mit lautschallendem, jubelndem Willkommen.

Fräulein Margot! Fräulein Margot! riefen die Frauen und die Kinder, Fräulein Margot ist wieder da! es lebe Fräulein Margot!

Sie wußte kaum, was mit ihr geschah, als sie jetzt ausstieg, jeder sie sehen, sie bewundern, ihre Hand drücken wollte.

Wehring bemühte sich zwar, eine ruhigere Stimmung hervorzubringen, aber es gelang ihm nur sehr unvollkommen, weil er selbst zu bewegt war. Sie stand schüchtern an seine Frau geschmiegt, zu der sie geflüchtet war, und erst, als man das bereit stehende Frühstück servirte, obgleich Niemand eine Neigung dazu zeigte, gelang es, der inneren Bewegung äußerlich mehr Herr zu werden.

Nun werden wir bald fahren, mein geliebtes Kind, flüsterte die Frau Wehring, du mußt gefaßt und heiter sein, wie es einer glücklichen Braut geziemt.

Wenn du mir eine Bitte erfüllen willst, bat Margot leise, so laß mich vorher ein einziges Mal mein Zimmer sehen, aber allein, fügte sie noch leiser hinzu.

So komm, mein Kind, wir kehren sogleich zurück – sagte sie zu Walther, der sie unruhig ansah – nur einen Augenblick!

Eilig flog sie die bekannte, jetzt mit Blumen geschmückte Treppe hinan – auch die Thür des Zimmers war mit Guirlanden bekränzt; mit zitternder Hand öffnete sie und stand nun in dem Raume, in welchem sie so glückliche, selige Stunden verlebt, die wundervollen Träume ihrer Mädchenzeit geträumt hatte, welche nun alle die nächste Stunde zur Erfüllung bringen sollte.

Voll der tiefsten Bewegung schweifte ihr Auge von einem Gegenstande zum andern – es war ihr in diesem

Augenblicke, als wäre sie gar nicht fortgewesen, oder als ob sie geträumt habe oder jetzt träume. –

Walther wartete voll Ungeduld, dann suchte er sie. Leise öffnete er die Thür und sah sie betend knieen auf derselben Stelle, wo sie so oft gebetet hatte, während die Thränen ihre gefalteten Hände benetzten. – Ungehört trat er näher, und als er sie dann umschlang, sie zu sich emporhob und sie selig an seine Brust sank – da bedurfte der Bund ihrer Herzen kaum mehr einer anderen und höheren Weihe, als er in diesem Augenblicke empfing.

So führte er sie hinab, und als sie dann an seiner Hand mit dem verschämten, kindlichen Gesichte, tief erröthend und mit gesenkten Augen, an deren langen Wimpern noch immer die Perlen der Thränen hingen, durch die harrende Menge dem Wagen zuschritt, mußte Jeder bekennen, daß er niemals eine schönere und lieblichere Braut gesehen habe.

Die kleine Dorfkirche oben in den Bergen, an deren Altar sie vor fünf Jahren die Weihe der Christen empfangen, faßte die Menschen nicht, welche alle gekommen waren, nicht aus Neugierde, sondern aus Theilnahme und Liebe; sie standen dicht geschaart bis in die Wiese hinaus. Derselbe würdige Geistliche, welcher sie eingesegnet, segnete auch jetzt ihren Bund in kurzer, rührender, schlichter Weise. Als die Ringe gewechselt waren und seine Hand segnend auf dem Haupte der Knieenden ruhte, zogen die sanften, gedämpften Töne der Orgel durch die kleine Kirche noch eine längere Zeit während lautloser Stille.

Dann erhoben sie sich und empfingen die Glückwünsche aller derjenigen, die sie liebten und von denen sie geliebt wurden, innige, herzliche, aber stumme Wünsche, weil die Sprache sie nicht auszudrücken vermochte, bis sie wieder hinaus traten in die frische, heitere Bergesluft mit der freien Fernsicht über die grünen Wälder und Höhen – da erst wurden die Herzen leichter, und der so lange eingeengte Strom der Freude ergoß sich in ungehinderten Wogen.

Als sie zurückkamen, das geliebte Thal der Fichtenau sich wieder vor ihnen ausbreitete, donnerten abermals die Böller, das Echo rollte an den Bergen fort, die Fahnen flatterten, und jubelnde Arbeiter empfingen sie mit nicht enden wollendem Zurufe. Eine fröhlichere Hochzeit, ein freudigeres Fest konnte es nicht geben, denn es war Niemand unter den dabei Betheiligten, der dies nicht empfunden und nicht den Ehrentag des jungen Paares aus vollem, fröhlichem Herzen mitgefeiert hätte. Es gewährte einen Hochgenuß, die glücklichen Gesichter und den Ausdruck der inneren tief empfundenen Freude darauf zu sehen. Walther hatte nur Augen für Margot, welche die ihrigen so oft erröthend niederschlug, als man sie Frau Rohneck oder Frau Braut nannte, mag man, je länger sich das Mahl ausdehnte, um so öfter zu thun Veranlassung nahm. Die beiden älteren Frauen, Walther's Mutter und die Frau Wehring, welche Margot stets Mutter nannte, betrachteten nur ihre Kinder, deren Glück das ihrige war; Hedwig und Raoul waren fast ausgelassen

fröhlich, eben so Wehring und der Apotheker, welche zuerst mit jenen harmlosen Neckereien begannen, die an einem Hochzeitsfeste unvermeidlich sind und bei denen Margot immer wieder erröthete. Der Marquis und der Graf, im Anfange etwas befangen, kamen ebenfalls rasch in die heiterste Stimmung; der Graf vergaß vollständig die Mesalliance seiner Verwandten, von deren Liebenswürdigkeit er schließlich so entzückt war, daß er in eine so fröhliche Ausgelassenheit gerieth, wie sie Hedwig bei ihm noch niemals gesehen hatte.

Sie sind ein glücklicher Mann, Herr Rohneck, rief er, mit diesem anstoßend, und jetzt erst bedaure ich es mehr denn jemals, daß Sie nicht in Wallfort geblieben sind; wir hätten recht vergnügt zusammen leben können.

Hast du nicht genug an uns, Papa? scherzte Hedwig. Weßhalb bist du so ungenügsam – was sollten Wehrings ohne sie anfangen?

Ja, ja, rief dieser dazwischen, Ihre Frau Tochter spricht die Wahrheit; wir würden sie auch in keinem Falle wieder fortlassen!

Ich könnte mich auch nie mehr von dir trennen, liebe Mutter! flüsterte Margot, indem sie die Hand der Frau Wehring drückte. –

Es war sehr spät, als man sich endlich trennte. Das junge Paar war schon längere Zeit unbemerkt verschwunden; die Feuer der Oefen brannten wieder für die Arbeit des kommenden Tages und warfen ihren flackernden, magischen Schein in das Zimmer, wo die Glücklichen weilten. –

Die Abreise des Grafen verzögerte sich noch um mehre Tage; er selbst hatte den Wünschen Raouls und seiner Tochter keinen Widerspruch entgegen zu setzen. Gemeinschaftlich verlebten sie noch eine kurze Zeit ruhigeren und bewußteren Glückes, als es in der Aufregung des Festes möglich gewesen war.

Dann schieden sie, Jeder mit der Ueberzeugung, diejenigen, welche ihm lieb und theuer waren, glücklich zu wissen, so glücklich, wie es sterblichen Menschen überhaupt zu werden vergönnt ist. Die Stunde der Trennung wurde verschönt durch dieses Bewußtsein und durch die Hoffnung und das Versprechen baldigen Wiedersehens.

Das neue Haus wurde im künftigen Sommer fertig, während die Firma Wehring u. Rohneck ihr Geschäft um das Doppelte erweitert hatte. Einige Wochen, nachdem das neue Haus bezogen war, feierte man die Taufe des kleinen Rohneck, zu welchem Feste Raoul und Hedwig gewiß herüber gekommen wären, wenn der Zufall es nicht gerade so gefügt hätte, daß sie kurz vorher ein ähnliches glückliches Ereigniß hätten begehen müssen.

In Wallfort aber war mit den neuen Bewohnern ein ganz anderes Leben eingekehrt. Der Graf hatte sich von den Geschäften zurückgezogen und diese seinem Schwiegersohne überlassen, welcher darin eine völlige Befriedigung fand und niemals den Tag bereute, wo er begonnen hatte, sich diesem neuen Berufe zu widmen. Der Graf und der Marquis spielten täglich zusammen Schach und Domino und verbrachten die übrige Zeit in angenehmer Unterhaltung und Ruhe. Beide lebten noch

längere Jahre, und Friedrich hatte noch viele Morgen das Glück, des Grafen lange Leibbinde umzuwickeln und sich von ihm deßhalb tadeln zu lassen. Petrowitsch und Lucie lebten zusammen auf einem Vorwerke, welches ersterer selbständig verwaltete.

Erst nach mehreren Jahren kamen Walther und Margot zum Besuche mit ihren Kindern nach Wallfort, und während sie sich des Wiedersehens freuen und die beiden jungen, schönen Frauen mit Entzücken dem heiteren, unschuldigen Spiele ihrer lieblichen Kinder zuschauen. Lassen wir den Vorhang fallen, hinter dem die verschiedenen Bilder, welche wir zu schildern versucht haben, so lange vorübergeschwebt sind.